Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

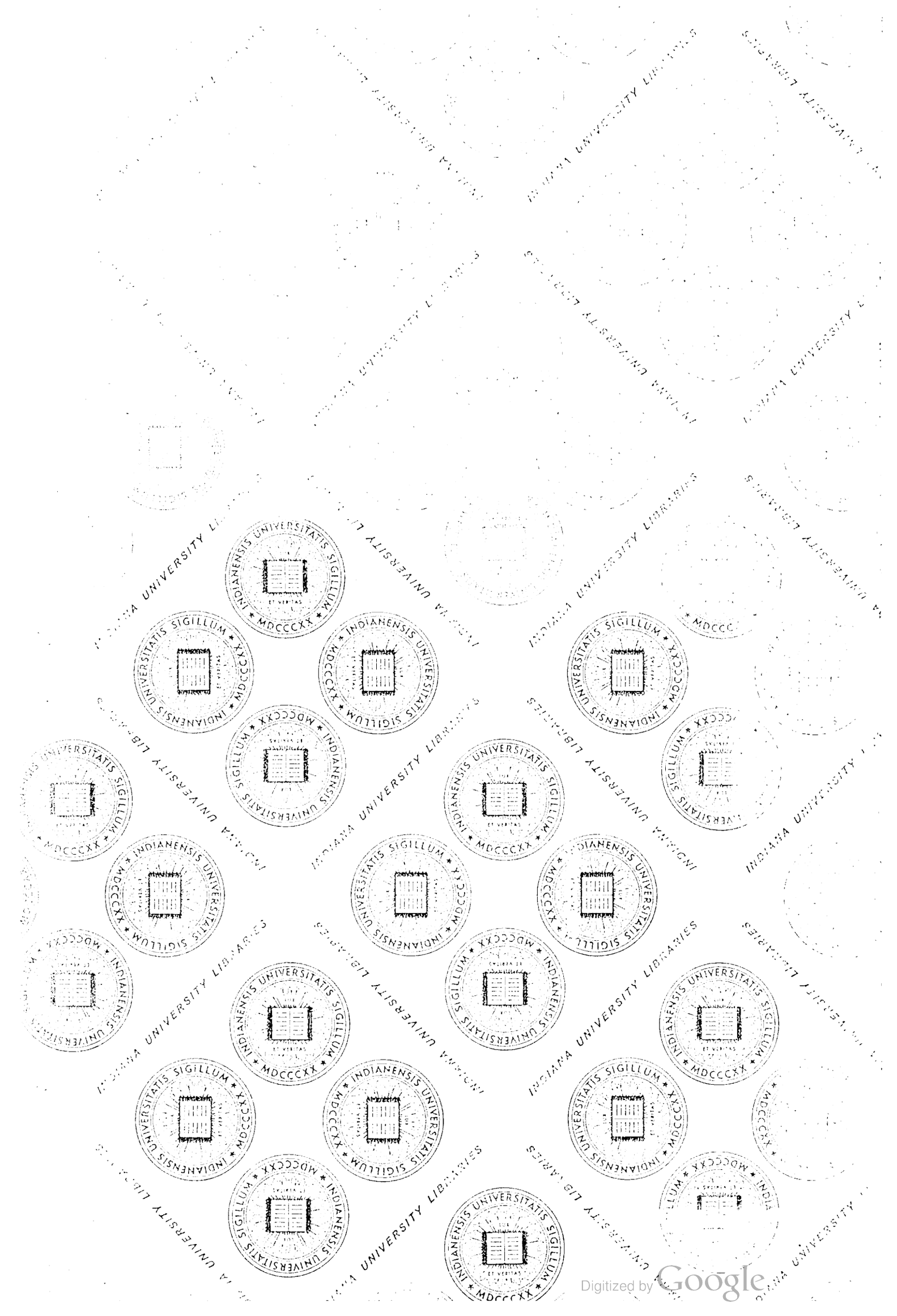
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

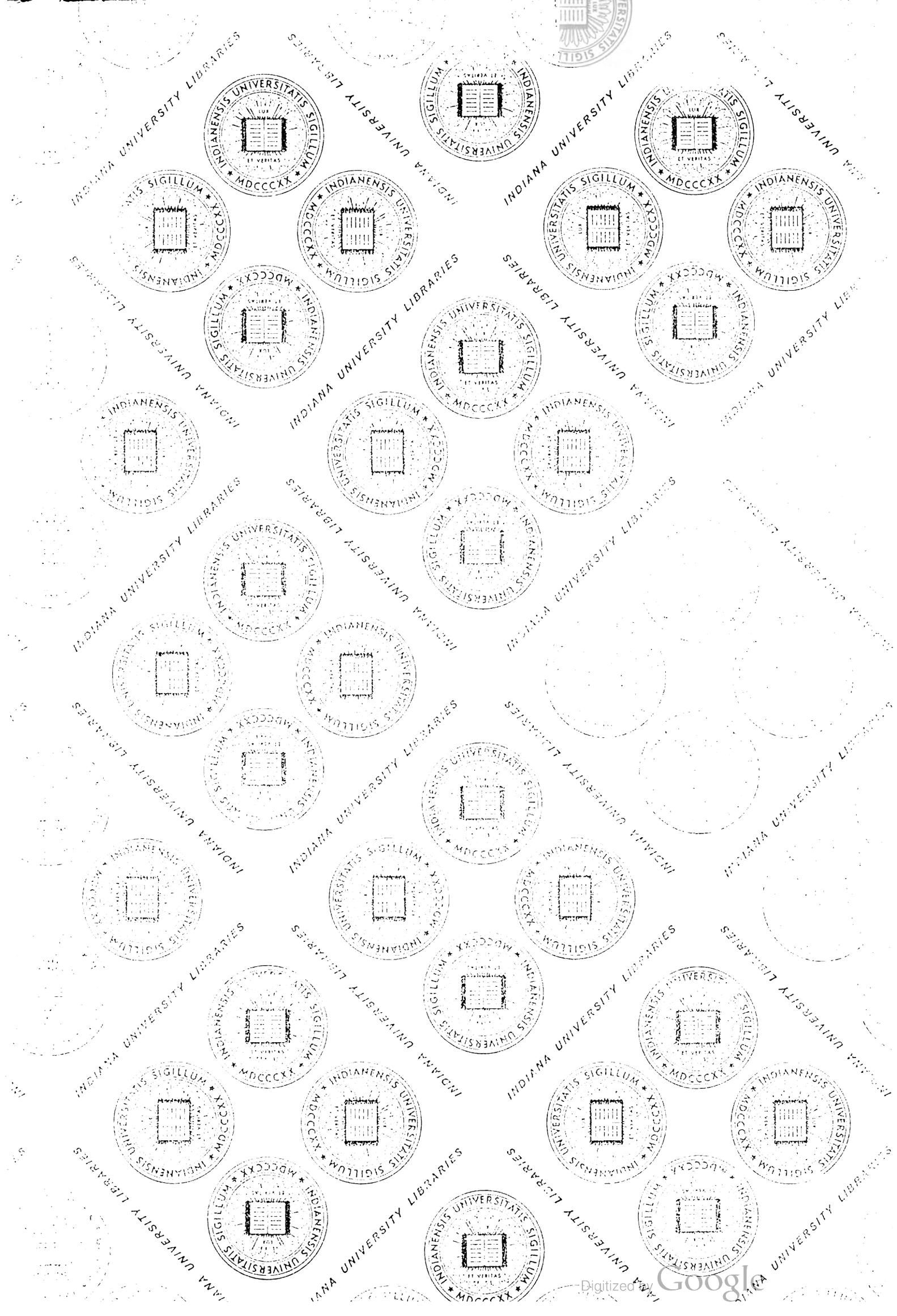
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AP 30
.G8
1907

Digitized by Google


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
ET VERITAS
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Dr. Adolf Heilborn.

Zweiundsiebzigster Band.
(Nr. 27—52.)

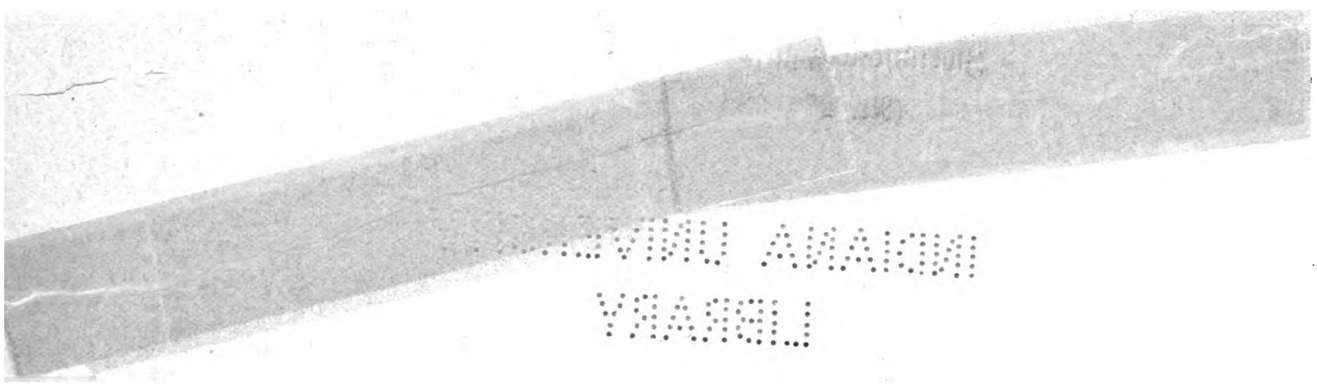
INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Berlin 1907.
Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

67152

AP30
.G3
1907



3-13-09

Digitized by Google

Register.

Zweiundsiebzigster Band.

Politik und Sozialpolitik.

	Seite
r, Dr. Richard, Auf dem Weg zur neuen Aera	1
thold, Ernst, Der Assessorismus und die Betriebssicherheit der preußischen Eisenbahnen	306
rbach, Otto, China vor und nach dem russisch-japanischen Kriege	17. 35
— Orient und Occident	145
— Internationalismus und Nationalismus	195
— Die englischen Colonien und das britisch-japanische Bündniß	257
Friedegg, Ernst Egon, Der Unmenschliche (Graf Sternberg)	49
Fuld, Justizrath Dr. L., Luxemburg	97
Grabowsky, Dr. A., Werthzuwachssteuer und Bodenreform	146
H .. H., Zwangs-Enteignung zu Ansiedlungs-Zwecken	291
Katscher, Leopold, Die Heilsarmee als Socialreformerin	20. 36
Lauer, Karl, Russische Studenten	173
Leuß, Hans, Eine wichtige Frauenfrage	2
Lessing, Dr. Theodor, Die Tragik reicher Mädchen 214. 231.	246
Martin, Dr. Lindsay, Die Nationalisirung der deutschen Socialdemokratie	161
— Die anglo-russische Convention	241
— England und Deutschland	353
Moeller, Dr. Cajus, Japan und die Geschichte der Großmachts-Constellationen	81
— Englische Partei- und amerikanische Weltpolitik	163
— Von dem regierenden Centrum an der Isar	273
Petersen, H., Die Nationalitäten in der Nordmark 51.	65
Ritter, Prof. Dr., Clemenceau als Culturpolitiker	115
Schlesinger, Dr. jur. Erich, Verfassung und Verfassungskämpfe in Mecklenburg 339.	354
Schütze, Woldemar, Churchills neue Afrika-Reise	321
Schwimmer, Rosika, Schwarze Schleier über Ungarn	308
v. Sosnosky, Theodor, Björnson und Apponyi	209
Stammer, Strafanstaltssecretär, Leutnant zur See a. D., Die Unterbringung von Fürsorgezöglingen im seemännischen Berufe	66
Stauff, Philipp, Wahlrechts-Gedanken	178

Colonialia.

Fonck, Hauptmann H., Vom Reisen in Deutsch-Ostafrika	180
Henoch, Hubert, Unter den Buschmännern der Kalahari	277

Militärisches.

Agricola, Offizier und Beamter 243.	260
— Die Wiederanstellung verabschiedeter Offiziere im Staatsdienst 289.	309
v. Bieberstein, Oberstleutnant Rogalla, Der heutige Stand des österreichisch-ungarischen Heeres	147
— Die Bedeutung Amsterdams für die Niederlande	369
Bleibtreu, Karl, Die Wahrheit über die Schlacht von Sedan	212. 228
v. d. Boeck, Generalleutnant, Offizierberuf und Offiziermangel	193
Martin, Regierungsrath Rudolf, Motorluftschifffahrt s. Technik.	
v. Sosnosky, Theodor, Keinen Krieg mehr	98
v. Witzleben, Rittmeister, Die französische Armee im Jahre 1907	117

Rechtswissenschaft.

B., K. „Sherlock Holmes" über den Fall Hau	156
Berndt, Dr. jur. Martin, Zum Tode Haws	76
Fuld, Justizrath Dr. L., Bühnenverträge und Bühnenrecht	19
— Tpselli-Montignoso	225
— Die Civilproceßnovelle und die Socialpolitik	274
— Die Ehre und ihr Schutz	305
Hilse, Kreisgerichtsrath Dr. B., Willkür oder Recht bei Erschweren der Feuerbestattung	113
v. Sosnosky, Theodor, Ein dunkles Capitel 292.	311
Thiesing, Amtsrichter Dr., Die Reform der Gerichtsferien	33

Handel und Geldwesen.

	Seite
Heinemann, Ernst, Das russisch-englische Abkommen und die Wiedererschließung des englischen Capitalmarktes für Rußland	210
— Das Problem der Börsenreform	259
— Die „Kriegsbereitschaft" der Berliner Banken	402
Martin, Dr. Lindsay, Die Krisis in Brasilien	88
— Reichsfinanzreform	129
— Die Trusts und die Bankkrisis in den Vereinigten Staaten	337
Martin, Regierungsrath Rudolf, Geldkrisis und Wirthschaftskrisis	321
Mercator, Aus der Finanzwelt	364

Naturwissenschaften und Technik.

Heuser, G., Naturgeschichtliches über weibliche Bauthätigkeit	165
Martin, Regierungsrath Rudolf, Die Motorluftschiffe in Tegel	177
— Graf Zeppelin und die Hindernisse der Motorluftschifffahrt	226
— Die geheimnißvolle Flugmaschine der Gebrüder Wright 356.	370
Neuburger, Dr. Albert, Die Darstellung des Eisens auf elektrischem Wege und ihre wirthschaftliche Bedeutung	84
— Das neue „Reichsstreichholz"	244
Zell, Dr. Th., Die Fabelwesen der Alten und die moderne Wissenschaft	38

Heilkunde.

Neumann, Oberstabsarzt Dr., Der XIV. internationale Hygiene-Congreß in Berlin und die Volksaufklärung	254
Sternberg, Dr. med. Wilhelm, Heilmittel und Gifte. Nahrungsmittel — und Genußmittel 324.	343

Erziehungswesen.

Achelis, Prof. Dr. Th., Tolstoj als Pädagoge	131
Budde Prof. Dr. G., Die höhere Schule und das Bildungsideal der Gegenwart	262
Liebmann, Dr. med. Albert, Orthographie und Aussprache im Deutschen	68

Philosophisches und Theologisches.

Friedlaender, Dr. S., Jean Paul als Denker	312
Friedrich, Paul, Vom Tode	326
Neander, Noch einmal die Versöhnung der Confessionen	126
Rueft, Dr. Anselm, Vauvenargues	56
Schläger, Dr. G., Die Unechtheit der Paulinischen Hauptbriefe 182.	196

Geschichte, Culturgeschichte und Biographisches.

Bleibtreu, Karl, Friedrich der Große als wahrer deutscher Nationalheld	52
— Der Marquis de Sade 134.	151
Den, „Ach Jena! Jena! lieber Sohn"	166
H., Alte Weihnachtsfeiern	358
Kohut, Dr. Adolph, Eine fürstliche Geliebte Franz Liszts	92
— George Louis Leclerc Graf v. Buffon	148
— Eine ungedruckter Brief Immanuel Kants	201
— Vier ungedruckte Briefe des Frh. vom Stein	386
Lehmann, Max, Stein, Preußen und die deutsche Nation 275.	294
v. Newald, Dr. Julius Ritter, Friedrich Wilhelm von Braunschweig 325.	341
Westermarck, Prof. Dr. Edward, Gastlichkeit 385.	401

Aesthetik.

Clement, Franz, Ueber die Pose	249
v. Filek, Prof. Dr. Egid, Vom Kritisiren	87
Hauser, Otto, Autor und Recensent	297

Digitized by Google

Seite

Klaar, Prof. Dr. Alfred, Bücher und Bäume 6. 21
Kurtz, Rudolf, Einkehr nach der Reise 263
Lux, Joseph August, Correcte Kleidung 4
Mayer, Prof. Dr. Adolf, Zur Theorie des Lächerlichen . . . 295
Mießner, Dr. Wilhelm, Die Wertherstimmung 121
— Schönheit und Wahrheit 168
Schaukal, Richard, Vaterland 214
— Herr von Baltheſſer phantaſirt über das Thema „Die Dame“ 282
Strobl, Karl Hans, Vor Cypern 119
— Jaffa 219
— Jeruſalem 390

Literargeſchichtliches.

Beradt, Dr. Martin, Guy de Maupaſſant 102
Bethge, Hans, Erinnerungen an Otto Erich Hartleben . . . 313
Ebner, Theodor, Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart 344
Friedrich, Paul, Zacharias Werners Tagebücher 71
Geiger, Prof. Dr. Ludwig, Hermann von Löbeneck, ein hundertjähriger Roman 8. 24
— Ein Aufſehen erregender Roman aus dem Jahre 1868 . . 280
— Gloſſen zu O. J. Bierbaums „Prinz Kuckuck“ 409
H., Die Bücher des Jahres 374
Jacob, Prof. Dr. Georg, Die Schattenbühne als deutſche Volksbeluſtigung und das literariſche deutſche Schattenſpiel . 266. 278
Klaar, Prof. Dr. Alfred, Björnſtjerne Björnſon 360. 372
Landsberg, Dr. Hans, Karl Theophilus Döbbelin . . . 216. 232
Lorenz, Ludwig, Adolf Bartels' Römiſche Tragödien . . 72. 88
Mießner, Dr. Wilhelm, William Makpeare Thackeray . . . 328
Rahmer, Dr. med. S., Neue Studien über Chr. D. Grabbe . 7
Schiller, Ein unbekannt gebliebenes Gedicht Sch.s 110
Schütze, Woldemar, Die Komödien des Menander 184

Dramatiſches und Dramaturgiſches.

Anwand, Dr. Oskar, Das Berliner Theaterjahr 169. 185
Hermann, Georg, Zarathuſtra, eine luſtige Frechheit in 2 Acten 10. 26. 43. 58. 74. 91. 105. 123. 138. 154.
— Zum „Zarathuſtra“. 155
Schlaikjer, Erich, Darſteller und Dichter 388. 406

Muſikwiſſenſchaft.

Alaſberg, Dr. Fritz, Der ſterbende Richard Wagner 100
Niemann, Dr. Walter, Von Naturgefühl in der Tonkunſt 41. 54
Paetow, Dr. Walter, Eugen d'Alberts neue Oper 408

Bildende Kunſt und Kunſtgewerbe.

Hermann, Georg, Noch einmal monumentale Wirthshäuſer . . 141
Kirchbach, Wolfgang, †, Ueber Malerei 387. 405
Lux, Joſeph Aug., Monumentale Wirthshäuſer 108
— Reiſeausrüſtung 132
— Was iſt Architektur? 199. 217. 233. 248
Schur, Ernſt, Max Liebermann 39

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Berger, Henning, Der Annoncenagent 330. 347
Bethge, Hans, Kurzes Glück 202
Brod, Max, Die Erziehung zur Hetäre 362. 377. 393
Derman, Ab., Der kleine Bär. 267
Friedrich, Paul, Das Bild im Herbſt 236
Heilborn, Adolf, Chromatiſche Phantaſie 316
H., Jamaikaniſche Neger-Legenden 345
Martens, Kurt, Die Panacee des Lebens 410
v. Ompteda, Roderich Frhr., Das Liebesneſt 299
Schaukal, Richard, Von Tod zu Tod 250
Schwimmer, Roſika, Mit Blindheit geſchlagen 187
Waegner, Elin, Blinde Hennen 171
Zangwill, Israel, Die Sabbathbrecherin 137

Gedichte.

Albu, Eugen, Drei Gedichte 42
Becker-Kirchbach, Marie Luiſe, Todtenblumen 123
— Vier Gedichte. 329
Berſtl, Julius, Das Lied der Trauer 186
— Drei Gedichte des Bhartrihari 316
Braun, Felix, Drei Gedichte 347
Brod, Max, Gedichte 104. 171. 267

Seite

Friedrich, Paul, Herbſtkinder 219
— Ellinor 298
Heller, Leo, Zwei Scherzgedichte 26
— Am Abend 123
— Zwei Gedichte 202
— Im tiefſten Grunde unſres Herzens trauern wir 361
Holz, Arno, Er lauſcht einem Voeglein 361
Kirchbach, Wolfgang, †, Gedichte 9. 90. 136
— Bildwandel 202
— Das iſt, wenn die erſten Roſen blühn 235
Kopp, Cornelia, Zwei Gedichte 218
Lähn, Auguſt, Rimels 73
Lorenz, Felix, Im Hafen 154
— Drei Gedichte 250
— Weihenacht 392
Nock, Wilhelm, Urwaldbilder 377
Schaukal, Richard, Sanfte Mönche 410
Wiener, Oscar, Drei Gedichte 58
— Drei Balladen 282
— Neue Verſe 392

Gloſſen, Zeitgedichte, Zeit- und Streitfragen.

Knopf, Julius, Büloms Traum 190
Landsberg, Dr. Hans, Das Hardendenkmal 413
Marsyas (Dr. M. Beradt), Die Rechtsjagd 12
— Yaya 28
— Rahmen ohne Bilder 45
— Das Licht von Münſter 61
— Der Kindesmörder 93
— Das lockre Haupt 107
— Der letzte Wille 125
— Der Krieg 140
— Von den höfiſchen Dingen 172
— Um dieſe Zeit 188
— Brände 221
— Abenteuer am Kamin 237
— Trübſinn 253
— Indiana 269
— Ein Opfer 284
— Von den Schmerzen eines Empfindſamen 299
— Die böſe Zunge 317
— Die Leute und die Liebe 332
— Tage der Todten 349
— Könige auf Reiſen 364
— Requiem 379
— Von den Bazaren 395
Terentius, Peters Triumphator 30
— Die Unterredung 62
— Swinemünde 93
— Beamtenheimkehr 110
— Muthiger Vormarſch 238
— Theuerung 270
— Deutſche Tugend 285
— Engelland 317
— Der Reſervehauptmann 334
— Wohlthätigkeitsbazar 381
— Friedſame Einkehr 397
— Neujahrsgeſang 414

Aus den Berliner Theatern

205. 222. 349. 396

„Briefe“.

(Theater, Kunſt, Geſellſchaftsleben u. ſ. f.)

Decke, Hanns, Americana 61
Friedegg, Ernſt E., Wiener Briefe 29. 380
Neißer, Arthur, Pariſer Briefe 13. 332
— Mannheimer Impreſſionen 189
v. Ompteda, Roderich Freiherr, Münchener Briefe . 29. 45. 284

Verſchiedenes.

Aufruf zur Erhaltung der Vögel 300

Notizen.

(Bücheranzeigen und -beſprechungen.)

15. 30. 46. 63. 78. 94. 111. 127. 158. 174. 205. 222. 270. 285. 301. 318. 334. 350. 365. 381. 397. 414.

Digitized by Google

IND. UNIV. LIB'Y.

№ 27. JUL 29 1907 Berlin, den 6. Juli 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Auf dem Weg zur neuen Aera . . . Von Dr. Richard Bahr (Berlin). — Eine wichtige Frauenfrage. Von Hans Leuß (Potsdam). — Correcte Kleidung. Von Joseph August Lux (Dresden). — Bücher und Bäume. Von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin). I. — Neue Studien über Chr. D. Grabbe. Von Dr. med. S. Rahmer (Berlin). — Hermann von Löbeneck, ein hundertjähriger Roman. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin). I. — Zwei Gedichte. Aus dem Nachlaß von Wolfgang Kirchbach. — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). 1. — Die Rechtsjagd. Von Marsyas. — Koketten und Kokotten. Von Arthur Neißer. — Notizen. — Anzeigen.

Auf dem Weg zur neuen Aera . . .

Von Dr. Richard Bahr (Berlin).

Es sind genau achtzehn Monate her: da schrieb ich in diesen Blättern vom Grafen Posadowsky. Er hatte im Reichstag eine seltsam bewegende Rede gehalten. Eine Rede, die wie der Sehnsuchtsschrei eines Ringenden klang, der sein Lebenswerk versinken sieht, weil man hüben und drüben ihn nicht verstehen will. Und indem ich dem Grübelnden und Zweifelnden, dem Staatsphilosophen, der bei Allem nach dem Woher? und Wohin? frage, die unbedenkliche Zuversicht des Typus Rheinbaben gegenüberstellte, hatte ich gemeint: daß unsere Regierung überhaupt eine Persönlichkeit wie den Grafen Posadowsky vertrüge, blinke noch wie ein fernes Leuchten durch unsere Nacht . . . Am 22. Juni ist dieser Stern, an dem in den letzten Monden die dunkelen Wolken immer stürmischer vorüberjagten, erloschen. Graf Posadowsky ist ein wenig plötzlich und nicht sehr kameradschaftlich ausgeschifft worden, und Fürst Bülow hat nun (ward dem selber so gern Doppeldeutigen der fatale Doppelsinn gar nicht bewußt?) sein „homogenes Ministerium". Herr v. Rheinbaben aber darf sich mit dem hohen Orden vom Schwarzen Adler schmücken. Suum cuique. Oder weniger preußisch ausgedrückt (wie's in den „Eingesandts" der Localpresse zu heißen pflegt): Unus pro multis.

Warum mochte Fürst Bülow den Grafen Posadowsky, den er sieben Jahre trug, nun keine Stunde länger — nicht einmal bis zu dem wenige Tage entfernten zehnjährigen Jubiläum des inneren Staatssecretärs — vertragen? Die Gazetten, liberale, demokratische, „nationale", agrarische, mit merklichem Zögern schon die conservativen (es ist eine Lust, wie stolz und unabhängig dermalen in unserem Reich die Presse ist) erzählen eine gar rührsame Geschichte. „Zwischen Liebe und Pflicht" könnte man sie überschreiben. Oder so ähnlich. Fürst Bülow hätte den Grafen Posadowsky geliebt (vermuthlich: wie er Johannes Miquel liebte oder Herrn v. Podbielski). Und gern, ach wie gern hätte er dessen reiche Kraft der Nation erhalten. Aber es sei nun einmal leider nicht gegangen. Zum Ersten sei Graf Posadowsky ein schlechter Prophet gewesen und hätte sich über die Wahlaussichten geirrt. (Was gewiß um so herberen Tadel verdient, als bekanntlich die Voraussicht unserer in allen anderen Gliedern stets infalliblen Regierung vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges das deutsche Volk vor beträchtlichen Capitalverlusten bewahrt hat!) Zum Zweiten hätte er den Herrn Reichskanzler nur lau und mit Widerstreben gegen Centrumsangriffe im Reichstag vertheidigt. Und dann sei er überhaupt ein Centrumsfreund gewesen und habe zur Blockpolitik andauernd kein Vertrauen gehabt. Vergebens hat sich Graf Posadowsky gegen die erweislich unwahren Ausstreuungen zu wehren gesucht. Die Waffen sind in diesen Stücken nicht ganz gut und gleich. Den Herrn Reichskanzler schützt bei Tage und bei Nacht sein getreues Preßbureau, das die Kleinen mit Informatiönchen und die Größeren mit Ordenssternen und Professortiteln kirrt. Tausend Arme hats heute in unserer demokratischen Zeit. Den Anderen fehlt diese gefügige Trabantenschaar, und so sind sie der Oeffentlichkeit gegenüber eigentlich von vornherein in der Hinterhand. Durch ein paar Männer seines Vertrauens (die Leute, die aus purem Idealismus sich einem zur Verfügung stellen, von dem keine Förderung mehr zu erwarten ist, sind dünn gesäet) hat Graf Posadowsky die tollsten Räubergeschichten abweisen lassen. Lug sei's, daß er als Strafe für die Auflösung den Einzug von 114 Socialdemokraten prophezeit habe. Unwahr, daß er mit dem Centrum je anders als im ausdrücklichen Auftrag des Kanzlers, des einst, ach wie centrumsfreundlichen, verhandelt habe. Und im Uebrigen habe er sich ernstlich auf das Zusammenarbeiten mit der neuen Blockmehrheit eingerichtet. Beweis: die stattliche Reihe von Gesetzentwürfen, die er bei seinem Ausscheiden wohlvorbereitet im Reichsamt des Innern zurücklasse. Ob wohl einer von den ehrenwerthen Rittern, die vorher so wacker schmälen konnten, von diesen Feststellungen Notiz nahm? Die Lügenmären hatten sie hübsch aneinandergereiht, und so eine neue auftauchte, sie sorgfältig registrirt. Die Dementis schwiegen sie entweder todt oder glitten, neuen Schimpf auf den alten häufend, mit einem Schwall nichtssagender Redensarten an ihnen vorüber. Dafür citirten sie fleißig einander, die Demokraten die Nationalen und die Nationalen die Demokraten, so den Schein erweckend, als ob auch grundsätzliche politische Gegner in der Beurtheilung Posadowskys und seines verhängnißvollen Verharrens auf der abschüssigen Centrumsbahn eines Sinnes wären. Das bürgerliche Publicum hats zumeist wohl gläubig hingenommen. Es wußte ja nicht, daß alle diese Weisheit aus derselben Quelle troff und schon vor Monaten — der kluge Mann beugt vor — glasweis ausgeschenkt ward. Anders in der Arbeiterschaft; trotz der hergebracht läppischen Artikel ihrer Presse: selbst in der socialdemokratischen. Die hatte doch die Empfindung, daß diesem Mann, der sich nicht gescheut hatte, weit nach des Lebens Mitte mit seinen bisherigen Auffassungen zu brechen und von Grund auf ein Anderer zu werden, die Sorge für den

Digitized by Google

Arbeiter zur Herzenssache geworden war. Vollends in den Kreisen der christlichen Gewerkschaften genoß Posadowsky ein schier beispielloses Vertrauen. Das kann unter Umständen der Herr Reichskanzler noch einmal schwer entbehren müssen. Die gelben Gewerkschaften des „Reichsverbandes zur Bekämpfung der Socialdemokratie", denen er so huldreich seinen telegraphischen Gruß entbeut, werden doch nun einmal ein Kunstproduct bleiben. Man wird die Häupter dieser Lieben immer zählen können; und das wird gut sein. Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit haben bei ihrer Gründung schwerlich Pathe gestanden.

Aber auch die liberalen Parlamentarier und nicht zeitungschreibenden Politiker schauten dem Revirement ein wenig skeptisch zu. Die kannten doch so viel von dem Gefüge unseres Staatsrechts und der verschnörkelten Construction unseres Verfassungslebens, um zu wissen, daß man für illiberale Einschläge in die vom Reichsamt des Innern gezeichneten Gesetzentwürfe im Ernst nicht den Grafen Posadowsky verantwortlich machen durfte. Der hatte immer gebracht, was er bekam. Wenns zuweilen wenig schien, so lag das an der Superredaction der preußischen Ressorts, die gelegentlich die ursprünglichen Vorschläge so umgestalten konnten, daß ihr Autor wohl mit bitterem Lächeln das Mikoschwort citirte: „Armes Vatter, wie hast Du Dir verändert!" Soll das jetzt anders werden, da ins preußische Ministerium zwei neue Männer eingezogen sind und (eine „großzügige Leistung eines schaffensfreudigen und großen Staatsmanns" nennens wirre Knaben, denen alle historische Maßstäbe abhanden kamen, oder die nie welche besaßen) der generelle Stellvertreter des Kanzlers im Reich nun auch zum Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums geworden ist? Der Herr Cultusminister, dem nebenbei keine ausgeprägte Physiognomie zu eignen scheint, kommt für diese Dinge eigentlich kaum in Betracht, und der neue Herr im Innern ist (wie sein Vorgänger) offenbar ein Conservativer von der liebenswürdigeren, gebildeten, nicht ganz „rettungslosen" Spielart. In der Beziehung also wandelte sich nichts; in allen anderen aber bliebs erst recht beim Alten. Rheinbaben, Delbrück, Breitenbach sind bewährte Anhänger des Patriarchalismus; Männer, die noch ganz und gar auf den Cameralisten der alten Schule fußen; denen jede Arbeitercoalition schon ein leises Grauen einflößt; die — ihnen selbst vielleicht unbewußt — die Welt nur von der Unternehmerseite anzusehen lernten. Wird der neue „Minister für Socialpolitik" sie durch den heißen Athem einer edlen Leidenschaft aus diesen alten und vertrauten Geleisen fortzureißen vermögen? Wird ers auch nur wollen und versuchen? Mancherlei Geschichtchen gehen in diesen Tagen von Mund zu Mund. Die Einen behaupten: Herr v. Bethmann-Hollweg sei in seines Herzens Grunde ein Erzreactionär; Andere sagen ihm eine gewisse Biegsamkeit des Charakters nach und das Vermögen, verschiedenen Situationen zu dienen; wieder Andere, die Höhnischen und Spötter, berichten: Herr v. Bethmann sei dem älteren Collegen von der preußischen Finanz nur vorgezogen worden, weil dieser ein Automobilfeind sei und jener nicht. Ich lege keinen Werth auf derlei Gewisper. Es kann ebenso erlogen sein wie die giftige Nachrede, die dem scheidenden Posadowsky folgte. Nur hat, wo er bisher der Oeffentlichkeit sich zeigte, Herr v. Bethmann-Hollweg nicht gerade als Feuerkopf debutirt. Er hat einmal ganz hübsch und nicht ohne Freimuth über die ars amandi und ihre Varietäten gesprochen. Und ein andermal, als die Arbeiterfrage aufs Tapet kam, hat er die Nothwendigkeit der Selbsthülfe betont. Neigt er zu Schulze-Delitzsch, zu Cobdeniten und Manchesterleuten? Vielleicht; vielleicht auch nicht. Eines scheint fast sicher: alt eingewurzelte Widerstände zu überwinden, fehlt ihm wohl das Temperament. Nach einem Dictator für die Aufgaben der socialen Reform rief Graf Posadowsky in einer seiner letzten Reichstagsreden. Und wußte wohl warum.

Aber die Socialreform, sagt man, soll nicht stillstehen. Es giebt keinen zweiten Begriff, mit dem so viel Mißbrauch getrieben würde wie mit der Vocabel Socialreform. Das ist noch schlimmer als mit der „Lösung der socialen Frage" um die Wende der sechziger und siebziger Jahre. Wer wird sich so unpopulär machen und im Lande des allgemeinen Wahlrechts sagen: er wolle keine Socialreform? Socialreform wollen sie Alle; aber — das versteht sich — nur die rechte. Von dieser rechten aber hat leider Gottes Jeder eine andere Vorstellung. Als man im April beim Etat des Innern die übliche socialpolitische Unterhaltung pflog, herrschte, wenn man oberflächlich hinhörte, von Mugdan bis Richthofen die schönste Eintracht. Sah man näher zu, so klaffte zwischen ihnen freilich eine ganze Welt. Wem wird der Herr Reichskanzler und sein Generalsubstitut nun folgen? Herrn Mugdan? Herrn v. Richthofen? Herrn v. Gamp? Oder Herrn Bassermann und Herrn Trimborn? Zunächst, fürcht ich, keinem von ihnen. Denn zunächst wird der neue Herr sich einarbeiten müssen, und deßhalb wird auch beim besten Willen fürs Erste die Socialreform doch stillstehen.

War das die Absicht? Manche glaubens. Nicht nur die vor der Großindustrie ressortirenden Scharfmacher, die Agrarier, die Conservativen. Auch der nun von dem Werk, das ihm theuer ward, scheiden muß, geht wohl in dieser Ueberzeugung. Wer Recht hat? Spätestens, wenn der Herbst kommt, wird sichs zeigen müssen. Einstweilen aber wird man notiren dürfen: merkwürdige Wege wandelt der Herr Reichskanzler, wenn er — seine Officiösen versicherns jetzt wieder einmal mit besonderer Inbrunst — zu der liberalen, pardon: zu der liberal angehauchten Aera uns führen will. Graf Posadowsky war kein Liberaler im Parteisinne; gewiß nicht. Wer sich gewöhnt hat, Staat und Gesellschaft von oben, vom Standpunkt der Regierenden anzusehen, wird niemals restlos in eine Parteiorganisation aufzugehen vermögen. Aber das Stockpreußenthum hatte er längst überwunden; auch ihm erschien, wohl wie einst dem Freiherrn von Stein (mit dem er auch sonst manche Aehnlichkeit hat), der preußische Kleinadel als ein Stück von einem „wilden, längst ausgestorbenen vorsinthflutlichen Thier". Aber Graf Posadowsky war immer ein Einsamer, ein Outsider inmitten seiner Collegenschaar. Und Fürst Bülow hat nun sein „homogenes Ministerium" . . .

Eine wichtige Frauenfrage.

Von Hans Leuß (Potsdam).

Das Kammergericht — als höchste und maßgebende Instanz für den preußischen Staat — hat kürzlich auf eine von mir angebrachte Beschwerde zum ersten Mal den für alle Mütter wichtigen § 1694 des Bürgerlichen Gesetzbuches interpretirt, und zwar zu Ungunsten der Frauen. Die Vereine zur Vertretung der Rechte der Frau haben nach meiner Meinung dringende Veranlassung und gute Gründe, gegenüber dem Beschlusse des Kammergerichts das Recht der Mutter zu vertreten und damit zugleich sich zu wehren gegen den Versuch, Bestimmungen des neuen bürgerlichen Rechts zu Gunsten der Frau zu ihren Ungunsten zu deuten und einzuengen, wenn der Gesetzgeber sich unklar ausgedrückt hat.

Ein solcher Fall liegt hier vor. Es handelt sich um das Recht der Mutter, einen „Beistand" zu „benennen", und um die Verpflichtung des Vormundschaftsrichters, den Benannten dann zu bestellen, wenn nicht durch diese Bestellung das Interesse der Kinder gefährdet wird.

Bekanntlich hat das neue bürgerliche Recht der Mutter die Fähigkeit verliehen, die elterliche Gewalt allein, ohne Beistand und Vormund, auszuüben. Dies ist der wichtigste der Fortschritte, die das neue Recht der Frau gebracht hat.

Digitized by Google

Zwar hat das neue Gesetzbuch das Recht der Mutter nicht ganz dem des Vaters gleichgestellt, aber doch annähernd. Die Motive betonen diese Tendenz der Anerkennung des mütterlichen Rechts wiederholt und eindringlich, sogar in solchen Ausdrücken, die auf eine Anerkennung des gleichen Rechts der Mutter hinzielen. Aus dieser Tendenz des Gesetzgebers erwächst den berufenen Deutern des Gesetzes die Pflicht, in zweifelhaften Fällen sich auf die Seite des Rechtes der Mutter zu stellen. Es darf aber bei den fortdauernden Wirkungen der früheren Rechtsanschauung von der Rechtlosigkeit der Mutter auf die amtirenden Richter nicht Wunder nehmen, daß die Deutung des neuen Rechts von der entgegengesetzten Tendenz beherrscht wird. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß in den Gebieten des preußischen Landrechts die Richter der unteren Instanzen die landrechtlichen, in den gemeinrechtlichen Gebieten die Grundsätze des gemeinen Rechts in das neue bürgerliche Recht hineintragen; dieser Erfahrung von der fortdauernden Wirkung des früher giltigen Rechts auf die Deutung des neuen entspricht auch die hier zu behandelnde Verneinung des Benennungsrechts der Mutter im Falle der Bestellung eines Beistandes.

Das Recht des Vaters auf die elterliche Gewalt geht dem der Mutter vor, so lange die Ehe der Eltern besteht und so lange nicht etwa bei noch bestehender Ehe der Vater die elterliche Gewalt verwirkt oder diese seine Gewalt „ruht".

Wir können hier die Vorschriften des Gesetzes über die Theilung der elterlichen Gewalt im Falle einer Scheidung der Ehe übergehen. Endet die Ehe durch den Tod des Vaters, oder verwirkt der Vater die elterliche Gewalt oder „ruht" sie, etwa weil der Vater entmündigt ist, so tritt die Mutter an die Stelle des Vaters. Dieser hat freilich das Recht, durch letztwillige Verfügung vorzuschreiben, daß ein Beistand für die Mutter bestellt werde und diesen Beistand zu benennen. Dies Recht des Vaters wird also nur wirksam, wenn die Mutter durch den Tod des Vaters die elterliche Gewalt erlangt, außerdem auch in diesem Falle nur dann, wenn der Vater zur Zeit seines Todes die elterliche Gewalt besaß. Hatte er diese verwirkt oder ruhte sie, so ist seine letztwillige Anordnung nichtig. Diese Vorschrift findet sich klar ausgesprochen in den beiden Paragraphen 1777 und 1687 des Bürgerlichen Gesetzbuches; § 1687 regelt die Bestellung eines Beistandes für die Mutter; ein solcher ist zu bestellen: 1. „Wenn der Vater die Bestellung nach Maßgabe des § 1777 angeordnet hat;" § 1777 enthält das Benennungsrecht zum Vormunde; dies steht dem Vater wie der Mutter nur zu, „wenn sie zur Zeit ihres Todes die elterliche Gewalt" besaßen (und zwar vollständig besaßen), und kann nur durch letztwillige Verfügung ausgeübt werden. Die Motive sagen darüber:

„Da es sich bei der Benennung des Vormundes von Seiten des Vaters oder der Mutter um eine Verfügung handelt, welche mit dem Tode des Verfügenden in Kraft treten soll, und da der Entwurf das Recht der Benennung eines Vormundes als einen Ausfluß der elterlichen Gewalt behandelt, auf deren Ausübung nicht verzichtet werden kann, so entspricht es der Sachlage, daß die Benennung nur durch letztwillige Verfügung erfolgen kann." ... „Der Satz 2, welcher die materiellen Voraussetzungen einer wirksamen Benennung festsetzt, beruht auf dem Gedanken, daß die Benennung sich als eine Nachwirkung der elterlichen Gewalt, und gewissermaßen als eine Verfügung über die mit ihr verbundenen Befugnisse in Ansehung der Sorge für die Person und das Vermögen des Kindes darstellt. Dieser Gedanke muß dahin führen, die Wirksamkeit der Benennung davon abhängig zu machen, daß der Wille des Benennenden ... noch zur Zeit des Todes ... maßgebend gewesen ist. Mit dem Grundgedanken und der ratio des den Eltern als Ausfluß der elterlichen Gewalt eingeräumten Benennungsrechts würde es insbesondere auch nicht vereinbar sein, der Verfügung des Vaters oder der Mutter Wirksamkeit beizulegen, trotzdem dem Benennenden zur Zeit seines Todes die Gewalt ... entzogen war."

Auch in den Motiven zum vorhergehenden Paragraphen — 1776 — wird ausgeführt, daß das Benennungsrecht im B. G. B. als Ausfluß der elterlichen Gewalt construirt ist. Da die Benennung eines Vormundes nur mit dem Tode des Benennenden in Kraft tritt, so ist das Recht nur durch Testament auszuüben: so sichert der Gesetzgeber die Fortdauer des Willens des Benennenden bis zum Augenblick der Verwirklichung des Willens, dem Tode des Benennenden; andererseits schreibt er vor, daß der Benennende im Augenblicke des Wirksamwerdens der Benennung die elterliche Gewalt besitzen muß. Nur um die Sicherung dieser beiden Bedingungen — der Fortdauer des Willens und des Besitzes der elterlichen Gewalt — war es dem Gesetzgeber ganz offenbar zu thun.

Ganz so verhält es sich mit dem Benennungsrecht des Vaters für einen Beistand der Mutter, wie die oben angezogene Nr. 1 des § 1687 ergiebt; der Vater kann nur letztwillig einen Beistand der Mutter benennen, weil er in jedem anderen Falle nur in diese Lage kommen könnte, nachdem er die elterliche Gewalt nicht mehr besäße.

Nun kann aber auch noch in anderen Fällen als durch Anordnung des Vaters ein Beistand für die Mutter bestellt werden, nämlich laut § 1687, Nr. 2: „wenn die Mutter die Bestellung beantragt"; Nr. 3: „wenn das Vormundschaftsgericht aus besonderen Gründen ... die Bestellung im Interesse des Kindes für nöthig erachtet".

Für die Berufung des Beistandes gelten nach §§ 1694 und 1792 letzter Absatz die Vorschriften über die Berufung zum Vormunde. Einen solchen letztwillig zu benennen ist die Mutter berechtigt, wenn sie zur Zeit ihres Todes die elterliche Gewalt hatte. Das Kammergericht hat nun entschieden, daß der Mutter ein Benennungsrecht für den Beistand überall nicht zustehe, auch dann nicht, wenn sie selbst die Bestellung eines Beistandes beantragt, erst recht also nicht, wenn das Gericht eine solche anordnet.

Diese Deutung des Gesetzes ist schon deßhalb den Absichten des Gesetzgebers zuwider, weil dieser deutlich bekundet, daß er durch die Vorschriften über das Benennungsrecht zum Vormunde nur die Fortdauer des Willens bis zum Wirksamwerden der Benennung — letztwillige Verfügung — und der elterlichen Gewalt hat sichern wollen. Dem entspricht für die Bestellung eines Beistandes auf Antrag der Mutter oder Anordnung des Gerichts: daß der Mutter in diesen Fällen ein Benennungsrecht zusteht, wenn sie es mit sofortiger Wirkung ausübt und die elterliche Gewalt besitzt.

Auf diesen Standpunkt haben sich zwei Commentatoren gestellt: Neumann und Leske; alle anderen Commentatoren sprechen der Mutter ein Benennungsrecht ab, weil sie dieses nicht durch letztwillige Verfügung ausüben kann. Offenbar ist dies ein Haften am Buchstaben und eine Mißachtung der Tendenz dieser Vorschrift, die in den oben mitgetheilten Motivstellen deutlich hervortritt: den dauernden Willen und den Besitz der elterlichen Gewalt als alleinige Bedingungen des Benennungsrechts zu construiren.

Die praktische Bedeutung dieser Frage ist erheblich: die „vormundschaftlichen", elterlichen Rechte der Mutter können für diese eine Last werden, der sie nicht gewachsen ist; sie wird in diesem Falle sich eines Beistandes zweckmäßig versichern. Aber wie kann sie sich dazu entschließen, wenn sie gar kein Recht auf Benennung eines Beistandes hat, wenn sie in dieser Hinsicht ganz auf das Ermessen des Vormundschaftsrichters angewiesen ist, allzu oft eines unerfahrenen Assessors, der einige Monate durch dies Commissorium läuft und weder im Leben noch in den Gesetzen noch in dem Specialfall bewandert ist! Ich habe mit solchen jungen Leuten Erfahrungen gemacht, die ich ein andermal schildern will.

Digitized by Google

Nach den Bestimmungen der Gesetze über die freiwillige Gerichtsbarkeit hat eine Mutter, wenn sie kein Benennungsrecht hat, auch kein Beschwerderecht gegen die Auswahl, die der Richter trifft. Sie muß sich also eventuell unter irgend einen vom Vormundsschaftsrichter endgültig ihr aufzunöthigenden Fremden stellen, den der „Waisenrath" auswählen hilft. Waisenräthe sind nicht immer Männer von Tact und Erfahrung in größeren Geschäften. Ich habe es erlebt, daß ein solcher — ein Kleinbürger — seine Mission so ausführte, daß er, ohne die Mutter zu fragen, die siebzehnjährige Tochter, ein Fräulein aus alter vornehmer Familie, allein zu sprechen verlangte und an diese allerhand zwecklose peinliche Fragen richtete.

Ich kann hiernach alle Mütter nur dringend warnen, sich Hülfe zur Erledigung von Geschäften, denen sie allein nicht gewachsen sind, durch den Antrag auf Bestellung eines Beistandes zu sichern. Die Frauenvereine sollten für Verbreitung dieser Warnung sorgen.

Auch das von einigen Commentatoren und dem Kammergericht angeregte Verfahren: den Antrag auf Bestellung eines Beistandes von der Ernennung einer bestimmten Person abhängig zu machen, empfiehlt sich nicht; der angerufene Vormundschaftsrichter wird leicht geneigt sein, wenn er den vorgeschlagenen Beistand ablehnt, einen anderen von Amts wegen, ohne Antrag zu bestellen.

Die Zweckmäßigkeitserwägungen, die das Kammergericht für seinen Beschluß anführt, sind ganz hinfällig; allerdings soll der Beistand die Mutter auch „überwachen": aber gegen den Mißbrauch des Benennungsrechts zur Vereitelung der Ueberwachung bietet die Bestimmung des § 1778, Abs. 1 hinreichende Handhaben; nach ihr kann der Vormundschaftsrichter den Benannten ablehnen, wenn seine Bestellung das Interesse des Kindes gefährdet. Diese Gefährdung liegt bei solchen Mißbräuchen auf der Hand. Weit näher liegt aber die Gefahr, daß der Vormundschaftsrichter einen ungeeigneten, widerwillig thätigen Beistand „wählt", und dieser Richter ist nach dem Beschluß des Kammergerichts souverän, gegen ihn giebt es keine Beschwerde in diesem Falle.

Aber Cautelen gegen die Willkür des Richters erscheinen einem Richter selten nöthig; um so mehr muß die private Disposition eingeschränkt werden; die „Mutter" ist eine gefährliche Person, aber der Richter macht Alles wohl, wie die Vorsehung! Ach Gott! Wenn man sich dabei der Arbeit junger Assessoren erinnert, von der ich oben sprach, dann wird das Wort von der sich forterbenden ewigen Krankheit leider noch tiefer und stärker, als es ohnehin erscheint!

Correcte Kleidung.

Von Joseph August Lux (Dresden).

Das Thema ist recht geeignet, Kopfschütteln und Mißbilligung in jenen Kreisen hervorzurufen, wo nach gut kleinbürgerlicher Sitte die Solidität eines Menschen durch nichts so leicht in Mißcredit gerathen kann, als durch sorgfältige und correcte Kleidung. Wenn auch nach jener Auffassung saloppe Erscheinung als ein Zeichen von Vertrauenswürdigkeit und unerschütterten bürgerlichen Tugenden gilt, so giebt es doch schon eine verruchte Classe Menschen mit starkem Uebergewicht, die der Meinung ist, daß die Sorgfalt für unseren äußeren Menschen und die gewählte Kleidung zu den gesellschaftlichen Anstandspflichten gehört und für die moralische Unzulänglichkeit ebenso wenig einen Maßstab bildet, wie schlechtes Schuhwerk und ein schmutziger Hemdkragen für das Uebermaß an seelischer Bildung. Aber die bange Briefkastenfrage so manchen jungen Mannes: „Wie kleide ich mich correct?", verräth eine ziemlich allgemeine Hilflosigkeit, die in solchen Dingen besteht und dem strebsamen Jüngling auf der Laufbahn zur Gesellschaftsfähigkeit manchen lächerlichen Irrthümern und Verlegenheiten aussetzt. Der wohlmeinende Rath, die Conversationsstücke der großen Residenzbühnen zu zu besuchen, hilft in der Regel wenig. Anzug und Auftreten der guten Schauspieler in solchen Stücken giebt jedem, der sehen kann, nützliche Aufschlüsse. Aber die Wenigsten können sehen. Für die Meisten also, die sich begreiflicherweise nicht mit dem Bewußtsein begnügen, der Nation der Dichter und Denker anzugehören, sondern auch anständig und der europäischen Gesellschaftssitte gemäß gekleidet sein wollen, bleibt die Frage noch ungelöst. Sie bedeutet ganz entschieden einen Mangel an formaler Bildung, die in England und Amerika zu einer feststehenden Tradition geworden ist, und die Formen der guten Gesellschaft in allen Ländern beherrscht. Wir haben keine Tradition, die vor Verstößen bewahrt. Um so wichtiger ist es, die Details der Angelegenheit zu behandeln, nicht um deren Wichtigkeit zu übertreiben, sondern die Kenntniß und Anwendung allgemein zu verbreiten und gerade dadurch, wie alles zur Selbstverständlichkeit und Gewohnheit Gewordene von der Tagesordnung abzusetzen. Viele glauben zwar, ihre Unwissenheit in der Kleiderordnung zu bemänteln, indem sie die Absicht markiren, die sich dem Regelzwang widersetzt und solcherart geistige Unabhängigkeit bekundet. Aber das bedeutet in der Regel nicht viel mehr, als einen bornirten Heroismus, der eine verzeihliche Ungeschicklichkeit zur Ungezogenheit stempelt. Die starke Persönlichkeit darf sich jede Eigenwilligkeit erlauben. Ihr gesteigertes Selbstbewußtsein kann sich zu dem Paradoxon bekennen: Was man selbst trägt, ist Mode, was die andern tragen, ist unmodern! Aber nicht jeder ist eine Persönlichkeit, die ihre Mode bilden darf, ohne lächerlich zu sein. Für die Allgemeinheit giebt es nichts Rathsameres, als sich an das gesellschaftlich Uebliche zu halten. „Cherchez la botte vernie," ist in dieser Sache pädagogischer Grundsatz. Es ist das Merkmal einer guten Erziehung, äußerlich nicht aufzufallen. Der modernste Mensch ist derjenige, der am wenigsten auffällt. Man fällt am *wenigstens* auf, wenn man in der Gesellschaftstracht auf die gute, das will sagen, auf die herkömmliche Sitte achtet. Der zerstreute, weltunkundige Gelehrte, dessen gesellschaftliches Auftreten eine Kette drolliger Verkehrtheiten bildet, ist mit Recht eine stehende Witzblattfigur, die aber im Leben immer peinlich wirkt. Die deutsche Gelehrtengalerie enthält das Porträt eines Mannes, der tiefe Gelehrsamkeit mit dem edlen Anstand des Weltmannes zu vereinigen wußte: Es ist Leibniz. Es darf nicht vergessen werden, daß der caricaturistische Typus des deutschen Gelehrten in Culturländern wie England und Amerika vollständig fehlt. Auch der Künstler darf nur in seltenen Fällen eine Ausnahme von der Regel machen, namentlich, wenn seine Eigenheiten mehr absonderlich als originell sind. Die künstlerische Jugend, die sich die Haare lang wachsen läßt und mit dem römischen Radmantel sich raffaelitisch stylisirt, berechtigt wenig zu der Hoffnung, daß sie dem Geist der neuen Zeit dienlich und den Fesseln des Epigonenthums entwachsen werde, es sei denn, daß sie den Radmantel und die langen Haare den Friseurenjünglingen, die eine Lebenslüge brauchen, überläßt. Aber auch jenen, die den Kinderschuhen akademischer Romantik entwachsen sind, gereicht es nicht zum Vortheil, in gelben Stiefeln mit schwarzem Gehrock und Schlapphut als Wodansenkel in der modernen Gesellschaft aufzutreten. Wenn man also von der Regel abweichen und nicht allzu schroff abstechen, oder das Odium mangelhafter Erziehung auf sich laden will, muß es mit sehr feinem Tact und mit viel feiner Originalität, die natürlich immer Recht behält, geschehen, wobei es selbstverständlich ist, daß dem vorgerückten Alter größere Duldsamkeit eingeräumt ist, als der herrschenden jungen Generation.

Es ist bezeichnend, daß gerade die modernen Künstlervereinigungen, die Sezessionen, zu Gunsten des Gesellschaftskleides erziehlich wirken wollen, indem sie auf den Einladungs-

Digitized by Google

karten zu den Ausstellungseröffnungen vorschreiben: „Herren erscheinen im Gehrock". Die Frage, wie man sich correct kleidet, ist vielfältig und hat so viele Seiten, als es gesellschaftliche Gelegenheiten giebt. Der Gehrock ist die häufigste und unentbehrlichste gesellschaftliche Tracht. Er ist das geziemende Kleidungsstück für die Ausstellungseröffnung, für die Trauungsacte am Vormittag, für den Besuch und für Matinés, für die Promenade, für die Thee- oder Kaffeevisite am Nachmittag und beim Vortrag; in England ist er sogar für die geschäftlichen Besuche am Vormittag unerläßlich, doch ist man in dieser Beziehung am Continent nicht so streng und kann sich zu diesem Zweck des gewöhnlichen kurzen Alltagrockes, des Saccos oder, des förmlicheren Jaquetts bedienen. Für das Vortragsauditorium giebt es keine streng bindende Regel, doch besteht im Publicum eine geheime Uebereinstimmung, die je nach dem Ort und der Art des Vortrages, sowie nach der Persönlichkeit des Vortragenden eine Unterscheidung liebt, die sich in einem mehr oder minder feierlichen Kleid ausdrückt. Man wird es nach Möglichkeit zu vermeiden suchen, am Tage den Frack oder den Smoking anzulegen. Beide sind Abendkleider, wobei zu bemerken ist, daß unter Umständen, wie bei festlichen Diners, der Nachmittag zum Abend gehört. Hier leuchtet der Einfluß der englischen Sitte durch, die durch ihre Begrüßungsformeln den Tag in zwei Hälften theilt: „Good Morning" bis Mittag und bis nach dem Lunch; und „Good Evening" vom frühen Nachmittag an. Der Empfang bei Hofe nöthigt allerdings zur Ausnahme, wenn er am Vormittag gegen den Mittag hin stattfindet; hier gilt nur der Frack oder die Uniform. Als festliches Abendkleid dient er zur Hochzeitstafel, zum officiellen Diner, zum Ball, zum Abendempfang, und für den Theaterbesuch im Parket, namentlich der Hoftheater. Die zwanglosere Form ist der Smoking. Wir ziehen ihn mit Vorliebe ins Theater an, wo er gegen den Frack in der Majorität ist. Er ist das angenehmste und leichteste Kleidungsstück und hat seinen Platz im vornehmen Club, bei den zwanglosen Hausdiners und bei den sogenannten Thés dansants. Er ist die leichtere Abart des Fracks, ebenso wie das Jaquett oder der Cutaway die zwanglosere Form des Gehrockes ist. Der Cutaway kann daher bei Nachmittagsbesuchen, auf der Promenade und ähnlichen Anlässen den Gehrock ersetzen. Bei ganz zwanglosen abendlichen Zusammenkünften, sowie im Vorstadttheater und auf der Galerie wird der Smoking durch einen leicht und elegant geschnittenen kurzen Rock von schwarzer oder mindest dunkler Farbe, einreihig zu knöpfen, und mit lichter Weste stets offen zu tragen, ersetzt. Bevor wir aber das phantasiebegabte und farbenreiche Gebiet der Westen aufdecken, ist es nöthig, einen Blick auf die Hosen zu werfen. Der Gehrock verlangt nach moderner Sitte eine dunkelgraue gestreifte Hose. Vom Cutaway gilt dasselbe, wenn er aus schwarzem Stoff hergestellt ist. Zum kurzen Alltagsrock gehört eine Hose aus gleichem Material, wenn der Rock einreihig zu knöpfen ist; ist er doppelreihig (double breasted), so kann die Hose auch in einem anderen gestreiften Stoff hergestellt sein.

Nun die Weste. Sie erlaubt unter Umständen künstlerische Launen in Bezug auf Farbe und Stoffmuster und bringt Abwechslung in die Einförmigkeit. Sie stellt Probleme und bildet das decorative Element im Alltagsgewand. Sie zeigt das Maß an, wie weit der Farbensinn und der gute Geschmack des Trägers entwickelt ist, oder sie zeigt das Gegentheil an. Für das mehr oder minder feierliche Kleid ist sie allerdings an die strenge Convention gebunden. Zum Gehrock, zum schwarzen Jaquett, zum Frack und Smoking gehört eine Weste aus dem gleichen Stoff wie der Rock. Für den Frack ist eine einreihige weiße Weste aus Leinendrill oder Piquet bei allen Abendgelegenheiten nicht nur statthaft, sondern sehr berechtigt. Die Weste zum Gehrock hat im Ausschnitt einen weißen Einsatzstreifen. Zum kurzen dunklen Rock, den man abends bei zwanglosen Gelegenheiten an Stelle des Smokings trägt, steht eine lichtgraue Leinen- oder Seidenweste, die ein Muster haben kann, durchaus vortheilhaft. Für den kurzen offenen Alltagsrock ist jedes Westenphantasiestück statthaft, vorausgesetzt, daß es hinsichtlich der Farbe einen harmonischen Contrast zur Gesammterscheinung bildet.

Mehr noch als die Weste hat die Cravatte die Erinnerung an die farbenfrohe Tradition des historischen Costüms bewahrt. Sie ist ein Stück Heraldik, das der Herrentracht aus den besseren Zeiten des Costüms geblieben ist. In dem kleinen Seidenknoten, den man zum Alltagskleid trägt, ist jede Farbenfreude am Platze. Trägt man jedoch eine farbige Weste, so ist zu bedenken, daß zwei Farbenwirkungen in Concurrenz treten. Man wird sonach wählen müssen, ob man die Harmonie durch Uebereinstimmung oder durch den Contrast herstellt. Der Contrast ist das Kühnere und Edlere. Hier liegen die größeren Siege, aber auch die größeren Niederlagen. Bei den streng formellen Kleidern, die schon die Geltung einer Uniform haben, hat sich allerdings auch für die Cravatte eine Verbindlichkeit ausgebildet, die nicht umgangen werden kann. Es giebt keine statthafte Abweichung von der Regel, daß zum Frack die weiße Binde, zum Smoking die schwarze Binde, und zum Gehrock die Bauschcravatte gehört. Die lange Form der Selbstbinder gehört dem Jaquett und dem kurzen Rock an. Cravatten, die man fertig gebunden und genäht kauft, mit Einsatzstücken aus Pappendeckel, wird ein halbweg geschmackvoller Mensch ebenso vermeiden, wie die Vorhemden oder sogenannten Plastrons. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, daß amerikanische Witzblätter den Deutschen mit dem blühweißen, steifgebügelten Vorhemd, das an irgend einer Stelle gelüftet ist, darstellen. Das Vorhemd, das man immer als solches erkennt, erweckt stets die fatale Vermuthung einer Oekonomie, die sich in unsauberer Unterwäsche ausdrückt. Auch die losen Manschetten stehen im Range nicht viel höher als das Vorhemd. Sie sollen nach guter Regel mit dem Hemd einen festen untrennbaren Bestand bilden. Der ursprüngliche Sinn der Cravatte bestand vielleicht darin, das Hemd mit dem umgelegten Kragen am Halse zusammenzuhalten, und heute noch erfüllt die Cravatte ihre Aufgabe hauptsächlich dadurch, daß sie den Halsknopf verdeckt oder durch die Verkleidung in Form des Knotens zur monumentalen Wirkung bringt. Es wäre vielleicht das Wichtigere, den Halsknopf am Hemde anstatt zu verkleiden, selbst künstlerisch auszubilden, indem man den Kopf des Knopfes flach und groß behandelt und schönfarbige, geschnittene Halbedelsteine benützt. Solche Steine würden an Farbe und Leuchtkraft nicht hinter dem bunten Seidenknoten zurückstehen. Da es sich aber in diesen Erörterungen nicht um die Kritik unserer Tracht, sondern um die Feststellung der herrschenden Sitte, gleichgiltig, ob sie zweckmäßig oder nicht zweckmäßig ist, handelt, so müssen wir uns zunächst diesen und noch manchen anderen Reformgedanken versagen. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Darum begnügen wir uns vorderhand mit der Constatirung, daß in Bezug auf den Hemdkragen ebenfalls eine conventionelle Abhängigkeit vom Kleidungsstück besteht. Cravatte und Kragen, die ihr Dasein in fester Umschlungenheit behaupten, müssen sich nach dem Gesetz richten, das die Gesellschaftssitte für sie und ihre Art zu sein, entwickelt hat. Also gehört zum Frack mit weißer Binde der Stehkragen mit umgelegten Spitzen. Den Stehumlegkragen kann man jedoch zu allen anderen Kleidungsstücken tragen, sogar zum Smoking. Er war früher auch hier verpönt, weil er in dem eleganten Gesellschaftsrock den Hals zu dick erscheinen läßt. Neuestens aber hat England das Beispiel gegeben, das man sogar zum Frack den Stehumlegekragen, der für die Cravatte sehr bequem ist, tragen kann. Immerhin ist der Fall zu vereinzelt, um ohne weiteres als Vorbild betrachtet zu werden. Auch der Goldschmied hat, wenngleich im bescheidenen Maße, bei der Herrentracht mitzureden. Die Bauschcravatte kann die Nadel nicht entbehren. Auch die langen Selbstbinder werden zuweilen

Digitized by Google

mit einer Nadel geschmückt, die unterhalb des Knotens steht, ob zwar sie hier gänzlich überflüssig ist. Es ist die richtige Ansicht, daß Schmucktragen bei Männern das Zeichen einer ziemlich unfeinen Gesinnung ist. Jedenfalls sieht die über den Bauch baumelnde dicke Uhrkette ordinär aus, und legt ebenso wie stark beringte Hände den wenig schmeichelhaften Vergleich mit einem amerikanischen Circusdirector nahe. Aber auch die völlige Enthaltsamkeit von jedem Schmuckstück, wie Uhrkette, Ring, Nadel, Knöpfen schießt übers Ziel und ist in vielen Fällen ganz undurchführbar, weil in mancher Hinsicht dieser sogenannte Schmuck eine praktische Nothwendigkeit erfüllt. Die schmalen feinen Venetianer Uhrketten, um den Hals getragen und an der Brust mit einer feinen Schließe gehalten, bilden einen Reiz der alten Porträts und werden mit dem Gehrock auch in Zukunft ihr Recht behaupten. Ueberhaupt ist es nicht das einzelne zweckmäßige Schmuckstück, das an der Herrentracht unedel wirkt, sondern es ist die grobe Quantität und die unfeine Arbeit, die tadelnswerth ist. Außer der besagten Cravatte bedürfen auch die Manschetten eines Halts, an dem sich schönes Material und feine Arbeit offenbaren kann. Die weiße Hemdbrust zur tiefausgeschnittenen Frackweste bedarf der Knöpfe und es hat sich für die Manschetten- sowie für die Brustknöpfe zum Frack die Tradition ausgebildet, daß sie mit Perlen oder Mondsteinen gefaßt sind.

Ein Wort über die Hüte. Zum Gehrock, sowie zum Cutaway gehört der Cylinder mit breitem Band. Der Klapphut ist für den Frack vorgesehen. Mit dem Smoking verträgt sich der steife schwarze Hut, dessen Formen neben den runden weichen Hüten zum kurzen Alltagsrock getragen werden.

Für die Handschuhe ist eine farbige Uebereinstimmung mit der Cravatte in gewissen Fällen zu beobachten. Die Bauschcravatte zum Gehrock, die nur Grau und Schwarz oder Schwarz als Grundfarbe mit einem untergeordneten anderem Farbenelement zuläßt, fordert graue schwedische Handschuhe. Weiße Glacés mit weißen oder schwarzen Rückennähten gehören zum Frack, graue zum Smoking. Für den Tagesgebrauch auf der Straße ist graues Rennthierleder, braune oder chamoisfarbene Handschuhe zulässig. Weiße Waschlederhandschuhe auf der Eisenbahn sind keinesfalls Ausdruck der Affectation oder der Verschwendung. Im Gegentheil. Sie sind gerade hier sehr zu empfehlen, weil sie den Ruß und Schmutz nach einmaligem Gebrauch anzeigen und zur Reinigung unbedingt zwingen.

Ueber das Schuhwerk ist zu sagen, daß sich gelbe Juchten nur in Verbindung mit hellen Anzugsstoffen gut vertragen. Selbstverständlich niemals mit Schwarz und nur in besonderen Fällen mit Straßenkleidern dunklerer Färbung, weshalb man diese besonderen Fälle lieber vermeiden will, wenn man nicht allzu große Sicherheit besitzt, und daher besser thut, sich an das Verläßliche zu halten. Zum Frack gehört der Lackschuh mit Knöpfen und mit Obertheilen aus Chevreauxleder. Der feine Chevreauxschuh als Schnürstiefel ist zum Gehrock gerade noch zulässig, aber nach strenger Etikette oft auch hier schon in Frage gestellt.

Von den unendlichen kleinen Variationen in den Kleiderformen und Schnitten, die von den Schneidern erfunden werden, um einen raschen Wechsel der Tagesmoden herbeizuführen, kann nicht die Rede sein. Der Zweck dieser Darstellung ist mit der Orientirung über das Maßgebende erschöpft. Es liegt nicht in dieser Absicht, zum Modegigerl und Stutzerthum zu erziehen. Diese Classe hat ihren eigenen Codex und Merkmale, die in dem Moment veraltet sind, wo sie allgemein werden, und die Losung von morgen bedeuten, da sie eben vom Schauplatz verschwunden waren. Die Mode hat immer neue Nichtigkeiten und neue Ueberraschungen, die beim genauen Zusehen stets schon einmal dagewesen sind. Sie hat nichts Neues und ist doch voller Neuheiten. Einen Record in dieser Hinsicht anzutreten, ist Sache von Leuten, die nichts Besseres zu thun haben. Den anderen ist gedient zu wissen, was nach europäischer Gesellschaftssitte gilt. Es sind Conventionen, wie alle Sitten und sie zu beobachten wissen, ist das Merkmal der Erzogenheit. Sie will nicht Anstrengung bedeuten, sondern leichte und selbstverständliche Uebung und Gewohnheit; Regelzwang, geübt mit der Freiheit der Natürlichkeit. Auch Natürlichkeit ist eine Pose, nach Oscar Wilde allerdings die schwierigste.

Bücher und Bäume.

Von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin).

I.

Wenn ich von unregelmäßigen griechischen Verben höre, oder wenn mir so ein kleiner Sprachschmetterling, der gar wunderlich die Form gewechselt hat, über den Weg meiner Lectüre hüpft, tritt mir immer wieder das Bild einer prächtigen, einsamen langen Allee von Pappeln, Kastanienbäumen und Akazien, in der das feierliche Schweigen der ersten Sommerfrühe herrscht, vor das geistige Auge. Diese wunderliche Verbindung von Vorstellungen erklärt sich auf folgende Art. Als ich in die dritte Gymnasialclasse gekommen war, die man in meiner Heimath, in Oesterreich, die Tertia nennt, stieß ich auf dem Wege der humanistischen Studien, den ich bisher leichtfüßig, lustig und sorgenlos gegangen war, zum ersten Male auf ein Dornengestrüppe, das mir den Fortgang erschwerte. Von Haus aus mit einer raschen Auffassung für Regeln und Kategorien begabt, wehrte ich mich innerlich gegen jene eigenwilligen griechischen Zeitwörter, die in den Praeteritis, namentlich im Aorist, über alle ordentlich gezogenen Grenzen und Gehege hinwegspringen. Davon, daß die Sprache immer im Rechte, und daß der Eigensinn ganz auf Seiten der Grammatik ist, die das Geheimste der inneren Sprachgesetze eben nicht in Formeln fassen kann, hatte ich selbstverständlich damals keine Ahnung. Ich wehrte mich also und war doch genöthigt, diesen Widerstand zu überwinden, da unser Griechisch-Professor die kleinen sprachlichen Ungeheuer zu seinen besonderen Lieblingen erkoren hatte, und die schlagfertige Vertrautheit mit ihnen zu den unerläßlichen Bedingungen eines guten Fortgangs gehörte. Was thun? Ich faßte mir ein Herz und beschloß die feierlichen sommerlichen Morgenstunden, die seit jeher für mich etwas Außerordentliches, zu ungewöhnlichen Entschlüssen und Thaten Spornendes hatten, zur Ueberwindung des fatalen Widerstandes auszunutzen. Zwischen vier und fünf Uhr Morgens wanderte ich hochgestimmt, wie ein Held, der ein geheimes Abenteuer besteht, in den großen öffentlichen Park meiner Vaterstadt Prag, in den Baumgarten, der durch einen Bahndamm in zwei Partien, in eine große, reich belebte und in eine kleinere, menschenverlassene und vollkommen stille getheilt wird. Eine eintönige, fast eine Stunde lange Allee in dem minderbeliebten Theil des Parkes, wo ich auch in den späteren Frühstunden allein bleiben konnte, war das Ziel dieser Morgenwanderungen und der Schauplatz meines Kampfes mit den unregelmäßigen Zeitwörtern. Oft und oft ging ich den Weg auf und ab und bei jedem erneuten Gang fiel ein Stück Widerwille und Widerstand von mir ab, als ob die Natur sich mit dem Schulbuche verbunden hätte, mir den Sinn für die Ausnahme, in der ein tieferes Gesetz als die Regel waltet, zu erschließen. Bei den ersten Wandelgängen mußte ich noch häufig in das Buch blicken, dann immer seltener, zuletzt gar nicht; stolz einherschreitend, konnte ich die ganze lange Reihe der widerspenstigen Verba wie ein kleines Heer auf einen Wink vor mir aufmarschiren lassen. Gar seltsam aber verknüpften sich die Bäume, an denen ich vorbeikam und die ich halbbewußt in meine Vorstellung aufnahm, mit den wunderlichen Bildern der griechischen Zeitwörter, die ihre Wurzeln so tückisch im Präsens zu verstecken lieben.

Die Formen hafteten gleichsam an gewissen Verzweigungen

Digitized by Google

und Blattstellungen — ich erinnere mich noch lebhaft, daß das besonders arglistige νιζειν, das uns im Aorist mit einem ganz unerwarteten π-Stamm überrumpelt, sich in meiner Vorstellung mit einem verkrüppelten, stark gegen den Boden geneigten Kastanienbaume verflocht. Ich hatte das Fremdartige in der Verknüpfung mit den Offenbarungen des stillen Sommermorgens, dem Vogelsang, dem sanften Frühlicht, den prächtigen Baumgruppen, der herrlich frischen Luft förmlich liebgewonnen und unser griechischer Tyrannos, der das Unregelmäßige unerbittlich wie eine regelrechte Schuld von uns einforderte, hatte kaum eine Ahnung davon, was für angenehme duftige und freundliche Bilder an mir vorbeizogen, als ich durch mein „Aufsagen" seine brave, graue Seele aufs Höchste befriedigte . . .

Wozu ich diese kleine Kindheitserinnerung auffrische? Weil sie mir etwas Typisches für die geheime Verbindung zu haben scheint, die unter den verschiedenartigsten Verhältnissen, zwischen unserer geistigen Aufnahmsfähigkeit und unserer natürlichen Umgebung waltet. Die Erziehung der Kinder, wie die der Erwachsenen, rechnet noch viel zu wenig mit diesem Geheimniß. Der Zwang des Herkommens, das für bestimmte Anregungen aus alten, längst überwundenen Bedingungen heraus bestimmte Formen geschaffen, beherrscht uns noch auf allen Gebieten. Unzählige festgelegte Einrichtungen nöthigen uns, Gedankengänge, die sich im Zustande der freien Bewegung am besten erledigen ließen, weil der Gang mit seinem Tacte und seinen natürlichen Unterbrechungen und der der inneren Arbeit entsprechenden Bewegtheit der Physis die Ueberlegung fördert, auf einem Platze, stehend oder sitzend zu Ende zu führen. Vorträge werden fast ausschließlich vor einem auf Bänken festgenagelten Publicum gehalten, und wer es anders anfängt, wie es zum Beispiel vor einigen Jahrzehnten der Philosoph Leonhardi in Prag gethan, der nach Art der alten Peripatetiker mit seinen Hörern umherzuwandern liebte, gilt für einen Sonderling. Für unsere Kinder verknüpft sich die Vorstellung von Schule, Belehrung und Prüfung mit einer nüchternen klösterlichen Stube, in der sie, zu einer bestimmten Haltung beim Sitzen oder Stehen gedrillt und an einen und denselben Platz gefesselt, die geistige Arbeit des Aufnehmens und Wiedergebens mit mechanischer Pünktlichkeit verrichten. Und doch wird Mancher gleich mir sich erinnern, daß die Aufnahme der wichtigsten geistigen Erkenntnisse sich für ihn in ganz anderer Lage vollzog, daß das erweckende Wort und der fruchtbare Nachklang in ganz anderer Umgebung über ihn gekommen sind, daß die werthvollste Anregung sich einmal auf einem Spaziergang im Freien festwurzelte, daß die richtige Auffassung sich ihm irgendwo unter Gottes freiem Himmel erschloß, daß der lebendige Gedanke in ihm auf einem Boden keimte, auf dem kein Stäubchen der geschlossenen Schule lag. Im letzten Sommer kam ich in der Schweiz — in der Nähe von Brunnen — an einem alten Kloster vorbei, das mit einem Mädchenpensionat verbunden ist. Ich liebe die frommen Schulen nicht; aber ich habe da etwas Liebliches gesehen, das sich meiner Vorstellung tief eingeprägt hat. Vor dem weitläufigen und ziemlich finster dreinblickenden Gebäude saß der Lehrer mit seinen Schülerinnen an einer hübschen Parkstelle unter alten Bäumen und hielt den Religionsunterricht. Eine halbwüchsige schlanke Blondine erzählte zu seiner Zufriedenheit die Geschichte von den Erzvätern Abraham und Jakob und sah dabei auf die schöne Landschaft und auf die alten Häuser und Hütten von Schwyz hinab. Vielleicht belebten sich die Ueberlieferungen in den Bildern, die sie vor Augen hatte. Das Ganze machte mir den Eindruck einer Unterrichtsidylle, die sich aufs Gründlichste von den Kampf- und Gefängnißbildern unserer alltäglichen Schule unterschied . . .

Es giebt sicherlich geistige Functionen, die für die Concentration den geschützten und geschlossenen Raum verlangen. Das gilt für Kinder wie für Erwachsene. Aber diese Functionen sind begrenzt und wir thun nicht recht daran, für die geistigen Anregungen der verschiedensten Art officiell eine der Gefangenschaft ähnliche Lage vorzuzeichnen.

Wenn wir den Bekenntnissen der Schaffenden glauben dürfen, so haben sie die ersten Impulse und Anregungen zu ihren Werken zumeist in der freien Berührung mit der Natur, in der ungezwungenen Bewegung empfangen. Die fruchtbarsten Gedanken stiegen den Forschern auf Spaziergängen und Reisen, bei Beobachtungen im Freien oder in angeregten zwanglosen Gesprächen auf. In ähnlichen Lagen empfängt der Künstler zumeist seine Motive, den ersten Anklang einer Melodie, den rhythmischen Urkeim eines Gedichts und die entscheidende Farbenscala eines Bildes. Die Arbeit der systematischen Darstellung, des ordnenden und ausgestaltenden Kunstverstandes pflegt dann freilich an einem jeder Zerstreuung und Ablenkung entzogenen Orte zu erfolgen. So Vieles bei alledem auch individuell sein mag, Eines scheint mir nach aller Erfahrung gewiß zu sein: der geistige Genuß, das behagliche Aufnehmen des Geschaffenen vollzieht sich am leichtesten und ergiebigsten, wenn sich das Individuum in einer möglich freien Lage befindet. Wer so glücklich ist, durch Hausmusik die höchsten Anregungen der Tonwelt zu empfangen, oder sich mit Kunstwerken zu umgeben, die er recht nach Stimmung und Laune auf sich wirken lassen kann, der wird das sicherlich anerkennen. Und ein Verhältniß, das vollends die größte Freiheit verlangt, ist das zwischen dem Leser und dem Buch. Was ist denn schließlich das Buch anderes als ein anderer Mensch, der mir angeblich etwas zu sagen hat? Um wie viel empfänglicher werde ich ihm zuhören, wenn ich Stunde und Ort wählen kann, um ihn zu empfangen, wenn Niemand uns bei unserem Verkehr beschränkt, wenn ich sitzend, stehend und gehend, wie es eben kommt, seinen Worten lauschen kann und meine Lebensgewohnheiten nicht opfern muß, um mich ihm hinzugeben, wenn ich mit einem Worte durchaus vertraulich mit ihm verkehren kann! . . .

Neue Studien über Chr. D. Grabbe.

Von Dr. med. S. Rahmer (Berlin).

Wer immer an die Aufgabe herantritt, das seit manchen Jahren angesammelte Material zu Grabbes Biographie und Würdigung aufzuarbeiten, wird bald genug Stellung nehmen müssen zu einer verwirrenden Fülle von pathologischen Einzelheiten aus dem Leben Grabbes und einer Menge sich widersprechender Ansichten über diesen Punkt bei den späteren Bearbeitern und im Publicum. Der Zweifel, ob Grabbe nur pathologisch aufzufassen ist oder nicht, ob überhaupt der Literarhistoriker, ob nicht weit mehr der Nervenarzt zur Lösung dieses Lebensräthsels berufen wäre, zum Verständniß dieser glänzend begabten Natur, die uns anzieht und gleichzeitig durch den Kern ihres Wesens eine unüberwindliche Abneigung, ja ein physisches Unbehagen hervorruft, steigt auf und will zunächst geschlichtet sein.

Die Zeiten sind vorüber, da W. Scherer „den Ernst nicht begriff, mit dem wir Literarhistoriker und Herausgeber den Dichter Grabbe behandelten". Die letzten Jahre haben zahlreiche Beiträge zum Verständniß und zur Charakteristik des Dichters gebracht, und besonders die durch Eduard Grisebach veröffentlichten Grabbe-Briefe und der wiederhergestellte echte Text seiner Dramen bieten der Forschung werthvolle Hülfsmittel. Die Krankengeschichte Grabbes hat die Literarhistoriker offenbar sehr wenig, die Mediciner aber auffallender Weise gar nicht interessirt. Diese empfindliche Lücke in der Grabbe-

Digitized by Google

Literatur wird durch eine eben erschienene Grabbe-Monographie*) von Dr. Erich Ebstein ausgefüllt, der wie kein Anderer zu dieser schwierigen Aufgabe berufen ist, da er schon vor Jahren und jetzt erneut sehr bemerkenswerthes literarästhetisches und biographisches Material zum Verständniß des Dichters beigebracht hat. Wer wie Ebstein in jahrelangen Studien die Forschung selbst gefördert hat, hat auch als Fachmann das Recht, sein Urtheil abzugeben.

Die neuen Funde Ebsteins vervollständigen zum Theil seine älteren Beiträge, zum Theil ergänzen und verbessern sie das Material Grisebachs. Aus der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München giebt er zwei Blätter von Grabbes Hand aus der „Hermannsschlacht", die Grisebach unbekannt geblieben sind und von der Fassung bei Grisebach stark abweichen. Ein Brief Grabbes an seine Braut vom 27. August 1831, der von Grisebach unvollständig und incorrect abgedruckt ist, wird hier nach dem Original wiederhergestellt. Ein wichtiger Beitrag ist ein bisher ungedruckter und unbekannter Brief Grabbes an seinen Verleger Schreiner, der offenbar aus dem Juni 1835 stammt und der folgenden Wortlaut hat:

An
den Herrn Buchhändler
Schreiner
Wohlgeboren.

Per Estafetten

Euer Gnaden schick ich den Brief von Hofrath Menzel. Besorgen Sie ihn mit den Exemplaren und siegeln Sie ihn zu. Ich bitte. Mit dem Siegeln versteh' ich's ohnehin schlecht, sowohl wie auf den Mund als auf Briefen. Ich bin an der Hermannsschlacht, aber nicht minder an der Schweizerreise. Zu deren Recension wär' 'ne Karte gut. — Haben Sie eine, so leihen Sie sie mir. Es ist nicht Neugier, die Karten kenn' ich doch so ziemlich, aber ich möchte Ihnen den Artikel reell, Punct vor Punct sicher, recensiren. Ist keine da, geh' ich auch los. Besser ist indeß besser, es heißt darum ja „besser".

Was ist heut doch für ein Datum?
(Düsseldorf, Juni 1835.)

Ihr
Sepulcrum + b
i - e
Grab = be.

Neben dem Literarhistoriker kommt in Ebsteins Monographie der Arzt zu Worte. Die meisten Biographen Grabbes haben sein frühes Ende — er starb 1836 im 35. Lebensjahre — darauf zurückgeführt, daß er ein Trinker gewesen ist, der am Alkohol zu Grunde ging. Andere sprechen von „Magenschwindsucht", von „verbrannten Eingeweiden", von einer „förmlichen Rückenmarkschwindsucht". Ein wirklich zusammenhängendes Krankheitsbild, das eine Einsicht giebt in die Ursachen und die Entstehung der Krankheit, in ihren Verlauf während der verschiedenen Phasen und damit auch einen werthvollen Beitrag zur Würdigung und zum Verständniß des Menschen und Dichters, finden wir zum ersten Male in der neuen Arbeit.

Grabbe war von Haus aus geistig degenerirt, er zeigt von Geburt an eine fehlerhafte Anlage des Nerven- und Seelenlebens. Was ihm als moralischer Defect, als Charakterschwäche, als romantische Grille u. s. w. ausgelegt wird, ist in Wirklichkeit zurückzuführen auf die erbliche Belastung. Auf dieser psychopathischen Basis entwickelt sich bei Grabbe schon sehr früh ein chronischer Alkoholismus, und es ist in der Folge oft schwer, die krankhaften Züge des erblich Belasteten und des Alkoholisten auseinander zu halten. Grisebach macht zwar den Versuch, den Dichter gegen den Vorwurf der Trunksucht zu vertheidigen; aber wer schon des Morgens anstatt Kaffees Rum trinkt, wer von sich selbst sagt, daß er seiner Gesundheit durch Trinken geschadet, und an anderer Stelle erzählt, daß er ein Drama (Hannibal) „unter Wein und Thee mit Rum geschrieben", der wird unter die Trinker gerechnet werden müssen.

Als Student, etwa im Alter von 20 Jahren, zog sich Grabbe in Leipzig ein Geschlechtsleiden zu, welches damals als ein syphilitisches angesehen und behandelt wurde, und das auch aller Wahrscheinlichkeit nach ein solches war. Grabbe suchte sein Leiden nach Möglichkeit zu verheimlichen, aber manche Briefstelle weist auf die Krankheit und ihre Behandlung hin, so, wenn er an Kettembeil schreibt (September 1827): „Du charakterisirst unsere Berliner Periode sehr gut, indem Du sie als Periode der Pomade andeutest", und auch das an pornographischen und sadistischen Zügen reiche Jugenddrama: „Herzog Theodor von Gothland" enthält, wie wir nunmehr erkennen, und wie Waltzel*) mit Recht vermuthete: „Erlebtes von unerquicklichster Gemeinheit".

Neben den psychischen Alterationen treten bei Grabbe allmälig immer deutlichere Symptome hervor, die auf eine, offenbar mit der geschlechtlichen Infection zusammenhängende tiefgreifende materielle Erkrankung der Nerven und des Centralnervensystems hinweisen. Gewiß läßt sich lediglich aus überlieferten Krankheitserscheinungen und ohne directe Prüfung der Reflexe, der Sensibilität u. s. w. nur mit Vorbehalt eine Systemerkrankung nachträglich diagnosticiren; aber der geschlossene Symptomencomplex berechtigt uns doch, mit aller Bestimmtheit zu dem Schlusse, daß Grabbe an einer frühzeitig auftretenden, rasch und unter außerordentlich schweren Erscheinungen verlaufenden Rückenmarksschwindsucht gelitten hat. Dabei können wir uns auch auf den Ausspruch des behandelnden Arztes Piderit berufen.

Kein Zweifel, für Grabbe bedeutete das frühe Ende die Erlösung von einer langen Kette qualvoller Leiden.

*) Chr. D. Grabbes Krankheit, eine medicinisch-literarische Studie von Dr. Erich Ebstein, mit Grabbes Bildniß, Facsimile und Ungedrucktem. III. Heft der „Grenzfragen der Literatur und Medicin". München 1906. Reinhardts Verlag.

Hermann von Löbeneck, ein hundertjähriger Roman.

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

I.

Ernst Schulze, der Dichter der „bezauberten Rose", damals 17 Jahre und 2 Monate alt, aber immerhin ein Jüngling, der sich schon als Schriftsteller versucht und sein Urtheil an guten Mustern gebildet hatte, ein Verehrer Wielands und Schillers, Bewunderer der Romane von Frau v. Staël, schrieb am 5. Mai 1806 an seinen Freund Olbers folgendes (zuerst mitgetheilt von Franzos in der D. D. Bd. 6, 150): „Ich lese jetzt an einem Roman, Hermann von Löbeneck oder die Geständnisse eines Mannes, welcher mich außerordentlich angezogen hat. Ich kann beinahe sagen, daß ich nie etwas Schöneres gelesen habe. Es athmet ein fast überirdischer Geist in diesem Buche. Die Charaktere sind mit solcher Feinheit und Menschenkenntniß geschrieben, die Sprache ist so weich und harmonisch und die Gedanken sind so göttlich schön, daß ich mich kaum davon losreißen kann und den ersten Theil, leider habe ich den zweiten noch nicht, schon beinahe drei Mal durchgelesen habe. Es ist die Geschichte eines jungen Menschen, welcher in einem ewigen Kampfe seines warmen Herzens und seiner feurigen Phantasie mit einer idealen Tugend begriffen ist. Noch weiß ich den Ausgang nicht, aber das Motto des verewigten Schiller: ‚Das eben ist der Fluch der bösen That' u. s. w., welches diesem Buche vorgesetzt ist, läßt mich das Schlimmste fürchten."

*) Herrigs Archiv 112. Bd., p. 177.

Digitized by Google

Derselbe empfahl an einen anderen Freund (15. Juli 1806) „diesen schönsten Roman, den ich je gelesen habe".

Dieses so außerordentlich enthusiastische Urtheil bleibt beachtenswerth, selbst wenn es von einem noch so jungen Manne herrührt. Es veranlaßte mich, den Roman zu lesen. Er ist in Leipzig bei Göschen erschienen und umfaßt drei dicke Bände. Sein Verfasser ist kein ganz Großer, aber ein respectabler Mann, freilich einer, der nicht ausschließlich auf dem Felde der schönen Literatur thätig war. Er hieß Ludwig August Kähler und lebte von 1775—1855. Er war Theologe, Pfarrer von 1796 an, seit 1819 Oberconsistorialrath und ordentlicher Professor in Königsberg, ein Mann, der in den theologischen Bewegungen seiner Zeit eine Rolle spielte und ein höchst würdiger anerkannter Vertreter seines Standes war. Außer vielen theologischen Arbeiten erbaulichen, darstellenden, polemischen Inhalts lieferte er populäre, geschichtliche und geographische Arbeiten und bekundete sich, freilich hauptsächlich vor Antritt seiner Professur als Romanschriftsteller. Als solcher bediente er sich, dem Geschmack seiner Zeit folgend, eines schönen, blühenden Pseudonyms, Philibert schrieb theils unter diesem Namen, theils anonym von 1802 bis 1806 drei große Romane. Der unsrige ist sein letztes, größeres Werk; ihm folgten außer Gedichten christlichen Inhalts hauptsächlich Novellen; die einzige größere Sammlung von solchen unter dem Titel: „Epheuranken" 1819 zeichnete er als der Verfasser des Hermann v. Löbeneck, ein Beweis, daß er dieses Buch als sein Hauptwerk betrachtete.

Es sei gestattet, den Inhalt des recht umfangreichen Buches — es umfaßt genau 1305 Seiten — kurz anzugeben:

Hermann, der Sohn eines adelsstolzen, reichen, aber ungebildeten Elternpaares, verliebt sich in die hübsche, gebildete, anständige Johanna Weber, die Tochter des Gutsverwalters, wird durch einen Nebenbuhler denuncirt, vom Vater entdeckt und verflucht, sucht sich dem väterlichen Zorn durch die Flucht zu entziehen, wird aber zurückgebracht. Der Vater übergiebt ihn zu weiterer Ausbildung seiner Schwägerin Antonie, einer schönen, verwittweten, reichen Frau, die ihn nach der Residenz führt und mit ihm trotz anfänglichen Widerstrebens ein Verhältniß in der Art von Frau von Warrens mit dem jugendlichen Rousseau anfängt. Der Aufenthalt in der Residenz ist für ihn aber nicht nur eine Einweihung in die Mysterien der Liebe, die er übrigens auch sonst in einer nicht eben reinen Form kennen lernt, sondern eine geistige Bildungsschule. Er, der bisher in krasser Unbildung aufgewachsen, lernt Sprachen, besucht Theater und Museen, freilich unter seltsamer Führung, wird auch gelegentlich in einen Club der Genies eingeführt. Nachdem er mehrere Jahre in der Residenz geweilt, durch Antoniens Vermittlung den Kammerherrnschlüssel erhalten, geht er auf kurze Zeit auf das Gut der Eltern zurück und erkennt, wie wenig ihre und ihrer Umgebung Rohheit zu seinen verfeinerten Sitten paßt. In der Residenz wird er durch einen Franzosen Riancourt zu frivolen Anschauungen über Frauen erzogen, festigt sein Verhältniß zu Antonie durch die in der Freundin erregte Eifersucht und lernt durch einen Maler Orazio Kunstanschauungen und Lebensgrundsätze kennen. Eine gewaltige Umkehr von der Sinnlichkeit zur Enthaltsamkeit, von der Frivolität zur Bewunderung reiner Frauen vollzieht sich in ihm, da er an einem benachbarten Hofe, wohin er als Begleiter eines jüngeren Prinzen reisen mußte, einen Engländer Siddleton kennen lernt, von diesem die Geschichte einer heißgeliebten Schwester Bella erfährt, die einem Verführer zum Opfer gefallen ist und durch ihn vor den Frauen gewarnt und zur Tugend gemahnt wird. Daher entfremdet er sich, sobald er nach glücklich erledigten Geschäften — es handelt sich um die Brautwerbung für den Prinzen — nach der Residenz zurückgekehrt ist, Antonie und verliebt sich in ein schönes und reiches Mädchen Clementine von Lessendyl, die er für ein reines Mädchen hält. Aber unmittelbar vor der Hochzeit, zu spät, um die Sache noch rückgängig zu machen, erfährt er von seinem bösen Geist Riancourt, daß Clementine die Maitresse des Fürsten gewesen und daß er, dem man bei dem Hochzeitsmahle das Patent eines Geheimraths überreicht, nur dazu ausersehen sei, die Schande des Mädchens zu bedecken. Da bäumt sich sein Tugendgefühl auf: er wirft seiner Gattin, die dies freilich nur dem Namen nach ist, ihre Schande vor, erlangt von ihr ein volles Bekenntniß, greift den Oberkammerherrn, der der Vermittler des Ehebündnisses gewesen, thätlich an, wird gefangen gesetzt, durch Clementinens Vermittlung befreit und auf ein ihm geschenktes, fernliegendes Gut verbannt.

Dort, wo er eine Zeit lang in voller Einsamkeit lebt, nur durch einen Besuch des mehrgenannten Franzosen unterhalten und geärgert, weil dieser sich bemüht, eine Versöhnung mit Clementine herbeizuführen, sieht er plötzlich auf einer entfernt liegenden Meierei seine ehemalige Geliebte Johanna, die dort bei einem Vetter, einem Herrn Thalheim wohnt. Die alte Liebe erwacht wieder, das zu einer blendenden Schönheit erwachsene Mädchen ist nicht unempfindlich, spendet vielmehr mannigfache Gunstbeweise; um aber auch die letzte zu erhalten, entschließt sich Hermann zu dem Betruge, sich als unvermählt darzustellen und erlangt es endlich trotz des Mißtrauens der Gastfreunde seiner Braut, daß er von einem Großoheim, einem Pfarrer in einem entlegenen Orte, getraut wird. Mehrere Jahre genießt unter dem Namen eines Ehepaar Tiefenthal das Paar auf einem in der Schweiz gelegenen Gute ein idyllisches Glück, das durch einen Sohn und eine Tochter erhöht wird. Der erste Anlaß zur Mißstimmung wird dadurch gegeben, daß Johanna, unkundig der Vergangenheit ihres Gatten, verlangt und durchsetzt, daß die Tochter Clementine genannt wird; ein fernerer liegt darin, daß der an die große Welt gewöhnte junge Mann die Einsamkeit nicht vertragen kann und an der Einfachheit seiner von innigster Liebe erfüllten Frau nicht vollkommenes Genügen findet. Zerstreuung sucht und findet er in der Familie eines benachbarten Gutsbesitzers von Madelsheim, eines Mannes von guten Formen und vielseitiger Bildung, den er für seinen wahren Freund und für einen gleich ihm zufällig in die Gegend verschlagenen Gutsbesitzer hält, während der Genannte nur ein Spion Clementinens ist, der den ungetreuen Gatten zurückzuführen und sein Glück zu zerstören beauftragt ist. Letzteres versucht er in teuflischer Weise. Er führt Hermann einen Herrn Baumann zu, der Johanna zärtlich begrüßt und sich rühmt, ihre Gunst früher völlig genossen zu haben. Diese lügenhaften Erzählungen bewirken, daß Hermann voll Wuth sein Besitzthum verläßt, einen Vertheidigungsbrief der zu Tode gekränkten Johanna nicht einmal liest und Madelsheim zum Vormund seiner Kinder einsetzt. Dieser macht von den ihm gewährten Vollmachten den niedrigsten Gebrauch, indem er die Kinder entführt, die in den Schutz der Clementine gelangen, und Johanna selbst zum Verlassen des Gutes zwingt. Hermann wird auf seiner Flucht von Riancourt und einem Hofbeamten aufgehoben und nach einer Festung geschleppt. Er entflieht seinen Verfolgern, geht nach der Schweiz zurück, wo er Herrn von Madelsheim, dessen Schurkerei er erkannt hat, schwer verwundet und durchirrt nun die Welt, um Johanna und die Kinder zu suchen.

Zwei Gedichte.

Aus dem Nachlaß von Wolfgang Kirchbach.

Einbruch der Nacht.

Im öden Feld steh ich allein,
Es weilt auf mir des Zwielichts Schein,
Die Sonne ward vor mir verschlungen.

Digitized by Google

Die Gluthenhöhle wölbt sich tief,
Wo wie im Tod der Tag entschlief. —
Sie wölbt sich ganz vom Blut durchdrungen,

Und aus der Erde wächst hervor,
Schleicht mir zum Augenlid empor
Ein breiter, dumpfer Erdenschatten.

Er nimmt die öde Haide ein,
Und steigt und hüllt die Wälder ein,
Und lagert auf den grauen Matten.

Mit Finsterniß, der ränkevollen,
Gedüngt sind weit die Ackerschollen,
Trüb schimmern fern die rothen Föhren!

Da läßt im nebelgrauen Sumpf,
Wo's leis ergurgelnd schlüpfet dumpf,
Die erste Unke trüb sich hören.

Vorüber.

Ich fuhr durch finstre Nacht
Sturmschnell auf Eisenschienen;
Die Lampe, matt entfacht,
Schien auf der Schläfer Mienen.

Es weht ein Gluthenflor
Im ungewissen Lande,
Ein Feuer schlägt empor,
Es steht ein Haus im Brande.

Im Fensterkreuz gesperrt
Ein Menschenantlitz harret;
Voll Todesangst verzerrt
Im Flammenschein es starret.

Vorüber huschts im Schein,
Der Dampf verwölkt darüber;
Es scheint erstarrt in Pein —
Und Alles ist vorüber.

Die Räder lärmen dumpf
Im tactgemäßen Schlagen;
Es dröhnt der Wagenrumpf
Von langgezognen Klagen.

Zarathustra.

[1] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

1. Act.

Scenische Bemerkungen. Ort: Berlin, Zeit: Gegenwart, Decoration: Zimmer mit Alkoven in der Rückwand, von einer festen Stoffgardine abgeschlossen. Vom Beschauer aus rechts daneben eine Thür, die nach dem Corridor führt. Rechte Seitenwand mit zwei Fenstern; linke Seitenwand mit Thür ins Nebenzimmer. An den Wänden Kegelclubaufnahmen, militärische Gruppenphotographien in schwarzem Rahmen. Sascha Schneider. Eine grüne Plüschgarnitur und einige Nußbaummöbel im Muschelstyl, Gypsapollo und Diana. Ein Waschtisch ganz im Hintergrund; ipr Vordergrund ein schmales Bücherbrett. Etwas Japanfächer; zwei Tische; Hängelampe und Lampe. Also das bessere Chambregarnistenzimmer.

Personen: Frau Hermine Bauer, 45 Jahre, frühere Lehrerin, leicht angegraut, ein wenig stark, trägt ein Reformkleid, lila Tuch mit braun, Beamtenwittwe. Mika Bauer, 19 Jahre, deren Tochter, schlank schwarz, Reformkleid, grau mit hellblau. Emil Schwedtke, ein wenig stark, 39 Jahre, noch volles Haar, Bankbeamter. Herbert Berliner, Student, 21 Jahre, schlank, blaß, bartlos, Oberlippe ausrasirt. Dandy.

Schwedtke (mit Beinkleidern und Hosenträgern vor sich, an denen er etwas näht): Gehen Sie denn heute weg, Fräulein Mika?

Mika (sitzt im Stuhl und liest).

Schwedtke: Nu, ich dachte, wieder so'n Vortrag mit Ihrer Mutter. Einmal bin ich ja auch mitgegangen, einmal!

Mika: Nein, wir haben nichts vor.

Schwedtke: Ich geh kegeln. Nächsten Sonntag ist Stiftungsfest und Preisschieben. Vergangenes Jahr habe ich ja die Schale da gewonnen; aber diesmal mache ich nichts, das sage ich Ihnen vorher. Und dazu noch immer das Reißen in die Schultern. (Pause.) Sagen Se mal, kommt der Schmalzbold heute etwa wieder?

Mika: Aber, wen meinen Sie denn damit?

Schwedtke: Na Ihren Freund, den zwiefachen Bürger dieser Metropole.

Mika (spitz): Wenn Sie Herrn Berliner meinen, so ist das auch mein Freund.

Schwedtke: Na, denken Sie meiner nicht? Der junge Mann ist ja für mich einfach die Mandel aufm Pfefferkuchen. Nur einen Fehler hat er ... einen Fehler. Sie dürfen mir das nicht übel nehmen: — er ist so zerstreut.

Mika: Das ist mir noch nicht aufgefallen.

Schwedtke: Doch, doch, er vergreift sich immer morgens beim Aufstehen aus'm Bette.

Mika: Ich bitte!

Schwedtke: Beim Anziehen, wollte ich sagen — er bindet sich nämlich immer die Manschette um den Hals statt'n Kragen. Aber sonst ist er ein guter Junge; er frißt keine Schusterjungen und stippt keine Fensterladen in'n Kaffee. Das Geld von dem Alten nebenbei, das möcht ich haben. Drei Aufsichtsrathsstellen hat er. Bei de Arnheimer, bei de Handelsbank und bei de Halleschen Maschinen. Sie meinen nich?! — Ich kenn ihn doch ganz genau, Fräulein. Ein gefährlicher Bursche ist er, ein sechsmal ausgekochter Menschenbetrüger ... Die habens Jlück und unsereiner, sowie er 'n Sechser riskirt, verliert er und freut sich, wenn er am Ende noch grade so aus 'm Geschäft rauskommt. Neulich ... ich hab nen Tip und fixe mit meinem Freund Neumann Ahrenthaler; ein Stück zu $13^3/_4$. — Ich denke, machen wir das Geschäft; — und den nächsten Tag: $17^3/_8$, $17^3/_8$, verstehen Se Fräulein, einfach $17^3/_8$. Nee? Na ich werde Ihnen das mal erklären.

Mika: Nein, wissen Sie, diese Börsendinge langweilen mich.

Schwedtke: Na meinen Sie vielleicht, mir sind sie interessant? Nicht sehen! Raus aus der Bank, sowie es jeht. Aber wie soll man denn zu was kommen, wenn man nicht mal hin und wieder was wagt? (Pause.) Unglaublich is es doch, was ich bei'n Kegelschieben für Hosenträger zerreiße! — Unglaublich, was ich in einem Jahr für Hosenträger verbrauche! Da kann ja 'ne siebenköppige Arbeiterfamilie zwei Monate von leben. Man schwitzt sie nämlich so durch bei'n Kegelschieben, Fräulein Mika (sie weglegend). Aber jetzt gehen sie doch wieder wenigstens drei Wochen.

Mika: Wenn ich Sie störe, gehe ich in mein Zimmer.

Schwedtke: Nee, nee, bleiben Sie man! Betrachten Sie mein Zimmer ganz als Ihr Eigenthum. Ich habe gern Gesellschaft. (Nach einer Weile): Was lesen Sie denn eigentlich da?

Mika: Das letzte Werk von der Dolorosa. Herr Berliner hat es mir gebracht.

Schwedtke: Von wem?

Mika: Von der Dolorosa.

Schwedtke: Kenn ich nich! Das ist wohl aus dem Italienischen?

Mika: Nein, es ist ein Pseudonym.

Schwedtke: Och jut! Wie heißt es denn? (Sie zeigt es ihm.) Ein weiblicher Don Juan. Na, das können Se mir doch auch mal geben, wenn Sie's ausgelesen haben. Der Titel gefällt mir. Wie is's denn?

Mika: Ja, so weit ich es beurtheilen kann, ist es eine

Digitized by Google

Arbeit, die als ein Markstein in der Erschließung der Psyche des modernen Weibes eine Stelle behaupten wird.

Schwedtke: Ist es denn sehr spannend? Wissen Sie, jetzt lese ich ja auch nicht mehr viel; — man hat nicht so die Zeit, — aber früher, als Junge, da bin ich ja wie versessen aufs Lesen gewesen. Den janzen Cooper, den ganzen Willibald Alexis und Jules Verne — — den ganzen Jules Verne.

Mika: Aber der taugt doch nichts!

Schwedtke: Auch gut! Auch gut! Darum keine Feindschaft nicht! Sagen Sie mal, entschuldigen Sie eine Frage. Bringt Ihnen denn das etwas ein? — — — Es ist nicht Neugier, aber es interessirt mich. In den drei Jahren, wo ich nu hier bei Ihrer Mutter wohne, — damals waren Sie noch nicht so groß wie heute — da habe ich ja oft gesehn, daß Sie was weggeschickt haben. Und auch oft, daß Sie was wieder gekriegt haben und auch, daß Sie mal so'n Heftchen bekommen haben, aber daß sie Ihnen Geld geschickt haben, das habe ich nie bemerkt ... Na, ich bin ja auch nicht immer zu Hause.

Mika: O gewiß, Herr Schwedtke! Ein Einkommen kann ich das ja nicht gerade nennen; aber die lyrischen Beiträge werden immerhin gut von den Zeitschriften honorirt. Vor Allem, wenn man wie ich schon etwas bekannt ist, so liegt es ja den Redacteuren daran, einen festzuhalten. Herr Berliner will mir ja jetzt einen Verleger für meine „Feuerlilien und Dornen" suchen; er steht schon in Unterhandlung. Nur scheint mir das Honorar nicht angemessen. Er ist ja überzeugt, daß ich Aufsehen erregen werde.

Schwedtke: Neulich, Fräulein, habe ich hier bei Ihnen auch solch Gedichtbuch gefunden — ich habs ja nicht ganz gelesen — dazu habe ich keine Zeit — ich habe nur so rein gesehn. — Na wissen Sie! nehmen Sies mir nicht übel!! man kann ja schon manches vertragen und man ist ja auch kein Engel, aber das, das jing doch ein bißchen zu tief in die Details. — Schreiben Sie denn auch so was?

Mika: Und wenn ich es thäte, Herr Schwedtke ... wollen Sie mich verurtheilen? Man ist doch kein Kind! Wir sind doch Gottlob keine Gouvernanten, die Kinder für die Ehe und das Leben verdummen müssen und schreiben für keine Familienblätter mehr.

Schwedtke: Wissen Sie, Fräulein Mika, wie Sie das alles so sagen können! — Wirklich, es ist schade, daß Sie kein Mann geworden sind! Sie hätten gewiß studirt! In die Bank haben wir auch so Einen, der Mensch redt wie 'n Buch. Man weiß ja nicht, was er will. Ich hab mal zwei Jahre mit ihm zusammen in der Effectencasse gearbeitet. Er war ein anständiger College — alles was recht ist — bei jeder Gelegenheit hat er ne Lage spendirt.

Mika (nach einer Pause): Darf ich Ihnen vielleicht etwas von meinen letzten Arbeiten vorlesen? — „O meine weißen Rosen, wie in Lorbeerhainen die leuchtenden Leiber schlanker Epheben!"

Schwedtke: Ach nee, liebstes, bestes Fräulein, nehmen Sies mir nicht übel, nee, nee, nee! Ein anderes Mal gern, sehr gern, aber ich bin heute ein bißchen abgespannt, das geht jetzt auf Ultimo. Ich kann jetzt nicht so recht folgen. Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, aber ich muß den ganzen Tag über meinen Kopf genug anstrengen. Nee, ein ander Mal gern. (Schnell) Sagen Sie mal, finden Sie denn das recht von Ihrer Frau Mutter — nun ja — sie hat ja nichts zu thun — das ist richtig — aber mit den ewigen Vereinen und den Vorträgen und mit der Bewegung und dem Cartell und der Ethischen und dem Jugendschutz und dem Stimmrecht und weiß der Deibel — Seien Se mal ehrlich! Finden Se denn, daß da was bei rauskommt? — Das Ganze ist: Sie nehmen den Männern, die auch nichts haben, noch das Brod weg.

Mika: Ich werde mich darüber nicht mit Ihnen streiten, denn wir würden doch nicht zusammen kommen.

Schwedtke: Und das kann ja Ihrer Frau Mutter nicht gesund sein. Seit Vormittag um zehn Uhr ist sie nun weg, draußen bei dem nassen Wetter; und jetzt ist halb Sechse. Haben Sie denn schon Mittag gegessen? Nee? Ihnen muß doch schon ganz wabblich sein? (Es klingelt.) Sehen Se, das ist gewiß Ihre Frau Mutter!

Mika: Nein, die klingelt doch immer zwei Mal. (Geht öffnen.)

Schwedtke: (Zieht das Buch heran, das liegen geblieben ist.) (Für sich): Das is ne Wirthschaft! Das ist ne Wirthschaft hier!

Herbert (beim Eintreten): Ach Fräulein, hier bringe ich es Ihnen. Es ist Henry Lichtenberger, eine einfache, leichtverständliche Darstellung seiner Lehre oder mehr nur eine allererste Einführung.

Schwedtke: Zwiefacher Bürger dieser Metropole — seien Sie mir jejrüßt! wie geht es dero Gesundheit?

Herbert (wirft seine nassen Sachen über einen grünen Plüschstuhl): Sie können nicht glauben, Mika, wie ich dieses Wetter, wie heute liebe! alles trieft und glänzt und ganz still singt so der Regen dazu — das thut gut. Das thut gut. Wie ich vergangenen October in Florenz war, wissen Sie, bin ich abgereist, einfach abgereist, weil ich den Sonnenschein auf die Dauer nicht aushalten konnte. Können Sie das verstehen? Können Sie sich da hinein versetzen? Ich habe eine schwärmerische Liebe für diese Art naßkaltes Wetter, wenn die ganze Welt nach vermoderndem Laub riecht. Seit drei Uhr gehe ich nun schon draußen spazieren. Können Sie begreifen, wie wunderbar das ist, diese lebendige Regeneinsamkeit? Und eine Beleuchtung jetzt da draußen! Saufein, pöbelhaft famos. Ein Grünviolett! Ein Grünviolett — einfach berauschend! Mika!

Schwedtke (nimmt die Sachen und hängt sie an den Riegel): Sagen Sie mal, mein Bester, warum schmeißen Sie denn immer Ihre nassen Sachen auf meinen Stuhl, — he? Für 'n gebildeten Menschen ist das doch wirklich keine Art!

Mika: Wenn wir Ihnen hier lästig sind — —

Schwedtke: Bleiben Se man hier, Fräulein Mika, drin ist ja doch nicht geheizt! — — aber ich habe ja nichts dagegen, junger Freund, Sie müssen das nicht gleich so auffassen — Sehen Sie, aber bei mir muß das ordentlich sein — es stört mich, wenn nasse Sachen aufm Stuhl rumliegen.

Herbert (milde): Und darum zerreißen Sie mir die Stimmung, Sie Ziegenhirt! Ich möchte heute alle Welt mit der Gluth meines Sonnenherzens überschütten und Sie kommen mir mit Ihren nassen Sachen dazwischen.

Schwedtke: Bedaure, es sind Ihre nassen Sachen!

Herbert (sehr milde): Gut, sehr gut! aber laßt uns das Kriegsbeil vergraben und die Friedenspfeife in Brand setzen. Morris, lieber Freund, Morris! Ich rauch jetzt nur Morris (sie herumbietend) Mika?

Schwedtke: Wissen Sie, Herr Berliner, wie Ihr Vater in den letzten Tagen in Ahrenthalern liegt?

Herbert: Ahrenthaler — ach — Reden Sie mir nur nicht davon — das ist ja scheußlich — meinen Sie, ich werde ein so unmoralisches Institut wie die Börse auch nur mit meinem Interesse unterstützen? Wenn es Ahrenfelder geben muß — gut — das ist eine Sache, für die der Nationalökonom aufzukommen hat; aber belästigen Sie, bitte, mich nicht damit! Nein, mich nicht! Ich habe wirklich an etwas Anderes zu denken, wie an Ahrenthaler. Sagen Sie, mein Lieber, bin ich vielleicht dazu da, mich auch noch um das feilschende Gesindel zu bekümmern?

Schwedtke: Also er hat keine Ahrenthaler gefixt. (Indignirt): Auch gut! — Da werde ich schon wieder mein Geld verlieren.

Herbert: Ich sagte Ihnen doch, ich weiß es nicht.

Schwedtke (indignirt): Ich wer' schon wieder mein

Digitized by Google

Geld verlieren — natürlich! Denn, wenn es eben wäre, dann würden Sie es ja auch wissen.

Herbert (währenddessen): Mika, Sie müssen die Haare offen tragen, locker, nur von einer meergrünen Schnur gehalten.

Mika: Es ist zu unbändig dazu. — Ich würde ja sonst gewiß so gehn ... wenn es Ihnen gefällt.

Herbert: Sie haben schönes Haar, Mika, ich glaube, es würde knistern, wenn man darin wühlte. Ich stelle mir jetzt vor, wie ich mit meinen schmalen Fingern leise darüber hinstreiche und mich ein Mantel von Duft umfängt.

Schwedtke: Na hören Sie mal, Sie werden ja ordentlich geistreich!

Herbert: Geistreich?. — Ich? — Nein! „Ach, des Geistes wurde ich müde, als ich auch das Gesindel geistreich fand." Wissen Sie, wer das sagt, Mika? Nein?! Sehen Sie hier in diesem, in englischem Maroquinleder gebundenen Bändchen ist es zu lesen. Von diesem Baum der Erkenntniß dürfen Sie auch noch essen; wenn Sie so weit sind, nicht eher. Es ist eine gefährliche Speise für die kleinen Geister, gefährlicher noch für die großen. Ich trage es jetzt immer bei mir, dieses Bändchen. Nachts liegt es sogar unter meinem Kissen ... denken Sie, Mika!

Schwedtke (der Berliner währenddessen eine Weile belustigt betrachtet hat): Was Sie für 'ne ungemein ulkige Weste da haben?!

Herbert: Ja, ich habe einen Cravattenstoff gewählt. Ich verstehe, daß Sie das in Erstaunen setzt. Oder meinen Sie vielleicht die schrägen Taschen und den runden Schnitt? Das ist meine eigene Angabe. Eine Weste mit geraden Taschen ist mir stets eine Infamie, eine persönliche Beleidigung gewesen. Sie bereitet mir einfach physische Schmerzen. Aber davon können Sie ja nichts verstehen —, Sie in Ihrer schon mehr grotesken, ästhetischen Bedürfnißlosigkeit.

Schwedtke (belustigt): Nun ja, nun wollen wir aber mal die Lampe anzünden, damit Alle die neue Weste auch besser bewundern können (er läuft hin und her): Unglaublich, wie früh es jetzt schon wieder dunkel wird! Unglaublich! Die ist doch schon wieder mal nicht aufgegossen, schon wieder mal ausgebrannt. Fräulein! Na lassen Sie, ich gieße sie schon allein auf. Das ist unglaublich, was ich hier an Petroleum verbrauche, da kann ja 'ne siebenköppige Arbeiterfamilie — —

Herbert (während Schwedtke die Lampe anzündet): Jetzt kriegt es dieser Ziegenhirt fertig und macht Licht. Die Dämmerung, die einzige Stunde, da wir leben, zerreißt er auch noch mit seinen brutalen Fingern. (Herbert legt sich aufs Sopha und deckt die Hand über die Augen.)

Mika: Ach, aber warum denn schon die Lampe?

Schwedtke: Warum de Lampe?! Na ... ich möchte nicht wissen, was Ihre Mutter sagt, wenn sie uns Drei hier im Dunkeln finden würde. (Pause.) Eine Frage Herr Berliner, Ihr Vater ist doch im Aufsichtsrath der Handelsbank?

Herbert (schnell): Möglich, möglich, aber ich bin daran unschuldig! Ich habe Ihnen schon öfter gesagt, daß ich mich mit meinem alten Herrn nicht stehe. Ich habe selbigem noch vorgestern klar und deutlich zu verstehen gegeben, daß ich mich principiell nicht um seine Sachen kümmere. Also, möchte auch er die Gewogenheit besitzen und sich nicht um die meinen kümmern.

Die Rechtsjagd.

Gedanken zum Falle Peters.

Von Marsyas.

Der nächste Winter soll mehreren Städten die alten Puppenspiele bringen. München hat eines schon in diesen schwülen Mittsommertagen: holzschnitzerne Figuren, die auf einer kleinen Bühne zappeln, ihre hölzernen Schwerter sich in die Herzgruben rennen und die Münder aufreißen wie bemalte Sganarellen. Jeder ist ein kleiner Heros für sich, hält den Andereh für einen Narren oder Helden und bestätigt ihm, was irgend einer von ihm gesagt hat. Ist man doch unter sich und berühmt durch einander. Bis ein ganz greller Harlekin kommt, und sein ganz aufgerissener Mund sagt, daß der Eine so wenig tauge wie der Andere. So daß die schnitzernen Figuren alle in die Höhe hopsen und eine besonders bewegliche, der man eine Robe angezogen hat, sich empört, die Hände hoch windet und schreierisch sich diese Töne verbittet.

* * *

Unter dem Holze, das diesen Dingen die gravitätische Grotestheit giebt, schwimmt Blut. Feines, erregbares, heiß strömendes Blut. Blut, das zum Hirne läuft, und Blut, das die tieferen Theile füllt. Wie weit das Blut, das die unteren Organe durchströmt, das Blut, das nach oben floß, beirrte, ist auszusagen. Die Einen deuten die Grausamkeit des Blutes auf die unteren Zusammenhänge. Die Andern bestreiten jede Gemeinschaft dieses Oben mit einem solchen Unten. Die Dritten wollen selbst an einem Gemengsel beiden Blutes nichts auszusetzen haben: Ecce heros, sagen sie. Unsere Maße seien enge, das ferne Land sei anders. Und zwischen alledem Nasen, Nasen, die erschnüffeln, wie das Blut vor fünfzehn Jahren in diesem Manne drüben circulirt hat. Und dieses wieder aus „Rechtsjägerei", wie Lassalle, der auch solch Edelwild war, die Art genannt hat, mit dem Rechte alle Dinge zu erjagen.

* * *

Ich kenne Peters allzuwenig, um seine Bedeutung für die Geschichte einzuordnen. Aber unwidersprochen ist geblieben, daß seine deutschen Verdienste große, daß sie für eine colonial erregte Zeit sogar überragende gewesen. Ich weiß, daß sie unter Verhältnissen erworben sind, die von den unseren mit ihren abgegrenzten und beschützten Lebenssphären sehr verschieden sind. Ich glaube, obwohl die Beweisaufnahme, da ich dieses überdenke, nicht geschlossen, das Urtheil, da ich dieses schreibe, nicht gefällt ist, daß er eine Natur gehabt hat, der eine für einen Menschen unserer Tage ungewohnte Machtfülle die Lust erregt hat, sie hie und da zu nutzen, um seines Lebens froh, seines Selbstbewußtseins gewiß zu werden. Daß eine innerste Unsicherheit, die in unserer Zeit mit ihren geschwächten Instincten selbst ein solcher Mann haben muß, ihn zu Härten verführt haben mag, der eine angeborene und durch ein unregelmäßiges Leben verstärkte Kälte des Gefühls keine Widerstände entgegensetzte. Aber die Rechtswuth kann ich nicht begreifen, die nach solchen geschichtlichen Gebilden juristisch giert. Habe auch nie gehört, daß ein Jurist eine Darstellung der Geschichte vom Standpunkt des Rechts geschrieben hätte; bin auch davon durchdrungen, daß er für blöde ausgegeben worden wäre, hätte er für alte Zeit, daß er in das Gefängniß geworfen würde, hätte er für die neue Zeit die Geschichte mit den Maßen des Rechts gemessen. Denn es giebt keine Rechtsidee und, wenn es sie giebt, hat sie sich an den entscheidenden Erlebnissen der Menschheit niemals offenbart. Was wir haben, ist eine Unzahl von Verwaltungsnormen, unter die alle Rechtsnormen zu begreifen sind. Du sollst nicht stehlen, ist selbst nur eine Verwaltungsnorm der Menschheit. Und du sollst nicht prügeln, so weit es als Rechtsbruch in Betracht kommt, das Gleiche für den weißen Theil der Menschen. Wobei man als Ethiker noch glauben kann, daß Prügeln von einer besonderen Ethik aus verboten ist, aber es auch nicht zu glauben braucht. Die Ethiker belästigen das öffentliche Leben heute nicht mehr (soweit nicht die geschlechtliche Unsittlichkeit von einigen Verbänden noch verfolgt wird). Und nur die Rechtsfanatiker suchen ihr Recht auf alle Verhältnisse auszudehnen, da es ihrem Meinen nach auf Alles paßt. Aber Nichts ist thörichter, Nichts beschränkter, Nichts ist kurzsichtiger als dieses.

Recht ist ein Nothbehelf, um die Gesellschaft in ihrem Stande zu erhalten. Unsere Gesellschaft verfällt nicht, wenn ein Mabruk gehenkt ist. Unsere Gesellschaft wird nicht faul, wenn Peters die Jagodja selbst gezüchtigt hat, weil sie mit einem Negerknaben statt mit ihm geschlafen hat. Unsere Gesellschaft kann lächelnd afrikanischen Dingen zuhören, wenn sie überhaupt von ihnen hören muß. Mit dem Recht hält man die kleinen excessiven Gelüste der Leute zu Hause nieder. Aber man braucht es nicht in starrer Form in das Gummiland zu verpflanzen. Es ist nicht nöthig, wie wir gesehen, es ist unmöglich, selbst wenn man es wollte. Wenn man als Jurist Napoleon betrachtete, würde man ihn zu Toden verurtheilen müssen, die nicht zu zählen, zu Zuchthausstrafen, die nicht auszurechnen, zu Gefängniß-, Haft- und Geldstrafen, die nicht abzuzählen sind. Für geschichtliche Phänomene versagt das Recht, wie es für ungewöhnliche Verhältnisse (Krieg, Eroberung) versagt. Daß überhaupt disciplinar gegen Männer von Verdiensten vorgegangen wird, spricht nicht so sehr für die humanitäre Größe der Betrachtung, als für ein mangelndes Verständniß nicht nur für geschichtliche Bildungen, sondern für die Bedeutung des Rechts überhaupt. Wir haben eine Rechtsanwendung, aber keine Rechtsphilosophie. Und so weit wir sie haben, spielt sie mit Worten statt mit Wahrheiten. Die das Recht aber anwenden sollen, werden mit Kostenwesen und Stempelbetrachtungen erzogen, statt hingedrängt zu werden, eine Ansicht von der Bedeutung des Rechts überhaupt zu gewinnen.

So wird, weil einige paragraphirte Bestimmungen verletzt sind, ein Mann wie Peters nach den Regeln abgeurtheilt, wie Einer, der Beeren im Walde gelesen oder eine fremde Gans erwürgt hat. Und

Digitized by Google

statt zu fragen, ob dieser Standpunkt überhaupt begründet ist, untersucht man, wie der über Peters gedacht hat und wie jener, ob das untere Blut mit dem oberen zusammengeflossen und ob Mabrut getödtet werden mußte oder nicht . . .

Koketten und Kokotten.

Paris, Ende Juni.

. . . Wo ist die Grenzscheide zwischen den beiden durch und durch französischen Begriffen „coquette“ und „cocotte“? Man sollte sich viel mehr Mühe geben, die feine, fast unmerkliche, unendlich subtile Linie festzulegen, die zwischen den beiden frivol tändelnden Worten, die eine Welt bedeuten, eine Welt von flirrendem Tändeln, von flüsterndem Kosen, von verhaltener Leidenschaft, wie ein zartes Wölkchen schwebt. Man kennt die französische Kunst, das Theater und die bildenden Künste und den charakteristischen Hauptzweig französischer Musik, die opéra-comique, nur halb, nur oberflächlich, nur philologisch-buchstabengerecht — wenn man nicht schärfst einzudringen sich bemüht in diese Grenzgebiete.

In diesen letzten Wochen vor Saisonschluß, wenn ein müder, ersterbender Seufzer über die noch immer fiebrisch-geräuschvollen, aber seltsam fahl gestimmten Boulevards streicht, wird man auf diese Eigenheit französischen Lebens so recht eindringlich verwiesen. Da steht die bleiche, abgemagerte Kokotte pünktlich an ihrem Posten, beim fréquentirtesten Omnibus-„Bureau“ — wie die Haupthaltestellen in Paris genannt werden! — und ihre stieren, erloschenen Blicke streifen mit hartem, stechendem, herausfordernd lascivem Berufs-Liebäugeln die Wartenden, die Passanten, streifen aber auch die Passantinnen, die „grandes dames“, die „anständigen Frauen“, wie der gesinnungstüchtige Deutsche allzu verstandesscharf das leicht ironisch gemeinte „honnête femme“ übersetzt! . . . Da stehen sie sich dann gegenüber, wie zwei feindliche Grenznachbarinnen: die Kokotte und die Kokette; mit schier mordlustigen Blicken mustert das stets auf der Lauer liegende gläserne Auge der berufsmäßigen Kokette das Resultat Stunden langer Toilettenstudien, die raffinirt harmonisch abgetönte Robe der Gelegenheits-Kokotte, der Amateur-Kokotte, der Kokotte aus lascivperverser Neugier oder aus geschlechtlichem Raffinement: der „honnête femme!“ Mit einem Schlage wird dem aufs Große, Typische eingestellten Blick des Beobachters in solchen Augenblicken klar, daß es in Wahrheit nur ein einziger kleiner Vocal ist, der den hellen, lächelnd-sieghaften und doch vor sich selbst fliehenden Begriff „Kokette“ von dem beinahe dumpf grollenden, im Schlamm der Lust wühlenden Begriff „Kokotte“ trennt . . .

Betritt man dann, nach einem solchen Beobachtungserlebniß, die Chardin-Fragonard-Ausstellung in der Galerie Georges-Petit, dann gesellt sich zum psychologischen das culturhistorische Erkennen, dann steigt wieder einmal das so häufig nur einer leeren Marke gleichende Wort „Tradition“ vor einem auf, und man hört die Menuett-Musik schäferlichen Liebesflüsterns leise aber vernehmlich spinettsüß hervorklingen aus all diesen galanten Bildern; Fragonard erscheint einem nicht mehr, wie ihn deutsche Kunsthistoriker wohl hie und da nennen mögen, als „der typische Repräsentant französischer Lascivität“, sondern lediglich als der discrete Lauscher an der dünnen Wand verschwiegener Boudoirs, als der discrete Spaziergänger in schattigen Schloßgärten, in denen die laue Luft von Amoretten durchflattert wird. Die beiden, im verbürgten Original ausgestellten wunderzart detaillirten Zeichnungen zu den „weltberühmt“ gewordenen, in Tausenden von Reproductionen vervielfältigten Gemälden „L'armoire“ und „Le verrou“ — („Der Kleiderschrank“ und der „Riegel“ — „Der versteckte Liebhaber“ und „Sanfte Gewalt“ würden verkaufslüsterne Kunsthändler die beiden Titel verballhornen! — —) diese beiden Zeichnungen zeigen uns deutlich die Grenzlinie zwischen „kokett“ und „lasciv“. Gewiß: rein Watteauisch-schäferlich wirken diese Darstellungen keineswegs ein: man hört den Ruck des Riegels, den der kühne Jüngling hastig vorschiebt, man fühlt die Leidenschaft, mit der dabei sein linker Arm die schlanken Glieder des sich sträubenden Mädchens fest umschlossen hält — — aber gerade in der rehhaft verängstigten, schelmisch drohenden, halb besiegten, graziösen Koketterie dieser Mädchengestalt liegt die Feinheit, liegt der Duft des 18. Jahrhunderts, ein Duft, den man nur nicht allzu lange vertragen kann, weil einem dann das süß-feminine Parfüm auf die Sinne geht und man allzu leicht geneigt ist, dem Stofflich-Figurativen einseitige Aufmerksamkeit zuzuwenden. An dem Maler Fragonard vermag ich auch bei liebevollstem Bemühen nur ein secundäres Interesse zu gewinnen. Er erscheint mir da einmal recht abhängig von Boucher und zumal von Rubens — ohne dessen unnachahmliche Fleisches-Leuchtfreudigkeit im Entferntesten erreichen zu können, und andererseits seltsam schwächlich, ja fast trocken im Ton. Verweilen dagegen muß man nicht nur mit den Cultursinnen, sondern auch mit seiner ganzen künstlerisch empfänglichen Seele vor den tieftönenden, volles Leben athmenden Bildnissen und Stillleben Chardins. Wie äußerlich doch die „Kunstkenner“ vorzugehen pflegen, wenn sie Namen wie Chardin und Fragonard in einem Athem auszusprechen wagen, lediglich wegen des gleichen Zeitalters, aus dem beide hervorgegangen sind! Um den starken Unterschied der beiden Meister zu begreifen, braucht man doch nur die beiden Selbstporträts zu vergleichen, das, selbst fast einer verliebten Frau ähnelnde, lächelnde Träumerantlitz „Fragos“ und den von einer großmütterlichen Haube und von einem riesigen auf die Nasenspitze geklemmten Hornkneifer entstellten Kopf Chardins! Dort der säuselnde Frauenskizzierer — hier der scharf, ja selbst unerbittlich scharfe Menschenbeobachter. Und fürwahr: dieser Chardin war ein ganzer Künstler, einer, der von Jugend auf bis in sein hohes Alter an den vergänglichen, schablonenmäßigen, künstlichen Reizen koketter Frauen peinlich achtlos vorüberschritt — wir kennen von ihm nur ein einziges galantes Bild „Der versteckte Liebesbrief“, das eher an die gegenständliche Art Terborchs erinnert denn an die Manier des Franzosen Fragonard! —, der statt dessen Männerporträts, namentlich Knaben und Jünglinge in meisterlicher Weise zugleich als Typen des 18. Jahrhunderts und als Menschen voller Fehler und Eigenheiten zu charakterisiren wußte. Der, vom Louvre erworbene, Kreisel spielende Knabe spricht eine beredte Sprache. Ganz seltsam intim beginnt bei längerem Betrachten das Gemach, beginnen die Gegenstände, die alten Folianten auf dem Tisch zu reden, beginnt die Farbe Leben anzunehmen . . . Und wie ungeheuer selbstständig, schon in der Anordnung, wirken seine Stillleben, in denen er besonders mit dem langen Griff eines Küchengeschirrs höchst plastische Unterbrechungen der horizontalen Linie hervorruft: seine Farbe ist altmeisterlich-ewig, sie leuchtet und wärmt dabei, sie blendet nicht nur, wie auf so manchem Gemälde von der Hand Neuerer . . ., wie sie uns z. B. in der, im Schlosse Bagatelle im Bois de Boulogne veranstalteten „Ausstellung von Frauenporträts“ aus den letzten dreißig Jahren entgegentreten. Der tückische Geselle Zufall fügte es, daß ich diesen Damen gerade an einem Galatage, an dem der Eintrittspreis fünf Francs betrug, meinen Besuch abstattete. Und doch hatte ich vielleicht gerade an jenem Tage die beste Gelegenheit, Bild und Modell zu vergleichen. Kaum begann ich mit dem Studium eines Frauenporträts, etwa Aman-Jeans oder Bastien-Lepages oder — — „François“ Lenbachs, kaum vertiefte ich mich in die dunklen Gluthen des prachtvollen Courbetschen Gemäldes der „Marie Crocq“ („Die Frau mit den Handschuhen“) . . ., da umknisterte mich plötzlich die Courschleppe einer „grande dame“, und gebieterisch versperrte sie mir die Aussicht auf den „alten“ Courbet und verwies mich auf die „Marquise de Vallombrosa“, die Cabanel so „chic“ in ihrer Robe festzuhalten wußte . . . Ich streckte die Waffen für ein paar Momente und folgte dem Zuge des Galatages und bewunderte pflichtgemäß die üppige Robe der Infantin Eulalia, die Boldini in der That vorzüglich gemalt hat, ich staunte über die Raffinirtheit, mit der der Maler Duez die grüne Blouse seiner Gattin mit dem Laub der Bäume in prunkvoll brillanten Zusammenklang zu bringen gewußt hat, und ich konnte es dann kaum begreifen, daß diese mondänen Porträtisten zugleich soviel Pietät besaßen, ihre Mütter zu malen, Frauen, die wie die Mutter Bastien-Lepages in ihrer kränklichen Blässe, in der Verhärmtheit ihres Dulderwesens in diese Ausstellung französischer Frauenkoketterie kaum hineinzupassen scheinen! . . . Durchaus wollte ich einen echten Bagatelle-Eindruck von dieser Frauenporträt-Ausstellung mit fortnehmen, ich suchte nach einem Porträt, das sich dem Empirestyl des Schlosses von selbst anschmiegte, und ich fand es doch nicht! Theilweise liegt vielleicht in dem Porträt, das der Baseler Winterhalter von der Kaiserin Eugenie gemalt hat, ein echter Empirereiz, aber doch nur rein costümlich! Oder vielleicht war mein Auge durch das Stylgemisch dieser Ausstellung, die sich statt „1870 bis 1900“ eher „1900“ hätte benennen sollen (denn die Courbet und Manet sind allzu vereinzelt, wie nur aus Gnade und Barmherzigkeit von diesen Parisserinnen-Porträts „nouveau-jeu“ in ihre Reihen zugelassen worden) — war mein Auge nicht fähig, den rechten Standpunkt gegenüber dieser Ausstellung zu gewinnen, in derem koketten Rahmen ein leises siegesbewußtes Kokottenkichern zu wispern scheint, ein Kichern, das zum frechen Lachen wird in einem anderen Salon, im „Salon des Humoristes“, den die Zeitschrift „Le rire“ zum ersten Male im „Palais de Glace“ veranstaltet. Ungemein typisch ist diese Thatsache, daß sich die französischen Caricaturisten, die Léandre, Guillaume, Sem, Abel Faivre, Caran d'Ache, Devambez, Willette — die man „draußen“, zumal in Deutschland, längst als Vorbilder anzusehen gewöhnt ist, zum allerersten Male entschließen, in Paris selbst eine Sammelausstellung zu eröffnen, ungeheuer typisch für den geringen Werth, den das französische Publicum auf die Aeußerungen echten Humores zu legen pflegt. Denn das muß zugegeben werden: diese Zeichner haben, jeder in seiner Art, mehr aus echtem Humor geborene Beobachtungsgabe, als alle Autoren, Literaten Frankreichs, „selbst“ die unsterblichsten Akademiker nicht ausgenommen — zusammen!! Die Palme reiche ich unbedenklich: Sem. Nicht etwa nur deßwegen, weil er der Vielseitigste, was die Stoffwahl anbetrifft, ist — er porträtirt seine Malerfreunde ebenso liebevoll-grausam, wie die Typen aus „Tout-Paris“ — — — sondern vor Allem deßhalb, weil Sem ein Charakter-Caricaturist und nicht vor Allem wie namentlich Léandre in seinen politischen Caricaturen, ein Caricaturist der Linie ist. Ganz genial ist z. B. Sems „Logenhabitué“. Von dem verwaschenen Logentapetenroth hebt sich das Schwarz des Frackes und das Weiß der Bartcoteletten und des Oberhemdes des alten Ballettrattenjägers ganz herrlich ab: ein Blitz fällt auf das gesammte Pariser Operntreiben! An Albert Guillaume schätze ich seine gleichsam über sich selbst spöttelnde glatte Parisserische Palette. Er fühlt sich als den officiellen Schilderer des „Salons“; der „Figaro“ besoldet ihn königlich für seine zeichnerische Wochenchronik der mondänen Ereignisse; warum also nicht ein wenig spötteln, aber um Gottes willen nicht ärger, als es der täglich frisch

Digitized by Google

gebügelte, im Spiegel einstudirte „Humor“ des Pariser Elegants verträgt! Nun ja! Man hat eben seine Verpflichtungen! ... Etwas freier ist de Losques, der zeichnerische Momentphotograph der „Clou“-Scenen in den Premièren, gleichfalls im Solde des „Figaro“ stehend. de Losques hat ein paar ganz famose Plakate ausgestellt, die er im verflossenen Winter für Pariser Bühnen geliefert hat: sein „Brasseur“ in „Miquette et sa mère“ ist von köstlichem Linien- und Farbenwitz durchglüht. An den etwas hausbackenen, aber stets seelenvergnügten Pfiffikus-Humor Hengelers erinnern mich die Zeichnungen Abel Faivres. Die meisten übrigen „Humoristen“ wenden ihre müden Augen nicht einen Augenblick ab von dem ewig sich erneuernden Pariser Thema „Kokotte“, sei es, daß sie sie, wie etwa Mesplès oder Roubille im Theater beobachten, oder daß sie sie in der Abart „Grisette“ studiren, wie Robert-Dick. Die zwar ganz originellen, aber im Ganzen doch ziemlich trocken ausgeführten Holz — — „Zinnsoldaten“, wenn ich so sagen darf, von Caran d'Ache, nöthigten mir nur ein Lächeln ab. Ueberhaupt nach Herzenslust zu lachen, das verbietet sich in einem Pariser Humoristen-Salon von selbst. Zumal, wenn dieser „Salon“ in einem Raume stattfindet, wo sich während der Saison die Pariser Grandes „Kokettes“ und „Kokottes“ zu einem Flirt zusammenfinden. Nebenher läuft man dort, laufen einige eigens engagirte Paare, ein wenig Rollschuhe, der gute Ton im „Palais de Glace“ bringt dies nun einmal so mit sich! — aber die Hauptsache ist der Flirt! ... Erst wenn man sich über das schwüle Kojengewimmel des Erdgeschosses erhebt und zu der Gallerie hinaufsteigt, auf der die besten Vertreter deutschen, englischen und amerikanischen Humores einige gut ausgewählte Stichproben bieten, dann erst sieht man, wie begrenzt, wie einseitig, wie niedrig im Bannkreis gesellschaftlicher und politischer Actualität der sogenannte Humor in Frankreich doch befangen ist, so hochbegabt auch die erwähnten Meister der Pariser Caricatur sein mögen. Dabei fällt einem auch ein, daß manche der sehr interessanten Bauernzeichner, wie sie an einigen außerhalb Frankreichs wenig bekannten Witzblättern, etwa am „Pêle-Mêle“, mitarbeiten, auf dieser Ausstellung nicht vertreten sind. Es war eben ein „Salon Pariser Humoristen“, keine „Ausstellung französischen Witzes“, die „Le Rire“ veranstalten wollte ...

Entsprechend diesem boulevardesken Zug, der in Paris mehr und mehr um sich greift, wirft auch die französische Operette die heitere Maske, die sie sich noch vor wenigen Jahren, als Audran seine „Puppe“ schrieb, vorgebunden hatte, mehr und mehr ab und zeigt ein süß-kokettes, stark verschminktes Antlitz. Das Unehrliche des modernen französischen opéra-comique-Styles beruht in der rein äußerlichen Stoffwahl, die noch immer das 18. Jahrhundert bevorzugt, ohne doch diesem Styl in Sprache oder Musik getreu zu bleiben. Etwa André Messagers neue fünfaktige (!) komische Oper „Fortunio“., R. de Flers und G. A. de Caillavet sind nun einmal die Operetten-Modelibrettisten. Folglich mußte Messager seine neue Partitur einem Libretto von der Hand dieser Modelibrettisten anpassen. Da nun aber Messager in seinen opéras-comiques, „Véronique“, „Basoche“ u. s. w. von der von Hervé-Lecocq geschaffenen Form der alten komischen Oper bisher niemals abgewichen war, wollte er auch in der neuesten — alten opéra-comique keinen Schritt vom Wege wagen. Zur alten Form muß sich aber auch altfränkischer Inhalt gesellen. Dies führte de Flers und de Caillavet zu A. de Musset, also einem Poeten des 19. Jahrhunderts. Mit Gewalt zwängten sie nun die anmuthig-ironische Ehekomödie „Le chandelier“ („Der Leuchter“) auf das Streckbett der Oper, zogen dem Notar, Meister André, und seiner koketten, hübschen Frau Jacqueline, zogen dem schüchternen in Jacqueline platonisch verliebten Schreiberlein Fortunio das Costüm des kleidsameren 18. Jahrhunderts an, ohne aber in der Sprache die moderne Pariser Salon-Ironie verleugnen zu können, und die Folge ist nun eine stylistische Kluft zwischen Messagers perlend übermüthiger Musik und dem sentimentalen Libretto. Die Gestalt Fortunios, der schließlich vom Platoniker zum Erotiker sich „läutert“, der zuerst nur der „Treppenleuchter“ für die nächtlichen Zusammenkünfte Jacquelinens mit ihrem Liebhaber, dann aber Jacquelinens Flamme wird, diese Gestalt wirkt verwaschen; aber wiederum trat die Koketterie des französischen decorativen Esprits hervor, lächelte schelmisch, und wiederum ward der deutsche Kritiker-Griesgram geknebelt! Wer könnte dem graziösen Spiel der koketten Marguerite Carré widerstehen, wenn sie „Fortunio“ zulächelt? Wer denkt noch an die „unerhörte Pietätlosigkeit“ gegenüber Musset, wenn er Messagers sprudelnde Weisen hört, wenn er den eleganten, künftigen Generalissimus der „Großen Oper“ selbst das Dirigentenscepter schwingen sieht? ... Sie ist eben unsterblich, diese echte französische Operettengrazie: das ersah man neulich wieder, als in Anwesenheit des 75jährigen Meisters Lecocq dessen classisch heitere Volksoperette „Mamsell Angot“ am Gaîtétheater zum soundsovielhundertsten Male die Hörer in Wonne und Behagen tauchte. Das ersieht man um so deutlicher, wenn eine fremde Schauspielerin eine urfranzösische Parthie auf ihre Art spielt. Da besuchte die englische Primadonna der Komödiantenkunst Miß Olga Nethersole die Pariser und glaubte sie mit einer englischen Bearbeitung der „Carmen“ besonders zu beglücken und machte aus der graziös-koketten, verhalten wild-leidenschaftlichen Zigeunerin eine freche, Cigaretten paffende, die Männer lasziv herausfordernde englische Kokotte, die von ihrem „Zuhälter“ José erstochen wird und aufkreischt, wie irgend ein Opfer Jack des Aufschlitzers! In gräßlich theatralischer Weise hat der englische Bearbeiter das Original Merimée-Halévy-Bizets entstellt. — Auch die übrigen Ereignisse der letzten Saisonwochen in den Theatern tragen den Stempel des Vorübergehenden, Werthlosen allzu deutlich aufgedrückt. Kistemaecker-Delards vieraktiges Schauspiel „Die Rivalin“ wurde wohl nur deßwegen vom Théâtre français an-

Exakte wissenschaftliche Untersuchungen der Präparate, die heutzutage als Zahnpulver verkauft werden, haben das überraschende Resultat ergeben, daß kein einziges der untersuchten Handels-Zahnpulver (es sind ca. 50 Marken untersucht worden) den Anforderungen entspricht, die an ein tadelloses Zahnpulver gestellt werden müssen. Einige Fabrikanten setzen ihren Zahnpulvern sogar Säuren, saure Salze, Seife, Alkali, chlorsaures Kali und dergleichen zu. Solche Zahnpulver sind direkt schädlich für die Zahnsubstanz, sowie für das Zahnfleisch und daher unbedingt zu verwerfen. Andere Präparate enthalten als Grundstoff gemahlene Kreide, die aus mehr oder weniger scharfkantigen, glasharten Krystallen besteht. Diese ritzen beim Putzen den Zahnschmelz und können dadurch großen Schaden anrichten. Geradezu als Unfug muß man es aber bezeichnen, wenn, wie dies vielfach geschieht, den Zahnpulvern Sepia- und Austernschalen, Holzkohle, Bimsstein und dergleichen Stoffe zugesetzt werden. Solche grobwirkende Mittel benutzt man wohl mit Vorteil zum Putzen von Metallgegenständen, aber nicht für das kostbare Email der Zähne. Da ist es dann kein Wunder, daß zahlreiche Menschen trotz sorgsamster Pflege und gewissenhaftester Behandlung durch den Zahnarzt doch schadhafte Zähne bekommen.

Dieser Stand der Dinge hat uns zu dem Entschlusse geführt, zu versuchen, ein hygienisch einwandfreies Zahnpulver herzustellen.

Die Aufgabe war weniger einfach, als wir anfänglich annahmen. Erst nach mehrjährigen Versuchen ist es uns gelungen, mit unserem Irex-Zahnpulver ein Präparat herzustellen, das wir getrost als ein Ideal-Präparat bezeichnen können. Es ist das beste derzeitige Zahnpulver, wie jeder Zahnarzt und Fachmann, der sich die Mühe nimmt, das Irex-Zahnpulver mikroskopisch und chemisch zu untersuchen, zugeben wird.

Unsere Patent-Irexdose gestattet eine Abgabe des Irex-Zahnpulvers, ohne daß die Bürste mit dem Pulver in der Dose direkt in Berührung kommt. Beim Aufdrücken auf ein besonderes Tellerchen, das jeder Dose kostenlos beigeliefert wird, entleert die Büchse immer nur soviel Pulver, als zum einmaligen Gebrauche gerade nötig ist und schließt dann wieder automatisch. Die Aufnahme des Zahnpulvers durch die Bürste findet also außerhalb der Dose statt. Auf diese Weise bleibt das Irex-Zahnpulver stets frisch und trocken und kann bis zum letzten Körnchen ausgenutzt werden. Preis einer Dose Irex Mk. 1.— in Apotheken, Drogengeschäften und Parfümerien. Eine Dose Irex enthält etwa 60 Portionen Irex-Zahnpulver, reicht also bei täglichem Gebrauch etwa 2 Monate.

Digitized by Google

genommen, weil die Autoren es verstehen, durch geschwollene Pathetik der Sprache über die Hülflosigkeit der Arbeit hinwegzutäuschen. Das Stück ist eine plumpe Copie von d'Annunzios „Gioconda". Zwischen einen „berühmten" Bildhauer und seine Gattin drängt sich als „Rivalin" ein junges Mädchen, in der wohl die eigentliche „Muse" des Künstlers, da er noch Idealist war, dargestellt werden soll. Jedoch ist die Gestalt dieses Bildhauers selbst so unklar gezeichnet, daß man zu keinem rechten Eindruck des Ganzen gelangt. — Frau Réjane kokettirt mit den Instincten des Sommerpublicums. Zu kleinen Preisen führt man an ihrem Theater, während sie selbst schon Paris verlassen hat, ein englisches Sensations-Diebsschaustück „Raffles" auf, in dessen Mittelpunkt ein Amateurtaschendieb steht, der einen Detectiv an der Nase herumführt. So kokettirt also auch selbst eine Réjane schon mit den „grandes cocottes", die sich für derartige „amüsante", spannende, dramatisirte Romane mehr interessiren, als für die echte Kunst! . . .

Arthur Neißer.

Notizen.

Alpine Gipfelführer. XII. bis XVII. Bändchen. Geb. à Mk. 1.50. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die vor zwei Jahren ins Leben gerufene Sammlung „Alpine Gipfelführer" ist allgemein von der immer größer werdenden Gemeinde der Alpinisten aufs Freudigste als eine werthvolle Bereicherung der alpinistischen Literatur begrüßt worden. In der That ist den Alpentouristen in diesen von Specialkennern verfaßten und in der anregendsten Form gehaltenen Bergmonographien ein unvergleichliches Belehrungsmittel an die Hand gegeben, das ihnen bei der Vorbereitung auf Bergtouren die besten Dienste leistet. Nicht minder schätzbar bleiben dem Bergsteiger die reich und trefflich illustrirten Bändchen nachher als Erinnerungen an seine Hochtouren, und auch solchen für Naturschönheit empfänglichen Menschen, denen es nicht vergönnt ist, selbst die eisstarrenden Hochgebirgsgipfel zu erklimmen, dürfte es Freude und Genuß bereiten, sich in diese anschaulichen Detailschilderungen aus der Alpenwelt zu versenken. So darf denn auch die neue zur diesjährigen Reisesaison erscheinende Fortsetzung der Sammlung in den weitesten Kreisen auf lebhaftes Interesse rechnen. In Band XII wird der Großvenediger von Louis Humpeler behandelt, in Band XIII Sesvenna und Lischanna von Ad. Witzenmann, in Band XIV die der Oetzthaler Gebirgsgruppe angehörige Hochwilde von dem Karlsruher Gustav Becker; Band XV, verfaßt von Hans Biendl, schildert „der schönsten Alpengruppe schönste Berggestalt", die Jungfrau, Band XVI (Verfasser Alfred v. Radio-Radiis) den sagenumwobenen Rosengarten, Band XVII (Verfasser K. Bindel) die Marmolata. Wie in den ersten 11 Bänden, in denen Zugspitze, Elmauer Haltspitze, Ortler, Monte Rosa, Dachstein, Bettelwurf- und Speckarspitze, Großglockner, Triglav, Watzmann, Monte Cristallo und Wildspitze geschildert sind, ist auch in den neuen der Stoff in einzelne Abschnitte gegliedert, die vornehmlich über Orographie, Sage und Geschichte, Thalstationen und Zugänge, Hütten, Uebergänge, Anstiege, Führerwesen und Hüttentarife eingehenden Aufschluß ertheilen. Jedem Bändchen sind Karten und eine Anzahl nach Naturaufnahmen gut reproducirter Abbildungen beigegeben. F. N.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuscripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Weck's Frischhaltung
und sonst nichts
und weiter nichts
und drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen i. A. Säcking (Baden).
Wenn stets Zimmer, gefl. verlange nur
Weck-Apparate, Original-Fabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

100 Zimmer-Einrichtungen enthalten meine Kataloge
F. Scherer.
i. Freiburg B.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.
Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o
o o o o Niedrige Preislage. o o o o
Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.
DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT)
DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Lassen Sie sich von Heinrich Reesing
CIGARREN- u. TABAK-FABRIK
VLOTHO i/Westfalen
die Haupt-Preisliste gratis u. franco senden

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Schmückt seine Wohnung mit den farbigen Künstler-Steinzeichnungen aus A. Voigtländer's Verlag in Leipzig
„farbige Kataloge kostenfrei"

Abonnement auf das III. Quartal 1907.
Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.
Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.
Verlag der Gegenwart in Leipzig.

Digitized by Google

Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben

Max Hesses Verag in Leipzig.

Fritz Reuters sämtliche Werke.

Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden.

Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von

Prof. Dr. **Carl Friedrich Müller** (Kiel).

Als Beigaben: 5 Bildnisse, 9 Abbildungen, ein Brief als Handschriftprobe, sowie ein vollständiges Reuter-Lexikon.

Brosch. M. 4.50, feine Ausgabe M. 6.—.
In 4 Leinenbänden M. 6.—, feine Ausgabe M. 9.50,
Luxus-Ausgabe M. 12.50.
In 7 Leinenbänden M. 8.—, feine Ausgabe M. 12.—,
Luxus-Ausgabe M. 16.—.

Dem deutschen Volke wird hier eine würdige, auf das sorgfältigste hergestellte Gesamt-Ausgabe der Werke seines größten Humoristen geboten.

Die Ausgabe ist die erste wirklich vollständige.

Otto Boenicke

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Berlin W. 8, Französische Straße 21

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von

selbst importierten Havana-Cigarren

in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend

„der berühmtesten Marken".

Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.

Preisbücher über importierte Cigarren und über in

Deutschland gearbeitete Cigarren

in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über

Cigaretten, Rauchtabake usw.

kostenfrei.

Fernsprecher: Amt I. 1055 und 8800.
Telegramm-Adresse: „Simpatica" Berlin.

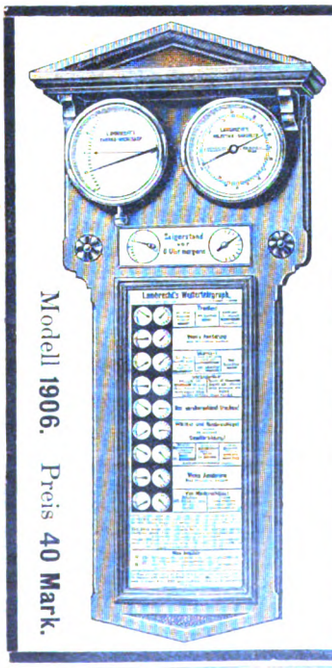
London W. 8|9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.

London W. 8|9 Colville Square.

Teppiche in allen Arten liefert billigst Versandhaus Beneke & Lattey, Magdeburg

Illustrirter Katalog postfrei.



Original

Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck**. Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 13. Juli 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

China vor und nach dem russisch-japanischen Kriege. Von Otto Corbach (Berlin). I. — Bühnenverträge und Bühnenrecht. Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz). — Die Heilsarmee als Socialreformerin. Von Leopold Katscher (Berlin). I. — Bücher und Bäume. Von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin). II. — Eine fürstliche Geliebte Franz Liszts. Von Dr. Adolph Kohut (Berlin). — Hermann von Löbeneck, ein hundertjähriger Roman. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin). II. — Zwei Scherzgedichte. Von Leo Heller (Berlin). — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). 2. — Yaya. Von Marsyas. — Die Münchener Secession. Von Roderich Freiherr v. Ompteda. — Die neue Medicin. Von Ernst E. Friedegg. — Peters Triumphator. Von Terentius. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

China vor und nach dem russisch-japanischen Kriege.

Von Otto Corbach (Berlin).

I.

Während der Friedensverhandlungen zu Portsmouth that Graf Komura, der Vertreter Japans, einmal die Aeußerung: „Wir Japaner handeln durch Thaten, nicht durch Worte!“ Damit kennzeichnete er treffend den Unterschied zwischen europäischer und japanischer Politik im fernen Osten. Ueber den tieferen Sinn dieses Unterschiedes werden eines Tages die Engländer nachgrübeln dürfen, wenn sie schaudernd zu spät erkennen, daß ihr papierner Vertrag mit den Japanern sie blind machte gegen Alles, was diese jetzt gegen die englische Herrschaft in Asien unternehmen. Eine thätige Politik haben die Europäer in Ostasien zwar auch zuweilen getrieben, aber unter ihren politischen Thaten sind wenige, deren sie sich nicht zu schämen hätten, sei es auch nur ihres unbeträchtlichen Erfolges wegen. Sie zwangen China, eine Anzahl Häfen dem fremden Handel zu öffnen, den Opiumschmuggel und die Lehrthätigkeit christlicher Missionare im Innern zu dulden, Eisenbahn- und Bergbau-Concessionen an ausländische Capitalisten zu vergeben u. s. w., aber abgesehen davon, daß diese Errungenschaften zu dem Aufwande von Macht und Kraft, den sie kosteten, in gar keinem Verhältniß stehen, brach Europa in China dem Fortschritt selbst dadurch nicht die Bahn; dies vollbracht zu haben ist vielmehr das unbestreitbare Verdienst Japans, das allein den Muth besaß, die russische Politik in Asien unter Einsetzung seiner selbst zu durchkreuzen, nachdem China sich daran gewöhnt hatte, in Rußland seinen Freund und Beschützer zu sehen. Die Stützen der russischen Diplomatie im Reiche der Mitte waren stets dieselben ultraconservativen chinesischen Staatsmänner, gegen die die Presse Englands immer Gift und Galle war, weil sie der britischen Politik, die dem internationalen Handel in Asien die Wege ebnen wollte, mit allen Mitteln entgegenwirkten. Im Vertrauen auf den Schutz des militärisch allmächtig scheinenden benachbarten, zum Theil rasseverwandten Rußland, versteifte sich die chinesische Regierung von jeher darauf, alle Versprechungen, zu denen sie sich mit Hängen und Würgen den eigentlichen Westmächten gegenüber jeweils nothgedrungen verstand, nachher zu ignoriren: „Die Geschichte der Beziehungen zwischen China und den Großmächten seit 1860,“ sagt M. v. Brandt, „ist die eines fortgesetzten Kampfes gegen chinesische Versuche, die Erfüllung der Vertragsbestimmungen nach Möglichkeit zu umgehen.“ Große und weitgehende Handelsforderungen haben sowohl England als auch andere Westmächte oft an China gestellt, aber immer fehlte es an Macht, sie consequent durchzuführen, an Entschiedenheit, sich auf das Nothwendige und Erreichbare zu beschränken, an Muth schließlich, statt eines kurzsichtigen Ausbeutungssystems Reformen anzustreben, die allein die Grundlage einer gesunden Handelspolitik im Großen abzugeben vermochten. Englands ganze Politik in Ostasien, als die der führenden westlichen Handelsmacht, hatte beim Abschluß des Bündnisses mit Japan nur den Eindruck hinterlassen, daß es durch Nachgiebigkeit gegen Rußland dessen Prestige auf seine Kosten erhöhte.

Die äußere Politik des modernen Japan war dagegen seit ihren ersten Anfängen zunächst nur mit aller Entschlossenheit darauf gerichtet, den russischen Einfluß aus China zurückzudrängen. Jede ihrer einzelnen Handlungen bis zum Ausbruch des letzten Krieges ließ sich auf dieses Streben zurückführen. Das Sonnenaufgangsland führte schon seinen Krieg im Jahre 1895 nur deßhalb, um dem unentschiedenen Zuschauen Chinas gegenüber dem machtvollen Vorschreiten Rußlands im asiatischen Norden ein Ende zu bereiten. Die Westmächte Rußland, Deutschland und Frankreich fielen ihm freilich zuguterletzt gemeinsam in den Arm und ernteten, was die Japaner gesät, ohne sich deßwegen deren fortschrittliches Programm für eine moderne Entwicklung Chinas zu eigen zu machen. Dennoch gingen die Ereignisse des Jahres 1905 nicht spurlos an den Chinesen vorüber. Zum ersten Male wurde dadurch in China der Anstoß zu Reformen großen Styles gegeben. Der junge Kaiser Kuangsü gerieth unter den Einfluß der radicalen Fortschrittler Kang Yu wei und Genossen und versuchte im Sommer 1898 mit einander überstürzenden Reformedicten Chinas Staatswesen mit einem Schlage europäisch zu gestalten. Sein kühnster Schritt richtete sich gegen das altehrwürdige Wöntschang, die Staatsexamina. Am 11. Juni 1898 erschien ein langes Edict, worin der Kaiser in großen Umrissen seine Gedanken über die Reform des chinesischen Erziehungswesens niederlegte. „Mit dem Tage, an dem dieses Edict erschien, stürzte eine viertausendjährige Cultur, brach für China eine neue Aera an,“ so schrieb in überquellender Empfindung der Reformtheoretiker Liang Ki schau. Aber das war nur erst ein schöner Traum. Und auch ohne das Eingreifen der Kaiserin-Wittwe, die ihren Stiefsohn entmündigte, hätte das Unterfangen des jungen Kaisers fehlschlagen müssen. Das chinesische Volk war aus

Digitized by Google

seinem Schlafe noch nicht aufgewacht, das Land noch nicht reif für grundstürzende Reformen. Der japanische Schrecken ging rasch vorüber und der russische Rubel hatte bald wieder seinen alten guten Klang in Peking. Das brachte die Russenpartei von Neuem obenauf. So konnte es in dem Boxeraufstande noch einmal dazu kommen, daß das alte siechе China versuchte, den Einfluß der modernen westlichen Großmächte von sich abzuschütteln, ohne sich selbst zu fortschrittlichen Thaten aufraffen zu brauchen. Mit Unrecht hat man einzelne Personen für diesen Gang der Dinge verantwortlich machen wollen. Selbst die Kaiserin-Wittwe war niemals so fortschrittsfeindlich gesinnt, wie es ihr namentlich englische Blätter immer andichteten. „Liest man heutzutage," so schrieb schon im Januar 1901 Friedrich Hirth in der deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, „wo die Leidenschaft des Parteiinteresses einer ruhigeren, mehr geschichtlichen Auffassung Platz macht, wiederholt die dem Staatsstreiche folgenden Edikte der nunmehr wieder allein regierenden Kaiserin-Wittwe durch, so erhält man den Eindruck, daß sie durchaus nicht gesonnen war, den Wünschen der Ultraconservativen nachgebend, die Reformbewegung gänzlich zu unterdrücken. Wie im Reiche die höchsten Aemter zwischen Fortschrittlern und Rückschrittlern, Freunden und Feinden der Fremden, und ihrer Interessen nach wie vor getheilt blieben, so verrathen auch die in ihren Edicten ausgesprochenen Ansichten durchaus nicht den einseitigen conservativen Standpunkt, den wir von der erbitterten Feindin der Reformtheoretiker Kang Yu wei und Genossen erwarten sollten." Man ließ bei der Beurtheilung chinesischer Verhältnisse bisher gewöhnlich außer Acht, daß auch und, bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches, gerade in China einzelne Personen nichts vermögen, so lange die Masse des Volkes für ihre Absichten unempfänglich ist. Wie hätte da mittelmäßigen Geistern gelingen sollen, wozu die fast übermenschlichen Anstrengungen eines Mannes von Genierang, wie Li Hung chang es war, nicht ausreichten. Noch vor seinem Tode sah dieser außerordentlich begabte, unablässig auf gesunde Reformen hinarbeitende Staatsmann das Werk seines ganzen Lebens in Trümmer sinken.

Die zählebige chinesische Reaction erhielt indessen auch durch den Boxerfeldzug noch nicht den Todesstoß. Die Wirren im Jahre 1900 waren nur ein Intermezzo, das dazu diente, die Gegensätze zu verschärfen und die weitere Verschiebung der Machtsphären zu begünstigen. Den Vertretern der europäischen Mächte graute es zu sehr vor dem zaristischen Machtnimbus, um sich zu getrauen, an dem russischen Mantel der chinesischen Reaction zu zerren. Das manschurische Problem, das die Frage der politischen Selbständigkeit Chinas, und, bei der culturfeindlichen Tendenz des Zarthums, auch die des Fortschrittes in diesem Reiche in sich schloß, blieb schließlich unangetastet.

Die Reformbewegung lebte freilich von Neuem wieder auf: diesmal unter entschiedener Förderung durch die Kaiserin-Wittwe. Am 2. October 1902 erschien ein Edict, durch das der Wöntschang zum zweiten Male für gestorben erklärt wurde. Weitere Reformedicte folgten in kurzen Zwischenräumen. Der Verkauf von Beamtenstellen ward verboten. Es wurde angeordnet, daß jede Provinz eine nach dem Muster der Pekinger Universität eingerichtete Hochschule errichten müsse, die Bezirks- und Districtshauptstädte überall moderne Elementar- und Mittelschulen erhalten sollten. Am 11. September beauftragte man die liberalen Satrapen Li Hung chang, Liu Kun Yi, Tschang Tschi tung und Yüan Schi kei, die Hauptstützen der Bewegung, mit der Niederschrift von Regulativen für die in ihren Provinzen bereits bestehenden Militärakademien. Aber den großen Worten folgten wiederum keine Thaten, wenigstens keine wirksamen. Der chinesische Koloß selbst rührte sich nicht. Wenn nach Beendigung der Boxerunruhen vielfach angenommen wurde, daß mit dem zweiten Edict über die Umgestaltung der Staatsprüfungen und dem unumwundenen fortschrittlichen Glaubensbekenntniß der Kaiserin-Witwe der Würfel gefallen sei, der über Chinas Geschick entscheide, daß es nun kein Zurück mehr gebe, so bestätigten die darauf folgenden Ereignisse dies nicht. Daß es sich vielmehr wiederum nur um ein Strohfeuer handelte, wird durch nichts besser illustrirt, als durch die Thatsache, daß der Wöntschang, das A und O des alten chinesischen Staatswesens, nach dem russisch-japanischen Kriege zum dritten Mal todtgesagt werden mußte, um dann endlich zu sterben. Nicht auf dem Schauplatze des Boxerfeldzuges, sondern auf den Schlachtfeldern der Mandschurei ist das Schicksal der chinesischen Fortschrittsbewegung entschieden worden. Gleich nach dem Falle Port Arthurs meldete ein Telegramm aus Peking, dieses Ereigniß werde von den Chinesen als schlüssiger Beweis für die Ueberlegenheit Japans über Rußland hingenommen und damit sei der Einfluß der Russenpartei in Peking zusammengebrochen, der bis dahin viel mächtiger gewesen, wie die Meisten glaubten. Nun erst sehen wir Leben in die ungeheuren Volksmassen kommen, die so lange unbeweglich schienen; es regt sich in ihnen etwas, das man dort früher nie wahrnahm, ein politisches, nationales Selbstbewußtsein. Die fahrlässige Tödtung eines Chinesen durch Matrosen des „Askold" in Schanghai, ein Vorfall, wie er früher über den örtlichen Wirkungskreis hinaus Niemanden im Geringsten aufregen konnte, veranlaßt jetzt chinesische Behörden, unter dem Drucke der Volksmeinung darüber zu zetern, daß die Russen begreiflicher Weise diesen „Mörder" nicht vor einem gemischten Gerichtshof unter der Oberleitung eines chinesischen Richters den Stab brechen lassen wollten. Die erregten Chinesen des Yangtse-Thales verstiegen sich in ihrem plötzlichen Russenhasse sogar dazu, damit zu drohen, die Noten der russisch-chinesischen Bank nicht mehr anzunehmen, überhaupt die Russen zu boykottiren, falls ihrem Wunsche in der Todtschlags-Angelegenheit nicht willfahrt würde. Der Matrose wurde durch ein Kriegsgericht zur Degradation und zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, womit sich die Chinesen schließlich zufrieden gaben. Jetzt aber mehrten sich von Tag zu Tag die Anzeichen von einer tiefgehenden politischen Gährung in Chinas Millionen. Gouverneure protestiren dagegen, daß die Kriegsentschädigung aus den Boxerwirren in Gold gezahlt werden soll. Ersichtlicher wie je zeigen sich die Chinesen geneigt, ihnen früher aufgezwungene Vertragsverpflichtungen abzuschütteln. In freier Willkür werden neue Linkinstationen errichtet, obgleich solche nach den Verträgen längst nicht mehr vorhanden sein sollten. Ja, man genirt sich nicht, eine derartige vertragswidrige Zollschranke vor den Augen des fremden Gesandten in Peking aufzurichten. Gegen die Proteste der diplomatischen Vertreter Europas kommt unter japanischem Einfluß ein neues chinesisches Markenschutzgesetz zu Stande. Neuere Bekundungen chinesischen Nationalgefühles sind noch in frischer Erinnerung: Die Verrufserklärung über amerikanische Waaren und Leistungen als Protest gegen die Chinesen-Ausschließungsgesetze in Amerika, die Revolte in Schanghai im December 1905 als Vorstoß gegen die Exterritorialität der Fremden, die Entlassung von Europäern, welche einflußreiche Stellen in chinesischen Diensten bekleideten; die Ernennung eines chinesischen Beamten zum Oberaufseher der Zölle und eines zweiten zu dessen Stellvertreter als erster Schritt zur Beseitigung des fremden Einflusses in der Seezollverwaltung; — alle diese Vorgänge sind eben so viele Beweise, daß heute nicht mehr bloß einzelne Gruppen und Kreise in China von dem Streben nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit erfaßt sind, sondern daß das ganze chinesische Volk sich seiner Kraft und Macht bewußt geworden ist. Nun erst darf man auch die chinesische Reformbewegung ernst nehmen, weil die Reformatoren mehr sein können, als bloße Prediger in der Wüste, da sie für ihre Worte im Volke einen Resonanzboden finden.

Digitized by Google

Bühnenverträge und Bühnenrecht.

Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz).

Das Theaterrecht bildet, wenn man von dem Gesinderecht absieht, denjenigen Theil des Rechts, der von der socialpolitischen Strömung am wenigsten berührt wurde. Der Grund hierfür ist nicht nur darin zu erblicken, daß die Gesetzgebung sich bislang mit den rechtlichen Beziehungen zwischen Bühnenleiter und Bühnenangestellten so gut wie nicht befaßt hat, sondern auch darin, daß die ordentlichen Gerichte nur ausnahmsweise in die Lage kommen, Bühnenstreitigkeiten zu entscheiden. Der umfassende Gebrauch, welchen die Bühnenleiter von der durch die deutsche Civilproceß-Ordnung gebotenen Möglichkeit, die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte durch Schiedsgerichte zu ~~ersetzen~~, gemacht haben, ist dafür verantwortlich zu machen, daß die Gerichte auf die Entwicklung des Theaterrechts keinen Einfluß ausüben können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei der Aenderung der Civilproceß-Ordnung diese Möglichkeit stark beschränkt werden wird und beschränkt werden muß. Die Erfahrungen eines halben Menschenalters haben zur Genüge gezeigt, daß der Gesetzgeber in dieser Hinsicht viel zu weit ging, und es im öffentlichen Interesse liegt, dafür zu sorgen, daß der Rechtsschutz nicht verkümmert werde, den das Bestehen allseits unabhängiger, in geeigneter Weise besetzter Gerichte gerade für die wirthschaftlich Schwachen bedeutet. Wenn man auch durchaus anerkennen muß, daß die Schiedsgerichte, die der deutsche Bühnenverein errichtet hat, in der Hauptsache gut functionirt haben und ihre Rechtssprüche, die von dem um die Fortbildung des Bühnenrechts sehr verdienten Syndicus des Vereins, Geh. Admiralitätsrath Felisch, vor einiger Zeit herausgegeben wurden, sich von Einseitigkeit und Voreingenommenheit frei halten, so ist es doch ein keineswegs befriedigender Zustand, daß den Bühnenangehörigen, die das bekannte Vertragsformular des Bühnenvereins unterzeichnet haben, die Anrufung der ordentlichen Gerichte zum Schutze ihrer Rechte im Allgemeinen nicht zusteht. Verfasser braucht keinen Widerspruch zu fürchten, wenn er behauptet, daß viele Bühnenangehörige dieses Formular unterzeichnen, ohne überhaupt eine Ahnung zu haben, daß sie durch die Unterzeichnung sich der Schiedsgerichtsbarkeit unter Ausschluß des ordentlichen Rechtswegs unterworfen haben. Und das gilt nicht etwa nur von den mindergebildeten, sondern auch von solchen Angehörigen, die in ihrem Fach ganz Hervorragendes leisten und auf das Wort „Künstler" Anspruch erheben dürfen.

Die Grundlage des heutigen Theaterrechts, soweit nicht das öffentliche Recht in Betracht kommt, bildet der Bühnenvertrag, abgeschlossen zwischen dem Bühnenleiter und dem betreffenden Bühnenangehörigen. Die Klagen der Bühnenangehörigen über den Inhalt dieses Vertrags und die ungleiche Vertheilung von Rechten und Pflichten in ihm, sind alt und, wie die objektive Beurtheilung zugeben muß, in der Hauptsache berechtigt. An den deutschen und österreichischen Bühnen, die Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins sind, wird das von diesem ausgearbeitete Vertragsformular verwendet, das nicht nur Seitens des Bühnenpersonals, sondern auch Seitens der bürgerlichen Socialreformer die schärfste Kritik oft genug erfahren hat. Mit vollem Recht; der Vertrag steht mit den Grundsätzen, auf welchen die moderne Gesetzgebung beruht, in Widerspruch, er verschiebt die gesetzlich vorausgesetzte Rechtsgleichheit zum Nachtheil des Personals, seine Bestimmungen stehen vielfach auf dem Herrenstandpunkt und verkörpern eine Auffassung, die dem geläuterten Rechtsempfinden der Gegenwart fremd ist. Man hat sich auch Seitens des Bühnenvereins der Erkenntniß nicht verschließen können, daß der geltende Bühnenvertrag in die heutigen Verhältnisse nicht mehr hineinpaßt, und deßhalb gemeinsam mit der Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen Veranlassung genommen, einen neuen Vertrag auszuarbeiten. Die Arbeiten beider Verbände, die diesem Zweck gewidmet waren, sind erfolgreich gewesen; auf der jüngst in Stuttgart abgehaltenen Versammlung des Deutschen Bühnenvereins konnte der Vorsitzende der mit Ausarbeitung des neuen Vertragsformulars beauftragten Commission, Hoftheaterintendant v. Putlitz, Bericht über die neuen Bestimmungen erstatten, die einen sehr erheblichen Fortschritt gegenüber dem geltenden Recht bedeuten. Die Versammlung des Bühnenvereins konnte sich für die sofortige Annahme nicht aussprechen, sie hielt es für nothwendig, wohl mit Rücksicht auf die zum Theil weitgehenden Aenderungen, die Beschlußfassung auszusetzen, so daß erst die nächstjährige Versammlung das Werk der beiden Verbände auch in formeller Weise zum Abschluß bringen wird. Man kann aber heute schon mit Bestimmtheit behaupten, daß der Theatervertrag, wie er vom 1. Januar 1909 an gelten wird, sich ganz erheblich von dem bisher geltenden unterscheiden wird. Der neue Vertrag wird — und dies ist in grundsätzlicher Hinsicht vor Allem hervorzuheben — den Herrenstandpunkt aufgeben und an seiner Stelle die Gleichberechtigung der Vertragsparteien anerkennen. Selbstverständlich genügt es nicht, daß diese Gleichberechtigung nur eine grundsätzliche Berücksichtigung erfährt, bei der Ausgestaltung der einzelnen Vorschriften aber mehr oder minder verletzt wird; vielmehr wird der neue Vertrag nur dann vor dem Forum der Kritik bestehen können, wenn auch in allen Einzelheiten dieser Gedanke verkörpert wird. Es besteht aber Grund zu der Annahme, daß dies der Fall sein wird. Sympathisch ist uns in dieser Hinsicht schon die Bestimmung, daß den mit einem Gehalt von 80 bis 300 Mark angestellten Angehörigen des Bühnenpersonals die historischen Costüme geliefert werden sollen. Freilich bleibt trotzdem der Mißstand bestehen, daß Damen, die mit einem Gehalt von 100 und 120 Mark monatlich angestellt sind, zugemuthet wird, in Salonstücken in einer Toilette aufzutreten, die ungefähr den sechsfachen Betrag ihres Monatsgehalts kostet. Wie die Verhältnisse sich entwickelt haben, sind es keineswegs nur die historischen Costüme, die den Etat der Schauspielerinnen am stärksten belasten, sondern die Costüme für Rollen der Gegenwart übertreffen den Kostenpreis jener nicht selten. In dieser Hinsicht wäre daher die etwas zu enge Fassung der Bestimmung zu erweitern. Auf dem Boden des modernen Rechts steht der Vertrag, wenn er den Probemonat beseitigt und die Kündigung von der Erklärung einer Kündigungscommission abhängig macht, in der sowohl der Director als auch das Personal vertreten ist. Das Kündigungsrecht soll beiderseits gleich sein, das Gastspiel auf Probe soll in die vorhergehende Spielzeit fallen und auch in Ansehung der Normirung der Kündigungsgründe weist der Vertrag bedeutsame Verbesserungen auf. Man hat behauptet, daß, wenn der Vertrag ins Leben trete, eine Tarifgemeinschaft im deutschen Bühnenleben bestehen werde. Das ist nun allerdings nicht richtig; die ganzen Verhältnisse der Bühne, wobei es auf die individuelle Leistung ankommt, stehen der Vereinbarung von Tarifgemeinschaften entgegen, wohl aber wird alsdann der Bühnenvertrag zum Theil auf einem Collectivvertrag beruhen.

Wenn nun auch die Verbesserungen in der Rechtslage der Bühnenangehörigen, die der neue Vertrag bietet, keineswegs unterschätzt werden sollen, so würde es doch nicht zutreffend sein, wollte man annehmen, daß mit Rücksicht hierauf die Gesetzgebung dauernd davon absehen dürfte, sich mit der Rechtsstellung der Bühnenangehörigen zu befassen. Ihre Unterstellung unter die öffentlich-rechtliche Versicherung ist dringend nothwendig geworden, und es läßt sich nicht bestreiten, daß die Ansichten in den Kreisen des Bühnenpersonals, das früher dieser Fürsorge abgeneigt war, sich wesentlich geändert haben. Wird die Pensions-

Digitized by Google

versicherung der Privatangestellten eingeführt, so muß sie auch dem an Privatbühnen angestellten Bühnenpersonal zu Gute kommen; wir gehen aber weiter und fordern auch die Einführung der Kranken- und Unfallversicherung für das Personal, dessen Gehalt eine bestimmte Höhe nicht übersteigt. Der bestehende Rechtszustand, dem zu Folge bei Bühnen, deren Leistungen einem höheren Zweck der Kunst dienen, das gesammte Personal der ausübenden Künstler von der öffentlich-rechtlichen Versicherung ausgenommen ist, führt vielfach zu Ergebnissen, die ebenso wenig dem allgemeinen Interesse wie dem Interesse der Bühnenangehörigen selbst entsprechen. Die künstlerische Ehre wird doch dadurch nicht beeinträchtigt, daß der Staat für den „Künstler" in ähnlicher Weise sorgt wie für den Arbeiter und Betriebsbeamten! Man behauptet wohl, daß die Bühnen die mit der Ausdehnung der social-politischen Versicherung verbundenen Lasten nicht tragen könnten. Gewiß, mancher der ambulanten Thespiskarren wird nicht im Stande sein, den Anforderungen zu entsprechen, die die Durchführung dieser Reform in finanzieller Hinsicht mit sich bringt. Allein, ist dies vielleicht ein Nachtheil? Ist es zu beklagen, wenn so manches Bühnenunternehmen, das nicht leben noch sterben kann, von der Bildfläche verschwindet? Mit nichten, der Verfasser ist der Meinung, daß, wenn die vorgeschlagene Reform in der That diese Nebenwirkung haben sollte, sie noch lebhafter befürwortet werden müßte. Sowohl das künstlerische als auch das literarische Leben können nur gewinnen, wenn Bühnenunternehmungen verschwinden, die in Wirklichkeit keine Existenzberechtigung haben. Diese mögliche und sogar wahrscheinliche Folge kann und darf uns also nicht davon abhalten, die sinngemäße Anwendung der socialpolitischen Fürsorge-Gesetzgebung auf das Bühnenpersonal zu fordern.

Die Heilsarmee als Socialreformerin.

Von Leopold Katscher (Berlin).

I.

Vor 14—15 Jahren veröffentlichte William T. Stead unter dem packenden Titel „Im dunkelsten England" ein sensationelles Buch. Es enthielt Enthüllungen über das Leben der Elendesten der Elenden, die in den Schlupfwinkeln Londons und anderer englischer Großstädte ein menschenunwürdiges Dasein fristen, und bildete zugleich einen Aufruf an das „goldene Herz" des britischen Publicums für ein neues Arbeitsfeld des werkthätigen Philanthropen General Booth, der Gründers und Führers der Heilsarmee. Der bis dahin nur als „Seelenretter" bekannte „General" erbot sich, sein Scherflein zur Lösung der socialen Frage beizutragen und beanspruchte dazu ein Grundcapital von 100000 und ein Jahreseinkommen von 30000 £. Wie er die Sache anzustellen gedachte? Die ehedem hauptsächlich auf die Erlösung von Seelen ausgehende Heilsarmee sollte künftig die von ihr in den Straßen aufgelesenen, verkommenen, arbeitsscheuen und unwissenden Männer und Weiber in nützliche Mitglieder der Gesellschaft umwandeln, indem sie den alle Großstädte unsicher machenden Auswurf der Menschheit zuerst in den zu diesem Zwecke zu gründenden Arbeiterheimen und dann in landwirthschaftlichen Ansiedlungen unterbringen würde. Als letzte Station für die „Geretteten" sollten verschiedene in den dünnbewohnten überseeischen Weltgegenden zu errichtende „Colonien" dienen.

Die Schrift „Im dunkelsten England" war wie ein Weckruf und hatte zur Folge, daß General Booth zur Ausführung seines Experimentes mehr als die erforderlichen 100000 £ im Handumdrehen erhielt. Das zur Aufrechterhaltung und Weiterführung erforderliche Jahreseinkommen von 30000 £ kam nicht so leicht zu Stande. Im ersten Jahr ergaben die zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlungen nur 7000 £, in den darauf folgenden Jahren hob sich die Summe auf 15000 £ und erst später ging es besser. Die Geldfrage war übrigens nicht das einzige Hinderniß, das sich Booth in den Weg stellte. Viele seiner Gläubigen und Anhänger und, was noch schlimmer, die Hauptführer seiner Armee schüttelten mißbilligend die Köpfe ob dieses socialen Reformprojectes. Ihrer Ansicht nach sollte die Heilsarmee nicht von ihrem einmal eingeschlagenen Wege der Seelenrettung abweichen. Jene Männer fürchteten, daß, wenn sich die „Armee" zu „weltlichen" Dingen hergäbe, sie viel von ihrer Macht einbüßen könnte. Booth ließ sich aber weder durch die Befürchtungen seines Generalstabes, noch durch die Unzulänglichkeit der Geldmittel beirren, sondern machte sich muthig an die Verwirklichung seiner Pläne. Vor Allem eröffnete er in den verschiedensten Theilen Londons und anderer Großstädte Englands „Arbeiterheime", in denen Obdachlose schon für zwei Pence (= 17 Pfg.) pro Nacht eine warme Stube, ein gutes Bett und freundlichen Rath finden. Neben diesen Asylen für Obdachlose errichtete er zahlreiche Rettungs-Piquette oder „Schlupfwinkelposten" im Herzen der schlimmsten Armenviertel der Großstädte. Diese Posten wurden von Officieren verwaltet, und zumeist sind es weibliche „Officiere", die ihr Leben der Aufgabe weihen, die Aermsten der Armen aufzuspüren und einem menschenwürdigen Dasein zuzuführen. Eine Aufgabe, die wahrlich ebenso viel Selbstverleugnung und Nächstenliebe wie persönlichen Muth erfordert!

Zu diesem Feldzug, den die Heilsarmee gegen Elend und Verzweiflung führt, braucht sie eine verhältnißmäßig kleine Schaar von männlichen und weiblichen „Soldaten", welche das von Booth ausgearbeitete Reformsystem zur praktischen Anwendung bringen. Man denke nur: Es werden jährlich 5—6000 „Gefallene" in die weiblichen Rettungshäuser aufgenommen, von wo nach erfolgter Lehrzeit erwiesenermaßen 60 Procent der Unglücklichen thatsächlich einem besseren Leben zugeführt werden. Die in den Schlupfwinkeln aufgestöberten männlichen „Entgleisten" jeden Alters kommen zuerst in die Asyle für Obdachlose, um nachher in den zu diesem Zwecke in der Stadt errichteten Werkstätten, den sogenannten „Elevators", untergebracht zu werden, wo nicht weniger als zwanzig verschiedene Handwerke gelehrt werden. Gegenwärtig sind 700 Personen ständig in den „Elevators" beschäftigt. Sie bilden sich dort zu irgend einem selbstgewählten Beruf aus, sind aber begreiflicher Weise noch nicht in der Lage, die vollen Kosten ihres Lebensunterhaltes mit ihrer Arbeit zu decken. Jeder Insasse kostet durchschnittlich zwei Schilling pro Woche mehr, als seine Arbeit werth ist. Wenn derselbe Mann jedoch, statt im „Rettungselevator" untergebracht zu sein, sich im Armenhaus befände, würde er der Gemeinde vierzehn Schillinge pro Woche — also siebenmal so viel — kosten und, was schlimmer ist, nach wie vor zum Abschaum der Menschheit gehören, während er in der „Arbeiterfabrik" der Heilsarmee mit jeder Woche ein tauglicheres Mitglied der Gesellschaft wird, ein Handwerker, der sich mit der Zeit sein Brod selbst verdienen kann.

Von den „Elevatoren" wird eine Anzahl von Männern in die Arbeitercolonie nach Hadleigh geschickt, wo sie in der Ziegelfabrikation und in allen zur Landwirthschaft gehörigen Arbeiten unterrichtet werden. Hier ist das Deficit noch höher: es beträgt sechs Schillinge pro Mann und Woche (das ist aber immer noch kaum die Hälfte dessen, was das Arbeitshaus kostet), und zwar deßhalb, weil die Leute selten lange genug in Hadleigh bleiben, um durch ihre Arbeit das Deficit decken zu können. In den ersten Monaten ihres Aufenthaltes ist diese Arbeit so gut wie gar nichts werth; und sobald die Männer etwas Tüchtiges gelernt haben, verlassen sie Hadleigh, um anderen Platz zu machen.

Um die für seine Projecte nothwendigen Einrichtungen

Digitized by Google

sowie den Grund und Boden zu schaffen, brauchte Booth nicht weniger als 150000 £. Er mußte also noch eine große Anleihe machen. Trotz aller Schwierigkeiten hat die Sache sich jedoch vortrefflich bewährt. Der Erfolg ist auch in finanzieller Hinsicht ein so guter, daß, wollte die Heilsarmee heute z. B. das gesammte Inventar von Hadleigh unter den Hammer bringen, nicht nur das investirte Capital bei Heller und Pfennig ersetzt würde, sondern auch noch ein nennenswerther Ueberschuß zu neuen Unternehmungen verbliebe. Dieses befriedigende Resultat ist zum Theil den glücklichen Operationen der „Armee", zum Theil aber auch dem raschen Anwachsen der Bevölkerung in der Umgebung zu verdanken, wodurch der Bodenwerth in Hardleigh bedeutend stieg, so daß ein Acre Landes, den der General für 18 £ erstand, heute einen Werth von 100 £ hat.

Seine Reformpläne vollinhaltlich auszuführen, ist Booth wegen Geldmangels bis heute noch nicht gelungen. Die überseeischen Colonien stehen noch immer größtentheils nur auf dem Papier, und so lange sie nicht allesammt zur Wirklichkeit werden, ist keine Hoffnung vorhanden, daß das sociale Unternehmen sich ganz allein erhalten wird.

Um einen klaren Begriff von der ungeheuren Ausdehnung des bisher zur Ausführung gelangten socialen Rettungswerkes zu geben, will ich die jüngst veröffentlichten statistischen Daten dieses „Zweiggeschäftes" der Heilsarmee — es ist ihre Lichtseite — anführen. Sie unterhält gegenwärtig nicht weniger als 750 sociale Einrichtungen: Kinderasyle, Schlupfwinkelposten (Obdachhäuser), Rettungsheime, Sträflingsheime, Nahrungs- und Obdachdepots, Arbeitsbureaus, Arbeitsfabriken, landwirthschaftliche und sonstige Colonien und andere Institutionen verschiedener Art.

Gespeist wurden insgesammt rund 36 Millionen Menschen. Durch die Ermittlungsämter der „Armee" sind rund 10000 Vermißte wiedergefunden worden. Die tägliche Frequenz der Obdachhäuser beträgt über 20000. Durch die Asyle für entlassene Sträflinge sind bisher 6000, durch die Rettungsheime für gefallene Mädchen 28000 Personen gegangen.

Dieses ausgedehnte Rettungswerk wird von nur 2700 bis 2800 männlichen und weiblichen Soldaten und Officieren der Heilsarmee im Gange erhalten. Es erstreckt sich nicht nur auf alle englischsprechenden Länder, sondern auch auf Skandinavien, Indien, Holland, Belgien, Deutschland, Frankreich und die Schweiz. In Indien und auf Ceylon hat diese sociale Rettungsarmee 23 Dorfbanken errichtet, um dem wüsten Treiben der einheimischen Geldverleiher einen Riegel vorzuschieben; den größten Erfolg aber erzielte sie in den australischen Colonien, wo man sie als philanthropisches Werkzeug der Regierung betrachtet und in Nordamerika, wo sie der Sittenpolizei unberechenbare Dienste leistet und beim Publicum wie bei den Behörden das schönste Entgegenkommen findet.

Bücher und Bäume.

Von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin).

II.

Nun geht ja, wie Jedermann weiß, durch unsere Zeit ein starker unaufhaltsamer Zug, die Mittheilungen der besten Geister allen Empfänglichen zugänglich zu machen und das intimste Verhältniß zwischen Buch und Leser in den weitesten Kreisen anzubahnen. Die Humanität unserer Tage hat ja nicht nur den Wahlspruch: Jedem das Nothwendige, sondern — gottlob — auch den andern: Allen das Beste. Was dem Volke aus der Volkskraft heraus die höheren und höchsten Bedürfnisse befriedigt, das soll hinter den Veranstaltungen, die der Reichste zu seiner Befriedigung treffen kann, nicht zurückstehen, sie vielmehr womöglich überbieten, der öffentliche Park, das Volksbad, das populäre Concert und die Bühne für alle Welt sollen so herrlich sein und ästhetisch so hoch stehen wie irgend Etwas, was die Phantasie eines Günstlings des Schicksals je für sich ersonnen hat. Und so baut man auch Volkslesehallen im größten Styl — eine der schönsten ist in Jena aus den Mitteln des großen Physikers und Menschenfreundes Abbe entstanden — und Volksbibliotheken, die den reichsten Stoff darbieten, und so leicht wie möglich zugänglich sind. Amerika, das von uns das Büchermachen gelernt hat, leuchtet uns im Bücherverbreiten als Muster voran. Millionen werden dort immer wieder an Volksbibliotheken gewandt und Automobile, die Tag aus, Tag ein durch die Straßen rasen, dazu benutzt, um mit derselben Hast, mit der man dort Geschäfte erledigt, auch Jedem die geistige Nahrung, die er begehrt, unentgeltlich ins Haus zu befördern. Auch bei uns sind Volksbibliotheken, ziemlich reichlich — wenn auch in kleineren Orten noch nicht genügend — entstanden. Auch die ganz großen Bibliotheken, wie die königliche in Berlin, sind Jedermann zugänglich gemacht und in dem neuen Riesengebäude Unter den Linden, das man dieser Bücherei errichtet, wird ja wohl für absehbare Zeit auch Raum für die vielen Clienten gegeben sein, die mit Ansprüchen an ein großes Geistesmagazin dieser Art herantreten.

Aber wie sieht es in dem Lesesaal einer derartigen Bibliothek aus? Dicht gedrängt sitzen die Menschen an langen Tischen, angewiesen auf das bißchen Platz, das sie einmal belegt haben, beengt in ihrer Bewegung, dazu verpflichtet, sich ruhig zu verhalten, so recht in der Zucht der Anstalt, deren Wohlthat sie genießen. Worte dürfen da nicht gewechselt werden, selbst ein lautes Husten erregt Anstoß bei den Lesefanatikern und wer etwa mit dem Buche in der Hand umhergehen wollte, würde als Frevler sofort hinausgewiesen werden. Einen frischen Lufthauch giebt es da ebenso wenig wie eine freie Regung, Spannung und Zwang liegt über dem Ganzen — es herrscht derselbe klösterliche Geist, wie in unseren Kinderschulen. Und Niemand hat die Vorstellung, daß es anders sein könnte. Das ist nun einmal der Styl der Bibliotheken, mit dem wir erzogen und auf den wir gedrillt sind, und der echte Bücherwurm gelehrter Herkunft kann sich gar nicht vorstellen, daß es in diesen geistigen Volksküchen anders zugehen könnte.

Und doch könnte es anders werden. Oft und oft habe ich mir in der Vorstellung ein ganz anderes Bibliotheksbild ausgemalt. Ein herrlicher Park, wundervolle Alleen und Baumgruppen, duftende Blumenbeete, kühlende Springbrunnen und an den schönsten Punkten Bank und Tische, wo man sichs als Lesender oder als Schreibender recht bequem machen könnte. All dies als weite Umgebung einer schönen, einladenden freundlichen Bücherhalle, in der — wiederum nach amerikanischem Muster — kraft vorzüglicher Anordnung und moderner Apparate die Bücher und Zeitschriften, die man begehrt, in wenigen Minuten, ja in Secunden herbeigeschafft werden. In diesem Parke, in dem Wort und Bewegung nicht stört, wandelt der Genießende zwischen natürlichen und geistigen Anregungen, bald lesend, bald das Gelesene überdenkend, bald notirend, bald die Gedanken mit anderen Angeregten austauschend. Er ist vollkommen unbeengt. Er kann es mit seiner Lectüre halten, wie ihm Lust und Laune kommt, er darf (Philister, bekreuzige Dich!) Cigarre oder Pfeifchen rauchen, ohne die für Tausende die Lectüre kein rechtes Behagen hat, oder auch die mitgebrachte Stulle verzehren, wenn ihn bei der Lectüre der Hunger anwandelt. Mit einem Wort, er ist in keinem Kloster, in keiner Schule, er ist ein freier Mann unter Gottes freiem Himmel, dem man zum Vollgenusse seiner freien Stunden auch noch das Beste: die Gesellschaft eines geistvollen Autors, eines Denkers, Forschers oder Dichters gewährt. Ich stelle mir das herrlich

Digitized by Google

vor. Für Gelehrte und Ungelehrte, für Menschen, die geistig genießen, und für solche, die das Genossene zu freier Arbeit verwerthen. Vor Allem aber würde es die Büchereien volksthümlich machen; denn für Menschen, die nicht durch gelehrte Studien für den herkömmlichen klösterlichen Betrieb der Gelehrsamkeit geschult sind, haben unsere Bibliotheken etwas Beängstigendes, Bedrückendes und Abstoßendes. Zumal für solche, die gewohnt sind, in lebendigen Werkstätten, oder unter freiem Himmel zu arbeiten und sich umzuthun. Sie würden sich ganz anders mit dem Buche befreunden, wenn sie beim Verkehr mit dem gedruckten Wort nicht unter Aufsicht der Bücherverweser und der anderen Leser stünden, wenn sie sich als Bibliotheksbesucher vollkommen frei bewegen, frische Luft athmen, zwischen durch einen schönen Anblick genießen, ihren Lebensgewohnheiten gerecht werden und an den stillen Genuß den behaglichen Verkehr anschließen könnten. Sie würden sich immer mehr in diese Bibliotheksgärten einleben, sie als ihre liebsten Erholungsstätten betrachten lernen und herrliche Stunden verbringen zwischen Büchern und Bäumen.

Ich stelle mir das vor, sagte ich — aber ich will mich nicht mit fremden Gedanken schmücken und etwa so thun, als ob ich diese Vorstellung bloß meiner eigenen altruistischen Phantasie verdankte. Vor einigen Jahren ging durch die Zeitungen die Notiz, daß in Brooklyn, der Nachbarstadt von New York, ein Bibliothekspark entstanden ist. Schon damals versuchte ich die Anregung, bei uns ein Gleiches einzuführen; aber ich glaube nicht, daß wir bis zur Stunde etwas Aehnliches besitzen. Jetzt eben in den Tagen, in denen ich diese Gedankenfolge niederschreibe, verlautet, daß der Philanthrop Carnegie eine Million Dollars widmen will, um in Berlin eine großartige Volksbibliothek zu begründen. Könnte man nicht dafür sorgen, daß diese großartige Bücherei in einen unserer prächtigen Parks verlegt wird, und daß das Publicum die sechs schönen Monate des Jahres sie unbeengt im Freien benutzen kann? Die Gefahr einer Entwendung der Bücher, die überhaupt lange nicht so groß ist, wie man gemeinhin annimmt (weitgehendes Vertrauen in dieser Richtung erwies sich noch immer gerechtfertigt), wäre ebenso gut wie in geschlossenen Räumen zu bekämpfen, wenn die Parkwächter an den Thoren die Besucher in unaufdringlicher Weise im Auge behielten. Die Benutzung der Bücherei aber würde nach meiner Ueberzeugung außerordentlich wachsen. Es kann keine bessere Werbekraft geben, um die Menschen an Bücher als an ihre Freunde zu gewöhnen, kein loyaleres Zugmittel für Bibliotheken als die Reize der Natur, von der alle Bücher zusammengenommen doch nur Abglanz und Spiegelbild sind. Ich würde die Eröffnung des ersten Bibliothekgartens in Berlin als eine große öffentliche Wohlthat, als ein außerordentliches Fest des Geistes begrüßen.

Eine fürstliche Geliebte Franz Liszts.

Von Dr. Adolph Kohut (Berlin).

Wir wissen aus dem Leben des Klavierkönigs Franz Liszt, daß zwischen ihm und der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein Jahrzehnte lang ein inniger Liebesbund bestanden hat, über den viel Wahrheit und Dichtung geschrieben worden ist. Erst der seit den Jahren 1899—1902 in vier Bänden erschienene Briefwechsel zwischen den Beiden hat dieses Verhältniß einigermaßen klar gestellt, und zwar von der ersten Begegnung des Künstlers mit der Fürstin in Kiew im Februar 1847 an bis zu dem letzten Brief, den seine Hand im Juli 1886 an die angebetete Frau schrieb, die seine Gattin zu nennen ein tragisches Geschick ihm versagte — Gemüths- und Geistesoffenbarungen, wie ihrer die Literatur der Culturvölker nur wenige besitzt, haben sie den Antheil der Nachwelt an der außerordentlichen Frau, die das Leben des größten Klaviervirtuosen des vorigen Säculums und eines der merkwürdigsten Genien aller Zeiten durch ihre Liebe verschönt hat, neubelebt. Es war daher ein zeitgemäßer Gedanke La Maras, die auch den Briefwechsel zwischen Liszt und der Fürstin v. Sayn-Wittgenstein herausgegeben, daß sie sich entschlossen hat, auf Grund der im Nachlasse der Verewigten enthaltenen Briefe ihrer berühmten Zeitgenossen, das Bild der Geliebten Lisźts treu festzuhalten und dadurch einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts zu liefern.*)

Carolyne v. Iwanowska wurde am 8. Febr. 1819 als das Kind sehr reich begüterter polnischer Eltern geboren. Mit 17 Jahren reichte sie, nicht dem Geheiß ihres Herzens, sondern dem Gebot ihres Vaters folgend, dem Fürsten Nikolaus Sayn-Wittgenstein, dem jüngsten Sohn des als Held und Sieger gefeierten russischen Feldmarschalls dieses Namens, die Hand zum ehelichen Bunde. An der Seite eines schönen und gutherzigen, aber oberflächlichen und auf leichten Lebensgenuß angelegten Mannes fühlte sich die junge Frau mit ihrem rastlos bewegten und hochfliegenden Geist nicht glücklich. Denn so jung sie war, hatte sie bereits von ihrem gelehrten Vater wissenschaftliche Schulung erhalten und war sie gewöhnt, ernsten Fragen nachzugehen und sich um die Erkenntniß des Lebens und Grundes der Dinge zu mühen. Die Zusammengehörigkeit mit dem Boden ihrer Heimath konnte ihr Naturell nicht verhehlen. Ein Kind des Kosakenlandes, der sich ins Unbegrenzte verlierenden südrussischen Steppe, war ihr der weite, freie Horizont angeboren, der kein Hinderniß sieht und kennt. Aber auch der Zug ins Ziel- und Schrankenlose, der ungebändigte Freiheitsdrang, der keinen Zwang, nicht einmal straffe Selbstzucht, duldet, die Willensstärke, die oft zur Willkür wird und sich im Sprunghaften und Unberechenbaren gefällt, das leidenschaftlich glühende Temperament, das den heißen Sonnenhauch jenes Himmelstriches zu athmen scheint; herrisch, durch und durch Edelrasse — so sehen wir sie vor uns, die junge Gattin, die Fürst Wittgenstein, damals Adjutant des Gouverneurs von Kiew, gefreit hatte. Doch nicht lange bot ihr das Leben in Kiew Genüge. Nicht ein Jahr verging, als ihr Gatte, ihrem Wunsche Gehör gebend, seinen Abschied aus dem russischen Militärdienst nahm. Als Mitgabe hatte sie bei ihrer Heirath vom Vater eins seiner Güter, das zwischen Kiew und Odessa gelegene Woronince, empfangen. Dahin siedelten Beide nun über. Dort auch wurde ihnen eine Tochter, Prinzessin Marie, das einzige Kind ihrer Ehe, geboren. Gleich der Mehrzahl polnischer Herrensitze präsentirte sich auch der zu Woronince nicht als stattliches Schloß, sondern in Gestalt einer Villa, eines ebenerdigen, langgestreckten Baues, den die Fürstin noch um eine Capelle verlängern ließ. Ein überaus umfangreicher, in südlicher Blumenfülle prangender Garten, ein in die tiefe Schattenstille herrlicher Eichen einlaufender Park, den ein großer, sich mit seinen Ufern im Horizont verlierender See reizvoll belebte, umschloß das Haus. Diesem selbst verlieh die Gutsherrin, der romantischen Richtung jener Zeit wie dem eigenen phantastischen Sinn entsprechend, eine seltsam symbolisirende Einrichtung. Stimmung, der die heutige Kunst beherrschende Begriff, sollte, so begehrte sie, dem Milieu, das sie umgab, allenthalben aufgeprägt sein.

Die junge Fürstin las und studirte rastlosen Geistes die Schriften der deutschen Philosophen Schelling, Fichte und Hegel und schrieb einen Commentar zu Goethes Faust; sie machte den Tag zur Nacht, und so unregelmäßig wie ihre Studien waren auch ihre Mahlzeiten. Heute speiste man zu dieser, morgen zu jener Stunde. Die Sorge um das materielle Wohl spielte bei der nur brennenden Wissensdurst und -Hunger kennenden Fürstin zeitlebens eine gänzlich

*) „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg." Herausgegeben von La Mara. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1906.

Digitized by Google

nebensächliche Rolle. Die Welt um sie her war unendlich einsam. Außerhalb Woroninces dehnt sich die unendliche Steppe — ein bald eintönig ebenes, bald sanft gewelltes Weideland, dem nur Gras, Disteln, mannshohes Gestrüpp, nirgends ein Baum entwächst, wo ab und zu der dunkle Spiegel eines Sees blinkt, dessen Wellen der scharfe Hauch des Windes kräuselt. Vereinzelt nur schmiegt sich eine menschliche Ansiedelung in Gestalt einer ärmlichen Hütte oder eines fuchsbauartigen unterirdischen Höhlenbaues in eine Thalfurche. So bewohnt sie der Roßhirt, der, wenn ein Reisewagen des Weges kommt, seiner Höhle entsteigt und die ermüdeten Pferde ausspannt, um sie in Freiheit sich tummeln zu lassen und sie durch frische Gespanne zu ersetzen, die sein Pfeifensignal aus der Weide herbeiruft. Dieser Ruf des Hirten ist der einzige menschliche Laut, der zuweilen das Ohr streift. Nur der Schlag der Wachtel, das Aufflattern der Schnepfe, das Surren der Insecten durchzittert mit leisem Getön die weite grüne Oede. Der tiefen, vom Sonnenschein ehelichen Glückes nicht erhellten Abgeschlossenheit Carolynes entzog sich ihr Gatte häufig durch Besuche bei seinen, im gleichen Gouvernement ansässigen Verwandten, oder er stellte auf der Jagd den Wölfen nach, die damals noch als unheimliche Bewohner die Steppe durchstreiften. Für sie brachten nur Reisen zu den Eltern oder das Kommen und Gehen von Gästen kurze Unterbrechungen des einsamen Einerleis; es wurde noch fühlbarer als ohnehin schon durch den schweren Druck der auf Polen lastenden politischen Verhältnisse.

Diese unverstandene, unbefriedigte, im Reiche ihrer Phantasie lebende, von Sehnsucht erfüllte Aristokratin war 28 Jahre alt, als sie zum ersten Mal dem Manne begegnete, den damals ganz Europa vergötterte, dessen virtuoses Klavierspiel namentlich auf die Herzen der Damen eine fascinirende Wirkung ausübte. Im Februar 1847 hörte und sah sie in Kiew zum ersten Mal Franz Liszt. Ihn sehen, hören und für ihn entflammen, war eins für die Fürstin; die kunsthungerige Seele der vereinsamten Frau erlag gleichfalls dem Zauber, der die ganze gebildete Welt in Bann hielt. Mit Wonne lauschte sie seiner Unterhaltung, besonders seinen Plänen als Componist, von denen er ihr berichtete. Von seinem Gedanken begeistert, Dantes „Göttliche Komödie" nach ihrer Verdammungs- und Erlösungsidee in Musik umzusetzen und deren Aufführung durch Dioramen begleiten zu lassen, erklärte sie sich bereit, die zur Herstellung der Bilder erforderliche Summe von 20 000 Thalern dem Künstler aus eigenen Mitteln zur Verfügung zu stellen. Zur Verwirklichung gelangte der originelle Plan nicht — aber er brachte die Herzen Beider näher. Zwei Mal war der Klavierkönig der Gast der Fürstin auf ihrem Schlosse in Woroninces. Zuerst nur flüchtig am 10. Geburtstage der Prinzessin Marie, die den Ankommenden mit einem Blumenregen überschüttete; sodann im October desselben Jahres 1847. Diesmal verweilte er bis Ende Januar des darauffolgenden Jahres in dem poetischen Heim der verehrten Frau. Bei diesem seinem zweiten Aufenthalt fiel das Wort, daß sie ihre Ehefesseln lösen und ihm ganz angehören wolle. Trotz ihres scharfen Geistes in praktischen Lebensfragen unerfahren, gedachte sie nicht der kaum zu überwindenden Hindernisse, die der Ausführung dieses Entschlusses im Wege ständen. Durchdrungen vom Glauben an das Recht ihrer Ausnahmenaturen, fühlte sie sich nach den romantischen Anschauungen der Zeit George Sands berufen, die Muse des angebeteten Mannes zu werden und ihm, den die Welt bisher nur als idealen Virtuosen bewunderte, zur Entfaltung seines schöpferischen Genies zu verhelfen.

Die energische Frau, die ihren Mann haßte und Franz Liszt blindlings ergeben war, war sofort entschlossen, ihrem Willen die That folgen zu lassen. Unter dem Vorwand einer Badereise nach Karlsbad verließ sie, sich nach Verkauf eines Gutes mit einer Million Rubel ihres als Mitgift zugebrachten Vermögens versehend, schon im April 1848 mit ihrer Tochter Rußland. Gleichzeitig ließ sie eine Scheidungsklage bei der geistlichen Behörde und eine an ihren Gatten und ihre Schwiegermutter gerichtete briefliche Erklärung zurück, ihr Lebensgeschick fortan an dasjenige Liszts binden zu wollen. Auf österreichischem Boden harrte ihrer des Künstlers Kammerdiener, um ihr als Reisecourier zu dienen. In Ratibor in Schlesien empfing sie des Pianisten Freund, Fürst Felix Lichnowsky, der schon im darauffolgenden September beim Frankfurter Aufstand als Opfer der entfesselten Volkswuth sein Leben lassen mußte. Er gab ihr das Geleit nach seinem nur zwei Eisenbahnstationen entfernten Schloß Krzyzanowitz. Dort traf sie mit Liszt zusammen, in brennender Sorge und Ungeduld von ihm erwartet. „O, daß ich Sie wiedersähe!" schrieb er ihr noch kurz zuvor in seinen letzten Zeilen. „Denn Alles in mir, Herz und Seele, Glaube und Hoffnung, lebt nur in Ihnen, durch Sie und für Sie. Mögen Gottes Engel Sie begleiten, Sie meines Lebens strahlender Morgenstern!" Zwei Wochen genossen sie vereint des Fürsten Gastfreundschaft auf seiner benachbarten Herrschaft, dem Schloß Graez. In diesen Tagen machte der beglückte Künstler seinem Herzen dem ihm befreundeten Legationsrath v. Schober in Weimar gegenüber in den Worten Luft: „Sie ist unzweifelhaft ein ganz außerordentliches und completes Prachtexemplar von Liebe, Geist und Verstand. In politischen Verhältnissen mag die Leibeigenschaft aufhören, aber die Seeleneigenschaft in der geistigen Region, sollte die nicht unzerstörbar sein?" Und unzerstörbar in Wahrheit blieb er Zeit seines Lebens der Seeleneigene dieser wunderbaren Frau.

Als ihren nunmehrigen Sitz wählte die Fürstin das Schloß Altenburg neben Weimar, während Liszt zuerst im „Hôtel zum Erbprinzen" Quartier nahm, später aber gleichfalls das weiträumige Gebäude bezog. Die Weimarer Altenburg wurde durch das Liebespaar weit und breit berühmt. Dort gaben sich die vornehmsten Geister der Zeit ein Stelldichein. Musikalische, dichterische, literarische, wissenschaftliche Größen, die hervorragendsten Männer, Maler, Bildhauer, Architekten, Bühnenkünstler u. s. w. vereinten sich daselbst in den 50er Jahren des verflossenen Jahrhunderts zu einem Musenhof. Alle Welt, wer nur dem zauberischen Spiel des Klavierkönigs lauschen wollte, wallfahrtete dorthin. Sehr hübsch sagt La Mara, indem sie das geschäftige Thun und Treiben in jenem Musenhofe schildert: „Meister, Kunstgenossen kamen ihm zu huldigen, seine musikalischen Thaten zu vernehmen und öfter nach seinem Dienste anzusprechen. Junge Talente umdrängten ihn, um das kostbare Geschenk seiner Lehre zu empfangen. Und er gab Allen unerschöpflich, nie ermüdend. Hoffnungen zu täuschen, Bitten zu versagen, war nicht des Großmüthigen Art. Die engen Schranken der Partei bedeuteten für seinen freien Geist keine Fessel. Jedem gab er, sei es den Tactstock in der Hand, oder am Flügel, oder mit der Feder, das Seine. Todten wie Lebenden, Vergangenen wie Gegenwärtigen, wenn es eine Zukunft verhieß, die sich seinem Scharfblick nie verbarg, wurde er gerecht. Er brachte im Concertsaal oder auf der Bühne Beethovens, Schuberts, Schumanns, Chopins, Berlioz', Franz' Werke zum rechten Verständniß, führte Rubinsteins, Raffs, Cornelius', Lassens u. A. Opern zuerst in die Oeffentlichkeit ein. Er verhalf wie kein Anderer Wagner zum Durchbruch, zum Siege. Nur für sich hat er nichts gewollt, hat er nie gekämpft. „Ich kann warten," sagte er in künstlerischer und menschlicher Größe. Ihm genügte es, das durch seine Dichter einst groß gewordene Weimar nun einer höchsten musikalischen Blüthe zuzuführen, es zum Centrum der tonkünstlerischen Bestrebungen der Neuzeit, zum Ausgangspunkt der „neudeutschen Schule" zu erheben, die durch sich die Weiterentwicklung der Musik vollzog. Dies Aufblühen einer sich freilich erst nach

Digitized by Google

Jahrzehnten völlig durchsetzenden neuen Kunst durchlebte die Fürstin Wittgenstein aus unmittelbarer Nähe, mit dem regen Antheil ihrer feurigen Seele. Was hätte sie denn nicht getheilt mit dem Mann, dem ihr Herz gehörte? Mit rascher Feder nahm sie ihm die Mühen einer umfangreichen Correspondenz nach Möglichkeit ab. Unberechtigten Ansprüchen an seine Zeit wehrte sie, um dem Schaffenden die nöthige Ruhe und Concentration zu wahren. Wo sie es vermochte, ebnete sie ihm die Pfade. Seine Welt war die ihre. In ihm lebte sie nur. Keinen höheren Ehrgeiz als den, seinen Namen tragen zu dürfen, kannte die fürstliche Frau."

Ihre heiße Sehnsucht, ihre Ehe gerichtlich geschieden zu sehen, um sich mit dem geliebten Mann auch vor dem Gesetz zu vereinen, sollte freilich nicht so rasch in Erfüllung gehen; denn die wiederholt an sie ergangenen Aufforderungen der russischen Regierung, behufs einer Auseinandersetzung mit ihrem Gatten nach Rußland zurückzukehren, ließ sie unbeachtet, weil sie befürchtete, daß man sie ein zweites Mal nicht wieder außer Landes lassen werde. Dreizehn volle Jahre gingen so hin, 13 Jahre reich an Glück und Leid, an Hoffnungen und Enttäuschungen; denn so oft auch das heißersehnte Ziel sich den in Liebe Verbundenen zu nahen schien, wich es doch immer wieder in um so weiterer Ferne von ihnen zurück. Aus jener Zeit des Sturms und Drangs, aber zugleich auch der Glanzzeit der Weimarer Altenburg rühren zahlreiche bisher ungedruckte bedeutsame Briefe und Gedichte an die Fürstin her, die nicht allein davon Zeugniß ablegen, welcher Verehrung seitens der namhaftesten Virtuosen, Componisten, Maler, Bildhauer, Künstler und Schriftsteller sich die Freundin und Geliebte Liszts erfreute, sondern auch an und für sich durch die reichen Ideen und Anschauungen, die darin zu Tage treten, einen hohen culturgeschichtlichen Werth beanspruchen dürfen.

Im October 1859 ward Prinzessin Marie Wittgenstein, die Tochter der Fürstin, dem Flügeladjutanten und nachmaligen ersten Oberhofmeister des Kaisers Franz Joseph I. von Oesterreich, Prinz Constantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, angetraut. Mit ihr schied nach Bülows Worten der gute Genius der Altenburg, und diese selbst hörte nicht lange darauf auf zu sein was sie gewesen: ein glänzender Vereinigungspunkt der vornehmsten Geister des 19. Jahrhunderts. Sieben Monate nach ihrer Tochter verließ die Mutter ahnungslos, daß es für immer sei, Weimar und begab sich nach Rom, um ihre Verehelichung mit Liszt in der ewigen Stadt zu betreiben, nachdem schon vorher das russische Consistorium den Scheidungsproceß zu ihren Gunsten entschieden hatte. Da der Nuntius in Wien das Petersburger Urtheil anzuerkennen sich weigerte, hatte sie eine Audienz beim Papst Pius IX. am 9. September 1860 und 14 Tage darauf ertheilte der Heilige Vater seine Sanction. So hatte denn nach 13jährigem Kampfe die Fürstin gesiegt, aber sie sollte im letzten Augenblicke noch des Sieges nicht froh werden. Alle Vorbereitungen wurden zur ehelichen Verbindung getroffen, und am 22. October 1861, zum 50. Geburtstage Liszts, sollte feierlich die Trauung in San Carlo al Corso stattfinden, als die Verwandten der fürstlichen Braut noch in zwölfter Stunde beim Papst gegen die Vermählung protestirten, und dieser dagegen sein Veto einlegte. „Dieser sie blitzartig niederschmetternde Schlag," sagt La Mara, „traf die Fürstin vernichtend." Sie glaubte, daß der geliebte Mann, um dessen Besitz sie 14 Jahre mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gerungen hatte, ihr nicht beschieden sei, daß sie dem ersehnten Glück entsagen solle. So zwang sie denn ihr heißes Herz zu verzichten, aber dieser Verzicht ging ihr ans Leben, zu überwinden vermochte sie ihn nie! Auch als der unerwartete frühe Tod des Fürsten Nicolaus Wittgenstein ihr am 10. März 1864 die volle Freiheit gab, und der Großalmosenier Erzbischof Hohenlohe ihr das Anerbieten machte, sie selbst in seiner vaticanischen Capelle zu trauen, weigerte sie, abergläubisch und fatalistisch wie sie war, ihre Zustimmung zur Ehe mit Liszt.

Siebenundzwanzig Jahre lebte sie nun in der ewigen Stadt, ihre eifrige kirchliche Gesinnung bethätigend. Von dem Glauben erfüllt, daß sie bestimmt sei, der bedrängten Kirche wichtige Dienste zu leisten, gab sie sich nunmehr ernsten theologischen Studien und der Ausarbeitung kirchen-politischer Schriften hin, die sie durch eine Jahr ein, Jahr aus beschäftigte Druckerei drucken, jedoch nicht veröffentlichen ließ. Nur einige Bücher allgemein verständlichen Inhalts übergab sie dem Buchhandel. Das 24 Bände umfassende Hauptwerk ihres Lebens: „Des causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'Eglise" brachte sie erst kurz vor ihrem Hinscheiden, am 23. Februar 1887, zum Abschluß. Schwer an der Herzwassersucht leidend, mit schon geschwollener Hand, die nur mit Mühe die Feder noch zu halten vermochte, schrieb sie die letzten Seiten desselben nieder. Da es bei den wenigen Freunden, denen sie Einblick darin verstattet hatte, Widerspruch begegnete, verfügte sie, daß es erst 25 Jahre nach ihrem Tode ans Licht trete.

Am 31. Juli 1886 ging Franz Liszt in Bayreuth zur ewigen Ruhe ein. Sein letzter Wille berief die innigstgeliebte Freundin zu seiner Universalerbin und Testamentsvollstreckerin. Doch auch ihr Leben neigte sich zu Ende, da seine Sonne erloschen war. Am 8. März 1887 hauchte sie ihre müde Seele aus. Zu ihrer Todtenfeier in Santa Maria del Popolo am 12. März erklang, wie sie es gewünscht, Liszts Requiem, und am deutschen Friedhof zur Seite der Peterskirche ward ihr das Grab bereitet. Dort schläft sie in vaticanischer Erde.

Hermann von Löbeneck, ein hundertjähriger Roman.

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

II.

Als Bettler verkleidet gelangt er auch nach dem Schlosse seiner Väter, um noch einmal die Stätte zu sehen, wo er Johanna kennen gelernt hatte. Da er aber hier erfährt, daß seine Eltern aus Gram über ihn gestorben seien, verfällt er in eine schwere Krankheit, in der er durch den alten Diener Fersonell gepflegt wird und nach seiner Genesung trotz mancher Mißhelligkeiten mit seiner Schwester, die ihn als einen Verlorenen ansieht, auf dem väterlichen Gute zurückbleibt. Dort unternimmt er mit vielen Kosten eine Gegend zu gestalten, ein Häuschen zu bauen, das ihn an das mit Johanna bewohnte erinnert, hält es aber in diesem idyllischen Zeitvertreib nicht lange aus. Ein kleines erotisches Abenteuer mit der Enkelin Fresonells zerstreut ihn nur wenig, da es durch den Großvater sehr schnell zerstört wird; auch die plötzlich wiedererscheinende Antonie reist, da sie die wiedererwachte Glut ihres früheren Anbeters bemerkt, ab, bevor sie seine Wünsche erfüllt hatte, und so ist Hermann auf dem besten Wege, mit den benachbarten Landjunkern in einem öden Jagd- und Saufleben zu verlumpen. Aber seine bessere Natur erwacht, wozu Antoniens Mahnungen manches beigetragen haben; er geht, nachdem er einen Besuch Riancourts erhalten, nach der Residenz, nicht aber um nach dem Rathe jenes seine Versöhnung mit Clementine, sondern um seine Scheidung zu betreiben. Diese indeß, die ihren Gatten wirklich zu lieben vorgiebt, will von einer solchen Scheidung nichts wissen, zeigt ihm Documente vor, aus denen unwiderleglich hervorzugehen scheint, daß Johanna mit jenem Herrn Baumann getraut war und aus freiem Entschluß in diese rechtmäßige Verbindung getreten sei. Nach Lesung dieser Actenstücke reist Hermann mit dem zufällig wiedergefundenen Maler Orazio nach Wien

Digitized by Google

und empfängt von seinem Reisegefährten intime Bekenntnisse über sein Liebesleben, die mit denen Hermanns eine gewisse Aehnlichkeit besitzen, wenigstens darin, daß auch ihm eine Gattin Eugenie, die Tochter des Marchese Guadamari, mit zwei Kindern, nachdem sie einige Jahre idyllischen Glückes genossen, geraubt worden sei. Den neu gewonnenen Freund führt Hermann zu einer adligen Dame, und sieht dort plötzlich in der Wärterin der gräflichen Kinder seine Johanna. Doch muß er sich auf das Drängen seiner Gattin entfernen, wird auf den nächsten Tag beschieden, erlebt aber den furchtbaren Schmerz, bei seiner Wiederkunft die Geliebte nicht mehr anzutreffen; sie ist geflohen, und alle seine Bemühungen, sie wiederzufinden, sind vergeblich. Durch einen ebenso merkwürdigen Zufall trifft er in einem Wiener Garten den Herrn Baumann, geräth mit ihm in einen erbitterten Kampf, wird gefangen gesetzt, aber bald befreit und setzt nun seine Irrfahrten fort, theils um Frau und Kinder wiederzufinden, theils um sich zu zerstreuen. Er schickt sich zu einer Reise nach Italien an und nimmt zu dieser Expedition außer seinem alten treuen Diener Friedrich und einem zweiten Anton, der, wie man bald merkt, ein Verräther, im Solde Clementinens stehend, ist, einen dritten Theodor an, der, wie gleichfalls von Anfang an erkannt wird, kein wirklicher Diener, sondern Antonie in Mannskleidern ist, die den immer noch Geliebten in den Gefahren, denen er entgegengeht, beschützen soll. Außer diesen durch die Menschen bereiteten Gefahren fehlt es auch nicht an traurigen Zufällen, einem Beinbruche u. s. w.; die Heilung dieses Beines erfolgt in einer einsam gelegenen Villa, deren Besitzerinnen Mathilde und Ulrika, die hier mit drei Kindern hausen, niemand anders sind, als jene Engländerin Bella und jene Italienerin Eugenie, die sich hierher, man weiß weder wie noch warum zurückgezogen haben. Hermann gelangt endlich nach Rom. Dort findet er seine beiden Freunde Siddleton und Orazio wieder, denen er einstweilen von den ihnen so nahestehenden Frauen nichts entdecken kann, da er ja natürlich bisher noch gar nicht gemerkt hat, wer diese Frauen waren. Ja es scheint fast zwischen ihm und den ehemaligen Freunden zu einer Katastrophe kommen zu müssen, denn Orazio wacht beständig vor dem Palast der Guadamari, wo er seine Geliebte eingeschlossen wähnt, Siddleton, der in diesem Palaste ein- und ausgeht, hat sich in eine dort wohnende Schöne wahnsinnig verliebt; diese ist aber nicht etwa Eugenie, sondern — Clementine. Natürlich tritt er zurück, sobald er hört, welch teuflischer Geist in diesem schönen Körper wohnt, überzeugt auch Orazio, daß er ihn nicht als Nebenbuhler zu fürchten brauche, und Beide bemühen sich, Hermann, dem Clementine nach dem Leben trachtet, zu retten. Der tückische Anton, der den Auftrag übernommen hatte, Hermann zu tödten, verfehlt ihn und trifft statt dessen Antonie; der gerettete Hermann eilt mit seinen Freunden — denn Siddleton kannte den Aufenthalt der Frauen — an jenen lieblichen Ort, an dem Hermann schon einmal geweilt hatte, und Alle zusammen, der Engländer mit seiner Schwester, das glücklich geeinte italienische Paar und Hermann, ziehen nach England. Dort gesellen sich zu der merkwürdigen, aus fünf Erwachsenen und drei Kindern bestehenden Gesellschaft noch manche Andere. Zunächst verlobt sich Siddleton, vermehrt dadurch aber nicht das Glück Aller, da Bella, die bisher so innig gemeinsam mit dem Bruder gelebt hat, sich verlassen und überflüssig fühlt. Eine noch weit größere Ueberraschung als diese Ankunft einer junger Frau bereitet das plötzliche Erscheinen von den Kindern Hermanns, die, mehrere Jahre durch Clementine behütet, von ihr, da sie ihren Tod nahe fühlt, an den Vater zurückgeschickt werden und bald darauf trifft auch die Nachricht ein, daß Clementine wirklich gestorben sei und jene Kinder ihres Gatten zu Erben eingesetzt habe.

Nun erinnert sich Hermann an seine etwas lange vernachlässigte Pflicht, das Schicksal der Mutter seiner Kinder zu erkunden. Er erläßt in deutschen Zeitungen eine offene Nachfrage nach Johanna und erhält durch einen Pfarrer die Nachricht von ihrem Tode. Kaum hat er die Nachricht erfahren, so reist er mit seinen englischen Freunden nach dem Orte, von wo ihm die Kunde gekommen, besucht Johannens Grab, setzt ihr einen Grabstein, zu dem er die Inschrift verfaßt und reist mit den Genannten nach Löbeneck. Dort feiert er noch einmal das Andenken an die Heißgeliebte, glaubt sich aber, da er nun von allen Frauen verlassen ist, die seinen Lebensinhalt gebildet, berechtigt und verpflichtet, seinen Kindern wieder eine Mutter zu geben, verlobt sich mit Bella, heirathet sie in England und entschließt sich, mit ihr und seinen Kindern sein Leben in Löbeneck zu beschließen.

Nun aber, da Alles einem friedlichen Ende zuzueilen scheint, entstehen die größten Verwirrungen. Bei der Reise nach der Heimath macht das junge Paar in Hamburg Halt und besucht den Kirchhof, um Klopstocks Grab zu sehen. Da wird ein Sarg gebracht, der in die Erde gelegt werden soll, nur begleitet von einer alten Frau. Von einer wunderbaren Ahnung ergriffen, erkundigt sich Hermann nach der Todten, erfährt, daß sie erst am Tage vorher gestorben, kurz vorher von der Alten ganz zufällig gefunden worden sei, glaubt die Gewißheit zu haben, daß es sich um eine Scheintodte handelt, läßt den Sarg öffnen und entdeckt Johanna. Sie wird wirklich zum Leben zurückgerufen, Bella macht einen Selbstmordversuch, und es wird Hermann eingeredet, daß sie wirklich gestorben sei. Nach längerer Pflege erwacht Johanna zum Bewußtsein und zum Leben, offenbart ihre Irrfahrten und ihr Elend, auch daß jene Todesanzeige durch sie veranlaßt worden sei, und vermag nur mit Mühe ihr Glück zu fassen und zu genießen. Das nach so romantischen Begegnissen wiedervereinte Paar vermag nicht lange sich seines Glückes zu freuen. Die entsetzlichen Aufregungen haben Johanna so geschwächt, daß sie nach Geburt eines Knaben, der auch sehr bald zu Grunde geht, wirklich stirbt. Damit aber der gänzlich Verlassene und zunächst völlig der Verzweiflung hingegebene Hermann nicht ganz allein stehe, erscheint zu seinem Troste — Bella, deren Selbstmordversuch allerdings eine schwere, wie es schien lebensgefährliche Verwundung bewirkte, von der das tapfere Mädchen aber doch genas. Sie erscheint nicht als ein Rachegeist, um ihr verbrieftes Recht zu beanspruchen, sondern als ein liebender Engel, um den Einsamen zu trösten. Mit der Aussicht, daß dies nun endlich geeinte Paar mit den Verwandten und Freunden in England ein neues Dasein begründen werde, schließt der Roman.

Natürlich ist nichts leichter als über ein derartiges Buch eine Satire zu schreiben. Man könnte es mit dem Scherzworte abthun: der Mann mit den vier Bräuten, oder der consequente Bigamist, denn außer am Anfang und am Ende seiner Ehejahre hat der gute Hermann mindestens immer zwei Ehefrauen zu gleicher Zeit, eine rechtmäßige, mit der er nicht lebt, und eine unrechtmäßige, mit der er lebt. Ebenso wenig schwer dürfte es sein, auf die Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten hinzuweisen, von denen es im Roman wimmelt: auf das plötzliche Wiederfinden Todtgeglaubter, auf das Wiedererwachen einer Scheintodten, die durch einen Zufall sondergleichen, den kein, auch mit der kühnsten Phantasie begabter Mensch für möglich halten wird, gerade im allerletzten Momente gerettet wird. Wie sehr könnte man darüber scherzen, daß sich der Verfasser mit dem Absterben mancher Personen es so außerordentlich leicht macht, so daß er ohne Weiteres die, die ihm unbequem werden, oder mit denen er nichts Weiteres anfangen kann, in die Grube schickt. Wie verbraucht sind — auch das wäre leicht zu zeigen — die Mittelchen und die Motive. In einer gänzlich veralteten Mache wird vorgegangen: z. B. das treue Weib, das sich in Mannskleider steckt, um den Geliebten zu retten, oder die getrennte, rachsüchtige Frau, die, obgleich sie den Gatten liebt, ihn durch Mord oder Gift aus der Welt zu befördern sucht. Wie sehr zeigt sich in dem ganzen

Digitized by Google

Werke der alte Criminal- und Abenteurerroman, ganz besonders in dem Zuge, daß eine ehemalige fürstliche Maitresse über ein Heer von gefügigen Dienern gebietet, wie eine allmächtige Dame ihre Spione und Spitzel ausschickt und in Wien oder der Schweiz, in England und anderwärts verschollene und in Verborgenheit lebende Personen ausforscht, überall die Behörden zu ihrer Verfügung hat und über Freiheit, ja über das Leben ihrer Feinde gebietet.

Es lohnt sich nicht, alle Fehler und alle die kleinen Mittelchen besonders hervorzuheben. Sonst könnte man darauf hinweisen, mit welcher Ungenirtheit der Verfasser, der sich ja, wie schon erwähnt, als Herr über Tod und Leben gerirt, auch Personen einfach fallen läßt, die er nicht mehr braucht, z. B. die Verwandten Hermanns, seine Kumpane, die zahllosen Persönlichkeiten der Residenz, die Wiener Bekannten und viele Andere, mit welcher Willkür er über Raum und Zeit waltet, eine wie ungenügende Vorstellung er von dem Gelde hat, so daß z. B. unser Held nach der tollsten Verschwendung immer noch ein steinreicher Mann bleibt, obgleich nach menschlicher Berechnung seine Mittel längst erschöpft sind.

Und doch, so wenig anstrengend es auch ist, die vielen Seltsamkeiten und Fehler des Romans nachzuweisen, so bleibt es doch ein nicht uninteressantes Werk, freilich eines, das vielfache Analogien mit den Romanen des 18. Jahrhunderts, von Gellerts schwedischer Gräfin bis zu den Jugendversuchen Tiecks und Brentanos aufweist. Interessant ist es, zunächst weil ein gewisser Freisinn darin erkennbar ist: ein politischer und ein religiöser. Der politische bekundet sich darin, daß der Autor mit großer Entschiedenheit die Maitressenwirthschaft, die Unsittlichkeit am Hofe geißelt, und daß er gegen die Junker, gegen ihr lärmendes und ungezügeltes rohes Wesen, ihre Freßsucht und Tagedieberei zu Felde zieht. Der religiöse macht sich geltend dadurch, daß der Verfasser (übrigens doch selbst ein Geistlicher, aber damals vermuthlich der aufgeklärten Richtung angehörend, und dadurch geneigt, manchen Amtsbrüdern lebhaft und entschieden entgegenzutreten) den Pfarrern eine Servilität zumuthet, die wie eine Verspottung des ganzen geistlichen Standes aussieht. Denn welcher wahrhafte Geistliche möchte es wagen, auf Bitten irgend einer Person und wenn diese selbst von den edelsten Motiven diktiert wird, die Todeserklärung einer noch Lebenden auszustellen. Und welcher Pfarrer könnte es über sich gewinnen, zu bekunden, daß er auf höheren Befehl eine Trauung vollzogen habe, während er in beiden Fällen positiv weiß, daß er in einem amtlichen Document die Unwahrheit bezeugt, also sein heiliges Amt mißbraucht.

Und außerdem: der Roman ist ein so typisches Beispiel der Erfindung und Technik am Anfang des 19. Jahrhunderts, ein so charakteristisches Denkmal jener Zeit mit ihrer Abenteuersucht, ihrer Mischung von Lüsternheit und Ehrbarkeit, ihren Declamationen über Tugend, ihrer Verherrlichung ländlicher Einsamkeit und idyllischen Glücks, ihrer Abstraction von Allem was die Zeit bewegte, sowohl in Politik, als in Literatur und Kunst, daß er, so gering auch sein künstlerischer Werth ist, eine Hervorhebung verdient. Denn es ist in der That außerordentlich merkwürdig, daß in diesem Roman, der geschrieben und gedruckt wurde in der allerschwersten Zeit, die Europa durchzumachen hatte, in diesen Schilderungen Norddeutschlands — wobei man freilich bei der Residenz nicht an Berlin zu denken braucht — Wiens, Roms, also Städten und Ländern, in denen entweder die Kriegsfurie tobte, oder die Kriegsfurcht die Gemüther bedrückte, auch nicht die leiseste Andeutung der schweren Zeiten zu finden ist. Noch merkwürdiger vielleicht ist, daß ästhetische Conversationen recht selten sind. Ein Ansatz dazu findet sich nur im ersten Bande, wo bei der Erziehung Hermanns zum Weltmanne zwei seiner Meister, ein Skeptiker und ein falscher Idealist vorgeführt werden; sonst jedoch finden sich Unterhaltungen über Kunst und Literatur so gut wie gar nicht; nur der Maler Orazio hat Einzelnes zum Besten zu geben, aber seine Offenbarungen sind doch mehr persönlicher, als allgemeiner Art; literarische Unterhaltungen und Urtheile dagegen sind äußerst dünn gesät: sieht man von einer Auseinandersetzung über Emilia Galotti ab, so möchte man meinen, daß das literarische Interesse der Romanfiguren und des Verfassers sich ausschließlich um Klopstock dreht, wie ja der oben erwähnte Besuch seines Grabes zu einer so seltsamen Verwicklung der Ereignisse beiträgt.

Aus allen diesen Gründen verdient der Roman, wie gesagt, eine Hervorhebung, nicht eine Wiedergeburt. Denn ich zweifle, ob sich außer mir Einer finden wird, der das dicke Ungethüm von Buch lesen wird. Soll ich mit einer melancholischen Erwägung schließen? Beim Lesen des Buches — im Lesesaal der Königlichen Bibliothek zu Berlin — kam mir der ketzerische Gedanke: wie manchem gefeierten Buch aus dem Jahre 1907, das nicht nur von einem enthusiastischen Jüngling als Meisterwerk beschrieben wird, mag es bei einem kritischen Leser des Jahres 2007 ebenso gehen, wie diesem hundert Jahre alten Roman nach dem Verlaufe eines Säculums!?

Zwei Scherzgedichte.

Von Leo Heller (Berlin).

„Leute".

Nichts hat mich mehr erbost, als das Fragen:
Was werden die Leute dazu sagen?!
Ich wünschte, mich drückte nichts schwerer auf Erden,
Als „was wohl die Leute sagen werden!"
Die Leute, die Leute — —, was kümmern mich Leute,
Ich kannte sie gestern nicht, kenn sie nicht heute,
Und werde auch morgen, Du kannst es berichten,
Sehr gern auf ihre Bekanntschaft verzichten.
Und wollen Herr X. und Frau Z. mich drob hassen,
Sie sollen sich ja nicht stören lassen.
Nur mögen sie mich, das will ich betonen,
Mit ihrer werthen Nähe verschonen.
Nur immer Distanz. Aus entsprechender Ferne,
Weiß Gott, da hab ich selbst — Leute gerne.

Dialog.

„Wie geht es Ihnen?" — Ich danke, so so. —
„Und Ihre Frau Liebste?" — Munter und froh. —
„Und Ihren Kindern?" — Ihnen zu dienen,
Ebenso wohl. — „Gott erhalte sie Ihnen
Und — —" Pause. — — Wir sehn einander an,
Die Hand zum Abschied reicht er mir dann:
„Nun heißt es leider: Abschied genommen,
Ich glaube, wir werden bald Regen bekommen.
Ich bitte, mich Ihrer Frau zu empfehlen." —
Gewiß, ich will es ihr gern erzählen. —
„Ich werde mich freuen, Sie öfter zu sehn,
Weil Sie so entzückend zu plaudern verstehn."
O bitte, der Vorzug ist Ihrerseits . . . —
„Gehorsamer Diener. Es tröpfelt bereits."

Zarathustra.

[2] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

I. Act.

Schwedtke: Ich möchte nämlich gerne wissen, ob —
Herbert: Ich begreife gar nicht, warum Sie mir immer mit dem alten Herrn kommen!

Digitized by Google

Schwedtke: Na — Und was hat denn Ihr Herr Vater da geantwortet?

Herbert (erregt vom Sopha): Aber verzeihen Sie, ich kann doch nichts dafür, daß dieser Mann zufällig mein Vater ist? Können Sie denn nicht begreifen, daß bei fehlender Intereſſengemeinſchaft die Bande des Blutes etwas ſind, was überwunden werden muß?! Meinen Sie, der Mann hat einen Schimmer von einer Ahnung von dem, was in mir vorgeht?! Meinen Sie, er nimmt ſich auch nur die Mühe, ſich mit mir zu verſtändigen ... Mir zu folgen?! Es iſt ja lächerlich, ich bin in meinem eigenen Hauſe völlig vereinſamt, ſo ſeelenverlaſſen bin ich, als ob ich botokudiſch mit Ihnen ſchnalze. Ach, das iſt ja oft zum Heulen! — Hier, hier iſt wenigſtens der einzige Ort, wo ich mich leidlich wohlfühle.

Mika: Ich kann das verſtehen.

Herbert: Ja Sie — Und ſagen Sie, geht es Ihnen denn hier anders? Empfindet denn Ihre Mutter was —?

Schwedtke: Na wiſſen Se, Sie können ſich doch Beide nicht beklagen? Wenn einer — ſozuſagen — allein iſt, dann bin ich es. Seit meinem 16. Jahre, wo mich der Vormund — — — und jahraus, jahrein unter fremden Leuten —

Herbert: Aber ſo verwechſeln Sie doch dieſes triviale Alleinſein, das uns manchmal Genuß und Bedürfniß iſt, nicht mit der Vereinſamung, die wir empfinden können. Wenn Sie Kegelſchieben gehen und auf der Bank arbeiten, oder wenn Sie in den Armen des Weibes liegen, ſo ſind Sie eben nicht allein, während wir unſern Käfig auch da überall hin bis in die Arme des Weibes mit uns ſchleppen. (Es klingelt zwei Mal.)

Schwedtke: Man gut, daß wir eben die Lampe angezündet haben!

Mika: Das iſt jetzt beſtimmt Mama! (Ab.)

Herbert (vom Sopha aus): Sagen Sie mal, Herr Schwedtke, ich möchte Sie was fragen: Haben Sie auch immer ſolche Rückenſchmerzen hier hinten? Es iſt mir, als ob ich durch alle Knochen weine. Ich habe ſtets eine Scheu gehabt, mich einem Arzte zu offenbaren. Meinen Sie, daß das was Ernſtliches zu bedeuten hat?

Schwedtke: Ach nee, das iſt jar niſcht! Das kenne ich ſchon lange. Sie ſitzen zu viel. Sie müſſen eben auch Karlsbader Salz trinken. Ich thue das ſchon ſeit Jahren alle Morgen. (Frau Bauer und Mika kommen.)

Frau Bauer: Guten Tag!

Herbert: Ach guten Tag, Frau Bauer!

Mika: Das iſt aber ſpät geworden, Mama!

Frau Bauer: Ja, das war auch eine ſehr erregte Sitzung heute ... Aber Mika, warum biſt Du denn mit Herrn Doctor nicht hereingegangen? Verzeihen Sie, ich ſage immer Herr Doctor. — Du weißt, daß ich es nicht liebe, wenn Du Herrn Schwedtke ſtörſt!

Schwedtke (kleinlaut): Ach nu bleiben Se man ſchon hier. Drin iſt ja nicht geheizt; und das macht mir wirklich gar nichts aus. Ich habe gern ein bißchen junges Volk um mich, Frau Bauer, ich fühle mich dann ſo als der Würdige.

Frau Bauer: Ja, und für Dich, Mika, habe ich eine Ueberraſchung!

Mika: Ach, Du haſt mir gewiß ein Rebhuhn zum Mittagbrod mitgebracht?

Frau Bauer: Wie — Du mein armes, gutes Kind, haſt noch nichts zum Mittag gegeſſen?! Ich ja eigentlich auch nicht. Ich habe nur ſchnell im Club 'ne Portion Gouläſch hinuntergewürgt, während einer Berathungspauſe — (ärgerlich): Aber ich begreife nicht, Du hätteſt Dir doch wirklich etwas nehmen können!

Mika: Aber, Mama ... es iſt ja nichts dageweſen!

Frau Bauer: Na, dann hätteſt Du Dir wenigſtens doch was holen können?!

Mika: Aber ... ich habe doch kein Geld gehabt!

Frau Bauer: Dann läßt man es eben mal vom Kaufmann anſchreiben!

Mika: Mama, Du weißt doch, warum ich das nicht gern mehr thue! —

Frau Bauer: Ach was — Na, wir eſſen ja bald Abendbrod!

Schwedtke: Vorher, meine ich, könnten wir doch noch Kaffee trinken!

Frau Bauer: Richtig! Ja, Mika, ich bin auch ganz durchgefroren. Mach draußen Feuer an!

Schwedtke: Na, laſſen Sie man ſchon, Fräulein, das geht ja auf meiner Maſchine viel ſchneller. Sehen Sie — ſo — (holt Waſſer vom Waſchtiſch und gießt es in die Maſchine) — und Spiritus iſt noch drin. Das werden wir gleich haben!

Frau Bauer: Ja, Mika, Du fragſt mich doch gar nicht, was ich für eine Ueberraſchung für Dich bringe?

Mika: Ach —

Frau Bauer: Alſo, höre gut zu! Das Mädchen von der Rath Gieſicke hat geſtern ein Kind bekommen —

Mika: Aber Mama!

Herbert (vom Sopha dumpf): Alles am Weibe hat eine Löſung!

Frau Bauer: Und deßhalb iſt die Gieſicke im letzten Augenblick von ihrer Entſendung zur Generalverſammlung der fortſchrittlichen Frauenvereine zurückgetreten; denn ſie meint: es ſähe doch ein wenig zu komiſch aus, wenn ſie den gelähmten Mann ganz allein zu Hauſe ließe. Alſo — wie dem ſei — wir ſaßen da. — Vertreten mußten wir ſein — deßwegen alſo die plötzliche Verſammlung Hals über Kopf einberufen — und das Ende vom Liede: Einen Sprecher mußten wir haben, vor Allem bei der Proſtitutionsfrage und bei dem Moralunterricht ... Alſo, ſie ſchicken mich heraus nach Hamburg vor die Oeffentlichkeit. Ich habe mich natürlich geſträubt, geſagt, daß Andere, Würdigere und Aeltere da beſſer ihren Mann — Verzeihung! — ihre Frau ſtellten: — Es hat nichts geholfen.

Mika: Ach, da reiſt Du fort, Mama?

Schwedtke: Na, da gratulire ich Ihnen ja zu der janz beſondern Ehre!

Frau Bauer (dankt): Ja, Mika, und ich habe gleich nach Breslau depeſchirt, daß Du morgen früh zu Tante Agathe kommſt.

Schwedtke: Und mich laſſen Sie allein hier, Frau Bauer? Das finde ich wirklich wenig freundlich von Ihnen!

Mika: Aber warum ſoll ich denn zu Tante Agathe?

Frau Bauer: Du weißt doch, daß ſie mir noch vor Pfingſten das Verſprechen abgenommen hat, Dich zu ihr zu ſchicken!

Mika: Aber ich kann doch ebenſo gut hier bleiben ... die paar Tage!

Frau Bauer: Wenn Deine Mutter, die Dir wohl will, und die Dir nie zu nahe tritt, es ſagt, ſo ſei verſichert, mein Kind, daß es ſeinen Grund hat.

Schwedtke: Wiſſen Sie, Frau Bauer, daß mich dieſer Mangel an Vertrauen beleidigt? Ich bin ſonſt ein freundlicher Menſch ..., aber ſo was kann mich ſcheußlich ärgern! (Ab.)

Frau Bauer (ihm nachrufend): Sie verſtehen mich falſch, durchaus falſch, Herr Schwedtke. Es ſoll dies keineswegs ein Mißtrauensvotum gegen Sie ſein. Meinetwegen gewiß nicht! Aber was ſollen die Leute —?

Schwedtke (ſich umdrehend): Ich denke doch, Sie fühlen ſich darüber erhaben!

Frau Bauer: Verzeihen Sie, um mich dreht es ſich gar nicht.

Schwedtke: Ach ſo. ... Aber warum ſagen Se denn das nich jleich?! (Ab.)

Frau Bauer: Nun entſcheiden Sie, Herr Doctor: bin ich denn das als Mutter nicht einfach dem Rufe meiner Tochter ſchuldig? Gewiß, ich bin überzeugt, es iſt unnöthig. Dafür

Digitized by Google

bin ich es, die die Erziehung ihrer Tochter geleitet hat. Aber ich kann es trotzdem nicht wagen, sie dem Gerede der Leute auszusetzen, Herr Doctor! Man mag so frei über derartige Dinge denken wie man will. Wir leben nun einmal in Deutschland und nicht in Amerika und darauf muß Rücksicht genommen werden. Natürlich, wenn wir hier amerikanische Verhältnisse hätten, seien Sie versichert, Herr Doctor, ich wäre die Erste — —

Herbert: Sie haben Recht. Es ist auch nicht unser Loos, Fliegenwedel zu sein.

Frau Bauer: Ja dieser Schwedtke, er nimmt sich zu viel heraus. Er thut wirklich, als ob er zu uns gehörte. Was geht ihn das an, wenn meine Tochter fortreist. Ich frage Sie, Herr Doctor, was geht ihn das an?! Ich habe ihm mein Zimmer vermiethet. Gut! Und kann es ihm jeden Tag wieder kündigen . . ., jeden Tag. Meine Tochter ist nicht seine Dienstmagd. Dafür kommt Morgens die Aufwartung. Ich begreife nicht, was er sich darum zu kümmern hat.

Mika: Aber warum soll ich denn nach Breslau?

Frau Bauer: Sei versichert, mein Kind, daß Deine Mutter Dich nie zu einem Schritte veranlassen wird, von dessen Nothwendigkeit sie nicht überzeugt ist.

Herbert: Lassen Sie, Mika, es ist nicht von der Hand zu weisen, es hat etwas Gutes. So ein neues Milieu, ein neuer Stadtcharakter, das sind für den producirenden Menschen Dinge von ungemeiner Bedeutung. Mir wenigstens ist das nothwendiges Bedürfniß als Anregung zum Schaffen.

Frau Bauer: Siehst Du, der Herr Doctor stimmt mir auch zu.

Mika: Ich finde es aber unrecht, der Tante Agathe, die sich selbst so quälen muß, noch bei alledem auf der Tasche zu liegen.

Frau Bauer: Was das in einem Hausstand schon ausmacht, ob einer mehr oder weniger mitißt.

Herbert: Ich bin auch der Meinung, Mika, daß derartige altruistische Regungen für unser Handeln nie bestimmend sein dürften.

Frau Bauer: Ach, lieber Herr Doctor, Sie sind ein junger Mann aus gutem Hause und Sie können den Aerger und die Scheererei des Mittelstandes nicht ermessen, die er mit den Vermiethungen hat. Natürlich, angenehm ist es nicht. Aber was soll ich mich denn schämen, es einzugestehen. Ich bin eben auf diesen kleinen Zuschuß zur Pension und zu den Zinsen angewiesen. Ich hätte ja diesem Schwedtke schon zehn Mal gekündigt, wenn er nicht so streng pünktlich zahlte. Ich sage mir: mehr kann ich nicht verlangen. Wer weiß, wen ich dann bekomme. Aber ich kann versichern, Herr Doctor: er bringt mich manchmal zum Rasen, dieser brave Schwedtke. Er ist ein Idiot, ein completter Idiot. Ein Mensch, für den etwas Höheres in dieser Welt nicht existirt. Ein Mensch, dessen Horizont nur so weit, wie seine Kegelbahn reicht. Man möchte mal gern Jemanden haben, mit dem man diese oder jene Frage ventiliren kann. Man versucht es auch leider immer wieder. Vollkommen renonce!

Herbert: Sie haben ganz recht, Frau Bauer, dieser Ehrenbürger ist ein vollendeter Ziegenhirt.

Frau Bauer: Und ich kann Ihnen nur sagen, sein moralisches Leben ist auch nicht ganz einwandsfrei! Bestimmte Beweise habe ich ja noch nicht dafür — denn dann würde ich ihn ja nicht eine Stunde länger in meinem Hause dulden. Aber ich sage Ihnen, er erfrecht es sich sogar, meiner Tochter nachzustellen.

Mika: Ach, Mama, ich weiß gar nicht, wie Du so Etwas reden kannst! Das müßte ich doch auch merken.

Frau Bauer: Du natürlich siehst so Etwas nicht! Und ich weiß wohl, daß Du noch viel zu unerfahren bist, um so Etwas zu spüren. Aber sei versichert, mein Kind, daß das Auge einer Mutter sich in solchen Dingen nicht täuscht.

Herbert: Dieses moralische Schwein!

Frau Bauer: Nun, das ist ja völlig ohne Gefahr. Bei der Erziehung, die ich meiner Tochter gegeben habe, ist für ihn auch nur der Schatten eines Erfolges ausgeschlossen. Es ist lächerlich, daß dieser Mann sich das einbildet. (Man hört schließen.)

Frau Bauer (schnell während Schwedtke eintritt): Sagen Sie, Herr Doctor, ich hörte neulich einen glänzenden und tiefen Vortrag bei Paulsen über die Grundprobleme der Ethik. Haben Sie an der Universität schon einmal Paulsen gehört?

Herbert: Ebenso gut könnten Sie mich fragen, Frau Bauer, ob wir heute in der Triasformation leben. Nein, ich habe ihn nicht gehört; ich bin doch kein Mastodon. Man hört Simmel — und auch das ist unnöthig.

Schwedtke: Na, Fräulein Mika, tragen Sie man die Tassen rein. Warten Sie, ich hab Ihnen auch noch was mitgebracht, damit Sie nicht bis zum Abend hungern brauchen. Billerbeck hatte gerade so schönen warmen Kalbsbraten und da habe ich ein Viertelchen für Sie mitgenommen.

Mika: Ach, das ist aber zu liebenswürdig von Ihnen.

Schwedtke: Aber das ist doch nicht der Rede werth. Das thue ich ja wirklich gern für Sie.

Frau Bauer: In der Prostitutionsfrage werden ja sehr interessante Resolutionen gefaßt werden. Vor Allem wird unsere Gruppe Anschluß an den Verein zur Bekämpfung — — —

Schwedtke: Na, wissen Sie, das können wir ja nachher unter uns besprechen. (Mika ab.)

Frau Bauer: In diesem Hause, Herr Schwedtke, wird kein Gespräch geführt, das meine Tochter, ohne zu erröthen, nicht auch mit anhören könnte.

Herbert: Werther Schwedtke, Sie sind doch sonst nicht von einer so jungfräulichen Ohrenkeuschheit! Es kommt doch ganz auf die Art, den Tact und die Absicht an, mit der diese Fragen erörtert werden.

Schwedtke: Na ja, das mag ja sein, aber ich liebe das nun einmal nicht. Vielleicht besitze ich eben den Tact nicht. —

Yaya.

Von Marsyas.

In dem monumentalen Palais de justice auf der Place Poelart zu Brüssel, nicht weit von der stillen Notre Dame du Sablon, haben monumentale Leidenschaften in diesen Tagen sich entladen. In einem dieser Sitzungszimmer, darin sonst eine übertriebene Würde feierliche Tagung hält, wurde die vlämische Kälte von romanischer Leidenschaftlichkeit jäh verdrängt. Noch in die Salle des Pas-perdus, die riesenhafte, säulengetragene Vorhalle, übertrug sich dieser stark bewegte Antheil. Als der Geschworenenspruch durch die Sitzungsthüren in die Halle flog, preßte sich aus tausend bewegten Herzen ein Schrei des Triumphes, wie man ihn sich in diesem aristokratischen Brüssel nur noch vorstellen kann, wenn in der Börse auf dem Boulevard Anspach nach Stunden wahnsinnigsten Niederganges aller Werthe die Haussiers das endliche Aufsteigen aller Curse mühsam errungen haben . . . Während elegante Damen den von den Häschern freigegebenen Carlos Waddington umdrängten, fing die Leiche Ernesto Balmacedas, die noch in der Verwesung schön war, an zu bluten. Die Luft, mit der Yaya ihres Bruders neugeschenktes Leben hinnahm, grub sich ihm in den Leib. Und noch unter der Erde zuckte sein schöner Mund mit der Empörung seiner zweiundzwanzig Jahre . . .

* * *

Yaya war schön, heiß, üppig und die Tochter des chilenischen Gesandten in Brüssel. Ernesto Balmacedas war noch schöner, wie sie heiß und üppig, und Attaché an der chilenischen Gesandtschaft in Brüssel. Wenn ein schönes junges Mädchen und ein schöner junger Mann gleich heiß und üppig sind, dann ist es das junge Mädchen immer mehr. Ernesto, ein junger Mann mit schwülen Verheißungen und mit gleichen Erinnerungen, genießt daher Yaya in langen Nächten. Er verlobt sich ihr und genießt sie weiter in langen Nächten. Eine wahnsinnige Leidenschaft verzehrt sie Beide in langen Nächten. In einer von diesen preßt

Digitized by Google

er Yaya das Geständniß früherer Liebschaften ab. Er hat diese Amouren geahnt und gefürchtet. Er löst die Verlobung und genießt noch weiter ihre Nächte. Auch liebt sie weiter ihn in langen Nächten und küßt ihm ins Ohr, daß ihr Bruder ihn bedrohe. Er will sich retten, von dannen gehen, aber der Revolver des Bruders, der eine Ehre zu retten glaubt, ist rascher. Unter seinen Kugeln verblutet sein Leib von Bronce. Carlos wird freigesprochen, und elegante Damen umdrängen ihn, da Häscher und Geschworene ihn freigegeben haben. Was Yaya treibt, ist nicht bekannt. Vielleicht . . . „ihr Herz ist gleich dem Himmelreich. Weil die geladenen Gäste nicht mehr kamen, ruft sie zum Feste Krüppel und Lahmen." Vielleicht, vielleicht . . .

* * *

Es ist ein Mord geschehen. Man hat den Mörder freigesprochen. Die Menschen jubeln. Was ist? Man greift sich an den Kopf. Sind die Gesetzbücher über Nacht verbrannt? Haben die Geschworenen über Nacht Gesichte gehabt, die ihnen die Hände lähmten? Einen Mord hat es gegeben. Einen Mörder hat es gegeben. Und man hat ihn sich nicht genommen? Man hat nicht seinen Hals zerhackt? Aber das Shylockgewissen der Menschheit empört sich.

Und nicht nur das Shylockgewissen. Hat dieser Carlos nicht gemordet wie ein anderer? Die Schwester zu rächen, sei heilig? Er hätte erstochen werden können wie Valentin, der ging durch den Todesschlaf zu Gott ein als Soldat und brav? Aber dann hätte er prüfen müssen, ob Yaya Gretchen war, ob Ernesto faustischer Verführer. So ohne Weiteres ist Morden nicht erlaubt. Der Staatsanwalt hielt richtig Maß, als er die noblen Gefühle zugab, die diesen Carlos zu dem Blutmord hingedrängt, aber auch ermahnte, den Mörder des Mordes nicht ledig zu sprechen. Das war der einzige Weg, auf den man hätte schreiten dürfen. Und was geschah? . . .

* * *

Der Advokat Bonnevie hat an diesem seltsamen Spruche Schuld. Er las heiße Briefe von Yaya vor, in denen die Nacht die große Rolle spielte. Bekenntnisse, Verheißungen, Begehrnisse, Schwüre, verliebte Worte einer verliebten und erfahrenen Frau. Er las achtzig dieser Briefe vor, bis alle das Bettlager vor Augen sahen, bis alle das Paar sich auf den Betten wälzen sahen. Da empörte sich der Anstand. Man verstand, was Bonnevie erreichen wollte; man sah, wie unter seiner Geschicklichkeit aus der Verführten, für die die Waddington-Familie Yaya ausgegeben hatte, die große Verführerin Yaya mit dem Provokatorischen im Wesen, mit den Amerikanismen in den Sitten wurde. Aber man entrüstete sich über diesen Frevel an der Heimlichkeit der Liebe. Und die Unerzogenheit eines Anwaltes, der das Gleiche hätte beweisen können, ohne seine These bis zur Sinnlosigkeit, bis zur Benommenheit aus intimsten Briefen, aus sonetti lussuriosi zu belegen, brachte einem Mörder das Leben und in tausend Köpfe die Verworrenheit: wie kann man morden, ohne gemordet zu werden?

* * *

Daß Bonnevie aber recht mit seiner These hat, kann Niemand widerlegen. Yaya, die mit Einundzwanzig schon die Lust gekostet hat, die die Wenigsten mit Dreißig ganz erfahren, — lebt. In hundert Millionen Zeitungen hat sie ihre Bekenntnisse, Verheißungen, Begehrnisse, Schwüre gelesen. Sie lebt. Alle Umarmungen, die sie genossen, haben unzählige Millionen gieriger Menschen nachgekostet. Sie lebt.

Carlos Waddington geht frei umher. Ernesto Balmacedas ist ungerächt. So muß Jedem der todte Zweiundzwanzigjährige leid thun, muß jeder Mann, dem Jeder leid ist, den eine Frau zu Grunde gehen läßt, muß jeder Mann, der den großen Schreckenshauch des Weibes aus diesem Drama eisig wehen fühlte, mit feierlicher Geberde auf die blutenden Male an dem Leichnam Balmacedas weisen und mit ernstem Mund und gemessenen Worten fragen, wann diesem Blute späte Sühne wird . . .

Exaudi, domine, nos! Unsre Lippen beben . . .

Die Münchener Secession.

Wer das wundervolle Ausstellungsgebäude am Königsplatz betritt, in dem dieses Jahr die Secession untergebracht ist, kaufe sich einen Katalog. Er wird alsdann eine angenehme Enttäuschung erleben. Die Ausstellung umfaßt nur 283 Arbeiten. Eine wahre Freude für den Beschauer. Besonders wenn er am Tage vorher in dem schrecklichen Glaspalaste war, der einem mit seinem Bilderwaarenhaus (über 2000 Nummern zählt der Katalog!) in Angstzustände versetzt. Bleiben wir also bei der Secession. Erfreuen wir uns, so gut es geht, am Gebotenen.

Von Stuck sah ich neben einer unleidlichen „Unterweltcomposition" ein sehr schönes Bild des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen, der mir allerdings etwas „embellirt" vorkommt. Das macht aber nichts. Denn das Bild ist wirklich schön. Die Figur ist wundervoll gezeichnet, das Gesicht athmet Lebendigkeit. Ganz famos! Eine Kraft der Linie, die einem wohlthut. Sehr fein ist auch sein „Zweikampf." Besonders fesselt hier die Behandlung des Raumes. Eine originelle Composition. Für Habermann kann ich mich diesmal gar nicht begeistern. Sein „Modell" ist farbig recht uninteressant und als „Modell" nun sattsam bekannt. Ich sah ferner ein furchtbares Porträt eines preußischen Officiers v. Groeber. Gott sei Dank, sehen unsere preußischen Officiere doch noch etwas anders aus. Dieses Machwerk wirkt wie das schlechte Reclamebild eines mittelmäßigen Uniformschneiders. Slevogts „Ritter und die Frauen" ist mir gar zu sehr ein bißchen „Lainewand mit viel edel Farb und Liniatur". Oppenheimer sandte eine tüchtige Arbeit: „Spiegelsaal im K. Schloß zu Würzburg." Alles recht schön und gut gemalt. Aber es riecht hier doch zu sehr nach Inventuraufnahme. Helene v. Beckerath ist sehr gut vertreten: „In der Bretagne". Ich kenne die dortigen Bauern nicht. Aber eine Stimmung nimmt uns beim Anblick dieser Leute gefangen, die nur ein wahrer Künstler uns übermitteln kann. Nicht ein Jeder versteht diese Künstlersprache. Bei Corinths Ansorge-Porträt hatte ich das Gefühl: der Künstler hat gerade nichts Besseres für München frei. Ein höchst unsympathisches Bild. Eine schwierige Farbe. Und Ansorge macht ein so schläfriges Gesicht, als ob er eben aus dem Mittagsschlafe erwacht sei. Keiner übersehe Pleuers „Bahnhof im Winter". Ich kann mir das nicht wirksamer gemalt denken. Leistikow und Herterich sind mit unbedeutenden, darum aber nicht minder reizvollen Arbeiten vertreten. Philipp Kleins „Damenbildniß" kann keine rechte Vorstellung von diesem allzufrüh verstorbenen Talent geben. Es zählt nicht zu seinen gelungenen Arbeiten. Albert v. Keller macht einem mit seinen mannigfachen Beiträgen wenig Freude. Man steige einige Stufen zur Secessionsgalerie hinauf und vergleiche! Trübners „Damenreiterbildniß" enttäuscht. Das rothe Gesicht wirkt doch allzu unangenehm. Sein „Schloß Hemsbach" ist aber ganz wundervoll und zeigt wieder den großen Könner und Maler. Franz Hochs „Schnee-Einsamkeit" ist außerordentlich erfreulich und sehr reizvoll in der Farbe. Hier hat einer die Natur außerordentlich fein beobachtet. Unter der Plastik fällt Mimi Goossens „Kranzträgerin" aus getöntem Gyps besonders auf. Wirklich eine farbig reizvolle, schöne Arbeit. Niemals langweilig in seinen Einfällen ist Julius Diez. Er versteht unser Auge durch die Kraft der Darstellung und unser unmittelbares Empfinden durch seine künstlerischen Absichten zu fesseln. Er hat die vier Entwürfe zu Mosaiken in der Kuppelhalle des neuen, vielbesprochenen Wiesbadener Curhauses ausgestellt. Wir können ihn jetzt zu unseren besten Decorativkünstlern zählen. Albert Weißgerber, eine Hoffnung der Münchner Secession ist ganz vorzüglich vertreten. Sein „Sommertag" behandelt einen lustigen Einfall: Ein nacktes Weib, das vor einem Kreise von männlichen und weiblichen Kennern einen Tanz aufführt, mitten im Walde. Das Blätterwerk der Bäume ist so entzückend gemalt, daß man seine helle Freude haben kann. Seine „Frohnleichnamsprocession" ist brillant, wohl das beste Bild der Ausstellung. Diese Farben- und Flaggensymphonie ist berauschend. Er malte „wie er mußt',

und wie er mußt', so konnt' er's,
das merkt' ich ganz besonders!"

Roderich Freiherr v. Ompteda.

Die neue Medicin.

Wiener Glossen.

In Wien giebts Zeitungsherausgeber, die sich öffentlich des Genies ihrer Inseratenagenten schämen. Deßhalb verkleben sie schamhaft das Talent dieser wackern Vertreter der öffentlichen Meinung mit talentlosen Aufsätzen braver Meinungsloser (das Amt eines rechten Wiener Journalisten ists, keine Meinung zu haben). Deßhalb belästigen uns die Blätter an jedem Morgen mit langspaltigen und kurzsinnigen Leitartikeln. Deßhalb treiben sich an Sonntagen, wenn sich — der einzige reale Werth in einer idealen Welt bedruckten Papiers — die Massenfeuriger anbieten und sich ehrbare Bekanntschaften freudiger und mit mehr Aussichten auf den papiernen Jahrmarkt drängen, zum Lobe des Herrn allerhand dunkle Gestalten umher, die an gewöhnlichen Tagen Schauspielerinnen — statt über die Liebe — über die Schauspielkunst befragen, sich bei Mimen — statt nach der Psychologie der Eitelkeit — nach der Literatur erkundigen, Rechtsanwälte nicht um ein Rechtsgutachten, sondern um das letzte Skandalhistörchen ihrer Kundschaft bitten. An hohen Feiertagen setzen einem diese Wirthe der öffentlichen Meinung einen besonderen Fraß vor. Großer Beliebtheit auf diesen bürgerlichen Speisekarten erfreut sich zwischen dem Rindfleisch des Leitartikels und dem Eselbraten des Feuilletons ein Ragout aus Anecdoten über einen berühmten Mann und seine Wiener Dienstmädchen, seine dritte Amme, seine Hebamme, und was an volksurtheils- und gemüthbildenden Intimitäten sonst herauszubringen ist.

Auf diesem Wege des sonntägigen journalistischen Nachttisches seh ich Aesculaps Kunst sich erneuern. Packte da unlängst ein Arzt Erinnerungen an Theodor Billroth aus. Und erzählte neben dummem Klatsch folgende erhabene Geschichte: Eines Tages kam ein reicher Kaufmann mit seinem schwerkranken Bruder zu dem großen Chirurgen. Billroth constatirte ein schweres Gebrechen der Milz und beraumte eine Operation für einen mäßigen Termin an (etwa vierzehn Tage). Der Patient überlegte sich aber die Sache noch einmal

Digitized by Google

gründlich und zog es vor, sich nicht operiren zu lassen, sondern starb am dreizehnten Tage ... Der anecdotisch gelaunte Herr Doctor schildert nun die Freude Billroths, daß ihm der Kranke nicht unter dem Messer geblieben ist ... Und er kann sich vor Entzücken darüber gar nicht fassen, daß Billroth, der vielbeschäftigte Billroth, über diesen einzigen Fall an den besagten Bruder des Todten einen acht Seiten langen Brief geschrieben hat. Denken Sie nur! Einen acht Seiten langen Brief hatte er für einen einzigen Patienten, den er eigentlich nicht einmal behandelt hat — für einen, der nicht einmal das Glück genossen hatte, von Billroths Hand geschnitten zu werden! ... Es ist klar: Aus diesem Beispiel noch nicht an Billroths Größe zu glauben, wäre Blasphemie ...

Ein Arzt, der Universitätsprofessor Adamkiewicz, der seit einem Menschenalter die Welt „von der furchtbaren Geißel der Krebskrankheit" befreit, indem er vergeblich versucht, sein Heilmittel gegen Carcinom zu verkaufen, hat vor Kurzem die chemische Fabrik, der er den Vertrieb der erlösenden Medicin überlassen hat, wegen „Contractbruchs" geklagt. Ich vermuthe, daß Prof. Adamkiewicz in seiner Klage eine Viertelmillion nur deßwegen verlangt hat, weil durch die Nachlässigkeit des Chemikers und seinen mangelhaften Vertrieb der krebsleidenden Menschheit die Rettung vom sichern Tode entzogen wird ... Die verklagte Firma, der augenscheinlich die Rettung des Menschengeschlechts nicht sehr am Herzen liegt, wendete gegen die Ansprüche des Erfinders die Unwirksamkeit des Cancronins ein. Das Gericht ließ sich zur Verhandlung zwei Aerzte kommen, die in Europa große Namen haben: den Internisten Neußer und den Chirurgen Eiselsberg. Die beiden Herren erklärten das Krebsheilmittel für eine meist indifferente, manchmal sogar schädliche Substanz ... Die Ueberraschung und die Moral des Gerichtsfalles kam erst, als die beiden Größen zugeben mußten, daß sie Adamkiewicz's Mittel nicht aus eigenen Versuchen kennen, sondern nur von Hörensagen und aus Gedrucktem darüber.

Stolz erhobenen Hauptes verließen die „Sachverständigen" die Gerichtsstätte und verlangten im Ganzen viertausend Kronen für das werthvolle Gutachten.

Noch weniger appetitlich als die Krebssuppe des Herrn Adamkiewicz und seiner streng wissenschaftlichen Kritiker ist die Syphilisbehandlung des Herrn Professors Ernst Finger, der als Präservativ gegen Lues die Ehe oder geschlechtliche Enthaltsamkeit empfiehlt. Weil es aber noch einige Leute giebt, die nicht in seine Sprechstunde gehen und sich deßhalb inficiren, verfehlt Finger nie, seine Patienten wegen des schon ausgeübten Geschlechtsverkehrs zu schelten und sie so roh anzufassen, daß sie sich zwar nicht ihre Sexualbedürfnisse, aber die Behandlung des berühmten Specialisten abgewöhnen.

Ich höre in den Blättern die Kunde von einer neuen Heilkunde rauschen: einer Heilkunde, die zum Troste für Tote und ihre Erben Briefe schreibt, gegen die Syphilis mit wüthenden Artikeln zu Felde zieht, sich mit der Lectüre von Kritikern über neue Heilmittel bescheidet und einen Kranken brieflich behandelt oder, wenn er das Glück hat, in Wien zu wohnen, mit dem Meterstab untersucht.

Ernst E. Friedegg.

Peters Triumphator.

Wie steh ich da? In Unschuldsfülle
Erstrahl ich wie 'ne Ehrenjungfrau!
Es fiel mir ab die schwarze Hülle —
O daß man mir 'nen Ehrentrunk brau!
Zum Beispiel hab ich, klug entschlossen,
Als edler Mann, der schwarz nicht liebt,
Den Kaffee — den ich oft genossen —
Mit Eimern — Milch erst durchgesiebt!

Auch nahm ich stets nur weiße Tinte
Als Zeichen meiner milden Art schon;
Ich war dabei — 's ist keine Finte —
Zu weißen selbst mir meinen Bart schon!
Zum Preise der Cultur, der holden,
Ließ ich sogar gegebnen Falls
Den schwarzen Galgen schön vergolden,
Versilbern des Verbrechers Hals.

So bracht ich Farbe in die Sache —
Ich selber aber fühlte schmerzlich:
Die Träume standen Nachts mir Wache,
Die waren, traun, ein bissel schwärzlich.
Da rief ich für die dunklen Geister
(Das Mittel — mein Instinct errieth's —)
Ein paar gewiegte Schönfärbmeister —
Jetzt bin ich weiß wie 'n Gänsesteiß!

Wie steh ich da? In Unschuldsfülle
Erstrahl ich wie 'ne Ehrenjungfrau!
Es fiel mir ab die schwarze Hülle —
O daß man mir 'nen Ehrentrunk brau!
Ich throne kühn auf stolzer Warte,
Ihr Freunde, drängt Euch zu mir durch,
Und richtet Euch nur nach der Karte:
Directer Weg nach Peters-Burg!

Terentius.

Notizen.

Reisehandbücher. Bädekers „Schweiz", nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalien, Savoyen und Tyrol. 32. Auflage, mit 69 Karten, 18 Stadtplänen und 11 Panoramen. XLII und 564 S. Leipzig 1907. Preis geb. 8 Mk. — Bei einem Buche, dessen Ruf so fest begründet ist, wie der von Bädekers „Schweiz", genügt es, auf das rechtzeitige Erscheinen der neuen Auflage kurz aufmerksam zu machen. Der Text ist wieder sorgfältig durchgearbeitet, bis auf die neueste Zeit ergänzt und vielfach umgestaltet worden. Der stets zunehmende Winterverkehr in den Alpen wurde in dieser Auflage in ausgiebiger Weise berücksichtigt, so daß das Buch nun auch für solche Reisende, die außerhalb der eigentlichen Sommersaison, im Winter, Frühjahr und Herbst die Schweiz besuchen, an Brauchbarkeit wesentlich gewonnen hat. Eine erhebliche Zunahme haben die Eisenbahnen aufzuweisen; an neuen Bahnen finden wir u. a. die Simplonbahn, die Bahnen von Martigny nach Chamonix, von Chamonix auf den Montanvert, von Aigle nach Monthey (Champéry), von Bern nach Schwarzenburg, von Interlaken auf die Heimwehfluh und den Harder, von Stachelberg nach Braunwald, von Pontresina auf die Muottas Muraigl, von Mesocco nach Bellinzona und von Locarno nach Bignasco. Das reiche kartographische Material wurde durch vier neue Karten (Muotathal-Pragel, nördliches Waadtland, Umgebung von Arolla, Lugnezthal) in dem auch für Fußwanderungen vollkommen ausreichenden Maßstabe von 1 : 150000, eine hübsche Karte der Umgebung von St. Moritz und Pontresina in 1 : 50000, sowie neue Karten des Zürichsees und des mittlern Savoyens in 1 : 250000 vermehrt. Die Hervorhebung weiterer Einzelheiten würde an dieser Stelle zu weit führen. Daß Bädeker bei der für den Reisenden so wichtigen Beurtheilung von Gasthöfen mit größter Sorgfalt verfährt, ist bekannt; seine Unparteilichkeit wird dadurch gewährleistet, daß er im Gegensatz zu fast allen andern Herausgebern von Reisehandbüchern auf die Beigabe von Inseraten verzichtet.

Der Harz. Die soeben erschienene Verbandsschrift des Harzer Verkehrs-Verbandes präsentirt sich in neuem Gewande und der zweckmäßigen Form eines praktischen „Führers". Die erste Abtheilung stammt wiederum aus der Feder Hans Hoffmanns und ist mit zahlreichen Illustrationen geschmückt. Der zweite Theil ist die praktische, die Führerabtheilung. In übersichtlicher Weise giebt das Buch genau Auskunft über Alles, was sowohl der Harzwanderer, der auf Schusters Rappen über Berg und Thal zieht, wissen muß, wie auch über dasjenige, was dem Erholungsbedürftigen, der sich längere Zeit an einem bestimmten Platze festzusetzen beabsichtigt, zu wissen noth thut. Uebersichtliche Aufzählungen von Spaziergängen und größeren Touren vervollständigen den textlichen Theil, der schließlich noch bei jedem einzelnen Orte durch eine leicht lesbare Routenkarte vortheilhaft unterstützt wird. Gerade diese 40 Uebersichtskarten sind das besonders Werthvolle an dem Buche; denn man kann sich an Hand dieser Kärtchen trefflich über die Lage der einzelnen Orte unter einander und deren Umgebung orientiren. Dieser neue sogenannte „Blaue Harzführer" ist vom ersten Schriftführer des Harzer Verkehrs-Verbandes, Herrn Hofbuchhändler Rud. Stolle, Bad Harzburg, kostenfrei zu beziehen.

Geschäftliche Notizen.

Bad Reinerz. Das durch seine herrliche Lage, von waldumgürteten Bergen umgebene Bad Reinerz, das als Höhencurort rühmlichst bekannt ist, hat jetzt seinen schönsten Frühsommerschmuck entfaltet. Ganz besonderes Interesse nehmen die neuen Anlagen im Denglerpark in Anspruch, die, an den Curplatz anstoßend, die Bergspaziergänge um mehrere Kilometer erweitert haben und reizende Ausblicke auf die umliegenden Berge darbieten. Bei einer Ausdehnung von rund 60 Morgen beansprucht die volle Ausgestaltung der parkartig gehaltenen Anlagen noch einige Jahre, zumal der letzte Winter und der Verbiß durch Rothwild manchen Schaden gebracht hat. Reizend umrahmt von den neuen Anlagen wird der im Thale belegene Gondelteich, dessen krystallklares Wasser die Umgebung abspiegelt, und der durch die zahlreichen Gondelfahrer belebt ein abwechselndes Bild bietet. Das Bad hat durch diese neue Anlage einen Anziehungspunkt mehr erhalten.

Das Technikum Eutin in Ost-Holstein ist eine höhere technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, Hoch- und Tiefbaues. Die Schule gehört zu den Fachschulen, welche keine Massenausbildung pflegen und hat besondere Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Im Wintersemester beginnen die Hauptkurse am 1. November, die Vor- und Repetitionskurse am 3. Oktober. Programme sind von der Anstalt unentgeltlich zu beziehen.

Digitized by Google

Weck's Frischhaltung

und sonst nichts und weiter nichts und drüber nichts dum **Kochе auf Vorrat**

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking **(Baden).**

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Technikum Eutin.

Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.

Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.

Progr. gratis. Dir. Klücher.

London W. 8/9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.

London W. 8/9 Colville Square.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Die militärische Welt

illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,

herausgegeben von Oberleutnant **Karl Harbauer,** ist eine Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/1 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag **C. W. Stern, Wien I.,** Franzensring 16.

Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Fritz Reuters sämtliche Werke.

Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden.

Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von

Prof. Dr. **Carl Friedrich Müller** (Kiel).

Als Beigaben: 5 Bildnisse, 9 Abbildungen, ein Brief als Handschriftprobe, sowie ein vollständiges Reuter-Lexikon.

Brosch. M. 4.50, feine Ausgabe M. 6.—.
In 4 Leinenbänden M. 6.—, feine Ausgabe M. 9.50,
Luxus-Ausgabe M. 12.50.
In 7 Leinenbänden M. 8.—, feine Ausgabe M. 12.—,
Luxus-Ausgabe M. 16.—.

Dem deutschen Volke wird hier eine würdige, auf das sorgfältigste hergestellte Gesamt-Ausgabe der Werke seines größten Humoristen geboten.

Die Ausgabe ist die erste wirklich vollständige.

schmückt seine Wohnung mit den farbigen Künstler-Steinzeichnungen aus R. Voigtländer's Verlag in Leipzig

„farbige Kataloge kostenfrei"

Johannes Scherr

Romane und Novellen:

Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Brosch. M. 3.—, Leinenband M. 4.—.

Schiller. Kulturgeschichtliche Novelle in 6 Büchern. 2 Leinenbde. M. 4.50.

Die Pilger der Wildnis. Historische Novelle. Brosch. M. 1.40. Leinenband M. 2.—.

Nemesis. Brosch. M. 1.—. Leinenband M. 1.50.

Die Tochter der Luft. Brosch. 80 Pf. Leinenband M. 1.20.

Weitere Neudrucke vergriffener Werke von Joh. Scherr befinden sich in Vorbereitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Digitized by Google

SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

„Continental" Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Otto Boenicke

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Berlin W. 8, Französische Straße 21

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von

selbst importierten Havana-Cigarren

in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend

„der berühmtesten Marken".

Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.

Preisbücher über importierte Cigarren und über in

Deutschland gearbeitete Cigarren

in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über

Cigaretten, Rauchtabake usw.

kostenfrei.

Fernsprecher: Amt I. 1055 und 8800.
Telegramm-Adresse: „Simpatica" Berlin.

Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben!

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Anastasius Grüns sämtliche Werke

in 10 Bänden.

Herausgegeben von Anton Schlossar.

Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern der ersten Ausgabe und einem Briefe als Handschriftprobe.

Broschiert M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—.
Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Zum ersten Male werden hier Anastasius Grüns Werke in einer vollständigen Zusammenstellung gebracht, in der zahlreiche bisher ungedruckte und zerstreute Gedichte, Prosastücke und Briefe Aufnahme fanden. Eine umfassende Biographie, zu der dem Herausgeber vielfach neue Quellen zur Verfügung standen, leitet die Ausgabe ein; allen Werken gehen ausführliche Einleitungen voraus.

100 Zimmer-Einrichtungen enthalten meine Kataloge. F. Scherer. i. Freiburg B.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
Berlin O. 27.

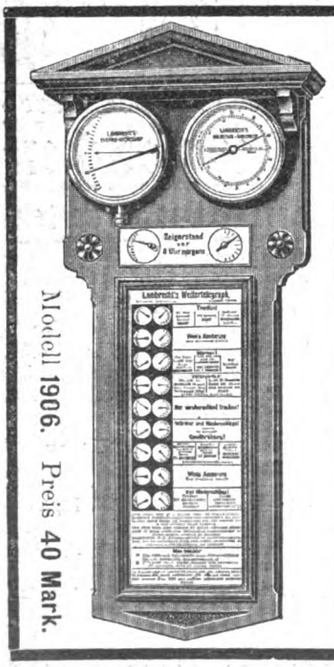
Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

Abonnement auf das III. Quartal 1907.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.

Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Leipzig.



Modell 1906. Preis 40 Mark.

Original
Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

DÜRKOPP

MOTOR-RAD

DÜRKOPP & Cº. A. G. BIELEFELD.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 20. Juli 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

IND. UNIV. L
1907

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die Reform der Gerichtsferien. Von Amtsrichter Dr. Thiesing (Burgdorf i. H.). — China vor und nach dem russisch-japanischen Kriege. Von Otto Corbach (Berlin). II. — Die Heilsarmee als Socialreformerin. Von Leopold Katscher (Berlin). II. — Die Fabelwesen der Alten und die moderne Wissenschaft. Von Dr. Th. Zell (Berlin). — Max Liebermann. Von Ernst Schur (Groß-Lichterfelde). — Vom Naturgefühl in der Tonkunst. Von Dr. Walter Niemann (Leipzig). I. — Drei Gedichte. Von Eugen Albu (Schmargendorf). — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). 3. — Rahmen ohne Bilder. Von Marsyas. — Münchener Brief. Von Roderich Freiherr v. Ompteda. — Notizen. — Anzeigen.

Die Reform der Gerichtsferien.

Von Amtsrichter Dr. Thiesing (Burgdorf i. H.).

Schon seit Langem stieß man alljährlich um die Mitsommerzeit in den Spalten der Tagespresse auf Artikel, die sich mit den Gerichtsferien auseinandersetzten. In Benutzung der durch ihren Beginn gegebenen Actualität pflegten die Blätter je nach Richtung und Temperament ihre schleunige Abschaffung zu verlangen oder sich auf resignirte Klagen über die durch sie hervorgerufenen Schädigungen zu beschränken. Allmälig aber schwoll diese gegen die Ferien gerichtete Bewegung stärker an, die Vertretungsorgane von Handel und Industrie nahmen den Kampf in die Hand — ich erinnere nur an die Eingabe der Vereinigung von Handelskammern des niederrheinisch-westphälischen Industriebezirks an den Reichskanzler, an die Resolution des Sächsischen Handelskammertages und eine Vorstellung des Aeltesten-Collegiums der Berliner Kaufmannschaft beim Reichskanzler — und hatten den Erfolg, daß der Preußische Justizminister von den Oberlandesgerichts-Präsidenten und den Vorständen der Anwaltskammern gutachtliche Aeußerungen einforderte. Auch brachte die nationalliberale Partei durch den Abgeordneten Hirsch über die Angelegenheit eine Interpellation im Preußischen Abgeordnetenhause ein, die am 12. Februar 1903 zur Verhandlung kam. Sie endete mit der der Sachlage entsprechenden Feststellung des Justizministers, daß „die Nothwendigkeit der Beibehaltung der Gerichtsferien in der Besprechung fast einstimmig anerkannt sei." Wie der Minister ferner mittheilte, hatten sich auch die eingeholten Gutachten auf diesen Standpunkt gestellt. Die Meinungen der in der Literatur zu Worte gekommenen Juristen waren getheilt. Nur die Anwälte wollten überwiegend nicht an den Ferien rütteln lassen, offenbar in der Besorgniß, daß ihnen sonst die nothwendige Erholung geschmälert würde. In der „Juristischen Wochenschrift", dem bekannten Organ des Deutschen Anwaltsvereins, wurde sogar in Verkennung der doch auf die Bedürfnisse des modernen Wirthschaftslebens sich gründenden Anschauungen der gewerblichen Interessen-Vertretungen die ganze Bewegung als ein Symptom der „bislang nur in Nordamerika grassirenden Uebernervosität" des Geschäftsgeistes hingestellt, dem weder Dampf, noch Telephon, noch drahtlose Telegraphie zur Befriedigung seines Geldmacherbedürfnisses genügten.

Daß man hiermit die Sache nicht abthun kann, ist klar. Auch die Preußische Justizverwaltung machte kein Hehl daraus, daß sie die schweren wirthschaftlichen Schäden, die ein zweimonatiger Stillstand der Civilrechtspflege mit sich bringt, nicht verkenne. Denn im Anschluß an jene parlamentarische Erörterung richtete der Justizminister eine Verfügung vom 9. März 1903 an die Gerichte, in der er auf „die durch die gegenwärtig geltenden Vorschriften über die Gerichtsferien" hervorgerufenen Mißstände hinwies und ein möglichst weitgehendes Entgegenkommen gegenüber Anträgen des Publicums auf Erklärung von Sachen zu Feriensachen anempfahl. Diese seitdem alljährlich wiederholte Mahnung ist, wie nebenbei bemerkt sein mag, auf fruchtbaren Boden gefallen. Denn gegenüber den im Jahre 1903 gestellten 19383 derartigen Anträgen sind nach einer Bekanntmachung des Justizministers vom 7. Mai 1907 in den letzten Ferien 31605 Anträge gestellt und davon 29572, also 93,57 %, bewilligt worden. Wenn diese Maßnahme auch kleine Erleichterungen zu gewähren vermag, so ist doch, wie die erwähnte Verfügung selbst aussprach, „eine durchgreifende Abhilfe nur von Maßregeln der Reichsgesetzgebung zu erwarten". Es ist nun allerdings nicht zu leugnen, daß die Agitation auf Abschaffung der Ferien fast ganz eingeschlafen ist. Wollte man jedoch daraus schließen, daß das rechtsuchende Publicum mit dem jetzigen Zustand zufrieden sei, so würde man fehl gehen. Vielmehr herrscht nach wie vor, besonders in den Handels- und Industriekreisen, die Ueberzeugung von seiner Unhaltbarkeit. Allein das Abflauen der Bewegung hat seinen natürlichen Grund darin, daß der Ausgang jener parlamentarischen Action als ein vorläufiger Abschluß hingenommen werden mußte. Da nunmehr aber die unter dem Schlagwort „Justizreform" über uns dahingebrauste Fluth von Vorschlägen und Plänen zur Umgestaltung unseres gesammten Rechtswesens als ersten greifbaren Niederschlag die in nahe Aussicht gestellte Abänderung des Amtsgerichtsprocesses zurückgelassen hat, so dürfte auch der Zeitpunkt zu einer zeitgemäßen Reform der Gerichtsferien gekommen sein. Denn beides steht, wie noch gezeigt werden soll, in einem inneren Zusammenhang.

Die Forderung der Organe des Handelsstandes war radical genug, sie ging auf völlige Beseitigung der Ferien, die als ein mit der modernen Zeit unvereinbares Ueberbleibsel der beschaulichen Zustände früherer Epochen aufgefaßt wurden. So einfach liegt die Sache nun doch nicht. Vielmehr stellen sich einer gänzlichen Aufhebung der Ferien unüberwindliche Hindernisse entgegen. Diese erwachsen aus Folgendem: Da unser Civilproceßverfahren auf dem Grundsatz der Mündlichkeit, Unmittelbarkeit und Einheitlichkeit der Verhandlung beruht, so vertragen die Processe nur schlecht einen Richterwechsel,

Digitized by Google

zumal wenn der Proceßstoff in den vorbereitenden Schriftsätzen nur unvollkommen niedergelegt ist. Bei vollständiger Abschaffung der Ferien würden sich die Beurlaubungen der Richter über einen längeren Zeitraum als die jetzige Feriendauer, etwa auf die 4—5 Sommermonate vertheilen müssen, da beim Fortgang aller Geschäfte nicht so viele gleichzeitig abkömmlich wären. Diese successiven Beurlaubungen würden eine mehrmalige Veränderung in der Besetzung der Gerichte zur Folge haben und dadurch erst recht verzögerlich wirken. Dazu kommt noch das Erholungsbedürfniß der Anwälte. Auch ihre Abwesenheit würde, selbst wenn sie für Vertretung sorgten, oft eine Verlangsamung der Processe und andere Unbequemlichkeiten mit sich bringen, ganz davon abgesehen, daß manche Partei gerade auf die Bearbeitung ihrer Sache durch ihren Anwalt selbst besonderen Werth legt.

Diese aus der Structur unseres Proceßverfahrens erwachsenden Schwierigkeiten werden aber noch bedeutend erhöht durch zwei Bestimmungen unserer Gerichtsverfassung, deren Zweck es ist, die Unabhängigkeit der Rechtsprechung mit möglichst großen Garantien zu umgeben. Nach § 122 Gerichtsverfassungsgesetzes dürfen nämlich bei den Oberlandesgerichten nur ständig angestellte Richter zu Hilfsrichtern berufen werden, während § 134 G.-V.-G. die Zuziehung solcher beim Reichsgericht überhaupt ausschließt. Das Reichsgericht könnte daher ohne die Ferien seine Proceßthätigkeit gar nicht bewältigen, wenn ihm in den Sommermonaten ständig ein Theil seiner Mitglieder durch Beurlaubung entzogen wäre. Zur Aufrechterhaltung des vollen Betriebes müßte sein Richterbestand schon über den in der übrigen Zeit erforderlichen Bedarf hinaus erhöht werden, um während der Urlaubsmonate ausreichende Kräfte zur Verfügung zu haben. — Bei den Oberlandesgerichten könnten allerdings die Lücken durch Einberufung von Land- und Amtsrichtern ausgefüllt werden. Allein hierdurch würden den unteren Gerichten, die schon durch die Beurlaubungen ihrer eigenen Mitglieder recht entblößt wären, noch weitere Kräfte entzogen, die durch Assessoren ersetzt werden müßten. Und schließlich müßten dann noch die an die Oberlandesgerichte eingezogenen Hilfsrichter ihren Erholungsurlaub haben, so daß ein fortwährender Richterwechsel unvermeidlich wäre.

Hiernach verbietet sich die gänzliche Abschaffung der Ferien von selbst, wenn man den Justizbeamten nicht ihren jährlichen Urlaub entziehen will. Daß dieser zur Erhaltung ihrer Frische und Spannkraft unentbehrlich ist, bedarf keiner Worte. Nach den Motiven zum Gerichtsverfassungsgesetz war ja auch die Erleichterung der Urlaubsgewährung für die Uebernahme der schon im alten Rom bestehenden und von der deutschen Particulargesetzgebung nur weiter ausgebildeten Einrichtung der Gerichtsferien in das Reichsrecht der **eine** Grund. Und, wie man jetzt wenigstens hinzufügen muß, der einzig stichhaltige. Der andere bestand darin, daß „diejenigen Privatpersonen, die als Handelsrichter, Zeugen und Sachverständige zum Gerichtsdienst herangezogen werden könnten, in der Erntezeit, in welcher der Gerichtsdienst für einen wesentlichen Theil der Bevölkerung mit großen Nachtheilen verbunden sein könnte, vor diesen Nachtheilen möglichst bewahrt werden sollten."

Wie ich schon an anderer Stelle betont habe, mag dies in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als unsere Gerichtsverfassung geschaffen wurde, mit Rücksicht auf die damals noch überwiegende Bedeutung der Landwirthschaft gegenüber Handel und Industrie gerechtfertigt gewesen sein. Seitdem aber Deutschland, wie die Berufsstatistik zeigt, nicht mehr in erster Linie Ackerbaustaat ist, läßt sich die Beibehaltung der Ferien darauf nicht mehr stützen. Mit gleichem Recht könnten sonst auch andere Erwerbsstände, deren arbeitsreichste Periode in eine andere Jahreszeit fällt (Inhaber von Saisongeschäften, Detailkaufleute vor Weihnachten), diese Rücksichtnahme verlangen. Auch ist die Inanspruchnahme des Publicums durch die Civilrechtspflege im Verhältniß zu den Anforderungen durch die während der Ferien fortlaufenden Sachen, wie den Schöffendienst und das Auftreten als Zeugen und Sachverständige im Strafverfahren, sowie als Vormünder und Pfleger in der nicht streitigen Gerichtsbarkeit, eher geringer als größer. Dies ist auch der neuerdings zu Gunsten der Ferien ins Feld geführten Behauptung entgegen zu halten, daß die zunehmende Gewohnheit des Publicums, in jener Zeit auf Reisen zu gehen, berücksichtigt werden müsse, ganz abgesehen davon, daß diese Gewohnheit doch nur für die obere kleine Schicht, nicht aber für die breiten Massen des Volkes zu constatiren wäre.

Es bleibt also lediglich das Erholungsbedürfniß der Justizbeamten übrig, und die ganze Frage spitzt sich darauf zu, ob es nicht möglich ist, die Ferien so zu reformiren, daß diesem Bedürfniß genügt werden kann, ohne dadurch den Gang der Rechtspflege erheblich zu stören und empfindlichere wirthschaftliche Schädigungen herbeizuführen. M. E. läßt sich dies allerdings erreichen. Daß die Ferien beim Reichsgericht und den Oberlandesgerichten bestehen bleiben müssen, geht aus den obigen Erörterungen hervor. Hierdurch wird aber auch das rechtsuchende Publicum nicht ungebührlich beschwert. Denn ob ein Proceß, der bereits in die zweite oder dritte Instanz gediehen ist, noch um die Dauer der Ferien verlängert wird, fällt nicht sehr ins Gewicht, zumal da dem Kläger durch das Mittel der vorläufigen Vollstreckbarkeit der erstinstanzlichen Urtheile oft die Möglichkeit zur Realisirung seines Anspruchs gegeben ist. Anders liegt es bei den Landgerichten insofern, als diese zwar auch zweite Instanz sind, ihre Bedeutung jedoch vornehmlich auf dem Gebiete ihrer erstinstanzlichen Wirksamkeit haben. Gleichwohl trifft auch bei ihnen das über die Schädlichkeit des Richterwechsels Ausgeführte in starkem Maße zu, da sie ebenfalls Collegialgerichte sind und in Folge dessen eine mehrfache Combinationsmöglichkeit der Besetzung in Betracht kommt, falls nicht zufällig die Mitglieder eines jeden Collegiums zu gleicher Zeit auf Urlaub gehen. Andererseits würden aber durch die Beibehaltung der Ferien auch bei ihnen die Uebelstände der Proceßverzögerung in großem Umfang conservirt bleiben. Hier bietet nun die geplante Abänderung des amtsgerichtlichen Verfahrens eine Gelegenheit zu gründlicher Abhülfe.

Bekanntlich soll die amtsgerichtliche Zuständigkeit von 300 Mk. auf 600 Mk. oder gar 1000 Mk. erhöht werden. Damit wird ein sehr erheblicher Theil der Landgerichtssachen an die Amtsgerichte kommen, vor Allem wohl fast alle diejenigen Ansprüche, die aus den Verkehrsgeschäften des täglichen Lebens herrühren, da diese sich meist innerhalb jener Grenzen bewegen. Entschlösse man sich dazu, die Competenz der Amtsgerichte auch noch dadurch zu erweitern, daß man ihnen solche Sachen, die ihrer Natur nach einer Beschleunigung bedürfen, ohne Rücksicht auf den Werth des Streitgegenstandes zuwiese, wie etwa alle Wechsel- und Urkundenprocesse, Arreste und einstweilige Verfügungen, Besitzstreitigkeiten, vielleicht auch Ansprüche auf wiederkehrende Leistungen (z. B. Mieth- und Hypothekenzinsen), so würden die Amtsgerichte durchweg alle die Sachen zu bearbeiten haben, deren Ruhen während der Ferien für das Publicum am schädlichsten ist. Daß dies durchaus im Sinne des Gesetzes wäre, erhellt daraus, daß auch jetzt schon eine ganze Reihe von eiligen Sachen zur Zuständigkeit der Amtsgerichte ohne Begrenzung durch die Höhe des Objects gehört. Dem liegt eben der Gedanke zu Grunde, daß der Einzelrichter im Verhältniß zu dem schwerfälliger functionirenden Collegium beweglicher und schneller ist.

Zugleich mit dieser Verschiebung der Zuständigkeit beseitige man dann bei den Amtsgerichten die Ferien. Dies stößt auf keinerlei ernste Bedenken. Der Richterwechsel läßt sich auf das einmalige Dazwischenschieben eines Vertreters

Digitized by Google

während des einmonatigen Urlaubs des Proceßrichters beschränken. Als Vertreter müßten natürlich nicht, wie jetzt meistens, die übrigen an demselben oder einem Nachbargericht angestellten Richter, sondern Assessoren herangezogen werden. Die Amtsrichter würden das mit Freuden begrüßen. Denn sie sind jetzt in den Ferien wahrlich nicht auf Rosen gebettet. Muß doch der eine Monat Urlaub durch eine, die sonstige Arbeitslast übersteigende Leistung während des anderen Monats sauer genug erkauft werden. Denn der Amtsgerichtsbetrieb steht auch in den Ferien nur zum kleineren Theile still, da die von den Ferien nicht berührten Angelegenheiten zur Zuständigkeit der Amtsgerichte gehören, wie das Mahn-, Zwangsvollstreckungs- und Concursverfahren, sowie das gerichtliche Verfahren in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit (z. B. Grundbuch-, Vormundschafts- und Nachlaßsachen, wenngleich die Bearbeitung der beiden letzten Kategorien in nicht eiligen Fällen unterbleiben darf), ferner die meisten gesetzlichen Feriensachen, wie die Streitigkeiten zwischen Vermiethern und Miethern wegen Ueberlassung, Benutzung und Räumung der Wohnung und Zurückbehaltung der eingebrachten Sachen, Streitigkeiten zwischen Dienstherrschaft und Gesinde, Arbeitgebern und Arbeitnehmern hinsichtlich des Dienst- und Arbeitsverhältnisses, gewisse Bausachen, Meß- und Marktsachen. Hiernach kann die Aufhebung der Ferien bei den Amtsgerichten überhaupt keinen großen Entschluß mehr kosten.

China vor und nach dem russisch-japanischen Kriege.

Von Otto Corbach (Berlin).

II.

Ueber die weltwirthschaftlichen und weltpolitischen Möglichkeiten, die sich auf eine Einbürgerung neuzeitlicher technischer Hilfsmittel in China gründen, gehen die Meinungen weit auseinander. Während früher darüber oft die wildesten Phantasien zu Tage gefördert wurden, stößt man gerade jetzt, wo die wirkliche Gefahr immer näher rückt, häufig auf das Bestreben, über eine solche sich hinweg zu täuschen. Vor Kurzem brachte die Frankfurter Zeitung von einem ostasiatischen Mitarbeiter eine in mancher Hinsicht sehr beachtenswerthe Studie über „Neu-China“ und „Neu-Japan“, worin nachzuweisen versucht wurde, daß eine Gefahr für die bestehenden Industrienationen nicht im entferntesten in Japan bestehe, eine chinesische Gefahr aber ein Product der Phantasie sei. Für diese Ansicht wurde Folgendes ins Feld geführt: China werde noch längere Zeit wie Japan brauchen, um sich einen Stab von Ingenieuren zu erziehen. Chinas Mittelschulwesen liege noch ganz und gar darnieder und seine Universitäten seien über die primitivsten Anfänge nicht hinausgekommen. Wenn aber selbst die Officiere der Technik beschafft würden, bleibe eine Industrie ohne Arbeiter noch ein Heer ohne Soldaten. Physisch leistungsfähige und geschulte Industriearbeiter ließen sich nicht aus der Erde stampfen. Ein Volk, das in Landwirthschaft und Hausgewerbe bewandert sei, stelle nicht gleich auch für die Industrie brauchbare Arbeitskräfte. Nicht nur, daß Auge und Ohr in der Industrie eine andere Rolle spiele, daß im ganzen Körper andere Muskeln zur Mitwirkung herangezogen werden, auch die Körperkräfte, die bei den verschiedenen Industrien in verschieden hohem Maße beansprucht werden, würden von in anderen Thätigkeiten hinreichend Kräftigen oft nicht dargeboten. China werde auch nicht mit solchen Hungerlöhnen wie Japan sich den Eintritt in die Weltindustrie erleichtern können, weil seine Bevölkerung sich nicht wie die japanische fast ausschließlich vegetabilisch ernähre. In chinesischen Garküchen und auf den Straßen der Städte könne man den ärmlichsten Kuli täglich mit seinem hurtigen Stäbchen zum Reis aus einem anderen Schüsselchen Fleisch zum Munde führen sehen. Die letztere Behauptung wird wohl auf eine optische Täuschung zurückzuführen sein, denn in der That ist in China für einen der „ärmlichsten chinesischen Kuli“ sowohl Fleisch als Reis ein Luxus, den er sich höchst selten gönnen kann.

In einem amtlichen Bericht über die chinesische Volksernährung, der der Verwaltung der deutschen Colonie Kiautschou als Grundlage für die Versorgung chinesischer Gefangener dient, heißt es wörtlich: „Fische werden ebenfalls in allen Volksschichten aber nur hin und wieder gegessen. Rindfleisch und Schweinefleisch wird nur in vornehmen Familien viel genossen. In Zeiten, wo es theuer ist, können ärmere Volksklassen nur zu Festzeiten oder bei besonderen Familienereignissen, Hochzeiten u. s. w. Fleisch einkaufen.“ Es erhellt hieraus, daß sich der Chinese noch in viel höherem Maße wie der Japaner fast ausschließlich vegetabilisch ernährt. 1 Catty (605 g) Rindfleisch kostet in der Provinz Schantung 80 Käsch; die Kosten der Tagesverpflegung eines chinesischen Karrenschiebers, Steinschlägers oder Maurers, die natürlich mehr essen, wie im Hause beschäftigte Kulis, stellen sich auf nur 120—130 Käsch, das sind ungefähr 20—25 Pfg. Die Nahrung dieser Leute besteht hauptsächlich aus Kartoffelkuchen mit Hirse und Buchweizen, vermischtem Gemüse (Radieschen, Bohnen, Erbsen u. s. w.) Reis wird meistentheils nur von Kaufleuten und den besseren Volksklassen statt des Brotes gegessen. Im übrigen überschätzt der Gewährsmann der Frankfurter Zeitung offenbar auch die gewiß bestehenden Schwierigkeiten für die Ausbildung eines technischen Personals und die Heranbildung einer tüchtigen Arbeiterschaft in China bedeutend. Die Erfahrung lehrt, daß Arbeiter, die bisher in der Landwirthschaft beschäftigt waren, in fast allen Industriebetrieben solche, die schon Generationen der Stadt angehören, aus dem Felde schlagen. Dies zeigt sich namentlich in England, wo man vergeblich unter der großen Zahl der in jedem Herbst beschäftigungslos werdenden gelernten Arbeiter bäuerliche Elemente suchen wird. Letztere finden, obgleich sie in großer Zahl den Städten zuströmen, doch immer schnell und dauernd lohnende Beschäftigung; sie verfügen eben über noch unverbrauchte physische und seelische Kräfte und Fähigkeiten, die die Beschäftigung in modernen technischen Betrieben all zu rasch abzunutzen pflegt. Der relative Rückgang in der Leistungsfähigkeit der englischen Industrie ist gerade auf die beginnende Erschöpfung der bäuerlichen Arbeiterreserven in England zurückzuführen, an denen es in Deutschland dagegen noch nicht mangelt. Hat es etwa Amerika bei seinem raschen wirthschaftlichen Aufschwung jemals an tüchtigem technischen Personal oder an guten industriellen Arbeitern gefehlt? Und doch setzt sich der weitaus überwiegende Teil der Einwanderer in Amerika immer aus früheren Bauern und Landarbeitern zusammen. Von dem Erbauer der Schantung-Eisenbahn, Baurath Hildebrand, der schon mehr wie ein Menschenalter in China weilt, und den ich einen hervorragenden vielgereisten Chinesen einst als bedeutendsten Praktiker rühmen hörte, welchen er unter den Fremden kennen gelernt, vernahm ich während meines Aufenthalts in China mehrmals, daß seine Ingenieure zwar in der ersten Zeit immer nach europäischen Hülfskräften rufen, aber regelmäßig schon nach 6—9 Monaten von diesen nichts mehr wissen wollen, sich nicht mehr mit ihnen vertragen und alles mit Chinesen allein auszuführen wünschen. Man darf daher wohl Dr. Schameier, einem gründlichen Kenner chinesischer Verhältnisse, Recht geben, wenn er in der Deutschen Revue vom März 1904 ausführt: „Bei dem Aufschwung, den das in veralteten Anschauungen erstarrte China trotz aller ihm anhaftenden Verknöcherung in den allerletzten Jahren gerade in Bezug auf die Heranziehung fremdländischer Hilfsmittel der Technik genommen hat, seine Augen gegen die früher oder später mit Nothwendigkeit eintretende Gefahr einer Concurrenz mit Europa verschließen zu wollen, wäre um so leichtfertiger, als das kleine, durchaus nicht von diesem Kauf-

Digitized by Google

manns- und Unternehmungsgeiste beherrschte Japan gezeigt hat, welche hohen Erfolge sich in kurzer Zeit durch die Uebernahme fremdländischer Herstellungsmethoden erringen lassen. Augenblickliche Mißerfolge Chinas aufzuzählen, ist zwar leicht genug; man vergißt dabei, daß China sich im allerersten Stadium des Lernens befindet, das jedes Volk hat durchmachen müssen, daß aber bei seiner hohen Begabung und seinem Ausdauervermögen es über die Lehrjahre hinauswachsen wird und muß, und daß auch mit dem auch von dem europäischen Kaufmann in jeder Weise begünstigsten Streben nach Vervollkommnung in der Ausnutzung europäischer Technik eine Verdrängung europäischer Artikel vom chinesischen Markte nothwendig verbunden ist."

Die Gefahr der wirthschaftlichen Concurrenz des fernen Ostens mit Europa und Amerika, mag sie auch erst in einer jetzt noch recht fernen Zukunft eine zerstörende Wirkung auszuüben vermögen, ist ganz anderer Natur, wie gewöhnlich angenommen wird. Gewiß wird weder China noch Japan in absehbarer Zeit den Vorsprung einholen können, den der Westen in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht voraus hat. Man vergißt aber, daß China bei seiner ungemein intensiven Bodencultur, die in der Naturalwirthschaft stellenweise eine dichtere Bevölkerung ernährt, wie sie in europäischen Industriegegenden mit ihrer Abhängigkeit von ausgedehnten, für den Markt producirenden Latifundien zu finden ist, nie auch nur entfernt in dem Maße auf einen Güteraustausch mit anderen Ländern angewiesen sein wird, wie es bei den bestehenden Industriestaaten der Fall ist. Eine chinesische Industrie wird allezeit einen viel kaufkräftigeren Innenmarkt besitzen, wie irgend eine andere, und zwar einen Innenmarkt, den sie sich nicht erst dadurch zu beschaffen braucht, daß sie den Massen künstliche Bedürfnisse anzüchtet, sie für allerhand Kinkerlitzchen, Mode- und Literaturluxus empfänglich macht, sondern einen Markt für den gesunden, nützlichen Comfort einer Bevölkerung, die dem Boden des eigenen Landes in andauernder Weise die Subsistenzmittel abzugewinnen vermag, deren sie bedarf. Deßhalb leuchtet ohne weiteres ein, daß bei einem Güteraustausch zwischen China und einem europäischen Lande jenes stets der überlegene und daher gewinnende Theil sein muß, und zwar aus zwei Gründen: In europäischen und amerikanischen Ländern führt die industrielle Production zu einer fortschreitenden Entvölkerung des platten Landes und einer Uebervölkerung der Städte; soweit sich in Folge dessen nicht durch eine Züchtung überflüssiger Bedürfnisse — man denke einmal darüber nach, wozu die riesenhafte Reclame oft dienen soll — neben dem natürlichen ein künstlicher Markt schaffen läßt, muß exportirt werden, auch über das Maß hinaus, das schon an und für sich nöthig ist, um die Nahrungsmittel und Rohproducte vom Auslande kaufen zu können, die der Boden des eigenen, immer extensiver bewirthschafteten Landes nicht mehr liefert. Je knapper nun von Jahr zu Jahr die für die Ausfuhr verfügbare Getreidemenge in solchen Ländern wird, welche die dichtbevölkerten alten Industriestaaten bisher mit Brot versorgten, je seltener also die mit Fabrikwaaren beladenen Handelsschiffe Getreide als Ballast mit zurücknehmen und dadurch den Nahrungsbedarf der für den Export arbeitenden Menschen billig befriedigen können, desto weniger Waaren können naturgemäß in Uebersee gegen landwirthschaftliche Erzeugnisse abgesetzt, desto heißer muß also das letzte große unbegrenzt aufnahmefähige Absatzgebiet, China, begehrt werden. Für dieses besteht indessen ein Zwang, Güter auszuführen, nicht, da sowohl die Erzeugungsfähigkeit des Bodens für Nahrungsmittel als auch die Kaufkraft der Bauernbevölkerung in China noch außerordentlich steigerungsfähig sind. Daher kann der chinesische Kaufmann das Ausland auf sich zukommen lassen. Zweitens: Das europäische Wirthschaftsleben ist beherrscht von einem Kampf Aller gegen Alle, dem Concurrenzprincip, das chinesische dagegen von der Einigkeit, von dem Lebensspruche viribus et unitis. Der europäische Kaufmann, der mit einem chinesischen in Geschäftsverbindung tritt, hat es nie mit diesem allein zu thun; hinter demselben steht, durch tausend Fäden verknüpft, die gesammte chinesische Geschäftswelt, die einen einzigen zusammenhängenden Wirthschafts-Organismus vorstellt. Schließlich ist noch Folgendes zu berücksichtigen: Seit dem Ende des russisch-japanischen Krieges ist in Ostasien ein neues Minima für das kosmopolitische Capital entstanden, das bald eine größere magnetische Kraft auch auf europäische Capitalisten ausüben muß, wie auch die verlockendsten Zinsraten russischer Anleihen. Daß dies keine vage Vermuthung ist, das lehren die Worte des englischen Colonialsekretärs Winston Churchill, mit denen er einmal im englischen Unterhause die wahren Gründe für die Agitation gegen die Beschäftigung von Chinesen in den Minen am Rand aufdeckte und womit dieser Aufsatz schließen möge, er sagte: „Ich finde es wohl begreiflich, daß der Gehirnarbeiter, wenn er keine Vorstellungskraft besitzt, nicht zu empfinden weiß, wie die Verbindung des kosmopolitischen Capitals mit den ungeheuren Arbeiter-Reserven in Asien auf den einfachen Mann wirkt, der nichts zu verkaufen hat, als den Schweiß seiner Stirn. Angst ist es, was ihn beschleicht, daß diese Verbindung dauernd werden möchte, und ist diese Angst begründet, dann erleidet die europäische Civilisation in ihren Grundlagen eine tödtliche Erschütterung."

Die Heilsarmee als Socialreformerin.

Von Leopold Katscher (Berlin).

II.

Unsere Leser wird natürlich die sociale Thätigkeit der Seligmacher in Deutschland besonders interessiren. Es bestehen sechs Rettungsheime für gefallene Mädchen (Berlin, Hamburg, Köln, Leipzig, Straßburg, Königsberg), in denen bis Ende 1905 rund tausend Verlorene Aufnahme fanden. Davon wurden 60—70 Procent „gebessert". Diesen sehr praktisch organisirten Anstalten stehen zur Seite: 1. In Berlin ein mit Stellenvermittlung verbundenes Logierhaus für alleinstehende Frauen und Mädchen; 75 gute Betten in sauberen, gesunden Sälen, auf Wunsch auch sehr billige Verpflegung; Badezimmer und Versammlungssaal; der Zuspruch ist ein bedeutender. 2. In Freienwalde a. O. ein von den Gefängnißbehörden moralisch kräftig gefördertes Heim für strafentlassene Männer — zur Besserung, Erholung und Arbeitsversorgung. 3. In Pforzheim eine Tageskrippe für 40 Kinder, deren Eltern in Fabriken arbeiten. 4. Das Berliner Wöchnerinnenheim, welches verlassene uneheliche Mütter an die Säuglingsheime abgiebt. Belegraum 25; in den letzten zwei Jahren fanden rund 400 Mädchen Aufnahme. 5. Drei „Samariterposten" mit Pflegeschwestern in Berlin, Köln und Mülhausen i. E.; Tag und Nacht geöffnet. 6. Vier Werkstätten für männliche Arbeitslose; gleichzeitige Beherbergung Obdachloser. 7. In Mülheim (Ruhr), Hamburg, Köln und Solingen giebts „Trinkerbrigaden", welche nächtliche Berauschte auflesen und mit Netzen in die Asyle schaffen. Im Winter 1904/5 wurden in den Wärmestuben der „Armee" (solche sind in mehreren Großstädten vorhanden) fast 55000 Personen gespeist, viele auch mit Kleidern beschenkt. Die Heils-Pflegeschwestern leisten in den Wohnungen armer Kranken im Jahresdurchschnitt ca. 300000 Samariterstunden, während ca. 50000 Stunden an Hausbesuche behufs praktischer Berathung und Betreuung gewendet werden.

Was nun insbesondere die bereits wiederholt gestreiften überseeischen Ansiedlungen betrifft, so haben sie eine große Zukunft. Cecil Rhodes hatte dem General Booth vor dem Burenkriege dreitausend Morgen Landes in Südafrika zugesichert, doch verhinderte der langwierige Feldzug deren In-

Digitized by Google

anspruchnahme. Da Rhodes inzwischen bekanntlich verstarb, ist aus der Sache nichts geworden. Mit den Regierungen der australischen Bundesstaaten unterhandelt die Heilsarmee seit längerer Zeit wegen Ueberlassung großer Ländereien für Ansiedlungszwecke; allein die Aussichten sind gering, da ein Theil der Regierungen vor der Einfuhr „unwünschenswerther" Elemente Angst hat, und deßhalb nicht auf eine Einigung zwischen den Regierungen zu rechnen ist. Dagegen dürften die Verhandlungen mit Brasilien bald ein günstiges Ergebniß haben. Besonders interessant ist der Umstand, daß die Leitung der deutschen Heilsarmee sich eifrig mit dem Plan beschäftigt, im Posenschen große deutsche Ansiedlungen zu schaffen.

In Britisch-Canada sind bereits mehrere erfolgreiche Heilsarmee-Niederlassungen vorhanden. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen schon drei solcher Niederlassungen im Betrieb, aber sie sind noch nicht den europäischen, sondern vorerst nur den amerikanischen Schützlingen der „Seligmacher" zugänglich. Es sind dies: Fort Amity (Colorado) in dem fruchtbaren Arkansasthal, Fort Romie in Californien, Fort Herrick in der Nähe von Cleveland (Ohio). Diese socialen Versuchsstationen, mit deren Organisation im Frühling 1898 begonnen wurde, stehen so ziemlich einzig da. Ihre Gründung hatte den besonderen Zweck, die übervölkerten Großstädte der Union zu entlasten, den Zug aufs Land zu fördern und das Auseinanderreißen der armen Familien zu verhüten. Die Angehörigen sollen in die Lage gesetzt werden, sich aus dem Elend, in welches sie gerathen sind, herauszureißen, beisammen zu bleiben und sich aus Eigenem zur Schaffung und allmäligen Erwerbung eines neuen häuslichen Herdes aufzuschwingen. Aehnlich wie bei den südaustralischen staatlichen Beschäftigungslosen-Genossenschaften — den sog. „Communistendörfern" —, handelt es sich hier darum, brachliegende Kräfte mit Hülfe todten Capitals in Beziehungen zu unbenutztem Boden zu bringen und diese Dreiheit brachliegender Factoren in eine Productionseinheit zu verwandeln; „les bras sans terre à la terre sans bras" hat dies ein hervorragender französischer Denker genannt.

Von hohem Interesse ist die finanzielle Organisation dieser Niederlassungen. Da sie städtischen Armen dienen sollen, von denen viele nicht einmal die Reisekosten erschwingen können, muß den Ansiedlern Capital zur Verfügung gestellt werden. Die vielverbreitete Ansicht, daß der Zug aufs Land durch Bevorzugung des Stadtlebens beeinträchtigt wird, trifft nicht immer das Richtige. Bietet sich einem städtischen Proletarier das nöthige Geld und die Möglichkeit, nicht bloß Pächter oder gar einfacher Landarbeiter zu werden, sondern wirklicher Besitzer, so wird er sich kaum je weigern, aufs Land zu gehen. Doch ist es nach der Erfahrung von tüchtigen Sachverständigen verfehlt, die Colonien mit Unverheiratheten zu besiedeln. Während der alleinstehende Arbeiter sich in der Stadt leichter helfen kann als der mit Familie versehene, kommt der Verheirathete in der Colonie besser fort, weil seine Angehörigen ihm beim Landbau beistehen oder gesondert Geld verdienen können. Wählt man also beim Colonisiren ganze Familien aus, und hat man geeignete Ländereien zur Verfügung, so ist es in der Hauptsache genügend, daß man ein Capital besitze, welches zum Bau von Häuschen, zum Ankauf von Vieh und Ackergeräth, sowie zur Gewährung von Reisekosten und zur Bestreitung der laufenden kleinen Ausgaben hinreicht. Abgesehen von dem Kaufpreise des Grundstückes und von den Meliorationskosten (Bewässerung, Trinkwasserbeschaffung u. s. w.), kommt die erfolgreiche Ansiedlung einer Familie nicht höher zu stehen als auf durchschnittlich 500 $.

Behufs Auftreibung des nöthigen Capitals für Fort Amity und Fort Romie wurden fünfprocentige Pfandbriefe im Belaufe von 150000 $ ausgegeben, garantirt von der Heilsarmee und mit einem zweiprocentigen Reservefonds; ferner wurde eine, mit freiwilligen Spenden gespeiste, sehr gedeihende Ansiedlungscasse geschaffen, welche zur Gewährung von Darlehen an die Ansiedler dient, wobei die üblichen geschäftlichen Formalitäten eingehalten werden. Jeder Colonist erhält einen Grundkaufvertrag, einen Hauskaufvertrag, Ackergeräth, Sämereien nach Bedarf und in regelmäßigen Zwischenräumen einen Rechnungsauszug.

Die Heilsarmee hält darauf, den Sinn fürs persönliche Eigenthum bei den Leuten zu pflegen, und sie erzielt damit große Erfolge. Deßhalb will sie nichts wissen von der in vielen Reform-Niederlassungen üblichen Gütergemeinschaft, welche nicht selten zur Folge hat, daß zur Trägheit ermuthigt wird, wodurch dann die Fleißigen verdrießlich werden — ein Zustand, der nur zu leicht die Auflösung der Colonie herbeiführt.

Die ersten Ansiedler in Fort Amity kamen — April 1898 — hauptsächlich aus New York und wurden gegen einen Taglohn von 2 $ pro Kopf zum Urbarmachen der Felder, zum Bau von Häuschen und Einfriedungen, zum Anlegen von Bewässerungsgräben u. s. w. verwendet. Die Hälfte des Taglohnes wurde ihnen zum Leben belassen, die andere aufs Schuldenconto gutgeschrieben. Ein im März 1899 lediglich mit einem Gespann und einigen Möbelstücken angekommener Ansiedler zahlte binnen drei Jahren seine ganze Schuld von 900 $ ab und besitzt gegenwärtig eine Farm von 10 ha sowie ein hübsches Steinhaus, das er selbst erbaut hat. Das Abzahlen der Schulden macht der Verwaltung der Ansiedlungen überhaupt keine Sorgen; denn die Leute legen den größten Eifer an den Tag, um sich möglichst rasch schuldenfrei zu machen. Wäre dem aber auch anders, so würde die stetige und beträchtliche Steigerung des Marktwerthes der Liegenschaften jede Verlustgefahr ausschließen. Obwohl General Booth, um sich — weil schlechter Boden selbst geschenkt zu theuer ist — vorzügliches Land zu sichern, verhältnißmäßig tief in die Tasche gegriffen und für jungfräulichen Boden 40—50 $ pro ha bezahlt hat, ist der Hectar schon heute, also nach wenigen Jahren, das Doppelte bis Dreifache, nach der Urbarmachung aber sogar mindestens das Vierfache werth. Die Ansiedlungsdichtigkeit nimmt eben sehr schnell zu.

Der Industriecommissär der Atchison-Topeka-Santafé-Eisenbahn, J. A. Davies, der das Getriebe von Fort Amity aufs Genaueste kennt, hat geäußert: „Als Ansiedlung ist es die praktischste und am leichtesten durchführbare, von der ich weiß. Als Capitalsanlage ist die Sache meines Erachtens solid." In der That läßt sich nach der bisherigen Erfahrung sagen, daß Niederlassungen dieser Art, wenn sie geschickt und redlich geleitet werden, trotz aller Wechselfälle, die vorkommen mögen, zu den sichersten Anlagen gehören.

Die socialpolitischen Schöpfungen des Generals Booth und seiner Familie haben die Anerkennung von Männern errungen, denen man weder Voreingenommenheit noch Bigotterie nachsagen kann. Der Expräsident Benjamin Harris, Cecil Rhodes, Herbert Gladstone, Sir Walter Besant und der französische Schriftsteller Augustin Leger sprachen sich in Wort und Schrift gleich begeistert darüber aus, nachdem sie die verschiedenen Institutionen besucht und einer eingehenden Prüfung unterzogen hatten. Man mag die Thätigkeit des „Generals" von welchem Standpunkt immer betrachten, Bewunderung muß ihm Jedermann zollen ob seiner uneigennützigen Menschenfreundlichkeit, seines fast unerreichten Finanzgenies, seiner gewaltigen Thatkraft und seines Organisationstalents. Die Heilsarmee steht unter den social-religiösen Organisationen unserer Tage unstreitig mit in erster Linie. Sie hat gegenwärtig 7500 Versammlungsorte, von denen sich 1500 in Großbritannien, 2700 in Amerika und den Colonien, 1800 in Indien und Japan und der Rest auf dem europäischen Festland befinden. Die Zahl der „Officiere"

Digitized by Google

beträgt über 15000. Um eine solche „Armee“ aufrecht erhalten zu können, bedarf es jährlich der Kleinigkeit von 2000000 £, und Booth bringt diese ungeheure Summe auf. Dieser merkwürdige Mensch, der trotz seines hohen Alters noch jetzt große Weltreisen zu Missionszwecken unternimmt, hat bisher, kraft seines großen Einflusses auf die Menge, aus unsichtbaren Quellen ein Capital von rund 75000000 £ geschöpft und zur Rettung bezw. Besserung von Legionen gefallener und verkommener Menschenkinder jeder Gattung und Nationalität, jeden Alters und Bekenntnisses verwendet. Kein Wunder, daß der erste „Weltcongreß“ der Heilsarmee (Juli 1904 zu London) sich zu einer wirklich imposanten und Aufsehen erregenden Heerschau gestaltete.

Die Fabelwesen der Alten und die moderne Wissenschaft.

Von Dr. Th. Zell (Berlin).

Die Pygmäen aus dem Semliki-Walde aus Innerafrika, die sich jetzt in Europa haben sehen lassen, liefern wieder einmal den Beweis, daß zahlreiche Berichte der Alten, die ganze Generationen von Gelehrten als Fabel betrachtet haben, durchaus den Thatsachen entsprachen. Denn obwohl ein Aristoteles genau wie Homer die Existenz von Zwergvölkern im Herzen Afrikas behauptete, haben unsere bedeutendsten Fachmänner noch bis vor wenigen Jahren solche Angaben als Phantasiegemälde betrachtet und sie kaum einer ernstlichen Widerlegung für werth gehalten. Die Vermuthung ist demnach durchaus berechtigt, daß auch andere Berichte der Alten nicht lediglich aus der Luft gegriffen sind, sondern, wenn man von der poetischen Ausschmückung absieht, einen realen Boden haben.

Dem ist auch in der That so. Hierfür möchte ich heute einige Fälle anführen.

So spricht Diodorus Sikulus von einer Affenart, die am ganzen Leibe schön und schlank gewachsen, im Gesicht dem Löwen, im übrigen Körper dem Panther ähnlich sei, mit Ausnahme der Größe, worin sie der Gazelle gleiche. Unsere bedeutendsten Zoologen haben noch vor 50 Jahren erklärt, daß es einen solchen Affen nicht gäbe. Damit hatten sie vollständig Recht; denn damals war der in Abessinien hausende Gelada-Pavian noch nicht bekannt. Jetzt dagegen wissen wir, daß, wie auch z. B. Professor Keller annimmt, auf diesen Pavian mit seiner zottigen Mähne die Beschreibung der Alten vortrefflich paßt. Daß wir die Wahrheit des Berichtes bezweifelten, lag also wiederum nur an unserer Unwissenheit.

Unsere Gelehrten machen sich ferner darüber lustig, daß nach Ansicht der Alten der Leopard (leopardus) eine Kreuzung von Löwen und Panther sei. Der leider so früh verstorbene Wißmann, der gewiß auf diesem Gebiete eine Autorität ist, scheint aber Bastarde unter den großen Katzenarten für sehr wahrscheinlich zu halten. Er schreibt nämlich, daß seiner Ansicht nach sich alle Katzen kreuzen, also auch Löwe und Panther.

Auch auf andern Gebieten hat sich gezeigt, daß die Alten durchaus nicht immer phantasirten.

Die Darstellung der Karte des Ptolemäus, wonach der Nil aus zwei Seen entspringe, ist durch Forschungsreisen unserer letzten Zeit bestätigt worden. Daß aufgeregte Wellen durch Oel beruhigt werden können, was z. B. Aristoteles, Plutarch und Plinius behaupteten, hat zunächst Niemand glauben wollen, bis das Experiment die Wahrheit der Angabe bestätigte. Der Mythus von dem Wiederwachsen der Leber des Prometheus hat sich insofern als zutreffende Beobachtung erwiesen, als die Leber eine große Neigung zur Reproduction zeigt, wie die Untersuchungen von Professor Ponfick ergeben haben.

Niemand hat sich wohl früher etwas dabei gedacht, wenn der Pestgott zugleich als Mäusegott bezeichnet wurde. Heute, da wir den engen Zusammenhang zwischen der Pest und den Ratten erkannt haben, scheint in dem Attribute eine uralte Erkenntniß durchzuschimmern.

Sollten schon damals die Chinesinnen ihre Füße verkrüppelt haben, so bezieht sich sicherlich folgende Nachricht der Alten auf sie: Im südlichen Indien sollen nach Eudoxus die Männer ellenlange Füße, die Weiber aber so kleine haben, daß man sie Sperlingsfüße nennt.

Auch aus dem Norden hatten die Alten bereits Nachrichten. Auf Eigenthümlichkeiten des Innern Rußlands beziehen sich die Bemerkungen Herodots, daß dort 8 Monate Winter und die Luft von Schneegestöber erfüllt sei.

Andere Berichte der Alten sind deßhalb nicht verstanden worden, weil man nicht daran dachte, daß sie häufig menschenähnliche Affen mit Menschen gleichstellen. Dabei heißt das malaische Orang-Utan zu deutsch Waldmensch, d. h. auch heute sehen die Eingeborenen in diesem Affen einen Menschen, wie ja auch die Neger den Schimpansen für einen Verwandten halten, der nur deßhalb nicht spreche, um nicht arbeiten zu müssen. So paßt die Beschreibung Homers vom Riesen Polyphem meiner Ansicht nach vollkommen auf den Gorilla, der allein lebt, entsetzlich brüllt, eine Vorliebe für Alkohol wie alle Affen hat und kreisäugig (cyclops) ist, da er wie alle Thiere runde Augen besitzt. Agatharchides spricht von den Hylophagen in Ostafrika, die stets nackend sind, sich mit Stöcken bewaffnen, Pflanzen fressen, keine Ehe kennen, zwischen den Aesten herumhüpfen und dabei die Hände als Füße gebrauchen. Megasthenes berichtet von Menschen mit Hundsköpfen, die sich in Thierpelze kleiden, statt zu sprechen bellen, Krallen haben und sich von Jagd und Vogelfang ernähren. Tauron bezeichnet mit dem Namen Choromanden ein Volk, das die Wälder bewohnt, keine Sprache redet, greulich brüllt, mit Haaren bedeckt ist, graublaue Augen und Hundszähne hat. In beiden Fällen sind jedenfalls große Affen gemeint, von denen die Paviane nicht bloß Hundszähne haben, sondern auch theilweise den Hunden so ähnlich sehen, daß noch heute eine Art Hundsköpfe (cynocephaloi) heißt.

Wenn so häufig Affen als wilde Menschen bezeichnet werden, so wird man gegebenen Falls immer an sie denken müssen. Herodot spricht z. B. von den Völkern Afrikas und nennt die Blemmyer, von denen er erwähnt, daß sie ohne Köpfe seien und die Augen auf der Brust trügen. Natürlich hat man sich in Gelehrtenkreisen über dieses wunderliche Volk weidlich lustig gemacht. Betrachtet man aber einen menschenähnlichen Affen von weitem, so sieht er bei seinem kurzen Halse im Sitzen thatsächlich so aus, als fehle ihm der Kopf, und die Augen stäken in der Brust.

Können wir also den Nachweis liefern, daß allen diesen anscheinend unglaubwürdigen Angaben reale Vorgänge zu Grunde liegen, so wird die Annahme berechtigt sein, daß selbst physisch unmögliche Figuren, z. B. die Centauren, nicht reine Phantasieproducte sind.

Das geht schon daraus hervor, daß nach Homer Achilles von dem Centauren Cheiron Unterricht in der Heilkunde erhalten hat. Nimmt man die heute herrschende Meinung als richtig an, daß die Centauren Gebirgsbäche oder Winddämonen seien, so ist diese Angabe einfach unverständlich. Denn was diese mit der Heilkunde zu thun haben, ist nicht einzusehen. Faßt man dagegen die Centauren als das auf, was am nächsten liegt, nämlich als Reitervolk, so erscheint diese Eigenschaft zunächst ebenfalls schwer verständlich. Daß die Gestalt eines Centauren eine Fiction ist, ersehen wir ohne Weiteres daraus, daß dieses Geschöpf anatomisch undenkbar ist, da es zwei Brustkasten u. s. w. besitzt. Aber wir können sehr wohl begreifen, daß ein mit seinen Pferden verwachsener wilder Volksstamm den uns überlieferten Eindruck hervorrufen konnte. Auch die doppelte Anzahl gewisser Organe kann bei

Digitized by Google

einem Reiter, den man mit seinem Pferde verschmilzt, nicht weiter auffallen, weil hier künstlerische Gesichtspunkte ausschlaggebend sind. Der Anblick eines Geschöpfes, bei dem ein Menschenkopf auf einem Pferdehals oder ein Menschenleib bis zur Brust oder zum Unterleib auf einem dementsprechend verkürzten Pferdeleib säße, würde ein ästhetisches Mißbehagen erregen.

So repräsentiren die Centauren ein rohes, wildes Reitervolk, mit dem die Griechen als Culturvolk schwer zu kämpfen hatten. Der Kampf zwischen Lapithen und Centauren soll ja gerade den Kampf zwischen Cultur und roher Kraft sowie thierischer Sinnlichkeit andeuten.

Um die von Homer geschilderte Heilkunde der Centauren zu verstehen, muß man daran denken, daß fast alle Naturvölker ausgezeichnete Kenner von Arzneipflanzen sind. Vielleicht das wichtigste Heilmittel der Gegenwart, das Chinin, verdanken wir beispielshalber Indianern. Daß geborene Reitervölker noch heute den Eindruck von Centauren machen, davon legt folgende Stelle Zeugniß ab, die ich der Reiseschilderung Lamprechts entnehme. Er betrachtet nämlich die Exercitien der amerikanischen Farbigencavallerie und ruft aus: „Sind das nicht Gestalten, wie sie die Griechen kannten, Gestalten, die in der Verwachsenheit von Roß und Reiter die Vorstellung des Centauren nicht nur nahelegen, nein, eigentlich unmittelbar schaffen?“

Wenn ein nüchterner Universitätsprofessor noch heute im Geiste Centauren sieht, dann wird uns dieselbe Vorstellung bei einem phantasieregen Volke um so weniger erstaunlich sein.

So ist denn auch die Annahme berechtigt, daß die Satyrn nicht reine Phantasieproducte sind, sondern realen Hintergrund haben. Nach älterer Auffassung sind es Waldgeister im Gefolge des Dionysos, muthwillige Gesellen von robuster, ungeschlachter Gestalt, mit struppigem Haar, stumpfer aufgeworfener Nase, zugespitzten Ohren und einem Ziegenschwänzchen oder Pferdeschweif. Sie lieben den Wein und sind besonders nach den Nymphen lüstern.

Wer sich für Affen interessirt, muß über die Uebereinstimmung des Wesens dieser Geschöpfe mit den Satyrn erstaunt sein. Eigenthümlichkeiten der Affen sind ja das Behaartsein, die platte Nase, das Leben im Walde, die Menschenähnlichkeit u. s. w. Viele haben spitze Ohren und einen Schwanz, manche auch einen Bart. Ihr Muthwillen ist allgemein bekannt. Die Vorliebe für Alkohol ist so groß, daß noch heutigen Tages Paviane durch berauschende Getränke gefangen werden. Die Lüsternheit der großen Affen nach Frauen ist in allen Gegenden, wo solche hausen, ganz bekannt. Fremiet hat einen Gorilla geschaffen, der ein Weib raubt. Unsere Erfahrungen in Zoologischen Gärten bestätigen vollkommen diesen Glauben. Brehm schildert folgenden Fall: „Im Pflanzengarten zu Paris hatte sich ein Mandrill in die Tochter eines Wärters verliebt, und seine Eifersucht wurde einmal sehr geschickt benutzt, um ihn, der aus seinem Käfig ausgebrochen war und viel Unheil anrichtete, wieder in das Gefängniß zu bringen. Er hatte alle gütlichen Versuche scheitern gemacht und bereits einige von seinen Wärtern verwundet, als der schlaueste derselben auf den Gedanken kam, den Affen durch seine eigene Leidenschaft in den Kerker zurückzulocken. An der Rückseite des Käfigs befand sich eine kleine Thür; hinter diese mußte sich die Tochter eines der Wärter stellen, und zwar so, daß sie der Affe sehen konnte. Nun trat einer der Wärter zu dem Mädchen, umarmte es und stellte sich dann an, als ob er es küssen wollte. Dies war zu viel für den verliebten Mandrill. Er stürzte wie rasend auf den Mann los, gewiß in der besten Absicht, ihn zu zerreißen, mußte aber, um zu seinem Zwecke zu gelangen, nothwendig in den Käfig hineingehen. Alle Klugheit war vergessen; der eifersüchtige Affe ging ohne Besinnen durch die offene Thür und sah sich eine Minute später hinter den eisernen Gittern.“

Bevölkerte nun einmal die Phantasie der Griechen den Wald mit weiblichen Wesen, mit Nymphen, so war es ganz naturgemäß, daß die Satyrn nach diesen lüstern sind.

Noch auf eine merkwürdige Uebereinstimmung möchte ich hinweisen. Alle Affen zeichnen sich durch Wadenlosigkeit aus. Hieraus erklärt sich jedenfalls, daß die Satyrn wie die verwandten Faune Ziegenfüße haben.

Diese Aehnlichkeit ist unsern Gelehrten nicht gänzlich entgangen. Der Zoologe Klaatsch schreibt nämlich bei der Schilderung der Schimpansen, daß sie an Satyrn erinnern.

Es ist daher durchaus verständlich, daß Plinius die Orang-Utans geradezu satyri benannt hat.

Max Liebermann.

Aphorismen zu des Künstlers 60. Geburtstage.

Von Ernst Schur (Groß-Lichterfelde).

Man bewundert zuerst das Bewegliche, Schmiegsame, das Energievolle dieses Temperaments. Man spürt einen Mangel vielleicht, das Ursprüngliche fehlt. Dafür aber überrascht und imponirt ein Anderes, das Zähe, das Intellectuelle. Und wenn man Zeit genug hat und genug Ahnungsvermögen, findet man hinter dieser rastlosen Arbeitsamkeit doch eine Eigenheit der Veranlagung, doch etwas, das man Ursprünglichkeit nennen muß; es ist dieses Hinstreben zur Vollendung, die Tendenz, sich von Schlacken und Rudimenten zu befreien und mit Aufbietung alles Könnens eine reife und in sich gesättigte Kunst zu bieten. Man ahnt, daß solche Begabung einen Culturwerth besitzt. Der Anschluß an das Ausland erfolgt dadurch, und da in Deutschland genügend Eigenbrödler sitzen, ist es gut, daß ein Ueberragender ihnen, den Nachkommenden, zeigt, daß Technik: eine ernste Aufgabe und Arbeit: ein Verdienst ist, und daß es oft nicht genügt, wenn Jemand sich in Selbstgenügsamkeit eine Eigenart zusammenklaubt, die nur in Unreife und Verbohrtheit ihren Grund hat. Es ist in der That eine frische, freie, europäische Luft, die man angesichts der Werke dieses Künstlers spürt. Hier ist etwas, das weiter gegeben werden kann. Technik, Tradition.

* * *

Ueber dem Schaffen dieses Mannes steht das Wort, das uns heutzutage als besonders werthvoll dünkt, das Wort: Selbstzucht! Niemals ein lässiges Sich-Gehenlassen, ein Bramarbasiren, niemals ein Renommiren, wie man es z. B. bei Corinth findet. Niemals ein Sich-Genügenlassen an dem Erreichten, ein Ausbeuten des Erprobten, ein Benutzen des Schemas. Kaum ist ein Gebiet genügend fruchtbar gemacht, so beginnt ein Ausschauen nach neuen Zielen. Dies ist eine Folge der auffallend bei Liebermann entwickelten Fähigkeit, sich den Dingen hinzugeben, von ihnen zu lernen, ihnen Sinn und Wesen abzulauschen. Und er kommt dabei, wenn man die Entwicklung verfolgt, von der Gebundenheit zur Freiheit, von der Einfachheit zur Complicirtheit, die jedoch wieder so überschauend disponirt ist, daß sie in höherem Sinne Einfachheit wird. Gebundenheit zeigt sich noch bei den Genrestücken der achtziger Jahre, die die Verbindung mit der Vergangenheit herstellen. Absolute Freiheit ist in den feinen, ganz auf Ton und Farbe gestimmten, so unendlich malerischen Stücken der letzten Zeit. Und bei diesen Arbeiten zeigt sich deutlich, daß der Stoff für den Künstler nichts bedeutet, sondern die Technik, die Art, wie er daraus eine Schönheit holt, Alles. Diese Arbeiten zeigen eine solche Freiheit vom Object, solches Durchdringen des Materiellen mit dem Geistigen, solches Aufsaugen aller Nebenmomente zu einem einheitlichen Eindruck, in dem alles künstlerisch abgewogen ist, daß man unwillkürlich fühlt: hier ist eine neue Etappe erreicht.

* * *

Digitized by Google

Man hat Liebermann die Phantasie abgesprochen. Aber man überlege sich, wo hat der Maler das Medium seiner Anschauung? Es ist das Auge. Und wie reich, wie lebendig functionirt bei Liebermann dieser Apparat. Es ist staunenerregend, wie der Künstler immer von Neuem die Welt mit jungen Augen ansieht. Ist das nicht der Phantasie im gewöhnlichen Sinne gleichwerthig? Die Phantasie übt sich hier nicht im Stofflichen, sondern im Malerischen, im Technischen. Die Phantasie des Malers sitzt im Auge.

Und auch in Bezug auf die Composition hat man Liebermann begrenzen wollen. Er könne nicht componiren. Vielleicht ist das im gemeinen Sinne richtig. Er schafft keine figurenreichen Compositionen. Aber auch da specialisirt er sich auf das Eigentlich-Wesentliche. Man sehe diese energievollen Pinselstriche an, die mit Verve hingesetzt sind. Dann sehe man genauer hin und man wird wahrnehmen, wie sich solch ein Strich zusammensetzt aus einem Mosaik kleiner Nuancen. In jedem Strich, der so einheitlich erscheint, lebt eine Vielheit, die Vielheit feinster Farben. Ist das nicht ins Technische übertragene Composition? Keine inhaltliche Composition. Aber wenn man bedenkt, was dazu gehört, die Welt so zu betrachten, daß das Auge jedes Mal aus einem beliebigen, realen Vorgang eine malerische Einheit herausdestillirt, dieses Gesehene, das doch in dieser Einheit Phantasieschöpfung ist, so zu componiren, daß der Eindruck sich aufs Feinste differenzirt gestaltet, dann wird man bedenklicher werden und mit der Behauptung, Phantasie und Compositionsgabe fehle dem Künstler, zurückhalten. Liebermann bleibt eben auch hier auf dem Niveau einer neuzeitlichen Kunst, die sich von dem alten Schema losmacht. Die Natur genügt ihm. Und wo er über sie hinaus will, wo er componiren will, greift er zum Technischen und componirt, von der Unterlage, dem Naturmotiv, ausgehend eine malerische Schönheitserscheinung aus den Farben, daß das Vorbild nichts mehr ist, die Schöpfung Alles. Eine neue Art Composition, die aber consequent aus dem Realismus entwickelt ist.

* * *

Was dem Liebermann-Werk eigenthümlich ist, das ist jener stilllebenartige Charakter. Er macht aus jedem Motiv ein Stillleben. Dadurch kommt in die Schöpfung eine Ruhe und Schönheit, die dem Auge wohlthut, besonders wohlthut, weil dahinter das Temperament bemerkbar bleibt, die Energie erhalten ist. Der Maler tritt zurück, das Auge werthet. So vollzieht sich ein Proceß, der von einer höheren Cultur-Intelligenz Weihe empfängt. Und das berührt um so schöner, als Liebermann sonst dem Moment das Feinste ablauscht. Aber er fällt ihm nicht zum Opfer. Er wartet, er ist kritisch, er bleibt auch Abwartender. Und so destillirt er, von dem Naturalismus zum Realismus und von da fortschreitend zur Kunst, aus dem Gegebenen eine neue Schönheit heraus. In dieser Weise entwickelt er sich, von Schöpfung zu Schöpfung höher steigend, sich aus dem Materiellen, das seine Grundlage bleibt, zu einem höheren Geistigen befreiend. Die bedeutendsten Künstler der Gegenwart wie der Vergangenheit sind seine Lehrmeister. Ihr Wille beeinflußt den seinen. Ihre Tendenzen gehen durch sein Centrum hindurch. Er erzieht sein Auge daran und wählt. Was er giebt, ist dann sein Eigenthum geworden. Es ist sein Werk. Ein Werk, in dem viel von unserer Zucht, unserem Willen enthalten ist. Und viel auch von unseren Träumen. Keine Phrasen, nichts Hinreißendes. Dauernde Schönheit in Ruhe und Für-Sich-Sein. Und also auch in dieser stetig glühenden Arbeitsfreudigkeit ein Zeugniß einer neuen Zeit.

* * *

Man ersieht aus diesem Zusammenhang, wie consequent sich Liebermann entwickelte. Geht ihm die spielende, sorglose Leichtigkeit ab, die wir sonst bei bedeutenden Künstlern gewohnt sind und so gern als geniale Laune hinnehmen, so ersetzt er diese fragwürdig gewordene Eigenschaft durch eine zeitgemäße Straffheit der Selbsterziehung, eine Einordnung in das Ganze, in die Zusammenhänge, von denen er empfängt, denen er giebt, und stellt so einen neuen Typus des modernen Künstlers hin.

Man kann an der Hand dieser Beispiele verfolgen, wie Liebermann immer difficiler, immer feiner in der Bewältigung des Stofflichen wird. Die Natur bleibt sein Vorbild. Aber er nähert sich ihr verschieden. Zuerst haften noch in ihm Vorbilder. Genrebildliches schwebt ihm vor. Er bleibt bei dem malerisch gesehenen Innenraum. Dann erobert er sich die Landschaft, aber er bevölkert sie mit Menschen. Er sucht die Leute bei der Arbeit auf. Das Genrebild, die Anecdote ist überwunden. Der Künstler strebt zu größerer Bedeutung, zum Ernst, zur Einfachheit. Hat er sich so befreit, so giebt er den Bildern dieser Periode einen Realismus, der noch im Inhaltlichen verbleibt. Er giebt eine Stimmung, eine Pose. Eine große und ernste Pose, die frei von allem Kleinlichen ist. Auch darüber kommt er hinaus und will nun nur das Malerische. Der Stoff ist nur Mittel, das Motiv nur Anfang. Jenseits des Inhalts beginnt die Schönheit. Immer einfacher wird das Motiv. Das Meer führt ihn hin zu diesen von aller Stofflichkeit befreiten Motiven; das Meer mit seiner großen Räumlichkeit, den feinen Farben, der flüssigen Erscheinung.

Indem Liebermann sich immer mehr aus Fesseln früherer Perioden befreit, vermeidet er das öde Specialistenthum. Er kennt keine Beschränkungen.

* * *

Wenn man aber die jüngeren, nach ihm kommenden Künstler ansieht, die, die nicht in der Imitation des impressionistischen Programms und oft schon in der sclavischen Nachahmung des vom Meister gewählten Motivs sich erschöpfen, so merkt man, wie hier schon eine Aenderung sich vollzieht. Die Jungen sind kühner; sie übertreffen den Meister in wagehalsigen Versuchen. Sie streben — das ist bemerkenswerth — zu dem hin, was noch fehlt, zu dem Decorativen. Liebermann erscheint dagegen schon altmeisterlich, vorsichtig, ja akademisch. Freilich eine Reife, die schwer und gediegen ist. Sieht man genauer zu, so sieht man bei Liebermann noch immer den Zusammenhang mit der alten Zeit. Die alten Motive schimmern noch hindurch. Er erneut sie, er fügt gleichwerthige hinzu, er frischt auf. Und es ist, als würde plötzlich die Thür geöffnet, Frühlingsduft dringt in alte, verschlossene Räume. Im Princip bleibt Liebermann dem Alten treu; er rundet jedes Bild zu einem einheitlichen, abgeschlossenen Eindruck ab. Er befreit das Alte vom Staub und stellt frische Schönheit wieder her. Aber im Princip ist es das Gleiche. Und hier ist auch seine Grenze, die zu erweitern, Aufgabe der jüngeren Generation ist. Sieht man Liebermann von hier aus an, so erscheint sein Werk schon bis zu einem gewissen Grade classisch. Er hat sein Ziel erreicht. Andere werden weiter arbeiten. Aber sein Werk wird bestehen bleiben und den Nachfolgenden Vorbild, Anhalt und Ermunterung geben. Man nimmt nun wahr, daß Liebermann weniger kühn, originell war, — darin übertreffen ihn manche Jüngeren — sondern arbeitsvoll, zäh, energisch, aufrichtig. Es scheint, daß den Deutschen dieses Maßhalten, dieses Bescheid-Wissen-wollen über sich selbst im Blute liegt. Er hat sich im Zaum. Er lenkt seinen Willen. Vorsichtig geht er zu Werke. Er wägt ab, er zaudert, er versucht. Weniger im Erreichen eines großen Endzieles, als im Ausbilden aller Einzeltheile liegt sein Verdienst. Auch hierin der Nachfolger Menzels.

Die Aufgabe, die ihm gestellt war, er hat sie erreicht. Sie lag auf zwei Gebieten. Wenn man die Bilder der früheren Maler ansieht, so sieht man die Unterschiede. Die

Digitized by Google

Farbe ist lichter, es ist in allen Theilen Helligkeit. Liebermann ist ein Maler des Lichts. Er malt nicht braunsaucig, nicht grau in grau, nicht mit blauen Schatten. Mit allen diesen Mitteln suchte man der Helligkeit, der Lichtschönheit der Natur beizukommen. Liebermann hat diese Ahnung zur Wirklichkeit werden lassen. Seine Farben haben alles Licht aufgesaugt und strahlen es wieder von sich. Helligkeit und Dunkel sind bei ihm in zartesten Nuancen abgestuft. Darin liegt die lebendige Schönheit seiner Bilder.

Und dann galt es, Luft zu malen, d. h. Raumillusion zu geben, d. h. alle festen Contouren aufzulösen. Dieses zarte Weben ist ebenfalls in seinen Bildern. Die Probleme des Freilichts sowie des Impressionismus hat Liebermann somit in einer Weise gelöst, die für seine Zeit vorbildlich ist. Andere werden weiter gehen, werden, wie wir schon jetzt sehen, der Farbe mehr ihr Recht werden lassen, werden aus dem etwas tüfteligen impressionistischen Styl eine neue, decorative Schönheit und Größe herausholen. Dies ist Sache der Nachkommenden. Sie werden auf Liebermanns Schultern stehen, der sein bleibendes Verdienst hat und seine Rolle, die ihm zugewiesen war, mit Ernst und Sachlichkeit und mit einem seltenen Gefühl der Verantwortlichkeit durchgeführt hat.

Vom Naturgefühl in der Tonkunst.

Von Dr. Walter Niemann (Leipzig).

I.

Natur und Mensch waren seit Urzeiten eng auf einander angewiesen. Bedeutete sie für den Menschen der ältesten Culturepochen vor Allem eine übermächtige Elementargewalt, mit der es den Kampf um Leben und Besitz unablässig zu führen galt, so für den Menschen alter und hoher Culturen nach Ueberwindung ihrer Schrecken durch Erkenntniß ihrer Ursachen, durch Vorsicht und kluge Abwehr eine Trösterin, Freundin und Stärkung im irdischen, alle Geistes- und Körperkräfte verzehrenden Kampfe des Lebens. Erst dann konnte eine ästhetisch begründete und verfeinerte Freude an der Natur, ein Verständniß derselben erwachsen, erst dann konnte der Mensch in ein inneres Verhältniß zu ihr treten, das Naturgefühl in ihm zum Durchbruch kommen.

In ungleich ausgedehnterem und vertiefterem Maße mußte dieses Naturgefühl sich bei dem künstlerisch beanlagten Menschen entwickeln, bei dem Dichter, Maler und Musiker. Ihm war die Natur von Anfang an Ergänzung seines Seins, höchstes künstlerisches Vorbild in Erscheinung und Form, Zufluchtsstätte aus allen Nöthen des Lebens. Herrlichste Naturschilderungen setzen in Homers Odyssee und Iliade ein und ziehen sich durch der Jahrtausende Spannen bis zum heutigen Tage in Dichtung, Malerei und Tonwerk hin. Albrecht Dürers, Michael Altdorfers, Lucas Cranachs, Elsheimers Landschaften verrathen das feinste, das deutscheste Naturgefühl so gut wie Böcklins wundervolle Farbenphantasien, der „Parzival“ verräths so schön wie Adalbert Stifters „Bergkrystall“, Händels „Acis und Galathea“ so deutlich wie Humperdincks Waldesromantik in „Hänsel und Grethel“. Wir genießen in Aert van der Neers Mondscheinlandschaften, in Darstellungen holländischer Flachlandschaft des van Goyen, eines Waldinnern des Roelof de Vries, einer von wilder Melancholie überschatteten Landschaft Jacob Ruisdaels oder Rembrandts Aeußerungen derselben tiefbeseelten Heimath- und Naturliebe wie in Strandlandschaften Israëls', wir erkennen das feine Verständniß von Italiens sonniger Herrlichkeit aus den Gemälden der Nachblüthe altholländischer Malerei oder Canalettos so gut wie aus Böcklins „Villa am Meere“ oder „Ueberfall einer Strandburg“, die Großartigkeit norwegischer Fjeld- und Fjordnatur so gut aus dem Bilde eines brausenden Wasserfalls vom alten van Everdingen im 17. Jahrhundert, wie aus Gemälden der beiden Dahl oder Holmboes im 19. Jahrhundert.

Das Gleiche gilt für die Musik. Nur dürfen wir beim Suchen und Beurtheilen eines in ihr zu Tage tretenden Naturgefühles nicht vergessen, daß sie gegenüber den bildenden Künsten die um Jahrhunderte später entwickelte Kunst ist; daß auch in ihr das Naturgefühl sich jeweils in einer, durch die culturgeschichtlichen und bestimmenden Factoren veränderten Technik, Zeit- und Modegeschmack, unter der Beeinflussung einer von Zeitraum zu Zeitraum wechselnden Stellung und in einer durch die mehr oder weniger innige Fühlung des Menschen zur Natur verschiedenen Art und Weise kundgiebt. Das Quellenmurmeln in Händels „Acis und Galathea“ und in Smetanas „Moldau“, wie verschieden klingts, wie verschieden ists technisch dargestellt, und wie beredt spricht doch aus beiden dasselbe tiefe beseelte Naturgefühl! Gewitter- und Sturmschilderungen bei Bach, Händel und Haydn oder in Beethovens „Pastorale“ und Wagners „Walküre“, sind sie nicht alle ein und demselben deutschen Naturgefühl großer deutscher Künstler entsprungen, der Sonnenaufgang „Es werde Licht“ in Haydns „Schöpfung“ oder die Schilderung vom Erwachen des Tages in der „Götterdämmerung“, in Richard Strauß' „Zarathustra“, Nicodés „Gloria“, die deutsche Wald- und Märchenromantik, die unausgesprochen so heimlich und stark in gar vielen Werken des Thüringers Bach lebt und webt, die Wald- und Märchenromantik in Wagners „Waldweben“ oder „Siegfried“, in Bruckners „Romantischer“, Humperdincks „Hänsel und Grethel“, in Thuilles „Romantischer Ouverture“, sinds nicht überall musikalische Aeußerungen desselben tiefen deutschen Naturgefühls, die immer wieder in der Jahrhunderte Lauf zum Durchbruch kommen?

Mit der seelischen Verfeinerung und Entwicklung des Culturmenschen steigerte sich die Stärke seines Naturgefühls. Aber es veränderte sich auch. Aus der naiven, einfach-natürlichen Hingabe, aus der treuherzigen Tonschilderung ihrer Herrlichkeiten, ihrer großartigen, erschreckenden oder lieblichen, beruhigenden Aeußerungen und Eigenschaften wurde in der Zeiten Wandel eine immer sehnsüchtiger anschwellende Stimme der Rückkehr zur Natur im Rousseauschen Sinne, der Flucht aus dem steinernen Meer moderner Großstädte in ein erträumtes und mit oft krankhafter Reizsamkeit leidenschaftlich ersehntes Eden. Und damit steigerte sich die Fähigkeit des Verständnisses von Natur und Naturleben; die Stimmen der Natur umfingen uns immer vertrauter, immer feiner, immer liebevoller erlauschten wir sie und bannten sie in Töne.

Schauen wir uns in unsrer Heimath um. Eine allmälig aufsteigende und sich immer mehr vertiefende Linie gewahren wir hier, untersuchen wir die Aeußerungen ihres Naturgefühles in der Musik. Die innigste Fühlung mit der Natur haben hier, wies nicht anders zu erwarten ist, die Romantiker. Doch ein Irrthum, wollten wir erst bei Haydn oder Beethoven die ersten Aeußerungen des Naturgefühles in der Musik entdecken. Sie sind bei Bach so gut wie bei Händel und anderen Meistern älterer Musik zu finden, nur äußerlich oft schwer kenntlich. Es brauchts wohl nicht, um z. B. an die „Wassermusiken“, für die wir in der classischen und romantischen Literatur ja so wundervolle Beispiele in Beethovens „Meeresstille und glückliche Fahrt“, in Mendelssohns „Fingalshöhle“ und Smetanas „Moldau“ besitzen, bei Bachs Gratulationscantate „Schleicht, spielende Wellen“, bei Frobergers verloren gegangener Rheinfahrt-Schilderung, bei Händels langgedehnter Wassermusik, der großartigen Hagelmusik und der Schilderung des Zuges durchs Rothe Meer im „Israel in Egypten“, der köstlichen Musik bei der Verwandlung des Acis in eine murmelnde Quelle, zu erinnern. Diese Züge echten Naturgefühles gehören gerade zu den herrlichsten und eigensten der beiden großen Altclassiker, sie sinds ja

Digitized by Google

gerade, die bei dem sonst so stark an Italien geschulten Händel das Deutscheste seines Wesens ausmachen. Auch in der alten Kammer- und Klaviermusik sind äußerliche oder innerliche Darstellungen des Verhältnisses vom Menschen zur Natur viel häufiger wie man annehmen möchte; nur verbergen sie sich im Allgemeinen hinter allgemeinen Bezeichnungen. Doch bei den Pastoralen sehen wir gleich bei Beginn unsrer Wanderung einen uns freundlich auf Hohelieder ländlicher Naturgenüsse aufmerksam machenden Wegweiser vor uns stehen. Und welche zarte Naturbilder weiß uns nicht dieser Pastoralen unendlich lange Kette in der älteren und neueren Musik vor Augen zu zaubern! Bald ists, wie in Bachs „Weihnachts-Oratorium" oder Händels „Messias", die lieblichste Weihnachtsstimmung um jenes lichtdurchstrahlte Hüttchen, in dem der Welt Erlöser geboren ward, bald ein Schwärmen und Genießen der Schönheiten ländlicher Frühlings-Herrlichkeiten mit Vogelschlag und Bachesmurmeln.

Mozart, der feinste Characterschilderer und Seelenkundige in der Musik, ist in Aeußerungen seines Naturgefühles überaus sparsam; es schlummern ihrer wohl einige in manchem seiner Instrumentalsätze, doch im Hinblick auf sein Lebenswerk ists nur zu wenig und nicht das Eigenste seines Wesens, was er uns darin hinterließ.*) Nennen wir Haydns Namen, so treten mit einem Zauberschlag all die übernatürlichen und natürlichen Wunder der Natur in den „Jahreszeiten" und der „Schöpfung" vor uns, von jenem berühmten „Es werde Licht" in der „Schöpfung" zum Gewitter in den „Jahreszeiten", von Raphaels Baßarie „Rollend in schäumenden Wellen" und Gabriels „Nun beut die Flur das frische Grün", dem Aufgang der Sonne und des Mondes und der Erschaffung des fleuchenden, kreuchenden und schwimmenden Gethiers, der Schaar der großen erdbewohnenden Thiere — man höre nur das herrliche Pastorale, das grünende Matten mit weidenden Herden malt —, der Insecten und Würmer in der „Schöpfung" zur musikalischen Darstellung der „Jahreszeiten" und ihrer Herrlichkeiten und Eigenheiten, ihrer Freuden und Leiden für den Menschen. Den gewaltigen und großzügigen Landschaftsgemälden der „Schöpfung" treten in den „Jahreszeiten" vorwiegend Landschaftsidyllen, Volksscenen in der Art der Teniers, Ostade und Wouverman, einer Art, die höchste Volksthümlichkeit mit höchster Kunst und reizendster, anschaulichster und feinster Kleinkunst in vollendeter Weise vereint, ergänzend an die Seite. Die Landschaftsidylle ist's auch, die in Beethovens Pastoral-Symphonie, jener wundervollen Natur-Programmmusik, ihren Ausdruck findet, so dramatisch es auch beim Tumult der überraschten Wanderer und dem rasch vorüberziehenden Gewitter zugeht.

Haydn und Beethoven, sie verkörpern das Naturgefühl in der Musik zur classischen Zeit am ausgeprägtesten. Ihrer Eigenheit entsprechend aber verschieden: Haydn in mehr verallgemeinernder, allgemein menschlicher Art, Beethoven als Individualist, d. h. als einzelner, der Welt Erscheinungen, Wirkungen und Einflüsse in seinem großen Innern in tiefpersönlichster Art auffangender und verarbeitender Mensch. Dieser Durchbruch der Persönlichkeit in der Musik, der noch zu Bachs und Händels Wirkungszeit leise einsetzt, giebt auch der Stellung des Menschen, des Künstlers zur Natur eine Fülle neuer Anregungen, Eigenheiten und Bereicherungen seelischer Art. Statt mehr allgemeingiltiger, daher stilisirter Naturschilderungen, welche die große innere Einheit und strenge Gesetzmäßigkeit und Ordnung im Weltganzen, den gemeinsamen Kampf oder die gemeinsame Hingabe der Menschheit zu ihr zum Ausdruck bringen, nunmehr Aeußerungen des persönlichsten und innerlichsten Verhältnisses des Einzelmenschen zur Natur, eines Verständnisses ihrer Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, das nicht so sehr auf ihre körperliche, mit den Augen wahrgenommene Betrachtung denn auf seelische Stellungnahme gegründet erscheint, das dem beseelten Menschen die beseelte Natur entgegensetzt. Der Mensch erblickt in der Natur nicht mehr eine schreckliche oder freundliche Elementarmacht, sondern eine persönliche Trösterin, Mahnerin oder Rächerin, eine urewige Zufluchtsstätte von des grausamen Lebens Widerwärtigkeiten, die Verkünderin göttlichen Waltens, göttlicher Gnade oder das unumstößlichste Zeugniß des scheinbar blinden und doch nach strengen, urewigen Gesetzen sich vollziehenden Waltens des Schicksals und Zufalls.

*) Ich will es doch nicht unterlassen, hier in Ergänzung der Niemannschen Ausführungen auf einige wunderbare Mozartsche Naturschilderungen in „Così fan tutte" aufmerksam zu machen: nämlich das Duett: „Folge sanft mit leisem Wehen, Zephyr, ach dem leisen Flehen" und das Terzettino: „Weht leise Ihr Winde, sanft schaukle Du Welle". Bewußte Naturschilderungen finden sich auch mehrfach im „Idomeneo", in dem reizenden Singspiel in „Bastien und Bastienne" und anderen Jugendwerken.

A. Hn.

Drei Gedichte.

Von Eugen Albu (Schmargendorf).

Die drei Becher.

Jeder Morgen reiche mir
Zwei Becher!
Freude fülle mir den einen,
Leid den andern.

Und nun mag die Sonne scheinen,
mögen Wolken wandern, —
jubeln werd ich nicht,
nicht weinen!

Eigne Freude — Andrer Leid,
Eignes Leid und Andrer Freude
mischt der Tag zu gutem Trunk!
Doch den besten,
ihn kredenzt die Nacht,
den süßesten:
Vergessen! — — —

Die Sorgen.

Die Sorgen schreiten, Schritt für Schritt,
neben mir mit.
Bin eine Strecke ich ihnen entflohn, —
da jagt es schon
hinter mir her,
das Sorgenheer.
Nun hastet es wieder, Schritt für Schritt,
neben mir mit.

Das Großstadtkind.

Ich möchte weinen ganze Nächte lang:
Mir ist nach Dir so unermeßlich bang,
Mutter Natur! Nach Dir!
Ein Fremder in der Mutter Haus,
tret ich hinein und kenne mich nicht aus!
Der Mutter Antlitz, stark und mild,
aus ferner Zeit, — ein todtes Bild!
In ihren Zügen kann ich nicht mehr lesen,
an ihrem Herzen nimmermehr genesen!
Was sie geschaffen hat im ewgen Haus,
ist mir wie eines Gärtners Blumenstrauß:
Ja, abgeschnitten ewig ihrem Schooß,
fernab der Mutter treib ich wurzellos,
und heimathlos und taub und blind;
denn ach: ich bin ein Großstadtkind!
Ein Großstadtkind — ein Krüppelkind,
das nicht den Weg zur Mutter find't!

Digitized by Google

Zarathustra.

[3] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

1. Act.

Frau Bauer: Da haben Sie recht. Da haben Sie ganz recht, Herr Schwedtke — — — Ich bin zu bescheiden, um zu widersprechen.

Mika (mit den Tassen).

Frau Bauer: Warum bringst Du denn die Barttasse von Papa mit?

Mika: Na, Du hast doch gestern die vierte Tasse caput geschlagen!

Frau Bauer: Ach richtig, ja! Ich wollte ja schon gestern neue kaufen, — — Na, Herr Schwedtke, Sie liegen wohl in der Hausse, daß Sie so viel Kuchen anfahren können?

Schwedtke: Im Gegentheil — Ich sage mir, was kann das schlechte Leben nützen? So oder so pleite! Na, Fräulein, wie ist der Kalbsbraten?

Mika: Ganz vorzüglich!

Schwedtke: Un, sehen Sie, ich sag es Ihnen ja immer. Man kann nur bei Billerbeck kaufen. 'N Groschen theurer und 'ne Mark besser.

Frau Bauer (kostet ein großes Stück): Nun, ich kann ihn auch nicht besser finden, als den bei Großer.

Herbert: Wissen Sie, Mika, es giebt da beim Hofconditor Daenke einen Kuchen, so'n kleines, altmodisches braunes Zeug, der schmeckt genau wie Großmutters Stube nach Reseda und Orangeblüthen, den muß ich Ihnen mal nächstens mitbringen.

Schwedtke: Na, das muß aber nach Ihrer Beschreibung ein janz ungemein ulkiger Kuchen sein!

Herbert (ernst): Ich werde hier in diesem Hause nichts mehr reden!

Schwedtke (auffahrend): Na, entschuldigen Sie mal, ich habe doch gar nichts —

Herbert: O!

Schwedtke: Wenn Sie zu mir Ziegenhirt sagen, — natürlich! Sie denken wohl, ich bin auch so Einer, der meint, es regnet, wenn man ihm ins Gesicht spuckt? Nee, so Eener bin ich nich, junger Mann!

Herbert: Ich begreife den Ton nicht. Herr Schwedtke, Sie wissen wohl nicht, mit wem Sie reden?

Schwedtke: Jawohl, das weiß ich, das weiß ich! Ganz genau weiß ich es! Sie sind in meinen Augen ein junger Mann, ein ganz junger Mann sind Sie! Freuen Sie sich, daß ich nicht noch mehr sage!

Herbert: Und wenn Sies wissen wollen, Sie sind ein Frosch, ein durchaus vulgärer Frosch in meinen schönen Augen!

Schwedtke: Das Wort nehmen Sie zurück!

Frau Bauer: Aber Herr Schwedtke — meine Herren!

Mika: Aber Herbert!

Herbert (stampfend): Wozu giebt es nur diese Maden im Lebensbrod?

Frau Bauer: In meinem Hause bin ich diesen Ton nicht gewohnt, meine Herren! Seien Sie ruhig! Beruhigen Sie sich, Herr Doctor! Nicht hier! Und Sie, auch Sie, Herr Schwedtke, möchte ich bitten!

Herbert: Sehr peinlich, meine Damen! ... muß wirklich um Entschuldigung bitten!

Mika: Aber Herbert!

Schwedtke: Na, dann wollen wir uns man auch wieder vertragen, Herr Berliner!

Herbert: Ich habe mich nicht mit Ihnen gestritten!

Schwedtke: Sie kommen nachher mit mir kegeln und wir trinken bei dieser Gelegenheit gleich einen Versöhnungsschoppen!

Herbert (mitleidig): Ich habe leider schon etwas Anderes heute Abend vor. Später einmal gern!

Schwedtke: Mehr wie auffordern kann ich Sie ja nicht!

Frau Bauer: Ich fürchte, das wird in Hamburg heiß hergehen. Die Gegensätze werden gehörig auf einander prallen. Aber das schadet nichts. Ohne das kommen wir nicht weiter. Vor Allem wäre es ja wichtig, wenn die maßgebenden Gesichtspunkte der Prostitutionsfrage endlich einmal ins Rollen kämen — — Aber ich werde schon der Katze die Schelle umhängen!

Schwedtke: Na, meinen Sie denn, daß Sie gerade darin die Welt ändern werden? Gerade darin?!

Frau Bauer: Aber, lieber Herr Schwedtke! Darauf kommt es ja gar nicht an, vorerst. Außerdem ist das Sache der socialen Hülfsarbeit. Das Wichtigste ist, daß wir Frauen uns einmal untereinander aussprechen.

Herbert: Vorerst muß ein intellectueller Sieg errungen werden, Herr Schwedtke!

Frau Bauer: Nebenbei, ehe es zu spät wird: wir müssen ja noch packen. Ich fahre 10 Uhr 15 Minuten. Dein Zug geht um 11 Uhr 55 Minuten von der Friedrichsstraße. Es wird ja fürchterlich voll in Hamburg werden ... Himmel und Menschen.

Mika (nach dem Abräumen): Ja, Mama, ich muß dann den Koffer vom Hängeboden holen.

Schwedtke: Ach lassen Sie, den werde ich Ihnen schon runter reichen.

Frau Bauer: Herr Doctor hilft Dir ebenso gern dabei.

Herbert: Nein, darin ist wohl Schwedtke eher der Mann. Ich habe von Jugend an eine nicht zu überwindende Idiosynkrasie gegen Leitern.

Schwedtke: Na, Fräulein Mika, lassen Sie man, ich reich 'n Ihnen runter!

Mika: Ach, ich könnte es ja auch allein, Herr Schwedtke —

Schwedtke: Nee, nee — nachher fallen Sie mir von's Gerüste, Fräulein Mika! (Beide ab.)

Frau Bauer: Nun, Herr Doctor, urtheilen Sie selbst! Habe ich nicht recht, wenn ich meine, daß er ihr nachstellt? Habe ich da zu viel gesagt?

Herbert: Sie haben recht, Frau Bauer!

Frau Bauer: Wissen Sie, Herr Doctor, freuen thue ich mich ja auf die scharfe Kritik, die an der Arbeit der männlichen Sittlichkeitsvereine geübt werden wird.

Herbert: Ganz richtig, auch ich halte diese Bestrebungen für ein Nonsens, für einen Widerspruch in sich selbst.

Frau Bauer (bewundernd): Es ist doch eigentlich zu bedauern, Herr Doctor, daß Sie eine Intelligenz, wie die Ihrige nicht in unsern Dienst stellen wollen.

Herbert: Vielleicht später einmal, Frau Bauer. Fürs Erste glaube ich, noch ein wenig an mir selbst arbeiten zu müssen. Und Jeder ist sich selbst der Nächste. Was mich auch bis heute von der Bewegung fernhält, ist der Altruismus. Und ich könnte auch nicht draußen stehen. Das hielte ich nicht aus! Meine Seele ist so fein, sie krümmt sich, wenn ein weher Laut sie trifft.

Frau Bauer: Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche! Wie fanden Sie denn diese Unverschämtheit des Schwedtke mit dem Kalbsbraten? Ich habe gar keine Worte dafür. Es sieht doch wirklich aus, als ob er notorisch darauf ausgeht, mich vor den Augen meiner Tochter bloßzustellen. Von dem Benehmen Ihnen gegenüber ganz zu schweigen. Aber ich verspreche Ihnen hoch und heilig, ich kündige diesem Menschen. Ich bin nicht Diejenige, die sich eine derartige Behandlung auf die Dauer bieten läßt. Da irrt sich dieser gute Schwedtke aber ganz gewaltig.

Herbert: Ich habe schon oft Ihre Langmuth bewundert!

Frau Bauer: Da fällt mir ein. Herr Gott, die Septemberzinsen sind ja noch immer nicht eingegangen. Ich

Digitized by Google

erwarte sie jeden Tag und die Reise wird auch wieder — — Aber ich muß doch Mika fortschicken — — Würde es Ihnen vielleicht, Herr Doctor, etwas ausmachen, wenn Sie mir bis zum Ersten 40 Mark ...

Herbert: Gnädige Frau, es wäre mir wirklich eine Freude bei den vielen Liebenswürdigkeiten, die ich in Ihrem Hause — — Aber es ist lächerlich, ich habe kein Verfügungsrecht. Mein Vater verlangt, daß ich mit einem Wechsel von 300 Mark auskommen soll. Und der alte Herr thut dann noch erstaunt, wenn ich Schulden mache. Ich bin augenblicklich wirklich so vollkommen ausgebrannt, wie ein Mondkrater, Frau Bauer!

Frau Bauer: Nun, das ist ja freilich nicht übermäßig viel. Ich meinte auch nur so! Es wird natürlich auch ohne das gehen!

Schwedtke und Mika (mit dem Koffer) —

Schwedtke: Na, hier bringen wir ihn!

Frau Bauer (mißtrauisch): Ihr seid doch so lange geblieben?

Schwedtke: Lange?! Na ja — wenn Sie aber etwa meinen, daß er auf dem Hängeboden war, so sind Sie schief gewickelt, — oben, ganz oben auf dem Boden war er!

Mika: Ja, ich dachte auch erst nachher dran.

Frau Bauer: Macht es Ihnen etwas aus, Herr Schwedtke, wenn wir hier packen? Ich frage nur, weil das Kleiderspind hier steht.

Schwedtke: Nee, nee, gewiß nicht, thun Sie man ganz ruhig, als ob Sie hier zu Hause wären.

Frau Bauer: Mika, nimm dann doch mal das braune Reisekleid heraus! Sehen Sie, Herr Doctor, das habe ich jetzt über fünf Jahre und schon Reformcostüm! Ich war wohl eine der Ersten in Deutschland, die diese Tracht in Wort und That als eine Erlösung begrüßte. Ich gebe ja zu, Herr Doctor, die Reformkleider passen nicht für Jeden und jede Figur. Ich gebe das zu. Aber für mich könnte ich mir nichts Vortheilhafteres wählen. Was bringst Du denn da an, Mika? Strümpfe? Ach nein, das ist wohl, glaube ich, unnöthig. Es dauert ja nur fünf Tage. Und da ... aber Mika! Die Combinations, die brauchst Du auch nicht einzupacken, die hänge nur schnell wieder weg.

Herbert: Kann ich Ihnen vielleicht irgendwie helfen, Mika?

Mika: Ach nein, lieber nicht, Herr Berliner.

Herbert: Ich bin aber eine in weitesten Kreisen anerkannte Autorität auf dem Gebiete des Kofferpackens.

Mika: Sage mal, Mama, ich kann Dein Reisenecessaire nicht finden!

Frau Bauer: Das muß doch unten im Schub —

Mika: Da habe ich schon vorhin nachgesehen!

Frau Bauer: Da auch nicht? Es ist unglaublich, ich muß auch Alles, Alles in diesem Hause selber thun. Ich habe an einer erwachsenen Tochter gar keine Hülfe. Und ich bin nicht geschaffen, um diese Alltagsarbeiten zu verrichten.

Mika: Halte mal, Mama, wenn ich nicht irre, habe ich das Necessaire vorgestern unten wo im Küchenschrank gesehen.

Frau Bauer: Nun, so hole es doch! Oder glaubst Du, daß ich ohne das reisen kann?

Mika: Ja, kann ich die Lampe nehmen?

Herbert: O, Fräulein Mika, die werde ich Ihnen tragen, damit ich wenigstens zu Etwas hier Nutze bin.

Mika: Vorsichtig, vorsichtig, Herbert! Aber halten Sie doch, bitte, die Lampe nicht so schief!! (Herbert und Mika ab.)

Schwedtke: Na, ich werde mich nun man auch bald anziehen. Aber nett finde ich das nicht von Ihnen, Frau Bauer — das muß ich sagen!

Frau Bauer: Aber mein lieber Herr Schwedtke! Ich weiß nicht, daß Sie das nicht einsehen. Daß Sie darüber auch nur ein Wort verlieren! Es muß Ihnen doch auch angenehm sein, ein paar Tage ungestört Ihre goldene Freiheit genießen zu können.

Schwedtke: Na ja, na ja! Aber — — Und den ganzen Tag sieht man keinen Menschen!

Frau Bauer: Nun, wie ich vermuthe, werden Sie sich schon Gesellschaft schaffen!

Schwedtke: Ach so, Frau Bauer! (mit dem Finger drohend) Aber sieh Einer an!

Frau Bauer: Sagen Sie, lieber Schwedtke, Sie sind doch immer mein Hofbankier! Die Zinsen lassen auf sich warten. Und die Reise, die mir da über den Hals kommt, kostet auch wieder 'ne Stange Gold. Können Sie mir nicht bis zum Ersten 50 Mark — —

Schwedtke: Fünfzig Mark, Frau Bauer! Sie sind doch immer noch mit 30 bei mir in der Kreide. Nee, nee, beste Frau Bauer, es geht nicht, es geht wirklich nicht! Na ja, warten Sie mal; ich kann mir ja vielleicht noch 'nen Vorschuß von der Casse geben lassen. Gern thue ich das zwar nicht, aber na ja, wenn Sie's eben brauchen, dann brauchen Sie's, dann muß es eben sein! Warten Se ... ich geb's Ihnen gleich (geht an den Schreibtisch). Das heißt — 40 — mehr habe ich wirklich nicht übrig — aber den 1. October, wenn ich bitten darf!

Frau Bauer (es hastig einsteckend): Ganz gewiß, Herr Schwedtke, Sie können beruhigt sein! (Mika und Herbert — Mika sehr roth.)

Frau Bauer (schnell): Ich sagte von dem Moralunterricht, Herr Schwedtke — —

Mika: Im Küchenspind haben wir das Necessaire nicht gefunden!

Frau Bauer: Ich werde einmal selbst nachsehen. Alles muß ich selbst machen. Es ist auch kein Verlaß auf irgend einen Menschen.

Mika: Ich werde Dir die Lampe tragen, Mama.

Frau Bauer: Ich glaube es auch neulich irgendwo in meinem Nachttisch gesehen zu haben. (Beide ab.)

Schwedtke: Finden Sie nicht, die Mika ist doch eigentlich ein Prachtmädel: een janz reizender Käfer is se!

Herbert (zuckt mit den Schultern).

Schwedtke: Wirklich, wissen Sie, so was könnte selbst einen so 'n alten Kerl, wie ich es bin, noch zu Dummheiten verleiten.

Herbert: Herr Schwedtke, ich liebe derartige Gespräche nicht.

Schwedtke: Na, entschuldigen Sie mal. Haben Sie sich doch nicht so! Wie ich so alt war wie Sie, da gabs ja zehn Meilen in'n Umkreis überhaupt kein Mädchen ... (Herbert auf die Schulter klopfend) Na, man wird eben mit den Jahren ruhiger, Sie werden das eben auch noch merken!

Herbert (peinlich berührt): Möglich, mein Lieber, möglich, aber ich mag — — —

Schwedtke: Aber, Herr Berliner, ich finde doch nichts dabei — Wir sind doch alle in diesem Punkte Menschen, und ich wenigstens —

Herbert: Das mag ja alles sein, lieber Herr Schwedtke — Ich will über diese physiologischen Vorgänge mit Ihnen nicht streiten. Aber ich kann es trotzdem nicht dulden, daß von einer jungen Dame, die ich verehre, in dieser Weise gesprochen wird.

Schwedtke: Na, was habe ich denn nu schon eijentlich gesagt?!

Herbert: Nichts, nichts! Nein, gesagt haben Sie wirklich nichts! Ich bin nur kein Freund von derartigen cynischen Auseinandersetzungen.

Schwedtke: Na, das ist ja noch besser, wenn man nicht mal mit Ihnen über 'ne janz natürliche Sache reden kann ... Aber nu sagen Sie mal was Anderes, Berliner, wie ist das: Kommen Sie nicht heute zum Kegelabend?

Digitized by Google

Herbert: Heute kann ich nicht. Ich habe noch eine Conferenz wegen unserer neuen Zeitschrift.

Schwedtke: Wie ist denn das nu vielleicht mit nächsten Sonnabend?

Herbert: Hören Sie mal, mein Lieber, ich glaube wirklich nicht, daß ich mich in diesem Milieu wohlfühlen würde!

Schwedtke: Nicht Wohlfühlen?! Na, ich versichere Ihnen, da ist Einer, der heißt Kutschmann, den müßten Sie mal mit in Mund Piston blasen hören, und wenn er erst die Soubrette mitirt, da liegen Sie ja janz einfach lang!

Rahmen ohne Bilder.

Von Marsyas.

Consequenz ist alles. In ethischen Consequenzen zeigt man den Charakter. Das haben wir gelernt. Mit logischen beweist man das Talent. Das soll man wissen. Die Allgemeinheit oder Zunft hat einen Gedanken bis zum Hundertsten entwickelt. Das muß der Schlußpunkt sein; dahinter scheint nur das Indifferente, das nicht zu Erfüllende, der große Raum zu liegen. Der Talentirte denkt den Gedanken weiter, nicht zu Ende, denn es giebt kein Ende eines Gedankens) und entdeckt den ersten Punkt hinter den hundert Punkten. Er differenzirt das Indifferente, erfüllt das nicht zu Erfüllende und schreitet über die Schattenschwellen in den großen Raum.

Nicht die großen Forscher, auch die kleinen Diebe haben solche Wellen eines Talentes. Die hundert Sachen, die keinem Menschen mehr entbehrlich, die seine erstarrten Sclaven sind, sind sämmtlich in diebischen Händen gewesen. Der ingeniöse, also consequente Dieb legt seine diebische Hand nicht mehr an diese Sachen. Er sieht stehlbare Dinge jenseits der hundert zehntausendmal gestohlenen. Wir konnten uns dessen letzthin als beglückte Zuschauer mehr als einmal versehen.

* * *

Nicht der Schauspieler mit den perversen Trieben, den ein Gönner am Theater hielt, und der für viertelhunderttausend Mark Juwelen stahl, ist der Mann mit dem glücklichen Gedanken. Man braucht nicht an Manolescu zu denken, um zu wissen, daß Juwelen zu den hundert Dingen gehören. Ihr concentrirter Werth stellt sie für Diebe gleich hinter die Banknoten. Fasciniren konnte das Mittel, mit dem der Perverse die Möglichkeiten, zu stehlen, sich erschlich. Die Gegenstände seines Diebzuges aber sind nicht interessanter gewesen als die Schleie in Fischernetzen.

Auch nicht, daß Jemand in Dublin jüngst, als Lord Castletown zum Ritter des Ordens St. Patrick geschlagen wurde, für eine Million Juwelen der Krone vor der Nase des „ulster king of arms" stiebitzte, ist das Neue. Denn auch Juwelen einer Krone sind immer noch Juwelen, die der Diebestradition seit Langem als holbares Gut galten.

Aber daß einer Berliner Galerie ein Pferdebild aus dem umschließenden Rahmen geschnitten, vor einem Jahr oder mehr aus dem Zeughause zu Berlin Orden entwendet wurden, dem Kunstgewerbemuseum eben dieser königlichen Haupt- und Residenzstadt ein erinnerungsreiches seidenes Hemd (welches bärge keine Erinnerungen in seinen Stoffen!) gestohlen wurde und vor langen Monaten aus dem Pariser Louvre etliche graziöse Püppchen nach delicibsen Assistentenorgien verschwanden — das weist auf einen neuen Kreis von Dingen, die der Diebeszunft heute bekannt geworden sind. Wie man insgemein weiß, wohnen Kunst und Betrug von je zusammen. Wer die Schriften der Bibliophilen liest, wird eine Encyclopädie der Fälschungen in ihnen nachgewiesen finden. Man denke auch an die nur schräg hier zutreffenden Worte Goethes an Schopenhauer: „Wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Literatur bekannt machen." Wer durch die alterthümlichen Straßen von Brügge mit den Augen des Wissenden wandelt, wird die Schauläden voll neuer alter Kunst finden. Und der italischen Kunst sagt man ein ausgezeichnetes Gedeihen im Dienste der falschen Minerva nach. Daß auch die Kunst und die Diebe zusammenwohnen, ist nicht so geläufig. Und wenn auch gestohlenes Kunstgut keine neue Erfindung ist, so ist sie doch eine vergessene. Die sie erneut aufgebracht, haben kaum von alten Erinnerungen den Staub gewischt, sondern ohne alle Anlehnung an alte Vorbilder selbstständig neue Objecte für ihre gewandten Hände gefunden. Man kann sich ihres Talentes nur als reiner Thor oder tückischer Bonhomme freuen und dem Mann mit dem seidenen Hemd (oder der Frau) in seinen Gefühlen, hold, treu und gewärtig bloß sein, wenn man jede Gelegenheit, kleine wollüstige Vorstellungen zu gewinnen, dankbar aufnimmt . . .

* * *

Es fragt sich, welche psychologischen Motive die zünftigen oder unzünftigen Diebe diesen Sachgebilden zugeführt haben. Es kann jenes neuerdings verschiedentlich aufgetauchte Verlangen sein, zwischen der Habe des Bürgers und dem Gut der Gesammtheit zu trennen. Den Einzelnen zu bestehlen, halten Manche für unsittlich, die den Staat zu bestehlen nicht für unfromm halten. Ich glaube nicht, daß die in dieser Scheidung liegende sittliche Kraft, die natürlich nur putative Bedeutung hätte, die zu diesen Diebesthaten treibende gewesen. Die allgemeine Zugänglichkeit dürfte (mit Ausnahme des Pariser Falles und der nicht aufgeklärten Hembaffaire) der Grund des Vergreifens gewesen sein. Das ist, was jene neue Diebesneigung zur Gefahr macht. Man weiß, daß Verbrechensformen epidemisch wirken: eine noch häufigere Entwendung von Kunstgegenständen als in unserer Beispielreihe ist eine Sache nächster Zeiten. Man wird die Wachsamkeit der medaillenbehängten Museumsdiener schärfen müssen, und wenn auch die Galerien einzelner Begüteter noch bestohlen werden sollten, werden die Schloßherren ihre Galerien sperren. Noch ist die Diebeskunst bei Kunstwerken erst bis zu den Anfängen gelangt. Wenn erst amerikanische Händler und Sammler auf lichtscheuen Wegen Bilder werden zu erwerben suchen, weil, sie rite zu erwerben, Ausfuhrverbote ihnen unmöglich machen, wird das Ausschneiden aus dem Rahmen noch häufiger, und der gespenstische Anblick, den leere Rahmen an der Wand machen, ganz gewöhnlich werden. Unsere öffentliche Kunstpflege, eine Sache ernstester Sorge unserer letzten Jahre und hoffentlich noch ernsterer unserer kommenden, wird Prüfungen ausgesetzt sein, die Heimsuchungen werden können. Es wird gründlicher Erwägung bedürfen, wie man die Kunstschätze gegen solche diebischen Gelüste einzäunt. Nicht der schlechteste Weg wäre, die Gelüste der Diebe auf andere Gegenstände zu verweisen, zu denen der Zutritt noch leichter und der Diebstahl noch lohnender ist. So lange aber die Gelüste nicht auf andere Schätze abgelenkt werden können (und wer wüßte vorerst solche?), werden wir trotz größter Vorsicht noch manchen Rahmen leer, manche Schale entwendet, manche Reliquie gestohlen finden. Auch wenn nicht, wie in Paris, die Diebe unter den Hütern sind.

(*Martin Beradt.*)

Münchener Brief.

(Unsere Censur. Morena-Lehár-Taumel. Lili Marberg. Eine Grammophonstudie. Der Petersproceß.)

München, im Juli.

Wir besitzen eine höchlichst verunglückte Censur. Mit einer Inconsequenz geht sie bei ihrer unsympathischen Arbeit zu Werke, daß Einem angst und bange werden kann. Wider Erwarten ließ sie Paul Egers amüsante Komödie „Mandragola" zur Aufführung zu, was ihr von „Oben" her eine Rüge eingetragen haben mag. Denn jetzt „arbeitet" sie mit unerbittlicher Strenge. Sie goß ihre Zornesschale über Reinhardt aus, der sich mit seinen Getreuen für ein kurzes Gastspiel angesagt hatte und uns mit Wedekinds „Frühlings Erwachen" und Schalom Aschs „Der Gott der Rache" bekannt machen wollte. Daraus wurde nichts. Die Censur feuerte ein Veto ab, und Reinhardt blieb aus. So wurden wir durch die Unvernunft und Kurzsichtigkeit dieser lieblichen Institution um zwei lehrreiche Abende gebracht.

Und das liebe Kunstpublicum verhält sich zu solchen ungerechten, unbegreiflichen Verboten hübsch ruhig! Arceo! Im Zeitalter der Protestkundgebungen und Versammlungen würde eine energische Stellungnahme Vieler an höherer Stelle gewiß Beachtung finden. Aber diese Theatermenschen verschwenden dafür ihre Kräfte lieber für Nichtigkeiten. Sie rasen zur 200. Aufführung der „Lustigen Wittwe". Es werden hier gleich drei Jubiläumsvorstellungen gefeiert, 200., 201., 202. Clavierauszüge werden an die Damen vertheilt. Gar mancher in Wonne Ertrunkener wird als Leiche nach Hause geschafft werden. Man spricht nur noch von „Meister" Lehár. Dieses Praenomen ist heutzutage gänzlich bedeutungslos geworden und billig wie ein alter Semmel. Ebenso unangenehm berührt der Morena-Taumel, der bei dem jedesmaligen Auftreten dieser wieder genesenen (?) Sängerin einen Theil des Publicums außer Fassung bringt. Auf der Straße finden Kundgebungen statt, die den Trambahnverkehr eine Zeit lang unterbinden. Ausgemachte Narren stürzen an den Wagen der Künstlerin und küssen ihr die Hände. Endlich zerstreut sich die Menge. Et le combat cesse, faute de combattants. Soll ich höflicher werden? „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist." Ich habe wieder Gelegenheit gehabt, Frl. Morena kürzlich im „Fidelio" zu hören. Sie ist besonders durch die Auffassung und Darstellung ihrer Rollen interessant. Dabei begünstigt sie eine wundervolle Bühnenerscheinung. Von ihrer Stimme war ich aber recht enttäuscht. Das Metall, den Schmelz, diesen ewig verführerischen Zauber unseres menschlichen Organs, habe ich vermißt. Und die Höhe klingt gepreßt. Man ist immer froh, wenn der hohe Ton gesungen ist. Ich fürchte, daß Amerika nächsten Winter für die davonfahrende Künstlerin eine Enttäuschung bilden wird. Die Anstrengungen der Saison werden ihr keineswegs zuträglich sein.

Am 30. Juni sagte Lili Marberg als „Salome" München Lebewohl. Ihr Verlust ist schmerzlich. Und leicht ersetzlich. Wenn sie

Digitized by Google

nämlich nach Ablauf ihres einjährigen Wiener Contractes zu ihrem früheren Wirkungskreis zurückkehrt. Ich glaube nicht, daß sie in der österreichischen Hauptstadt mit gleichem Erfolge thätig sein wird. Mit dem Namen Marberg ist die Geschichte des Münchener Schauspielhauses unzertrennlich verknüpft. Das soll nur ihre Beliebtheit zum Theil erklärend andeuten. Lieber in München Erste als in Wien Zweite und Dritte. Möge diese sympathische Künstlerin keine Enttäuschung erleben. Hoc est in votis!

Ich hatte neulich Gelegenheit an einem Grammophon eingehende Vergleichsstudien über unsere bedeutendsten Tenöre zu machen. Ich hörte: Caruso, Knote, Slezak, Krauß, Grüning und Jörns. Keinem Zweifel kann es mehr unterliegen: unser Knote hat von Allen bei Weitem die schönste Stimme! Sie staunen wohl? Und denken, ich spräche plump, parteiisch, oder hätte gar Caruso vergessen? Oh nein! Bitte überzeugen Sie sich selbst. Des Neapolitaners gesangstechnisches Können ist allerdings phänomenal. Das fiel mir besonders beim Bajazzo-Lied auf. „Lache, Bajazzo!" Er hat aber nicht den süßen Wohllaut der Stimme, besonders nicht in der Mittellage, die in ihrer gleichmäßigen Durchbildung Knotes Organ so verführerisch erscheinen läßt. Krauß fiel gewaltig ab, ebenso Slezak. Jörns prachtvolles Material muß durch seine unvernünftige Singweise zu Grunde gehen.

Knote ist überhaupt unser Stolz. Seine göttliche Stimme verschönert sich immer mehr, seine Entwicklung als Künstler schreitet unaufhaltsam vorwärts. Rastlos arbeitet er an der Vertiefung in der Darstellung seiner Rollen, die uns durch seine herrliche Verkörperung in das Opernhaus locken. Dort seinem Gesange zu lauschen ist jedesmal ein Fest.

Für jeden musikalischen Menschen, insbesondere für Gesangschüler, ist es äußerst lohnend und lehrreich, an der Hand exquisiter Grammophonplatten ähnliche vergleichende Stimmbetrachtungen anzustellen.

Bei echt afrikanischer Hitze hat hier der Petersproceß stattgefunden, der eine Woche lang „the happy Fatherland" in Spannung hielt. Beklagenswerthe Charaktereigenschaften unseres Volkes traten hier wieder einmal zu Tage. Und das Ausland unterhielt sich auf unsere Kosten. In solchem Streiten zeigt sich wahrlich keine Volksgröße. Gelungene oder versuchte Bloßstellungen unserer Colonialbeamten schaden uns extra muros. Immer und immer bei uns: enge, dürre Schreibtischseelen mit schädlichster Machtbefugniß, die zum Wohle des Reiches anders geartete Männer aus dem Wege räumen.

„Ließ er Negermädchen wirklich zu grausam prügeln? Konnte er ihnen die Kettenhaft sparen? Hat er ein schwarzes Hürchen und einen diebischen Boy ohne völlig zureichenden Grund als Spione an den Galgen gebracht und diese Execution absichtlich der vorgesetzten Behörde verschwiegen? Das sind die Fragen, die seit elf Jahren im deutschen Vaterland leidenschaftlich umstritten werden.

Ein Mann, der Bestien zähmt und unter der Tücke des Tropenklimas täglich um sein Leben ringt, muß andere Nerven, andere Sinne und andere Leidenschaften haben, als ein kranker, neurasthenischer Actenschreiber."

So schrieb Harden.

Es hätte nicht treffender gesagt werden können.

Roderich Freiherr v. Ompteda.

Notizen.

Martin Luthers Werke. Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben von Pastor Lic. Dr. Julius Boehmer. Deutsche Verlags-Anstalt (Stuttgart). Preis geb. Mk. 6.

Martin Luther, der als Schöpfer unserer Schriftsprache an der Schwelle der neuhochdeutschen Literatur steht, hat zugleich durch sein Lebenswerk die Fundamente zu unserer heutigen Cultur gelegt. Er ist der erste deutsche Classiker gewesen, und wie Goethes Faust nur in einem protestantischen Volke entstehen konnte, so hat die Sprachgewalt des „Faust"-Dichters die tiefsten Wurzeln ihrer Kraft in Luthers Sprache. Damit ist schon ausgesprochen, daß die Wirkung, die von Luther, dem Reformator und Schriftsteller, ausgeht, dauern und immer neu einsetzen wird, so lange es eine deutsche Sprache und Cultur giebt. Vergleicht man mit dieser umfassenden Bedeutung seiner Wirksamkeit die Verbreitung, die heute die Schriften Luthers haben, so ergiebt sich ein Mißverhältniß, das nur dann erklärlich erscheint, wenn man bedenkt, um wie viel Jahrhunderte doch Luthers Prosa hinter uns zurückliegt, wie kräftig und reich sich seitdem die Sprache, der er die Zunge gelöst, weiter entwickelt hat. Sollen darum Luthers Schriften, in denen noch so viel auch jetzt und für alle Zeiten Lebendiges ruht, heute in den weitesten Kreisen die gebührende Verbreitung finden, so muß ihre äußere Form der Schriftsprache unserer Gegenwart angenähert werden. Ferner ist unbedingt nothwendig, daß aus der gewaltigen Menge seiner Schriften das ausgewählt werde, worin seine Persönlichkeit am stärksten sich ausspricht, und worin sie am unmittelbarsten sich an das religiöse Fühlen und Sehnen unserer Zeit wendet. Das ist in der Ausgabe, die Boehmer hier darbietet, zum ersten Mal geschehen. Dem Ganzen geht eine Skizze von Luthers Lebensgang voraus, die zugleich eine Einführung in die Werke darstellt. Außerdem ist jeder einzelnen Schrift eine kurze orientirende Einleitung vorangeschickt. So liegt hier recht eigentlich die erste Volksausgabe von Luthers Werken vor, die in dieser Gestalt erst wieder recht lebendig und wahrhaft Gemeingut unseres Volkes werden dürften. Ganz besonders dankbar muß man dem Herausgeber dafür sein, daß er auch von Luthers prächtigen Briefen, die uns den Menschen Luther greifbar erstehen lassen, eine reiche Auswahl in seine Ausgabe aufgenommen, und daß er nicht in usum Delphini gekürzt hat. H.

Liebermann-Mappe, herausgegeben vom Kunstwart. Preis Mk. 10. (Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München.)

Wer den Kunstwart nur oberflächlich kennt, mag sich darüber wundern, daß gerade er Liebermanns 60. Geburtstag durch die Herausgabe einer besonderen Künstlermappe ehrt, und zwar mit der umfangreichsten Mappe, die er überhaupt bis jetzt gebracht hat. Aber Avenarius ist keineswegs ein Gegner der Modernen; die ihn und den Kunstwart dafür ausgeben, schließen das meistens sehr irrthümlich daraus, daß er die Folgerungen nicht mit macht, welche gewisse moderne Kritiker aus ihrer Bewunderung ziehen. Auch der Kunstwart schätzt und ehrt Liebermann, ohne ihn freilich mit den „modernen" Kritikern gleich den größten lebenden Maler oder sogar den größten lebenden Künstler zu nennen; aber er macht den Schluß nicht mit, daß deßhalb die Künstler anderer Richtung, daß vor Allem so überragende Genies wie Böcklin und Klinger geringere Künstler als Liebermann seien. Auch im Begleittext zur Liebermann-Mappe macht Avenarius aus seiner ablehnenden Meinung gegenüber den einseitigen Verherrlichern Liebermanns kein Hehl; im Uebrigen aber bemüht er sich, dem Publicum die Augen für diese urgesunde und wahrhaftige Malerei zu öffnen, wo sie noch nicht geöffnet sein sollten. Liebermann selbst hat die Publication entgegenkommend mit seiner Hülfe unterstützt. Avenarius hat davon freudig Gebrauch gemacht, und so bietet die Mappe, mit nahezu einem halben Hundert (etwa zur Hälfte in großem Format reproducirten und auf Carton aufgezogenen) Bildern, die größte Bilderpublication über Liebermann, die bisher überhaupt erschienen ist. Wer die moderne Malerei in Deutschland näher kennen lernen will, der muß diese Mappe kennen lernen, wo immer er die Originale nicht kennt. G. D. W. C.

Einladung zur Subscription auf Wolfgang Kirchbachs Gesammelte poetische Werke.

Am 8. September des abgelaufenen Jahres starb Wolfgang Kirchbach plötzlich inmitten seines reichsten Schaffens, kurz ehe er das fünfzigste Lebensjahr erreichte. Seinen Plan, die vielverstreuten und meist vergriffenen Werke zu einer Gesammtausgabe zusammenzuschließen, konnte er nicht mehr zu Ende führen. Wir aber betrachten diese dichterische Hinterlassenschaft als einen Geistesbesitz des deutschen Volkes und wollen ihm mit dieser Gesammtausgabe, die nun von seiner Gattin und seinen Freunden vollendet worden ist, dieses geistige Erbe sichern.

Nicht gleichmäßig vom Tageserfolg getragen, immer aus den tiefsten Quellen des seelischen Erlebens und Empfindens schöpfend, wußte der Dichter sich durch seine Kunst jenen höchsten Lebensgenuß des reinsten Erkennens und Verstehens zu schaffen, der die Auslösung aller Lebensprobleme in sich trägt.

Modern im besten Sinne des Wortes, stand er über dem Wechsel der Tagesmode, die ihn nie berührt hat, weil sie ihn nie erreichte. Im tiefsten Ringen des Seelenlebens wie im schärfsten realistischen Erkennen und Beobachten schuf er Gestalten und Bilder, die ein unvergängliches Document deutscher Art bilden. Aus dem Gesammtbilde der deutschen Literatur wird sich Kirchbachs Name nicht fortdenken lassen.

Er wollte stets das große Ganze.

Seine Lyrik taucht nicht nur in alle Tiefen menschlichen Empfindens, sie erfaßt auch das Erleben des modernen Culturmenschen den Gewalten dieser Cultur gegenüber: ihrer tragischen, vernichtenden Gewalten, wie ihrer sinnigen Erlebnisse. Seine Balladen rühren an die gewaltigsten Erschütterungen der Volksseele. Seine Romane und Dramen tragen die plastische Gestalt intensivsten Lebens, mag er die Niederungen moderner Zeit im Landstraßenelend durchschreiten, die feine Sprache des modernen oder historischen Weltmannes reden oder die Lebenskämpfe des Kleinbürgers im Ringen der Enge mit der anstürmenden Großcultur schildern, mag et die tragische Urgewalt der Volksempfindungen zu Schicksalen schmieden. Er ist so recht der Dichter des vaterländischen Gedankens, unserm besten Volksthum nicht bloß einheitliche Organisation, sondern zugleich starke Bedeutung für die Menschheit zu verleihen. Der Dichter der sieghaften Weltcultur und ihrer tragischen Uebergewalt, aber auch ihrer selbsterlösenden, aufwärtsringenden Kraft.

Seine dämonisch-phantastische Gestaltungskraft schuf sich eine eigene, gewaltige, plastische Sprache. Eine Fülle von lebensstarken, heiteren und schwertragenden Gestalten tritt aus seinen Werken hervor, wir erleben eine Schicksalswelt in ihnen.

Darum ist eine Gesammtausgabe dieser seiner poetischen Werke, die ein Bild der Entwicklung des Dichters giebt und den inneren Zusammenhang herstellt, aus dem heraus und in dem sie der Dichter geschaffen hat, eine Pflicht der deutschen Nation gegenüber, so daß dem großen Kreise seiner Freunde und Verehrer nicht allein, sondern Allen, die für die deutsche Literatur, die deutsche Schriftsprache Interesse und Liebe haben, dieses sein Schaffensbild zugänglich wird.

Und darum bitten wir, durch Theilnahme an der Subscription das Zustandekommen dieser Ausgabe zu fördern, die im Verlage von

Digitized by Google

G. D. W. Callwey (München) erscheinen soll und 8 Bände (Preis geh. Mk. 5, geb. Mk. 6) umfassen wird.

München. Dresden. Im Mai 1907 Berlin.

Leopold Adler. Flodoard von Biedermann. Wilhelm Bölsche. Michael Georg Conrad. Wilhelm Freudenberg. Karl Frenzel. Ludwig Fulda. Julius Hart. Konrad Küster. Friedrich Kummer. Adolf Lasson. Leonhard Lier. Max Martersteig-Cöln. Emil Peschel. Julius Rodenberg. Prinz Emil Schöneich-Carolath. Walter Schulte vom Brühl. Franz von Stuck. Alexander Strakosch. Ernst von Wildenbruch. Bodo Wildberg. Bruno Wille. Karl Woermann. Eugen Wolff-Kiel. August Wünsche.

Folgende Neuerscheinungen sind uns zugegangen:

Jean Paar: Der Kaiser und die Kunst und die sociale und ethische Bedeutung der Kunst. Verlag von Max Altmann (Leipzig). Preis geh. Mk. 1.50.

David Kaback: Die Heirath aus Rache. Trauerspiel in vier Aufzügen und einem Vorspiel. Nach der gleichnamigen Novelle des Le Sage-Verlag von R. Trenkel (Berlin). Preis geh. Mk. 2.

Alfred H. Fried: Die moderne Friedensbewegung. Samml. „Aus Natur und Geisteswelt". B. G. Teubner (Leipzig). Preis geb. Mk. 1.25.

Im Insel-Verlage (Leipzig) erschienen:

Carl Schüddekopf: Goethes Tod nach Documenten und Berichten der Zeitgenossen (Goethes letzte Lebenstage, Tod und Leichenfeiern; Text der Leichenrede, Trauerdichtung u. s. w.). Mit sechs Beilagen (Bilder und Faksimiles). Preis geh. Mk. 4.

Giosuè Carducci: Ausgewählte Gedichte. Aus dem Italienischen übertragen von Bettina Jacobson. Zweite Ausgabe. Preis geh. Mk. 4.50.

Auserlesene Gedichte des Herrn Christian Hofman von Hofmanswaldau. Mit einer Einleitung herausgegeben von Felix Paul Greve. Preis geh. Mk. 2,50.

Im Verlage von Johann Ambrosius Barth (Leipzig) erschien als 7. Band der „Natur- und culturphilosophischen Bibliothek":

Dr. Karl Neißer: Ptolemäus oder Kopernikus? Eine Studie über die Bewegung der Erde und den Begriff der Bewegung. Preis geh. Mk. 3.

D. Hans Haas: Japans Zukunftsreligion. 2. Aufl. Verlag von Karl Curtius (Berlin). Preis geh. Mk. 2.40.

Hedwig Hard: Die im Schatten gehen. Skizzen. Verlag von Gustav Riecke (Berlin). Preis geh. Mk. 3.

Die Stimme der Großen: Bd. 1. Friedrich der Große. Worte und Aussprüche. Herausgegeben von Dr. Otto Krack. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt (Berlin). Preis eleg. cart. Mk. 1.60.

Beatrice Harraden: Die Tochter des Gelehrten. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von E. v. Kraatz. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. Preis geh. Mk. 2.50.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuscripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Abonnement auf das III. Quartal 1907.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.

Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Leipzig.

Digitized by Google

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Jede Nummer 20 Pf. 24 h.

Reiselektüre aus

Max Hesses Volksbücherei.

Jede Nummer 20 Pf. 24 h.

Besonders empfehlenswert durch **gute Autoren, geschmackvolle Ausstattung, große deutliche Schrift, außerordentliche Billigkeit.**

Auswahl:

Achleitner, Der Finanzer
Anzengruber, 6 Erzählungen
Bernhard, Heimatluft
Blüthgen, Mama kommt!
Böhlau, Sommerseele. 2 Nrn.
Droste-Hülshoff, Judenbuche
Gerstäcker, Verhängnisse. 2 Nrn.
— Herr Hobelmann usw.
— Die Moderatoren usw.
Goedicke, Jens Larsen. 2 Nrn.
Grasberger, Schöne Kastellanin. 2 Nrn.
Groller, Lori Bergmann und andere Erzählungen
Hartmann, Der Krieg um den Wald. 2 Nrn.
v. Heigel, Im Isartal
Holzamer, Am Fenster. 3 Nrn.
Jensen, Der Tag von Stralsund. 2 Nrn.
Kompert, Aus d. Ghetto. 4 Nrn.
Laube, Louison. 3 Nrn.
v. Liliencron, Zehn ausgew. Novellen. 2 Nrn.
Meinhardt, Auf d. Heilwigshof
Niemann, Frauenliebe
Oelckers, Autographensammler
v. Perfall, Landstreicherin
Pichler, Der Flüchtling. 2 Nrn.
Rosegger, Der Höllbart. 2 Nrn.
Schanz, Die Alte
Scherr, Tochter der Luft. 4 Nrn.
— Pilger der Wildnis. 4 Nrn.
— Nemesis. 5 Nrn.
— Größenwahn. 6 Nrn.
Schoene, König der Täufer
Stern, Pate des Todes
— Vor Leyden
v. Strauß-Torney, Hint. Schloß u. Riegel. 2 Nrn.
v. Suttner, Ketten und Verkettungen
— Franzl und Mirzl. 2 Nrn.
v. Sydow, Anna Steinhofer. 2 Nrn.
Trinius, Wenn die Sonne sinkt. 2 Nrn.
— Bachfriedel
Twain, 1000 000 Pfund-Note.
Viebig, Simson u. Delila. 2 Nrn.
Voigt-Diederichs, Vorfrühling. 2 Nrn.
Weigand, Anselm. Sirene. 2 Nrn.

Ausführliche Verzeichnisse auf Verlangen gratis.

In allen Buchhandlungen vorrätig!

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Otto Boenicke

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Berlin W. 8, Französische Straße 21

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von

selbst importierten Havana-Cigarren

in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".

Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.

Preisbücher über importierte Cigarren und über in

Deutschland gearbeitete Cigarren

in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über

Cigaretten, Rauchtabake usw.

kostenfrei.

Fernsprecher: Amt I. 1055 und 8800.
Telegramm-Adresse: „Simpatica" Berlin.

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 27. Juli 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Der Unmenschliche. Von Ernst Egon Friedegg (Wien). — Die Nationalitäten in der Nordmark. Von H. Petersen (Lügumkloster). I. — Friedrich der Große als wahrer deutscher Nationalheld. Von Karl Bleibtreu (Berlin). — Vom Naturgefühl in der Tonkunst. Von Dr. Walter Niemann (Leipzig). II. — Vauvenargues. Von Dr. Anselm Rueſt (Berlin). — Drei Gedichte. Von Oskar Wiener (Prag). — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). 4. — Das Licht von Münster. Von Marsyas (Martin Beradt). — Americana. Von Hanns Decke (New York). — Die Unterredung. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

Der Unmenschliche.

Von Ernst Egon Friedegg (Wien).

In seiner Essaisammlung „Unmenschliches" (1906 im Wiener Verlag erschienen) schreibt Graf Adalbert Sternberg, augenblicklich der populärste Mann, den wir in Oesterreich haben, als Argument gegen die Manieren des österreichischen Abgeordnetenhauses: Vergleichen Sie mit den parlamentarischen Sitten Englands und Frankreichs die Zustände in unserm Parlament, wo ein Mann, der zu den Allerfeinsten zählt, der Abgeordnete Lecher, in öffentlicher Sitzung den Präsidenten des Hauses, der heilig gehalten werden soll, einen armenischen Ziegenschänder nannte.

Und dann fährt Graf Sternberg fort: Das charakterisirt die Gesittung unserer Männer der Oeffentlichkeit am besten. Der Abgeordnete Lecher ist durch diesen Zuruf berühmter geworden als durch all sein reiches Wissen!

Das öffentliche Wirken Sternbergs riecht nach weit stärkerem Tabak. Aber das neueste Beispiel eines Präsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses lehrt, daß dieser Lenker parlamentarischer Verhandlungen nicht heilig gesprochen werden will und meist nur den Wunsch hat, vor dem Herrn und Meister seiner Partei Wohlgefallen zu finden. Und der Präsident des letzten österreichischen Kurienparlaments war der in Fragen der häuslichen Geschäftsordnung meist von kleinen Beamteten geleitete, in Politicis weniger begabte als harmlose Obmann einer harmlosen Partei, deren andre Mitglieder (zwei) sich in die Würden des stellvertretenden Obmanns und des Schriftführers theilten. Man darf den Willen einer parlamentarischen Körperschaft (der meist gar nicht ihr Wille, sondern die Laune eines Zufalls ist, ebenso wie das Ergebniß einer Wahl in einem Wahlbezirk, in einem ganzen Lande nicht das zuverlässige Product des Volkswillens genannt zu werden verdient) zur Wahl seines Präsidenten nicht so ernst nehmen, daß dieser Wille geeignet wäre, den Vorsitzenden der parlamentarischen Verhandlungen mit einem Heiligenschein zu umgeben. Nicht der Wille der Parteien kann dem Präsidenten eines Volkshauses jene Würde verleihen, womit Graf Sternberg ihn pathetisch ausstattet, nicht einmal seine Machtfülle. (Ist er im Sinne seines Hauses ein guter Präsident, dann ist er sein Bild, das Bild der politischen Geschäfte einer Mehrheit, die, zum mindesten im Sinne einer Minderheit, dunkle Geschäfte sind. Ein schlechter Präsident — er gedieh in Oesterreich zuweilen in besonders erlesenen Exemplaren — bildet oft die aufgeregten Puffer zwischen formlosen Massen, die — in ihrer Wirkung — mit Aufregung unthätig sind.) Das Präsidium eines Abgeordnetenhauses ist immer ein aus tausend Kleinlichkeiten bestehendes Geschäft, das nach meiner Meinung Gott nicht mit ewiger Seligkeit lohnt, ein Geschäft, das freilich in katholischen Staaten der Stellvertreter Gottes manchmal mit einem Grafentitel oder einem päpstlichen Orden bezahlt, ein Geschäft, für das andere irdische Mächte, die einen beträchtlichen Theil ihres Aufwands mit der Eitelkeit der Unterthanen bestreiten, den Titel Excellenz spenden.

Ich halte es nicht für wünschenswerth, daß sich unter den vielen socialpolitischen Thaten, womit die Völker dringend beglückt werden sollen, der stille Wunsch aller Interessenten erfülle, daß den Präsidenten des Reichsraths ein Glorienschein gekauft werde. Aber die Mitglieder kaiserlicher und königlicher Häuser haben auch nicht zu fürchten, daß den Consuln, die Acht zu geben haben, daß der Staat keinen Schaden nehme, einmal gründlich einfiele, auch bei Abstimmungen über diese Frage gründlich und mit der dazu nothwendigen Mehrheit einfiele, aus dem Strafgesetz die Bestimmungen über Majestätsverbrechen zu entfernen.

Graf Sternberg, der in der Welt viel umhergefahren ist, weiß, daß der frivolsten europäischen Nation, den Franzosen, nichts so sehr imponirt wie ein wirklicher Majestätsparagraph — allerdings wegen der dazu gehörenden eignen lebenden Majestät. Als erfahrener Agitator löst Graf Sternberg die Frage einer drohenden Anklage wegen Majestätsbeleidigung praktisch durch eine Flucht in die neutrale Sonne Afrikas.

Aber als erfahrener Agitator weiß er auch, daß man mit den blindesten Schüssen nach den Höhen der Menschheit noch am meisten Stimmvieh schießt (die Menschen lieben die Respectspersonen nicht weniger als die Respectlosigkeit vor diesen Respectspersonen).

Diese Treibjagden des Grafen Sternberg auf hohes und höchstes Wild waren im alten Hause die Existenzberechtigung seines Mandats: offne und versteckte Feinde eines Systems und mancher Person, Gegner, die wohl den Skandal haben möchten, aber die Socialdemokraten, die berufensten Skandalmacher einer bürgerlichen Gesellschaft, nicht leiden können, hohe Herrschaften, die den Grafen Sternberg auf der Kärntnerstraße nicht grüßen möchten, drückten ihm gerne verstohlen „Material" in die breite Hand. Zuletzt benutzte er seine Kenntniß eines Wiener eleganten Nachtlocals und die kaiserliche Unkenntniß dieser unheiligen Hallen (Unkenntniß im

Digitized by Google

Zusammenhang mit einer allzu freundlichen kaiserlichen Recension dieses Unternehmens) zu einem spöttischen Angriff auf den Träger der Krone. Als sein Mandat abgelaufen war, wollte darum der Staatsanwalt mit dem Herrn Grafen Zwiesprache halten; worauf sich Sternberg in der geliebten englischen Art nach Afrika empfahl. Die erste Wahlcampagne um die gleiche, allgemeine, directe und geheime Gunst der Wähler verbrachte er außer Landes — und ist gegen einen Socialisten mit großer Mehrheit gewählt worden.

Er hat buchstäblich tanzend sein erstes Reichsratsmandat erworben (er soll mit den Beinen charmant böhmisch sprechen können), und heftig schimpfend hat er sich ins Haus des allgemeinen Wahlrechts fortgepflanzt. In einer Wahlschlacht, wo der Besitz eines Ministerportefeuilles, Bildung, große Lungenkraft, ja nicht einmal hervorragende Unbildung zuverlässige Mittel waren, die Stimmen der Wähler einzufangen, siegte Graf Sternberg elegant über das Mittelländische Meer hinweg.

Er hat einen seltenen Muth, auszusprechen, was er denkt, einen bewundernswerthen Eifer, zu sagen, was er meist nicht durchgedacht hat. Und es wird einem nicht besonders schwer, diesen Politiker genau zu erkennen. Er erzählt Alles, was er weiß, und — leider — sehr oft auch Dinge, die er nicht weiß.

Nach zwei bis drei Aufsätzen hat man ihn durchaus erkannt, in den andern hat er nichts mehr zu erzählen. Sein Bild steht fest: er ist der reactionärste Mann, den wir gegenwärtig im österreichischen Parlament haben. Und er bemüht sich nicht, mit seinen Gesinnungen hinter dem tschechischen Berg zu halten. Er ist für den äußersten Nationalismus (als radicaler Tscheche), für Kirche und Monarchie, für eine starke Armee, für den Producenten (als Agrarier), er ist für den Krieg und fürs Duell (als Vollblutaristokrat), für den Alkohol; er ist gegen die freie Schule und ist gegen den Consumenten. Zu seinen realen Absichten gehört eine ganz conservative Verwaltung (mit mäßiger Corruption), eine Justiz im Namen Gottes und des Kaisers.

Was die Menschen an ihm irre werden läßt, ist dieses: daß ein Reactionärer, dessen von Alters hergebrachte Kunst es ist, zu schweigen, täglich die Trompete bläst und nicht müde wird, zweimal des Tages die große Reclametrommel zu schlagen. Er ist einer der genanntesten Männer der Morgen- und Abendausgabe. Wenn der Graf Sternberg im Land ist, freuen sich die journalistischen Kärrner: er ist überall dabei, wohin ein harmloses Journalistenauge fällt. Und wenn er außer Landes ist, dann ist in den heiligen Hallen, wo Zeitungen zusammengeschnitten werden, erst recht große Freude: Sternbergsche Löwen- und Bärenjagden können den Lesern zu allen Tageszeiten aufgebunden werden, die Ausflüge dieses berühmten Parlamentariers nach Marocco zu aufgeregten Zeiten im Innern dieses gelobten Landes lehren den Leser zum Frühstück und nach dem Mittagessen das Gruseln, und Sternbergs Ausflüge ins Innere eines Vergnügungsetablissements können immer mit einer allgemeinen Champagnernoth für die kommenden sieben Jahre enden.

Ein solcher ungenirt journalistisch-reclamehafter Zug geht durch alle seine Schriften. Oder wenigstens über ihre Oberfläche, den Titel und den Umschlag. Ein Zug, der nicht an die Wurzeln greift, sondern nur die Baumkronen unsanft liebkost. Seine Essays „Unmenschliches" sind sehr conservative Cavallerieattacken (so heißen andre, bei Hermann Walther in Berlin herausgekommene Aufsätze), und seine conservativen Cavallerieattacken sind sehr menschliche, im Grunde dürftige journalistische Leistungen.

Jedoch ist die Methode des Grafen Sternberg, den Menschen und Dingen an den Leib zu gehn, zuweilen ungemein fesselnd und in ihrer Grobheit sehr liebenswürdig und chevaleresk. Den Grafen überfällt — nach seiner Meinung — immer eine Gänsehaut, wenn er Jemand Wasser trinken sieht. Deßhalb findet er für Wassertrinker, je nach ihrer bürgerlichen Beschäftigung, die verächtlichsten Worte: Wasserpolitiker, Wasserdichter, Wasserkatholiken. Und er erfindet gegen die armen Wassertrinker beiderlei Geschlechts die unangenehmlieblichsten Anecdoten. Zum Beispiel: Ein Professor wollte mit dem bei Politikern und Nationalökonomen beliebten Mittel der Statistik — es ist bekannt, daß Zahlen Alles beweisen — für ewige Zeiten endgiltig feststellen, daß Menschen, die Wasser trinken, länger leben als Alkoholiker. Er suchte und fand einen fünfundachtzigjährigen Wassertrinker. Lange blieb er versonnen vor diesem Wunder der Natur stehn. Als er sich von dem Traum erholt hatte, daß er durch die Mittheilung des „Falles" in die medicinische Literatur kommen werde, wollte er sich von dem Greise verabschieden. Der wies auf ein benachbartes Haus und sagte: Lieber Herr, es ist wahr, ich habe mich in meinem Leben nicht besoffen und bin fünfundachtzig Jahre alt geworden. Aber hier wohnt einer, der sich heute noch täglich betrinkt. Die Leute müssen den Alten immer aus dem Wirthshaus nach Hause schleppen. Und der Mensch schämt sich nicht — mit neunundneunzig Jahren.

Freilich unter hundert Angriffen des Grafen Sternberg sind neunundneunzig verhaun. Ein classisches Beispiel dafür, wie man Leute nicht anrempeln darf, ist dieses. Er schreibt gegen die Friedensfreunde die folgenden Sätze nieder: Ich war in Luzern und habe die Stätte gesehn, wo alle Friedensapostel ihre Zelte aufgeschlagen haben und wo ein Friedensmuseum gezeigt wird. Wer nun die Träger der Kriegsstandarte mit den Trägern der Friedenspalme vergleicht, weiß Alles (!!) ... Ja, man weiß wirklich Alles, was der Graf Sternberg nicht zu sagen verstand. Gelegentlich leistet er sich gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung, die zu wenig Ehebrüche begeht, den Ausspruch: Eine Gesellschaft, wo es keinen Ehebruch gäbe, müßte sich vor Langeweile auflösen! ... Ein andermal schreibt er die Sentenz nieder: Schulden können eine Gabe Gottes sein; denn sie schärfen die Erfindungsgabe, sie eifern zur Arbeit an, sie mehren den Fleiß, sie reizen den Unternehmungsgeist. Wie viele einzelne Menschen verdanken ihr Vermögen ihren Schulden, ihre Carrière! Pitt, Fox, Blücher, Radetzky und Julius Cäsar — welche Männer, und wie viel Schulden haben sie gemacht!

In diesen letzten Sätzen giebts eben so viele Unrichtigkeiten wie Behauptungen. Wie viel Unwissenheit und wie viel Belesenheit!

Und das ist der Styl des Grafen Sternberg: daß er keinen hat. Oder genauer gesagt: daß dieser Styl sehr gemischt und unrein ist (wobei ich natürlich nicht an den Styl denke, der nach der Behauptung eines gut schreibenden Franzosen der Mensch ist, nicht an den Schreibstyl, sondern an die ganze Art, die — wirklich — den Menschen ausmacht). Dieser Styl erinnert an die Art von Cocotten. Da hat man sich mit großer Mühe mit Peter Altenbergs schwächlicher Hülfe ein unheiliges Bild von überragender Unmoral gemacht. Und wird bei näherm Zusehen entsetzt vor so viel bürgerlicher Moral die Nase schließen, wie man ihn bei declassirten Frauen findet. Nämlich: jede Bürgerfrau hat mehr Freude an der „Sünde" als die Priesterinnen der Venus, und in keinem bürgerlichen Kreise wird die Anständigkeit höher geschätzt als von den Geschöpfen, die die bürgerliche Gesellschaft in eine Sackgasse weist, wenn sie des Abends ihre Väter und Söhne „verführen".

Der Graf Sternberg ist im Stande, mit der rechten Hand für ein schmieriges Wiener Blatt zu schreiben und mit der linken am nächsten Tag (Graf Sternberg redet immer schon am nächsten Tag) im Namen des böhmischen Volkes einen ziemlich anständigen Journalisten für eine zahme Widerrede zu ohrfeigen (Graf Sternberg könnte mit

Digitized by Google

der linken Hand nicht Schlechteres schreiben, als das Meiste, das er veröffentlicht, aber wenn er mit der Rechten ohrfeigte, wäre das für die Betroffenen viel gefährlicher). Er ist in der Laune für eine günstige Conjunctur in Zucker zu plädiren, einem andern Abgeordneten dasselbe Lauern auf die Conjunctur in demselben Zuckerstoff vorzuwerfen und auf eine Antwort des Collegen mit einem Wasserglas zu repliciren.

Nein, der Graf Sternberg ist nicht der große Unmenschliche, als der er kämpfen und bekämpft werden will, sondern ein Reactionär, der bei den modernsten Parteien die hohe Schule der Demagogie besucht hat. Es ist auch nicht besonders schön von diesem Grafen, daß er den Ehrgeiz hat, Bücher zu schreiben, wie ihm Eduard Pötzl mit liebenswürdigem Schwachsinn einredet.

Aber es ist jammerschade um diesen Körper, der den größten Strapazen gewachsen wäre, sogar denen, heute noch — mit achtunddreißig Jahren — etwas Rechtes zu lernen.

Die Nationalitäten in der Nordmark.

Von H. Petersen (Lügumkloster).

I.

Der Nationalitätskampf in der Nordmark zieht seit über einem halben Jahrhundert die Blicke Deutschlands auf sich, und auch das Ausland wendet ihm literarisch wie politisch zum Theil seine Aufmerksamkeit zu, wenn dies auch periodisch mit größerem oder geringerem Interesse geschieht. In neuester Zeit ist in Folge dieses Nationalitätskampfes sogar eine internationale Verhandlung geführt worden, deren Resultat der Optantenkinder-Vortrag vom 11. Januar 1907 ist. Wenn die Vertragsmächte, Deutschland und Dänemark, als Ziel ihrer gepflogenen Verhandlungen angeben, daß durch den Vertrag eine Beilegung des Streites, wie sie es nennen, eine Beseitigung der Beunruhigung herbeigeführt werden solle, die in gewissen Bevölkerungskreisen herrscht, so dürfte zunächst die Erreichung dieses Zieles stark angezweifelt werden. Denn ohne Zweifel wird die eine der Parteien im Kampfe, die dänische Nationalität, durch die im Vertrage ausgemachte Aufnahme von Tausenden bisher nichtdeutscher Staatsbürger in den preußischen Unterthanenverband erheblich gestärkt und dadurch das bestehende Stärkeverhältniß zu Ungunsten der dänischen Nationalität verschoben werden.

Die Verhältnisse in unserem Grenzlande werden manchmal mit denen in den Ostmarken verglichen, aber solcher Vergleich ist leicht irreleitend. Dort in Osten scheiden sich Deutsche und Polen nach Rasse, Sprache und bis zum gewissen Theile auch nach dem religiösen Bekenntniß. In Nordschleswig sind Dänen wie Deutsche, wie man die Nationalitäten kurz bezeichnet, germanischer Rasse. Wenn die Gegner jetzt im Kampfe gerne eine Scheidung auch nach der Abstammung beweisen möchten, so ist das streitend gegen die Ergebnisse der Forschung. Jüten sind hier hereingedrungen, als das Land nach dem Fortzug der Angeln und Sachsen lange Zeit halb entvölkert dagelegen, aber die Jüten waren selbst Festgermanen, wie die Angeln und Sachsen. Der dänische Sprachforscher Christian Molbech nennt den Sprachgebrauch der Westjüten und Nordschleswiger, den bestimmten Artikel vor das Dingwort zu setzen wie im Deutschen, nicht ihn an das Dingwort anzuhängen, wie es die Nordgermanen — Dänen — thun, „den sächsischen Artikel". Er ist der Ueberzeugung, daß die Jüten und damit die Schleswiger ursprünglich ein sächsischer Stamm waren. Die Dänen haben von ihren Inseln Fünen und Seeland aus den Osten Jütlands besetzt, dessen Sprache sich noch heute von der Westjütlands und Nordschleswigs unterscheidet. Naturgemäß ist im Laufe späterer Jahrhunderte ein geringer Procentsatz von Dänen — Nordgermanen — hier eingewandert, ebenso wie eine deutsche Einschiebung in dem eigentlich dänischen Gebiet sich bemerkbar macht.

Wenn auch staatlich im Mittelalter Dänemark bis zur Eider reichte, so waren die Bewohner des heutigen Schleswigs doch keine Dänen oder Nordgermanen, sondern ein Zweig der Südgermanen. Es sind im Laufe der Zeit vom Süden her viele Elemente deutschen Stammes in Nordschleswig seßhaft geworden, sie haben nicht immer ihr Volksthum bewahrt, sondern sind mit ihren Sympathien in die Reihen der Gegner des Deutschthums getreten, welcher Fall umgekehrt bei einzelnen eingewanderten Dänen auch sich nachweisen läßt.

Die Volkssprache ist keine Scheide der Nationalitäten, wie in Posen etwa. Im nördlichen Schleswig ist dänisch redend und dänisch gesinnt nicht gleichbedeutend. In einzelnen Orten, vor allem in Flensburg, giebt es deutsch redende Dänen, aber in den nördlich davon gelegenen Kreisen ungleich mehr dänisch redende Deutsche. Die Sprache in der Familie nehmen wir zum Kennzeichen ob dänisch oder deutsch redend. Es giebt auch Familien mit deutscher und dänischer Sprache.

Wie wenig sich Sprache und Nationalität decken, zeigen folgende Zahlen aus den vier nördlichsten Kreisen. In Hadersleben hatten nach der Volkszählung von 1900: deutsche oder deutsch-dänische Muttersprache 16,8 Procent, dänische 83,2 Procent, es stimmten aber nur dänisch von allen Wählern 64,6 Procent, deutsch 32,1 Procent, socialdemokratisch 3,2 Procent. — Im Kreise Sonderburg sprachen deutsch bezw. deutsch und dänisch 17,4 Procent, dänisch 82,6 Procent, es stimmten deutsch 30,8 Procent, dänisch 61,9 Procent, socialdemokratisch 7,3 Procent. Im Kreise Apenrade waren 21 Procent der Bevölkerung deutsch redend bezw. deutsch und dänisch, dänisch redend 79 Procent, aber die Verhältnißzahlen bei der Wahl waren diese: 42,4 Procent deutsch, 46,9 Procent däuisch, 10,7 Procent socialdemokratisch.

Endlich im Kreise Tondern, wo wir friesische Sprache mit Deutsch und gemischten Sprachen zusammenlegen, waren die Zahlen: deutsch und friesisch 54,55 Procent, dänisch 45,45 Procent. Es stimmten dänisch 23,84 Procent, deutsch 70,74 Procent, sozialdemokratisch 5,42 Procent.

Die Zahl Derer, die deutsche und dänische Haussprache hatten, war gering, so daß sie nicht wesentlich in Betracht kommen konnte (in den resp. Kreisen wie oben nur 0,8 Procent, 1 Procent, 1,4 Procent und 0,9 Procent), dazu darf man davon ausgehen, daß in den Familien mit deutscher und dänischer bezw. deutscher und friesischer oder dänischer und friesischer Haussprache deutsches Nationalitätsbewußtsein herrscht. Bis auf Ausnahmen hält der dänisch gesinnte Hausvater darauf, daß in seinem Hause kein Deutsch gesprochen wird.

Ist die Sprache an sich kein Schiboleth für die nationale Gesinnung, so soll damit nicht gesagt sein, daß die Sprachenfrage nicht einen Faktor abgegeben hat und noch abgiebt im Nationalitätenkampf. Wir kommen darauf noch zurück. Ebenso werden wir noch näher auf die religiöse Frage eingehen, wenn wir erst zu der Besprechung der Nationalitätskämpfe der Gegenwart kommen. Vorerst werfen wir nun einen Blick rückwärts, um zu zeigen, wie sich die Nationalitätsverhältnisse der Jetztzeit allmälig entwickelt haben.

Die Verbindung Schleswigs mit Holstein war zuerst eine rein dynastische, von Dänemark wurden die größten Anstrengungen gemacht, diese Verbindung zu lösen. Darauf gingen die Königin Margaretha und ihr Nachfolger König Erich aus; zuerst mit List, dann mit Gewalt. Es entbrannte der 26jährige Schleswigsche Krieg, der aber günstig für den Herzog Adolf VIII. endete. Schleswig wurde nicht mit Dänemark vereinigt. Durch den gemeinsamen Kampf und die gemeinsam ertragenen Lasten des Krieges war das Band zwischen Schleswig und Holstein fester geknüpft worden, und es ist nicht von ungefähr, daß die Stände der beiden Länder

Digitized by Google

bei der Wahl des Königs Christian I. zum Herzog in Schleswig und Grafen von Holstein 1460 sich unter anderen Vertragspunkten vornehmlich das „up ewig ungedeelt" beschwören ließen. In diesem Wort drückt sich der Anschluß Schleswigs an Holstein, seine Trennung von Dänemark aus.

In fast 400 Jahren störte eigentlich nichts, auch nicht die dynastischen Streitigkeiten der einzelnen Zweige des Oldenburgischen Hauses das gute Einvernehmen zwischen Schleswig-Holsteinern und Dänen. Durch die vom Süden kommende Reformation wurde der Einfluß des Deutschen nicht nur in Schleswig, sondern auch in Dänemark gestärkt. In Schleswig war die Kirchenordnung zuerst in plattdeutscher Sprache verfaßt, in dieser auch die Bibelübersetzung eingeführt worden. Später wurden zahlreiche Prediger aus Deutschland berufen und die predigten in hochdeutscher Sprache. Ein ausgeprägt dänisches oder deutsches Nationalgefühl gab es nicht.

Das gute Verhältniß zwischen Dänen und Deutschen erhielt eine erste Störung durch den Sturz Struensees 1772, das erste ernstliche Anzeichen der dänischen Reaction gegen deutsches Wesen. Aber der erste Anlauf von Dänemarks Seite, in Schleswig auch für dänische Politik Boden zu gewinnen durch Danisirung der Sprache 1810, verlief im Sande. Ebenso erging es einem erneuten Versuch 1829. Damals hatten in den Städten und Flecken in ganz Schleswig von 51 Schulen nur 2 (im Kirchspiel Alt-Hadersleben) dänische Unterrichtssprache. Es spitzte sich in Folge dieser Versuche, die Schule und das Gerichtswesen zu danisiren, allmälig zum Conflict zu. Dazu war in Deutschland auch das Nationalgefühl mächtig erwacht und breitete sich, namentlich von den Universitäten ausgehend, nach Schleswig-Holstein aus. Man begann zu fühlen, was in Dänemark beabsichtigt war. Wie der König seinen Taufnamen Friedrich in Frederik abänderte, so sollte allmälig Schleswig mehr an Dänemark gekettet werden. Dazu war ein dänischer Lector, Baggesen, an der Universität Kiel angestellt worden mit dem ausgesprochenen Zweck, Schleswig in nähere Verbindung mit Dänemark zu bringen. Das Mißtrauen der einsichtsvollen Kreise war erwacht, die Schleswig-Holsteiner ahnten jetzt, wohin man zielte, und der Widerstand regte sich. Der Wahlspruch „up ewig ungedeelt" stand in Gefahr und bewies nun, daß er kein leeres Wort sei. Der Mann, der das entscheidende Wort sprach und mit dem nöthigen Nachdruck, war Uwe Jens Lornsen. Er wies seinen schleswig-holsteinischen Landsleuten den Weg; er that mehr: Er machte einen Riß zwischen Dänemark und Schleswig und das einen unheilbaren. Sein Volk rückte ihm langsam nach in die Bresche. Uwe Jens Lornsen ist der intellectuelle Befreier Schleswig-Holsteins. — So etwa faßt Professor K. Jansen Lornsens Verdienst zusammen.

Friedrich der Große als wahrer deutscher Nationalheld.

Von Karl Bleibtreu (Berlin).

Ausnahmenaturen tragen ihr eigenes Maß und Muß in sich selber. Aber dieser größte Deutsche gewinnt als Herrscher einen besonderen Reiz, indem er das Wort „Ich" immer klein schrieb, das Andere nicht groß genug schreiben können. „Der Staat bin Ich" hieß bei ihm „ich bin nur der Staat". Indem er so das wahre Herrscherideal dem Massenverständniß zur Erscheinung brachte, hat er Unendliches zur Erziehung der Menschheit beigesteuert.

In seiner abstracten Männlichkeit abseit der Natur stehend, bleibt das wahre Genie, dessen Wesen rein idealistisch, dem Weibe fremd, weil es dem im Weibe verkörperten Naturzwang nicht unterliegt. Der Bund der drei Parzen, Maria-Theresia, Zarin Elisabeth, Madame Pompadour, bot daher alle weiblichen Mittel unvernünftiger Leidenschaft auf, um den Anblick einer einsamen reingeistigen antierotischen Mannesvornehmheit aus dem Wege zu schaffen. Doch es zeigte sich, daß der männliche Genius stärker als alle Naturelemente war.

Friedrich konnte nie fallen, weil er sich stets getreu blieb: immer ein echter König als Revolutionär, immer ein echter Revolutionär als König. So hinterließ er uns das geschlossenste lückenloseste Bild eines Thatidealisten. Und wenn, eine verbohrt-materialistische Weltanschauung nach „productiven" Werthen fragt, die er schuf, so wird man eben die Achseln zucken: was heißt productiv? Alle Möglichkeiten wirthschaftlichen und sonstigen socialen Aufschwungs verdankt Preußen nur ihm. Seine größte Production ist freilich mit statistischen Tabellen nicht zu messen. Wenn Heine von sich rühmt, er sei ein braver Soldat im Befreiungskrieg der Menschheit gewesen, so darf man Friedrich wohl den Rang eines Feldherrn in diesem ewigwährenden Kampfe zusprechen. Er allein führte den antiken Staatsgedanken, wonach der Staat einzig im Interesse seiner Bürger Berechtigung hat, ins Bewußtsein einer verschlammten Menschheit zurück und so kann man die französische Revolution, ja sogar den heutigen socialistischen Staatsbegriff ohne diesen titanischen Bahnbrecher nicht denken. Wenn Napoleons Parole hieß: „Jede Laufbahn offen dem Talent!", so hieß die Friedrichs: „Es ist nicht nöthig zu leben, wohl aber, seine Pflicht zu thun." Als ewiges Vorbild pflichttreuen Heldenthums, als Verkörperung selbstloser Männlichkeit allzeit vor Augen zu stehen — ist das nicht fortzeugend productiver als Milliarden ökonomischer Werthe?

Mit dem ersten Kanonenschuß des Siebenjährigen Krieges wird uns Friedrichs helle melodische Stimme, deren seltener Wohlklang zum Herzen drang, der Posaunenton eines Erzengels. Sage mir, wer Dich haßt, und ich sage Dir, wer Du bist. Haß folgt dem untrüglichen Instinct des Unbewußten. Alles Kulturfeindliche, alle Schädlinge am Baum der Menschheitsentwicklung fanden sich zusammen in scharfsichtiger Wutangst vor dem gekrönten Revolutionär. Alle Mächte der Finsterniß wollten den festen leuchtenden Blick seiner Diamantenaugen nicht ertragen. Auch die unlogische Zuchtlosigkeit der Weibercoalition, wo eine Hochmoralische, die Wiener Keuschheitscommissionen ernannte, sich einer Unmoralischen („Ma chère cousine!") im Schwesterkuß gemeinsamer Raserei gegen den antisexualen Idealisten verband, enthüllt zur Genüge die tieferen Wurzeln dieses giftigen Schmarotzerthums, das die Heldeneiche zu ersticken drohte. „Wir werden einen Religionskrieg haben, größer denn je zuvor!" schrieb ein französischer Minister vorher, und nach der Liegnitzer Schlacht antwortete ein belobter Korporal dem König: „Streiten wir doch für Dich, Vater, und unsere protestantische Religion!" Der Papst schickte dem Daun einen geweihten Hut und Degen, warf mit Tugendrosen an die frommen Friedrichsfeindinnen um sich, während die märkischen Musketiere auf dem Marsche sangen: „Wohl von Berlin ein frommer Held besiegt mit Gott die weite Welt." Wohl muß man lächeln, wenn ein englischer Pfarrer in einer Predigt anläßlich des Roßbacher Sieges den Freigeist als David preist, und in ihm die Puritanerkraft neubelebt sieht. Doch in uns überlieferten Predigten märkischer Geistlicher (z. B. einer nach der Leuthener Schlacht) steckt alttestamentarischer Schwung, inbrünstige Erhebung zu tapferer tragischer Weltanschauung, die uns Friedrichs suggestiven Einfluß auf alle Gemüther vor Augen führt. Alles Freigeistige und Freikirchlich-Protestantische in Europa sah gleichmäßig in ihm seinen Heiland. Noch bedeutungsvoller wurde, daß zahllose Volkslieder ihn als deutschen Nationalhelden priesen. Längst vollzog sich in ihm eine Wandlung, nach jugendlicher Franzosenlei wendete er sich immer schroffer von den Wälschen ab. „Diese anmaßliche freche Brut" nennt er sie in den Roßbacher Tagen, machte später in Briefen an Alembert und Argens aus seiner Verachtung dieser „frivolen eiteln Nation" kein Hehl. In der Ode an Ferdinand von

Digitized by Google

Braunschweig zürnt Vater Rhein, daß die Wälschen seine Ufer besudeln. Nicht nur politischer Schachzug war es, daß er in seinem ersten Kriegsmanifest versicherte, er ziehe für Deutschlands Freiheit gegen habsburgisch-bourbonische Fremdherrschaft den Degen. Immer deutlicher fühlte er sich selbst als Großdeutscher, und die Freiwilligen, die aus allen deutschen Gauen seinen Fahnen zuströmten, die Franken und Württemberger, die bei Roßbach und Leuthen unter dem Rufe „Es lebe der König von Preußen!“ sich gefangengaben und dann tapfer in preußischen Reihen fochten, bewiesen ihm, daß er als solcher verstanden wurde. Doch der Glaubens- und Nationalheld stand gleichzeitig als Kämpe freien Denkens und Vorfechter der Civilisation da. In einem andern Gedicht schwört er der russischen Barbarei tödtlichen Haß, wünscht sie mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Und er wächst immer höher ins Riesenhafte: ein Heldenmartyr alles Heroisch-Ideellen, des Geistes schlechtweg gegenüber der sinnlichen Materie.

„Ihr Racker, wollt Ihr denn ewig leben?“ Dies titanische Imperatorwort stand dem Todesverachter wohl an, der sein eigenes geweihtes Leben täglich in die Wagschaale warf. Seine Person in die Schanze zu schlagen, den „Kerls“ zu zeigen, daß kein Blut zu theuer sei, um es für Preußen zu verspritzen, scheint ihm Herzensbedürfniß. Aber Rührung mischt sich der Bewunderung, wenn man staunend merkt, daß er gar nicht begriff, daß nur um Ihn allein der ganze Riesenkampf sich drehe, daß Preußens Zukunft einzig auf seinen zwei Augen stehe, daß sein Tod auch Preußens Ende bedeute. Sein großartiges Testament vor Leuthen und Kunersdorf, daß man im Falle seines Todes oder seiner Gefangennahme ohne jede Rücksicht auf ihn den Kampf fortzusetzen habe, rühmte Kaiser Wilhelm I., sein Nachfahre, als Evangelium jedes vaterlandsliebenden Herrschers. Doch das ergreifend Unbegreifliche dabei bleibt diese demüthige Gleichgiltigkeit gegen die eigene Person, die begeisterte Zuversicht zu Preußens Größe, ob ein Friedrich der Große lebe oder nicht. Im tiefsten Unglück, wo man ihm kaum vier Wochen weiteren Fortfristens zutraute, vor Roßbach sucht seine Ode an Prinz Heinrich den verzagten Bruder zu begeistern, den er als Heldenvorbild anpreist, und weissagt „bis in die fernsten Zeiten, o Preußen, Deines Staates dauerhaften Glanz.“ Nichts bezeichnender als sein Ausruf nach Roßbach: „Nun mag ich in Frieden zu Grabe fahren, weil nun die Ehre meiner Nation gerettet“, als sein Zuruf nach Leuthen an die Generäle: „Dieser Tag wird den Ruhm unserer Nation für immer begründen.“ Noch erhabener als sein bescheidener Heldenmuth dünkt uns seine Bezwingung steter Selbstmordgedanken, die er als Desertion verdammen muß. „Ich will das Unglück meines Vaterlandes nicht überleben, ich will mich unter seinen Ruinen begraben lassen.“ Wenn es nach ihm ginge, hätte er sich längst aus dem Leben davongemacht. „Doch das Gefühl meiner Pflicht hält mich am Leben.“ Andre mögen talentvoller sein und vor allem mehr Glück haben, in Einem aber weicht er Keinem: „meiner unbegrenzten Hingebung an den Staat“.

Ein [illegible] itrer eleganter Herr mit rosigen frischen Farben im [illegible] wird henden Gesicht zog in den Siebenjährigen Krieg, ein kupp[illegible]r Greis mit verrunzelten spitzen Zügen kam heraus. Doch die strahlenden Augen schienen noch größer geworden, nur hatten sie nicht mehr den warmen violettenen Schimmer, sondern harten stählernen Glanz. Etwas schweigsam Verbissenes lag um den herben Mund, der früher so munter scherzen konnte. „Fähnrich, wenn Er stirbt, so sterbe Er ruhig!“ soll er bei Kunersdorf den Schmerzensschrei eines armen Jungen finster und barsch verboten haben, denn er selbst wand sich ja täglich in seelischen Todesqualen für Preußens Sein oder Nichtsein und erachtete physisches Sterben als private Kleinigkeit. Doch derselbe Mann, dem das „Landgraf, werde hart!“ zur Pflicht werden mußte, rettete am Abend nach der Kunersdorfer Schlacht mitten in seinem eigenen Jammer zwei halbverblutete Secondeleutnants durch treue Fürsorge, schluchzte laut, als er im bombardirten Küstrin das Elend seines Volkes sah.

Ein Genie wird stets ein Herrenmensch bleiben. Dieser große Arbeiter glaubte nicht mehr an Menschenbeglückungsphrasen, wie sie dem jungen „Antimachiavel“ im Kopfe spukten, sondern an schöpferische harte Wirklichkeit. Doch „unsere Unsterblichkeit ist, den Menschen Wohlthaten zu erweisen“: wer so dachte und handelte, war ein reincarnirter Zwilling des Inderkönigs Asoka, dessen unsterbliche Edicte dem preußischen Landesvater so recht aus dem Herzen gesprochen sind: „Es giebt für mich keine Uebersättigung in der Arbeit, die beste Arbeit aber ist die fürs Gemeinwohl“. „Alle Menschen liebe ich wie meine Kinder. Im Diesseits will ich sie glücklich machen und fürs Jenseits sollen sie das Heil gewinnen.“ Nicht Preußens Milieu konnte einen Friedrich schaffen, sondern ist selbst nur von ihm geschaffen worden. Für seine Güte besaß das Volk einen so feinen Instinkt, daß dieser vornehmste stolzeste Herrschertyp mit familiärer Zutraulichkeit verehrt wurde wie nie ein andrer. Den Alten Fritz duzten seine Soldaten und Bauern, wie man mit dem lieben Herrgott und dem leiblichen Vater ja auch nur per Du verkehrt. Vater Fritz wurde die volksthümlichste Persönlichkeit, die je ein Volk führte. Humanität, Mitleid, Wohlwohlen, Gerechtigkeit, unbedingte Verleugnung der eignen Wohlfahrt, Eitelkeit, Behaglichkeit, altruistisches Untertauchen des Ich in die Genossenschaft — in all solchen Postulaten der wahren Ethik ist der Alte Fritz das höchste sittliche Vorbild gewesen, unbeschadet einzelner Verfehlungen und Schlacken, aus denen nach Goethes Wort sich auch der Beste emporringen muß. Jeder formt sich seinen Gott nach eigenem Bilde: der seine war der kategorische Imperativ, dessen Orakel des Unbewußten nie vernehmlicher tönte als aus seiner weichen melodischen Stimme.

Weich wie diese Stimme schien einst das lockere Gold seiner jungen Seele, doch dies Gold zu einer ewigen Denkmünze edlen Menschenthums umzuschmelzen, dazu bedurfte es eines Entwicklungsprocesses, wie wir ihm bei keinem Andern begegnen. Dies Reifen eines träumerischen Dilettanten zu einem ehrgeizigen, berufseifrigen Sachkundigen, eines gefall- und ruhmsüchtigen jungen Despoten zu einem selbstverleugnenden Martyr der Pflicht, eines belletristelnden Müßiggängers in seidenem Schlafrock zum gestiefelten und gespornten Tagelöhner seines aufreibenden Metiers beim frühesten Morgendämmern, eines Genußsüchtigen zum abstracten Asketen, einer Art Rittermönch („militärischer Karthäuser“, wie er sich selber nannte), möchten wir vor Allem nicht missen. Gerade sein ursprünglich Allzumenschliches bringt uns diesen Vollmenschen menschlich näher. Kein Uebermensch kann uns zur Lehre dienen, sondern der menschliche Held, mit der Menschheit ganzem Jammer behaftet. Wenn Nietzsche meint, in schlaflosen Nächten sei der Gedanke an Selbstmord ein wirksamer Trost, so wollen wir heroischer denken: in Anfällen verzagter Verbitterung über des Schicksals und der Menschen Launen, sei uns Erinnerung an den tapfersten Heldenmenschen aufrichtender Trost! Möge das Andenken des eisernen Arbeiters, des unermüdlichen Kämpfers, uns den Sinn des Lebens erschließen: denn ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein. Dieser kleine schwächliche Mann war der echteste germanische Heerfürst, Berserker und Skalde, der keinen Strohtod sterben, sondern mit Wodan und Donar gegen Midgard und Fenriswolf ringen wollte bis ans Ende. Aus der Götterdämmerung der zusammenbrechenden alten Welt tritt er als segenspendender Baldur hervor. Trotz französischer Schminke blieb dieser spottsüchtige trotzige Berliner, allem verlogen Sentimentalen abhold, aber voll tiefem, frommem Gemüth im verschwiegenen Herzen, ein urgermanischer Stammesgott niedersächsischer Rasse, die Preußen und England schuf.

Digitized by Google

Aus seiner prophetischen Abhandlung über die Zukunft deutscher Literatur spricht beredt ein so lebhaftes Nationalgefühl, so stolze Hoffnung auf den angeborenen Reichthum deutschen Geistes, daß es jedes Bedenken gegen seine angebliche kleinliche Französelei zerstreut. „Frankreich fühlt seine Sterilität, man sieht dort Talent, doch wenig Genie", schreibt er 1772 an Alembert, und dies Urtheil kann als classisch für die gesammte französische Literatur und Cultur gelten. Und ebendort beschwichtigt er des eiteln Franzosen Einwürfe wider Friedrichs festen Glauben an Deutschlands literarische Zukunft: „Wenn erst Genies bei uns geboren werden, wird sich schon Alles finden. Man muß abwarten, daß die Natur, frei in ihrem Schaffen, selber handelt." Das sind Worte hoher Weisheit für des genialen Menschen Weltanschauung überhaupt, die sich gegen nüchterne Mechanik der Causalität sträubt und der Natur ihr Recht revolutionärer Freiheit (siehe heut de Vries' Mutationstheorie) als Eigenthümlichkeit zuspricht. Deutlicher kann man der im Namen des Massenmilieu wirthschaftenden materialistischen Evolutionsmechanik nicht absagen. Der „Held" (im Sinne Carlyles) spürt eben am Besten, daß die „Helden" allein den Hebel der Entwicklung schwingen, daß die geheimnißvolle Triebkraft der Schöpfungsmächte sich nicht schulmeistern läßt. In den Utopien seiner Jugend nannte der feurige „Antimacchiavel" den König nur den „ersten Domestik" seines Volkes, was er später in „Magistrat", dann in „Diener" (serviteur) milderte. Doch der ernüchterte und philantrophischem Phrasenthum entfremdete Greis verspottet beißend in Briefen an Voltaire die Schwätzereien der damaligen Friedensliga, die alle Fürsten als Räuber, alle Kriegsleute als Henkersknechte hudelte. „Jeder wird seinen Verstand so vollkommen beisammen haben wie einen geometrischen Beweis ... Ach, wie wird man unsere Zeitgenossen beklagen, daß sie in so dunkler Zeit geboren wurden, nach deren Ende jetzt das Morgendämmern der reinen Vernunft anbricht!" Und zornig wendet er sich auch gegen die stete Verkennung wahrer Genialität bei Publicum und Presse, die über Größenwahn und Reizbarkeit großer Geister witzelt und schimpft, aus jeder meist falsch ausgelegten Entdeckung angeblicher Charakterschwächen das Anrecht ableitet, Handlungen von Ausnahmenaturen grob und hochfahrend zu kritisiren. Bei all seiner unendlichen Bescheidenheit, verbunden mit den urbansten Formen vornehmer Sitte, und bei seiner Gelassenheit gegen persönlichen Unglimpf, seiner grundsätzlichen Freigebung jeder Kritik ohne Censur, wobei er wiederholt die nach Bestrafung ihrer Beschimpfer schreienden Freigeister verhöhnt, darf man sich den großen Mann nicht als weichmüthig demüthigen Anerkenner des Massenurtheils vorstellen. Er spricht vielmehr über die Dreistigkeit der Vielzuvielen und ihre Anmaßung mit der äußersten Bitterkeit. Denn das Durchschauen der Illusion des Ich besagt noch nicht, daß Geniehelden, deren Altruismus ethisch unvergleichlich höher steht als der verlogen selbstische Schwäche-Altruismus der Masse, sich gutwillig unter die Füße trampeln lassen. Er selbst aber handelte nach seiner Forderung, man müsse jene Nachsicht, die er so rührend den Kleinen und Geringen angedeihen ließ, erst recht auf geniale Menschen ausdehnen. Denn nach zeitweiliger Trübung seines Voltairecultus kehrt der Greis mit selbstloser, jugendlicher Begeisterung zum Idol seiner Jugend zurück, kniet mit großmüthiger Liebe vor seinem alten Lehrmeister als dem Sinnbild eines beherzten Geisteskämpfers. (Brief an Alembert 1780). Indem aber der französisch Geschulte sich über alle eigenen Vorurtheile emporschwang in jener Weissagung kommender Triumphe deutschen Geistes, die so glorreich in Erfüllung ging, und sich mit Moses vergleicht, der das gelobte Land nicht mehr sehe, so ehren wir in ihm den Gesetzgeber, der sein Volk durch die Wüste führte, es von politischer und geistiger Fremdherrschaft befreite. Kein bitterer Kelch ging an ihm vorüber, doch er verdaute alles Gift mit unverminderter Gesundheit. Das physische Gift, das er im Diamantring trug, ward nie geleert, denn vom Munde weg zog ihm die Faustische Phiole nicht kindlicher Wunderglaube, sondern die Stimme des Erdgeists selber, vor dem er sich nicht krümmte wie ein Bücherwurm, sondern ihm aufrecht antwortete: „Im Anfang war die That". Er brauchte sich nicht sagen zu lassen: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst", denn er selber strotzte von Dämonischem der Magie, wovon Faust II. Theil symbolisch munkelt, über ihn hatte nichts irdisch Elementares zerstörende Gewalt. Der wahre lebendige Faust der deutschen Seele ist dieser Unbeugsame, dem zwar nicht vergönnt war, auf freiem Land mit freiem Volk zu stehen, der aber sterbend wußte, daß seine Spur nicht in Aeonen untergehe. Preußen-Deutschland ist sein bleibendes Monument.

Dies ist der Große, der Einzige, der keinen Faust dichtete und keine Kritik der reinen Vernunft ersann, aber leibhaftig Faustens Erlösung fand und die reine Vernunft vorstellte. Dieser handelnde Dichterdenker eines neuen Sittlichkeitsideals, dieser Centraltyp der großen Menschheitsrevolution, bleibt uns für ewig der Größte aller Deutschen. Ehrfürchtig begrüßen wir, zum gramdurchfurchten Herrscherantlitz und seinen zu den Sternen entrückten Diamantenaugen aufschauend, in ihm den Triumph über alle Reaction der Materie: die Große Revolution des Freien Geistes. Von der Sonne höchsten Menschenthums umstrahlt, durfte er nahe vor seinem Scheiden der Sonne jene herrliche Gewißheit zurufen: „Bald werde ich Dir näher sein!"

Lange, ehe ihn Kant formulirte, übersetzte er den kategorischen Imperativ in lebendige That. Die materialistische Geschichtsauffassung, das Genie sei auch nur Sclave des Milieu, darf man hier entkräften, da lediglich Friedrichs Einfluß das schwungvolle Friedericianisch-Voltairische Zeitalter schuf, das uns vom Bevormundungsschwindel („Wahn" heißt es stets in Friedrichs Schriften) erlöste. Und wenn Herbert Spencer meint, man schulde großen Männern keinen Dank, weil sie doch nur ihr eigenstes Ideal auslebten, so sollen wir im Gegentheil, um uns selbst zu ehren, mit inniger Pietät solcher Vorbilder gedenken, die uns den Sophokleischen Spruch ins Gedächtniß führen: Nichts ist elender, aber auch nichts gewaltiger als der Mensch.*)

Vom Naturgefühl in der Tonkunst.

Von Dr. Walter Niemann (Leipzig).

II.

Wir wissen aus den Lebensbeschreibungen, wie leidenschaftlich Beethoven die Natur liebte, und wir sehen von nun an, wie alle großen schaffenden Tonkünstler herzliche Freunde der Natur sind. Von Beethovens bedeutendem Zeitgenossen Anton Eberl wissen wir, daß auch er auf weiten, einsamen Spaziergängen in Wiens herrlicher Umgebung seine Werke schuf; sie wird nun die unerschöpfliche Quelle seines Naturgenusses für die großen und kleinen Werke seiner Schule, deren Naturgefühl, durch die warmherzige Empfänglichkeit des Oesterreichers gesteigert, in der Folgezeit ganz besonders fein und tiefgehend hervortritt. An Steibelts und anderer kleinen Modegrößen jener großen Donnerwetterzeit

*) Es mag im Anschluß an Bleibtreus Essai erwähnt sein, daß gerade in letzter Zeit eine Anzahl von Schriften erschienen sind, die sich mit Friedrich dem Großen in gleichem Sinne beschäftigen. So: Theodor Rehtwisch „Leuthen". Blätter der Erinnerung an den großen König und das Jahr 1757. Mit zahlreichen Porträts, historischen Darstellungen und neuen Terrainstudien. Verlag von Georg Wigand (Leipzig). Preis geh. Mk. 7.50. — Fridericus Rex. Aussprüche und Gedanken Friedrichs von Preußen. Mit einem Porträt. Verlag von Julius Zeitler (Leipzig). — Rudolf Eckart „Aussprüche Friedrichs des Großen". Aus seinen Werken gesammelt und herausgegeben. Verlag von Gerhard Kühtmann (Dresden). — Dr. Otto Krack „Friedrich der Große". Worte und Aussprüche (Die Stimme der Großen Bd. 1). Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Berlin). Preis cart. Mk. 1.50. D. R.

Digitized by Google

auf dem Klavier denk ich freilich nicht, denn das sind so häßliche Aeußerlichkeiten wie die Donnerwetter auf der Orgel, auf die ein rechtschaffener Organist in früheren Zeiten herumreiste. Wohl aber setzen Dussek und Field die Reihe der naturbeseelten Tondichter dieser Schule fort, Dussek in seinen viel Liebliches bergenden Sonaten und der süß-elegischen „Consolation", Field in seinen zahlreichen Nocturnes, die in den bildenden Künsten erst an Aert van der Neers unvergleichlichen Mondscheinbildern, in den redenden erst an Goethes „An den Mond" oder den duftigen Matthisonschen Mondscheinpoesien ihr würdiges Seitenstück haben. Sie bilden, auch stylistisch, Ausgangspunkte der Chopinschen, die in ihre keusch verschlossenen und still dahinträumenden sanften Abendstimmungen eines weichen Gemüths die unter der Asche glühende slavische Leidenschaft eines sich in innerem Feuer und Liebessehnen verzehrenden Herzens hineintragen. Die friedevolle Stimmung, mit der Goethes Wilhelm Meister an jenem Abend den lieblichen Klängen eines Notturno oder einer Cassation lauscht, die ein Paar Bläser auf sein Geheiß vor der Geliebten Wohnung ausführen, sie hat zuerst Field in seinen Nocturnos erweckt, sie hat später wieder Robert Fuchs in seinen kostbaren „Serenaden", sie hat der Romantiker Blüthenkranz mit Schumann, Mendelssohn und Volkmann zum schönsten Erklingen gebracht. Entdeckten Field und Chopin die Mondscheinpoesie in der Musik, so steigerte Schubert die österreichische Naturfreude innerhalb einer in Sonderheit Wienerischen Localfarbe zu einer Feinheit und Schönheit, die Aller Herzen durch die Eindringlichkeit und geniale Einfachheit gefangen nehmen mußte, wie sie nur noch einmal in ähnlicher, aber doch in Vielem veränderter Weise von Bruckner erreicht wurde. Und die ganze sonnige, strahlende Heiterkeit und Lieblichkeit dieser Wiener Umgebung, lebt und webt sie nicht eben so frisch und hinreißend in den Werken der Wiener Walzerdynastie, der Strauße, Lanner, in Robert Fuchs' „Wiener Walzern", flüchtet nicht auch Mahler in seinen gewaltigen Symphonien immer wieder zur tröstenden Allmutter Natur zurück? Mit Dussek, Field und Schubert nimmt auch das Clavier immer mehr Theil an des Tondichters inniger Freude an der Natur; Schubert und Bruckner aber überstrahlen Alles, was an Naturschilderungen, an Naturempfindungen in der Musik der neueren Wiener Schule geleistet wurde. Brauchts Worte, um an Schuberts „Müllerlieder", „Winterreise", „Erlkönig", an seine voll herrlichster Naturmusik steckenden Kammersachen, seine Claviersonaten zu erinnern? Ich denke nicht. Und auch Bruckners Symphonien stehen uns ja heute erfreulicher Weise so nahe, daß es keiner weitläufigen Auseinandersetzung, keines Beweises mehr bedarf, wie unzertrennlich Natur- und Seelenleben in ihnen den tiefempfundensten musikalischen Ausdruck gefunden haben. Wie bei den vorigen Meistern Niederösterreich, so hat Bruckner Oberösterreichs liebliche Berg-, Wald- und Stromlandschaft musikalisch entdeckt und mit fester, sicherer Hand bodenständiges oberösterreichisches Volks- und Bauernthum (seine Scherzi!) in diese Landschaften hineingestellt.

Das Gelobte Land des Naturgefühls in der Musik aber wird die Romantik. Sie vertiefte namentlich die Poesie des Mondscheins (Schumann, Henselt, Bennett, Spohr) und entdeckte recht eigentlich die des deutschen Waldes. Wer denkt hier nicht an Webers „Freischütz", Schumanns „Waldscenen" und „Jagdlied", Hellers „Spaziergänge eines Einsamen", Jensens „Im Walde", „Wanderbilder" und „Romantische Studien", an Marschners gute und böse Elementargeister der Natur im „Hans Heiling", an so manche liebenswürdige Arbeiten der Kleinmeister und ihrer Schüler wie Hiller, Reinecke, Meyer-Olbersleben (Reisebilder), Arnold Krug (Ländliche Scenen, Ein Tag im Walde, Silvana), an den süddeutschen Haider der Musik, Adolf Ruthardt (Sommer-Idyllen), an Nicolai von Wilms feingewebte Kleinkunst, zu der Wiesbadens reiche Naturschönheiten oder auch einmal die Schweiz Pathen standen, an Bennett und Volkmann und wie sie Alle heißen? Mendelssohn baute mit Vorliebe neben so manchem Stück, das Feierabendrast, Mondeszauber oder Waldesherrlichkeit mit Hörnerklang verherrlichte, besonders nach zwei Richtungen die musikalische Landschaft aus: Elfenspuk und, noch vor Gade und seinen ossianischen Frühwerken, nordische Landschaft im Sinne des älteren Preller. Die wie ein Schleier das freundliche Waldbildchen bei sinkendem Lichte überziehenden Mollschlüsse bei Dur-Elfenreigen, die von Heimat und Stamm überkommene Vorliebe für die bald in phantastische Nebel eingehüllte, bald in großen wilden Umrißlinien den urewigen Vernichtungskampf zwischen Fels und brandendem Ocean predigenden großartigen Klippenlandschaften der westschottischen Hebriden mit der Fingalshöhle und dem nimmer rastenden tropfenden Sang ihrer Wasser. Der größte norddeutsche Romantiker, Johannes Brahms, entdeckte die niedersächsische Landschaftsschilderung in der Musik. Er stellte sich an Theodor Storms und Claus Groths Seite; in seiner ernsten, klanglich herben aber tiefen und ausgesprochen norddeutschen Kunst ist die niederdeutsche Landschaft in aller ihrer milden Wehmuth, in der bezaubernden Lieblichkeit der Ostseeküste, der erhabenen wilden Größe der Nordseeküste der meerumschlungenen Provinz, ist der sinnende, zur Träumerei und Selbstquälerei, zur versonnenen Schwermuth neigende niederdeutsche Charakter, der sein weiches gutes Herz hinter äußerer Kälte scheu verschließt, aufs Reinste verkörpert.

Es mehren sich die musikalischen Heimathkünstler, die Entdecker bestimmter deutscher Landschaften. Kienzl besingt seine grüne Steiermark, des feinsinnigen verstorbenen Thuilles Naturromantik und Waldesschwärmen war in seiner Heimath, in Südtyrol, zu Hause, Liszt begeisterte sich zu musikalischen Naturschilderungen im Lande der Sehnsucht oder in der schweizerischen Alpenwelt, Humperdincks Waldeszauber und Wärme wurzelt in den Thälern und auf den Höhen des Rheins, wo das Herz des Menschen schneller und wärmer schlägt, seine Zunge leichter gelöst wird, wo die Natur als die unerschöpflich reiche Segenspenderin edelster Gottesgaben geliebt und verstanden wird. Halten sich Richard Strauß und Mahler in ihren musikalischen Naturschilderungen an die erhabene Großzügigkeit Klingers, so warten wir noch des Thoma in der Musik, seitdem Deutschlands feinster musikalischer Miniatur- und Pastellmaler Theodor Kirchner dem Landschaftlichen in seiner Clavier-Kleinkunst leider so wenig Platz einräumte. In Paul Scheinpflug aber dürfen wir vielleicht einen künftigen Allmers der Musik begrüßen, wenn der wilde Sturm und Drang sich zur stillen Farbengluth und tief beseelten Naturwahrheit der heimathlichen Worpswedischen Kunst abgeklärt haben wird. Doch noch viel zu wenig im Vergleich mit der romantischen Epoche sinds, die heut als Tondichter ein starkes Naturgefühl in ihrer Kunst zeigen, und gerade die Heimathkunst, die in der Literatur eine so mächtige Bewegung hervorrief, hat in der Musik noch nicht die erwarteten tiefen Furchen, in denen neues Leben schlummert, graben können.

Blicken wir darum auch einmal aufs Ausland. Wie kein zweites Volk haben die skandinavischen Stämme in weitestem Maße ein außerordentlich feines Naturgefühl in der neueren Musik an den Tag gelegt. Sie entdeckten die musikalische Poesie der norwegischen Fjeld- und Fjordlandschaft, der im Schnee blitzenden Bergzüge, brausenden Ströme und unermeßlichen Wälder Nordschwedens, die Lieblichkeit dänischer Buchenwälder und blauer Seenketten, die Russen mit Rubinstein und Tschaikowsky die Größe unendlicher Steppenweiten. Nordamerika gab uns durch Mac Dowell Kunde von der eigenthümlichen Schönheit, den bunten Farben seiner Natur Neu-Englands, in Böhmen erzählten uns Smetana, Dvořák und Fibich von ihrer herrlichen Heimath, ihrem stolzen Strom, ihrem Segen an Zeugen vergangener großer Zeiten

Digitized by Google

inmitten eines heißblüthigen, treu der Väter Sitten wahrenden und in Musik lebenden Volkes.

Soll da das deutsche Volk zurückbleiben und sich die altererbte Krone seines innigen Naturgefühls in der Musik rauben lassen?

Nie mög es geschehen! An den Werken der großen nationalen Schulen des Auslandes bild es sich, wills den Zusammenhang zwischen Natur und Volksleben nicht verlieren, zur eignen Natur aber kehr es zurück, wills nicht ungestraft auf Irrwege gerathen. Die frischeste Zufuhr kann uns von der skandinavischen, in zweiter Linie von der russischen Musik kommen. Drum heißts nicht Ausländerei treiben, sondern die deutschen schaffenden Tonkünstler auf wichtige und nothwendige Bereicherungsquellen ihrer seelischen Stellung zur Natur aufmerksam machen, wenn man sie zum Studium dieser Musik ermahnt und ermuntert.

Läßt das Naturgefühl in der Tonkunst eines Volkes aber nach oder hört es völlig auf, so ist's, wie das Beispiel des modernen Italien, England, Spanien und Portugal lehrt, niemals ein gutes Zeichen für Gesundheit und Kraft des weitersprossenden Baumes seiner Tonkunst!

Vauvenargues.

Eine französische Ueberwindung der Espritcultur.

Von Dr. Anselm Rueft (Berlin).

Eine unbewußte Oberflächlichkeit menschlichen Gemüthes scheint sich oft darin kundzugeben, daß man wie unter dem Bann einer Suggestion alle Schärfe und Tiefe des Erkennens auf Seiten einer skeptischen Betrachtungsweise vermuthet. Hat doch nur der Skeptiker alles geprüft, und hat doch nur sein unerschrockenes Vorgehen wirklich vor keiner Schranke gezaudert, an allen ehernen Riegeln mindestens gerüttelt! Er ist pietätlos — und darf der Erkennende wirklich auch Herz haben?; und darum tritt auch nur er so wahrhaft souverän den Erscheinungen gegenüber. Es ist derselbe Grund, warum auch heute noch gewisse Philosophen, was die Weite der Untersuchungen anbetrifft, den verhältnißmäßig kleinen Horizont David Humes mit dem unermeßlichen Immanuel Kants zu vergleichen wagen.

Für das Frankreich des 18. Jahrhunderts zerstört der einzige Vauvenargues — in Betracht kommen natürlich nur Denker, welche der Skepsis nicht ferngestanden, die ihr nur überlegenen Widerstand entgegengesetzt haben! — das andere ziemlich geläufige Vorurtheil, als habe es dem französischen Geist damals nicht an funkelnder Frische, an geistreicher Grazie, an entzückendem Witz, doch aber an eigentlicher Tiefe gemangelt. Das eine steht ja außer Frage: wenn es wahr sein sollte, daß dasjenige, was Voltaire an wirklich neuen Erkenntnissen der Menschheit zugeführt hat, sich auf vier bis fünf Sätze zusammenstreichen ließe — seine schwer zu umspannende Bedeutung bliebe davon beinahe unberührt. Voltaire war eine mit großem Luxus und Aufwand angelegte Prachtstraße der Cultur; er war entfernt kein Popularisator englischer Philosophie, wie man zu meinen pflegt — was war denn an dem denkbar-einfachen Locke noch zu popularisiren? Diese Ideen mußten wirklich erst aus ihrer Rauhheit und Brüchigkeit erlöst, mit einem geschmeidigeren Fett der Fruchtbarkeit imprägnirt werden, um die tiefere Nachdenklichkeit der Völker des Continents auch nur zu rühren ... Und dann war Voltaire zweifellos ein Dichter —; und war ein Geschichtsschreiber, dessen Griffel in der Nähe von Königsthronen schrieb, und dem man von den Schwankungen dieses Griffels plötzlich aus einer fernen Ecke Europas zu erzählen schien — —. Vielleicht aber hat gerade darum, weil schmerzhaftes körperliches Siechthum die Schritte der Außenwelt nur gedämpft bis ans Krankenlager klingen ließ, der Geist Vauvenargues', seines Freundes, sich ungleich mehr nach der Tiefe sammeln können. Dieses kurze, kaum zweiunddreißig Jahre alt gewordene Leben, das überhaupt nur die Zeugnisse der letzten vier Leidensjahre hinterlassen hat, mit dem langen, so überaus folgenschweren Voltaires zu vergleichen, möchte freilich vermessen erscheinen; und dennoch scheint reiner aus ihm zuweilen schon ein Funke jener höheren, Sensualismus und Skepticismus gleichmäßig überwindenden Weisheit zu blitzen, die zur dauernd-hellen Flamme allein in Kant aufbrennen sollte, der in Vauvenargues' Todesjahr (1747) sein erstes Schriftchen veröffentlichte.

Eine Ahnung davon muß thatsächlich schon Voltaire selbst verspürt haben; mit bewundernswerthem Instinct trifft sein erstaunter Ausruf: „Comment Vauvenargues avait-il prit un essor si haut dans le siècle des petitesses" den Denker und seine Zeit mitten ins Herz. Größe, und jener berühmte Rundblick des Geistes, das war es, was ihnen allen abhanden gekommen war, den Empiristen jeglicher Observanz, den Condillac und Lamettrie, den Holbach und Helvetius, die sich freuten, so oft sie ein neues „Nichts als ..." entdeckt zu haben glaubten. Denken „nichts als" Gehirn, Moral „nichts als" Nützlichkeit, Gott „nichts als" — — Voltaire muß es mindestens verspürt haben, daß hier etwas nicht in Ordnung sein dürfte, ohne selbst sich sonderlich darüber erheben zu können. Aber Vauvenargues reckte wirklich den Flügel aus erdschwerer Materie! Zwei Jahre vor L'homme machine schreibt er schon die Widerlegung. „Wie wenig scheint doch alles, was die Menschen unterscheidet. Was ist Schönheit oder Häßlichkeit, Gesundheit oder Kränklichkeit, Intelligenz oder Stumpfsinn? ... eine geringe Verschiedenheit der Organe, etwas mehr oder etwas weniger Galle u. s. w. Und dennoch ist dieses Etwas-Mehr oder Etwas-Weniger von ungeheurer Bedeutung für die Menschen, und wenn sie anders darüber urtheilen, sind sie im Irrthum."*) Geist — das ist für Vauvenargues eine ungeheuer feine Atmosphäre, wie sie auf Bergen weht, eine Luft, in der Kurzathmige ersticken. Er tadelt die Vielwisser nicht aus billigem Spott, als ob man zu Vieles wissen wolle, sondern aus ehrfürchtigem Bedenken, wie viel dazu gehöre, auch nur ein Ding ausschöpfend zu ergründen. Und er räth, sich lieber in Weniges so tief wie möglich zu versenken; denn da gerade werde die Abhängigkeit alles Seienden von einander offenbar werden, und der Blick für die Zusammengehörigkeit des Ganzen sich erleuchten. Denn „Dinge gut zu verknüpfen wissen" — das ist am Ende Verstandesschärfe; und wo gar kein Zusammenhang und gar keine Uebereinstimmung — da lieber noch einen Mangel des Intellects argwöhnen ... Es kann nicht fehlen, daß Vauvenargues bei solchem Hang zum Kosmischen den gelehrten, halbseitig-logischen Wissenschaftsbetrieb schon verdächtigt wie nur ein Moderner. Er zeigt, daß gerade in den gewaltigsten Geistern, denen schließlich als Autoritäten auch die „Zünftigen" verfallen, ja denen sie geheim sogar das Urbild ihrer gepriesenen „Wissenschaftlichkeit" verdanken, scharfer Verstand sich stets mit weitester Phantasie gepaart habe; die Schöpfer der großen Systeme, waren es nicht Synthetiker — Phantasten? Und lehrten sie Irrthümer — „untergeordnete Intelligenzen besitzen durchaus keine Irrthümer auf eigene Faust"; dagegen „besteht die große Eitelkeit der Phantasielosen darin, sich allein für scharfsinnig zu halten." Im Wesen dieser Phantasielosen, der Spitzfindigen, die oft nur Knoten schürzen „um des Ruhmes willen", liegt es, die eigene Noth und Dürre des Ausdrucks zur Tugend herauszuputzen, ihre Sprache mit Dunkelheiten zu beladen; darum machen sie aus Klarheit einen Grund des Mißtrauens, aus Deutlichkeit und Tiefe

*) Ich citire (hier und im Uebrigen) nach der bei Diederichs (Jena) erschienenen Ernst Hardtschen Uebersetzung. Eine gute Vauvenargues-Ausgabe erschien, mit einer Einleitung von Ellen Key versehen, auch bei R. Piper & Co. (München) „Fruchtschale", Bd. XI.

Digitized by Google

Unversöhnlichkeiten, und wo das durchdringende Philosophenauge die Krystallhelle seines Blickes den Worten mitzutheilen, „mit stolzen und kühnen Strichen" zu malen wagt, da sagen sie — „keine Beweise!" Wer denkt nicht viel harmloseren mephistopheliſchen Spottes hier? Aber mit Goethe ist Vauvenargues nicht einmal geneigt, keimhaften und durchaus unfruchtbar gebliebenen Ansätzen originalen Erkennens sein Ideal der nur im Umfassen und Verknüpfen sich äußernden Größe zu opfern. Was ist an dem Wicht denn Original zu nennen? fragt Goethe; und Vauvenargues möchte ruhig alle Schätze des Ausdrucks, die weise und erhabene Art der Meister, wenn es möglich wäre, denen noch einmal zur Verfügung stellen, „die sie an die richtige Stelle zu setzen wissen", die „Gedankenketten zu bilden vermögen." „Ja, die alten Entdeckungen gehören weniger denen, die sie machten, als denen, die sie nützlich zu machen wußten", so sagt er ausdrücklich; und ohne Mühe sieht man freilich hinter manchen dieser Zeilen die Umrisse seines großen Landsmannes und Freundes auftauchen. Nicht, daß er sich ihm irgend verschrieben, nicht das Zurückbleiben noch dieses Geistes bemerkt hätte —; nicht Voltaire, einen mythisch vergrößerten, zum Halbgott gesteigerten Voltaire richtete er vor sich auf. Und was würde er gesagt haben, wenn er, genau zehn Jahre später, eine Entdeckung von der Art, wie er sie vorgeahnt, eine Synthese der dichterischen, großzügigsten Phantasie noch hätte kennen lernen dürfen: Kants Theorie von der Entstehung und Entwicklung des Weltsystems, die erst viel, viel später auch „Wissenschaft" getauft wurde.

Wer nun weitherzig genug dem freien Flug der Phantasie einen derartigen Antheil an jeder wichtigeren Erkenntniß zuschrieb, der mußte tieferdringend auch der heimlichen Quellen im Innersten bald ansichtig werden, aus denen ihr das lebhaftere Fühlen, die glühendere Ueberzeugung, das heißere Blut gleichsam immerfort zuströmt; Vauvenargues sagt — das Herz! Und hier reicht er thatsächlich aus einem Zeitalter gezirkelter Launen, nur scheinbarer Ungebundenheit und allzubesorgter Grazie bereits in das nächste der abgeworfenen Masken hinüber, Rousseauscher Naturanbetung, — ja, reicht eigentlich selbst über Rousseau hinweg, der den Geist verachtete, erst wieder Stendhal die Hand, der „mit napoleonischem Tempo durch das neuentdeckte Europa" schritt. Dieses Tempo war das Tempo der Leidenschaft; und Vauvenargues sagt: „Wir danken den Leidenschaften vielleicht die größten Vorzüge des Verstandes!" Ein gewisses Irreguläres, Irrationales — etwas Nichtinunserenkopfwollen an aller scheuverehrten Größe fällt ihm auf; und er vermuthet — das Herz! Wir dürften keineswegs so construirt sein, daß uns nur das Allervollkommenste zu gefallen vermöchte; nicht bloß die gerade Linie, der Kreis, auch das unregelmäßigste Zickzack scheint Anhänglichkeit, selbst Liebe zu wecken. In der Aesthetik überwindet er hier die strenge Racinesche Einfachheit, und läßt erkennen, daß er hinter den Voltaireschen Abweichungen und von der Zeit mißbilligten Seitensprüngen eben die Leidenschaft vermuthe. Und ob es an dieser Stelle auch nicht die Leidenschaft war — den engsten Zusammenhang zwischen ihr und den Künsten hat er vollständig durchschaut. Und er tadelt es, wie für die Kunst, so für das Leben, einen Unterschied zwischen „achtenswerth" und „liebenswerth" zu machen, denn es sei Ueberhebung, ein nacktes abstractes Urtheil noch neben die Stimme der Natur zu setzen. So waren in Vauvenargues eigentlich alle Gaben bereits vereint, die ihn befähigt hätten, den einseitigen Rationalismus seiner Epoche zu überwinden; er wollte sich nicht „unbesonnen eines Theils der Hülfsmittel begeben, die uns zu unserer Führung verliehen sind": denn — „Geist ist nur das Auge der Seele und nicht ihre Kraft; ihre Kraft wurzelt im Herzen ..." Dieser Denker wollte vor Allem auch verehren; zu dem Irrationalen, das deutlich der Vernunft Widerstand leistet, gehört offenbar auch Religion: aber was ist gegen sie zu sagen, da der Aberglaube im Grunde den polterndsten Freigeist nicht verläßt, und der Glaube hingegen seine Bekenner unter den Newton, Pascal, Turenne findet? Vauvenargues wollte verehren; Heroen wie diesen etwas am Zeuge zu flicken, schien ihm schon das untrüglichste Anzeichen eines kleinen Geistes. Denn Verehrung ist Gefühl, Gefühl ist Wahrheit, und in den Dienst der Wahrheit gerade stellt sich jene von Vauvenargues so hochgepriesene Beredtsamkeit, der „Schwung des Ausdrucks": „wenn unser Herz voller Gefühl, sind unsere Reden voller Reiz."

Und so kam er — hierin, wie alle tieferen Beurtheiler der Menschennatur, dennoch voll Unglauben — über das eigentlich Verletzende der französischen Skepsis in der Moral doch hinaus: unter Denen, welche wie er mit Unerbittlichkeit den Schleier von unseren Grundtrieben lüfteten, kennen wir doch kaum Einen, der zugleich mit solcher Milde, Schonung und Weisheit von ihnen redete! Und man muß wohl schon an sein Schmerzenslager denken, das solche Milde beinahe zur Pflicht machte. Während der vier Jahre, da er schrieb, zerfraß ein tödtliches Leiden seine Züge; und man darf jedenfalls nicht außer Acht lassen, wie viel Weisheit gerade auch aufgeboten werden mußte, um vor Verbitterung zu schützen. Auch er findet, wie Manche vor ihm, auf dem Grunde des meisten Strebens Ehrgeiz und Ruhmsucht, die „noch stärker als Haß"; aber mag man uns immerhin Eitelkeit vorwerfen — „von Zeit zu Zeit haben wir es nöthig, des inneren Werthes versichert zu werden." Vergessen wir auch nicht, daß alle Diejenigen, welche die menschliche Natur herabgesetzt haben, leicht eine Ausnahmestellung einzunehmen scheinen, an der gemessen erst sehr viel Kleinheit einleuchtet; und wenn nun Rochefoucauld wirklich selbst der Unmensch gewesen wäre, als welchen er den Menschen aufgestöbert hat — woher dann noch alle Verehrung für ihn? Ueberhaupt war es von je die Art gewisser Moralphilosophen, zuerst eine mit unserer Natur unvereinbare Tugend zu construiren, um am Zurückbleiben hinter diesem Ideal dann die Verworfenheit der Einzelnen klarzumachen. Dagegen schärft Vauvenargues immer wieder die Schwierigkeit der Werthurtheile ein: .. Kritik sei so leicht, Rangbestimmung so schwer! Er prägt hier den für seine Zeit wahrhaft hellseherischen Satz: „Was den wesentlichsten Werth einiger Menschen ausmacht, kann in anderen nicht einmal als Schwäche bestehn". Er enthält implicite auch Vauvenargues' Ansicht von der Unüberbrückbarkeit und Unersetzlichkeit der ersten inneren Anlagen. Erfolg und lang abgecirkelte, weit ausholende Ueberlegung — da sind gar keine Zusammenhänge; Fleiß kriecht dem glücklichen Gelingen noch nicht einmal als Schnecke hinterher! Die Verschiedenheit ursprünglicher, angeborener Gaben wird in Ewigkeit auch die Lebensbedingungen der Individuen ungleich erhalten; darum kann auch Vauvenargues eigentlich nirgends „Glück" entdecken — nämlich Glück, dem nicht ein heimlich-tiefes Verdienst entspräche, das die Verdienstlosen freilich nicht sehen oder im Monde vermuthen. Ist aber das eigene Innerste in Wahrheit Grund alles Erfolges, so muß eine Moral, die es betont und nicht verleugnet, Antrieb alles Handelns werden. Erfahrung lehrt, daß nur auf Werken, denen wir uns ganz und gar, mit völlig ungetheilter Seele verschreiben, ein Segen ruht, und dies Gesetz geht vom Größten so bis ins Kleinste: Vauvenargues selbst wagt das Paradoxon — zum Kochen eines Huhnes gehöre noch dieses äußerste egoistische Dabeisein! Denn ohne uns fast sorgt schon die Natur, in der allgemein Gewalt und das Recht des Stärkeren gilt, für eine Harmonie des Ganzen, die Vauvenargues mit Ehrfurcht erfüllt: „Es ist ein großes Schauspiel, anzusehn, wie die Menschen im Geheimen darauf sinnen, sich gegenseitig zu schaden, und wie sie einander, gegen Neigung und Absicht, doch helfen müssen."

Es fehlte nach alledem Vauvenargues nicht etwa an typischem Esprit, an sprühendem Witz, am geistreichen Bonmot

Digitized by Google

— dieser eigentlichsten Stärke der Franzosen; aber es ist nothwendig, bei ihm, der in classischer Weise das Geistreiche von wirklicher Geistesschärfe dadurch schied, daß er sagte, jenes „zwinge gewöhnlich mit einer kleinen Wahrheit einen großen blendenden Irrthum auf", die großen Schätze echten Tiefsinns zu zeigen. Vielleicht zählt man von Vauvenargues einmal die Spuren einer ersten Ueberwindung der damals halb Europa in Banden haltenden Skepsis; der Skepsis, mit der freilich erst ein Kant völlig bewußt den furchtbaren Kampf aufnahm ... Wirklich erinnert schon mancher feinabwägende Zug an den Schöpfer der Vernunftkritik; er ist schon „kritisch" — wenn auch in ungleich kleinerem Maße. Wie Kant ist es schon Vauvenargues eigen, sich vor aller Untersuchung mit den Grenzen unseres Wissensfeldes zu befassen. Es mag wohl sein, daß unser Geist am letzten Ende unfähig des Erkennens sei: wer aber so sprechen dürfte, müßte der nicht zuvor selbst alle erdenklichen Tiefen des Geistes durchmessen haben? Hören wir dies arrogante Urtheil dagegen nicht oft schon bei Beginn des Forschens? Wer vermag denn auf der Stufe seines Denkens bereits die Grade jeder nur möglichen Erleuchtung zu bestimmen? Bemerken wir nicht schon innerhalb des erfahrbaren Geistes eine unendliche Dehnbarkeit von der kleinsten Einsicht aufwärts bis zum schärfsten Erfassen? Traut dem Skeptiker nicht; er ist nur ein umgekehrter Dogmatiker — auch er giebt nur vor, ein Wissen zu haben, das er nicht haben kann. Und dagegen sagt Vauvenargues: gerade erst „die Erfahrung, die wir von den Grenzen unserer Vernunft haben, macht uns für Vorurtheile zugänglich."

Drei Gedichte.

Von Oskar Wiener (Prag).

Sommernacht.

Die Mondfrau löst in blauer Nacht
Von ihrem Haupt den Schleier ...
Ich habe einen Fang gemacht
Im Erlenbusch am Weiher.

Du bronzebraunes Elfenkind,
Dort bin ich Dir begegnet,
Uns Beide hat der Flüsterwind
Gesegnet, — ja gesegnet.

Ich hob Dich hoch und trug Dich stark,
Roth funkelten die Sterne —
Als Dich die feuchte Wiese barg,
Da hatten wir uns gerne ...

Du hast mir Deinen Kranz gebracht,
Du gabst mir auch den Schleier —
Die Mondfrau singt in blauer Nacht
Ein dunkles Lied am Weiher.

Die neue Sphinx.

Immer sind meine Träume rein
Wie ein Garten im Sonnenschein,
Mit bunten Beeten, mit Taxushecken,
Mit Rosenlauben in stillen Ecken;
Von allen Zweigen sickert der Duft
Und hundert Lieder sind in der Luft.
Aber gestern in der Nacht
Hat mir ein Traum Entsetzen gebracht;
War ein böses und garstiges Bild,
Das meine Seele gefangen hielt.

Ich ging, und wußt nicht wo und wann,
Ich hatte Narrenkleider an,
Ich hatte ein häßlich Affengesicht
Und in den Händen trug ich ein Licht;
Und vor mir her trieb ich ein Schwein,
All meine Sehnsucht sollte es sein,
All meine Sucht, und all meine Gier —
Dieses abscheuliche Borstenthier!
Ich wollt es fangen, ich wollt es fassen,
Und durfte dabei mein Licht nicht lassen,
Und arge Angst hat mich gequält,
Daß nur kein Wind mein Licht entseelt.

Und vor mir her, — hojhoh! — der Spuk,
Bald zeilengrad und bald im Bug,
Und immerzu in irrem Lauf,
Im Trippeltrab, bergab — bergauf —
Schnellbeinig eine feiste Sau,
Und hatte Brüste einer Frau,
Und um den Hals ein buntes Band
Und lachte gierig und galant.

Dies Lachen hab ich schon gehört,
Dies Lachen hat mich oft empört,
Dies Lachen hat mein Herz verbrannt,
Als es in erster Blüthe stand. —
Wer nimmt von mir die tiefe Schmach?
Das Laster lacht und zieht mich nach,
Und zieht mich mit und ist kein Trug;
Ich folge willig diesem Spuk,
Und immerzu und wir im Bann
— Und Frauenaugen sehn mich an.

Auch Einer.

Er spricht von bleichem Dichterelend
Und seine Verse weinen Blut;
Er singt von einer Dachmansarde
Und schwört: Ich weiß, wie Hunger thut!
In seine Fenster fliegen Steine,
Ein Pöbelgruß als Sängersold — —
Er lügt! er schlürft vom Tafelweine
Und seine Träume tragen Gold!

Er hat sich eine Frau erkrochen,
Sie ist ein stolz begütert Weib;
Er hat sein blankes Schwert zerbrochen,
Sein Sang ist hohler Zeitvertreib;
Er hat ein Prunkschloß sich ersungen,
In seinem Hause wohnt die Pracht!
Und tausend feile Dienerzungen
Lobpreisen seine Niedertracht.

Ergreifend dröhnt sein Freiheitscarmen,
Doch jeder Bonze ist ihm Gott;
Die bunte Fahne in den Armen,
Treibt er mit diesem Zeichen Spott! —
Die Greise lassen ihn gewehren;
Sie wissen: wer zu essen hat,
Wird niemals ihren Schlummer stören,
Denn wahre Freiheit ißt nicht satt.

Sie wissen: wer in bangen Nächten
Um seine todte Gottheit weint,
Dem ist ein Dornenkranz zu flechten.

Zarathustra.

[4] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

1. Act.

Herbert: Ich glaube nicht, daß ich für diese Art von grober Komik das Organ haben werde.

Digitized by Google

Schwedtke: Na, denn nicht! Aber hören Sie mal, Berliner, Sie könnten mir doch bis zum Ersten vierzig Mark vorschießen; ich stelle Ihnen einen Schuldschein aus. Wissen Se ... Steuer kam so unerwartet.

Herbert: Nein, ich habe leider nichts bei mir ... gar nichts ... sieben Mark und die brauche ich heute Abend.

Schwedtke: Na, vielleicht ist es Ihnen dann morgen möglich? —

Herbert: Nein! Aber warum zwingen Sie mich denn, so deutlich zu werden? Ein anständiger Mensch kommt eben mit seinem Gelde aus.

Schwedtke: Wissen Sie, Herr Berliner! Schön — schön — das werde ich mir merken. Das vergesse ich Ihnen nicht! Nee, das vergesse ich Ihnen nicht. Sie stinken ja aus allen Knopplöchern nach Geld — — und nich mal — —

Herbert: Aber lieber Herr Schwedtke, Sie müssen diese rein abstracte Bemerkung doch nicht persönlich auffassen. Ich verstehe Ihre Lage vollkommen und bedaure Sie! Aber es ist nur einmal mein Princip, mir nichts zu leihen und Anderen nichts zu leihen. Ich halte das schlichtweg für unmoralisch. (Frau Bauer und Mika kommen herein.)

Mika: Sehen Sie, Herbert, es war doch unten im Küchenspind!

Frau Bauer: Na, Sie haben doch hier so'n erregten Discours geführt?!

Herbert (verlegen): Ja, denken Sie, wie lustig, Frau Bauer: Ihr Zimmerherr wollte mich durchaus breitschlagen, daß ich mit ihm kegeln kommen sollte.

Schwedtke: Aber es ist man eigentlich gut, daß er nicht mitkommt. Denn so viel Ratzen, Frau Bauer, gäbs ja gar nicht.

Frau Bauer: Mika, packe nur Alles gut ein, so daß ichs leicht finde. Das Waschzeug zu oberst. Hast Du denn die Tasche schon?

Mika: Welche Tasche?

Frau Bauer: Nun, Du weißt doch, die Reisetasche von Deinem seligen Vater! Du weißt doch, die mit dem Papageien und dem Perlenkreuz!

Mika: Auf dem Hängeboden habe ich sie vorhin sicher nicht gesehen.

Schwedtke: Nee, da war se bestimmt nicht!

Mika: Aber ich glaube, sie muß irgendwo im Wäschschrank sein!

Frau Bauer: Nun, willst Du sie nicht vielleicht holen?

Mika: Gleich, Mama!

Frau Bauer: Oder ... Ach nein, packe Du nur weiter! Ich werde sie schon suchen gehen. Alles muß man eben in diesem Hause ...

Herbert (zu Frau Bauer, die die Lampe ergreifen will): O, Frau Bauer, lassen Sie nur, ich werde den Fackelträger spielen. (Nimmt die Lampe, Beide ab.)

Schwedtke: Nu sagen Sie doch mal, Mikchen, reisen Sie denn eigentlich gern nach Breslau?

Mika: Mikchen?!

Schwedtke: Na, Mikchen ist doch nu wirklich noch keine Beleidigung!

Mika: Ob ich gern nach Breslau reise?

Schwedtke: Na ja, reisen Sie gern?

Mika: O ja — o ja!

Schwedtke: Ich hätte mir das so hübsch vorgestellt!

Mika: Was denn?

Schwedtke: Na, wenn Sie hier bei mir geblieben wären!

Mika: Es ist im hohen Rath doch für nicht schicklich befunden worden!

Schwedtke: Wir hätten dann des Nachmittags zusammen Kaffee getrunken und geplaudert und dann Abendbrod gegessen. Ich hätte schon was drauf gehen lassen. Und denn hätten wir uns Gute Nacht gesagt, und ich wäre hierhin schlafen gegangen und Sie da'rein! Und damit wäre das eben gut und richtig gewesen.

Mika: Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na, was denn? Das ist doch etwa keine Unschicklichkeit! Das wird man doch noch sagen können?! Was Sie auch gleich denken!

Mika: Ich? gar nichts!

Schwedtke: Sehen Sie, ich hatte mir das wirklich so hübsch im ersten Augenblick ausgemalt und nun müssen Sie nach dem verdammten Breslau!

Mika: Na ja, das hilft doch nichts!

Schwedtke: Und nun gehen Sie so lange von mir weg. Haben Sie denn gar kein Mitleid mit mir?

Mika (lachend): Nein, gar keins, nicht die Spur!

Schwedtke: Und so ganz trocken wollen Sie von mir Abschied nehmen?

Mika: Kränkt Sie das?

Schwedtke: Aber natürlich! Also — na — einen —, einen —, einen einzigen — —

Mika (lachend): Nichts da, Herr Schwedtke! Sechs Schritt vom Leib! Weg! weg! sage ich oder ich schlage Lärm! Ich rufe Mama! He holla! Das giebts ja nicht! (Sie jagen sich um den Tisch. Mika wirft mit Strümpfen nach ihm.)

Frau Bauer (eintretend): Na, das ist ja 'n schöner Lärm hier! Herr Schwedtke, ich möchte doch bitten, meine Tochter in Frieden zu lassen. Ich möchte doch wirklich darum gebeten haben. Aber ganz energisch. Mit vollem Nachdruck, Herr Schwedtke!

Herbert (traurig): Mika, Mika!

Schwedtke: Na, was giebts denn? Gar nichts giebts! Ich habe aus Unsinn ein paar Strümpfe weggenommen und da haben wir uns eben um den Tisch gejagt. Nee, Frau Bauer, ich bin ein Mann von Ehre und was Sie denken, ist nicht der Fall.

Frau Bauer: Na ja, also sei dem, wie dem sei! Oder sei dem, wie dem wolle. Ich liebe das nicht.

Schwedtke: Auch gut! Aber Sie gestatten wohl, daß ich mir eine andere Jacke anziehe, indem, daß ich nämlich jetzt weggehen möchte. (Nach dem Alkoven ab.)

Frau Bauer: Also, Mika, Du sagst mir, was er sich gegen Dich erlaubt hat.

Mika: Aber, liebe Mama, Herr Schwedtke hat es ja schon erzählt.

Schwedtke (während er sich den Mantel anzieht, sehr lustig): Na adieu, Frau Bauer, reisen Sie glücklich! Auf Wiedersehen! Und wenn Sie nach Hamburg kommen, da gehen Sie auf den Gänsemarkt, und da steht das Lessingdenkmal. Und das sieht gerade in so eine janz kleine Straße rein. (Mit dem Finger drohend.) Aber da gehen Sie ja nicht rein! Verstehen Sie, Frau Bauer? Man ja nicht!! Adieu, adieu allerseits! Glückliche Reise! (Mika zuwinkend): Adieu, Fräulein Mika! Gute Nacht, Herr Berliner! Sie sollen hoch leben! (singend: hoch soll er leben!) [Ab.]

Mika (hat die Tasche genommen und packt).

Frau Bauer: Solch ein Frechling! Aber man verwöhnt diese Leute! Man ist eben zu gut zu ihnen. Und da glauben sie dann, sich alles herausnehmen zu können.

Herbert: Aber lange treibt er das so nicht mehr! Wir werden doch einmal bald zusammen gerathen. So leid es mir thut! Dann stehe ich jedoch für nichts ein.

Frau Bauer: Es würde mich wirklich freuen, Herr Doctor, wenn Sie das vermeiden könnten! Aber Sie müssen bedenken, es ist eben doch ein Mensch, der an Bildung und Tact so tief unter Ihnen steht.

Herbert: Ja, wenn ich das nicht bisher immer bedacht hätte ...

Digitized by Google

Frau Bauer: Herr Doctor, ehe ich es vergesse, noch eine Frage!

Herbert: Bitte!

Frau Bauer: Ich möchte schon lange einmal gern etwas von Nietzsche lesen, um den Gegner im eigenen Lager aufzusuchen. Was empfehlen Sie zuerst?

Herbert: Gewiß, man kann auch bei Nietzsche chronologisch vorgehen und dann mit der „Geburt der Tragödie" beginnen. Ich persönlich — doch das kann man ja nicht als Norm hinstellen — ich persönlich habe nur den Zarathustra gelesen. Als ich damit fertig war, sagte ich mir: Jetzt kenne ich Nietzsche, er kann mir nichts Neues mehr bieten — also sehe ich nicht ein, weßhalb ich noch etwas Anderes von ihm zur Hand nehmen soll!

Frau Bauer: Könnten Sie mir den Zarathustra einmal leihen?

Herbert: Mit Vergnügen! Ich besitze ihn ja zweimal!

Frau Bauer: Also, ich kann darauf rechnen?

Herbert: Gewiß, Frau Bauer!

Frau Bauer: Ich halte Sie beim Wort, Herr Doctor — Nun, Mika, wie weit bist Du denn eigentlich?

Mika: Ja Deine Sachen, Mama, sind gleich fertig gepackt.

Frau Bauer: Und Deine?

Mika: Ja, Mama, das geht nicht so schnell! Ich muß mir noch die Kleider nachsehen. Die Stoßkanten wenigstens. Was soll denn Tante Agathe sagen? Das wird wohl doch noch ungefähr eine halbe Stunde — —

Frau Bauer: Ja, aber ich muß fort. Ich habe noch etwas zu besorgen. Ich komme dann wieder.

Mika: Bringst Du dann etwas zum Abendbrod mit?

Frau Bauer: Vielleicht, oder wir gehen etwas essen.

Mika: Werden wir auch noch dazu Zeit haben?

Frau Bauer: Herr Doctor schließt sich vielleicht uns an —

Herbert: Sehr liebenswürdig!

Mika: Ach ja, das wäre nett!

Frau Bauer: Und leistet Dir so lange Gesellschaft, bis ich zurück komme. Ihnen kann ich ja ruhig und ohne Sorgen meine Tochter anvertrauen, Herr Doctor, Sie heißen ja nicht: Schwedtke.

Herbert (lächelnd): Wer weiß? wer weiß?!

Frau Bauer: Nein, Herr Doctor! Ich kenne Menschen! Sie werden mich trotzdem an Ihnen nicht irre machen.

Mika: Ach ja, Herbert, leisten Sie mir noch ein bißchen Gesellschaft. Wenn Ihnen meine profane Arbeit nicht unangenehm ist.

Frau Bauer: In zwanzig Minuten bin ich wieder hier! Auf Wiedersehen, Herr Doctor, adieu Mika! (Ab.)

Herbert: Hat sich Schwedtke gegen Sie etwas herausgenommen, Mika?

Mika: Nein, durchaus nicht! Keineswegs! Er war nur ein wenig lustig vorhin.

Herbert: Natürlich ... ich kenne das ja! In seiner pöbelhaft-zutappsenden Art! Gott, ist mir dieser Mensch unsympathisch!

Mika: Aber er ist doch manchmal in seinem Sprechen eigentlich ganz ulkig!

Herbert: Wissen Sie, Mika, reden wir von etwas Anderem! Ich habe eine Idiosynkrasie gegen diesen Menschen. Gut, gut! Sagen Sie, Mika, wie ist Ihre Production? Strömt es immer noch oder ebbt es wieder? Ich bin skeptisch gegen Alle, die schnell und leicht arbeiten. Frauen und Dichter müssen unter Schmerzen gebären.

Mika: Ich habe nur ein Gedicht vorgestern verfaßt: „O meine weißen Rosen, wie in Lorbeerhainen die leuchtenden Leiber schlanker Epheben! O meine — —

Herbert: Ach ... nicht! nicht! Nein, Mika, ich kann heute nicht ruhig zuhören! Fremde Production würde mich heute nur verwirren. Ich darf es nicht!!!

Mika (indignirt): Haben Sie denn in den letzten Tagen etwas geschaffen, Herbert?

Herbert: Wenig! — — Mein Heliogabalcyclus kommt und kommt nicht weiter. Mein Kopf läßt mich nicht mehr arbeiten. Ich habe nur ein Drama geschrieben. Verstehen Sie, so eine kleine, feine cisilirte Sache mit verdeckten Abgründen. Es geht nichts darin vor — nur ein Schatten ist es, der vorüberzieht. Nur der Hauch einer Tragödie. Ganz kurz — hören Sie (er hat ein Blatt gezogen und liest): „München — Theresienstr. — 2. Stiege bei Frau Dammeyer." — Fritz kommt des Abends heim — tappt im Dunkeln — stößt gegen den Tisch — murmelt: Merkwürdig, merkwürdig! — Er schlägt Feuer und macht das Licht an — Dann verhalten und leise: Emilie, Du hier? — Emilie (zitternd): Es zog mich zu Dir — Fritz: Ich habe es geahnt. Und Du wirst bei mir bleiben — Sonne in der Dunkelheit meiner abgrundschwarzen Nächte!! — Emilie: Ich werde bei Dir bleiben, Du Guter! — Fritz löscht das Licht. — (Pause). — — — Nun, wie gefällt es Ihnen, Mika? Es ist ja, wie ich Ihnen bemerkte, nur der Hauch einer Tragödie. Aber es ist, ohne mich zu überheben, wie Altenberg sagt: Das ganze Rindsvieh in einem Tiegel.

Mika: Ja, man kann sich viel dabei denken.

Herbert: Es ist die Dramenform der Zukunft! Unsere Nerven sind nicht mehr derart, daß wir stundenlang Verwicklungen folgen können. Eine Anregung, an der wir weiter bauen. Das ist Alles, was gegeben werden muß.

Mika: Gewiß, dort steuern wir hin!

Herbert: Daß ich diese Arbeit mir abgerungen habe. Daß hinter ihr ein persönliches Erlebniß intimster Art zittert, das ist wohl zu merken?!

Mika: Ich dachte es schon ... Ja, Sie haben es gut, Herbert! Sie sind doch ein Mann — aber wir — wir müssen warten und immer warten, bis Einer kommt, der uns Garantien bietet und uns nimmt. Ach, das ist ja so widerlich! Man ist jung und Alles kocht an uns. Und da müssen wir prüde thun und duckmäusern, anstatt uns dem Liebsten in die Arme zu werfen und ihn abzuküssen, daß uns der Athem wegbleibt. Da machen wir Verse und gaukeln uns ein Glück vor, das wir nicht kennen. Aber solch Mann, der kommt wie der Sturmwind und reißt die reifen Früchte vom Baum herunter, sich in den Schooß hinein. Und jagt dann lachend weiter. Sie wissen ja gar nicht, wie gut Sie es darin haben, daß Sie ein Mann sind, Herbert!

Herbert (leise): Wie schön und kühn Sie waren, wie Sie das eben sagten, Mika!

Mika: Oder soll man das denn nicht einmal sagen? Ist auch das ...

Herbert: Sie Arme, Sie Gute!

Mika: Ja, wissen Sie, manchmal in den Nächten, da möchte ich weinen. Da weine ich und strecke meine Arme aus.

Herbert: Sie Gute!

Mika: Was hat man denn? Und ein Tag geht in den anderen und man wartet und immer denkt man, es muß etwas kommen. Und immer — Und das Mädchen von der Straße, das sich ihren Liebsten sucht, hats besser.

Herbert: Und wenn es schon an Deine Thür klopft, Mika?

Mika: Dann überlegt es sichs gewiß im letzten Augenblick und geht weiter.

Herbert: Nein, nein, Mika, hier steht's und streckt Dir seine Hände entgegen.

Mika: Ach, Herbert, daran glaube ich nicht.

Herbert: Erst so muthig, Mika, und jetzt wieder so klein? Wie willst Du denn als Künstlerin an Dich selbst glauben, Mika, wenn Du Dir als Mensch nicht einmal zu folgen traust?

Digitized by Google

Mika (sich an ihn schmiegend): Ja, ja, Herbert, sei Du gut zu mir.

Herbert: Weißt Du, wie Dauthendey sagt? Wie wir das zusammen neulich lasen, weißt Du noch, Mika? Ja, Mika? Ach Du Gute, Du Beste! Weißt Du? Keine Freude ist so reich, wie das weiche Bett unserer Liebe, sagt er. Hörst Du, mein, ganz mein sein, Mika! Ich zeige Dir dann vom Berge unserer Liebe die Schätze der Welt zu unseren Füßen.

Mika: Willst Du das wirklich, Herbert?

Das Licht von Münster.

Von Marsyas (Martin Beradt).

Seit Blaise Pascal, der etwas Davidisches hatte, und den der Bekehrte Aubrey Beardsley, während er decorative Initialen zu den „Liaisons dangereuses" malte, als „das große Beispiel aller Künstler und Denker" hinstellte, seine „Lettres provinciales" geschrieben, muß man in katholischen Dingen zwischen der That- und der Rechtsfrage unterscheiden. Diese Unterscheidung ist uns erst seit Pascal eine geläufige und hat in Kämpfen gegen den Katholicismus entdeckt werden müssen, da in ihnen immer von den venerabiles fratres der Thatbestand verwirrt und die Rechtsfrage dann verschoben worden ist.

* * *

Sichern wir uns zunächst den Thatbestand!

In Münster, einem gemeinhin Westphalen und nur theilweise Rom zugeschriebenen Stadtwesen, hat man einen Bund geschlossen. Seine Glieder sind katholische Leute, seine Ziele eine Aenderung des Index. Dieser, man wird das wissen, schließt alle Bücher ein, die ein Laienkatholik nie lesen darf. Man wollte zu Petenten werden und Seine Heiligkeit um eine geschmeidigere Handhabung dieses Bücherverbotes anflehen. Daneben hatte man noch etwas Anderes im Plane. Der Würzburger Gelehrte Schell, dessen Schriften einst auf diesen Index librorum pravae doctrinae gesetzt worden waren, hatte, ehe er zum Sterben gegangen, widerrufen, was er gelehrt, die errungenen Erkenntnisse eines an Mühen und Forschen reichen Lebens mit einem Bekenntnißworte preisgegeben. Aber sein Same war aufgegangen, und sein Name ein Bundeszeichen für die geworden, die eine Aenderung des erstarrten Glaubens, seinen Anschluß an die neue, so vielfach an Schätzen findige Zeit verlangten. Sie trachteten darum, in Stein seine ihnen bedeutungsvolle Gestalt festzuhalten, und riefen zur Errichtung dieses Males auf.

Seine Heiligkeit schrieb einem Wiener Gelehrten einen Brief, in dem er schroff diese Verehrung eines Schell im Tode rügte. Und ein Syllabus, der in fünfundsechzig Positionen die Irrthümer unserer Zeit enthielt, „complectens praecipuos nostrae aetatis errores", lehnte diese neologischen Gelüste der Leute von Münster ab. Diese rechtfertigten sich im Glauben (wenn man das so evangelisch nennen darf) in einem Schriftstück aus dem Münsterland. Zu dieser Stunde weiß man nicht, wer von Beiden weicht, das große Rom oder das kleinere Münster, von dem ein Licht ausgegangen ist mit einem Schein . . .

* * *

Wir stehen schon bei der Rechtsfrage, was nichts Anderes als: bei dem Urtheil heißt.

Es sind Laien, die gegen Priester gehen, und es ist bekannt, „daß sich der leicht besudelt, der sie angreift." Es sind Wenige, die gegen Einen gehen. Aber da er ex sese und irreformal spricht, so ist es gleich, ob sie auch murren. Der zehnte Pius hat nicht eine leoninische Geschmeidigkeit und Merry del Val ist gar kein Antonelli. Der papa hütet, statt der Forderung des Tages nachzuschnellen, mit blutloser Kälte die in seinen Armen versterbende Tradition. Er hat die Glaubensunbedingtheit eines Augustinus und Irenäus, und wenn ihm die Societas Jesu näher als eine andere Gemeinschaft steht, so beweist sein Schwärmergesicht, daß es Wahlverwandtschaft und nicht die Politik ist, die ihn glaubensstarren Leuten wie Steinhuber und Vives-y-Tuto zuführt. Schroff fordert er darum: Schisma oder Unterwerfung. Da die deutschen Schwärmer noch nicht zahllos sind, so wird die stumme Unterwerfung balde folgen. Wo könnten auch in Deutschland Schwärmer zahllos sein? Und endlich Schwärmer für eine Glaubenssache? Die Münsterischen rechnen um Jahrhunderte zurück, wenn sie eine einmüthige Erhebung träumen. Auf die immer treuen Gefolgsleute können sie nicht zählen, weil diese sich nimmer gegen eine päpstliche Verordnung auch nur mit einem Bittwort aufrotten würden. Die freieren Geister aber sind Geister, die von der Kirche frei und ledig wurden. Wie in den protestantischen Landeskirchen und allen bekannten kirchlichen Organisationen eines Glaubens kümmern sich religiöse Liberale nicht um die körperliche Gestaltung ihres Glaubens in der Kirche. Die, die im Glauben nicht die ersten und letzten Worte ihres Lebens finden, drängen in ihren Wünschen und Wirken rasch anderen Erscheinungen der Zeit zu. Auch die Heterodoxen, auf die die Münsterischen zählen, werden darum den Glaubensruf nicht hören und sich von ihren wirthschaftlichen Plänen auch nicht für eine Stundenspanne ablocken lassen. Der Glaube birgt weder für sie noch für Leute von heute überhaupt Kämpferisches in sich. Eine Schändung der heiligsten Stätte würde keinen Kreuzzug mehr entfachen, nur eine Collecte veranlassen. Und das Ende einer Kirche, die mehr Kriege geführt hat als Napoleon und Tschingis-Chan, wird darum nicht in einem blutigen Kampfe und nicht einmal in einem Streit des Geistes kommen. Der Culturkampf vor einem Dritteljahrhundert ist verweht, als wenn er nie gewesen, seine Gesetze nie eine halbe Welt erschüttert hätten. Jeder neue Kampf würde die gleiche Erfolglosigkeit am Ende haben, die ihm beschert gewesen ist. Denn Rom hat das eine Wort, das noch immer auf die Bastionen rufen würde, und das das Einzige ist, was heute die geistlichen Gemüther noch erhitzen könnte: daß die Kirche in Gefahr sei. Zur Vertheidigung des Glaubens könnte es noch Kämpfer geben, zu seinem Angriff werden niemals Streiter da sein. Die große Kirche wird darum nur von innen sterben. Eine Arterienverkalkung, die lange dauern kann, wird einst das selige Ende bringen. Je schroffer Seine Heiligkeit alles Neue von sich abweist, je seniler sie sich zeigen wird, um so rascher wird diese Alterserscheinung um sich greifen. Was diese Münsterischen erreichen können, ist das, wogegen ihre Rechtfertigung im Glauben sich verwahrt: daß sie das von Rom absterbende Gliedchen werden. Aber mit diesem Schisma wäre nichts erreicht. Rom hat tausend Glieder, wie ein Skolopender, und wenn man eines vom Körper abtrennt, so zucken die anderen nur um so wilder. Darum wird es den Münsterischen gehen, wie es die süße Steneserin sagte: Wohl können wir mit manchem Anderen verbunden sein und uns verbinden und Bündnisse schließen mit vielen Städten und Menschen; wenn aber das Band und die Hülfe Gottes fehlt, so wird es uns nimmer nützen! Die Steneserin starb, als das Papstthum tief und der Glaube hoch stand; heute ist es umgekehrt und darum zeitgemäß, wenn man nicht die Hülfe Gottes, wie die Steneserin, sondern die des Papstes für Bündnisse für nöthig hält. Eine Bewegung, die sich gegen ihn kehrt, kann diese Bündnißschaft aber kaum besitzen. Und gegen ihn kehrt jede sich, die das Dogma auch nur mit einem Deut berührt.

Americana.

Wer kennt nicht den amerikanischen Humoristen Mark Twain, dessen Schriften und Novellen in aller Länder Sprachen übersetzt sind?! Seine Originalität und eingehende Kenntniß seiner lieben Landesbrüder ist sprichwörtlich in den Vereinigten Staaten. Ist er doch jüngst zu einem Diner beim Präsidenten Roosevelt im Weißen Haus in perfect sitzendem weißen Frack erschienen, weil ihm die schwarze Farbe auf die Nerven fiele und ihn eher an einen Leichenschmaus als an ein fröhliches Banket erinnere. Mark Twain ist durch und durch Amerikaner und zwar einer von den Wenigen, die nicht zweierlei Ansicht haben, eine für's Haus und die andere für die Oeffentlichkeit. So hat er vor Kurzem in der „North American Review" einen Artikel drucken lassen, der durch seine brüske Aufrichtigkeit interessirt, und in der Uebersetzung folgendermaßen lautet: „Die menschliche Natur bleibt, was sie immer gewesen ist, so glaube ich, auch wir müssen erwarten, allmälig in die Staatsform einer Monarchie zu treiben. Es ist ein trauriger Gedanke, aber wir können unsere Natur nicht ändern; wir sind alle gleich, wir menschlichen Wesen, in Blut und Knochen, und tragen unausrottbar in uns den Samen, aus dem Monarchie und Aristokratie emporwächst — die Anbetung von Prunk, Titel, Auszeichnung und Macht. Wir müssen diese Dinge und ihre Besitzer verehren; wir sind alle so geboren, und können es nicht ändern. Wir müssen verachtet werden von einem, der sich höher dünkt als uns; sonst sind wir nicht glücklich; wir müssen Jemanden haben, den wir beneiden und verehren können, oder wir sind nicht glücklich.

In Amerika beweisen wir diese Thatsachen in alter und hergebrachter Weise. Im öffentlichen Leben verspotten wir Titel und vererbte Privilegien, aber im privaten laufen wir ihnen gierig nach, und wenn wir Gelegenheit finden, kaufen wir sie mit unserem Geld und unseren Töchtern. Manchmal erhalten wir einen guten Mann, werth des Preises; aber wir sind bereit, ihn jeden Falles zu nehmen, mag er nun reif oder faul, edel und anständig oder bloß ein Korb voll adligem und vergöttertem Abfall mit vielen Ahnen sein. Und wenn wir ihn haben, wüthet und spottet öffentlich die ganze Nation, aber daheim birst sie vor Neid und ist stolz auf die Ehre, die man auf sie gehäuft hat.

Wir verfolgen die Liste unserer Titelankäufe ab und zu in den Zeitungsspalten, besprechen und streicheln sie, und sind dankbar und glücklich. In einer Monarchie verehrt das Volk willig und fröhlich seinen Adel, und ist stolz auf ihn und fühlt sich nicht durch die Betrachtung erniedrigt, daß diese demüthige und herzliche Huldigung als Entgelt nur Verachtung erntet. Die Verachtung treibt ihnen die Schamröthe nicht ins Gesicht; sie sind daran gewöhnt und betrachten sie als gerechte Gebühr. Wir sind alle so gemacht. Wir lernen es sehr leicht in Europa, diese Stellung den Souveränen und der Aristokratie gegenüber

Digitized by Google

einzunehmen; ja noch mehr, man hat beobachtet, daß wir, wenn wir diese Stellung einnehmen, sie dann erst recht übertreiben, und uns plötzlich serviler zeigen als die Landesangehörigen, und eitler. Der nächste Schritt ist es, zu schmähen und zu spotten über die Republiken und Demokratien.

Alles das ist natürlich; denn wir haben nicht aufgehört menschliche Wesen zu sein, als wir Amerikaner wurden, und die menschliche Rasse soll nach einer höheren Absicht durch Könige regiert werden, und nicht durch die Abstimmung des Volkes."

So weit Mark Twain.

Es liegt auf der Hand, daß ein Eingeborener, besonders wenn er Schriftsteller ist, Land und Leute besser kennt, als ein Fremder. Die Thatsachen, die er über den Charakter seiner Landesbrüder bringt, kann ich nicht bestreiten; will es auch schon darum nicht, weil sich mir dieselbe Erkenntniß hier geradezu aufgedrängt hat. Ich brauche nicht an die Töchter der oberen Vierhundert Amerikas zu erinnern, die in die alten und ältesten Adelsfamilien des europäischen Continents und Englands hineingeheirathet und mit ihren Millionen dem alten Glanz wieder auf die Beine geholfen haben; auch nicht daran, daß die Zeitungen mit Vorliebe ganze Seiten über den Prunk der alten Schlösser, über die Vorstellung der Töchter und auch Söhne ihres Landes bei Hofe schreiben und ihrer herzlichen Genugthuung den weitgehendsten Ausdruck leihen. Ich möchte aber hier besonders auf etwas Anderes aufmerksam machen, das den Ansichten Mark Twains eine andere Auslegung gibt, nämlich, daß sich die Vereinigten Staaten eine eigene Aristokratie zuzulegen auf dem besten Wege sind.

Macht und Alter sind die Charakteristica einer Aristokratie. In Europa erreichte sie die ersteren mit der Hand am Schwerte; in Amerika mit der Hand am Bankbuch; in Europa baute sie Schlösser mit der Peitsche, geschwungen über Leibeigene; hier mit der Peitsche, geschwungen über die ausgesogene Mittel- und Arbeiterclasse, über Seeleigene; hier wie dort schließt sie sich aus gegen Leute, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen müssen, in Europa weil sie das Alter und die Ahnen hat; in Amerika, weil sie ihre Paläste mit Gold pflastern kann. Der Effect ist derselbe. In jeder größeren Stadt der Vereinigten Staaten hat sich mit der Zeit ein gewisser Kreis von Familien geschlossen, die — Gesellschaft genannt — durchweg aus Geldcapitänen und deren Angehörigen bestehen. Dieses Wort „Gesellschaft" — society — ist in Amerika nicht gebraucht in dem uns geläufigen Sinne von Kreisen mit gewissem Bildungsgrad, sondern bezeichnet ausschließlich eine Geldkaste, gebildet aus Leuten, welche, gleichviel ob sie reichgewordene Schweineschlächter, Speculanten oder Schnapsverkäufer sind, sich in der Lage befinden, ein großes Haus halten zu können. Daher ist die amerikanische Gesellschaft nicht gleichbedeutend dem Sitz edler Sittenpflege und einer Vererbung gewisser höherer Lebensanschauungen, sondern ihre Mitglieder wechseln mit dem Börsenstand, zusammengeweht vom Winde des goldenen Zufalls. Die Abneigung wirklich gebildeter Menschen gegen diese geht soweit, daß mir zum Beispiel eine gelegentliche Frage, ob die Dame, mit der ich mich unterhielt, diesen Winter gesellschaftliche Veranstaltungen besuchen werde, nur meiner damals noch „grünen" Kenntniß amerikanischer Verhältnisse zu Folge nicht als Beleidigung aufgefaßt wurde. Und doch übt diese Gesellschaft in Folge der ungeheuren Macht ihres Geldes den ausschlaggebenden Einfluß im politischen wie im privaten Leben aus. Sie ist eine Art moderner typisch amerikanischer Aristokratie; eine Plutokratie, welche sich eine Aristokratie dünkt und Titel, Auszeichnung und Ehrenstellen durch Goldstücke ersetzt oder mit ihnen erkauft.

Giebt es Ahnenstolz in der neuen Welt? Ahnenstolz auf seine eigenen Vorväter und nicht auf die angeheiratheter Familien?

Dicke Bände der Geschichte einzelner Familien liefern den Beweis. Besonders die wenigen Nachkommen der mit der Maiflower herübergekommenen Ansiedler halten ihre Familientraditionen hoch und heilig, und es giebt in Amerika genau so viele Mißheirathen, die den vererbten Hausgesetzen entgegen geschlossen werden, wie unter dem Adel Europas. Besonders streng sind in dieser Beziehung die Südstaaten, und wieder unter ihnen Virginia, deren Familien Jahrhunderte alte Stammbäume besitzen, und durch Einheirathen in Häuptlingsfamilien der alten Indianer, in deren Stämmen ja die Führerschaft erblich ist, ihre Ahnen bis weit vor die Entdeckung Amerikas zurückführen. Die Nachkommenschaft des englischen Einwanderers John Rolfe, der „Prinzeß" Pocahontas, die Tochter eines mächtigen Indianerfürsten, heirathete, gehört zu den stolzesten Familien Virginias; John Randolph of Roanoke war ihr berühmtester Nachkömmling, und die heutigen Bollings, Eldridges, Guys, Murrays, Robertson und Whitneys führen alle ihren Stammbaum zurück auf Thomas Rolfe, den Sohn von John und Pocahontas.

Auch in den Nordstaaten giebt es viele Häuser, die ihren Ursprung bis in die ersten Zeiten amerikanischer Ansiedler zurückführen, und unter denen einige, wie Hoit (auch Hoyt geschrieben), Lawrence, dicke Geschichtsbände aufweisen können. Die Vorfahren genannter Familien haben sich ausnahmslos im Krieg wie im Frieden ausgezeichnet, und sie gehören zu den Wenigen, die im Gegensatz zu der erwähnten Plutokratie vererbte Ideale festhalten. Diese sollten die Vereinigten Staaten favorisiren, nicht die flachen gemüthlosen Anschauungen des Börsenadels.

Ob die Vereinigten Staaten gerade einer Monarchie in die Arme treiben, wie Mark Twain so drastisch schreibt, lasse ich entschieden dahin gestellt; es ist wohl etwas mit schriftstellerischem Cynismus übertrieben. Aber daß sich hier über kurz oder lang eine streng ausgesprochene und exclusive Kastenwirthschaft ausbilden wird, darin kann ich ihm nur Recht geben.

Was er im Uebrigen von der europäischen Aristokratie erwähnt, und zwar insbesondere ihre Verachtung gegen das Volk, so scheint er mir da doch zu viel aus mittelalterlichen Quellen zu schöpfen; jedenfalls kennt er Europa wohl nur vom Lesen und Hörensagen und verfällt in den Fehler, den die meisten Amerikaner haben, nämlich ein abschließendes Urtheil über Dinge abzugeben, von denen sie keine Ahnung haben. Sein Artikel aber ist seiner Aufrichtigkeit wegen werth, gelesen zu werden und — bezeichnend.

Hanns Decke (New York.).

Die Unterredung.

„Sehen Sie, Monsieur, im Grunde
Sind wir nicht ein bißchen böse.
Hoffen wir auf die Detente,
Die da zur Entente führt." —

„Excellenz, ich denke gleichfalls,
Daß wir gute Freunde werden,
Denn die giftge Wurst der Zwietracht
Scheint mir unverdaulich bös!"

Also trösteten sich bieder,
Bülow, der im Urlaub schmunzelt,
Und der kluge Huret, der sich
Producirt als Deutschenfreund.

Und sie drückten sich die Hände
Nach dem guten Mittagessen,
Wo der Bauch in Frieden lächelt,
Der sonst trüb nach unten hängt.

Digitized by Google

O wie heiter sind die Sachen,
Sonst verdrießlich und bedenklich,
Wenn man sie gesättigt ansieht
Ohne faltgen Hängebauch.

Daraus lernt der Weise schleunig,
Daß die Völkerfehde gründlich
Abgeschafft ist ohne Weitres,
Wenn man gut gegessen hat.

Doch es ist noch zu bedenken,
Daß die Tafel gut besetzt ist,
Daß vor Allem auch vorhanden
Ein erbaulich Leibgericht. —

Und es dachte wohl der Kanzler:
Daß der Huret gut gelaunt ist,
Dank ich nur der Trüffelleber,
Die er heut zu Mittag aß.

Und es dachte wohl der Huret:
Daß der Bülow gut gelaunt ist,
Dank ich nur dem Sauerkraute,
Das er heut mit Eisbein aß ...

Wenn zu Ende die Verdauung,
Raufen wir ein bißchen wieder —!
Ach, die Rundung ist vergänglich —
Recht hat nur der Hängebauch!

Terentius.

Notizen.

Eine neue, wesentlich vermehrte Auflage der Grisebachschen Gesammtausgabe von E. Th. A. Hoffmanns Werken ist soeben in Max Hesses Verlag in Leipzig erschienen! Diese Neubearbeitung der bisher einzig vollständigen und anerkannt besten Ausgabe Hoffmanns ist eine der letzten großen Herausgeber-Arbeiten des leider zu früh verstorbenen Eduard Grisebach. Neu aufgenommen wurden in die neue Auflage: Hoffmanns musikalische Schriften, insbesondere seine Beiträge zur „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", eine Reihe wichtiger Recensionen, darunter die von Dr. Istel entdeckte Besprechung von Kotzebues Opernalmanach u. s. w.; viele Notenbeispiele sind beigegeben. Wie erheblich die Vermehrung der zweiten Auflage ist, mag man daraus entnehmen, daß die neu aufgenommenen Schriften über 300 Druckseiten umfassen. Da der von der Verlagshandlung angesetzte, überaus billige Preis (in 4 Leinenbänden Mk. 8.—!) trotz der vermehrten Bogenzahl nicht erhöht worden ist, dürfte diese vorzügliche Ausgabe auch in dieser neuen Gestalt guten Absatz finden und dem Dichter immer neue Freunde zuführen. H.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuscripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Nymphenburgerstr. 40 **ZIERHUT & KRIEGER, MÜNCHEN** Telephon Nr. 8760.

Kunstgewerbliche Werkstätte für Metallarbeiten, Treibarbeiten, Bronzearbeiten, Kunstschmiede.

Eigene Kunstgiesserei.

Beleuchtungskörper. Getriebene Figuren. Kirchenarbeiten. Moderne und altertümliche Silberarbeiten. Tafelaufsätze. Pokale. Schmuckgegenstände etc.

Digitized by Google

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart“ beziehen.

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Jede Nummer 20 Pf. 24 h. **Reiselektüre** aus **Max Hesses Volksbücherei.** Jede Nummer 20 Pf. 24 h.

Besonders empfehlenswert durch **gute Autoren, geschmackvolle Ausstattung, große deutliche Schrift, außerordentliche Billigkeit.**

Auswahl:

Achleitner, Der Finanzer
Anzengruber, 6 Erzählungen
Bernhard, Heimatluft
Blüthgen, Mama kommt!
Böhlau, Sommerseele. 2 Nrn.
Droste-Hülshoff, Judenbuche
Gerstäcker, Verhängnisse. 2 Nrn.
— Herr Hobelmann usw.
— Die Moderatoren usw.
Goedicke, Jens Larsen. 2 Nrn.
Grasberger, Schöne Kastellanin. 2 Nrn.
Groller, Lori Bergmann und andere Erzählungen
Hartmann, Der Krieg um den Wald. 2 Nrn.
v. Heigel, Im Isartal
Holzamer, Am Fenster. 3 Nrn.
Jensen, Der Tag von Stralsund. 2 Nrn.
Kompert, Aus d. Ghetto. 4 Nrn.
Laube, Louison. 3 Nrn.
v. Liliencron, Zehn ausgew. Novellen. 2 Nrn.
Meinhardt, Auf d. Heilwigshof
Niemann, Frauenliebe
Oelckers, Autographensammler
v. Perfall, Landstreicherin
Pichler, Der Flüchtling. 2 Nrn.
Rosegger, Der Höllbart. 2 Nrn.
Schanz, Die Alte
Scherr, Tochter der Luft. 4 Nrn.
— Pilger der Wildnis. 4 Nrn.
— Nemesis. 5 Nrn.
— Größenwahn. 6 Nrn.
Schoene, König der Täufer
Stern, Pate des Todes
— Vor Leyden
v. Strauß-Torney, Hint. Schloß u. Riegel. 2 Nrn.
v. Suttner, Ketten und Verkettungen
— Franzl und Mirzl. 2 Nrn.
v. Sydow, Anna Steinhofer. 2 Nrn.
Trinius, Wenn die Sonne sinkt. 2 Nrn.
— Bachfriedel
Twain, 1000000 Pfund-Note.
Viebig, Simson u. Delila. 2 Nrn.
Voigt-Diederichs, Vorfrühling. 2 Nrn.
Weigand, Anselm. Strene. 2 Nrn.

Ausführliche Verzeichnisse auf Verlangen gratis.

In allen Buchhandlungen vorrätig!

Otto Boenicke

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Berlin W. 8, Französische Straße 21

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von

selbst importierten Havana-Cigarren

in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend

„der berühmtesten Marken“.

Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.

Preisbücher über importierte Cigarren und über in

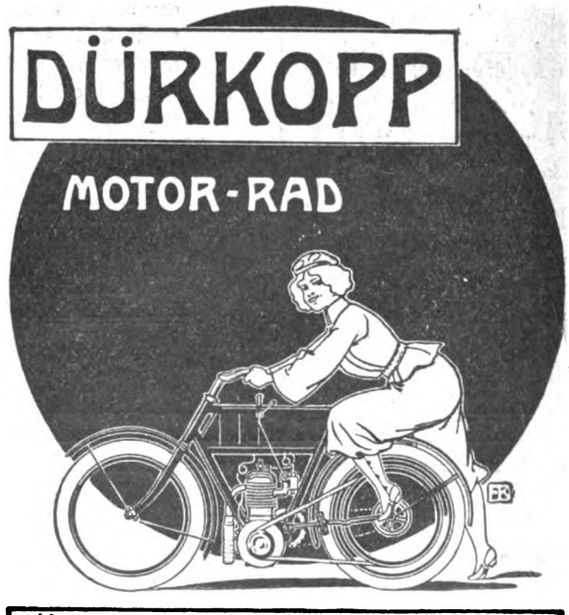
Deutschland gearbeitete Cigarren

in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über

Cigaretten, Rauchtabake usw.

kostenfrei.

Fernsprecher: Amt I. 1055 und 8800.
Telegramm-Adresse: „Simpatica“ Berlin.



DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 3. August 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

IND. UNIV. LI AUG 17 1907

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die Nationalitäten in der Nordmark. Von H. Petersen (Lügumkloster). II. — Die Unterbringung von Fürsorgezöglingen im seemännischen Berufe. Von Strafanstaltssecretär, Leutnant zur See a. D. G. Stammer (Anrath). — Orthographie und Aussprache im Deutschen. Von Dr. med. Alb. Liebmann (Berlin). — Zacharias Werners Tagebücher. Von Paul Friedrich (Berlin). — Adolf Bartels' Römische Tragödien. Von Ludwig Lorenz (München). I. — Rimels. Von August Lähn (Bremerhaven). — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). 5. — Zum Tode Haws. Ein verspäteter Epilog von Dr. jur. Martin Beradt. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

Die Nationalitäten in der Nordmark.

Von H. Petersen (Lügumkloster).

II.

Wurde die Bewegung in den Herzogthümern nicht gleich eine allgemeine, so war doch bald mannigfacher Grund zur Unzufriedenheit. Schleswig-Holstein wurde 1838 schwer geschädigt in der Abrechnung der Dänischen Bank. Die Stände erhielten nur ein beschränktes Steuerbewilligungsrecht, man verschärfte die Preßverordnungen und setzte die Zeitungen verschiedenen Schikanen aus. Dazu war von dänischer Seite Vorstoß auf Vorstoß geschehen. Die schleswig-holsteinischen Regimenter hatten dänisches Commando statt des deutschen erhalten. Man nahm ihnen ihre Fahnen und gab ihnen den Danebrog. Dänische Zeitungen entstanden allmälig, zuerst die „Dannevirke" in Hadersleben. Der Schleswigsche Verein entstand mit national-dänischer Tendenz, der von Dänemark große Unterstützung bezog, besonders an Büchern. In der schleswigschen Ständeversammlung kämpfte eine dänische Minderheit gegen die deutsche Mehrheit hartnäckig für dänische Sprache. Die Führer wandten sich an die breiteren Massen. Auf dem Skamlinghügel in der Nähe von der dänischen Stadt Kolding scharten sich dänische Bauern und wenige Bürger um die dänischen Führer Hjort Lorenzen und Lauritz Skau aus Nordschleswig und die Leiter der eiderdänischen Partei Dänemarks. Die Deutschen folgten dem dänischen Beispiele mit entsprechenden Massenversammlungen. Die blau-weiß-rote Trikolore wurde das Symbol für die Verfechter des „up ewig ungedeelt", blau die Farbe Schleswigs, roth und weiß die Holsteins. Das Schleswig-Holstenlied ertönte zum ersten Male auf einem Sängerfest in Schleswig. Lied und Fahne erweckten Anstoß und wurden verboten.

Die Spaltung in Schleswig war jetzt allgemein, hie Dänen — hie Schleswig-Holsteiner! Dynastische Fragen förderten die Entzweiung, ob die Erbfolge in Schleswig nach dem sogenannten Königsgesetz wie in Dänemark sie regeln müsse, wenn der Mannesstamm ausstürbe. Die Dänen behaupteten es, der König wollte die Schleswig-Holsteiner durch den „Offenen Brief" dahin überzeugen, aber neun Kieler Professoren bewiesen die Unhaltbarkeit der dänischen Beweise; der König Christian VIII. hatte das Vertrauen der Deutschen verloren, und unaufhaltsam gingen die Ereignisse weiter, bis endlich nach dem Tode des Königs die Kopenhagener Radicalen es zum vollständigen Bruch führten, die Herzogthümer sich erhoben.

Ein dreijähriger Krieg, in welchem Dänen gegen Schleswig-Holsteiner standen, ja Nordschleswiger gegen Holsteiner, Südschleswiger und gar gegen Nordschleswiger, je nachdem, wohin sie die nationalen Sympathien geführt, schlug natürlich keine Brücke zwischen den Nationalitäten. Viel weniger die folgenden dreizehn Jahre, in denen von Anfang bis zu Ende jede Maßnahme der Regierung auf Unterdrückung der deutschen, der schleswig-holsteinischen Gesinnung hinauslief. Schleswig sollte um jeden Preis danisirt werden. Deutsche Beamte, Lehrer, Pastoren wurden abgesetzt, mußten die Heimath verlassen, geborene Dänen wurden ins Land gezogen. Die deutsche Sprache wurde im nördlichen Theile des Landes so gut wie ausgerottet in Schule und Kirche. Alle die Bedrückungen aufzuführen, die den Schleswig-Holsteinern auferlegt wurden, würde zu weit führen. Trotz aller Bemühungen brach der Druck nicht den Rechtssinn und den passiven Widerstand der deutschen Bevölkerung. Die zwangsweise Einführung der dänischen Sprache in den Schulen führte in Angeln und Mittelschleswig dazu, deutsche Familiensprache einzuführen, wo man trotz deutscher Gesinnung bisher dänisch gesprochen hatte. In ganz Deutschland fanden die Klagen der Bedrückten williges Gehör und laute Sympathie der Bevölkerung. Die Versprechungen der Dänen über Gleichberechtigung der Nationalitäten und Nichtincorporation Schleswigs, um nur diese zwei zu nennen, wurden gebrochen, der letzte Bruch führte zum Krieg von 1864. Erst 1866 entschied sich das Schicksal der Herzogthümer.

Die Nationalitäten standen in anderem Verhältniß sich gegenüber als vor der Erhebung der Herzogthümer. Die Städte bis Flensburg hin waren danisirt, das Land noch mehr. Aber das Deutschthum erhob sich aus seiner verschüchterten Stellung in den Städten bald wieder, wenn es auch Jahre dauerte, bis es dort wieder die dominirende Stellung einnahm. Auf dem platten Lande ging es langsam vorwärts. Dänische Beamte, Lehrer und Geistliche hatten zwar zum großen Theil das Land verlassen müssen, aber ein Theil blieb zunächst noch sitzen und ging erst allmälig über die Grenze. Die Lehrer auf dem Lande hegten fast ausnahmslos dänische Sympathien und scheuten sich nicht, diese offen zu bekennen. Welcher Geist in den Schulen herrschte, ist leicht zu wissen. Auf viele Jahre hinaus wurde die Jugend in dänischem Sinne beeinflußt. Die deutsche Sprache fand zuerst gar keine, später geringe und erst

Digitized by Google

21 Jahre nach der Incorporation der Herzogthümer in Preußen eine umfassende Pflege in der Schule. Trotz dieser langsamen Einführung des Deutschen haben die Dänen sich bis heute stets darüber beschwert. Das Hochdänische sollte als Träger der Nationalität fortbestehen, wie in der Schule, so in der Kirche. Daher der Lärm in der dänischen Presse, wenn einige deutsche Predigten im Jahre eingeführt werden, daher die Bestrebung, die Gemeinden der Kirche zu entfremden durch Erbauung von Freigemeindekirchen und Errichtung von Freigemeinden, nicht weil etwa die Geistlichen der Landeskirche nicht gutgläubig genug sind oder weniger gut dänisch predigen oder etwa zu sehr ihre deutsche Gesinnung zeigen, nein, weil sie nicht dänisch gesinnt, nicht dänisches Christenthum verkünden. Ein Ausfluß dieser fanatisch dänischen Bestrebung war es, daß ein Laienmitglied einer Propsteisynode einst beantragte, das öffentliche Kirchengebet für den König von Preußen abzuschaffen. Ein anderer Synodale beschwerte sich darüber, daß das Ableben Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs im Synodalbericht erwähnt war; denn er und seine Freunde könnten die Verstorbenen nicht als ihre Landesherrn anerkennen.

Die Dänen hatten sich, nachdem die Verhandlungen Preußens mit Dänemark über ev. Ausführung des § 5 sich zerschlagen, weil Dänemark keine Garantien geben wollte in Bezug auf die Behandlung der ev. abgetretenen deutschen Minorität, nachdem ihre Hoffnung auf Zertrümmerung Preußens und Deutschlands im Kriege 1870—71 sich nicht erfüllt, auf längeres Bleiben im preußischen Staat eingerichtet, aber trafen nun Anstalten, ihre Nationalität zu stärken immer in der Hoffnung, daß doch ihre Sehnsucht nach Vereinigung mit Dänemark sich verwirklichen würde. Und das muß man einräumen: sie haben eine feste Organisation geschaffen, die sich bis ins kleinste Dorf hineinverzweigt. Der Wählerverein, der Sprachverein und der Schulverein sind die wichtigsten Träger einer scharfen Opposition gegen Staat, Schule, die einheimischen Deutschen wie überhaupt gegen deutsches Wesen. Als „wichtige Stützpunkte im Nationalitätskampf" bezeichnet der Abg. H. P. Hanßen die Gesangvereine, Dilettantengesellschaften, als „wichtige Außenwerke in der nationalen Vertheidigungslinie" die ca. dreißig dänischen Sparcassen, wozu noch mehrere Banken kommen, und die Landwirthschaftsvereine. In neuerer Zeit sind dazu noch Gymnastikvereine und gar ein Enthaltsamkeitsverein gekommen, der entgegen den unpolitisch wirkenden Guttemplerlogen sich an ähnliche Vereinigungen in Dänemark anschließt, in dänischen Versammlungshäusern tagt, ein in Dänemark erscheinendes Vereinsblatt hält.

Die dänische Presse arbeitet mit den Vereinen Hand in Hand, und unverschleiert tritt darin und in den Versammlungen die Forderung auf Vereinigung mit Dänemark hervor. Selbst jetzt, zu einem Zeitpunkt, wo anscheinend großpolitische Erwägungen die preußische Staatsregierung veranlassen, Dänemark große Concessionen zu machen durch Aufnahme Tausender von Kindern der Optanten, die nicht mehr Preußen waren als Dänen, kann sich die gesammte dänische Agitation nicht zügeln, sondern betont stärker denn je als Forderung der Gerechtigkeit die Abtretung Nordschleswigs an Dänemark.

Mit solchem nationalen Gegner ist für die Deutschen in der Nordmark ein Frieden nicht möglich, da giebt es nur einen Kampf, bis die dänische irredentistische Agitation die Waffen streckt. Die deutsche Nationalität ist nicht so schwach, daß sie sich gegenüber jener nicht zu rühren vermöchte. Im Gegentheil ist die Grenzlinie zwischen deutscher und dänischer Nationalität seit 1867 ganz wesentlich nach Norden verschoben worden. Bei der ersten Reichstagswahl (zum Norddeutschen Bunde) lief diese Grenzlinie südlich um Flensburg und dann schräg auf Tondern. Jetzt geht sie nördlich von der Flensburger Föhrde schräg auf Lügumkloster zu, über diesen Flecken hinaus eine Meile und dann in nord-südlicher Richtung direct auf Tondern. Die sämmtlichen Städte und Flecken haben deutsche Mehrheiten und ebenso mehrere ländliche Orte.

Wenn nicht mehrere Male die dänische Partei durch Aufnahme zahlreicher Optanten mächtig gestärkt worden wäre, zuerst durch die Apenrader Convention von 1872, dann in der Caprivi-Herfurthschen Zeit, dann wäre ohne Zweifel das ganze Viereck Flensburg-Tondern-Lügumkloster-Apenrade jetzt deutsch gewesen. Das Sundewith wäre abgeschnittene dänische Halbinsel geworden, und das Dänenthum hätte sich auch da auf sehr lange nicht halten können. Durch die jetzt nochmalige Aufnahme von ca. 8000 Optantenkindern und sogar von Optanten selbst, die gar nicht in den Vertrag vom 11. Januar d. J. mit einbegriffen waren, hat die dänische Partei solche Stärkung erfahren, daß wieder Jahre vergehen müssen, bis die schädigenden Einflüsse daraus ausgeglichen sein werden.

Darf man sich wundern, wenn in deutschen Kreisen bittere Gefühle sich Luft machen gegenüber solcher Regierungspolitik? Es ist hier nicht die Aufgabe, diese Politik anzugreifen. Aber darauf soll doch verwiesen werden, daß nicht Ruhe und Frieden im Grenzlande dadurch gefördert werden, sondern daß nur der Kampf der Nationalitäten weiter hinausgezogen wird, der Kampf, der, oft in Kränkungen und Bitterniß geführt, ins wirthschaftliche, gesellige und sogar in das Familienleben hineingreift. Dabei greift die dänische Agitation in die Schul- und Kirchenverhältnisse ein mit rauher Hand hemmend und störend, gilt doch keine Rücksicht, wenn es auf die „gute Sache" ankommt.

Daß nach mehr als 40 Jahren die dänische Nationalität noch so stark ist, das rührt zum guten Theil her von dem Zickzackcours der Regierung, die bald mit fester Hand vorgeht und bald mit milder Hand ihre erreichten Resultate wieder preisgiebt, zum andern aber daher, daß die Dänen eine sehr starke Rückstütze in Dänemark finden, nicht nur moralische Stütze, sondern sehr wesentliche materielle Hülfe an baarem Gelde, dänischen Büchern aller Art, Freiplätzen in dänischen Hoch- und Nachschulen, von denen die letzteren, längs der preußischen Grenze errichtet, im Wesentlichen darauf berechnet sind, junge Leute von hier im nachschulpflichtigen Alter aufzunehmen und zu danisiren, wie einst ein Kalender des dänischen Sprachvereins sich ausdrückte, „den Bacillus der Stammverwandtenseuche auszutreiben". Wenn Dänemark nach den im Optantenvertrag eingegangenen Versprechungen seinerseits mit allen gesetzlichen Mitteln das Seine thut zur Beseitigung der deutschfeindlichen Umtriebe in Dänemark, dann ist die Hauptstütze der dänischen Nationalitätskämpfer ihnen entzogen, dann wird das Deutschthum um so schneller zum Siege geführt.

Die Unterbringung von Fürsorgezöglingen im seemännischen Berufe.

Von Strafanstaltssecretär, Leutnant zur See a. D. G. Stammer (Anrath).

Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß die Unterbringung von Fürsorgezöglingen in den verschiedenen Berufsständen auf keinerlei Schwierigkeiten gestoßen sind; in der Landwirthschaft und in einigen Handwerken war sogar die Nachfrage größer als das Angebot, und wenn es auch wohl vorgekommen ist, daß dieser oder jener Berufszweig, der in einzelnen Provinzen vielleicht vorzugsweise ergriffen wird, für die Placirung des Jungen an Ort und Stelle nicht in Frage kommen konnte, so liegt darin keine Sorge, die zu ernstlicheren Bedenken Anlaß bieten könnte.

Wenn die Unterbringung der Fürsorgezöglinge bisher

Digitized by Google

also im allgemeinen eine leichte gewesen ist, weßhalb soll man denn nun die Blicke weiter schweifen lassen und neben dem Handwerk und der Landwirthschaft auch noch den rauhen und rohen Beruf des Seemanns in den Rahmen der Betrachtungen ziehen, dem sich doch meist nur die abenteuerlichsten Gesellen oder solche, denen der Boden unter den Füßen zu heiß geworden ist, zuzuwenden scheinen?

Mit diesem Ammenmärchen von der Abenteuerlichkeit des Seemannsstandes, das in weiten Schichten des deutschen Volkes nur noch zu sehr verbreitet ist, muß bei der näheren Erörterung der Frage einmal aufgeräumt werden. Die Achtung gebietende Stellung, die heutzutage unsere Handelsflotte im Weltverkehr einnimmt, und die eine gewaltige Macht darstellende aufblühende deutsche Kriegsmarine bieten eine hohe Gewähr dafür, daß bis zum untersten ihrer Glieder ein Kern ihnen innewohnt, der gesund ist und ohne den in der kurzen Zeit weniger Jahre nicht das hätte erreicht werden können, was erreicht worden ist. Social erstarkt, auf einwandsfreier sittlicher Höhe steht heute der Seemannsstand da, nur dem wirklich Tüchtigen noch freie Bahn lassend und diesem Ziele steckend, wie sie in anderen Berufen zu erreichen vielfach unmöglich sind. Der Schwache, der Charakterlose bleibt unten und geht unter, wenn in anderen Lebensstellungen schon, hier noch mehr. Darin liegt gleichzeitig eine ernste Mahnung, über die man sich nicht hinwegtäuschen darf, und die sich nur abschwächen läßt durch die Ueberlegung, daß der Beruf des Seemanns wie kein anderer dazu angethan ist, Charaktere zu erziehen. Kommt ein Junge auf das Wasser, und er ist leicht und mit anderen üblen Fehlern behaftet, ist nur ein guter Wille noch da, der Kern noch nicht morsch und noch Empfänglichkeit für Gutes und Großes zu finden, so ist im seemännischen Beruf Gutes für ihn zu erhoffen. Die Loslösung von allen Verhältnissen, die ihn bisher umgaben, der unbedingte Gehorsam, der vom Schiffsjungen verlangt wird von Allen, die über ihm stehen, die strenge Manneszucht, der Kampf mit den Elementen, der ganze Ernst des Lebens, der ihn auf Schritt und Tritt begleitet, die Gefahren, denen er sich gegenübersieht, die enorme Anspannung aller Muskeln und Nerven, die der Beruf mit sich bringt, die Erhabenheit des Meeres, der Reiz fremder Länder und Völker, die wechselreichen Erlebnisse, die Befriedigung, die die seemännische Arbeit dem Jüngsten gewährt, weil der Jüngste gleich dem Aeltesten Alles einsetzen muß, wenn die ungeheuren Schwierigkeiten überwunden werden sollen, die dem segelnden Schiff sich entgegenstellen: alle diese Factoren werden wohlthätig auf das kindliche Gemüth einwirken, und schneller als am Land aus dem Jungen einen Mann machen. Hat solch ein Junge Neigung, Seemann zu werden, so steht nichts im Wege, ihm dazu zu verhelfen; man wird dadurch in vielen Fällen sein Lebensschifflein in die Bahnen lenken, in denen es am sichersten fährt und die geringste Gefahr läuft, an Klippen zu zerschellen, die den Untergang hinter Gefängnismauern herbeiführen. Aber Neigung gehört dazu, und man hüte sich davor, darüber hinwegzusehen und ein Kind gegen seinen Willen zum seemännischen Beruf zu drängen. Die Enttäuschungen, die er mit sich bringt, sind zu groß, die kindliche Phantasie malt mit helleren Farben, als sie die rauhe Wirklichkeit nachher zeigt; das Seemannsleben ist ein schweres, und hat schon der daran zu tragen, der freiwillig sich ihm ergab: der dazu Gedrängte bricht unter seiner Last nur zu leicht zusammen und geht dann elendiglich verloren.

Ist nun an einem Jungen so zu sagen keine gute Seite mehr, und wenn alle bösen Eigenschaften auch passiren können, ist er trunksüchtig, so verwehre man ihm die Ergreifung des seemännischen Handwerks, es würde ihm nicht frommen, er würde schneller und aussichtsloser zu Grunde gehen als anderswo. Der erste fremde Hafen und der erste Groschen in der Hand würden ihn unter die Hyänen der fremden Wasserstadt treiben, die Verworfensten aller menschlichen Individuen, und ob er sich noch sträubte, sein Schicksal wäre damit endgiltig besiegelt.

Haben wir gesehen, für welche Jungen die seemännische Laufbahn als geeignet betrachtet werden kann, so können wir prüfen, in welchem Maße Fürsorgezöglinge dafür wohl in Frage kommen können.

Die Statistik über die Fürsorge-Erziehung weist nach, daß bei Weitem die meisten Jungen in einem Alter von 6—12 Jahren und viele im Alter von 12—13 Jahren der Fürsorge-Erziehung überwiesen worden sind, die meisten also in einem noch schulpflichtigen Alter, und mit diesen Schulpflichtigen gerade hat die Fürsorge-Erziehung die besten Erfahrungen gemacht und bei ihnen den durchgreifendsten Erfolg erzielt. Die Statistik besagt weiter, daß von den Schulpflichtigen die wenigsten sich gerichtlich entschiedener Vergehen oder Verbrechen schuldig gemacht haben, und daß in den meisten Fällen die Fürsorge-Erziehung ausgesprochen worden ist wegen Unzulänglichkeit der erziehlichen Einwirkung der Eltern oder sonstiger Erzieher oder der Schule zur Verhütung des sittlichen Verderbens des Minderjährigen. Es ist ferner nachgewiesen, daß die meisten aus dem Elternhaus zur Fürsorge-Erziehung gekommen sind, und daß ihre Kenntnisse fast durchweg soweit gefördert waren, daß Fertigkeit im Lesen und Schreiben festgestellt werden konnte.

Diese festliegenden Thatsachen sind der Frage der Unterbringung der Fürsorgezöglinge im seemännischen Beruf günstig. Nach der Seemannsordnung darf kein Deutscher vor vollendetem 14. Lebensjahre zum Schiffsdienst zugelassen werden. Die Kaiserliche Marine schreibt für den Eintritt als Schiffsjunge ein Alter von 15—15½ Jahr vor, und die Handelsmarine erachtet ebenfalls ein Alter von 15 Jahren als das zweckmäßigste. Unter der Zahl derjenigen Zöglinge, die im Alter von 6—13 Jahren der Fürsorge-Erziehung überwiesen worden sind, würden also hinsichtlich des Einhaltens der Altersgrenze diejenigen sich befinden, denen bei genügender körperlicher Beschaffenheit sich die Möglichkeit zum Eintritt in die Kriegs- oder Handelsmarine darbietet. Mehrere Jahre müßte der Zögling in der Fürsorge-Erziehung natürlich zugebracht und ein Verhalten dargelegt haben, das angezeigt erscheinen läßt, die vorzeitige Aufhebung der Fürsorgeerziehung nach § 13 des Gesetzes von Amts wegen, eventuell auf Widerruf, für ihn zu beantragen, so daß er in die Lage versetzt wird, den vorgeschriebenen Eintrittstermin einhalten zu können. Auch ohne Aufhebung der Fürsorge-Erziehung könnte eine Unterbringung an Bord stattfinden, wenn die Verhältnisse der betreffenden Dienststelle den Vorschriften über die Familienerziehung entsprechen. (Ausf.-Best. VI, Abs. 3 bezw. Va). Die nachweislich wenigen Fälle gerichtlicher Bestrafung von Zöglingen dieses Alters begünstigen entschieden die Aussicht auf ihre Annahme als Schiffsjunge, wenngleich die Thatsache früher verübter Vergehen und Verbrechen als durchaus hinderlich nicht unbedingt betrachtet zu werden braucht, wobei man freilich nicht übersehen darf, daß der Andrang zum seemännischen Beruf von Jahr zu Jahr erheblich zunimmt, und den maßgebenden Stellen volle Gelegenheit gegeben ist, ihre Auswahl nach Belieben zu treffen. Die Unzulänglichkeit der erziehlichen Einwirkung der Eltern und Vormünder ist gegenüber dem Vorstehenden auch wohl als die mildere Ursache zur Fürsorge-Erziehung anzusehen. Da auf Grund dieses Paragraphen die meisten Knaben des Alters von 6—12 bezw. 13 Jahren der Fürsorge-Erziehung überwiesen werden, besteht einige Hoffnung, daß gerade unter ihnen manche sind, die als Kandidaten für die oben erwähnte vorzeitige Aufhebung der Fürsorge-Erziehung in Frage kommen können. Auch daß die Eltern der meisten dieser Kinder noch leben, darf als günstiger Umstand betrachtet werden. Wird den Eltern klar gemacht, daß es der Wunsch ihres Sohnes ist, zur See zu gehen, daß er dort guten Verdienst und gute

Digitized by Google

Aussichten zum Vorwärtskommen hat, daß von Amts wegen man geneigt ist, ihm dazu zu verhelfen, und den Eltern die Aussicht erwächst, ihren Sohn einmal als brauchbaren, tüchtigen Mann zur Stütze ihres Alters zu gewinnen, so werden sie vielleicht nicht zurückhalten, hier und da die erforderlichen kleinen Kosten für Ausrüstung und Unterhalt aufzubringen. Ebenso nützlich ist die statistisch nachgewiesene Fertigkeit im Lesen und Schreiben. Mit diesen Grundbegriffen ausgerüstet, die vielleicht während der Fürsorge-Erziehung noch weiter gefördert sind, kann der tüchtige Seemann alles erreichen und sich bis zum Steuermann und Kapitän emporarbeiten.

Nun endet aber die Schulpflicht eines Kindes mit dem abgelaufenen 14. Lebensjahre, vor Vollendung des 15. Lebensjahres ist eine Annahme als Schiffsjunge sehr schwierig. Was geschieht mit dem einen überzähligen Jahr? — Den Jungen auf eine Seemannsschule zu geben und dort theoretisch vorbereiten zu lassen, ist theuer und deßhalb in den meisten Fällen undurchführbar; ihn ein Jahr lang in die Lehre eines Handwerksmeisters zu schicken, hat seine Bedenken insofern, als der Junge die Neigung haben wird, dies Jahr nicht ernst zu nehmen; er läuft Gefahr, liederlich zu werden, was auch schon in der Praxis dazu geführt hat, daß die Handelsmarine Jungen mit einem solchen nutzlos verbrachten Jahr gern abweist, die Kriegsmarine hingegen zieht sie oft vor, wenn der Junge den Nachweis erbringt, daß er als Schreiner, Schlosser oder sonst in einem praktischen Handwerk sich ein gewisses Können angeeignet hat. Es wird also das beste sein, diese Fingerzeige sich zur Lehre dienen zu lassen. Will ein Junge zur Kriegsmarine, und ist sein Gesammtverhalten ein derartiges, daß seine Einstellung erhofft werden kann, so gebe man ihn 1—$1^1/_2$ Jahr zu einem tüchtigen Meister in die Lehre und überwache ihn ganz besonders streng; soll er zur Handelsmarine, so vergeude man dieses Jahr nicht nutzlos, man versuche ihn auf einem Dampfer als Deckjunge oder bei der Seefischerei unterzubringen, wo er unter strenger Zucht verbleiben kann, bis sein Eintritt als Schiffsjunge auf einem Segelschiffe erfolgen kann.

Die Unterbringung Jugendlicher im seemännischen Beruf ist keineswegs eine leichte. Unsere Segelflotte ist gar nicht entfernt in der Lage, alle sich bewerbenden Jungen, die auf ihr die erste Ausbildung genießen wollen — und die erste Ausbildung muß auf einem Segler stattfinden, wenn gutes Fortkommen gesichert sein soll — unterzubringen. Da ist es denn freudigst zu begrüßen, daß der „Deutsche Hülfsverein für entlassene Gefangene in Hamburg“ es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Unterbringung von Schiffsjungen auf vollwerthigen Segelschiffen zu vermitteln, die in Hamburg Eintreffenden zu empfangen und in Obhut zu nehmen, bis ihre Einschiffung an Bord stattfinden kann. Bei dem Ansehen, das dieser Verein in Hamburg genießt, ist zu erwarten, daß er, wie bisher, mit der Unterbringung von Jungen gute Resultate haben wird; der Verein sieht schon auf eine längere Praxis in dieser Richtung zurück, und er wird gewiß gern mit Rath und That zur Seite stehen, wo Anfragen an ihn gerichtet werden.

Wegen Unterbringung von Jugendlichen bei der Kriegsmarine wende man sich an die betreffenden Bezirkscommandos, auch wird ohne Zweifel das Commando der Schiffsjungen-Division in Friedrichsort bei Kiel gerne bereit sein, Auskunft zu ertheilen. Die Frage der Unterbringung der Fürsorgezöglinge bei der Kriegsmarine ist ja noch neu, Interesse und Entgegenkommen der maßgebenden Marinebehörden dürften aber leicht durch entsprechende Schritte der Staatsbehörden geweckt werden können.

Die Aussichten für Schiffsjungen sind in beiden Berufen die besten. Bei der Handelsmarine erfolgt nach einem Jahr Schiffsjungenzeit die Beförderung zum Leichtmatrosen, nach einem weiteren Jahr bei tüchtigen Leistungen die Verwendung als Vollmatrose. Nach 45 Monaten Seefahrzeit, davon 24 Monate als Matrose, und zwar als solcher mindestens 12 Monate auf einem Segelschiff, wird der Besuch der Steuermannsschule gestattet. Mit bestandener Steuermannsprüfung nach 9 Monate währendem Schulcursus ist das Recht erworben, in der Kaiserlichen Marine als Einjährig-Freiwilliger zu dienen und als Steuermann (Schiffsofficier) auf Handelsschiffen Dienst zu thun. Nach einer Fahrt von 24 Monaten als Schiffssteuermann kann die Schifferschule besucht, und nach 4—5 monatigem Cursus das Schifferexamen auf große Fahrt abgelegt werden; damit ist das Recht erlangt, Schiffe jeder Größe auf allen Weltmeeren als Capitän zu führen. Der Verdienst im seemännischen Beruf ist verhältnißmäßig günstig, Schiffsjungen erhalten monatlich 10—15 Mark, Leichtmatrosen 25—40 Mark, Vollmatrosen 60—65 Mark, Offiziere 100—300 Mark, und die Capitäne steigen je nach Art und Größe ihres Schiffes zu recht hohem Einkommen, und alles dies bei freier Station an Bord.

Die Kaiserliche Marine stellt Schiffsjungen nur einmal jährlich, und zwar neuerdings zum 1. October j. J. ein. Der Eintritt bei der Kaiserlichen Marine hat den Vortheil, daß vom Augenblick der Einstellung an das Reich sämmtliche Kosten trägt, dafür müssen ehemalige Schiffsjungen für die genossene Ausbildung — einschließlich der Ausbildungszeit einer gesetzmäßigen Dienstzeit von 9 Jahren genügen. Dem Jungen eröffnet sich bei der Beförderung zum Maaten die Aussicht im Steuermanns-, Feuerwerks-, Signal- u. s. w. Fach bis zur Stufe eines Oberdeckofficiers weiter dienen zu können. Die Gehälter betragen jährlich: als Schiffsjunge 144 Mark, Matrose 352 Mark, Maate 540—720 Mark, Deckofficier 1900 bis 2300 Mark, nebenher laufen noch erhebliche Seefahrtszulagen u. s. w., dazu an Bord freie Station.

Ist auf die Möglichkeit der Unterbringung von Fürsorgezöglingen im rein seemännischen Beruf hiermit hingewiesen worden, der tüchtige Schiffer aus ihnen zu machen im Stande sein kann, so bedarf es noch eines Fingerzeiges auf den Beruf als Fischer in der See- oder Küstenfischerei.

Bei der Tagung des Schutzvereins für entlassene Gefangene in Mannheim, die kürzlich stattgehabt hat, ist besonders hervorgehoben worden, daß dem „Deutschen Hülfsverein für entlassene Gefangene“, die Unterbringung Jugendlicher in der See- und Küstenfischerei gut geglückt ist, und daß die gemachten Erfahrungen dazu ermuthigen, auf dem betretenen Wege weiter fortzuschreiten. Gewährleistet der Dienst bei der Fischerei einmal eine derartig tüchtige seemännische Ausbildung, daß die Möglichkeit des späteren Uebertritts auf Handelsschiffe gesichert ist, so können andrerseits die Jungen auch im Fischereidienst mit der Zeit zu lohnenden und leitenden Stellen aufrücken.

Den für das Wohl ihrer Fürsorgezöglinge bedachten Stellen mag anempfohlen sein, von Fall zu Fall zu erwägen, ob die See nicht auch bei ihren Schützlingen heilsame Wirkung auszuüben im Stande sein könnte. Aber nur wo gute Gesundheit den Jungen zu Strapazen befähigt, wo wirkliche Neigung vorhanden, und der Kern des Kindes noch gut ist, reiche man hülfreich die Hand, eine Unterbringung im seemännischen Berufe zu ermöglichen.

Orthographie und Aussprache im Deutschen.

Von Dr. med. Alb. Liebmann (Berlin).

Vor Kurzem lief eine Nachricht durch die Zeitungen, daß der amerikanische Präsident Roosevelt eine neue amtliche Orthographie aufstellen wolle, nach der jedes englische Wort so geschrieben werden soll, wie es ausgesprochen wird. Eine solche „phonetische“ Orthographie glaubt der Deutsche schon zu besitzen. Er täuscht sich jedoch darin. Denn die Uebereinstimmung des geschriebenen und gesprochenen Wortes

Digitized by Google

ist im Deutschen keineswegs so groß, wie man annimmt. Wir müssen dabei allerdings unterscheiden zwischen Umgangssprache und Vortragssprache. Wie der Vortragende seinen äußeren Menschen durch Frack und weiße Binde schmückt, so trägt auch seine Rede ein Festgewand. Der Vortragende sucht nicht nur durch geistvollen Inhalt, rhetorischen Satzbau und geschmackvollen und bilderreichen Ausdruck zu wirken, sondern er verwendet auch große Sorgfalt auf die Reinheit seiner Aussprache. Letzteres geschieht theils aus ästhetischen Gründen, theils auch weil der Vortragende darauf bedacht sein muß, durch scharfe Articulation die akustische Wirkung seiner Rede so weit zu erhöhen, daß er noch auf dem letzten Platz des großen Saales verständlich wird. Bei dieser Vortragssprache ist die Uebereinstimmung zwischen geschriebenem und gesprochenem Wort verhältnißmäßig groß, wenn auch lange nicht so weit gehend, wie man annimmt. Viel schlimmer steht es mit der Umgangssprache; ich meine natürlich hier die dialektfreie Umgangssprache des Gebildeten. Sie entfernt sich viel mehr vom geschriebenen Wort. Denn bei der Umgangssprache ist Alles auf Bequemlichkeit und Schnelligkeit eingestellt. Hier ist nicht nur der Gedanke seichter und der Satzbau und die Wahl des Ausdrucks einfacher, sondern vor allen Dingen ist die Articulation salopp. Besonders die Endsilben mißhandelt der naive Sprecher in eigenthümlicher Weise, indem er die Laute verschiebt, verähnlicht oder verschluckt.

Bevor wir die sonderbare Articulation der Umgangssprache und ihre Abweichungen vom geschriebenen Wort im Detail verfolgen, wollen wir einen Blick auf die Entstehung der einzelnen Laute werfen. Schon hierbei werden wir auf viele Abweichungen der Orthographie von der Aussprache stoßen.

Wir unterscheiden Vocale und Consonanten.

Die fünf einfachen Vocale (a, e, i, o, u) entstehen dadurch, daß die Klangfarbe des Kehlkopftones durch verschiedene Gestaltung der Mundhöhle verändert wird. Bei a ist der Mund weit geöffnet und die Zunge liegt platt. Bei i ist die Mundspalte verengt, die Zahnreihen sind einander genähert, der Zungenrücken ist nach oben gewölbt. Für das e wird die Mundhöhle ähnlich gestaltet wie für i, nur ist die Mundspalte etwas weiter, die Zahnreihen sind weniger genähert, der Zungenrücken ist nicht so stark nach oben gewölbt. Beim u ist die Mundöffnung ganz klein und die Zunge ist nach unten gewölbt. Das o wird ähnlich wie u gebildet, nur ist die Mundöffnung etwas größer und die Zunge ist etwas weniger nach unten gewölbt.

Die Umlaute ä und ö sind Combinationen der Mundöffnungen von a resp. o mit der hohen Zungenlage des e. Beim Umlaut ü wird die enge Mundöffnung des u mit der hohen Zungenlage des i combinirt. Wir müßten also eigentlich ů schreiben, nicht ů.

Wir sprechen übrigens ä immer wie e.

Man unterscheidet nun „lange“ und „kurze“ Vocale resp. Umlaute. Es handelt sich hierbei nicht um zeitliche „Länge“ oder „Kürze“, sondern um eine Differenz der Klangfarbe, die durch einen leichten Druck des Zungengrundes auf den Kehlkopf hervorgebracht wird. Unsere Schrift könnte nun die „Länge“ oder „Kürze“ eines Vocales in sehr einfacher Weise durch einen – oder einen ⌣ bezeichnen. Anstatt dessen wird die „Länge“ eines Vocals durch Verdoppelung desselben oder durch ein folgendes h oder bei i auch durch ein folgendes e angedeutet. Die „Kürze“ eines Vocals hingegen documentirt die Verdoppelung des darauf folgenden Consonanten, der übrigens nur einfach gesprochen wird und nicht doppelt, wie meist aus unserer schriftlichen Silbentrennung geschlossen wird. Consequent ist aber die Orthographie in diesen Dingen durchaus nicht. Wir schreiben z. B. „mit“, „ŏb“ „ăm“, „ŭm“, „ăb“, „Băd“, „Bĕruf“ u. s. w. trotz der „Kürze“ des Vocals ohne Verdoppelung des Consonanten. Dagegen wird „dīr“, „gūt“, „dēn“, „hōb“, „bār“ u. s. w. trotz der Länge des Vocals ohne Dehnungszeichen geschrieben. Solche Beispiele giebt es viele Hunderte. Bisweilen wird trotz derselben Schreibweise der Vocal bald „lang“ bald „kurz“ gesprochen, z. B. er schöß, der Schōß. Oft wieder weicht die Orthographie ab, aber die Aussprache ist dieselbe, z. B „hēr“ und Heer.

Die Doppelvocale au, ei, eu entstehen dadurch, daß der Mund aus der Stellung des ersten Vocals in die des zweiten übergeht, während der Stimmklang weiter tönt. Das au besteht aus a und u. Das ei müßten wir eigentlich ai schreiben, da es nur am Rhein wie ei gesprochen wird. Das eu (auch äu geschrieben) klingt öi und müßte wie im Englischen geschrieben werden.

Die Consonanten entstehen dadurch, daß der Ausathmungsluft ein Widerstand entgegengesetzt wird, den sie überwinden muß. Wenn dieser Widerstand eim Verschluß ist, so entstehen die Verschlußlaute, und zwar beim Lippenverschluß p und b, beim Zungenspitzen-Zahn-Verschluß t und d, beim Zungenrücken-Gaumen-Verschluß k und g. Die Verschlußlaute p, t, k sind hart und stimmlos, die Laute b, d, g sind weich und werden mit Stimme gebildet. Im Deutschen werden im Auslaut die Consonanten b, d, g stets durch p, t, k ersetzt; wir sprechen also „diep“, „sint“, „bok“ (nicht „dieb“, „sind“, „bog“).

Es gibt nun noch einen siebenten Verschlußlaut, für den merkwürdiger Weise nur die alten Griechen ein Buchstabenzeichen hatten. Wenn nämlich ein Wort mit einem Vocal beginnt, so geht diesem Vocal ein fester Stimmbandverschluß voraus, den die Griechen durch ein Häkchen ' (der sogenannte spiritus lenis der Grammatik) wiedergaben. Man kann diesen Vorgang mit dem Kehlkopfspiegel genau beobachten. Dieser „spiritus lenis“ hat nicht nur theoretisches Interesse, sondern spielt bei der Behandlung des Stotterns und Stammelns eine große Rolle.*)

Bei der zweiten Classe von Consonanten, den Reibungslauten, wird der Ausathmungsluft kein Verschluß, sondern nur eine Enge entgegengesetzt. Wenn die Enge von den Stimmbändern gebildet wird, so entsteht das h. Da das h immer irgend eine vocalische Färbung haben muß, so giebt es nicht ein h, wie man nach unserer Schrift vermuthen müßte, sondern 16(!) verschiedene h, nämlich mit der Vocalfärbung a, u, o, e, i, ä, ö, ü, „lang“ und „kurz“. Auch hierin ist die griechische Schrift correcter. Sie setzt nämlich das h-Zeichen (') über den betreffenden Vocal und deutet so die Vocalfarbe des h an.

Bei den f-Lauten wird die Enge zwischen oberen Schneidezähnen und Unterlippe gebildet. So entsteht ohne Stimme das f, mit Stimme das w. Das v wird von uns wie f gesprochen, könnte also aus unserer Schrift wegbleiben. Bei Consonantenverbindungen (z. B. „zwei“, „schwein“) sprechen wir das w als Reibungslaut beider Lippen, wie das englische w z. B. in „wine“.

An den Zähnen kommen folgende Reibungslaute zu Stande: scharfes ß, weiches ſ, sch, das französische „ge“ (z. B. im Worte „genie“) und das l.

Die beiden S kommen dadurch zu Stande, daß zwischen der Zungenspitze und den Zähnen eine Enge gebildet wird, die der Luft nur vorn in der Mitte der Schneidezähne einen Ausgang gestattet. Das ß ist scharf und stimmlos, das ſ ist weich und wird mit Stimme gebildet.

Das sch besteht nicht aus drei Lauten, wie man nach dem Buchstabenzeichen annehmen müßte, sondern ist ein einfacher Laut. Es kommt dadurch zu Stande, daß die Zähne auf einander gesetzt werden und die Zungenspitze leicht zurückgerollt wird. Indem die Luft durch diese Enge, und zwar

*) Vgl. meine Schriften: Stottern und Stammeln. 2. Aufl. Berlin 1904, Steinitz' Verlag; ferner Vorlesungen über Sprachstörungen. Verlag von Oscar Coblentz 1898/1906.

Digitized by Google

über die ganze Breite des vorderen Zahnbogens streicht, entsteht das sch. Zur Verstärkung dieses Lautes werden die Lippen, wie ein Schalltrichter, vorgespreizt.

Das französische (ge) ist nichts Anderes als ein sch mit Stimme.

Das englische th (z. B. im Worte „the“) kommt dadurch zu Stande, daß die Zungenspitze nicht hinter den Zähnen bleibt, sondern zwischen die Zähne hindurchgesteckt wird. Der Engländer „lispelt“ also gewissermaßen officiell, während bei uns das Lispeln für eine Sprachstörung gilt.

Eine andere Art des Lispelns entsteht, wenn die Ausathmungsluft bei den S-Lauten nicht vorn durch die Schneidezähne, sondern seitlich über die Backenzähne geht. Diese „Schlicksprache“, wie der Berliner sagt, ist ungemein häßlich, aber sie ist leicht zu beseitigen.

Unsere Schrift verfährt nun mit den S-Lauten sehr böse, etwa nach dem Grundsatz: „Alle für Einen und Einer für Alle.“ Das scharfe ſſ wird entweder durch das sogenannte Schluß-s (z. B. „das“) oder durch ß (z. B. „Faß“) oder durch ein langes ſ (z. B. „Aſt“) oder durch zwei lange ſſ (z. B. „Taſſe“) wiedergegeben. Das weiche ſ wird immer durch ein ſ bezeichnet (z. B. „Doſe“). Das sch hingegen wird entweder durch sch dargestellt (z. B. „ſchön“) oder auch nur durch ein langes ſ (z. B. „ſtöre“, „ſpare“).

Für das l wird eine Enge gebildet, indem die äußerste Zungenspitze hinter die oberen Schneidezähne an den Gaumen gelegt wird.

Die Reibungslaute des Gaumens sind das ch und das j. Es wird hier eine Enge zwischen Zungenrücken und Gaumen formirt. Wenn die Enge weiter vorn gemacht wird, so entsteht das sogenannte vordere ch (z. B. „ich“); liegt die Enge mehr nach hinten, so kommt das sogenannte hintere ch zu Stande (z. B. „ach“). Das sind zwei ganz verschiedene Laute, für die wir aber nur ein Buchstabenzeichen haben. Das j ist ein vorderes ch mit Stimme.

Das r ist ein Zitterlaut. Es entsteht entweder durch Zittern der Zungenspitze (Zungen-r) oder durch Zittern des Gaumenzäpfchens (Gaumen-r). Bei uns sprechen nur Schauspieler und Sänger das Zungen-r.

Während nun bei allen bisher genannten Lauten, Vocalen und Consonanten, das Gaumensegel die Nasenhöhle von der Mundhöhle abschließt und die Ausathmungsluft zwingt, durch den Mund zu entweichen, bleibt bei den Nasenlauten das Gaumensegel offen, die Mundhöhle wird versperrt und die Luft strömt durch die Nase ab.

Beim m werden die Lippen geschlossen.

Bei n findet der Verschluß zwischen Zungenspitze und Schneidezähnen statt.

Es giebt dann noch einen dritten Nasenlaut, für den wir kein Buchstabenzeichen haben. Hier wird ein Verschluß zwischen Zungenrücken und hartem Gaumen gebildet wie bei g und k. Diesen Laut schreiben wir n oder ng, z. B. „bank“ oder „hänge“; er wird aber weder „n“ noch „ng“ gesprochen, sondern wie das n im französischen Wort „en“. Wir werden den Laut unten durch $\overset{(g)}{n}$ ausdrücken.

Wir haben dann noch einige Doppelconsonanten, nämlich z = tſſ (geschrieben z, ʒ oder ts), x = kſſ (geschrieben x, ks, gs oder chs), ferner ps (für das nur die griechische Schrift ein Buchstabenzeichen hat) und tſch (für das nur die russische Schrift ein Buchstabenzeichen hat). Dazu kommt noch q = kw; das u, das wir nach q schreiben, ist überflüssig.

Ein Laut, der von der Sprache sehr stiefmütterlich behandelt wird, ist das g. Das g wird auch in der Vortragssprache im Auslaut entweder wie k (z. B. „bok“ für „bog“) oder wie das vordere ch gesprochen („könich“ für „könig“). Die Umgangssprache geht darin noch weiter. Sie setzt für die Endsilben ige häufig je („könje“ für „könige“), für igung einfach junk („betheiljunk“ für „betheiligung“), für higung einfach junk („befejunk“ für „befähigung“). Die Vorsilbe „ge“ wird in der Umgangssprache meist in „je“ verwandelt, während das g des Stammes unverändert bleibt, z. B. „jegebm“ (für „gegeben“).*)

Auch das r kommt in der Umgangssprache schlecht fort, so wird die Endsilbe „er“ meist durch ein kurzes a ersetzt, z. B. „vätä“ (vater).

Die Endung „en“ wird in der Umgangssprache meist „verschluckt“, indem das e fortgelassen und das n dem vorhergehenden Consonanten ähnlich gemacht oder gar fortgelassen wird, z. B. „form“ (für „formen“), „nen“ (für „nennen“), „sprin$\overset{(g)}{n}$“ (für „springen“), „habm“ (für „haben“), „ripm“ („rippen“), „badn“ („baden“), „botn“ („boten“), „brük$\overset{(g)}{n}$“ („brücken“), „borg$\overset{(g)}{n}$“ („borgen“), „schifn“ („schiffen“), „maln“ („malen“), „lebmden“ („lebenden“). Interessant ist dabei, daß das „Verschlucken“ der Endsilbe mehr als ein bloßes Bild ist; es wird nämlich thatsächlich der mangelnde Verschlußlaut durch eine Art Schluckbewegung ersetzt, indem wir das Gaumensegel geräuschvoll öffnen oder schließen. Wenn ich z. B. das Wort „badn“ spreche, so müßte eigentlich die Zungenspitze beim d die Zähne verlassen, damit der Verschlußlaut d zu Stande kommt. Das geschieht aber nicht, sondern die Zungenspitze bleibt gleich für das n liegen und das mangelnde Explosivgeräusch des d wird durch ein geräuschvolles Oeffnen des Gaumensegelverschlusses markirt.

Mitunter werden auch mehrere Laute in den Endsilben „verschluckt“, wobei das Oeffnen und Schließen des Gaumensegels immer die fehlenden Verschlußlaute ersetzt, z. B. „leitndn“ (leitenden).

Bei der Endung „el“ wird in der Umgangssprache ebenfalls das e ausgelassen, z. B. „mädl“ (mädel), „zetl“ (zettel), „nagl“ (nagel), „fackl“ (fackel). Bei dl und tl bleibt dann die Zungenspitze vom T-Laut gleich für das l liegen und das l wird seitlich in der Gegend der Backenzähne gebildet, wobei die Oeffnung des T-Verschlusses gespart wird.

Endlich möchte ich noch auf eine Eigenthümlichkeit hinweisen, die nicht nur die Umgangssprache, sondern auch die Vortragssprache betrifft. Wenn nämlich der Endlaut eines Wortes mit dem Anfangslaut des folgenden übereinstimmt oder ihm ähnlich ist, so wird nur ein Laut gesprochen, z. B. „leit thun“ (Leid thun), „den fisch schüpn“ (den Fisch schuppen), „ein bök kaufn“ (einen Bock kaufen), „den dip päkn“ (den Dieb packen), „den gaul lobm“ (den Gaul loben), „hinauf führen“, „den leutn nicht“ (den Leuten nicht).

Trifft auf diese Weise ein harter Verschlußlaut mit einem weichen zusammen, so wird auch nur ein Verschluß gebildet, der hart geschlossen und weich geöffnet wird, z. B. „mit schtaup bedekn“ (mit Staub bedecken), „der hut des“ (der Hut des), „den rök gebm“ (den Rock geben).

Wir haben so eine große Reihe von Dissonanzen zwischen der Orthographie und der Aussprache kennen gelernt. Wenn man aber den Entwicklungsgang unserer Orthographie überblickt, so ist kein Zweifel, daß sie das Bestreben hat, eine phonetische zu werden, d. h. jedes Wort so zu schreiben, wie wir es aussprechen. Das Beste scheint nun, mit einem Schnitt radical vorzugehen und Alles aus der Schrift zu beseitigen, was nicht phonetisch begründet ist. Unsere Schulkinder könnten auf diese Weise das unnütze Studium der „Rechtschreibung“ sparen oder doch sehr erheblich abkürzen und brauchten nicht mit großer Mühe eine Orthographie zu lernen, die immer nach einem Jahrzehnt wieder zum alten Eisen geworfen und durch eine neue ersetzt wird.

Einer solchen Orthographie müßte man freilich die Vortragssprache zu Grunde legen.

*) Ueber die Verwandlung der Endsilbe „ben“ in „bm“ siehe unten.

Digitized by Google

Zacharias Werners Tagebücher.

Ueber romantische Religiosität.

Von Paul Friedrich (Berlin).

Zwei gewaltige Ströme aus einer Quelle fließen durch das Leben der Menschheit, der Strom der geschlechtlichen Liebe und der Strom des religiösen Gefühls. Oft wunderbar gespalten, sonderbar gemischt fließen sie doch von Zeit zu Zeit in auserwählten Persönlichkeiten zusammen, ein Ganzes bildend und doch ein Ganzes in verschiedener Mischung. Die Mystik, die ekstatische Vereinigung von Glauben und Wissen erscheint bei einem Swedenborg anders als bei einem Suso. Es giebt Magier, die den Eros zum Kern ihrer religiösen Vergottung machen, und es giebt Theurgen, die das Liebesstreben als Vergöttlichung des Irdischen erscheinen lassen. Der Rationalismus der Gegenwart wittert in aller und jeder religiösen Ergriffenheit sexuelle Motive und erklärt eine heilige Therese und jede „Stigmatisirte" für „hysterisch", und doch könnte in vielen Fällen das Unsichtbare bloß im Sichtbaren ein Symbol suchen, und Dantes Beatrice ist nicht nur eine ins Unendliche projicirte Liebe, sondern zugleich eine verkörperte Figuration des Madonnenideals.

Die Auserwählten, die Mystiker aus Nothwendigkeit, vermögen die Grenze von „irdischer und himmlischer" Liebe so zu verwischen, daß nur das eine, mächtige Brausen des Oceans der Gefühle hörbar bleibt, Adepten dieses Monismus werden die dualistische Spannung in ihrer Gefühlsunirung nicht ganz überwinden. So schreibt der todesbrünstige Novalis: „In drei Monaten ist es vollendet ... Christus und Sophie." Das ist das Irreführende an ihm, man hat ihn für einen christlichen Katholiken gehalten, während er ein pantheistischer Katholik als Denker — als Künstler ein Dualist, halb Christ, halb Mystiker war. Er ist einer von denen, die das Sterbliche zu entmaterialisiren und doch zugleich das Unfaßbare sinnlich zu machen bestrebt sind, es ist ein hellenischer Monismus, der die schöne Form als den Ursprung des Inhalts zu retten sucht, der entgegen jeder Leibfeindschaft, den Dingen einen „geistigen Leib" zu schaffen strebt, ohne das Fleisch zu negiren. Heiligung der Sinne durch Schönheit ist das geheime Motto dieses Priesters des dritten Reichs.

Und genau dieselben Gewalten: Liebe und religiöses Suchen in anderer Mischung — und statt einer Johannesseele mit dem Reif der Unschuld eine von Leidenschaften verzerrte Spottgeburt der Elemente; Sinnlichkeit, die zu Kreuze kriecht und sich negirt bei dem protestantischen Freimaurer, dem späteren katholischen Bußpriester Zacharias Werner aus Königsberg. Vor mir liegt die heut wenig bekannte Ausgabe seiner intimsten, oft rücksichtslosen Beichte. Werner litt wie die Frühlingsblume Novalis an dem Loos der Ephemeriden, an einem tiefvererbten Unglück. Es hätte ihn, wäre er weniger ehrlich gewesen, zum Fatalisten machen können. Seine geliebte Mutter starb in religiösem Wahnsinn, der nicht ohne sexuelle Beimischung ist; sie hielt sich für die Mutter des kommenden Heilands. Es ist nicht wahr, daß Werners religiöse Ideen erst in der zweiten Hälfte seines Lebens, nachdem er die grüne Flur der Liebe durch seine zügellose Sinnlichkeit abgegrast hatte, zum Durchbruch kam. Schon in seinem ersten und besten Drama „Die Söhne des Thals" wollte er einen geistlichen Verband schildern, der durch seine Verweltlichung zu Grunde geht, um von den besten Kräften, die überbleiben, in einen rein geistlichen Verein der Brüder umgewandelt zu werden. Er selbst stellte sich als den einen dieser Helden dar und versuchte — ein Einfall von genialer Lächerlichkeit — seinen jüdischen Freund Dr. Hitzig, seinen späteren Biographen, für so einen weltabgewandten katholisirenden Logenverband zu gewinnen. Das „Schicksal", das jener Generation Alles bedeutete, verschlug Werner mit Hoffmann, seinem Freunde, nach Warschau, in stockkatholische Verhältnisse. Das Leben dort hat den qualvollen Bruch zwischen Religiosität und Sinnlichkeit in Werner vertieft, nicht geschaffen. Die letztere riß ihn in kürzester Zeit in drei kopflose Ehebünde, aus denen er als ein an sich Enttäuschter hervorging, unfähig, zwischen dem Niedern und dem Edleren eine Brücke zu schlagen.

Ein Jahre langes, zielloses Wandern beginnt für ihn. Das Vaterland ist ihm kein Pol, die Freundschaft und die Liebe binden ihn nicht. Er versteht, sich wie ein guter Kammerdiener in alle Physiognomien zu finden, nur in seine nicht. Goethe protegirt ihn, seine Stücke werden gespielt, Beides giebt ihm keinen Halt. Sein Dualismus war durch Legirungen künstlerischer Art nicht zu überwinden. Wie Friedrich Schlegel ist er immer seine eigne Antithese. Solchen Naturen winkt Rom. Schon das Wiener Leben, das er ganz enorm impressionistisch in einem Brief an eine Berliner Freundin schildert, entzückt ihn um seiner naiven Sinnlichkeit willen. Aber erst in Italien kommt es in ihm zur Krise. Schon vorher, bei seinem ersten Aufenthalt bei Frau von Staël in Coppet, schreibt er einmal, innerlich katholischer als ein Katholik: „Ich gebe ihr mein Sonett, sie zwingt mir das Versprechen ab, den Juni, Juli und August k. J. bei ihr zuzubringen. Ich lasse einige Worte über das Prophetische ihres gestrigen Schauspiels fallen, kniee vor ihr nieder, Alles in tiefster Rührung, wir trennen uns Beide in Thränen, und ich muß sagen, dies Weib ist in ihrer (!) Art einzig und würde ein Rüstzeug, wenn die Gnade ihr Herz ergriffe. Gang zu Constant. Wir, die wir uns nie genähert, sind Beide beim Abschiede bis zu Thränen gerührt, ich empfehle ihm, die Religion in Frankreich auszubreiten (!), er sagt: Was ist mit diesem Volke zu machen, ich sage zu ihm, verlassen Sie die arme Frau, die Staël, nicht!" Ueberall legt er sich äußere Annehmlichkeiten als Fügungen Gottes aus, so als die Sonne scheint wie er an den Felsen Meillerie seine Verehrung für — Rousseau kritzelt! Es ist etwas Schäbiges, Lakaienhaftes in Werner lebendig, eine kriechende Zerknirschung und eine schleichende Lüsternheit wie ein schwüles Elmsfeuer.

Man sollte in Zacharias Werner nicht länger einen Ausnahme-Ostpreußen sehen. Freilich an Hufeland und Hippel mit ihrer ehrenfesten Bonhommie erinnert nichts an ihm; aber man weiß, daß neben Kant und seinem Kriticismus auch eine starke Einbildungskraft dort haust, in Hamann und Herder hat sie ihren Sturm und Drang und ihre Hinwendung zur Romantik erfahren, und an obscönen Naturen barg Ostpreußen im Anfang des 19. Jahrhunderts mehr als genug. Ich brauche nicht an die berüchtigten erotica des Kriegsraths Scheffners zu erinnern. In einem Pietistenbund der Jahre 1806 und 1807 wurde an sinnlichen Ausschweifungen das Menschenmöglichste geleistet. Im Gegentheil: gegen den Schlag der Männer vom Schrote Steins und Kants mußte gerade hier der Gegenschlag des Gefühls erfolgen. Zacharias Werner und Hoffmann sind der Inhalt der ostpreußischen Reaction gegen den Kriticismus. Auf zwei Rheinreisen, auf deren zweiter er zu Wallraaf und Boisserée in Cöln in nahe Beziehungen trat, geht ihm nun auch das eigentliche Mittelalter leibhaftig auf. Was Goethe einst Erwin von Steinbachs Münster, das wird ihm der Cölner Dom. Zwischen sinnlichen und geistigen Genüssen pendelt er schon hier haltlos. Und wie später Schopenhauer, mit dem er drei Tage in Rudolstadt zusammen war, ohne sein Genie zu ahnen, so steht auch er erschüttert vor den Bildern der heiligen Märtyrer, fühlt seine Unwürdigkeit und wird einmal durch einen Donnerschlag so getroffen, daß er in den Dom eilt und eine Stunde vor einem Marienbildchen betet.

Er ist in seinem Gefühl bereits so katholisirt, daß ihm dann in Italien (1810 f.) die herrlichen Ueberreste der Antike nur ein oberflächliches, öfter sinnliches Interesse abnöthigen, während er keine noch so kleine Capelle unbesucht läßt und

Digitized by Google

einen Wirrwarr von Heiligenbildern in seinen Aufzeichnungen häuft. Aber Anfangs ist das Alles nur sinnliche Neugier. Werner ist ein im Tiefsten unfrommer Geist, der alle Schönheiten der Landschaft und der Kunst zu einem schmackhaften Ragout verarbeitet. All sein Wandern ist ein Suchen der Ruhe — aber in ewig wechselndem Genuß. Seine Werke finden sich in den Tagebüchern kaum erwähnt. Um so mehr Menschen, aber auch hier wahllos die Unbedeutendsten neben den Hervorragendsten, und trifft er mit ihnen zusammen, wie später mit Goethe, der Staël, Arnim, Boisserée, Cuvier, Oehlenschläger, Pestalozzi, Schlegel, Matthison, so weiß er nur selten etwas Charakteristisches zu berichten. Dafür schwelgt er im Wiederkäuen ekelhafter Freuden mit öffentlichen Frauenzimmern, und es ist bezeichnend, daß er nur einmal von einer jungen Dame einen edleren erotischen Eindruck zu berichten hat. So theilt er in Rom sein Leben zwischen dem Herumflaniren mit einigen Deutschen und dem Genießen materiellster Freuden (auch von seiner „Freßlust", von „Kucheneſſen" und „Likörtrinken" berichtet er oft) und künstlerischer Eindrücke, die aber mehr oder weniger äußerlich sind.

Da erfolgt in Neapel der entscheidende Umschlag. Am 5. Mai 1810 berichtet er von der Feier des heil. Januarius, wie dessen Blut in Klumpenform zur Schau gestellt und durch Gebet zum Rinnen gebracht werden soll. Auch er betet mit, macht seine Zukunft von einem „Zufall" abhängig, und — „Dank sei Dir, ewig allwaltende, mit unsern kindlichen Unarten barmherzige Gnade" . . . das Blut „fließt". Von diesem Augenblick an wird Werner der fanatischste Katholik, er wirft sich dem Cardinal Pallavicini in die Arme, wird von ihm und einem Ex-Jesuiten liebend überallhin geführt, wo man ihn in seinem Wahn zu bestärken vermag; so steigt er zu den Gräbern der Mönche und Nonnen hinab, ministrirt die Messe, liest Thomas a Kempis, begeistert sich an der Zucht in den Jesuitenschulen, wie ein Jahr zuvor an dem „Verein" in Pestalozzis Knabeninstitut. Aber wie die Schlange ihr Opfer erst eine Weile zappeln läßt, so thut auch Pallavicini sehr zweifelhaft, ob Werner die Erlaubniß zum „Rücktritt" in die katholische Kirche vom Papst gegeben wird. Am 19. April 1811 erfolgt der Rücktritt, und es ist von hohem Werth, daß wir noch einige Aufzeichnungen des Convertiten nach seinem Uebertritt besitzen. Am 20. Juli 1811 heißt es: „Eine schöne Woche in Albano bei den Capuzinern verlebt." Am 23.: „Den unglücklichen H. (einen katholisirenden Schüler Pestalozzis) getröstet und ihn . . . auf Gott und den Versöhner, Gott gebe, nicht umsonst! verwiesen." Und am 27.: „Tag der Exercitien spiritualien. Ich genieße das heil. Abendmahl und verlebe den ganzen Tag fast immer in der Zelle bei Wasser, unter Reuethränen, Buße und Gebet." Novalis bleibt jetzt seine Lieblingslectüre. Wahrlich, Werner war der Himmel immer außer ihm, während er zur Hölle in seiner Sinnenwuth einen stets offenen Zugang besaß. So erscheint seine Religiosität als versetzte Brunst, was aus den Betrachtungen über verschiedene Madonnen unzweifelhaft hervorgeht. Später als maniakalischer Eiferer, als Priester in Wien, nannte er seine Dichtungen einen „öffentlichen Skandal" und sein Ich nicht ohne Recht eine „stinkende Pestgrube". Von Allen, die damals zum Katholizismus übertraten, dem Maler Müller, Otfried Müller, Stolberg, Friedrich Tieck und Friedrich Schlegel, war es Zacharias Werner am ernstesten damit. Das ist das Versöhnende an diesem unharmonischen und unerquicklichen Leben.

Adolf Bartels' Römische Tragödien.

Von Ludwig Lorenz (München).

I.

Wer Bartels' Luther-Trilogie kennt, wird sich einer Stelle im ersten Acte des „jungen Luther" erinnern, wo Martin und seine humanistisch gesinnten Freunde, ein jeder in seiner Art, Rom als das Ziel ihrer Sehnsucht preisen. Die „Römischen Tragödien"*) sind früher entstanden als der „Luther" (1891—94), aber erst vor Kurzem veröffentlicht worden. Sie zeigen, wie wesentlich für die Entwicklung des Dichters, der bereits in seinen Erstlingswerken starke historische Neigungen verrathen hatte, gerade das innige Mitleben römischer Cultur in verschiedenen Geschichtsepochen gewesen ist. Es gelingt ihm im „Catilina" das von Sallust geschilderte Rom mit echt poetischer Anschauungskraft zu neuem Leben wach zu rufen und ebenso wahrhaft schildert er die furchtbare Pornokratie des früheren Mittelalters in der „Päpstin Johanna" und im „Sacco" das weltfremde Treiben der letzten Humanisten. Der Natur seines Talentes entsprechend gestaltet Bartels mit Vorliebe historische Stoffe. Da kann er mit großen, einfachen Linien zeichnen und sein starkes Temperament ebenso sehr bewähren wie seinen klar überschauenden Sinn. Der eigentliche Antrieb zum Schaffen kommt ihm indessen wie jedem echten Dramatiker aus seinen persönlichen Lebenskämpfen.

In der „Päpstin" wird das vor Allem deutlich. Man spürt, wie der Dichter durch Charakteranlage und Schicksale immer von Neuem gedrängt ward, über die sittlichen und geistigen Aufgaben der Frau nachzusinnen, wie er aus reichen innern Erlebnissen nach einer Zeit des Tastens und Suchens zur Klarheit kam und wie sich ihm endlich in dem frei behandelten Sagenstoff von der „Frau Jutta" eine fruchtbare Möglichkeit darbot, die zum Abschluß gelangenden Lebensprocesse dichterisch zu symbolisiren. Johanna ist bei Bartels eine edle, hochgesinnte Frauennatur. Noch ein halbes Kind, war sie den raffinirten Verführungskünsten eines niedrig gesinnten Lehrers zum Opfer gefallen, aber ihren ursprünglich reinen Sinn hat sie nicht verloren. Nachdem sie ein todtes Knäblein geboren, flieht die junge Engländerin in den Kleidern eines Köhlerjungen, schließt sich nach Deutschland reisenden Mönchen an und wird, von glühendem Wissensdurst erfüllt, bald unter ihnen heimisch. Jahre emsigen Studiums vergehen ihr in der Fuldaer Klosterzelle. Da wird sie nach Rom geschickt und steigt hier um ihrer echten Frömmigkeit willen höher und höher. Das arme Volk, aber auch viele Geistliche schaaren sich um den mildthätigen Diakon von St. Maria. Bald wird sie, von glücklichem Zufall begünstigt, zum Papst gewählt. Damit setzt das Drama ein. Da zu Rom eine allgemeine sittliche Entartung unter Clerus und Adel herrscht, wird ihre groß angelegte Natur auf den Weg des Reformators getrieben. Sie sucht das ganz verachtete Papstthum wieder zu erheben, hemmt die Lasterhaftigkeit der Priester, sendet Missionare aus und tritt der gewaltthätigen Marozia, der Herrscherin Roms, sammt ihrem buhlerischen Gatten, dem Könige Hugo von Italien, mit Ernst und Festigkeit entgegen. Der Uebermacht dieser Feinde müßte sie jedoch erliegen, wenn ihr nicht ein Helfer erstünde. Es ist eine überaus glückliche Erfindung des Dichters, daß er der Päpstin in dem jungen Alberich, dem edlen, seiner Mutter ganz verfeindeten Sohne der Marozia, einen begeisterten Anhänger erwachsen läßt. Sie wird ihm, dem mehr als zehn Jahre jüngeren, Vater und Mutter zugleich und erzieht ihn zum Mann, ohne daß er sich der insgeheim erwachenden

*) Adolf Bartels, Gesammelte Dichtungen. Fünfter Band. Römische Tragödien: Die Päpstin Johanna. Catilina. Der Sacco. München, Georg D. W. Callwey, 1905.

Digitized by Google

Liebe zu dem in Papstkleidern verhüllten Weibe bewußt wird. Das Drama gipfelt in einer großartigen Scene des dritten Actes. Hugo dringt mit dem Schwerte auf Johanna ein, weil sie sich weigert, ihn zum Kaiser zu krönen. Sie taumelt bleich zurück. Alberich aber tritt (mit dem Schwerte) vor sie hin und bringt den feigen Hugo zum Weichen. Indessen hat sich Johanna erholt, schaart ihre Cleriker um sich und verkündigt in machtvoller Rede das nahe Ende der Gewaltherrschaft, die baldige Wiederkehr des Friedens und der Gesittung. Alberich wirbt nun der Päpstin einen bewaffneten Anhang, ihr Ansehen wächst, trotz des geheimen Hasses vieler Priester. Da treibt sie die Wahrheitsliebe, dem sie immer inniger verehrenden Jüngling ihr Geschlecht zu enthüllen. Sie will ihm nun Freundin und Bruder sein, aber bald genießen beide ein kurzes stilles Liebesglück. — Johanna fühlt sich Mutter und erkennt mit Grauen, daß sie umsonst wähnte, ein reiner Geist, nicht Mann noch Weib zu sein, daß ihre großen Pläne auf Lüge und Betrug gegründet sind. Sie weiß, daß es für sie nur einen Ausweg giebt. Indessen hat sich in Rom die abenteuerliche Kunde vom Papstweib verbreitet. Marozia stürmt mit ihrem Gefolge den Lateran und verlangt Rechenschaft. Johanna bekennt ihre Schuld und giebt sich mit fester Hand den Tod. Indessen hat Alberich mit einem rasch gesammelten Heere die Stadt erobert, kerkert die Mutter ein und verbannt Hugo. Die Römer athmen auf und erkennen ihn als Herrn an. Schwer gebeugt betrauert er den edlen Geist, der ihn zum Helden schuf. — Ich hoffe, schon diese kurze Skizze läßt einigermaßen ahnen, wie tief und rein die Tragik dieses Werkes ist. Johanna trägt einen faustischen Zug in sich: der unbefriedigte Erkenntnißdrang führt sie zum Handeln, sie will die Menschheit retten. Es ist ihr Verhängniß, daß die besten Kräfte ihres Wesens sich im Zusammenwirken mit Alberich entfalten. Seine Liebe ist ihr höchstes Glück und tiefstes Leid, nicht die Sendung, zu der sie sich berufen fühlt, so muß sie sterben Eins muß man dabei vor Allem beachten. Es würde ihr nicht gelingen, ihr Geschlecht ihm so lange verbergen, wenn seine Seele nicht kindlich und die ihrige nicht lauter und von großen Plänen erfüllt wäre. Natürlich liegt ihr die Zukunft der Frauen besonders am Herzen. Im dritten Act äußert sie ihre Anschauungen vom Wesen und Beruf des Weibes, es sind offenbar des Dichters eigene; klare Einsicht in die Schwächen der Frau verbindet sich mit der Erkenntniß, daß sie befähigt und berufen ist, die gleichwerthige Gefährtin des Mannes in der Ehe zu sein. Auch die reformatorischen Stimmungen der Päpstin sind aus persönlichen Erlebnissen des Dichters herausgewachsen, der von Jugend an gern „umschuf in Gedanken, was ihm nicht gefiel". Und der Vorausblick auf den „Luther" liegt nahe genug. Die dramatische Wirkung der Tragödie beruht vor Allem darauf, daß Marozia zur Gegenspielerin der Heldin erhoben wird. So enthalten namentlich der erste, dritte und fünfte Act Scenen von fortreißender Kraft. Beide Frauen erstreben die Weltherrschaft. Johanna die Macht über die Geister, Marozia die physische Gewalt in unersättlichem Kraftgefühl. Auch sie ist eine kühn angelegte Natur, aber stellenweise genügt der sprachliche Ausdruck nicht den großen Intentionen. Auch in den Reden der Päpstin und anderer Personen wirkt eine gewisse Sprödigkeit des Styles mitunter störend, in den besten Scenen ist die Sprache jedoch von edler Klarheit und gedrungener Kraft nach Luthers Vorbild erfüllt. Wie in seinen Romanen aus der Geschichte Dithmarschens bethätigt sich Bartels auch hier als klarer und sicherer Milieuschilderer. Ich hebe nur die drei Buhlerinnen Hugos heraus; sie sind mit einer Art cynischen Humors behandelt, und kein gesunder und kräftiger Geist kann Anstoß an ihnen nehmen. Wie der Dichter in der Vorrede bemerkt, hat er viel von Hebbel gelernt. Die Unerbittlichkeit seiner Tragik ist ein Zeichen dafür. In der Charakteristik aber geht er auf eigenen Wegen. Die Heldin selber ist viel frauenhaft milder als Hebbelsche Frauen geartet; ich greife einige gewinnende Züge heraus: der naive Ausbruch der Freude an der Schönheit Alberichs, wie sie ihn das erste Mal sieht, die ganz unpolitische, echt weibliche Zuversicht, daß das Gute doch siegen müsse in den ersten Acten, die feine Schalkhaftigkeit im Gespräch mit der in den schönen Papst verliebten Theodora (der Schwester Marozias), die mütterliche Fürsorge für die Schuljugend. Die tiefe Innigkeit ihrer liebeerfüllten Seele offenbart der Monolog im fünften Act, welcher mit dem Gebet an Maria schließt. Die formalen Schwächen, welche ich oben berührte, werden auf der Bühne wohl noch weniger stören als beim Lesen. Eine Aufführung ist um so mehr zu empfehlen, als unsere Zeit an echten, d. h. nicht theatralischen Dramen, bettelarm ist.

Rimels.

Von August Lähn (Bremerhaven).

Kaffeklatsch.

In 'ne Döntz bi Lisch Smitten
Sitt Lübsch un Stin Witten
Bi Kaffe un Knütt.
Wo geiht jem dat Mulwark,
So flink as en Spulwark
Un raetert as 'n Sprütt.

Dat raetert un snaetert
Un plinkögt un plaetert
Un lickmült un stippt;
Dat tuschelt un lustert
Un kakelt un smustert
Un mummelt un nippt.

Wo dit un wo dat in Dörp un in Stadt,
In Kat un in Kark, dat kümmt hier to Markt.
Dor is ok keen Eck, keen Stoff un keen Dreck,
Keen Schapp un keen Schör, se stöwert dat dör.
Keen Hochtied, keen Kindbier; keen Fielbank, keen Knüttwir;
Keen Herr un keen Knecht; keen Schuld un keen Recht;
Keen Lust un keen Not; keen Leew und keen Dot;
Keen Korw un keen Fatt; keen Nicks un keen Watt —
So god is keen Nam, se weet em sin Blam.

De Strump hett sin Hacken,
Jed' Nahwer sin Packen —
„Min Leiwing, Gun Nacht!"
Un buten seggt Witten:
„Ne, Lübsching, de Smitten
Sull prahlen man sacht.

Ick bün nich vör klatschen,
Aporten un tratschen,
Sünst säd' ick woll wat
Von Dickdauhn min Lewen,
Un Hoffahrt min Strewen,
Un Middags nich satt."

Triening.

Triening will sick Pannkok backen —
Triening mag girn 'n Mundvull snacken,
Triening wohrt ehr Plaetermähl —
Pannkok brennt to swarte Kähl.

Triening will sick Eier braden —
Nawersch kloppt an'n Finsterladen,
Triening snaetert, für in'ne Pann —
Speck un Eier sünd to Schann.

Digitized by Google

Triening will nu Melkgrütt kaken —
Springt dat Mulwark ut de Haken,
Stiedt de Melk ehr ut den Pott —
Kaek is vuller Smok un Sott.

Triening söcht in Schapp un Kasten —
Nicks to smusen, nicks to gasten;
Leddig Schuv un leddig Schal —
Triening lang den Brotknust dal.

Snieberbehagen.

Herrgott doch, wo dat weiht un deiht —
De Regen an de Finstern sleit!
Wo hult dat nah den Schornstein rin!
Dor kümmt unsʼ Breifbad üm de Eck,
Bet babenhen vull Leim un Dreck.
Wat mäut de Oll dörch Dick un Dünn! —
Is god man, dat ick Snieder bün
Und hier so schön in 'n Drögen sitt.

To Middag geew dat Speck un Kohl —
Nu sitt ick week un warm in 'n Stohl
Un smök min Piep un stütt dat Kinn.
In 'n Aben knistert sacht dat Für,
En Appel pröhlt un ziest in 't Rühr —
Ach, Mudding, bring den Kaffe rin,
Un freu di, dat ick Snieder bün
Un wi so schön in 'n Drögen sitt.

Vör de Göhren.

Storch, Storch, Steiner,
Mit de roden Beiner,
Mit de Flünken swart un witt,
Bring mi doch en Bräuding mit.
Bring mi doch en Bräuding,
Bring mi doch en Swesting.
Kümmst du wedder tokam Johr,
Bring uns gliek en Twaeschenpoor.

Zarathustra.

[5] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

1. Act.

Herbert: Denke Dir, denke Dir, Mika, wenn wir Beide ganz still sind und horchen, wie die Sehnsucht in uns stirbt.

Mika: Ja, das soll schön werden.

Herbert: Mika, und wenn Du dann mir angehörst, ganz wie Du da bist, mit Leib und Seele. Weißt Du, wie Dehmel das sagt? Weg den Plunder, wie Dich Gott geschaffen, wildes Wunder. Unser Brautbett ist die ganze Erde! Mika, all das nicht dichten, all das wirklich leben ... und Dauthendey! Wie ich Dir das neulich vorlas: — Dein Leib ist reich gewirkt wie ein Feld voll Honig und königlicher Blumen und kommt weich und heimlich wie der Mond in mein Bett.

Mika: Ja, Herbert, aber was soll später werden?

Herbert: Aber Mika, Du kleingläubiges Mädchen Du! Das ist doch nun wirklich und wahrhaftig so vollkommen gleichgiltig! Was kümmert uns Beide denn das Gestern und Morgen, wenn wir uns heute nur besitzen?

Mika (summend): Heute, ach heute bist Du noch mein!

Herbert (sich die Ohren zuhaltend): Hör bloß auf, Mika! Er doch ist ein Trottel, dieser Storm!

Mika: Na — ich bin ja schon stille ... Ach ... Du Guter, Du Lieber, wie ich mich nach Dir gesehnt habe! (Küsse.) O Gott, Herbert! Wenn aber jetzt meine Mutter ...

Herbert: Rede, rede, Mika! Jedes Wort von Dir ist mir ein Gedicht! Eine Novelle! Rede, rede, Mika! Alles singt und schwebt in mir! Jetzt stehen plötzlich die ganzen Scenen des „Heliogabal" deutlich vor mir, ganz deutlich die ganze Reihe. Rede, rede Mika! Ich weiß nicht, was schöner an Dir ist, Du Gute, Du Liebe. Alles fließt bei Dir in einander. „Aus Deinem Athem Töne fließen. Der Stimme Hauch ist duftbesprengt." So hat einmal Beaudelaire eine solche Stimmung besungen.

Mika: Herbert, noch einmal, küß mich doch noch einmal! O Gott, jede Minute muß ja Mutter hier sein. Und dann sehen wir uns wieder eine ganze Woche nicht! O dieses Breslau, wie ich es hasse! Ach Du mein Schatz Du, wenn ich Dich doch nur da einmal sehen könnte!

Herbert: Mika, Mika, weißt Du, Mika, was wir thun wollen?!

Mika: Na, was willst Du denn thun, Herbert?!

Herbert: Mit Dir reisen!

Mika: Ach Herbert — wenn das nur ginge?!

Herbert (hat das Portemonnai gezogen): Ja, ja, ja! Natürlich geht es! Hier sieh! Hier! 92 Mark habe ich noch bei mir! 92 Mark und 50 Pfennige!

Mika: Aber wenn das dann die Mutter erfährt!? Um Himmels willen! Lieber fahre ich erst morgen, Herbert!

Herbert: O das erfährt ja Niemand, niemand in der weiten Gotteswelt, außer uns Beiden. Und es kümmert ja auch Niemand.

Mika: Ja und Deine Eltern? Dein Vater?

Herbert (verletzt): In dem Augenblick hättest Du mir nicht von ihm sprechen dürfen! — — — Nein, nein, Du kannst es ja nicht wissen, Mika! Aber — —

Mika: Ja und darfst Du?

Herbert: Meine Reisen, Mika, pflegen stets von plötzlichen Entschlüssen geleitet zu werden.

Mika: Herbert, ich habe doch eigentlich etwas Furcht!

Herbert: Furcht? Furcht, wenn das Glück kommt? O Mika, was soll das für ein sommerherzreiches Glück werden?

Mika (küßt ihn): Ach ja, Herbert, ich denke auch, das soll es werden!

Herbert (sich losmachend): Und, verstehst Du, im zweiten Gesang will ich Heliogabal schildern, wie er mit blutigen Rossen durch die Straßen des erwachenden Roms fährt. Mika, kannst Du Dir das vorstellen? Mit weißen, schäumenden Rossen, die mit Blut bespritzt sind.

Mika: Und wenn Mama kommt und das Kleid ist nicht fertig, dann merkt sie sicher was!

Herbert: Fühlst Du, wie meine Seele Dir entgegenschlägt? Du zitterst ja so, Mika?! Nein, nein, keine Angst haben! Wovor denn?

Mika (sich losreißend): Ach nichts! Ich habe doch keine Angst ... Aber weißt Du, das Kleid!!

Herbert: Ach laß es doch!

Mika: Ach nein, nein! Es sind ja nur noch ein paar Stiche! Du sollst mich ja dann nachher ganz haben, Herbert!

Herbert: Ach Du meine Süße!

Mika: Wirst Du denn mit uns nach der Bahn kommen?

Herbert: Gewiß!

Mika (lachend): Wenn nun aber Mama doch etwas ahnt?

Herbert: Liebe Mika, bei Intelligenzen, wie der ihrigen, ist das ganz ausgeschlossen!

Mika (lachend): Sooo? Meinst Du? Meinst Du wirklich?

Herbert: Ach Mika, ich bin ja — — Ach Du Mädchen mit den goldenen Händen ... daß Du Dich zu einem Kranken und Unglücklichen herabneigst — —

Mika: Still, still, Herbert, auf der Stelle bist Du ruhig! Ich mag so etwas nicht hören! Wir wollen glücklich sein, hörst Du, und uns recht sehr lieb haben! (Küßt ihn.)

Herbert (sich losmachend): Ja, und — verstehst Du, im dritten Gesang tanzen die nackten Sclavinnen im Atrium. Und Heliogabal läßt sich auf goldener Sänfte von vier Ver-

Digitized by Google

schnittenen in Purpurgewändern hoch über ihren Köpfen — — Nimmst Du's übel, Mika, wenn ich mal die Scenenfolge notire, ehe sie mir entfällt. (Er zieht Notizblock und Füllfederhalter.)

Mika: Nein, Herbert, ich muß ja den Rock auch noch fertig machen! (Setzt sich und näht, Herbert schreibt.)

Mika: Du!

Herbert: Was?

Mika: Ich finde es eigentlich lustig!

Herbert: Gewiß! Einen Augenblick — einen Augenblick! Du störst mich! Einen Augenblick!

Mika (nähend): Herbert!

Herbert: Was, Mika?

Mika (lächelnd): Ich wollte nur mal sehen, ob Du mir noch gut bist?

Herbert: Gewiß! Gewiß! Einen Augenblick! Wie meintest Du doch?

Mika: O nichts, nichts! Rein gar nichts, Herbert!

Herbert: Darf ich Dir nun einmal die Scenenfolge vorlesen?

Mika: Jetzt nicht! Nur jetzt nicht! (lachend): Fremde Production würde mich jetzt nur verwirren; aber nachher, bitte ...

Herbert: Gut! Aber erinnere mich dann auch daran, daß ich sie Dir nachher in der Bahn vorlese.

Mika: Kannst Du mir mal helfen, Herbert, den Koffer zumachen?

Herbert: Ich glaube nicht, daß ich mich dazu eigne.

Mika: Herr Schwedtke wäre also dazu besser zu brauchen!

Herbert (mit dem Fuße stampfend): Ich begreife nicht, wie Du jetzt von diesem Menschen reden kannst!

Mika: Na, nicht gleich böse sein! Ich habe ja wirklich nur Spaß gemacht!

Herbert: Ja, ja, aber — —

Mika: Bist Du böse?

Herbert: Nein, nein, aber — —

Mika: Also komm, hilf mir! Na, fest drauf drücken! So, so! Na, es geht ja doch ganz gut! (Es klingelt.)

Mika: Ach, das ist Mama! Du, Herbert, ich versteck mich!

Herbert: Weßhalb denn? Sei doch nur nicht närrisch, Mika! (Mika läuft öffnen.)

Mika (sich umdrehend): Herr Gott, Herr Gott, wenn sie mir aber nun doch etwas anmerkt, Herbert?! (Ab.)

Herbert (allein): Die Prätorianer dringen in den Palast. Faustina wirft sich ihnen in den Weg. Man vergewaltigt sie und macht sie nieder. Die Rotte stürzt weiter.

Frau Bauer: Nun, Herr Doctor? Wie weit ist man hier? Ist meine Tochter fleißig gewesen? Haben Sie mir auch gut auf sie geachtet?

Herbert: Ich kann Ihrer Tochter nur das allerbeste Zeugniß ausstellen. Sie sehen, Ihr Koffer ist ja schon reisefertig!!

Mika: Aber Mama, was hast Du denn da für einen Mantel?

Frau Bauer: Wie steht er mir?

Mika: Ich finde, er macht Dich wirklich schlank!

Frau Bauer: Es ist ein Gummimantel, — sieh mal! Die Kapuze kann man hochklappen! Ich nehme deßhalb keinen Schirm mit nach Hamburg.

Herbert: Ich liebe dieses morbide Gelbgrün sehr!

Frau Bauer: Er ist von Josefsohn! Weißt Du, Mika, aus dem Ausverkauf! Wirklich, halb geschenkt! Ich hätte Dir ja auch beinahe einen mitgebracht, aber Du hast ja noch Dein Cape?! Es wäre ja überflüssig gewesen!

Mika: Aber das ist doch schon so schlecht!

Frau Bauer: O nein, Mika, das geht diesen Winter noch ganz gut! Einen Augenblick, Herr Doctor! Wir gehen gleich! Ich will nur einmal sehen, ob Alles abgeschlossen ist. Damit mir nicht vielleicht der Schwedtke über meine Papiere geht. Er nuschtert sowieso schon immer überall herum. (Ab.)

Mika (das Kleid einpackend mit Thränen): So ist meine Mutter nun immer — Alles nur für sich! Komm, Herbert, hilf mir!

Herbert: Eltern sind nie anders!

Mika: Ja, Schatz, aber hast Du denn einen Schirm?

Herbert: Nein!

Mika: Nein?! Wenn's nun regnet? Warte, Schwedtke hat ja zwei! (am Spind) Hier nimm den so lange! Ja und Morgenschuh? Nein, nein, Du erkältest Dich wirklich sonst. Warte, ich pack sie Dir ein.

Herbert (ernst und bedenklich): Ich finde das mit den Morgenschuhen doch eigentlich etwas unmoralisch, Mika!

Mika (schließt die Tasche): Aeh ...

Frau Bauer: Nun, ist Alles fertig? Können wir bald die Segel lichten?

Mika: Gleich, gleich, Mama!

Frau Bauer: Wo, meinen Sie, Herr Doctor, daß man gut ißt? Im Schultheiß?

Herbert: Nein, nein, nein! Ich dachte so Kempinsky!

Frau Bauer: Kommt man von dort auch leicht zur Bahn?

Herbert: Vorzügliche Verbindung, Frau Bauer!

Frau Bauer: Kann ich dort auch ruhig mit meiner Tochter hingehen? — Sie verstehen doch, Herr Doctor?

Herbert: Gewiß, ganz ohne Sorge, gnädige Frau!

Frau Bauer: Ja — muß man aber da nicht eigentlich Wein trinken?

Herbert: Aber es kommt Sie ja kaum theurer als das Bier!

Mika: Ach Mama, gehen wir doch mal zu Kempinsky!

Frau Bauer: Also schön, mir recht! Du siehst, ich thue Alles, was Du willst, Mika. — Kommen Sie, Herr Doctor! Würden Sie so liebenswürdig sein, mit anzufassen, wenn ich darum bitten darf?

Mika: Und bei mir auch, Herbert ... es trägt sich so besser. (In Kette: Frau Bauer, Koffer, Herbert, Tasche, Mika ab.)

(Der Vorhang fällt.)

2. Act.

Einige Wochen später. Personen dieselben. Das Zimmer der Frau Bauer. Einfacher möblirt, keine Polstermöbel, Fenster in der Hinterwand, daran Nähtisch, Schreibtisch, Cylinderbureau, Tisch in der Mitte, braune Mahagonistühle, Sopha; rechts, links Thüren. An der Wand Spiel der Wellen, Kaiser Friedrich, Postbeamtenbildniß. Wenn rechts (vom Beschauer) die Thür geöffnet wird, sieht man Schwedtkes Zimmer.

Man hört auf der Bühne sprechen, während der Vorhang sich hebt, Frau Bauer mit einem Buch, Mika mit einer Handarbeit.

Frau Bauer (fortfahrend): Und ich sage Dir, Mika — ich bin nicht diejenige, die solche Sache auf sich beberuhen läßt, ich nicht; verstehst Du? Ich kann und darf das nicht thun — meinethalben und Deinethalben nicht. Was sollten die Leute von uns denken? Ich habe Ehrenämter im Verein, ich habe — Ich mache Dir keine Vorwürfe — keineswegs; Du bist eben unerfahren gewesen. Hast den Verlockungen eines Wüstlings — aber mein einziges Kind, Du brauchst deßwegen nicht zu weinen — (ärgerlich) nimm doch das Tuch weg, wenn das irgend Jemand sieht — ich liebe keine Scenen — es ist doch lächerlich! — Vorher, vorher, Mika! Meinst Du, daß Du es damit jetzt besser machst? Sei doch vernünftig, mein Kind ... Du weißt, Deine Mutter ist ja aufgeklärt und freidenkend genug, um es entschuldbar zu finden — wenn sie es auch schwer begreifen kann, daß ihre Tochter, der sie eine solche Erziehung gegeben habe, einen so geringen moralischen Fond besitzt, daß sie sich dem ersten Besten — nimm das Tuch weg — so

Digitized by Google

so — Du siehst wieder ganz verweint aus! — wisch Dir mal die Augen! — an sich ist das ja nichts Ungewöhnliches! — aber in den Kreisen, denen wir angehören, wenn ich das denke — mir steht der Verstand still — Nun ja, nun ja, — nun beruhige Dich doch, Mika — aber natürlich, das kommt davon, von all diesem Unfug und diesen Büchern und diesen Gedichten; wie oft habe ich Dir gesagt, Du möchtest Dich ein wenig bei der socialen Hülfsarbeit betheiligen — nein — aber statt dessen muß die junge Dame Gedichte schreiben, für die ihr kein Mensch einen Pfennig giebt. —

Mika (spitz): O bitte, Mama, das ist nicht wahr! Ich habe schon zwei Mal zehn Mark Honorar bekommen.

Frau Bauer: Und für die sich unser Freund Berliner die Hacken nach einem Verleger abläuft — natürlich — und jetzt noch das — aber ich lasse das nicht auf uns sitzen, ich nicht, verstehst Du — nein, das werde ich nicht thun. Ich habe zwar nie bisher in Deine Worte Zweifel gesetzt, ich pflege nicht zu lügen und traue auch nicht Anderen, am wenigsten meiner Tochter eine Unwahrheit zu, aber Du wirst einsehen, daß mir an Deiner Erzählung doch mit der Zeit leise Bedenken aufgestiegen sind. Ich habe meinen Verdacht — den laß ich mir nicht nehmen — und ich bin Mannes genug, um den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, das versichere ich Dir. O, das wäre ja noch schöner, die Ehre meines Hauses in dieser Weise mit Füßen treten lassen! Pfui!

Mika: Aber Mama, ich kann Dir doch wirklich nichts Anderes sagen!

Frau Bauer: Nun vielleicht hast Du Deine Gründe, es zu verschweigen, aber mich soll das nicht hindern, der Sache auf den Grund zu gehen.

Mika: Aber Mama, ich sage Dir doch — aber Mama, wenn ich Dir doch sage —

Frau Bauer: Still jetzt, Mika, still! Da kommt nun dieser Mensch schon wieder — ich werde es ihm verbieten, hier herein zu kommen; er zahlt für sein Zimmer und hat kein Recht — — — — — — — — — — — — — — Na, schon fertig heute mit dem Dienst, Herr Schwedtke, so früh heute?

Schwedtke: Tag, Mika, Tag, Frau Bauer — na das ist ja Sonnabend immer ein bißchen früher, wenigstens die beiden Ersten im Monat — und dann ist ja faule Zeit jetzt, da geht man je eher, je lieber fort. Was soll man denn auch? Das Publicum hat genug verloren, das faßt nicht ein Stück mehr an — Ich freue mich nur, daß ich so lange da bin, denn, wenn das so weiter geht, können sie ja die Leute ja nicht mehr Alle beschäftigen — das können sie ja nicht mehr. — Die Alten behalten sie natürlich, aber was macht so'n junger College, der erst vor'm Jahr eingetreten ist? Der liegt einfach auf der Straße — nicht wahr? — Na, Fräulein Mikchen, so ernst heute? was hats denn schon wieder gegeben? Es hat wohl hier wieder mal Krach gesetzt?

Frau Bauer (mit bösem Seitenblick): Herr Schwedtke, ich bitte, seien Sie versichert, daß, wenn ich mit meiner Tochter unzufrieden bin, ich auch meine Gründe dafür habe — —

Schwedtke: Na na, na naa, Frau Bauer, so schlimm, wie Sie das machen, ist das nu auch nicht; auf Fräulein Mika lasse ich nichts kommen, da kennen Sie mich ja!

Frau Bauer: O, das freut mich wenigstens zu erfahren!

Mika: Ach ja, Herr Schwedtke, das ist schon gar nicht mehr zum Aushalten; nichts, was ich thue, ist jetzt Mama recht.

Zum Tode Haws.

Ein verspäteter Epilog.

Man kann bloß mit Einschränkungen reden, mit ermattenden Vorbehalten, da nur Berichte da sind, die ein Unbekannter schrieb. Aber im „Innern quillt uns treu ein Geist, der diesem Chaos todter Sachen Beziehung einzuhauchen weiß!" Und langsam, eines nach dem andern, kommt alles herauf: Wir erblicken das Herz in Spiritus, das eine Gralsmagie verströmt; eine Nacht mit flackerndem Gase und erdrückender Wärme; Trauerkleider und Trauershawle, Trauergesichter und Trauerhüte; Richter in Sammt, von denen einer spricht, einer schweigt, und ein dritter nur einmal etwas halblaut sagt; zwölf Geschworene, denen ein Gott es nicht gab, mit Zungen zu reden; einen Vertheidiger, der mit grenzenlosem Aufgebot und fast zu starker Leidenschaft mit an dem Todesschache spielt; und endlich einen Angeklagten auch, schließlich auch diesen ... Und das alles sehen wir eingefaßt in einen Menschengürtel, den wir stärker werden, den wir ins Riesenhafte schwellen, den wir sich immer enger um die Betheiligten legen sehen. Er muß ihnen den Athem nehmen, er muß das Gebäude sprengen; wir fühlen eine Welle heißen Athems, einen Schwall erregter Leidenschaft hineinbrausen, hineinstoßen, hineinströmen; wir athmen selbst erregter, unsere Pulse springen an den Händen, in den Schläfen, an dem Halse — und auf einmal haben wir die Stimmung, in der Charles Haw nach der zweiten Stunde einer Nacht, die nicht allzu ferne ist, und in der wo anders vermuthlich unter Wehen kleine Kinder in die Welt gestoßen wurden, den Wahrspruch nicht überhören konnte, der ihn aus diesem Leben voller Abenteuer in das stillere verstieß, in der die Nacht sehr lang und die Träume, wie man sagt, zu fehlen pflegen ... Noch einmal: Die Uhr hatte Zwei geschlagen, und man konnte annehmen, daß das Frühlicht des zweiundzwanzigsten Juli mit seinem Schein bald durch die Vorhänge brechen würde ...

* * *

Wer dem Jahrgang 1881 zugehört, aus dem Charles stammt, wird sich mit einer verwunderten Geberde an die Stirne greifen und über diesen Lebensreichthum staunen, für den es nun keine Häufung weiter geben soll! Mit zwanzig Jahren eine studirende junge Dame aus gutem Hause zu entführen, einen Selbstmordversuch auf sie zu unternehmen oder zuzulassen, eine Mitgift von 65000 Mark zu heimsen, nach Amerika zu wandern, zum Advokaten aufzurücken, an der Universität zu lehren, 6000 Dollars zu stiften, sich geschlechtlich auszuleben, eine Syphilis zu erwerben, eine Tuberculose zu erweitern, ein Kind in die Welt zu setzen, in Mission nach der Türkei zu gehen, amerikanische Schiffe an die Pforte zu verschleißen, eine Straßenbahn in die Stadt der Hunde zu bringen, einen türkischen Orden seiner Frau zu verschaffen, ein Fräulein Olga zu lieben, einen falschen Bart sich anzukleben, in den Verdacht eines Mordes zu kommen, sich als Gentleman zu vertheidigen, wegen des Mordes auch verurtheilt zu werden, den ganzen Erdball in Spannung zu halten und aus dem Jahrgang einundachtzig zu stammen — sind Leistungen, die so ungewöhnlich sind, daß ehrliche Leute jene verwunderte Geberde nicht werden unterdrücken können. Und doch ist eines erst, was seinem Leben das völlig Ungewöhnliche giebt: daß er einen Spruch zum Tode bekam, wo er einen Freispruch bekommen mußte! In Karlsruhe haben zwei Bataillone aufmarschiren müssen, um die heulende Menge in Schranken zu weisen, als der Staatsanwalt auf schuldig antrug. Wenn er hingerichtet werden sollte, würden zwei Regimenter mit Kanonen aufmarschiren müssen. Schon um diese Ausgaben zu ersparen, wird man seinen Kopf nicht herunterkollern lassen. Auch wohl darum nicht, weil auch die dem Spruche Glaubenden geheimen Zweifel nicht werden wehren können und eine Nachbesserung des Urtheils nicht werden abschneiden wollen. Schließlich aber ist der Gnadenmeister Badens ein Mann, der das seltene Alter hat, das der Psalmensänger nennt, und seine dem Grabe nahe Gegenwart wird an der Gewohnheit des Lebens anders hängen, als ein jung hinlebender Monarch, der des Lebens kein Ende glaubt und darum das Leben selbst und das Leben Anderer nicht so fühlen mag wie dieser Freund der nun auch verstorbenen philosophischen Excellenz. Wir werden darum ein blutiges Schauspiel nicht erleben, und ein in das Ungewöhnliche hinaufgerissenes Dasein wird immerfort die Frage rege halten, ob das Todesurtheil wirklich ein Wahrspruch war, wie verstelnernd die Sprache jeden Spruch geschworener Männer zu nennen sich entschlossen hat. Oder ob hier zwölf Bürger unseres Landes in die Irre gingen, als sie ihrem Obmann das Todes-„Ja" von den Lippen gehen ließen ...

* * *

Unterscheiden wir das Aeußere und das Innere oder das Räumliche und Seelische, so kann Charles Haw räumlich wohl der Mörder sein. Er läßt seine Schwiegermutter nach Paris kommen, damit sie Olga abhole. Er lockt sie durch ein Telegramm, das Olga krank nennt. Sie erscheint in Paris — und Olga fühlt sich wohl. Wie erklärt man die Depesche? Sie sei gefälscht. Eine Stunde, ehe die Schwiegermutter den Schuß bekommt, der ihr Herz verwandelt, wie wir es in dem Spiritus mit dem Gralshauch sehen, spricht ein Herr in Baden-Baden telephonisch nach der Villa Molitor, daß die gefälschte Depesche auf dem Postamt sich befinde und er die Geheimräthin sofort zur Einsicht herüberzukommen

Digitized by Google

bitte. Als sie von Olga begleitet jenen Gang geht, auf dem sie stille Abschiede hätte nehmen sollen, und der Herzschuß abgeschossen wird, ist Charles Haw nicht weit, an diesem Tage gerade aus London gekommen. Er hat bei seinen Verwandten nicht vorgesprochen, im Orte nichts zu suchen, ist mit einem Bart beklebt, trägt einen Mantel, den er zwischen Calais und Dover ins Wasser senkt, und fährt etliche Minuten, nachdem jener Herzschuß losgeknattert, von Baden-Baden zurück in die Welt. Gemeinhin pflegen Mörder ihre That nicht notariell zu begehen und eine Person mit öffentlichem Glauben zur Beglaubigung ihrer Leidenschaft nicht zuzuziehen. Wenn man diese Unart ihnen nachsieht, wird man begreifen, daß auch Haw keine classischen Zeugen zur Ueberführung zugezogen hat, und zugestehen, daß er sonst alles gethan, um den Verdacht der Thäterschaft auf sich zu lenken. Sagen wir weiter, daß er alles so ungeschickt eingerichtet hat, daß nur er als Mörder in Betracht kommen konnte, und daß die Geschichte mit der Depesche als das anklingende Motiv ganz furchtbar dumm gewählt war, so ... wir sind noch nicht so weit ... Räumlich, das wird aber fast sicher sein, muß er als Mörder erscheinen.

* * *

Es mag keine Seele geben. Aber es giebt wirkende Motive. Also suchte man nach dem zureichenden Grunde für das Erschlagen einer angefahrten Frau. Sehet, so sagten die Verdammenden, er ist ein Genüßling gewesen. Ob er auch in einen Harem eingegangen, wissen wir nicht. Aber sonst hat er mit Frauenzimmern Vieles gehabt und noch in seiner Ehe hat ihn eine Leidenschaft *für* die Unschuld seiner Schwägerin erfaßt, die doch mehr *gegen* ihre Unschuld sich gerichtet hat. Nun wissen wir aus unserer Jugend — denn auch wir waren jung, und nicht nur Charles Haw ist das gewesen —, daß die Liebe Gelder kostet, und auch dieser Angeklagte hat zugegeben, daß sie ihn viele gekostet hat. Aber auch für andere Ausschweifungen hat er sein Geld verschwendet: Er ist erster Classe auf den Eisenbahnen gefahren, in Hôtels der first class abgestiegen, hat eine Yacht sich in der Stadt der heiligen Hunde gemiethet und Juwelen, Orden und andere Schmucksachen gekauft, wo er sie bekommen konnte. Seine Mittel waren beschränkte, seine Schwiegermutter aber besaß 947 202 Mark und 38 Pfg. Da er deutsches Recht in Washington lehrte, hat er sicher gewußt, daß, wenn ein Vater nicht mehr vorhanden ist, aber sieben Kindlein da sind, jedes bei dem Tode seiner Mutter ein Siebentel zu erben kommt, und da er mit Geld zu rechnen verstanden, wenn er auch mit ihm nicht umzugehen gewußt hat, so hat er sicher berechnet, daß er nach Abzug seiner Mitgift noch 70—75 000 Mark erhalten würde, wenn er die alte Dame todtmachen würde. Also haben wir auch das wirkende Motiv, wenn er auch keine Seele haben sollte. Daß er in Geldverlegenheiten sich befand, geht aus dem Vorfall mit dem Creditbrief auf die Wiener Bank hervor, wo er den Betrag von mehreren Tausend Mark durch ein Betrugsmanöver zwei Mal zu erhalten suchte. Mithin haben wir das Motiv zu einem ganz gemeinen Mord, und da er ein gebildeter Mensch ist (bald es war), kann man gar nicht derbe genug diesen Mörder strafen. Leider giebt es über den Tod hinaus nichts, seit wir Strafen nach dem Tode nicht mehr kennen.

So der Chor der Verdammenden mit Geberden der Empörung. Ob nicht kleinbürgerliche Enge der Horizonte allzu bestimmt auf eine, wie es ihnen schien nicht anders als durch Mord hebbare, Ebbe aller Mittel sich verließ? Ob auch die Psyche großer Abenteurer dem achtungswerthen Bürgersinne aufgegangen? Ob der Vertheidiger nicht das Leben etlicher Glücksritter hätte abschildern, Hofmannsthals Theater in Versen mit dem Abenteurer und der Sängerin vorlesen, Rockefeller als Zeugen laden und zu einem Berichte über sein Leben hätte veranlassen sollen? Der sparsame Bürger, der jedes Jahr weniger verbraucht, als er einnimmt, das Erübrigte in Consols anlegt, obwohl sie beständig fallen, und gewagte Geschäfte wie die Syphilis fürchtet, konnte einer sprunghaften Natur, einem Geiste von der elastischen Behendigkeit eines Haw nicht beikommen. Das muß es gewesen sein, das den amerikanischen Socius Haws dazu verführt hat, von der mittelalterlichen Behandlung Haws zu reden. Denn was sind 75 000 Mark für einen Mann, der sich damit trägt, amerikanische Schiffe an die Pforte zu verkaufen, eine elektrische Straßenbahn in Konstantinopel anzulegen, mit Geschäften rechnet, die zwei Millionen bringen, wenn sein Geld zur Neige geht und neues nicht zu winken scheint, weiter wie ein Grandseigneur lebt, 6000 Dollars, eine Summe, die bei uns Millionäre stiften und auch nur wenn sie sterben, hingiebt, weil es ihm in der Beförderung nützen könne? Was sind 75 000 Mark für einen Mann, der eine so suggestive Art besaß, daß seine Schwiegermutter von ihm geblendet war, er als Zwanzigjähriger eine um fünf Jahre ältere Studentin entführen und zum Sterben überreden konnte, den türkischen Generalconsul in Washington so sehr einzunehmen wußte, daß er ihn für wichtige Missionen verwandte und eine glänzende Zukunft ihm verhieß, in Konstantinopel mit allen großen Thieren auf Du und Du ging und überhaupt alle berauschte, wie Charles Haw es that? Was konnten sie für ihn sein, der Jedem hätte einreden können, daß er in der Türkei auf Minen gestoßen sei, Bahnberechtigungen erhalten oder andere Monopole bekommen habe, eine Gesellschaft auf Schwindel in einigen Nachmittagsstunden hätte gründen und, wenn nicht Andere, so seine Verwandten im Handumdrehen zu Gesellschaftern mit erheblichen Einlagen hätte bekommen können? Was konnten sie für ihn bedeuten, wo er einen Vater mit Geld hatte, Schwäger mit Geld, eine Tante mit Geld, wo er eine Schwiegermutter, eine gewisse Frau Molitor, mit 947 202 Mark und 38 Pfennigen besaß? Hätte dieser Mann, ehe er so unbedenklich mit der Mordwaffe umsprang, nicht erst einen bittenden Versuch gemacht? Hätte er nicht, wenn der vergeblich geblieben wäre, seiner Bitte mit der Drohung, daß er sich das Leben nehmen und seine Frau dasselbe thun werde, Nachdruck geben können? Hätte er nicht mit dem Revolver in der Hand seiner Schwiegermutter sein Erbe abpressen können und es erhalten, so wahr die Erde eine Kugel ist? Wäre er nicht ungefährdet hinterher aus dem Continent entkommen, weil seine Schwiegermutter, um ihre Tochter nicht unglücklich zu machen, ihn nicht angezeigt hätte? Hatte er nicht auch notariell auf jede Erbschaft verzichtet, wie aus dem Testament seiner Frau hervorging?

Solange diese Fragen nicht schlüssig beantwortet werden, und sie sind nicht schlüssig beantwortet worden, fehlt das Motiv für jenen Mord, bleibt jener Mord ein Widersinn. Man hat hinter den beiden Damen, ehe der Schuß gefeuert wurde, noch einen Andern, vielleicht noch einen Dritten gesehen. Wenn er unbetheiligt wäre, hätte er zum Zeugniß sich erboten. Die Möglichkeit ist nicht abzuweisen, daß auch räumlich Haw nicht unbedingt der Mörder ist. Wenn eine solche Möglichkeit auch nur besteht, so konnte der Spruch nur auf non liquet lauten. Er mußte dann ein Freispruch werden. Denn wenn ich ein Motiv finde, das sinnlos ist, für das mir jedes Verständniß fehlt, muß mich das irre an meiner Fährte machen. Mithin muß ich, da ich nicht mehr sagen kann, warum Haw gemordet, zweifeln, ob Haw überhaupt gemordet hat. Dieser Zweifel war zumindest möglich. Aber er ist nicht in dem Spruche, er ist auch nicht in dem bekannt gewordenen Ergebniß der Abstimmung zum Ausdruck gekommen ...

* * *

Haw hätte auch dann freigesprochen werden müssen, wenn unser Recht die verminderte Zurechnungsfähigkeit gekannte hätte, die dem Stande der psychiatrischen Wissenschaft entspricht. Einen ungeschickteren Mord — wenn er ihn begangen haben sollte — kann man nicht ersinnen. Der Staatsanwalt hat selbst in seinem Plaidoyer bessere Möglichkeiten zu morden lang erörtert. Haw hätte die alte Dame in Paris unter ein rasendes Automobil schleudern können. Paris hat auch eine Seine. Schließlich giebt es Gift in Paris. Aber auch in Deutschland giebt es Gifte. Und wenn er schon für Pistolen ein Faible hatte — man verweist auf den nicht ganz geklärten Mordversuch an seiner Frau, — so hätte er den Mord bei irgendwie klarem Geiste nicht unternommen, wenn seine Schwägerin Olga zugegen war. Sie hat ihn nicht gesehen, und der Bart hat ihn vermummt. Aber daß er seiner Schwägerin dadurch unkenntlich geworden wäre, hätte ihm kein Spiegel vorgeredet. Und daß ein Blick von ihr ihn nicht erreichen würde, ehe er ihrem Gesichtskreis entschwunden wäre, konnten keine noch so langen Beine ihm glaubhaft machen. Die Zeit drängte nicht; Frau Molitor würde auch zu anderer Zeit auf der Straße zu erspähen gewesen sein; kein Augenblick war ungünstiger, als der, wo Olga Molitor leicht nebenan schritt. Hält man die Leidenschaft dazu, die er gerade für sie empfand, so steht man vor einem Räthsel, aus dem einen nur die psychopathische Natur des Angeklagten, seine verminderte Zurechnungsfähigkeit erlösen kann. In das Zuchthaus gehört er dann wohl nicht. Denn Niemand hat den Nachweis führen können oder zu führen versucht, daß man durch Zuchthausbehandlung psychopathische Anlagen beseitigt. Daß ein Zusatz von Tuberculose und Syphilisrückständen diese Behandlung erfolgreicher macht, wird ebenfalls Niemand zu behaupten gewagt haben ... Wir haben ein Mißergebniß und nur dieses.

* * *

Immerhin ist er gerichtet. Ob der Spruch erhalten bleiben wird, steht nicht in unserem Ermessen und weniger noch in unserem Vermögen. Sehen wir daher auf andere Wirkungen dieses Processes. Die Socialisten werden die Lehre ihm entnehmen wollen, daß das Vererben von Vermögen die Seele vergifte. Wäre Charles Haws Frau nicht durch den Tod ihrer Mutter Erbin eines kleinen Vermögens geworden, hätte er keine Veranlassung gehabt, ihn herbeizuführen. Die Sensationspresse wieder wird uns Olga Molitors Gedichte bringen. Sie hat zweihundert von ihnen gemacht und wird auf Verlangen bereit sein, mehr zu machen. Für die Literatur ist dieser Mord also eine gute That. Fräulein Olga wird schließlich Heirathsanträge reichlich erhalten und noch mehr Verehrer als bisher bekommen, da sie eine „hübsche Erscheinung, ein netter Kerl und sehr begabt" sein soll und eine Mitgift von 135 314 Mark und 63 Pfennigen hat, was man bei anderen Mädchen nicht immer so genau vorher weiß. Außerdem hat sie die Zinsen des Capitals, das dem Kinde der Haws zufällt, dessen Erziehung sie übernehmen soll. Sprechen wir aber ernster, so muß dieser Proceß sie so unglücklich gemacht haben, daß für sie der Gedanke an einen Mann überhaupt oder für Jahre nicht entstehen kann, und ihr Unglück nur durch das ihrer kleinen Pflegebefohlenen übertroffen wird, das ein grenzenloses ist. Wenn man bedenkt, daß dieses Mädchen einmal in fünfzehn Jahren, wenn die ersten Zuflüsterungen und Ahnungen kommen, nach den Blättern greift, die in diesen Tagen von ihrem Vater, ihrer Mutter, ihrer Familie und ihm selbst gehandelt haben, dann wird man an das Schicksal ihrer Mutter gemahnt, die einen See das ausgleichende Wort hat

Digitized by Google

sprechen lassen und in ihrem letzten Willen Worte zu finden gewußt hat, die sie rein und über allen Streit hinaus erscheinen lassen.

Läßt man aber die Gefühle etwas schweigen, so wird jenes Duell von Vertheidiger und Staatsanwalt aus der Fülle des Stoffes tauchen und zu der wiederholten Forderung Anlaß geben, entweder den Staatsanwalt auch der Sitzungspolizei des Vorsitzenden zu unterwerfen oder den Vertheidiger von ihr auszunehmen. Es kommt sonst zu solchen Unliebsamkeiten, wie wir sie in diesen Tagen wiederholt erleben mußten, und wie sie in gleicher Weise der Würde des Gerichtes wie der Stellung der Betheiligten Abbruch thun. Der Vertheidiger, der, um die Gunst der Richter nicht zu verscherzen, Alles einsteckt, was ihm ausgetheilt wird, verkennt seine Stellung. Aber der Vertheidiger, der das Duell wählen muß, um sich zu wehren, ist offensichtlich von den Gesetzen so verlassen, wie er es nicht sein sollte.

Während Charles Haws That noch lange ihn und die für ihn Fühlenden beschäftigen und dann allmälig in der Vergessenheit der Colportageliteratur untertauchen wird, wird jene processuale Seltsamkeit nicht zum Ruhen kommen und als Lebendiges in die nächsten Jahre hineinwachsen.

Dr. jur. Martin Beradt.

Notizen.

Folgende Neuerscheinungen sind uns zugegangen:

Johannes Schlaf: Der Fall Nietzsche. Eine Ueberwindung. Verlag von Theod. Thomas (Leipzig). Preis geh. Mk. 7.

J. Minor: Goethes Mahomet. Ein Vortrag. Verlag von Eugen Diederichs (Jena). Preis geh. Mk. 2.

Olive Chr. Malvery: Vom Markte der Seelen. Entdeckungsfahrten einer socialen Frau im Lande Armut. Aus dem Englischen von Martha Sommer. R. Voigtländers Verlag (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.

Erich Felber: Kaiserin Maria Theresia (Bd. XV der Sammlung „Die Frau", Einzeldarstellungen, herausgeg. von Arthur Roeßler). Verlag von Friedrich Rothbarth (Leipzig). Preis kart. Mk. 1.50.

Otto Albert Schneider: Gedichte. Verlag von J. C. Bruns (Minden). Preis geh. Mk. 1.50.

Viktor Klemperer: Paul Heyse. („Moderne Geister", herausgegeben von Hans Landsberg, Bd. 4.) Pan-Verlag (Berlin).

Hans Haag: Ludwig Uhland. Die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichtes. Verlag von J. G. Cotta Nachfgr. (Stuttgart).

Alfred Bork: Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtliche Bilder. Zweite veränderte Auflage. Verlag von Emil Roth (Gießen). Preis geh. Mk. 1.

Theodor Rehtwisch: Leuthen. Blätter der Erinnerung an den großen König und das Jahr 1757. Mit 60 Abb. und 1 Schlachtplan. Verlag von Georg Wigand (Leipzig). Preis geh. Mk. 7.50.

Dr. Kaethe Schirmacher: Voltaire. Seine Persönlichkeit in seinen Werken. Preis geh. Mk. 2.50.

Theodor Kappstein: Lessing. Ein Charakterbild aus seinen Werken. Preis geh. Mk. 2.50.

Diese beiden Werke bilden den 1. und 2. Band der hier schon erwähnten, recht empfehlenswerthen Sammlung „Aus der Gedankenwelt großer Geister". Eine Sammlung von Auswahlbänden. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Verlag von Robert Lutz (Stuttgart).

J. L. Laughlin: Aus dem amerikanischen Wirthschaftsleben. Mit 9 graphischen Darstellungen. („Aus Natur und Geisteswelt" Bd. 127.) Verlag von B. G. Teubner (Leipzig). Preis geb. Mk. 1.25.

Adolf Wiedemann: Aus dem Leben einer Florentinerin des XVI. Jahrhunderts. Mit 4 Tafeln. Preis geh. Mk. 2.50.

Derf.: Gottes Schwert. Bilder aus der Zeit Savonarolas nach alten Aufzeichnungen. Preis geh. Mk. 2.50. Beide Werke im Verlage von J. H. Heitz (Straßburg).

Walter Pollack: Ueber die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung, als Beitrag zu einer Methodenpolitik. Verlag von Ferd. Dümmler (Berlin). Preis geh. Mk. 2 50.

Ferruccio Busoni: Der mächtige Zauberer. Die Brautwahl. (Zwei Theaterdichtungen für Musik.) Entwurf einer neuen Aesthetik der Tonkunst. Verlag von C. Schmidt u. Co. (Triest).

Der Veröffentlichung dieses Bandes liegt jede schriftstellerische Ambition fern. Die beiden Theaterdichtungen mußte ich selbsteigen verfassen, weil kein anderer Dichter meinen musikalischen Intentionen in gleicher Weise, Schritt für Schritt, hätte folgen können, noch wollen. Und zwar um so weniger, je besser der Dichter. Sie sind nur ein Teil des Werkes, das erst die Musik vollständig zeigen wird. Das „Essay", das ihnen folgt, ist einfach die Mitteilung einiger Gedanken, mit denen ich mich seit Jahren fortwährend befaßte. Es sind Aufzeichnungen eines Musikers.

Ferruccio Busoni.

Prof. Dr. Marion Zdziechowski: Die Grundprobleme Rußlands. Literarisch-politische Skizzen. Deutsch von Prof. A. Stylo. Akademischer Verlag (Wien). Preis geh. Mk. 4

Parvus: In der russischen Bastille während der Revolution. Eindrücke, Stimmungen und Betrachtungen. Verlag von Kaden u. Co. (Dresden). Preis geh. Mk. 2.

Stille Gedanken eines Deutschen. Verlag von C. A. Koch (Dresden). Preis geh. Mk. 1.

Dr. Franz Schmidt: Die Reinigung des Shakespeare-denkmals in Weimar. Verlag von H. Böhlaus Nachfgr. (Weimar). Preis geh. Mk. 1.

Der Hamburger Chemiker, der sich anläßlich dieser interessanten, oft wahrhaft poetischen Beschreibung des schwierigen Reinigungswerkes als warmherziger Philanthrop erweist, hat den Erlös der Schrift einem wohlthätigen Zwecke bestimmt. Möchten doch recht viele Menschenfreunde dies schöne Bekenntnißbüchlein kaufen!

A. Hn.

Dr. Ernst Förster: Die Frauenfrage in den Romanen englischer Schriftstellerinnen der Gegenwart. Verlag von N. G. Elwert (Marburg).

Eduard Goldbeck: Die Camarilla. Fussingers Buchhandlung (Berlin). Preis geh. Mk. 1.

Regierungsrat Rudolf Martin: Kaiser Wilhelm II. und König Eduard VII. Verlag von Dr. Wedekind u. Co. (Berlin). Preis geh. Mk. 2.

Es handelt sich hier um jene Streitschrift, deren Erscheinen Martin in seinem Aufsatz „England und Deutschland" Nr. 26 der „Gegenwart") angekündigt hatte.

Walter Nithack-Stahn: Der Mittler. Roman. Verlag von J. Fricke (Halle). Preis geh. Mk. 3.50.

Ludwig Jahne: Verirrte Liebe. Erzählung aus der Kärntner Türkennot. Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei (Graz).

Jean Hoinville: Die Schneewittwe. Roman aus den Hochalpen. Verlag von Neukomen und Zimmermann (Bern).

Wilhelm Münz: Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder. Verlag von J. Kauffmann (Frankfurt a. M.). Preis geh. Mk. 2.50.

Im Verlage für Literatur, Kunst und Musik (Leipzig) erschienen:

Hermann Graef: Deutsche Volkslieder. Eine ästhetische Würdigung. Preis geh. Mk. 3.

Georg Kurt: Novellen.

Maria Otto: Glück und Glas. Novellen.

Ella Emmerich (Senta Gylsen): Tastende Seelen. Novellen.

Emma Bockradt: Im Nebel. Novelle.

Paul Kunad: Gedichte und Aphorismen.

„Adolf Wilbrandt. Eine Studie über seine Werke." Von Victor Klemperer. Cottasche Verlagsbuchhandlung (Stuttgart).

Sah ich den Dichter an in Deinen Versen,
So schüttelt' ich den Kopf: „Ein Philosoph!"
Sucht ich den Philosophen dann, so fand ich:
„Nein, doch ein Dichter!"

Was Wilbrandt in seinem Trauerspiel „Timandra" von Plato sagt, habe ich, auf ihn selber angewandt, als Motto vor meine Studie gesetzt, und am Schluß der rein kritischen Arbeit — an biographischen Notizen enthält sie nur das Wesentlichste in knapper Form — betonte ich noch einmal als meinen durchweg gewahrten Standpunkt: daß ich nicht schlechthin vom Dichter Wilbrandt, sondern von dem Dichterphilosophen, dem „Jüngstplatoniker" handelte.

Seine in edle poetische Form gekleideten philosophischen Gedankengänge, die alle dem einen Thema „Pädagogik" zustreben, halte ich für Wilbrandts eigenartigste und bedeutendste Gaben. Wo er bloß fabulirt (nach dem Vorbild Paul Heyses), wo er anmuthige Theaterconversation macht (nach französischem Muster) — da leistet er nur Hübsches, nicht Bedeutendes.

Ich war zu zeigen bemüht, wie Wilbrandt das pädagogische Thema in doppelter Hinsicht umfassend und originell entwickelt hat. Einmal hat er die ganze Stufenfolge der Erziehungsmöglichkeiten dargestellt: Erziehung des Einzelnen durch den Einzelnen, durch Eltern, Freund, Geliebte, Erziehung durch den Staat, Volkserziehung durch einen überragenden Denker („Die Osterinsel"), durch einen Theosophen („Franz"). Sodann aber liegt Wilbrandts Erziehungslehre eine merkwürdige Weltanschauung zu Grunde: er vereint die Ideengänge seiner Lieblinge Sokrates und Plato mit den Theorien moderner Naturwissenschaft.

Eine Schwäche des Dichters, die ich mehrfach hervorzuheben hatte, ist seine allzu überschwängliche Vaterlandsliebe, die leicht in Chauvinismus und Verachtung nichtgermanischer Völker ausartet. Auch sein Haß gegen Schopenhauer geht bisweilen bedenklich weit. Auf die kürzeste Formel brachte ich wohl den Inhalt meines Buches in einem Vers, den ich in das Exemplar für einen Freund schrieb:

Darwin und Plato
Werden vereint;
Schopenhauer
Wird grimmig verneint. —
In poetischer Verklärung
Schenkt er hundertfach Belehrung.

Doch Slav' und Romane
Macht Alles verkehrt;
Nur der Germane
Hat menschlichen Werth.
Und so schlägt der Patriot
Manch ein Mal den Denker todt.

Victor Klemperer (Wilmersdorf).

Digitized by Google

Charlotte Knoeckel, Die Schwester Gertrud. Roman. (S. Fischers Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 2.50.

Charlotte Knoeckel behandelt in ihrem neuen Buche einen Conflict, der, so kühn er als Problem erscheint, unserer Zeit mit wachsender Häufigkeit und Dringlichkeit zu schaffen macht, den nämlich, ob es nicht sowohl ein Recht, als vielmehr eine Pflicht sei, den unheilbar und schwer Leidenden durch den Tod zu erlösen? Schwester Gertrud wird vor eine derartige Prüfung gestellt, und sie entscheidet sich für die Forderung dieses neu sich bildenden Gewissens. Aber da die Frau, der sie den Liebesdienst erweist, die Gattin des Mannes war, den sie selbst liebt, regt sich das alte Gewissen in ihr, und sie wird von heftigsten Zweifeln erschüttert und heimgesucht, ob nicht unter ihrer Güte und Liebe andere, selbstsüchtige Motive versteckt gewesen wären. Durch diese Anfechtung kämpft sie sich zur freudigen, lebensbereiten Sicherheit durch. — Der Roman giebt das Milieu des großen Krankenhauses, des Operationssaales, der Stationszimmer mit geradezu photographischer Treue wieder, und darum hat die Luft, die aus ihm weht, etwas Unfreudiges, Unerfreuliches, Quälendes. Es ist gleichsam die Luft des jungen Mediciners darin, sich mit dem Entsetzen der Anatomie und spritzenden Arterien einen Schein zu geben. *Dr. E. A.*

„Der Kaiser und die Kunst" betitelt sich ein soeben erschienenes großes Prachtwerk, das das Interesse weiter Kreise erregen dürfte, da es sich die Aufgabe stellt, die Thätigkeit Kaiser Wilhelms II. auf dem Gebiete der Kunst zu charakterisiren. Es geschieht hier zum ersten Mal, daß des Kaisers Absichten in Bezug auf die von ihm erstrebten Ziele und seine Schöpfungen so weit als möglich aus des Kaisers eigenen Worten klar gelegt werden, wie auch zum ersten Mal 46 eigenhändige, unveröffentlichte Gemälde, Zeichnungen und Entwürfe des Kaisers in dem Werke publicirt sind. Die Herausgabe, Redaction und den Text des in vieler Beziehung bemerkenswerthen Werkes — die Herstellung geschah in der Reichsdruckerei unter Leitung des Geh. Regierungsraths Professor Roese — hat Herr Professor Dr. Seidel, Dirigent der Kunstsammlungen in den Königl. Schlössern, und Director des Hohenzollernmuseums, besorgt. Zu den Mitarbeitern gehören u. a.: Generaldirector der Museen Dr. Bode, Oberhofprediger D. Dryander, Architekt Bodo Ebhardt, Wirkl. Geheimrath Dr. Hinzpeter, Generalintendant v. Hülsen, Professor Dr. Raschdorff, Marinemaler Prof. Salzmann, Anton v. Werner. Das Werk kostet in Prachteinband Mk. 25 und ist im Verlage von Alfred Schall (Berlin SW. 11) erschienen.

Geschäftliche Notizen.

Das Technikum Eutin in Ost-Holstein ist eine höhere technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, Hoch- und Tiefbaues. Die Schule gehört zu den Fachschulen, welche keine Massenausbildung pflegen und hat besondere Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Im Wintersemester beginnen die Hauptkurse am 1. November, die Vor- und Repetitionskurse am 3. Oktober. Programme sind von der Anstalt unentgeltlich zu beziehen.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuscripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Nymphenburgerstr. 40 **ZIERHUT & KRIEGER, MÜNCHEN** Telephon Nr. 8760.

Kunstgewerbliche Werkstätte für Metallarbeiten, Treibarbeiten, Bronzearbeiten, Kunstschmiede.

Eigene Kunstgiesserei.

Befeuchtungskörper. Getriebene Figuren. Kirchenarbeiten. Moderne und altertümliche Silberarbeiten. Tafelaufsätze. Pokale. Schmuckgegenstände etc.

Digitized by Google

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart“ beziehen.

SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

„Continental“

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben

Hermann Kurz' sämtliche Werke

in 12 Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von

Prof. Dr. Hermann Fischer (Tübingen).

Mit drei Bildnissen u. einem Gedicht als Handschriftprobe.

Broschiert Preis M. 4.—.
In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50.
Luxus-Ausgabe in Karton M. 12.50.

Hermann Kurz gehört zu jenen Dichtern, die bei Lebzeiten viel zu wenig Beachtung gefunden haben; das deutsche Volk hat an ihm etwas gut zu machen! Die „Frankfurter Nachrichten“ schrieben: „Hoffentlich trägt die Ausgabe dazu bei, den Dichter, der auf seinem Gebiete unstreitig ein Klassiker war .... jetzt dem gesamten Lesepublikum nahe zu bringen.“ Das „Deutsche Tageblatt“: „Das ist gesunde Kost für das deutsche Volk. ...“

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Teppiche in allen Arten liefert billigst Versandhaus Benche & Lattey Magdeburg

Illustrirter Katalog postfrei.

Technikum Eutin.

Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.

Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.

Progr. gratis. Dir. Klücher.

London W. 8|9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.

London W. 8|9 Colville Square.

Otto Boenicke

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Berlin W. 8, Französische Straße 21

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von

selbst importierten Havana-Cigarren

in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken“.

Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.

Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren

in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über Cigaretten, Rauchtabake usw. kostenfrei.

Fernsprecher: Amt I. 1055 und 8800.
Telegramm-Adresse: „Simpatica“ Berlin.

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 10. August 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: Japan und die Geschichte der Großmachts-Constellationen. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Die Krisis in Brasilien. Von Dr. Lindsay Martin (Gießen). — Die Darstellung des Eisens auf elektrischem Wege und ihre wirthschaftliche Bedeutung. Von Dr. Albert Neuburger (Berlin). — Vom Kritisiren. Von Prof. Dr. Egid v. Filek (Wien). — Adolf Bartels' Römische Tragödien. Von Dr. Ludwig Lorenz (München). II. — Drei Gedichte. Aus dem Nachlaß Wolfgang Kirchbachs. — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). 6. — Der Kindesmörder. Von Marsyas (Martin Berndt). — Swinemünde. Von Terentius. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

Japan und die Geschichte der Großmachts-Constellationen.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Die von England herbeigeführte japanische Annäherung an Frankreich wie an Rußland soll scheinbar die beiden letztgenannten Mächte hinsichtlich ihrer asiatischen Stellung beruhigen. Die britische Politik behandelt das früher nach St. Petersburg gravitirende Tibet als Vasallenstaat, fühlt sich an ihrer indischen Nordwestgrenze bis auf Weiteres gesicherter, als seit einem Menschenalter und schiebt in dem Feldzug um die Wiedererlangung des Einflusses am Bosporus die arabischen Scheiks wie Schachfiguren hin und her. Dafür kann sie den Russen das in Nordasien verbliebene Maß von politischer Autorität lassen und Frankreich dessen Indochina durch Japan garantirt ~~sehen~~. Nicht aus uneigennütziger Freundschaft, wie denn das westmächtliche Einvernehmen durch die Discussion über die 1904 garantirten französischen Schulen in Kairo eine erste reelle Trübung erfahren hat, sondern um dem sieghaften Bundesgenossen von 1902 nicht zu weiten Flug zu gönnen. Er soll in Asien bleiben und allenfalls den amerikanischen Vetter beliebig am Stillen Meer drangsaliren, in die eigentliche Weltconstellation wünscht ihn die Downing Street anscheinend nicht eintreten zu sehen. Diese im engeren Sinn europäische Constellation möchte das britische Reich für sich behalten, da es in ihr zur Zeit eine recht befriedigende Rolle spielt. Schon das gelegentliche Hinübergreifen Amerikas war ihr nicht genehm und der englische Flottenbesuch in Konstantinopel ist in demselben Augenblick angekündigt worden, da die Union von Neuem bei dem Großherrn um Stationirung eines Kriegsschiffes am Bosporus vorstellig geworden ist.

Dabei war und ist Nordamerika politisch von europäischem Ursprung, was man von Japan beim besten Willen nicht behaupten kann. Der Eintritt des Factors in die innere Großmachtsconstellation würde in diese somit ein ganz neues Element bringen, und dem Schutzherrn ist der Schützling seit 1905 schon ohnehin viel zu mächtig geworden. Das ostasiatische Inselreich mit der aufgehenden Sonne in der Fahne ist zur Zeit kriegserschöpft, und vertrauliche Berichte haben dort einen sehr starken wirthschaftlichen Niedergang angekündigt. Dem siegreichen Abschluß von 1905 ist eine wilde Speculation gefolgt, besonders auch auf dem Gebiet der Banken; die einschlägige Gesetzgebung war dort bisher sehr nachsichtig und soll jetzt angeblich verschärft werden. Die Banken haben gelegentlich nicht ein Dreißigstel des ausgegebenen Zettelbetrages in Metallreserve gehabt. Aber dem japanischen Anleihebedürfniß scheint der europäische Weltmarkt nicht besonders günstig gestimmt zu sein, was gleichfalls seine diplomatischen Ursachen haben könnte. Trotzdem wird das noch vor nicht langer Zeit auf der Londoner Bühne als wirksamer Operettenstoff behandelte Reich des Micado sich nicht auf die Dauer von der inneren Großmachtsconstellation ausschließen lassen, mag das den bisherigen Gönnern lieb oder leid sein. Die Undankbarkeit der Schülernationen gegen die Lehrervölker ist so alt wie die Weltgeschichte, und die schon jetzt vor der mongolischen Hegemonie zitternden australischen Freistaaten einschließlich Neuseelands sind wenigstens officiell noch großbritanische Colonien. Daß dort die Londoner Politik systematisch den Gegensatz gegen Nordamerika geschürt hat, und wenigstens auf Neuseeland mit ausgesprochenem Erfolg, könnte eventuell die Gefahr nur vergrößern. Früher oder später wird der „gelbe Ritter" auch in den inneren Großmachtskreis seinen Weg finden und damit dessen Constellation wesentlich verschieben. Die Politik ist in erster Linie eine geographische Wissenschaft pflegte Napoleon I. zu sagen, und die Geographie gehört zu den mathematischen Disciplinen.

Damit könnte in gewissem Sinn der Abschluß einer dynamischen Entwicklung gegeben sein wie sie sich in dem bisher herrschenden Welttheil seit fünfzehn Menschenaltern vollzogen hat, und deren verschiedene Phasen vielleicht einen geschichtlichen Rückblick rechtfertigen.

Die Osmanen waren kein europäisches Volk und sind es noch heute nicht, dennoch hat der 29. Mai 1453 mit der Eroberung von Konstantinopel durch Sultan Mohammed II. in gewissem Sinne den Anstoß zu der europäischen Großmachtspolitik in deren noch heute fortdauernder Gestalt gegeben. Das byzantinische Reich wird meist unterschätzt, obschon es die weströmische Monarchie um 977 Jahre überlebt hat; aber sein Todeskampf ist freilich in seiner Langwierigkeit weder interessant noch ruhmvoll. Immerhin hat es wie vorher die Ostgothen in Italien zu vernichten, so den Siegeslauf unserer sächsischen Kaiser auf den Schlachtfeldern der Pyrrhus und Hannibal zu hemmen und die ihm 1204 auferlegte fränkisch-venezianische Fremdherrschaft nach noch nicht zwei Menschenaltern abzuschütteln vermocht, allerdings in wesentlich beschränktem Gebietsumfange. Aber sein Fall brachte an den Bosporus eine neu emporstrebende Kriegsmacht, und die unmittelbare Gefährdung des so nahe und

Digitized by Google

so lockend gelegenen Italiens schuf die erste europäische Gleichgewichtspolitik.

Zunächst mit Bezug auf Italien selbst, wo nach dem Niedergang der deutschen Machtstellung sich Frankreich, die Schweiz und Spanien um die Herrschaft stritten, bis das mit Oesterreich verschwägerte letztere sie gewann. Vorher hatte man dieses blühende Gebiet einem wohl temperirten Saitenspiel verglichen, dessen vier Saiten „die Kirche", Neapel, Venedig und Mailand ausgemacht hätten, aber die Thorheit der Arragonesen in Neapel und der Sforzas in Mailand habe dieses Saitenspiel zerstört und über die Halbinsel die Fremdherrschaft gebracht. So klagte noch nach Kaiser Karl V. jener Papst Paul IV. aus dem Hause Caraffa, dessen Jugend noch „das freie Italien" gekannt hatte. Diese von Ranke nach den Berichten der venezianischen Gesandten in Wien, Madrid, Paris, Neapel, Rom und Mailand wundervoll dargestellte Geschichtsepoche in dem reichlichen Menschenalter um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts oder nach der greifbareren italienischen Benennung des Quattro- und Cinquecento hat in vieler Hinsicht die Vorschule der Großmachtspolitik für das Gleichgewicht im ganzen Erdtheil gebildet. Die Entdeckung von Amerika wie des Seeweges nach Indien concentrirte diese europäische Politik unvermuthet nur noch mehr, da von nun an die Bedeutung der Levante nicht zunahm, sondern wider jedes Erwarten sank, wozu freilich die Türkenherrschaft im Osten des Mittelmeeres mitwirkte. Die Niederländer holten unter spanischem Schutz die Gewürze um Afrika herum nach Antwerpen und schlugen durch die Wohlfeilheit ihrer Waaren den venezianischen Großhandel sozusagen an einem Tage todt; mit großkaufmännischer Unumwundenheit erkannten die Herren des Markusplatzes sofort die Echtheit und Güte der Waare an. Aber von diesem Tage ab war Venedig „nicht mehr der innere Hof in dem Hause der Welt". Derselbe unvergängliche Geschichtschreiber hat einmal als eine künftige Aufgabe die Parallele zwischen den maßgebenden Fürsten jedes Menschenalters bezeichnet. Er hat sie nicht selbst ausführen können, aber sie wäre für einen ihr gewachsenen Schüler eine glänzend dankbare Aufgabe. Nicht umsonst hat Ranke sein prachtvolles Jugendwerk unter den Obertitel „Fürsten und Völker in Südeuropa" gefaßt.

Das wäre nicht Alles über die Freundschaften und Feindschaften unter diesen Fürsten besonders des 16. und 17. Jahrhunderts zu sagen. Auch des 15., denn im Grunde beginnen diese Geschichten mit dem Gegensatze zwischen dem französischen Hause Valois und seinem jüngeren Zweige Burgund. Nicht unbedacht hat der mächtigste Habsburger, Karl V., das burgundische Roth zur spanisch-österreichischen Hausfarbe gemacht; er fühlte sich vor Allem als Erbe des Louis XI. unterlegenen Herzogs Karl des Kühnen, dessen Tochter Marie die burgundischen Provinzen an Kaiser Maximilian I. gebracht hatte; er hat gelegentlich in Paris im französischen Lehnshofe als Vasall des Lilienbanners gesessen und konnte dies unbekümmert, denn er war mächtiger als sein Lehnsherr. Aber ohne diese Spaltung in dem französischen Königshause wäre das letztgenannte Land sehr bald allmächtig gewesen, von der Elbe bis an die Adria, und hätte mit festerer Grundlage bereits das kurzlebige napoleonische Großreich hergestellt. Gerade wie ohne das wie durch Naturgesetz erfolgte Erlöschen der sächsischen und der salischen Kaiser Deutschland vier Jahrhunderte die Hegemoniemacht des Erdtheiles gewesen und geblieben wäre. So wahr ist der antike Vers, der die Völkerschicksale im letzten Grunde im Schooße der Mütter ruhen läßt, unbeschadet des gesammten und als Ventil sehr ersprießlichen parlamentarischen Apparates. Wieviel monarchische Persönlichkeiten und Zu- oder Abneigungen bedeuten können, haben gerade die jüngsten fünf Jahrzehnte ausgiebig gezeigt und nicht zuletzt an dem parlamentarischen Musterlande selbst.

Spanien dominirte also dann um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, aber nicht für lange. Noch nicht anderthalb Jahrhunderte nach dem Tode Karls V. war es das europäische Kampf- und Theilungsobject geworden, sein Niedergang aber hatte schon in der ersten Hälfte dieses Zeitraumes gewaltige Fortschritte gemacht. Man hat das auf die Unfähigkeit wenigstens der spanischen Habsburger geschoben, aber wohl nicht mit Recht; denn mindestens der zwar keineswegs sympathische Philipp II. dürfte meist stark unterschätzt werden; trotz seiner Fehlschläge haben ihn die gegnerischen Höfe bis ganz zuletzt sehr gefürchtet. Aber die spanische Monarchie erfüllte in ihrem inneren Abwelken ein Naturgesetz. Selbst nach der dynastischen Verbindung zwischen Castilien und Aragon war dort die Krone ziemlich machtlos, bis der katholische Ferdinand sich zum Großmeister von Calatrava machte. Der unermeßliche Besitz jenes geistlichen Ritterordens war damit in die Verfügung der Krone übergegangen, aber zugleich deren geistlicher Charakter noch schärfer festgestellt als vorher. Die Presse des politischen Katholicismus läßt die spanische Inquisition ursprünglich eine staatliche Einrichtung sein und nicht eine kirchliche; in so bestimmter Form mag diese Behauptung auf sich beruhen bleiben. Sicher aber hat dieses furchtbare Werkzeug schon in seinen Anfängen dort nicht nur der Kirche gedient, sondern zugleich der Monarchie, besonders gegen die damals fast unabhängigen Städte. Von der Schlacht von Villalar 1521 und der dortigen Städteniederlage hat der Niedergang der spanischen Volkswohlfahrt bis auf den heutigen Tag seinen Anfang genommen. Diese Inquisition raubte dann aber der Krone den besten Theil der Niederlande. Man hat wohl gefragt, weßhalb Karl V. nicht protestantisch wurde und dann an der Spitze der deutschen Nationalbewegung zugleich Frankreich und Rom zu Boden schlug, wozu ihm seine geistvolle Schwester, die verwittwete Königin Marie von Ungarn gerathen haben soll, und welcher Absicht ihn jedenfalls gewisse katholische Reichsfürsten in Rom angeklagt haben. Aber Italien war für Habsburg nicht durch Deutschland erobert worden, sondern durch Spanien, und die spanische Krone in noch höherem Maße geistlich als selbst der römisch-deutsche Kaiserreif; da ergibt sich diese Auskunft von selbst.

Das Erbe der spanischen Vormachtsstellung fiel an das Land jenes Louis Quatorze, der mütterlicherseits der Enkel Philipps III. war. Seine Macht war geraume Zeit unbeschränkt, und in Versailles ist malerisch verherrlicht, wie er die Kriegsfurie zugleich über Spanien, Deutschland und die Niederlande losläßt. Aber wieder legte sich der Vetternhaß dieser Familie in das Mittel. Kaiser Leopold I. haßte den mächtigeren Verwandten an der Seine geradezu unersättlich und war zwischen diesen und den Osmanen zu dem Bündniß mit den protestantischen Mächten geradezu durch Naturgewalt genöthigt, so daß selbst das von Versailles drangsalirte Papstthum dazu rieth; dieses Bündniß half dem im Dreißigjährigen Krieg trotz alledem geschwächten Protestantismus wieder auf. Dann trat an die Stelle Frankreichs wieder eine Art von Gleichgewichtssystem, wobei Oesterreich, England und die damals zu den Großmächten zählenden Niederlande das Gegengewicht gegen die bourbonischen Höfe bildeten. Gleichzeitig hatte sich Rußland gemeldet und war an die Stelle des kaum drei Menschenalter behaupteten schwedischen Großmachtpostens der brandenburgisch-preußische Staat gerückt, auch er so gut wie das russische Emporsteigen im gewissen Sinne das politische Product eines dynastischen Vetternhasses. Der begabteste dänische Oldenburger König Friedrich III., der Sohn Christians IV. von der brandenburgischen Anna Katharina, hatte durch seine welfische Gemahlin und deren nach Stockholm, Dresden und Gottorff vermählten drei Töchter zu dem dänischen Enkel Friedrich IV. noch drei andere, den schwedischen Karl XII., den sächsisch-polnischen August den Starken und den holstein-gottorffischen Friedrich IV. Wechselsweise

Digitized by Google

der Stockholmer und der Dresdener, der dänische und der holsteinische Vetter haßten einander wieder unersättlich und dieses Vierblatt hat dann jenen großen nordischen Krieg verursacht, der Esthland und Livland an den Zaren und Mittelpommern an das preußische neue Königsthum brachte. Die historische Sammlung von Schloß Rosenborg in Kopenhagen zeigt neben einander diese vier Vettern und dazu in sehr schönem lebensgroßen Metallmedaillon den trotz der Brutalität geradezu dämonisch fesselnden Kopf des großen Peter. Bis auf den politisch machtlosen, aber kriegstüchtigen und 1702 bei dem polnischen Kliffow als schwedischer General gefallenen Gottorffer Herzog zeigen diese westeuropäischen Köpfe bei großer Vornehmheit und zum Theil vielem Geist einen eigenthümlich erschöpften Zug, besonders auch in dem Schwelgerkopf des sonst nicht unbefähigten Dänenkönigs und in den düster verzerrten Zügen des quergenialen letzten der schwedisch-pfälzischen Karle. Ein Gegenüber, das nordeuropäische und in dem Hineingreifen in Preußen, Rußland und Polen zugleich Weltgeschichte ausdrückt.

Der Siebenjährige Krieg war in seiner Entstehung durch höfische Intriguen statt durch staatliche Interessen ein politischer Widersinn. Er hat die französische Geschichtsmonarchie zerstört, Preußen aber zugleich derart erschöpft, daß es sich trotz der übrigen 23 Jahre Friedrichs nach 1763 davon im Grunde nie ganz erholt hat und deßhalb vor 100 Jahren so gründlich unterlag. Trotzdem wurde es bald nachher der militärische Hauptbesieger Napoleons, was dieser widerwillig selbst anerkannt hat. Der politische Besieger blieb neben England der Russenzar, wenn ihm auch wenigstens für die festländische Politik Fürst Metternichs Gewandtheit bald den entscheidenden Einfluß aus der Hand zu winden wußte. Der Triumph des geistreich dissoluten Berliners Friedrich Gentz über diesen Sieg der Wiener Staatskunst bildet in dessen Briefen noch heute eine dankenswerthe Lectüre. Wie dann sich der russisch-österreichische Gegensatz zu der europäischen Pentarchie oder Fünfherrschaft abtönte, ist der ältesten lebenden Generation noch gegenwärtig. Nach 1850 war Rußland Hegemoniemacht, aber bekanntlich nur sehr kurze Zeit, auch das napoleonische zweite Kaiserreich brachte es in derselben Stellung nur auf wenige Jahre. Endlich die verschiedenen Constellationswechsel seit dem amtlichen Rücktritt des Fürsten Bismarck im Frühjahr 1890 bedürfen hier nicht der eingehenden Recapitulirung.

Wie wird es in dieser Richtung nach weiteren fünf Jahrzehnten aussehen, und welche Rolle wird dabei die siebente oder mit Einrechnung Amerikas achte Großmacht Japan spielen? Die Anzeichen für die Möglichkeit, daß dieser kraftvolle und jetzt so glänzend aufgetretene politische Factor sich bald ausgeben und erschöpfen könnte, haben sich eher noch gemehrt; aber vielleicht versteht man in Tokio nach dem Wort von weiland Lord John Russel to rest and be thankful auszuruhen und dankbar zu sein. Ob man dies dort über sich gewinnt, bildet für die große Weltpolitik in ihrer nächsten Phase eine der Hauptfragen. Fast eine so wichtige wie die, ob der politische Parteiunverstand im Deutschen Reich jenes am 13. Dezember und 25. Januar so glücklich begonnene innere Reconstructionswerk aufzuhalten vermag, dessen Fortführung zugleich für unsere auswärtige Politik ein so wesentlich mitbestimmender Factor ist? Zum Glück hat dies bis jetzt nicht den Anschein, und zwar je länger desto weniger.

Die Krisis in Brasilien.

Von Dr. Lindsay Martin (Gießen).

Aus Brasilien dringen neuerdings Nachrichten nach Europa, die in schroffem Gegensatz zu den opportunistischen Darstellungen der Lage Seitens der brasilianischen und insbesondere der panlistanischen Regierung stehen, deren Generalkommissar, Ferrairo Ramos, kürzlich in einem offenen Schreiben die angebliche Finanzkrisis in Rio de Janeiro als eine Erfindung übelwollender Reporter hinstellte. Eine sachliche Kritik auf Grund der wirklichen Finanzoperationen dürfte um so mehr geboten erscheinen, als das deutsche Kapital in brasilianischen Staatsschuldverschreibungen und privaten Unternehmungen stark engagirt ist und durch die wirthschaftlichen Krisen in dem südamerikanischen Bundesstaat bereits viele Verluste erlitten hat.

Das Hauptgewicht des Erwerbs und des Außenhandels der für den Haushalt Brasiliens maßgeblichen Zentralstaaten, insbesondere São Paulo, Minas Geraes und Rio de Janeiro, ruht auf der Kaffeecultur. Um das Schlagwort Kaffeevalorisation aber dreht sich die ganze Polemik, welche die Gemüther seit Jahren in Aufregung erhält, in ihm wurzeln die Sorgen, welche der Regierung heute, trotz der zuversichtlichen Miene, die sie zur Schau trägt, über den Kopf zu wachsen drohen. Die Kaffeeerzeugung der drei genannten Kaffeestaaten, die von der gesammten Welterzeugung mehr wie zwei Drittel liefern, sowie den Werth der Ernten seit dem Jahre 1890 weist folgende Zusammenstellung nach:

Erntejahr	Sack zu 60 kg	Werth in Milreis
1890/91	5912303	Rs 412378912 $ 000
1896/97	8543157	Rs 673457133 $ 000
1899/1900	9155464	Rs 477671292 $ 000
1902/03	13461683	Rs 418871374 $ 000
1904/05	10280097	Rs 401663778 $ 000
1905/06	11115563	Rs 333972991 $ 000
1906/07	17379749	Rs ?

Die Reihen zeigen deutlich die sprunghafte Bewegung nicht nur in der Erzeugung, sondern mehr noch im Preis des Kaffees. Die Wurzel des Uebels liegt natürlich in der Papiergeldwährung des Landes, die, genauer gesprochen, eine Parallelwährung ist, da ein Theil der Zölle (nach dem Zollgesetz vom 1. Januar 1906 35 v. H.) in Gold zu zahlen ist. Da den Pflanzern ihre Erzeugnisse in Papierreis, nicht in Goldreis bezahlt werden, so ist der Wechselcours für die Bewerthung der Waaren maßgeblich. Wird er durch Speculation heraufgetrieben, so kann der Kaffeepreis, der gestern für den Pflanzer gewinnbringend war, heute schon verlustbringend für ihn sein. 1896 stand der Wechselcours auf 19 d, sank 1898 auf 5 d, stieg Anfang 1904 auf 12 d und bis Ende des Jahres auf 18 d (was also einer Vertheuerung der Preise um 40 v. H. in einem Jahr entspricht) und schwankte seitdem zwischen diesen Minimal- und Maximalgrenzen hin und her, um heute auf $15^9/_{16}$ anzukommen. Da die Arbeitslöhne nicht entsprechend der Entwerthung der Valuta sanken, konnten die brasilianischen Pflanzer um Preise arbeiten lassen, welche niedriger waren als die in irgend einem anderen Kaffee erzeugenden Land gezahlten Löhne. Damit war von selbst die Tendenz zur Ueberproduction gegeben, die sich schon seit dem Jahre 1896 geltend machte, seit Beginn des Jahrhunderts aber einen immer bedenklicheren Umfang annahm. Im Erntejahr 1902/03 betrug die Erzeugung der Welt 16—18 Mill. Sack, 1906/07 ist sie auf 21,77 Mill. Sack gestiegen; ihr steht ein Verbrauch von nur etwa 17 Mill. Sack gegenüber. Die Desorganisation des Kaffeemarktes war eine derartige, daß die Regierung sich zur Intervention veranlaßt sah. Durch Staatskäufe sollte ein Corner in Kaffee geschaffen und der Preis fixirt werden. Da aber die einzelnen Kaffeestaaten offenbar zu schwach waren, solche Riesenfinanzoperationen durchzuführen, wurde die Bundesregierung angegangen, die Garantie zu übernehmen. In der That nahm der Bundeskongreß Ende 1905 ein Gesetz an, das, als ein Theil des Budgetgesetzes für 1906 promulgirt, den Bundespräsidenten ermächtigte, sich mit den Einzelstaaten ins Vernehmen zum Zweck der Kaffeevalorisation

Digitized by Google

zu setzen und unter bestimmten Voraussetzungen das bundesstaatliche Indossament den Creditoperationen der Kaffeestaaten zu gewähren. Indessen waren die Verhältnisse so verwickelt, daß es zu klaren Abmachungen über letzteren Punkt nicht kam. Gleichwohl gingen die Regierungen der Kaffeestaaten nunmehr selbstständig energisch vor und schlossen am 4. Juli 1906 das Abkommen von Taubaté, wodurch sie sich verpflichteten, einen Mindestpreis von 32—36 Milreis für den Sack Kaffee Typ 7 amerikanisch aufrecht zu erhalten, und den Zinsendienst für die Creditoperationen durch einen Sonderzoll von 3 Fr pro Sack sicher zu stellen. Hieraufhin wurden von den so liierten Regierungen, voran von dem Hauptproducenten, São Paulo, umfangreiche Konsignationen von Kaffee sowohl im inländischen wie ausländischen Markt vorgenommen. Es wurde zu diesem Zweck das sogenannte Rio-Syndicat gebildet, bestehend aus der größten brasilianischen Kaffee-Exportfirma Th. Wille & Co. und verschiedenen brasilianischen und ausländischen Banken. Zunächst glaubte man, durch Ankauf von 3 Mill. Sack eine genügende Controlle über den Kaffeemarkt zu gewinnen; als dann aber die Riesenernte von 1906/07 in Sicht kam, erwies sich diese Menge als ganz unzureichend, und heute hat das Syndicat rund 8 Mill. Sack unter Verschluß. Zu zahlen sind für die Konsignationen 6 v. H. Zinsen, 2,5 v. H. Lagergebühr, 3,4 v. H. Commission. Legt man als Durchschnittspreis den vom Riosyndicat für Typ 7 gezahlten Preis von Rs 4 $ 667 für 10 kg zu Grunde, so stellt sich der Werth des Sacks auf rund 40 Mk., so daß also für jeden Sack etwa 4,50 Mk. an Reports oder jährlich 36 Mill. Mk. zu zahlen sind. Es kann demnach nicht Wunder nehmen, wenn der panlistanische Haushalt heute mit Schulden von rund 162 Mill. Mk. bei einem Gesammtbudget von 82 Mill. Mk. belastet ist.

Die sichtbaren Kaffeevorräte (einschließlich verladener und schwimmender Waare) betrugen nach Schätzung des Kaiserl. Consulats in São Paulo am 1. Februar 1907 15,25 Mill. Sack. Heute, nach vollendeter Ernte, dürften sie auf mindestens 19,5 Mill. Sack angewachsen sein. Wenn trotzdem die Regierung einen endlichen Erfolg des immer schwindelhaftere Formen annehmenden Valorisationsgeschäfts erhoffte, so begründete sie ihre Zuversicht in letzter Linie auf eine schlechte kommende Ernte, die die angesammelten Lager leeren würde. Es stellt sich aber heraus, daß die anfänglichen Schätzungen, 6—7 Mill. Sack, viel zu niedrig waren, daß vielmehr eine normale Ernte von etwa 12,5 Mill. Sack zu erwarten ist. Das officiös auktorisirte Syndicat sieht sich in Folge dessen noch zu immer weiteren Käufen gezwungen; die auf diese Weise immer prekärer werdende Lage der panlistanischen Regierung leuchtet deutlich hervor aus folgenden Operationen der neuesten Zeit. Die hochwichtige und zukunftsreiche Sorocabanabahn, die erste im vergangenen Jahr vermittels eines von der Dresdner Bank gegebenen Darlehens von 3,8 Mill. Lstrl. angekauft wurde, ist heute bereits wieder an ein amerikanisches Consortorium verpachtet und der Erlös sofort versilbert worden. Zu gleicher Zeit wurde der Contract über ein Darlehen von 3 Mill. Lstrl. zu Valorisationszwecken, gegeben von der Londoner Bankfirma E. Schröder & Co. und der New Yorker National City Bank unterzeichnet, und endlich die Bundesregierung um Aushilfe mit einem Darlehen von 5 Mill. Lstrl. angerufen, woraufhin bereits von der Banco do Brasil Rs 6000000 $ 000 vorgestreckt worden sind.

Als die Ueberproduction des Kaffeeanbaues sich bemerkbar machte, war das Streben natürlich, in der Forcirung anderer Culturen Abhülfe zu suchen. Aber auch hier führten dieselben Elemente, die die Kaffeekrisis herbeigeführt hatten, alsbald zu ähnlichen mißlichen Zuständen, wie es überhaupt ein Charakteristikum der brasilianischen Wirthschaft ist, daß gleichsam über Nacht große Culturen entstehen, die durch Lahmlegung der Ausfuhr in Folge schnell steigenden Wechselcourses alsbald aufs Aeußerste eingeschränkt werden müssen. So entstand 1905 die Zuckerkrisis, der man durch das 1906 gegründete Verkaufscartell zur Monopolisirung des Zuckergeschäfts abhelfen wollte. Gleichen Erschütterungen war der Baumwollenmarkt in der letzten Zeit ausgesetzt; es betrugen die Ernten:

1904 . . .	9.62	Mill.	kg	im	Werthe	von	12.90	Mill. Papierreis
1905 . . .	5.43	„	„	„	„	„	3.46	„ „
1906 . . .	7.36	„	„	„	„	„	5.10	„ „

Vom Jahr 1904 zum Jahr 1905 sank also die Erzeugung um 75 v. H., der Werth aber um 110 v. H.!

Alle diese Uebelstände wirken natürlich auch auf die Südstaaten zurück. Diese Ackerbau treibenden Gebiete sind für den Absatz ihrer Erzeugnisse auf die Centralstaaten angewiesen, und zwar um so mehr, als die Regulirung der die Ausfuhr hemmenden Barre des Rio Grande noch immer der Durchführung harrt. Nicht nur nimmt die Kaufkraft der Centralstaaten zusehends ab, sondern diese werden auch, vom Plantagenbau sich abwendend, theilweise Concurrenten statt Abnehmer der Südstaaten. Die Erschütterung des Haushalts des gesammten Bundesstaates konnte nicht ausbleiben; sie tritt deutlich im Budget des laufenden Jahres verglichen mit dem vorigen Jahre zu Tage. Es betragen Einnahmen und Ausgaben in Mill. Reis:

	1906		1907	
	Gold	Papier	Gold	Papier
Einnahmen:	83.09	240.19	83.50	247.35
Ausgaben:	48.31	268.35	52.22	315.48.

Während also 1905 ein geringer Ueberschuß vorhanden war, ergiebt sich für 1907, wenn man den Papierreis gleich 1.35 Mk., den Goldreis gleich 2.43 Mk. setzt, ein wirkliches Deficit von rund 13.5 Mill. Reis.

Die letzte Rettung aus allen Nöthen bleibt in Brasilien stets die Erhöhung der Zölle, die jetzt schon ganz abnorm sind, aber, wie die Verhältnisse unter dem Druck der Papierwährung liegen, weit weniger dem ausländischen Abnehmer als dem inländischen Erzeuger zur Last fallen. Mit der Steigerung der inländischen Preise verbindet sich eine Erschwerung der Ausfuhr, eine Erleichterung der Einfuhr; thatsächlich ist letztere z. B. im Verkehr mit Deutschland seit 1900 um 94 v. H., erstere nur um 66.4 v. H. gestiegen. Wie unter diesen Umständen, die zugleich eine Begünstigung der Goldausfuhr sind, die Stabilisirung des Wechselcourses erreicht werden soll, ist unverständlich. Die Regierung hatte erklärt, den Cours auf 15 d halten zu wollen, in Wirklichkeit betrug er in diesem Jahre durchschnittlich $15^2/_8$. Ebenso wenig kümmert sich der offene Handel um die Preise des Rio Syndicats; derselbe Typ 7, den dieses für Reis 4 $ 667 aufkauft, wird auf dem freien Markt für Reis 4 $ 040 und weniger umgesetzt. Der Bankrott des Valorisationsgeschäfts erscheint unausbleiblich, und der an sich capitalschwache Bundesstaat wird für die Mißwirthschaft der Einzelstaaten einstehen müssen. Vorsicht allen auf dem deutschen Markte umlaufenden brasilianischen Werthen ist auf jeden Fall dringend geboten, mag auch ein Urtheil über den Umfang und die Wirkung, den die Krisis haben wird, heute noch nicht möglich sein.

Die Darstellung des Eisens auf elektrischem Wege und ihre wirthschaftliche Bedeutung.

Von Dr. Albert Neuburger (Berlin).

Im Jahre 1800 hatte bekanntlich der italienische Physiker Volta die nach ihm benannte galvanische Säule angegeben, aus der sich mit der Zeit unsere heutigen galvanischen Elemente und Accumulatoren entwickelten. Beim Experimentiren mit dieser Säule resp. einer nach ihrem Princip her-

Digitized by Google

gestellten Batterie von 2000 Elementen beobachtete Davy — und zwar wahrscheinlich im Jahre 1808 — zuerst den elektrischen Flammbogen, der heute die Grundlage unserer Beleuchtung mittels Bogenlampen bildet. Es vergingen Jahrzehnte, ehe man daran dachte, diese heiße und stark leuchtende elektrische Flamme zu technischen Zwecken auszunutzen, und als man damit begann, war es nur die Lichtwirkung, die zur Verwerthung kam. Daß auch die Wärmewirkung dieses Flammbogens mit Vortheil in den Dienst der Technik gestellt werden könne, erkannte zuerst im Jahre 1849 Despretz, der in einem am 17. December 1849 vor der französischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag darauf hinwies, daß man durch Einschließen des Flammbogens in Mauerwerk eine Art von Ofen, einen elektrischen Ofen, erhalte, der der mannigfachsten Anwendung fähig sei.

Auch diese Anwendung ließ noch lange auf sich warten, obschon es nicht an einzelnen Versuchen fehlte, den von Despretz ausgesprochenen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen. Erst Werner Siemens blieb die Erkenntniß vorbehalten, daß in der Despretzschen Anordnung eine Vorrichtung gegeben sei, die vielleicht reformirend auf die ganze Metallindustrie resp. das Hüttenwesen einzuwirken vermöchte. Die bisherigen hüttenmännischen Methoden, ganz gleich, ob sie zur Gewinnung des Eisens, des Kupfers, des Zinks oder anderer Metalle dienten, bauten sich auf alten Verfahren auf und arbeiteten größtentheils sehr unökonomisch. Außerdem aber ließ die Reinheit vieler der gewonnenen Metalle sehr zu wünschen übrig.

Siemens folgerte nun richtig, daß die Läuterung dieser Metalle im Allgemeinen um so besser gelingen müsse, je höher die zur Verfügung stehende Temperatur ist. Da aber die Temperatur des elektrischen Lichtbogens alle anderen damals bekannten Wärmequellen um ein Beträchtliches zu übertreffen schien, so sprach er den prophetischen Satz aus, daß es mit der Zeit gelingen müsse, alle Metalle und darunter in erster Linie das Eisen auf elektrischem Wege darzustellen.

Der Erfolg hat ihm Recht gegeben — freilich nur bedingungsweise. Es ist in der That inzwischen gelungen, nahezu alle Metalle auf elektrischem Wege zu gewinnen, auch solche — zum Theil sehr seltene — deren Herstellung in reinem Zustand früher überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit war. Ohne die elektrischen Metallgewinnungsverfahren hätten sich viele Zweige unserer modernen Technik überhaupt nicht zu entwickeln vermocht. Einzelne Metalle, in erster Linie das Aluminium werden überhaupt nur auf elektrischem Wege hergestellt. Insofern hatte Siemens also Recht. Weniger glücklich war der Erfolg seiner Prophezeiung in Bezug auf das Eisen. Er hatte geglaubt, daß gerade dieses sich „in erster Linie“ auf elektrischem Wege müsse darstellen lassen. Es sollte aber noch Jahrzehnte dauern, ehe es gelang, hier einen Erfolg zu erzielen: erst vor ganz kurzer Zeit haben die Methoden zur Gewinnung von Eisen auf elektrischem Wege eingesetzt, und wir stehen am Beginne einer wirthschaftlichen Umwälzung, deren Folgen sich heute zwar theilweise voraussehen, aber noch nicht im vollen Umfange erfassen lassen.

Bereits 1878 hatte Werner Siemens seinen Bruder Wilhelm dazu veranlaßt, Versuche zur Gewinnung des Eisens auf elektrischem Wege zu machen, und dieser hatte sich der neuen Aufgabe mit großem Eifer unterzogen. Im selben Jahre noch erhielt er das englische Patent No. 4208 auf ein Verfahren zur elektrischen Eisengewinnung und im folgenden Jahre das weitere Patent No. 2210 auf eine Vervollkommnung dieses Verfahrens. In der That gelang es ihm auch, in einem eigens für diesen Zweck construirten elektrischen Ofen Eisen zu erhalten, aber dieses Eisen war von so außerordentlich schlechter Qualität, daß ihm ein Handelswerth überhaupt nicht zukam. Hätte Siemens seine Versuche weiter fortgesetzt, so wäre es ihm vielleicht gelungen, bessere Eisensorten zu gewinnen. Es muß aber bezweifelt werden, ob sich damals bereits eine elektrische Eisenindustrie hätte schaffen lassen. Die Elektrotechnik war noch nicht bis zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gediehen, und man vermochte vor Allem noch nicht jene gewaltigen Dynamomaschinen herzustellen, die heutzutage für die Aufrechterhaltung des Betriebes in einem elektrischen Eisenwerke unbedingt nöthig sind.

Wilhelm Siemens brach seine Versuche ab, jedoch andere Erfinder, die die wirthschaftliche Bedeutung der Sache erkannten, wandten sich dieser zu — Jahrzehnte lang ohne jeden Erfolg. Wie Siemens, so erhielten auch sie stets ein Eisen von schlechter Qualität, daß obendrein noch den Nachtheil hatte, sehr theuer zu sein. Dies kam daher, daß sie genau dieselben Fehler machten, wie Siemens. Die Qualität und damit der Preis des Eisens hängen in erster Linie von seinem Gehalte an Kohlenstoff ab. Im Allgemeinen gilt der Satz, daß ein Eisen um so werthvoller ist, je weniger Kohlenstoff es enthält. Das von Siemens und seinen technischen Epigonen erzeugte Eisen war aber ganz außerordentlich kohlenstoffreich, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie den zu seiner Darstellung verwendeten Lichtbogen genau so wie in der Bogenlampe zwischen den beiden Kohlenelektroden erzeugten. Flüssiges Eisen nimmt leicht Kohlenstoff auf, und dieser löst sich darin in großen Mengen. Da nun die theuren Kohlenelektroden bei diesem Verfahren rasch wegschmolzen, und da sich bei solchem Ausschmelzen des Metalls aus den Erzen ungeheure Mengen von Schlacke bildeten und sich im Heerd des Schmelzofens über dem Eisen ansammelten, war das Verfahren recht kostspielig. Dazu kam, daß die Schlacke den elektrischen Strom schlecht leitet, und somit als elektrischer Widerstand wirkt; es waren demnach auch stets große Mengen elektrischer Energie nöthig, was natürlich wiederum ungünstig auf den Preis einwirkte.

Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis man diese Fehler zu vermeiden lernte, und bis es gelang, ein kohlenstofffreies oder doch kohlenstoffarmes Eisen zu billigem Preis auf elektrischem Wege herzustellen. Die Duplicität der Ereignisse, die sich in der Geschichte der Technik so oft zeigt, wurde in der Geschichte der elektrischen Eisengewinnung zur Triplicität; denn hier waren es nicht weniger als drei Erfinder, die fast zur selben Zeit das schwierige und lange gesuchte Problem lösten. Jeder dieser Erfinder gehört einer anderen Nation an, Jeder arbeitete selbstständig und vollkommen unabhängig vom Anderen, und Jeder ging seinen besonderen Weg, der in technischer Hinsicht mit dem, den der Andere gegangen war, keinerlei Aehnlichkeit aufweist. Diese drei Erfinder, die als die Pioniere der zukünftigen elektrischen Eisenindustrie bezeichnet werden können, sind der damalige Hauptmann und jetzige Major im italienischen Geniecorps Ernesto Stassano, der bekannte französische, wegen seiner Verdienste um die Metallgewinnung von der technischen Hochschule zu Aachen zum Dr. ing. honoris causa ernannte französische Ingenieur Paul Heroult und der schwedische Ingenieur Kjellin.

Das Verfahren Stassanos wurde zuerst in einigen kleinen Versuchsanlagen angewandt und ist gegenwärtig zunächst im königlich-italienischen Schmelzwerk zu Turin im Betriebe. Es zeichnet sich dadurch aus, daß es den alten hüttenmännischen Proceß zur Eisengewinnung im Ganzen und Großen am Nächsten kommt. Auch der Ofen, den Stassano verwendet, glich zuerst dem bekannten Eisenhochofen und wurde erst später seinem speciellen Zwecke angepaßt. Stassano vermag zu außerordentlich billigem Preise ein sehr reines Eisen darzustellen. Er arbeitet allerdings unter ganz besonders günstigen Verhältnissen; denn ihm stehen die sehr reinen und hochprocentigen Eisenerze der Insel Elba und Oberitaliens zur Verfügung, und außerdem kommen noch die billigen italienischen Arbeitskräfte in Betracht. Stassano schmilzt die

Digitized by Google

Erze zusammen mit Kalk und Kohlen in einem elektrischen Flammenofen nieder, in den von den Seiten her drei mächtige Kohlenelektroden hineinragen. Zwischen diesen Elektroden spielen ungeheure elektrische Flammenbogen von etwa einem Meter Länge, die unter mächtigem Sausen und Knattern durch die ganze Breite des inneren Ofenraumes hindurchschlagen. Durch eine besondere Construction des Ofens ist dafür gesorgt, daß die Beschickung nur sehr kurze Zeit mit den Kohlenelektroden in Berührung bleibt, und daß die Schlacke so zu liegen kommt, daß sie dem Durchgang des elektrischen Stromes keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag. So erzeugt Stassano Eisen, das zur Herstellung von Geschossen für die italienische Artillerie und zu Panzerplatten für die Marine Verwendung findet. Wie billig das Verfahren arbeitet, geht daraus hervor, daß nach einer im Auftrag des Deutschen Patentamtes angestellten amtlichen Recherche die Tonne elektrisch hergestellten feinen Stahls, der an Qualität feinem Ziegelgußstahl gleich kommt, in Italien zu einem Preise von etwa 75 Mark gewonnen wird. Im Westphälischen Hüttenrevier würden sich die Herstellungskosten der gleichen Qualität auf etwa 300 Mark stellen! Diese Zahlen vermögen am besten die wirthschaftliche Bedeutung des Verfahrens vor Augen zu führen!

Heroult, der zugleich der Schöpfer der modernen elektrischen Aluminiumindustrie ist, ging einen anderen Weg. Er vermeidet bei seinem Verfahren die Kohlenstoffaufnahme dadurch, daß er zwischen die Kohlenelektroden, die in Form mächtiger quadratischer Stäbe von oben senkrecht in seinen Ofen hineinragen, in der geschmolzenen Eisenmasse die Schlacke schaltete. Es kann somit das Eisen keinen Kohlenstoff aus den Elektroden aufnehmen. Nun wirkt freilich, wie bereits oben erwähnt wurde, die Schlacke als Widerstand, und sie erhöht den Stromverbrauch. Dieser Erhöhung des Stromverbrauchs kommt Heroult dadurch zuvor, daß die von ihm verwendete Schlackenschicht nur außerordentlich dünn und so zusammengesetzt ist, daß sie eine verhältnißmäßig gute Leitfähigkeit aufweist. Immerhin aber ist bei seinem Verfahren der Stromverbrauch ein ziemlich großer; doch lassen sich andererseits damit so vorzügliche Eisensorten herstellen, daß dieser Stromverbrauch nicht besonders ins Gewicht fällt. Sehr feine Stahlsorten z. B., für die beim Verkauf ein Preis von 2000 Mk. und darüber pro Tonne erzielt werden kann, erfordern etwa 500—600 Mk. an Gestehungskosten. In Folge dieser günstigen Verhältnisse ist in Deutschland eine Anlage nach dem Heroultschen System errichtet worden, im Auslande befinden sich bereits mehrere und eine ganze Anzahl derselben ist im Bau begriffen.

Kjellins Verfahren macht sich von den die Verunreinigungen des Eisens bewirkenden Kohlenelektroden ganz frei und geht einen höchst eigenartigen Weg. Bekanntlich geräth ein dünner Draht, durch den ein starker elektrischer Strom hindurchgeschickt wird, in Folge des Widerstandes ins Glühen. Dies ist die einfache Grundidee, auf der sich das Kjellinsche Verfahren aufbaut. Kjellin bringt im Mauerwerk eines Ofens eine Rinne von geringem Querschnitt an, die mit der auf Stahl zu verarbeitenden Beschickung gefüllt wird. Diese Rinne bildet die Secundärwicklung eines Transformators; durch die in ihr liegende Beschickung wird ein außerordentlich starker Strom von 30000 Ampere hindurchgeschickt. Bei einer derartigen Stromstärke geräth der ganze Inhalt der Rinne in stärkste Gluth, ganz wie der Glühfaden einer Glühlampe durch den hindurchgeschickten Strom zu glühen beginnt. In der That vergleicht auch Kjellin die mit der Beschickung gefüllte Rinne seines Ofens mit dem Glühfaden einer Glühlampe und sagt, daß sein Ofen eigentlich weiter nichts sei, als eine solche ins Große übersetzt und für die Zwecke der elektrischen Eisenindustrie zugeschnitten. Auch das Kjellinsche Verfahren arbeitet billig und liefert Stahlsorten vorzüglicher Qualität. Seine Ausübung für eine Anzahl von Ländern hat die Firma Siemens & Halske übernommen, die bereits mit der Einrichtung verschiedener Oefen beschäftigt ist und solche auch schon z. B. auf den Kruppschen Werken in Essen aufgestellt hat.

Die wirthschaftliche Bedeutung dieser neuen elektrischen Verfahren gegenüber den bisher üblichen liegt auf der Hand, und sie ist durch die oben mitgetheilten Preisunterschiede hinreichend charakterisirt. Für Deutschland speciell ist sie jedoch noch eine viel weitgehendere, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Hier spielen nicht nur die Preise, sondern noch eine Anzahl anderer Umstände eine Rolle. Deutschland ist im Bezug auf seine zukünftige Entwicklung gegenüber vielen anderen Ländern insofern im Nachtheil, als es nicht über bedeutende Wasserkräfte verfügt. Es muß daher die Elektricität, die seine Industrie benöthigt, aus der theuren Kohle erzeugt werden. Im Bezug auf die elektrische Eisengewinnung ist es also von vornherein gegenüber denjenigen Ländern im Nachtheil, die reiche und zahlreiche Wasserkräfte besitzen. In der That hat in solchen Ländern, wie z. B. in Italien, Schweden, Norwegen, Chile u. s. w. die elektrische Eisenindustrie schon ganz bedeutend eingesetzt. In Chile, das überhaupt über keine Eisenerze verfügt, kann in Folge der billigen Wasserkräfte die Tonne Stahl zum Preise von 42 Mk. gewonnen werden, trotzdem die Erze aus Neuseeland zu Schiff herbeigeschafft werden müssen. In Folge dieser Thatsachen wären für Deutschlands zukünftige industrielle Entwicklung, deren Grundlage ja in der Hauptsache immer das Eisen bilden wird, gewisse Befürchtungen zu hegen, wenn nicht eine Anzahl anderer Umstände vorhanden wäre, die trotz des Mangels an Wasserkräften eine günstige Lage schaffen.

Unter diesen Umständen steht zunächst der oben an, daß die Erzförderung Deutschlands den Bedarf der Eisenhüttenindustrie schon lange nicht mehr zu decken vermag. Ungefähr die Hälfte aller Erze, die wir in Deutschland auf Eisen verarbeiten, wird aus dem Auslande und zwar aus Schweden, Spanien und Rußland importirt. Der Werth der deutschen Einfuhr an Eisenerzen beläuft sich auf etwa 70 Millionen Mark. Daraus geht hervor, daß Deutschland mit mindestens der Hälfte seiner Production durchaus nicht auf die jetzigen Hüttenreviere, die zugleich auch die Kohlenreviere sind, angewiesen ist. Man kann, wie dies Graf Henckel von Donnersmark mit der Errichtung seines Eisenwerkes „Kraft" bei Stettin in schlagendster Weise erwiesen hat, auch da Eisenwerke bauen, wo überhaupt keine Kohle vorkommt. Seinem Beispiele ist man bereits mehrfach gefolgt, und man hat in der Nähe der deutschen Küste schon zwei weitere Eisenwerke erbaut. Diese haben vor den in den Hüttenrevieren stehenden das voraus, daß der kostspielige Transport der Erze ins Binnenland wegfällt, und daß diese sofort an der Stelle, wo sie die Schiffe löschen, verhüttet werden können.

Nun will es ein glücklicher Zufall, daß gerade in der Nähe der deutschen Küsten sich auch die deutschen Moore befinden, die bisher überhaupt keine Ausnutzung fanden. In Folge seines hohen Feuchtigkeitsgehaltes kann man den Torf nicht in die Ferne transportiren, und an Ort und Stelle, nämlich in den riesigen niederdeutschen Mooren war er bisher fast gar nicht auszunutzen, da sich in diesen keine Industrie befindet. So lagen diese Moore bisher vollkommen brach. Es hat sich nun gezeigt, daß man aus dem Torf auf sehr billigem Wege Kraftgase zu erzeugen vermag, die, wenn ihre Energie mittels Gasmaschine und Dynamo in Elektricität umgesetzt wird, den elektrischen Strom noch billiger zu liefern vermögen, als Wasserkräfte. Diese Moore bedecken ungeheure Strecken Landes und vermögen, wie die Statistik ergiebt, speciell in Deutschland noch auf Jahrhunderte hinaus ungeheure Mengen von Elektricität zu liefern. So dürfte also der Ort der zukünftigen deutschen elektrischen Eisenindustrie die deutsche Meeresküste und speciell derjenige Theil

Digitized by Google

derselben sein, an der sich die riesigen Moore befinden. Auf die wirthschaftliche Bedeutung dieser letzteren und die Art und Weise ihrer Ausnutzung für eine zukünftige Industrie werden wir gelegentlich zurückkommen.

Vom Kritisiren.

Von Prof. Dr. Egid v. Filek (Wien).

„Auf das Kritisiren, diese abscheuliche Angewohnheit, durch die sich die Halbbildung und Gefühlsroheit unseres Durchschnittspublicums offenbart, kommt der Mensch nicht von selber. Es entsteht aus einem Ansteckungsstoff, der sich in Massenansammlungen Halbgebildeter entwickelt. Das gesunde Kind hat kein Bedürfniß nach Kritik. Es will genießen. Diese Kraft des Herzens muß entwickelt werden."

So spricht Alfred Lichtwark in der Einleitung zu seinen „Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken". Der große Förderer der Kunsterziehung hat hier allerdings nicht das Lebenswerk wirklich bedeutender Kritiker, sondern jenes seichte Salon- und Ausstellungsgewäsch im Auge, das aus halbverstandenen Zeitungsphrasen und Schlagwörtern zusammengeflickt ist und den Zweck hat, den Zuhörern zu beweisen, daß der Sprecher „auch etwas versteht". Denn zum schweigenden Genuß von Natur und Kunst hat es unsere Cultur noch lange nicht gebracht. Und das Kritisiren von Kunstwerken scheint dem Durchschnittsmenschen eine sehr leichte und einfache Sache. Ueber wissenschaftliche Dinge zu reden, ist schwierig, dazu gehört Fachbildung oder doch wenigstens ein gelehrter Titel. Das Kunstwerk aber, mag es als Gemälde, Symphonie oder Roman, als Skulptur oder Architekturschöpfung erscheinen, das ist vogelfrei; darüber kann Jeder ungestraft die größten Banalitäten sagen, er wird stets einen Kreis von andächtigen Zuhörern finden. Besonders wenn er es bespöttelt und bewitzelt.

Darüber könnte nun der wahrhaft Cultivirte lächelnd und schweigend hinweggehen. Aber banale und geistlose Kritiken werden leider nicht bloß gesprochen, sondern auch geschrieben und gedruckt. Auch die sogenannte Fachkritik, die uns in Zeitungen und Zeitschriften entgegentritt, krankt an vielen verhängnißvollen Uebeln. Es giebt heute eine ungeheure Menge Menschen, die sich Kritiker nennen, weil sie Recensionen schreiben; wie groß ist aber die Zahl derer, die im Stande sind, ein Kunstwerk wirklich zu würdigen, in seine Tiefen einzudringen, Problem und Durchführungsart gegeneinander zu halten, mit einem Worte das Werk an den ihm gebührenden Platz zu stellen? Dabei ist es ganz gleichgiltig, ob es sich um Schöpfungen der Tonkunst, der Malerei, Sculptur, Poesie u. s. w. handelt. Auf allen Gebieten herrscht das gleiche Elend.

Der junge Schriftsteller, der gar bald zu der Einsicht kommt, daß seine kühnen Träume von Weltruhm und fürstlichen Honoraren eitel Dunst und Schaum sind, und der die Handwerkskniffe noch nicht weg hat, um „spannende Familienblattromane" zu schreiben, sucht sich zunächst bei irgend einer Zeitung oder Zeitschrift eine feste Stellung. Das geht am besten, wenn man sich im Anfang auf das Recensiren verlegt, und Robert Hamerling hat im „Homunculus" diese erste Thätigkeit des Literatenembryos mit der Lauge seines satirischen Spottes übergossen. Es ist nicht schwer, Kritiken, wenn sie kurz und klar geschrieben sind, anzubringen; die Redactionen der großen Blätter, die auf die Massen des Publicums abgestimmt sind und — mögen einzelne auch voll des besten Willens sein — mit dem Durchschnittsgeschmack ihrer Leser rechnen müssen, betrachten die ungeheure Fluth der neuerscheinenden Bücher mit stillem Grausen; denn der Durchschnittsleser interessirt sich nicht für jene Bücher, die bedeutende Kunstwerke darstellen. Das Capitel „Kritik neuer Erscheinungen" bleibt also in den meisten Fällen das Stiefkind, und der Redacteur ist froh, wenn ein gefälliger Mensch ihm die Mühe der Besprechung abnimmt. Es heißt zwar, daß die Zahl der Neu-Erscheinungen in Deutschland seit einiger Zeit kleiner geworden sei, aber das will gar nichts besagen; denn wenn nur der dritte oder vierte Theil aller Bücher, die thatsächlich erscheinen, das Licht der Welt erblickte, so bliebe genug übrig, um die Redactionen zur Verzweiflung zu treiben.

Es giebt keine zeitraubendere und, rein äußerlich betrachtet, weniger ergiebige Arbeit als die Recension eines Buches. Denn jede Zeile, die man niederschreibt, entspricht einer Stunde geistiger Arbeit, wenn die Sache wirklich ernst genommen wird. Wer also seine kiloweise zugemessenen Recensionsbücher innerhalb einer bestimmten, knapp zugemessenen Frist zu „erledigen" hat, der wird in den meisten Fällen, mag er anfangs noch so gewissenhaft zu Werke gehen, im Laufe der Zeit sich eine ganz bestimmte Schablone, meinethalben auch drei oder vier, zurechtlegen und danach alles behandeln, was ihm eben unterkommt. Dazu tritt als weiterer schlimmer Begleitumstand, daß die Recensenten, wie oben bemerkt, zum großen Theile junge Leute sind, die unmöglich den weiten Blick und die tiefe Erfahrung besitzen können, die zu einer so verantwortungsvollen Aufgabe gehört. Heutzutage verlangt man überall Zeugnisse, Prüfungen, Befähigungsnachweise; sollte man nicht glauben, daß gerade auf dem schwierigen Gebiet der Kritik dergleichen viel nöthiger wäre als anderswo? Und die Gründe, die einzelne sogenannte Schriftsteller veranlassen, sich um ein kritisches Referat zu bewerben, sind mitunter ganz sonderbarer Art. Ich kenne Leute, die offen eingestehen, daß es ihnen nur um Theaterbillets zu thun ist, andere wollen gratis Concerte hören oder Gemälde-Ausstellungen besuchen und wieder andere gelüstet es nach einer Bibliothek von Recensionsexemplaren der neuerschienenen Bücher. Wie hoch solche Leute ihre eigene Arbeit einschätzen, davon zeugt die Bemerkung des Redacteurs einer angesehenen österreichischen Revue, der mir vor einiger Zeit mittheilte, daß ihn eine Menge von „Literaten" mit der Bitte überlaufe, ihm gratis Kunst- und Literatenreferate liefern zu dürfen.

Dennoch liegen die Gründe des Elends unserer Kritik, das wir heute zu beklagen haben, viel tiefer. Vor Allem erscheint dem Interesse auch geistig hochstehender Menschen die sogenannte schöne Literatur heutzutage nicht bedeutend genug, um eingehend beachtet zu werden. Wir haben so viele Sorgen, so viel politische, nationale, sociale Fragen sind uns wichtiger geworden als das künstlerische Schriftthum. Aber auch auf anderen Gebieten der Kunst ist unser Zeitalter dem ruhigen Genusse keineswegs günstig, ohne welchen von eindringlicher Wirkung einer Kunstschöpfung gar nicht die Rede sein kann. Dazu ist gerade die Literatur, deren Erzeugnisse doch am meisten Verbreitung und Beachtung bei der großen Mehrzahl finden, vom Gipfel höchster Leistungen noch sehr weit entfernt. Wir sind noch nicht genug ästhetisch vorgebildet, gestehen wir uns das nur ruhig ein; wir würdigen ein Kunstwerk in den seltensten Fällen um seiner selbst willen, sondern verquicken es immer mit allen möglichen unkünstlerischen Nebensächlichkeiten, fragen nach Tendenz, Religion, Moral, nach dem politischen Glaubensbekenntniß des Schaffenden, — also nach Dingen, die für das Werk im höchsten Grade gleichgiltig sind — statt es ruhig auf uns wirken zu lassen. Wir lesen noch immer viel zu viel Bücher, Abhandlungen und Essais über Maler, über Dichter, über Musiker, statt uns in ihre Schöpfungen selbst zu vertiefen, und Lessings Wort, daß der Dichter weniger gelobt, aber fleißiger gelesen werden will, gilt auch noch heute.

Dieser im tiefsten Grunde unkünstlerischen Auffassung, die leider bei uns sehr weit verbreitet ist, kommt die Durchschnittskritik gefällig entgegen. Heute ist es Mode geworden,

Digitized by Google

daß man die Kunst in Philosophie auflöst, weil man da mit sehr bequemen Schlagworten arbeiten kann. Der Kritiker aber müht und plagt sich, um heraus zu tüfteln, „was der Künstler mit diesem Werke gewollt hat", geht jeder natürlichen Erklärung aus dem Wege und redet in hochgeschraubten Worten von der Weltanschauung und unbewußten Symbolik, vom Unterbewußtsein und der Philosophie des Schaffenden, bis dieser an sich selbst irre wird und Wege einschlägt, die ihn auf ganz falsche Gebiete führen. Nur wenige sind stark genug, um, unbekümmert um Lob und Tadel, ihre eigenen Ziele zu verfolgen und den Modeschlagwörtern des Tages keine Concession zu machen. So hat man vielen Leuten die Schöpfungen Wagners arg verleidet, indem über jedes einzelne Leitmotiv gedankentiefe Abhandlungen geschrieben wurden, die mit der indischen Philosophie begannen, über Christus und Schopenhauer weiterführten und bei Nietzsche endeten; so verleidet man uns jetzt Richard Strauß und Hugo Wolf, Gustav Klimt und Max Klinger. Ein Nebel von philosophischen Theorien verhüllt uns das Wesen des Kunstwerkes so sehr, daß der Schaffende selbst in vielen Fällen mit Verblüffung liest, was alles in seinem Werke stecke — Dinge, die er sich vielleicht nicht im Traume einfallen ließ, hineinzulegen.

Und das ist der wundeste Punkt der ganzen Sache: die falsche, mißverstehende und mißverstandene Kritik bringt den Künstler selbst in Verwirrung. Sie stößt ihn noch tiefer in die seelische Einsamkeit hinein, unter der er bei uns so schwer zu leiden hat, statt den Menschen, die in dunklem Drang nach seinem Werke verlangen, den Weg dahin zu weisen. Daß der Bewunderer ihn ganz erfassen kann, glaubt ja der Künstler im Grunde seines Herzens doch niemals; wäre das der Fall, so stünde ihm ja der andre völlig gleich; aber er muß eine Wirkung seines Schaffens spüren, muß eine Resonanz in einem größeren Kreise empfinden, als der seines täglichen Umgangs ist. Eine Wechselwirkung, ein magnetischer Rapport, wie Occultisten sagen, muß zwischen ihm und seinem Publicum stattfinden; denn nur so entsteht die Spannung, die ihn zu neuer Arbeit reizt. Diesen Rapport, diese Resonanz sollte die Kritik herstellen. Dazu ist vor Allem nöthig, daß sie bis zu einer gewissen Grenze subjectiv ist. Das Wort klingt vielleicht manchem Ohre zu gewagt, aber wir können es nicht abschwächen. Man hört noch immer gern das Schlagwort von der „objectiven Kritik". Bei wissenschaftlichen Werken mag man es ja gelten lassen, obwohl auch auf diesem Gebiet gerade die höchsten Leistungen rein persönlichen Impulsen entspringen und in der starken Individualität des betreffenden Gelehrten ihre Quelle haben. Für den ruhigen Fortschritt der Wissenschaft bedeutet indessen die fleißige Kleinarbeit, die auch der Durchschnittsgelehrte ausführen kann, wenn er seine Kräfte ernstlich daran setzt, vielleicht noch mehr als das standard work des Einzelnen. Im Reich der Kunst aber giebt es keine Objectivität. Die Kritik muß subjectiv sein, weil auch das Kunstwerk subjectiv ist. Für manche Schöpfungen kann sie gar nicht subjectiv genug sein. Wer vermöchte einen Band Lyrik zu beurtheilen, ohne selbst ein Stück von einem Lyriker zu sein, ohne die Stimmungen des Dichters nachempfinden zu können, wenn ihm auch die Mittel des Ausdruckes zufällig fehlen? Je mehr der Kritiker sich in die Welt des Künstlers vertiefen kann, je williger er ihm folgt, desto besser ist es für alle drei Theile: für Publicum, Künstler und Kritiker. Das Publicum namentlich zieht aus einem gesunden Verhältnisse dieser Factoren den größten Nutzen. Es wird zum Kunstwerk hingeführt, ruhig damit bekannt gemacht, und statt philosophischer Schlagwörter lernt es vielleicht die heute fast ganz in Vergessenheit gerathene Kunst des Genießens.

Der Recensent! Er ist viel geschmäht und verlästert worden. Goethe räth, „den Hund todtzuschlagen", Heine hat ihn grimmig verspottet, selbst Mörike, der lange Verkannte, ist schlimm auf ihn zu sprechen. Und doch bedürfte gerade unsere suchende, tastende, irrende Zeit gar sehr der großen Persönlichkeiten auf dem kritischen Gebiet. Aber sie dürften nicht loben und nicht tadeln — sie müßten würdigen. Sie sollten Vermittler sein zwischen Künstler und Publicum, die sich heute vielfach so fremd gegenüberstehen, die Bitterkeit aus dem Herzen des Ersteren nehmen und der dunklen Sehnsucht des Letzteren die Wege weisen. Brücken müßten sie schlagen zwischen Schaffenden und Genießenden. Beide Theile würden es ihnen danken.

Adolf Bartels' Römische Tragödien.

Von Dr. Ludwig Lorenz (München).

II.

Während über der Tragödie von der Päpstin ein zarter Hauch anspruchsloser Schönheit ruht, wirkt der „Catilina" unheimlich, schreckhaft, niederdrückend. Der dramatische Gesammteindruck ist etwas weniger stark, als der der „Päpstin"; es liegt in dem wesentlich nach Sallust behandelten Stoffe eine gewisse Sprödigkeit. Catilina hatte keinen ebenbürtigen Gegner, so ist auch bei Bartels der eigentliche Kampf ins Innere des Helden verlegt. Der Dichter faßt ihn als eine durchaus dämonische Natur. Das in Lastern aller Art erstickende Rom hat ihn als seiner Söhne schrecklichsten erzeugt. Von Verbrechen schritt er zu Verbrechen und, da die Götter ihm auf seine höhnende Frage keine Antwort geben, treibt ihn die innere Unruhe zum Letzten: Er fühlt sich als Werkzeug des Schicksals: „Ich bin, der da kommen soll, der Mörder, der Vernichter." So gemein ist in seinen Augen die Welt, daß es ein Verdienst wäre, sie zu zerstören, zum Mindesten ihr Haupt, Rom, soll zu Grunde gehen. In einer verfaulten Gesellschaft muß der groß angelegte, aber zügellose Mensch, den es zum Handeln drängt, ein Vernichter werden, das ist sein tragisches Geschick. Er ist aber auch eine ästhetisch empfängliche Natur, und so schwelgt er im Vorgefühl der Schönheit schrecklicher Thaten. Hier bemerkt man den Einfluß Nietzsches, den der Dichter im Vorwort als möglich bezeichnet. Und dieser selbe Mann, der ganz Rom in sein Verhängniß mitreißen will, ist, als er ins Lager kommt, vor Allem ein pflichttreuer, muthiger Soldat, ein Motiv, das seinen Tod erst eigentlich tragisch wirken läßt. Nur ganz wenige neuere Dichter haben eine so riesenhafte Conception zu gestalten versucht, wie diesen Catilina. Es hätte ein Shakespeare dazu gehört, überall die rechte Form zu finden. Immerhin: es sind Scenen von unheimlicher Gewalt in diesem Drama, die man nicht leicht vergißt. Bei Sallust fand Bartels die Angabe, daß Catilina den eigenen Sohn ermordet habe, um die Orestilla, die sich vor dem Stiefsohn scheute, heirathen zu können. Der Dichter ändert das Motiv: Orestilla hat den kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohn Cajus verführt und fürchtet Catilinas Eifersucht. Cajus aber ist verzweifelt über das verbrecherische Treiben seines Vaters, zu schwächlich Soldat zu werden, kommt er sich nutzlos vor und sehnt sich nach der todten Mutter. So fleht er den Vater an, ihn zu tödten. Der weist ihn hohnlachend ab. Da sagt ihm Cajus, daß er in Orestillas Armen geruht. Jäh flammt die Leidenschaft auf und er sticht ihn nieder. Reich an packenden Zügen wie diese Scene ist auch die den ersten Act beschließende: das Banquet der Verschworenen. Bartels hat gefühlt, daß die von socialer Begeisterung erfüllte, glänzende Rede, welche Sallust überliefert, nicht zum Charakter des verschlossenen, nur im Handel sich äußernden Catilina stimmt. So spricht bei ihm der Held nur einige bedeutsame

Digitized by Google

Worte und läßt dann Cethegus weiter reden: „Ich, Ihr wißt, ich bin kein Redner.“ Cethegus schildert nun mit flammenden Worten die Verworfenheit der Optimaten und fordert auf, das elende Leben einzusetzen, um Alles zu gewinnen. Catalina entwickelt dann seinen Plan, läßt einen furchtbaren Eid schwören und, als Alle getrunken, entdeckt er ihnen unter grausigen Drohungen, daß Menschenblut im Wein war. Die Verschworenen sind wie gelähmt; Catilina aber ruft Tänzerinnen herbei, und ein wildes Bacchanal nimmt seinen Anfang.

Der zweite Act ist mit einer gewissen Breite gegeben, dagegen bietet der dritte wieder kraftvolle Scenen. Orestilla wird von Sempronia besucht, die sich wundert, daß die Gattin Catilinas Pläne nicht mitlebt. Für Sempronia fand Bartels einige Anregungen bei Sallust, sie wird von ihm als eine Art Ueberweib gezeichnet:

„Heut an der Brust des ungeliebten Gatten,
Morgen in eines glühenden Jünglings Armen,
Nun Deiner Kinder liebvolle Mutter,
Dann Tänzerin bei einem Freudenmahl,
Jetzt Dichterin, Gelehrte, Philosophin,
Drauf mit uns Weibern über Nichtges plaudernd —
Geh, geh, Du bist kein Weib, Du bist ein Mann!“

Dann wird der Gegensatz zwischen Catilina und Cethegus entwickelt. Der edle Jüngling will nicht nur vernichten, es soll etwas Besseres an die Stelle treten, aber Catilina hat dafür nur ein skeptisches Lächeln. Mit grimmigem Hohn erwidert er im Senat Ciceros pathetische Rede und droht den Brand, der ihn verzehren soll, unter Trümmern zu ersticken. Im vierten Act nimmt er Abschied von Orestilla, ehe er ins Lager geht. Er ist weich gestimmt und träumt davon, nachdem Rom in Asche gesunken, Hütten zu bauen und Herden zu ziehen. Still versonnen gedenkt er des armen Cajus. Dann ergreift ihn die alte Gluth für Orestilla, doch auf ihre Bitte läßt er sie still hinweggehen. Das hierauf folgende Gespräch mit Cäsar ist zu breit angelegt, wirkt nicht recht dramatisch. Aber es war in der That nöthig, Cäsar als kühlen, überlegenen Geist und gedankenreichen Vertreter der Staatsidee dem Nihilisten Catilina gegenüber zu stellen. — Der fünfte Act wetteifert an poetischem Glanz mit dem ersten. Die Verschworenen werden gefangen genommen und hingerichtet, Cicero sonnt sich in unverdientem Ruhme. Nun kommt Catilina ins Feldlager. Sempronia, die einzige Freundin, die nach Bartels' Auffassung Verständniß für ihn besitzt, ist mit ihm gegangen, und nach einer letzten wonnevollen Nacht nimmt er auch von ihr Abschied. Der finstere Druck ist von ihm gewichen. Fern von der Stickluft Roms fühlt er sich kein Verschwörer mehr. Aber sein alter Traum vom zerstörten Rom verläßt ihn nicht. Nachdem er gegangen, folgt Sempronia in athemloser Spannung mit ihren Blicken dem Treffen, aus ihren Worten errathen wir, daß Catilina im dichtesten Knäuel der Feinde, von hundert Wunden bedeckt, als der Letzte seiner Schaar, gefallen ist. Sempronia aber giebt sich selbst den Tod, mit Catilina ist das Licht ihres Lebens erloschen. Indem Bartels sie zur geistigen Gefährtin des Helden erhebt, die unerschütterlich bei ihm ausharrt und mit ihm stirbt, hat er das Ende Catilinas erst eigentlich dichterisch wirksam gemacht. Auch dieses Drama ist reich an persönlichem Gehalt. Als Sprecher des Dichters erscheint Cethegus, der edle Hasser alles schlaffen, unthätigen Genießens. Catilina aber ist der Vertreter eines moralischen Pessimismus, wie er, wenn auch in geringerem Grade, leidenschaftlichen Naturen in Momenten der Verbitterung nahe genug liegt. Sehr begreiflich erscheint Bartels heftige Abneigung gegen Cicero, der aber in der That wohl nicht besser war, als er hier dargestellt wird. Terentia, die Gattin ironisirt ihn, sie hat Catilinas Wesen tiefer erfaßt als er. Seinen eminenten ethnographischen Blick bewährt der Dichter in den Sclavenscenen des ersten Actes. Gallier, Cimber und Grieche werden in trefflicher Weise unterschieden; seine Sympathie gehört dem Cimber, ihm leiht er auch die eigene Liebe zu den Blumen. So historisch treu das Drama im Ganzen gehalten ist, es erwuchs dem Dichter doch aus seinem eigenen Ringen mit socialen Problemen, nur so konnte sein Styl die Ausdruckskraft gewinnen, die er in den besten Scenen des Werkes zeigt. Unter den wenigen neueren Darstellungen antik-römischen Lebens; die künstlerischen Werth besitzen, ragt Bartels Drama durch die plastische Strenge seiner Gestalten hervor. Man bringe es auf die Bühne, und man wird sehen, wie ein aus wirklichem Leben geborenes Drama, wirkt gegenüber der ungesunden Theatralik Hofmannsthals.

Den „Sacco“ hat Bartels als Historie bezeichnet und damit angedeutet, daß es kein Drama im strengen Sinne des Wortes sein will. Wie er in der Vorrede selbst sagt, steht diese Dichtung sprachlich am höchsten von allen drei Stücken. Es steckt aber auch ein solcher Reichthum anschaulichen Lebens im Sacco, daß ich mich hier beschränken muß, das Wesentlichste herauszugreifen. Der erste Act „Renaissance“ bietet eine farbenreiche Schilderung humanistischen Lebens und gehört wohl zum Besten, was in dichterischer Beseelung von Renaissance-Gestalten geleistet worden ist. Der alte Humanist Corycius empfängt in seiner Vigne Gäste zum St. Annenfest und die Freunde gedenken in der milden Resignation des Greisenalters der Jugend, der Blüthentage ihrer Bestrebungen. Da ist der ehrwürdige, neunzigjährige Calvus, der stets ein stilles, der Freundschaft und den Studien geweihtes Leben führte und neben ihm Molza, der leichtlebige und darüber oft zerknirschte Poet, ein anderer Geist als diese Begeisterungstrunkenen ist der ironisch lächelnde Historiker Giovio. In dies friedfertige Treiben bricht der wilde Lärm junger Künstler ein, die kommen mit ihren Dirnen daher und Pietro Aretino ist ihr großmäuliger Führer. Aber kaum haben sie zum Mißvergnügen der Alten Platz genommen, da tritt Pompeo Colonna ein, der kriegerische Cardinal, der mit Corycius befreundet ist. Der läßt merken, daß er weder für die Humanisten noch für die Künstler viel übrig hat, weil sie den Ernst des Lebens verkennen, er mahnt eindringlich an die Nähe kriegerischer Conflicte. Er geht bald wieder, die Alten schließen sich ihm an, und als nun die Lust der Künstler und Dirnen fesselos empor flammt, steht plötzlich wie ein Gespenst der Eremit Brandano unter ihnen und weissagt in düstern Worten den Untergang des verderbten Rom. Der zweite Act „Papst und Cardinäle“ spielt im Vatican. Clemens VII. läßt im Consistorium das eben abgeschlossene Bündniß mit Frankreich verkünden; Pompeo Colonna protestirt vergebens. Der Abfall vom Kaiser ist vollzogen. Mit den Worten: „Hol Euch der Teufel Alle!“ stürzt er wüthend aus der Versammlung. Seine derbe, kampffrohe, allen diplomatischen Wesen totfeindliche Natur läßt Clemens' feige Schwäche in ihrer ganzen Verwerflichkeit erscheinen. Und vortrefflich stimmen zu diesem Papst die verlebten Cardinäle, die weiter nichts zu klagen wissen als die trüben Folgen des Schlemmens und der Liebe. Nur der alte Sadoleto ist eine ernste Natur, der hockt stundenlang über dem Römerbrief und hat sogar Sinn für Reform der Kirche. Der dritte Act „Die Colonna“ bringt die Entscheidung über Pompeos Geschick. Die Colonnesen erobern Rom und setzen den Papst gefangen. Schon träumt Pompeo, als Martin VI. Frieden mit dem Kaiser zu schließen, die Welt von den Pfaffen zu befreien und nach Besiegung der Ketzer und Türken ganz Europa glücklich zu sehen. Da versöhnt Moncada, der kaiserliche Gesandte, Karl V. und Clemens: Pompeo wird isolirt. Ihm bleibt nur noch ein Mittel. Karl von Bourbon muß herbei und Rom erobern. Der vierte Act „Auf Rom!“

Digitized by Google

führt zunächst das Feldlager Karls von Bourbon vor Augen und giebt eine prachtvolle Schilderung revoltirender Landsknechte, die ihre Führer bedrängen, auf Rom zu ziehen, damit ihnen endlich der rückständige Sold und die ersehnte Beute zu Theil werde. Den feigen Clemens aber zu Rom, der erst nicht an den Herbeizug Karls von Bourbon glauben mag, überkommt nun doch die Angst, als der Eremit Brandano ihn in seinem Schlafgemach heimsucht und ihm das Gewissen wach rüttelt. Mitten in den Greueln der Verwüstung hebt der fünfte Act, „Der Sacco", an. Sein erlöschendes Leben fristet der alte Calvus nun in einem Keller und entgeht mit Mühe den beutegierigen Fäusten spanischer Söldner, die in den halb verfallenen Straßen toben. Auch deutsche Landsknechte, Protestanten, haben Rom erobern helfen, sie sind nicht ganz so schlimm wie die Spanier und schützen unschuldige Mädchen vor ihnen. Einen lutherischen Prediger, der mit kam, bringt eine Dirne mit glühendem Verlocken in Gefahr, er fürchtet zu erliegen, da ersticht er die schöne Sünderin. Pompeos Stolz aber ist gebrochen, den Untergang Roms verwindet er nicht. Seinen Traum von einem neuen Glanz des Papstthums sieht er schwinden, es ist in den Augen der deutschen Ketzer etwas, was sich auch durch die Folter nicht bannen läßt. Ein neuer Geist ist mit ihnen in die Welt gekommen, und der wird, das fühlt er, siegen. — Von allen drei Dramen ist wohl der „Sacco" das objectivste. Er eröffnet die weiteste Perspective: es ist der Todeskampf der päpstlich-römischen Cultur, der sich vollzieht. Der Sacco steht, nach meinem Empfinden, dichterisch sehr hoch, eine Darstellung von überraschender Stimmungsechtheit und sicherster Gestaltungskraft. Die Landsknechtsscenen vor Allem sind wunderbar farbenreich. Pompeo ist begreiflicherweise dem Dichter sehr sympathisch, der edle Hasser des Luges, der Krieger im Priesterkleide, mehr Deutscher im Geist als Römer, ein gesunder Geist in einer kranken Zeit.

Wie ich schon erwähnte, hat Bartels viel von Hebbel gelernt, aber so sehr er hinter ihm an Größe zurück steht, er ist doch nichts weniger als ein Epigone, vielmehr im wesentlichen selbstständig. Er bekundet sich als Zeitgenosse des Naturalismus, dessen gesunden Kern er immer anerkannt hat, und sein strenger Wahrheitssinn stimmt recht gut dazu. Seine dramatischen Probleme sind nicht so zugespitzt, wie die des oft eigenwillig subjectiven Hebbel. Es ist eine Bewegung vom Singulären zum Allgemein-Menschlichen hin vor sich gegangen, ohne daß die scharfe Individualisirung aufgegeben wurde. Vor Allem hat der Dialog an Natürlichkeit gewonnen, er wirkt oft modern im besten Sinne des Wortes. Vielleicht ist Bartels unter allen deutschen Dramatikern der strengste historische Geist. Sein Auftreten setzt die Blüthe der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert voraus. Doch wirkt er nie archäologisch, weil er die Probleme unserer Zeit erlebt hat und darstellt. So behandelt er im „Luther" die sociale Revolution mit tiefem Ernst und strengem Gerechtigkeitssinn. Hier wie im Sacco wird die gesunde Abneigung des Willensmenschen gegen einseitig humanistische Naturen lebendig verkörpert. Sein Herz gehört vor Allem den thatkräftigen Menschen, die helfen, retten, heilen wollen. Darum sieht er in der Päpstin Johanna die kühne Reformatorin, darum steht neben dem Vernichter Catilina der opfermüthige Cethegus. So ist Pompeo bekümmert, daß er nicht drein schlagen darf, wenn ers gern möchte. Auch in den Romanen aus der Geschichte Dithmarschens fehlen solche Gestalten nicht. Und die Luther-Trilogie hat dann von Neuem dargethan, daß Bartels männlich-kräftige Natur zur Erfassung reformatorischer Geister wie kein anderer unter den Lebenden berufen ist.

Drei Gedichte.

Aus dem Nachlaß Wolfgang Kirchbachs.

Maienregen.

Weicher, milder Maienregen
Tropft im Nebelhauch hernieder,
Blumen athmen ihm entgegen,
Durstig schwillt ihm zu der Flieder.

Ja, die bunten Blumenlippen
Schlürfen heimlich seine Labe,
Oeffnen sich und gierig nippen
Sie in sich die Himmelsgabe.

Leis entfalten sie die Mieder,
Formen dehnend zur Enthüllung,
Warme, junge Mädchenglieder,
Wunderzarte Knospenfüllung.

Baumbluth.

Durch die Thäler geht ein Duft
Labedunstig, ungesehen. —
Welch geheimnißvolles Wehen
Frühlingsleichter Frühlingsluft!

Ueber Nacht, ach, über Nacht,
Weiß wie Marmor rein erdauert,
Ganz mit Blüthen überschauert
Ist ein Kirschenbaum erwacht.

Und vom Stamme trieft das Harz.
Festlich weiß die Wipfel wogen
Ueber Hügel hingebogen.
Schwarz der Stamm, die Aeste schwarz.

Heimlich rauscht, ach, lieblich lauscht
Pfirsichbluth wie Mädchenrosen
Unterm Busentuch, dem losen —
Wonne durch die Blüthen rauscht!

Welch ein Ahnen, ach, wer nennts!
Jubel singt aus Blüthenwellen,
Welch ein Drängen, welch ein Schwellen
Ganz entfesselt ist der Lenz!

Die Nahende.

Ich saß im Abendscheine
Am Kornfeld auf dem Raine.
Einsam war rings die lichtverklärte Welt,
Es wallte leis erzitternd nur das Feld.

Und näher kam gegangen
Mit strahlenschönen Wangen
Ein Mädchen, hochgestaltet, still und mild,
Ein fremdes, aufgerichtet Menschenbild.

Dicht schritt sie mir vorüber,
Das Blut mir wallte über,
Ihr Antlitz sah ich, fremd und doch vertraut,
Fremd hat sie mir ins Angesicht geschaut.

Ich sah sie ferne schwinden
Im Abendschein, im linden.
Still staunt ich, und mein Odem ging gehemmt,
Fremd ging ein Erdenbild vorüber, fremd.

Digitized by Google

Zarathustra.

[6] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

2. Act.

Schwedtke: Na trösten Sie sich man, das wird schon Alles wieder kommen; die Hauptsache ist ja auch, was ich dazu sage, und Sie erfreuen sich immer noch meiner allerjrößten Zufriedenheit, Fräulein Mikchen!

Mika (lächelnd): Ach ja, Herr Schwedtke, Sie sind wirklich immer freundlich zu mir.

Frau Bauer: Das ist es ja eben!

Schwedtke: Nu hören Sie mal, Frau Bauer! nee, wissen Sie, da hört sich aber Dieses und Jenes auf! — nee, wissen Sie, auf die Dauer lasse ich mir das aber nicht bieten von Ihnen! — ich denke ja janicht dran, ich kann soviel Zimmer in Berlin kriegen, wie ich will, — das wäre ja noch besser! Denn zieh ick eben nach'n Vorort!

Frau Bauer: Aber mein lieber Herr Schwedtke, Sie haben mich ja wieder einmal ganz falsch verstanden; so habe ich das natürlich nicht gemeint —

Schwedtke: Wissen Sie, Frau Bauer, Sie müssen das von mir nicht auch gleich so nehmen, wie man das so sagt, man hat so viel Aerger im Burcau — und überhaupt — denken Sie, Frau Bauer, die Ahrenthaler, von denen ich Ihnen erzählte, die steigen doch immer noch! Unglaublich. —

Frau Bauer: Nun, Herr Schwedtke, Jeder hat eben seine Unannehmlichkeiten; das ist nun einmal nicht anders in diesem Leben!

Mika: Ach ja, Herr Schwedtke, man hat es wirklich nicht leicht!

Pause.

Schwedtke: Na Frau Bauer, ich kriege zwar immer noch siebzig Mark von Ihnen, aber ne Kleinigkeit, so vielleicht dreißig Mark, könnte ich den Monat wohl noch ganz gut entbehren ... Doch zum nächsten Ersten —

Frau Bauer: Gut — jetzt nicht — aber ich werde daran denken, wenn ich es brauche, Herr Schwedtke.

Schwedtke: Na Fräulein Mikchen, Sie sind doch immer jetzt so fleißig? Was machen Sie denn da? Was soll denn das werden, wenn's fertig ist?

Mika (verlegen, versucht es fortzustecken): Ach, das mache ich mir nur so — man kann es zu Verschiedenem verwerthen — es sind Topflappen — die kann man immer brauchen. —

Schwedtke: Wissen Sie, Fräulein Mikchen, früher habe ich gedacht, Sie können sowas garnicht — aber seitdem Sie aus Breslau retour sind, sind Sie ja wie verwandelt.

Frau Bauer (schnell): Nun, die Tante Agathe wird ihr da wohl einmal ordentlich den Kopf zurecht gesetzt haben — so etwas ist immer heilsam — natürlich, wenn es die Mutter sagt, die es gewiß nicht schlecht mit ihrem Kinde meint, — oder thue ich das? — dann wird es nicht geglaubt.

Schwedtke: Na, auf Ihnen, Mikchen, hacken Sie aber auch jetzt mit einem Mal Alle rum (kopfschüttelnd), ich verstehe das nicht.

Frau Bauer: Es war nebenbei, wie ich Ihnen schon sagte, hochinteressant in Hamburg. Vor Allem war die Resolution, die betreff der Prostitutionsfrage gefaßt wurde, von Bedeutung. Wenn wir ihr jetzt nicht die Daumen auf die Augen drücken, so wird das eben nie geschehen.

Schwedtke: Wissen Sie, Frau Bauer, ich habe Ihnen schon mal gesagt, das werden wir wohl nicht aus der Welt schaffen; Sie nicht und ich nicht!

Frau Bauer: Herr Schwedtke, wissen Sie, wie das Nietzsche ausspricht?

Schwedtke: Ja ja — aber — ich erinnere mich gerade nicht —

Frau Bauer: Das Große an uns Menschen, sagt er, ist eine Brücke und kein Zweck.

Schwedtke: Ach ja ja, jetzt erinnere ich mich ganz deutlich! — Natürlich! —

Frau Bauer: Von heute auf morgen werden wir das nicht aus der Welt schaffen, das glauben wir auch nicht; aber es genügt uns Frauen, uns als Pfeile der Sehnsucht nach dem jenseitigen Ufer zu fühlen.

Schwedtke: Das ist ganz meine Anschauung, Frau Bauer; da muß ich Ihnen ganz und gar darin beistimmen, oder vielmehr beipflichten; Sie müssen das doch auch zugeben, Mika, daß der Pfeil der Sehnsucht vollkommen genügt.

Frau Bauer: Sie verstehen doch, wie ich das gemeint habe, der Erfolg läßt sich nicht erzwingen. —

Schwedtke: Aber natürlich, Frau Bauer, das war so ganz meine Anschauung. (Es klingelt.)

Frau Bauer: Bleibe nur, Mika, ich werde öffnen. (Ab.)

Schwedtke: Na, Mikchen, was haben Sie denn jetzt immer mit Ihnen vor, mein Kind?

Mika: Ach Gott, ich weiß auch nicht!

Schwedtke: Und der Schmalzbold läßt sich nu doch auch nicht mehr sehn — was ist denn mit dem? — ich weiß jarnicht, wo der steckt — er fehlt mir; wissen Sie, Mikchen, der Jüngling ist nämlich das reine Theater für mich, ich fürchte bloß, daß er mal nächstens von mir Entree nimmt.

Mika: Herr Berliner ist jetzt öfters Vormittags dagewesen.

Schwedtke: Natürlich Vormittag — son Mensch, der hats doch gut — und der Alte von ihm, der Kerl stickt ja ordentlich in Geld, — sag ich Ihnen.

Mika (seufzt).

Schwedtke: Na, Mikchen, ich weiß gar nicht, daß Sie jetzt immer so traurig sind. Das kommt gewiß daher, weil Sie sich so lange von mir haben trennen müssen.

Mika (lächelnd): Vielleicht, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Aber jetzt bin ich doch nu wieder bei Ihnen — da könnten Sie doch nu wirklich und wahrhaftig zufrieden sein! — Auch nicht? (Zudringlich.) Na, geben Sie mir eben 'n Kuß, und ich vertrage mich wieder mit Ihnen.

Mika: Nicht doch, Herr Schwedtke, aber bitte lassen Sie doch das! —

Frau Bauer (eintretend): Herr Schwedtke, ich begreife nicht, wie Sie in dieser Weise mein Vertrauen mißbrauchen können.

Schwedtke: Aber Frau Bauer, was ist denn nu schon los gewesen? — Gar nichts ist los gewesen!

Frau Bauer: Herr Doctor, Sie haben es doch auch bemerkt? Ich rufe Sie zum Zeugen auf, Herr Doctor! Das wird ja immer besser hier in meinem Hause!

Schwedtke: Und wenn ich Ihnen sage: es ist gar nichts los gewesen, so muß Ihnen das eben genügen, Frau Bauer! Sie blamiren mich ja hier vor fremde Leute!

Frau Bauer: Gut, gut, reden wir nachher darüber. (Mika links ab.)

Schwedtke: Na, Berliner, oller Freund und Kupferstecher, wie gehts Ihnen denn? Lange nicht gesehen.

Herbert: Ach ja, das Concipiren meines Heliogabal nimmt mich jetzt so in Anspruch.

Schwedtke: Na, wie ist denn das damals mit Ihrer Zeitschrift geworden, Berliner? Haben Sie die den Abend noch gegründet?

Herbert: Welche Zeitschrift?

Schwedtke: Na, Sie wissen doch noch, wie Sie da den Abend nicht mit kegeln kommen wollten?

Herbert: Ach ja, jetzt erinnere ich mich — man hat soviel im Kopf. Die Sache wurde natürlich nichts — der Verleger war ein Idiot — ich glaube, er wollte eine moderne rundgothische Letter nehmen, worauf ich ihm erklärte, daß wir unmöglich mit einem Plattkopfindianer arbeiten könnten.

Digitized by Google

Schwedtke: Na sehen Sie, da hätten Sie also ganz ruhig mit mir mitkommen können.

Herbert: Ja ja, lieber Schwedtke, aber wer hätte das im Voraus wissen können!

Schwedtke: Ja und, denken Se, den dritten Preis habe ich doch dieses Jahr noch rausgestochen — trotz des Reißens in der Schulter — reizend — ich zeige es Ihnen nachher — ein Bierseidel, von außen siehts aus, wien janz jewöhnlicher Bierseidel, und wenn man's aufmacht und draus trinken will, dann spielts doch mit ein Mal: lemtetae, lemtetae, lemtetae — die Stephaniegavotte.

Herbert (ernst): Ich glaube nicht, daß ich jetzt Interesse dafür haben werde, lieber Schwedtke.

Schwedtke: Na, Sie sollen ihn ja noch gar nicht geschenkt kriegen — dann zeige ich ihn eben nicht! —

Herbert: Oh nein, ich sehe manchmal solche Dinge ganz gern. So eine kindische Spielerei hat in ihrer unglaublichen Naivität manchmal etwas erfrischend Belustigendes für mich — aber ich bin jetzt in zu ernsten Kämpfen, als daß ich mir dafür auch nur eine Minute abringen könnte. Sie verstehen mich doch?

Schwedtke: Na, denn nicht! — na denn nicht! — wissen Sie, mir liegt wirklich nichts dran — das müssen Sie nicht glauben! Na denn nicht — auf Wiedersehen! (sich umdrehend) Ich will mir nur eben meine räthselhaften Morgenschuhe anziehen, die haben sich doch mit ein Mal wieder angefunden, — und dann wer' ick Kaffee trinken. (Nach rechts ab.)

Herbert: Wirklich, man muß mit diesem Menschen umgehen, wie mit einem rohen Ei — habe ich ihm vielleicht etwas gesagt, Frau Bauer?

Frau Bauer: Gewiß nicht, Herr Doctor, gewiß nicht — Und trotzdem weiß ich ganz genau, daß Schwedtke sehr große Stücke auf Sie hält.

Herbert: Nun ja, nun ja, daran zweifle ich ja auch gar nicht; aber er könnte es dann doch auch auf andere Weise zu erkennen geben.

Frau Bauer: Ja überhaupt dieser Schwedtke — —

Herbert: Nun, gnädige Frau, wie weit sind Sie im Zarathustra? Hat er Eindruck gemacht? — Nicht? — Ein Bau ist es wie ein gothischer Dom und dann doch wieder wie ein griechischer Tempel!

Frau Bauer: Ja, Herr Doctor, ich bin wirklich außerordentlich überrascht gewesen, so viele von meinen Anschauungen in dem Buche wiederzufinden.

Herbert: Geht Ihnen das auch so? Geht Ihnen das auch so?! Wissen Sie, Frau Bauer, wie ich diese Gedankendichtung das erste Mal vor drei Jahren las, da lief ich Tage wie im Traum umher. Es kam mir das Alles so bekannt vor; es schien mir, als hätte ich das Alles schon einmal gehört, gesehn, gelebt und geträumt, geschrieben, ja geschrieben. — Wissen Sie, ich hatte das Empfinden, als hätte ich selbst in irgend einem meiner Vorleben dieses Buch verfaßt. — Ist das nicht merkwürdig?

Frau Bauer: Höchst merkwürdig, Herr Doctor, — ja wissen Sie, und wenn wir Frauen auch nicht immer gut bei Nietzsche wegkommen, so bin ich ja doch freidenkend genug, um auch Argumente des Gegners zu prüfen und eventuell gelten zu lassen; — aber wenn Nietzsche sagt: So Du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht! — verstehen Sie, Herr Doctor, das ist ja direkt ein Aufruf an die Männer zum Sadismus, offensichtig und klar zum Sadismus. — Aber ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich das mit der baldigen geistigen Umnachtung Nietzsches zusammenbringe. — Habe ich da nicht Recht, Herr Doctor?

Herbert: Beinahe, gnädige Frau! Beinahe! — Aber erstens sagt es ja nicht Zarathustra, sondern das alte Weiblein —

Frau Bauer: Aber er trägt doch die Wahrheit fort —

Herbert: Richtig, gnädige Frau, aber ich glaube trotzdem nicht fehl zu gehen, wenn ich meine, Sie haben diese Stelle zu wörtlich genommen. An die Möglichkeit einer derartigen Auslegung hat ein im innersten Grunde keuscher Mensch — der aber doch wieder sagen kann: was ist an der Keuschheit gelegen — hat Friedrich Nietzsche sicherlich nicht mit einem Gedanken gedacht.

Frau Bauer: Ja, ich möchte aber nun doch aus gewissen Gründen auf meinem Standpunkt beharren.

Herbert: Apropos, ehe ich es vergesse, möchte ich Ihnen bemerken, daß gerade in der allerletzten Zeit meine Stellung zu diesem Philosophen eine Veränderung erfahren hat; er ist ein gefährliches Hinüber für unreife Geister, gefährlicher aber noch für reife.

Frau Bauer: Das kann ich verstehen, gewiß, das ist verständlich. Ich denke auch nicht bei ihm stehen zu bleiben.

Herbert: Wo ist denn Mika? Sie ging hinaus vorhin.

Frau Bauer: Ach Mika, — Wissen Sie, Herr Doctor, daß ich mit meiner Tochter in der letzten Zeit viel Aerger und schweren, schweren Kummer habe?!

Herbert (sehr erschrocken): Aber, Frau Bauer, Sie setzen mich in Erstaunen, — aber Frau Bauer, das ist doch unmöglich — (stotternd) ich weiß gar nicht.

Frau Bauer: Ja, leider, Herr Doctor, leider, leider — ich weiß auch gar nicht, was ich da thun soll.

Herbert: Ja, aber Frau Bauer, die Sache kann doch unmöglich so schlimm sein!

Frau Bauer: Nun, so schlimm ist es ja nicht, sie ist sogar, sociologisch betrachtet, nicht einmal etwas Außergewöhnliches. Aber, wenn ich denken soll, daß das mir, einer Frau in meinen Kreisen passiren soll, da steht mir einfach der Verstand still.

Herbert: Aber Frau Bauer, ich halte die Sache doch nicht für so —

Frau Bauer: Verstehen Sie mich recht, Herr Doctor, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Sie damit behellige, auch wenn die ganze Angelegenheit Sie ja eigentlich gar nichts angeht —

Herbert (aufathmend): Ich wüßte auch wirklich nicht —

Frau Bauer: Gewiß nicht, aber Sie sind ein intimer Freund des Hauses, nicht wahr? — Und ich halte es deßwegen für meine Pflicht, Sie von den Verhältnissen hier in Kenntniß zu setzen, so jung und unverdorben Sie auch sein mögen.

Herbert (lächelnd): Nun, nun, Frau Bauer —

Frau Bauer: Ich möchte Ihren Rath. Vor Allem aber wünschte ich, daß Sie in dieser Sache Ihren moralischen Einfluß, Ihr sittliches Uebergewicht geltend machen —

Herbert: Aber Sie schätzen mich doch zu — —

Frau Bauer: Denken Sie sich, Herr Doctor, Mika ist einem Wüstling in die Hände gefallen.

Herbert (springt auf und läuft im Zimmer auf und nieder, bei den Worten Frau Bauers leise pfeifend): Aber das ist ja, das ist ja vollkommen unmöglich!

Frau Bauer (mit Schmerz): Sehen Sie, Herr Doctor, das glaubte ich auch bisher — aber es ist leider trotz meiner Erziehung nicht unmöglich gewesen. Sie erinnern sich, daß ich Mika nach Breslau schickte — schon weil ich damals fürchtete — Sie waren ja selbst noch so liebenswürdig, uns den Abend zur Bahn zu begleiten — wissen Sie noch?

Herbert: Wie? — ach — ja — richtig, ja natürlich!

Frau Bauer: Also, ich werde Ihnen erzählen! — Mika kommt zurück; schon auf dem Bahnhof gefällt sie mir nicht, sie ist nicht so munter wie sonst — ein Mutterauge sieht ja eine solche Veränderung sofort; — nicht wahr?

Herbert (in Gedanken): Ja, ein Mutterauge —

Frau Bauer: Also ich sehe mir das ein paar Tage

Digitized by Google

ruhig mit an; ich bemerke, meine Tochter ißt wenig, das Essen will ihr auch nicht so recht munden; Mika klagt über Müdigkeit, Nervosität, Schwindel, fährt zusammen, wenn einer fest auftritt — kurz, ich komme zu der Ueberzeugung: — es lastet eine schwere seelische Depression auf ihr. Ich dringe also in sie, — ich liebe es nicht, wenn irgend welche unausgesprochenen Dinge zwischen mir und meiner Tochter liegen — und erfahre endlich — —

Herbert: Was?

Frau Bauer: Also meine Tochter gesteht mir unter Thränen, daß sie von einem Wüstling verführt worden ist.

Der Kindesmörder.

Ein Stimmungsbild.

Von Marsyas (Martin Beradt).

Es muß doch eine bewahrende Hut geben. Man besinnt sich darauf, wenn man etwas gestillt über die Dinge mit den überlegenen und sammelnden Blicken hinsieht, mit denen man auf einer Wiese die Dotterblumen betrachtet, die als gelbe Freudenpunkte in die Gewöhnlichkeit des Grüns gestickt sind. Oder wenn man an eine Schlacht denkt, wo links einem Reiter eine Kugel in die Schläfe fährt, und zur Rechten eine andere sich einem Pferde zwischen die Schulterblätter gräbt. Man selbst bleibt bewahrt, obwohl die Chassepots Kugeln wie Regentropfen streuen ... Man weiß gewiß, daß man verschont bleibt, und hält den Reiter zur Linken und zur Rechten das Pferd für anders und nicht vergleichbar ...

Die Dunkelheit schickt sich an, die gerötheten Wolken zu beziehen. Man nimmt ein Blatt vor, und liest darin, daß Zwei bei St. Goar am Rheine sich ertränkt haben. Sankt Goar? Kennt man das nicht? Mit einem sehr tiefen Rhein, einer ausgesternten Nacht, mit hallendem Chorgesang aus einer Wirthschaft, mit jungen Mädchen, die aus einem Klavier sehnsüchtige Weisen holen, und mit einem Gang unter den Bäumen am Wasser, das aufklatscht, hin, her ... gab es nicht eine kleine Lustgeschichte, als man da war, mit einem wenig Schwermuth und einer kleinen Portion Seligkeit? Da haben sich Zwei also ertränkt ... Ja, ja zwei Andere ...

Die gerötheten Wolken sind fast bezogen und die Augen können mit Mühe nur noch lesen. Aber weiter im Blatte: In Rußland hat Jemand in einem Gefängniß, in das man ihn wegen eines Mordes an einem Beamten gebracht, einen Theelöffel geschärft und sich die Gurgel durchschnitten. Rußland? Ja, das muß schön sein ... Weite Steppen ... Endlose Melancholien ... Und Kleinbauern, Händler, Tschinowkits, Juden ... Das muß schön sein. Gefängnisse, die haben wir auch. Da sieht es so aus und so ... Man muß mal drin gewesen sein ... Dann hat man das vor sich ... Ja, eintönig ist das da. Ach so, da hat Einer einen Theelöffel geschärft und sich die Gurgel durchschnitten ... Ja, das steht da ... Das thut man so ... Einer, den wir nicht kennen ... Nicht wir, nein, wir nicht ... Steht noch etwas in dem Blatt? Es ist so dunkel, daß die Zeilen verfließen ... Ja, von dem Mörder, der drei kleine Mädchen angefallen hat. In unserer Stadt da ... O, das liegt näher ... Man hat auch sein Kleinzeug in der Familie ... Aber es sind, Gott sei Dank, Andere, die er angefallen hat ... Berlin ist groß. Wie viel Kinder mag es da wohl geben? Vielleicht, — na, es ist gleich ... Es ist aber natürlich, daß es Andere sind ... Man soll es nur nicht berufen ... Schließlich ist es in derselben Stadt gewesen, und der Mann ist nicht gefaßt worden ... Es muß also doch eine bewahrende Hut geben ... Sicher ...

* * *

Ich gehe ins Café, da wir einen schwülen Abend haben — — — Man hat sich diesen Sommer noch nicht gewöhnen können, die heißen Abende zu Hause in den Stuben zu versitzen ... Vielleicht wird es auch noch etwas regnen ... Das ist dann schön, wenn die Tropfen schwer auf das Segeltuch fallen, das man über den Cafévorbau hingespannt hat ... Die Luft riecht dann so gut herein ... Ich lasse mir auswärtige Zeitungen geben und fingere etwas gleichmüthig durch sie hin; ganz gleichmüthig ... Was kann es mich schließlich angehen, wenn sich draußen etwas zugetragen hat? So ein Menschenfreund bin ich nicht ... Ueberhaupt Menschenfreund ... Wenn nur ich und meine paar Leute wohl sind, so ist das schon gut ... Also lese ich ein Wiener Blatt ... Aber da sind drei Spalten von dem Mörder mit den kleinen Mädchen ... Ich wundere mich ein bissel ... Was geht das die Wiener an? Wahrscheinlich denke ich, läßt sie das gleichmüthig ... Mich kann es natürlich nicht so ruhig lassen, wenn es auch eine bewahrende Hut giebt ... Aber in einem Pariser Blatt wird man Anderes lesen ... „L'assassinat de trois fillettes“ ... Fett gedruckt. Ach, ich werfe das Journal aus der Hand ... Interessirt das die Leute so, dann muß mich der Mörder ja noch ganz anders angehen, als ich es bisher geglaubt hatte ...! Ach, jetzt fällt mir ein, ein paar kleine Kinder haben mich auch heute auf der Straße mißtrauisch angeblickt ... Denen haben die Mamas das sicher eingeschärft. „Wenn Dir Jemand Bonbons kaufen will“ und so ... Dabei habe ich ihnen gar nicht Bonbons gekauft ... Was gehen mich denn die Mäuler von fremden Kindern an? Aber mißtrauisch haben sie mich angeblickt ...

Es regnet noch nicht ... Ich lasse mir noch einen Eiskaffee geben ... Aber ein paar tausend Seelen sind da wieder vergiftet ... Ein Wahnsinniger soll es gewesen sein, hat es geheißen. Nur ein Wahnsinniger hat auch die Kraft, drei Mordanfälle nacheinander zu begehen. Ein bloßer Lustgieriger hätte sich an dem Fleisch und Blut eines Kindes schon ersättigt ... In der That, denke ich, eine wahnsinnige Sache, von einem Morde in der einen Straße unmittelbar zum Mordanfall in einer benachbarten zu gehen und dann gar zu einem dritten in eine dritte Straße. Jeder Andere wäre heilsdankbar, wenn er bei dem Ersten sich die Hände nur geröthet und nicht verbrannt hätte ... Eigentlich ganz gut gesagt ... Ob es noch immer nicht regnen wird? So ein Wahnsinniger hat es doch aber gut ... Zum Vergnügen hat er das wahrscheinlich doch gethan ... Warum denn sonst? Und keiner thut ihm was dafür, selbst wenn man ihn bekommt. Man muß also erst wahnsinnig werden, um Alles thun zu können, was man will, denke ich. Vorher darf man nur das wollen, was man kann ... Aber schaurig doch ... Diese Eltern, die Beerdigung ... Schutzleute unter den Trauernden, weil der Wahnsinnige sich vielleicht auch als Trauernder eingefunden haben könnte.

Es regnet noch immer nicht ... Ich ziehe durch das „blasse schmale Rohr“ (ich denke ein bischen an Altenberg, der hats schön!) den Eiskaffee in den Mund ... Der Schaum von oben ist schon weg, und ich halte bei dem zusammengeschmolzenen Eis ... Tja, eine böse Sache ... Ich muß das laut gesagt haben ... Mein Nachbar am Tisch, der vielleicht gesehen hat, was ich in der Zeitung gelesen habe, sagt zu mir: „Sie sollen ihn ja gefaßt haben!“ „Ach,“ sage ich. „Ja, in der Gervinusstraße in Charlottenburg, wissen Sie, am Bahnhof. Er hat eine Ballonmütze aufgehabt.“ „So,“ sage ich. „Ja, und den Stacheldraht hat er bei sich gehabt, womit er die Mädchen aufgeritzt hat. — Und ich weiß nicht, habe ich schon gesagt — eine blaue Arbeitsblouse hat er angehabt.“ „Nein,“ sage ich, „das haben Sie noch nicht gesagt.“ „Da sehen Sie, ein Arbeiter. Ich habe immer gesagt, das hat kein Wahnsinniger gethan, nämlich ein Wahnsinniger —“ „Entschuldigen Sie,“ sage ich, und rufe den Kellner. „Bitte wollen Sie mal unter den Depeschen nachsehen, ob man diesen Kindesmörder gefaßt hat.“ „Aber ganz und gar nicht. Ich wüßts sonst schon.“ „Ich bitt sehr,“ sage ich, „wollen Sie mal nachsehen!“ „Ein Wahnsinniger nämlich —“ sagt mein Nachbar — Es regnet jetzt ein bissel. So ein Tröpfeln, bei dem man sich behaglich fühlt. Ich sehe auf die Straße hinaus. „Ja, es fängt zu regnen an,“ sagt mein Nachbar — „So ein Wahnsinniger nämlich —“ Der Kellner kommt und sagt, daß nichts da sei. Es wisse auch keiner etwas. „Sehen Sie,“ sage ich zu meinem Nachbar.“ „Aber wenn ich Ihnen sage ...“ „Ich werde jetzt leider gehen müssen,“ sage ich. „Sonst kommt der Guß, ehe ich zu Hause bin.“ „I wo, das gießt heut nicht,“ sagt mein Nachbar, als ich schon den Hut aufhabe und meinen Spazierstock fasse, der nicht mehr kostete, als mich die zwei Eiskaffees kosten, die der Kellner mir jetzt vorrechnet.

„Guten Abend,“ wünsche ich.

Ein schöner Regen das, denke ich. An der Ecke steht ein Mann, der etwas zerlumpt ist. Der könnte es nun gewesen sein. Man muß immerhin ein bischen vorsichtig sein. Es muß doch wohl ein besonders gefährlicher Mensch sein, wenn alle Zeitungen darüber schreiben. Ich gehe die elektrisch erleuchtete Straße hinab und biege in eine Nebenstraße ab, die nur Gas hat. Hier könnte er zum Beispiel auch sein ... Ich schließe das Thor auf und gehe die Treppe hoch. Da ist man nun allein in der großen Wohnung. Alle sind verreist. Vielleicht liegt er unter meinem Bett. Ich leuchte es ab. Man soll so etwas nicht thun. Aber man muß auch den Muth seiner Feigheit haben ... Nein, es ist Niemand da ... Man ist eben in einer bewahrenden Hut, denke ich wieder und zünde mir eine Cigarette an, eine gute heute Abend, nach solchen Aufregungen ... Draußen spritzt der Regen lasch herunter.

Von ferne höre ich Gebrüll, wie wenn ein falsches Extrablatt ausgeschrieen wird. Ich sperre die Fenster zu. Ich will auch keine falschen Unglücksfälle hören.

Wie gut die Cigarette wieder schmeckt ... Ich muß sie doch meinem Freund Eugen nächstens empfehlen ...

Swinemünde.

Und wieder kriegt mit Wucht — das sehn wir —
Die Karre einen neuen Schwung,
Und mit erhitzten Wänglein stehn wir
Im Zeichen der Verbrüderung.
Es kann uns fehlen nirgend mehr
Vom Hudson bis zum Kaspimeer.

Digitized by Google

Bei Teddy ists ein Jubiläum,
So oft ward ihm die Hand gedrückt;
Doch sieht man sich erst in der Näh um,
So wird das Herz noch mehr entzückt:
Der Lordmayor hat es uns gesagt,
Wie sehr ihm Germany behagt.

Um das Gemüth sich zu entlasten,
Kam Huret sanften Sinns herbei
Und gab aus seinem Ablaßkasten
Absolution für mancherlei,
Was wir verbrochen jahrelang —
Jetzt macht uns kein Marokko bang!

Auch baut die Hoffnung neben Gletschern
Uns Felsen: unsre Nachbarn, auf!
Was Donau und was Tiber plätschern,
Nimmt fröhlich spreewärts seinen Lauf,
Und dieses kühle Wellenspiel
Benennt man Dreibund mit Gefühl.

Da nun noch der gestrenge Reuße
Die Ostseebucht zur Tröstung kürt,
So braucht zu beben mehr kein Preuße;
Er ist im Innersten gerührt,
Und wischt sich eine Thräne weg:
Es lebe hoch der schöne Zweck!

Es leben hoch die schönen Zwecke,
Denn gut nur schläft, wer schlafen gung
Wohl unter Rußlands Friedensdecke —
Es lebe die Verbrüderung!
Zehn Freunden sind wir schon liirt —
Wer krächzt da was von: „Isolirt"?!

Terentius.

Notizen.

Julius Meier-Graefe: Impressionisten (Guys — Manet — van Gogh — Pissarro — Cézanne) mit einer Einleitung über den Werth der französischen Kunst und 60 Abbildungen. Verlag R. Piper & Co. 1907. München und Leipzig. Preis geh. Mk. 8.

Einem neuen Buch von Meier-Graefe steht man immer mit freudiger und nie getäuschter Erwartung gegenüber. Es ist wie vor einer Reise. Man weiß, daß man nun für eine Weile dem Hergebrachten und Zu-oft-Erlebten entkommen darf und viel Anderes sehn und beglückt von neuen Dingen heimkehren wird, ausgelüftet ... Nun eben waren wir mit ihm bei Hogarth, bei Menzel, Corot und Courbet. Und wir bleiben gern im Coupée, da er jetzt eine anschließende Reise zu fünf Impressionisten arrangirt, nebstdem Ausflüge in die neuere englische Malerei, die Sammlung Cheramy, das Werk Marées für eine nahe Zukunft ankündigt. (Diese Reihe anschließender Monographien bilden einen nothwendigen Ausführungscomplex zu desselben Autors „Entwicklungsgeschichte". Aber auch ohne den Grundriß lesen sie sich ersprießlich) ... Das vorliegende Werk giebt vor Allem eine Einleitung, nach der man sich lange gesehnt hat. Systematischer, als Meier-Graefe sonst zu verfahren pflegt, entwickelt er hier die Vorzüge der französischen Kunst und Cultur: Bewußte Tradition, consequente Entwicklung des Neuen durch freie Benutzung der Vorbilder, Revolution trotz der Tradition, in den Bahnen der Tradition. „Der Hinweis auf den Individualismus ist an sich nie überzeugend. — Die Originalität wird erst wirksam, wenn wir Beziehungen zu ihr finden und wenn sie sich auf Grund dieser Beziehungen als nützlich erweist, nämlich einen Fortschritt auf irgend einer der Bahnen der Kunst darstellt." Damit hat Meier-Graefe eine Formel gegeben, die meiner Ansicht über Kunst sehr widerspricht und dennoch eine Brücke zu ihr zu bauen scheint. Ich halte nämlich jedes Neue, Originelle für schön (vergl. „Kritik der Kritik" Heft 10, „Gegenwart" 17. und 24. Februar 1906, wo ich die näheren Modifikationen dieses auf den ersten Blick erschreckenden Satzes angebe); also fällt für mich die weitere Bedingung, daß dieses Neue einen Fortschritt darstellen muß, weg. Aber einen Fortschritt „auf irgend einer der Bahnen der Kunst" stellt eben wohl jedes Neue dar. Und somit wäre die concordia discordantium gerettet.

Im Uebrigen finde ich nur äußerstes Lob über das Werk zu sagen. Als Einführung zu Guys giebt Meier-Graefe ein glänzend geschriebenes Capitel über das Paris des zweiten Kaiserreiches. Die classische Größe Manets zieht vorbei, ein Excurs über das Modelliren (Seite 75) kann als die lehrhaft beste Stelle des Buches gelten; während ich für den genialsten hellseherischsten Einfall die Charakteristik Dostojewski und die anschließende Vergleichung dieses scheinbar Chaotischen mit Cézanne ansehe (Seite 180 ff). Ich glaube fast, daß Meier-Graefe selbst etwas Verwandtes mit Dostojewski hat, nämlich diese schöne, ganz dichterische Eigenschaft: den Menschen und das Schicksal, von dem er gerade berichtet, als das wichtigste und heftigste Ding der Welt erscheinen zu lassen ... Während wir von van Gogh lesen, sind wir überredet, daß dieser Outsider den Giebel seiner Gruppe vorstellt. Dann tritt Cézanne auf und wir vergessen über seiner Soloarie die Andern. Dann ihn über Manet ... Und gerade wegen dieser Regiekunst und begeistert-lobenden Isolirung jedes Künstlers halte ich dieses Buch (von dem Stück über den armen Pissarro abgesehn) für einen Triumph und ein Document jener positiven Kunstkritik, die ich in meinen oben citirten Essays theoretisch postulirt habe ... Die Ausstattung des Werkes ist würdig, von schönen Reproductionen reich, angenehm; wenn auch das allzu glatte, seifigglänzende Papier nicht Jedermanns Geschmack ist.

Max Brod (Prag).

Dyologie oder die Lehre von den zweierlei Menschen. Von Leonore Sienkiewicz und Thusnelde Vortmann-Sienkiewicz. Selbstverlag. Bern.

Man freut sich wirklich, wenn man wieder einmal auf ein Buch stößt, das eine Befreiung bedeutet. Eine Befreiung? — In der That? Aber von was? Darüber mag die Vorrede des Buches selbst belehren: „Der hier vorliegenden Philosophie liegt eine Entdeckung zu Grunde, die, durch Beweise gestützt, die Form eines Fundamentalsatzes annimmt. Es war mir vergönnt, diese Entdeckung zu machen." Die Verfasserin — Leonore Sienkiewicz — ist zu bescheiden: es handelt sich nicht um eine, sondern um eine ganze Reihe von Entdeckungen. Erstlich: „Der Mensch ist nicht nur ein Thier, sondern auch eine wandelnde Pflanze. Diese Beobachtungen sind meines Wissens zuerst von mir gemacht und zum ersten Mal hier ausgesprochen worden." Zweitens: „Es giebt zweierlei Menschen: solche, die eine Seele haben und solche, die keine haben. Dieser Fundamentalsatz wurde von mir entdeckt." Drittens: „Der Unbeseelte ist eine Bestie. Die Erziehung nützt bei ihm nichts. Der einzige Philosoph vor uns — Leonore Sienkiewicz und Thusnelde Vortmann-Sienkiewicz, der diesem Gedanken einigermaßen nahe gekommen ist, war Maimonides." Viertens: Aber: aller guten Dinge sind drei — lassen wir es dabei bewenden, man darf dem Leser nicht allzuviel auf einmal zumuthen. Ich gehe zu der Schlußfolgerung: Reform: „Erlöse uns von dem Uebel (der Unbeseelten). Man muß sie von früh auf unschädlich und ungefährlich machen. Hat ein Kind das dritte oder vierte Lebensjahr erreicht, so soll eine aus Frauen und

Digitized by Google

Männern bestehende Staatscommission kommen und das Kind darauf hin prüfen, ob es eine Seele habe. Da sich das Kind noch nicht verstellen kann (!), so läßt sich das leicht erkennen. Ist nun ein Kind unbeseelt befunden worden, wird es in einer Staatserziehungsanstalt untergebracht, wo es durch eine streng geregelte soldatische Erziehungsmethode immerhin noch zu einem brauchbaren Staats-Arbeiter herangezogen werden kann. Dort erhalten die unbeseelten Kinder vegetabilische Kost, Bildung und Wissen nur in gewissem Grade, Turnen und körperliche Uebungen nur in geringem Maße. Erwachsen, werden sie mit Arbeit beschäftigt ꝛc. Nun frage ich, ist dieses Buch nicht eine Befreiung? Wenigstens fühlte ich mein Zwerchfell noch nie so befreit, wie nach Lesung dieses „philosophischen Werkes". Ich weiß nicht, ob ich ein Beseelter oder ein Unbeseelter bin, aber ich bin überzeugt davon, daß die Verfasserinnen allzu beseelt sind, wofern sie glauben, daß solch eine „Philosophie der rechtschaffenen Wehrhaftigkeit" zu deutsch solch ein philosophisches Häcksel „das Menschengeschlecht retten wird". Zu bewundern ist nur die Unverfrorenheit, mit der die Damen Sienkiewicz Dinge und Menschen behandeln, (z. B. Robespierre, Napoleon, Darwin, zumal aber Goethe), von denen sie keine blasse Ahnung haben.

Stauf v. d. March (Wien).

Maurice Maeterlinck. Die Intelligenz der Blumen. Uebersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Mit Buchausstattung von W. Müller-Schöneseld. Autorisirte Ausgabe. Verlag von Eugen Diederichs (Jena). Preis geh. Mk. 4.50.

Wie in seiner philosophischen Abhandlung über das „Leben der Bienen" (ebenda), so tritt uns Maeterlinck auch in dem einleitenden Hauptstück der vorliegenden Essaysammlung als Naturforscher entgegen. Er bietet uns diesmal das Ergebniß seiner Studien im Pflanzenreich. Es handelt sich ihm keineswegs um die Ergründung bisher unbekannter Geheimnisse. Indem er vielmehr einige sinnfällige Vorkommnisse in den Kreis seiner Betrachtung zieht, legt er die in der Pflanzenwelt waltenden wundersamen Gesetze tiefer und augenfälliger in ihrem Zusammenhalt mit der Allseele dar, als dies eine gelehrte wissenschaftliche Untersuchung vermöchte. Die oft überraschende Intelligenz der Pflanzen in ihrer Auflehnung gegen das ihnen feindliche Schicksal, die er in einer fesselnden Beweisführung darthut, bringt ihn zu dem Schlusse, „daß der Genius der Erde, der wahrscheinlich der des Weltalls ist, im Lebenskampfe genau ebenso verfährt, wie ein Mensch handeln würde," daß wir uns demnach, da die Natur nicht allwissend sei, nicht für das „Opfer und die Beute einer fremden Macht" zu halten brauchten, sondern derselben Welt angehörten und statt „mit unerreichbaren Göttern, mit einem zwar verhüllten, aber brüderlichen Willen verkehrten, den es zu belauschen und zu leiten gelte." Eine Reihe anderer Essays, die sich theils an sein früheres philosophisches Werk „Der begrabene Tempel" (ebenda) anschließen, theils andere Themen ausführen, gewähren anregende Aufschlüsse über die eigenartige und mystische Weltbetrachtung Maeterlincks, dessen Bannkreis man nicht ohne innere Bereicherung verläßt.

Viktor Wall (Wien).

Geschäftliche Notizen.

Das Technikum Eutin in Ost-Holstein ist eine höhere technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, Hoch- und Tiefbaues. Die Schule gehört zu den Fachschulen, welche keine Massenausbildung pflegen und hat besondere Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Im Wintersemester beginnen die Hauptkurse am 1. November, die Vor- und Repetitionskurse am 3. Oktober. Programme sind von der Anstalt unentgeltlich zu beziehen.

Nymphenburgerstr. 40 ZIERHUT & KRIEGER, MÜNCHEN Telephon Nr. 8760.
Kunstgewerbliche Werkstätte für Metallarbeiten, Treibarbeiten, Bronzearbeiten, Kunstschmiede.
Eigene Kunstglesserei.
Beleuchtungskörper. Getriebene Figuren. Kirchenarbeiten. Moderne und altertümliche Silberarbeiten. Tafelaufsätze. Pokale. Schmuckgegenstände etc.

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch,** 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Ellenburgerstrasse 4.**

Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben!
Max Hesses Verlag in Leipzig.

Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke
in 10 Bänden.
Herausgegeben von **Ludwig Schröder.**
Mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe.
Broschiert M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—.
Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.
Diese Gesamt-Ausgabe hat vor den früheren den Vorzug, daß sie — zum ersten Male — die Dichtungen in ganzer Vollständigkeit enthält, ferner die Übersetzungen, die einzige Erzählung Freiligraths und eine sorgfältige Auswahl charakteristischer Briefe des Dichters. Sie stellt sich somit als die weitaus inhaltsreichste aller Ausgaben dar.

Digitized by Google

Teppiche
in allen Arten
liefert billigst
Versandhaus
Benche & Lattey, Magdeburg
Illustrierter Katalog postfrei.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1,50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Selbstverleger!
Inhaltlich gediegene Werke, die im Selbstverlag erschienen sind und bisher nur geringen Absatz fanden, übernimmt tüchtige Verlagshandlung, gibt denselben geschmackvolle Neuausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. c." die Expedition der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag, Leipzig, Eisenburgerstrasse 4.**

Technikum Eutin.
Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.
Progr. gratis. Dir. Klücher.

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau Adolf Schustermann
Berlin O. 27.
Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

London W. 8/9 Colville Square.
Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.
London W. 8/9 Colville Square.

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental"
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Otto Boenicke
Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs
Berlin W. 8, Französische Straße 21
empfiehlt sein reichhaltiges Lager von
selbst importierten Havana-Cigarren
in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend
„der berühmtesten Marken".
Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.
Preisbücher über importierte Cigarren und über in
Deutschland gearbeitete Cigarren
in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über
Cigaretten, Rauchtabake usw.
kostenfrei.
Fernsprecher: Amt I. 1055 und 8800.
Telegramm-Adresse: „Simpatica" Berlin.

Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect vom Lotus-Verlag, Leipzig, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 17. August 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Luxemburg. Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz). — Kein Krieg mehr? Von Theodor v. Sosnosky (Wien). — Der sterbende Richard Wagner. Von Dr. Fritz Alafberg (Berlin). — Guy de Maupassant. Von Dr. Martin Beradt (Berlin). — Zwei Gedichte. Von Max Brod (Prag). — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). 7. — Das lockre Haupt. Von Marsyas. — Monumentale Wirthshäuser. Von Joseph Aug. Lux (Dresden). — Beamtenheimkehr. Von Terentius. — Ein unbekannt gebliebenes Gedicht Schillers. — Notizen. — Anzeigen.

Luxemburg.

Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz).

Wieder einmal hat das kleine, zwischen zwei Großmächten belegene Ländchen, das in der Geschichte des alten Reichs zeitweise eine nicht unerhebliche Rolle spielte und vor vier Jahrzehnten beinahe zu einem kriegerischen Conflict zwischen dem Norddeutschen Bund und dem bereits mit allen Zeichen des Greisenalters behafteten zweiten Kaiserreich geführt hätte, die Aufmerksamkeit Europas in Anspruch genommen: wieder einmal gab es eine Luxemburgische Frage. Damals handelte es sich um internationale Beziehungen, diesmal stand die Thronfolgefrage auf der Tagesordnung. In dem Luxemburgischen Landtag geht es für gewöhnlich sehr ruhig zu; zwar fehlt es nicht an Parteiungen, die einander entgegengesetzt gegenüberstehen, aber der kleine Kreis der „Deputirten" bringt es mit sich, daß man sich stets gewissermaßen in einer internen Gesellschaft fühlt, und die Stürme, welche in dieser Landesvertretung vorkommen, sind daher nur Stürme im Wasserglas. Anders war es bei der Berathung des Gesetzentwurfs, durch den im Juni laufenden Jahres das Hausgesetz geändert und bestimmt wurde, daß nach dem Ableben des regierenden Großherzogs die weibliche Linie erbfolgeberechtigt sein solle. Luxemburg hat durch dieses Gesetz eine pragmatische Sanktion erlassen, vergleichbar jenem berühmten Gesetze Karls VI., das die weibliche Thronfolge in Oesterreich-Ungarn in Abänderung des alten Grundsatzes des deutschen Fürstenrechtes zuließ. Pragmatische Sanktionen dieses Inhaltes begegnen regelmäßig einer Opposition. Die Anerkennung der Erbfolgeberechtigung Maria Theresias und der weiblichen Linie der Habsburger erfolgte erst, nachdem die jugendliche Kaiserin blutige Feldzüge siegreich zu Ende geführt hatte. Heute werden wegen Erbfolgestreitigkeiten keine Kriege mehr geführt. Heute werden die Proteste der Bewerber im Wege des richterlichen Verfahrens erledigt, nachdem sie zu einer großen Anzahl von Abhandlungen und Streitschriften Anlaß gegeben haben, in denen die Specialkenner dieses Rechts-Gebietes ihr Können und ihr Wissen zum Ausdruck bringen. Die Hauptfrage, um die es sich hierbei regelmäßig dreht, ist die Ebenbürtigkeitsfrage: stammt der Bewerber aus einer Ehe, die nach dem Hausgesetz des betreffenden Fürstenhauses ebenbürtig ist, oder muß dieses Prädicat der betreffenden Ehe versagt werden? Um diese Frage drehte sich der Streit in dem Lippeschen Fall, um diese dreht er sich in der Hauptsache in dem Luxemburger. Der Wiener Congreß bestimmte seiner Zeit, daß Luxemburg als Großherzogthum an den König der Niederlande fallen solle und zwar als Entschädigung für die alten nassauischen Stammlande der Oranier. Seitdem war der König der Niederlande Großherzog von Luxemburg und in dieser Eigenschaft Mitglied des Deutschen Bundes. Im Jahre 1890 starb Wilhelm III., König der Niederlande, und hinterließ als Erben die Prinzessin Wilhelmine, die heutige Königin. In den Niederlanden, in denen das salische Gesetz, das die weibliche Thronfolge ausschließt, nicht gilt, konnte Wilhelmine nach ihrer Großjährigkeit den Thron besteigen, in Luxemburg dagegen nicht; hier folgte der vormalige Herzog von Nassau, der im Jahre 1905 starb. Sein Sohn, Großherzog Wilhelm, hat sechs Töchter, keinen männlichen Erben, und um deßwillen wurde die landesgesetzliche Regelung der Thronfolge erforderlich. Allerdings hatte Herzog Adolf von Nassau noch einen Stiefbruder, den Prinzen Nikolaus, der an sich ohne Zweifel erbfolgeberechtigt war. Allein, dieser vermählte sich mit einer Dame, die nicht dem hohen Adel angehörte, einer Frau von Puschkin und verzichtete bei seiner Verheirathung auf den Namen und das Wappen eines Nassauischen Prinzen. Ein Sohn nun, der den Titel eines Grafen von Meerenburg führt und in Wiesbaden lebt, erhebt auf die Luxemburger Krone Anspruch. Die luxemburgische Landesvertretung hat aber seine Ansprüche unbeachtet gelassen und die Erbfolge der weiblichen Linie anerkannt, weil sie von der Auffassung ausgeht, daß nur solche Personen thronfolgeberechtigt sind, welche aus einer ebenbürtigen Ehe stammen. Der Prätendent wird sich damit nicht zufrieden geben und seinen Anspruch auf die in Deutschland liegenden, zum Nassauischen Hausvermögen gehörigen Güter im Wege des Rechtsstreites vor den deutschen Gerichten durchführen. Es ist selbstverständlich, daß die Gerichte hierbei sich durch die Stellungnahme der luxemburgischen Kammer und Regierung in keiner Weise werden beeinflussen lassen. Es wäre sogar möglich, daß die deutschen Gerichte zu der Ansicht kämen, die Ehe, aus welcher der Prätendent stamme, sei keine unebenbürtige. Dann hätte man das Dilemma, daß in Deutschland Graf Meerenburg als erbberechtigt angesehen würde, in Luxemburg dagegen nicht. Auch aus diesem Dilemma würden keine diplomatischen oder gar kriegerischen Conflicte entstehen, und die Bewohner der so prächtig gelegenen Hauptstadt des kleinen Fürstenthums, die dem Freunde des internen Naturgenusses so zahlreiche Reize bietet, können daher ruhig sich weiter dem idyllischen Stillleben widmen, dessen sich im zwanzigsten Jahrhundert nur die Angehörigen von neutralisirten Duodezstaaten erfreuen dürfen. Im Lippeschen Erbfolgestreit fiel die Entscheidung dahin aus, daß die Ehe mit einer Dame des niedern Adels

Digitized by Google

keine unebenbürtige sei. Daraus folgt natürlich nicht, daß im Nassauischen Hause das Gleiche gelte, da es genug Fürstenhäuser giebt, die in ihren Hausgesetzen eine strengere und strengste Anschauung verbrieft haben. Die Untersuchung, ob im Einzelfalle diese oder jene maßgebend ist, muß vielfach als eine recht mühselige Arbeit bezeichnet werden. Es bedarf eines Studiums in dem Hausarchiv, der Berücksichtigung früherer Fälle unter Zuhülfenahme des Materials, das in den tiefverstaubten, schweinsledernen Bänden enthalten ist, die die Juristen des alten Reichs mit Vorliebe über diesen Gegenstand schrieben, und mitunter bleibt trotz alledem die Entscheidung eine zweifelhafte. Engländer und Franzosen, von Amerikanern gar nicht zu sprechen, können auch beim bestem Willen sich zu einem Verständniß für diese Fragen nicht aufschwingen; der Engländer, der weiß, daß der König von England jede Lady heirathen kann, ohne Rücksicht darauf, ob sie von Adel ist oder nicht, hat für derartige Streitigkeiten nur die Bezeichnung „mittelalterlich" übrig, und dennoch weist die deutsche Geschichte Fälle auf, in denen das Interesse der englischen Politik an dem Ausgang eines Streits um die Ebenbürtigkeit recht stark interessirt war. Ob in fernen Zeiten auch in Deutschland die Ebenbürtigkeit nur noch einen historischen Begriff bilden wird, dessen Verwerthung sich die Verfasser rührseliger Romane besonders angelegen sein lassen, ob auch bei uns einmal das Fürstenrecht insofern dem bürgerlichen Recht gleichen wird, als die Mitglieder des hohen Adels und vornehmlich der regierenden Familien, unbekümmert um die Ebenbürtigkeitsfrage, frei dem Zug des Herzens folgen dürfen, kann dahingestellt bleiben. Heute und für absehbare Zeiten ist die Ebenbürtigkeit die unabweisliche Bedingung für Thron und Erbfolgeberechtigung in den deutschen Fürstengeschlechtern. Die luxemburgische Regierung und die luxemburgische Bevölkerung haben darin übereingestimmt, daß die Erbfolge der weiblichen Linie dem Wohl des Landes entspreche, und um deßwillen hat man sich auch wohl die Ablehnung der Proteste des Grafen Meerenburg leichter gemacht, als es sonst der Fall war; die Luxemburger können jetzt wieder mit berechtigtem Behagen den Blick über das weite Petrusthal schweifen lassen, ohne sich der bangen Sorge hingeben zu müssen, wer nach dem Ableben des regierenden Großherzogs die Regierung des Landes übernehmen wird. In politischer Beziehung ist die Luxemburger Thronfolgefrage erledigt, in rechtlicher Hinsicht dagegen wird sie voraussichtlich noch geraume Zeit auf der Tagesordnung bleiben und die Gerichte beschäftigen.

Kein Krieg mehr?

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Von Theodor v. Sosnosky (Wien).

Gelegentlich des vielbesprochenen Interviews, das Herr Huret mit dem Fürsten Bülow hatte, ist auch die Frage erörtert worden, ob es in Europa noch zu einem Kriege kommen werde. Vom Reichskanzler konnte Herr Huret keine apodictische Antwort erhalten, was vorauszusehen war; er hätte sich mit seiner Frage an Alfred H. Fried, den bekannten Pacifisten und Adjutanten der Baronin Suttner, wenden sollen. Der weiß besser Bescheid und hätte ihm mit absoluter Bestimmtheit erklärt, daß es zu keinem Krieg mehr kommen wird. Er hat das schon vor drei Jahren behauptet, in seiner Brochüre „Weder Sedan noch Jena" (Berlin 1904). Dort heißt es von der Armee, sie sei nur mehr eine Art „Symbol für die Macht des Staates", gewissermaßen das „Papiergeld der staatlichen Macht im internationalen Verkehr", denn sie habe überhaupt nicht mehr die Aufgabe, Kriege zu führen. „Sie hat es nicht mehr nöthig, durch ihre, ihr innewohnende Kraft den Willen des Staates zur Durchführung zu bringen, sie deutet diese Kraft bloß an, wie der Tausendmarkschein die im Keller der Bank liegenden Goldstücke andeutet." Die Armee sei somit heutzutage nicht mehr da, um Kriege zu führen, sondern um Kriege zu verhüten, sie diene einer Sache, „die nie zur Erfüllung kommt". Darin liege aber ein schreiender Widerspruch gegen ihren Daseinszweck, denn ein Heer, das nie zum Kampfe komme, sei ein Unding, also zwecklos und überflüssig.

So Fried, und man darf wohl annehmen, daß er damit nicht nur seine Privatmeinung ausspricht, sondern zugleich die seiner Gesinnungsgenossen. Und so sicher meint er seiner Sache zu sein, daß er über den „Storchenglauben" an den Krieg spottet, der nicht kommen wolle, und das Verhalten der Mächte, die an diesem Glauben festhalten, sogar als „wahnwitzig" bezeichnet.

Nur außerhalb Europas gesteht er die Möglichkeit eines Krieges zu.

Angesichts dieser mit so viel Selbstbewußtsein aufgestellten Behauptung drängt sich die Frage auf, ob sie denn auch zureichend begründet und berechtigt ist? Ob die Heere Europas wirklich nie mehr das Schwert zücken, ob unserem Erdtheil wirklich die Gräuel eines Krieges erspart bleiben werden?

Worauf Fried seine Behauptung vor Allem stützt, ist die angebliche Thatsache, daß heutzutage kein Staat mehr im Stande sei, nach seinem Belieben einen Krieg zu beginnen, weil er sich gezwungen sehe, auf die anderen Mächte Rücksicht zu nehmen; der souveräne Wille des einzelnen Staates sei durch die vielfachen Beziehungen der Staaten untereinander, für welche Fried die der Naturwissenschaft entlehnte Bezeichnung „Symbiose" gewählt hat, so gut wie paralysirt; der Krieg sei daher nicht mehr ein Duell im großen Style wie in früheren Zeiten, sondern ziehe alle, oder doch die wichtigsten Staaten Europas, in mehr oder weniger schmerzliche Mitleidenschaft, so daß jeder Staat in seinem eigensten Interesse Ursache habe, einen Krieg zu verhüten.

Das ist ja unleugbar richtig, aber durchaus nicht unbedingt. Es kann doch sehr wohl der Fall eintreten, daß all diese oft bethätigte Kriegsscheu nicht im Stande sein wird, den Ausbruch eines Krieges hintanzuhalten! Fried ist allerdings anderer Ansicht und beruft sich darauf, daß es in Europa „seit 33 Jahren"*) zu keinem Kriege gekommen sei. Er schränkt die große Kühnheit dieser Behauptung allerdings durch die Bemerkung ein, daß er die Türkei nicht zu Europa rechne. Aber diese Einschränkung ist fast noch kühner als jene Behauptung, denn wenn man die Türkei auch in cultureller Beziehung nicht zu Europa rechnen will, so muß man es doch unbedingt in politischer und militärischer thun, bildet ihr künftiges Schicksal doch jenen gefährlichen gordischen Knoten, der unter dem Namen orientalische Frage schon seit Jahrzehnten die politische Welt Europas beschäftigt und für den sich noch immer kein Alexander gefunden hat.

Ein Reich aber, das die Interessen Europas in so außerordentlichem Maße berührt, aus dem Verbande Europas auszuscheiden, das heißt denn doch die Willkür zu weit zu treiben! Dem Friedensapostel paßt es aber so, weil er sonst seine Behauptung vom 33jährigen Frieden Europas nicht aufstellen könnte, und im Hinblick auf seinen Zweck trägt er nicht das geringste Bedenken, die Wahrheit zu amputiren und sie in das Prokrustesbett seiner Doctrin zu zwängen. Aber auch wenn man mit ihm die Türkei ausscheiden wollte, so blieben dann doch noch immer deren Gegner übrig, das eine Mal, 1877/78, Rußland, das andere Mal, 1897, Griechenland, und diese beiden Staaten, zum Mindesten Rußland, muß Fried denn doch wohl zu Europa rechnen! Er scheint

*) Diese Behauptung hat Fried im Jahre 1904 aufgestellt.

Digitized by Google

eben ganz vergessen zu haben, daß zum Kriegführen nothwendiger Weise zwei Parteien gehören! Abgesehen von diesen beiden Kriegen, mit deren erstem auch der serbisch-türkische, rumänisch-türkische, und montenegrinisch-türkische Krieg verbunden war, hat im Laufe dieser 33 Jahre noch die Occupation Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich stattgefunden, und der serbisch-bulgarische Krieg, bei dem die Türkei selbst doch gar nicht betheiligt gewesen ist. Aber offenbar rechnet Fried diese Kriege nicht mit, weil sie sich auf der Balkan-Halbinsel abgespielt haben, also seiner Ansicht nach nicht in Europa. Dann freilich stimmt seine Behauptung.

Aber selbst wenn Fried diese Kriege nicht wegescamotirt, wenn in diesen 33 Jahren in Europa thatsächlich kein Krieg stattgefunden hätte: was wäre damit bewiesen? Welche sonderbare Logik ist das, die den Schluß wagt: weil es — angeblich 33 Jahre lang keinen Krieg gegeben hat, werde es auch künftig keinen geben! Gerade als Friedensfreund darf der Verfasser nicht so folgern, denn eben die Friedensfreunde sind es, die ihren Gegnern — und nicht ganz mit Unrecht — vorhalten, es sei falsch, daraus, daß es bisher immer Kriege gegeben habe, zu schließen, daß es auch künftig solche geben müsse. Aber freilich, dieselbe Logik, die man beim Gegner nicht gelten läßt, wird unbedenklich benützt und soll überzeugend wirken, wenn man sie für die eigenen Zwecke brauchen kann ...

Doch auch ganz abgesehen von diesem Trugschluß und angenommen, daß es in Europa in diesen 33 Jahren thatsächlich keinen Krieg gegeben hätte: sind die Staaten dieses Erdtheiles deßhalb von Krieg und Kriegsfolgen verschont geblieben? In Europa selbst ist es allerdings — mit Ausnahme der dem Verfasser unbequemen östlichen Staaten, — zu keinem Kriege gekommen, aber nichts desto weniger waren doch viele Reiche dieses Erdtheils in zahlreiche, blutige und oft höchst langwierige Kriege verwickelt. England allein hat deren nicht weniger als zehn geführt: 1873 gegen die Ashantis, 1878/80 in zwei Feldzügen gegen Afghanistan, 1879 gegen die Zulus, 1880 gegen die Buren, 1882 und 1884/85 in Egypten und im Sudan, 1885 gegen Birma, 1898 abermals im Sudan, und 1899—1902 zum zweiten Mal gegen die Buren. Auch Frankreich hat in dieser Zeit schwere Kämpfe zu bestehen gehabt; so 1881 in Tunis, 1883/85 in Tongking, 1895 in Madagaskar. Rußland hat gegen die Turkmenen 1881 und Chinesen 1900 zu kämpfen gehabt und Italien gegen die Abessynier 1895/96. Das sind allerdings nur Colonialkriege gewesen, aber sie haben die betreffenden Mutterländer ganz gewaltig in Mitleidenschaft gezogen, nicht nur finanziell, sondern auch militärisch, denn jene fanden dabei keineswegs ihr Auskommen mit den Colonialtruppen, sondern mußten tiefe Griffe in das heimische Soldatenreservoir thun, um die Gefahren, die ihrem Besitze drohten, erfolgreich — manchmal nicht einmal dies — abwehren zu können. Man denke nur an den Burenkrieg, in dem England eine so zahlreiche Armee ins Feld stellte, wie auch nur annähernd noch niemals. Was wär aber in all diesen Kriegen das Schicksal der betheiligten Staaten gewesen, wenn sie daheim nicht über geschulte Heere verfügt hätten! Sie wären in dem Kampfe um ihren überseeischen Besitz unterlegen, hätten ihn verloren und mit ihm vielleicht die Hauptquelle ihres Nationalvermögens. Man denke nur, was zum Beispiel für England der Verlust Indiens, für Holland der der Sunda-Inseln bedeuten würde! Was hat der Cubas und der Philippinen für Spanien bedeutet! Und dieses hat die kostbaren Inseln einzig und allein darum verloren, weil es über kein schlagfertiges Heer verfügte und besonders, weil es nur eine ganz unzulängliche Flotte besessen hat! Der spanisch-amerikanische Krieg ist demnach auch ein Beweis dafür, daß europäische Staaten nicht nur gegen ihre Colonialvölker auf der Hut, sondern auch fremder Angriffe auf ihren Besitz gewärtig sein müssen, ebenso wie es in jüngster Zeit der russisch-japanische Krieg darthut.

Daß es Angesichts dieser unbestreitbaren Thatsachen, die überdies noch frisch in unser Aller Gedächtniß leben, Jemand wagen kann, vom Frieden Europas zu sprechen und von der Ueberflüssigkeit der stehenden Heere, eine solche Verwegenheit sollte man gar nicht für möglich halten. Nun, Fried hat gezeigt, daß sie dennoch möglich ist, hat sich durch die wahrhaft erdrückende Wucht dieser Thatsachen nicht irre machen lassen und mit souveräner Erhabenheit über sie hinweggesetzt.

Nun könnte ein Friedensfreund zu Gunsten des Verfassers vielleicht einwenden, wenn es auch in der jüngsten Vergangenheit nicht so friedlich aussehe, wie Jener uns glauben machen will, so berechtige ihn doch der Ausblick in die Zukunft zu solchen Behauptungen.

Dieser Einwand wäre jedoch ganz und gar nicht stichhaltig, denn die Perspective, die uns die Zukunft bietet, ist nichts weniger als friedlich. Dies zu erkennen, genügt ein Blick nach dem Balkan, diesem riesigen und bösartigen Vulkan, in dem es unaufhörlich grollt und der die Ruhe Europas seit Jahren schon durch seine Eruptionen bedroht und erschüttert. Allerdings gehört er nach Frieds bequemer Geographie nicht mehr zu Europa, aber jene Mächte, die von den Vorgängen daselbst zunächst betroffen werden, also Oesterreich, Rußland, Italien, kann Fried denn doch nicht aus Europa hinweg philosophiren! Allerdings geben sich die Mächte alle Mühe, einer Katastrophe dort vorzubeugen, und vielleicht wird es ihnen auch wirklich gelingen, sie hinaus zu schieben oder doch abzuschwächen: sie zu verhindern, werden sie aber nicht im Stande sein. Oder glaubt Fried etwa, diese leidenschaftlichen, verwilderten Völker, die auf dem Balkan um die Herrschaft ringen, werden sich Dank den Reformbestrebungen der Mächte ohne Blutvergießen fügen und als brave Kinder mit dem bescheiden, was ihnen Jene zuweisen? Glaubt er das ernstlich von diesen Völkern, die sich im Style des Dreißigjährigen Krieges befehden, denen Mord, Plünderung, Brandschatzung und Schändung geläufige Begriffe sind und die, wie die Belgrader Ereignisse bewiesen haben, kein Bedenken tragen, den Meuchelmord officiell anzuerkennen und seine Thäter von Amts wegen als Helden zu verherrlichen?

Und die Balkangefahr ist nicht einmal das einzige Hinderniß für den europäischen Frieden, denn hinter der orientalischen Frage taucht neuester Zeit die österreichische Frage auf, die, vorläufig allerdings noch nicht so „brennend", bei der centralen Lage und großen Bedeutung der habsburgischen Monarchie eine noch viel schwerere Bedrohung des Friedens in Europa werden dürfte; sind doch die zwölf Völker dieses Reiches des weisen Wortes Palackys, daß ein Oesterreich geschaffen werden müßte, wenn es nicht schon eins gäbe, in ihrem blinden Nationalkoller ganz uneingedenk und wüthen so selbstmörderisch gegen einander, daß der Zerfall des alten Reiches unvermeidlich wird, falls sie sich nicht rechtzeitig eines Besseren besinnen oder durch eine eiserne Hand besonnen werden. Welche unabsehbaren Folgen dieser Zusammenbruch aber für ganz Europa haben würde, daß er das Signal zu einem schier endlosen Kampfe um die werthvollen Trümmer wäre; das braucht wohl nicht erst auseinandergesetzt zu werden.

Das wäre aber noch lange nicht Alles, und auch mit der Lösung dieser Frage wäre die Ruhe Europas noch bei Weitem nicht gesichert; im Gegentheil: eine ganz unübersehbare Reihe von Kriegen steht seinen Staaten noch bevor, denn es versteht sich von selbst, daß alle die riesigen Reiche und nach Millionen zählenden Völker der andern Welttheile, die heute noch in ganz oder halb wildem Zustande unter dem Scepter europäischer Mächte leben, sich dereinst ihrer vergangenen Selbstständigkeit erinnern und versuchen werden,

Digitized by Google

das fremde Joch abzuschütteln.*) Europa aber wird die gewaltigsten Anstrengungen machen, die Abtrünnigen niederzuwerfen und sich jene fernen Gebiete zu bewahren, in deren Schätzen die Macht und der Wohlstand so manches seiner Staaten beruht.

So sehen wir denn, wohin wir auch blicken mögen, überall den Krieg drohen, und es zeugt für eine erstaunliche Kurzsichtigkeit, daß Fried und seine Leute hiervon nichts bemerken, ja man muß es in Anbetracht der so naheliegenden Gefahr am Balkan geradezu als völlige Verblendung bezeichnen. Diese Blinden aber vermessen sich, uns führen zu wollen, uns den Weg zum Heile zu zeigen! Eine Zumuthung, die wirklich ans Groteske streift! Die unblutige Schlichtung der Venezuela-Frage ist den Herren Pacifisten offenbar so stark zu Kopfe gestiegen, daß sie den Anbruch ihrer Zeit gekommen glauben und meinen, die neuen Kanonen zum alten Eisen werfen zu dürfen. Als ob diese Schlichtung des Streites nicht auch ohne ihr Zuthun zu Stande gekommen, als ob dieser fragwürdige Erfolg ihrer Bestrebung nicht durch den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges gründlichst wettgemacht worden wäre! Aber darum scheeren sich die Herren nicht; im Gegentheil: Fried erklärt diesen Krieg als eine ausgezeichnete Reclame für die Friedensidee, denn die Welt werde an diesem Beispiele lernen, was ein Krieg heutzutage bedeute und welche Folgen er habe, und sie werde sich in dieser Erkenntniß daher um so mehr hüten, wieder zum Schwerte zu greifen.

Nun, wir werden ja sehen! Wahrscheinlich aber ergeht es Fried mit dieser Prophezeihung ebenso wie mit seiner im Spätherbst 1903 geäußerten Bemerkung über denselben Krieg. Er spottete damals in seinem Blatte: „Der gefürchtete Krieg will nicht kommen. Wir wissen, warum." Nun, der Krieg ist doch gekommen! Fried hat also offenbar doch nicht gewußt, warum . . .**)

Man sieht: seine Behauptung von der Ueberflüssigkeit der stehenden Heere ruht auf thönernen Füßen, und bei dem Pomp, mit dem sie auftritt, scheint es mir nicht überflüssig, die wallenden, schimmernden Schleier, mit denen er sie so geschickt zu drapiren weiß, einmal gründlich zu entfernen und aller Welt zu zeigen, auf welch kläglichem Piedestal sie steht.

Der sterbende Richard Wagner.

Von Dr. Fritz Alafberg (Berlin).

Der moderne Aristophanes Frank Wedekind — der gleichzeitig einen starken Rivalen in dem Iren Bernhard Shaw besitzt — schwingt in seinem „Kammersänger" höhnend die vielspitzige Geißel über den Wagnercultus unserer Zeit. Er verspottet den überspannten Enthusiasmus, mit dem heute Jung und Alt den Bayreuther Meister wie einen Gott verehrt, ohne jedoch von dem tieferen Gehalt seiner Werke nur eine Spur des Verständnisses zu haben. Und macht sich lustig, wie vor Allem die Frauen in hysterischer Schwärmerei zu ihm aufblicken — wobei sich nur allzu bald herausstellt, daß diese Schwärmerei nichts Anderes als verkappte Erotik ist — und zeigt, wie selbst seine künstlerischen Interpreten die wahren Absichten ihres Herrn und Meisters in den allermeisten Fällen nicht begreifen.

Doch trifft diese Satire nur eine Strömung unserer Zeit. Sie zeichnet nur die Stellung der Vielen-Allzuvielen zu Wagner. Und sie hat auch nur für Süd- und Mitteldeutschland Giltigkeit. Der Norden steht selbst heute noch Wagner ziemlich kalt gegenüber. Aber eine zweite, numerisch vielleicht geringere Strömung geht durch unsere Tage. Die besseren, feineren Geister beginnen bereits sich gegen Wagner zu wehren und sich von ihm abzuwenden. Wie 20 Jahre nach Nietzsches begeisterungtrunkenem Essai: „Richard Wagner in Bayreuth" der große Wagnercultus einsetzte, so mühen sich 20 Jahre, nachdem Nietzsche seine verbitterten, ungerechten, haßerfüllten und doch im letzten Grunde wahren Angriffe gegen den Früh-Geliebten geschleudert, weite Kreise unter den Intellektuellen unserer Generation, sich von Wagner loszuringen.

Nietzsche sagt einmal in wunderbarer Erkenntniß: „Wagner sitzt am liebsten still in den Winkeln zusammengestürzter Häuser: da, verborgen, sich selber verborgen, malt er seine eigentlichen Meisterstücke, welche alle sehr kurz sind, oft nur einen Tact lang — da erst wird er ganz gut, groß und vollkommen, da vielleicht allein." Ja, und es ist, als ob plötzlich aus diesen Partien der ganze Wagner zu uns spräche, als ob Alles, was wir verworren und dunkel von ihm in unserer Seele getragen, nun auf einmal von hellem Licht getroffen würde. All das Müde, Resignirte, Entsagende, das aus diesen Stellen klingt, wird uns plötzlich als das wahre Wesen des Dichters, Musikers und Philosophen Wagner kund. Ich erinnere an die Worte Siegmunds im 1. Act der „Walküre":

Siegmund (nachdem Hunding und Sieglinde in die Halle zur Ruhe gegangen):

„Selig schien mir
der Sonne Licht;
den Scheitel umgliß mir
ihr wonniger Glanz —
bis hinter Bergen sie sank.
Noch einmal, da sie schied,
traf mich abends ihr Schein:
selbst der alten Esche Stamm
erglänzte in goldner Gluth.
Da blüht die Blüthe —
das Licht verlischt —
nächt'ges Dunkel
deckt mir das Auge:
tief in des Busens Berge
glimmt nur noch lichtlose Gluth!"

Und man höre hierzu jene weiche, in verschwindenden Tönen zerfließende Musik in Moll!

Resignation und Pessimismus war die Lösung des Weltproblems für Wagner. Aus dem unversöhnlichen Kampfe, der zwischen den Idealen seiner Seele und der dürren und trostlosen Wirklichkeit, die diese Ideale kalt von sich stieß, hin und her wogte, flüchtete er in die seligen Gefilde des Nichts. Nirwana und „tat twam asi" waren seiner Weisheit letzter Schluß. Es ist heute nicht mehr nöthig, auf die Beziehungen dieser Ideen mit Schopenhauer hinzuweisen. So sehr dieser Zusammenhang von Kunst und Philosophie als verwandter Prägungen des Geistes der Zeit immer wieder eine ungemein interessante Erscheinung repräsentirt.

Früh zeigen sich schon bei Wagner die Vorboten seiner späteren Weltanschauung. Bereits im „Tannhäuser" treten sie hervor. Tannhäuser ist keine aufrechte, mannhafte Persönlichkeit, die sich aus eigner Kraft losreißt von den Banden der Sinnlichkeit und sich zu gefesteter Sittlichkeit emporringt, — nein, erst durch die aufopfernde Liebe Elisabeths wird er gerettet und erlöst. Und ähnlich im „Fliegenden Holländer". Auch hier erkämpft sich der Held nicht selbst den Frieden seiner Seele. Die selbstlose Hingabe eines Weibes befreit ihn von dem schweren Fluch, der ihn sieben Jahr um sieben Jahr auf dem Meere umhergetrieben. So hat Wagner schon hier, indem er das Goethesche „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan" auf die Spitze trieb, durchaus leidende und unmännliche Heldengestalten geschaffen. Daß er dadurch das

*) Die jüngst aus Britisch-Indien gemeldeten Unruhen sind ein sehr deutlicher Fingerzeig dafür.

**) Der Kanonendonner von Casablanca als Echo des Friedensgesäusels im Haag liefert zu Herrn Frieds Behauptungen einen Commentar, wie er beredter nicht gedacht werden kann.

Digitized by Google

Weib mit dem hehrsten Glorienschein umgab, hat ihm die endlose Dankbarkeit der Frauen gesichert.

Einen Schritt weiter bedeutet der „Lohengrin“. Soll er doch das Loos des Künstlers versinnbildlichen! Des Künstlers, der herabsteigt von der Höhe seiner Ideale und der theilnehmen will an der Schönheit und den Freuden der Welt und dem dieser Versuch bitter sich lohnt. Enttäuscht weicht er zurück in die Einsamkeit seiner Träume.

Die Vollendung endlich stellen „Der Ring des Nibelungen“ und „Tristan und Isolde“ dar. Siegfried ist der freieste und kühnste Held, ein herrliches Bild des leuchtenden Lebens. Er vernichtet die alten Götter und Götzen, als Prophet eines neuen Geschlechts. Doch er fällt, von feiger Hand getroffen, und mit ihm seine hehre Bestimmung. Er zerschellt in seinem hohen Flug an der Erbärmlichkeit dieser Welt. Und wieder gähnt das Nichts uns an! Noch tiefer und reiner, vielleicht auch künstlerisch großartiger, floß Wagners Weltanschauung in den „Tristan“ aus. Nicht allein das Geschick der beiden Liebenden ist hier bedeutsam. Vielmehr durchzieht das ganze Werk dieser Ton der Wehmuth, Hoffnungslosigkeit, Weltenferne. Und ist durch die Wunder der Musik zu einer so unendlichen Schönheit der Gefühlsinnigkeit verklärt, wie wir es noch nie erlebt.

Noch bleibt der „Parsifal“. Hier kehrte der alternde Wagner zurück zu den Anfängen seiner Jugend. Er vergaß alle die Entwicklungen, die er durchlaufen, und warf sich der frühgeliebten Romantik und ihren religiösen Cultus wieder in die Arme. Er fand die einzige Rettung aus den Mühsalen und Wirrnissen dieser Welt im Schoße der seligmachenden Kirche. Mit einem Hymnus auf das Christenthum, das er in seinen Mannesjahren gering geachtet, beschloß der Künstler Wagner die Werke seines Lebens.

Mit Recht nennt Fritz Mauthner Richard Wagner eine „Krankheit des neunzehnten Jahrhunderts“, die überwunden werden muß. Denn Wagner ist der künstlerische Vater der „Decadence“ unserer Zeit. Alles was an Müdem und Verzagtem in unserer Generation lebt, saugt seine Nahrung aus den dämmerungsschwülen Werken Richard Wagners.*) Und dies Gepräge des Niedergangs trägt nicht allein die Elite gewisser höherer Gesellschaftsschichten, die übersättigt von den Schätzen einer überlieferten, unendlich reichen Cultur an ihrer inneren Leere und Blasirtheit kranken. Dies Gepräge trägt ein viel größerer Kreis unseres Volkes. Die Vorliebe für alles Halbe, Matte, die Abneigung gegen alles Starke und Einfache — sie umspannen die weitesten Gruppen und treten in den mannigfaltigsten Schattirungen zu Tage. Und es sind nicht selten die besten Geister, die an dieser Krankheit leiden. Wie stark hat doch selbst Ibsen mit ihr gerungen, bis daß sie ihn segnete. Lange kehrt bei ihm jener schmerzliche Ton der Resignation in seinen Werken wieder, bis er einem gefesteten Lebensglauben Platz macht. Und hat nicht auch Gerhart Hauptmann ein Stück dieser Verzagtheit in sich? Und dann — worauf beruht eigentlich die so ungeheuerliche Wirkung, die Eleonore Duse auf uns übt? Auf uns übt vor Allem mit ihren zarten, feinen Frauengestalten, die immer etwas Gebrochenes haben, mit all ihren verschwindenden Tönen der Klage und den sensitiven Bewegungen ihrer müden Hände? Es ist doch kein anderer Grund, als daß sie mit diesen Gefühlen die am meisten verwandten und gleichgestimmten Saiten in unserer Seele rührt. Und Aehnliches erleben wir bei Oskar Sauer, der „das Schicksal der entthronten Könige, der verhöhnten Heiligen spielt, das Schicksal der plötzlich verarmten Adelsträger einer alten Welt, Wikingerhelden, die Schiffbruch gelitten haben — eine Welt voll zerbrochner Güte, zertretener Hoffnung, voll Gram, Ekel und Verzweiflung“. Er verkörpert eben eine der bedeutendsten Strömungen unserer Cultur und greift uns darum so gewaltig ans Herz.

Aber es ist an der Zeit, daß wir mit der pessimistischen Resignation Richard Wagners endlich fertig werden. Daß die große Bewegung, die mit Byron und Heine so göttlich begann — hier noch mit einem grandiosen Zug ins Cynische —, die aber dann von Wagner verweichlicht und versüßlicht wurde und die heute in verwässerten Ausläufern ein erbärmliches Dasein fristet, — es ist an der Zeit, sage ich, daß diese Bewegung zum Abschluß kommt, denn sie bedeutet eine Verarmung des Lebens, aus der keine neuen Werthe sprießen. Sie entspringt nicht der kraftvollen Hingabe an des Lebens Fülle, sondern sie ist ein unfruchtbares, sentimentales Versinken in thränenreiche Gefühle. Sie nimmt nicht freudig den Kampf auf mit den Mächten dieser Welt, sondern weicht ihm feige aus. Wohl mag sie sich als Reaction gegen die Lebensfreude und Lebensfülle der Classiker erklären — aber damit ist auch schon gesagt, daß sie nur eine Zeit währen kann und dann ihr Ende finden muß, wenn wir zu neuen Formen in der Entwicklung des Menschengeschlechts emporschreiten wollen.

Das soll natürlich nicht bedeuten, daß wir Wagners Werke nunmehr über Bord werfen sollen. Es soll nur heißen, daß wir zu Wagner historisch Stellung gewinnen müssen. Es will besagen, daß wir uns frei machen müssen von den suggestiven Wirkungen seiner Musik auf unsere Weltanschauung und nicht von dem narkotischen Klang seiner Weisen unser ganzes Thun und Denken bestimmen lassen, sondern vielmehr seine Ideen als eine überwundene Etappe in unserer Entwicklung betrachten sollen. Dann werden wir auch zu dem schönsten und reinsten Genuß seiner Werke gelangen. Denn er wird rein künstlerischer Art und von allen fremden Schlacken frei sein. Und die geheime Erinnerung, daß wir in Wagners Kunst eine Zeit lang unsere innerste Sehnsucht gestillt und dann über sie als über eine Gefahr hinausgekommen sind, wird den Genuß nur verschönern. Wie der Gedanke an längst entschwundene Tage unserer Jugend.

Und dann werden wir auch frei und reif werden für die neu erwachte Freude am Leben, die seit einem Jahrzehnt allerorts in Deutschland sich zu regen beginnt. Dann werden wir nicht mehr vergangenen oder unmöglichen Idealen nachträumen, sondern muthig den Kampf mit dem Leben wagen und in rastloser Thätigkeit aller Weisheit letzten Schluß erblicken. In einer Thätigkeit, die ruhend auf der tiefen Ueberzeugung von der fruchtbringenden Größe des Entwicklungsgedankens der Höherführung des Menschengeschlechts geweiht ist. Vielfach sind die Zeichen, die von diesem neuen Geiste künden. Die Frauen wollen die Befreiung ihres Geschlechts zur Förderung und Steigerung unserer Cultur, das Recht des Kindes wird proclamirt zur Schaffung einer vollkommenen Generation, mannigfaltige Unternehmungen der literarischen Welt ersehnen die Gründung einer neuen, deutschen Cultur, die Studentenschaft ist erwacht aus ihrer Lethargie und ist sich ihrer hohen Verantwortung bewußt geworden, das politische und nationale Empfinden unseres Volkes ist aufgerüttelt und strebt nach eifriger Bethätigung. Und nicht zuletzt durchströmt unsere Literatur — sie ist ja immer ein Niederschlag vom Geist der Zeiten — ein lebensfreudiger Athem. Wie sagt doch Richard Dehmel in seinem „Bergpsalm“

„Empor aus Deinem Rausch! Mitleid glüh ab!
Laß Dir die Kraft nicht von Gefühlen beugen!
Hinab! laß Deine Sehnsucht Thaten zeugen!“

Bei Ibsen, bei Wedekind und vielen Andern hören wir verwandte Töne. Auf alle diese Dichter ist das Evangelium vom neuen, freien, selbstbewußten und sich-selbst-bestimmenden Menschen wie ein Frühlingsregen gekommen nach den müden

*) Ich will in diesem Zusammenhange hier ein Wort Heinrich Seidels mittheilen, das da zeigt, wie derartig gesund empfindende Naturen Wagner beurtheilen. Er sagte mir, Wagners schwüle Sinnlichkeit sei ihm höchlich zuwider. „Mir scheint hinter dieser Musik hoch aufgerichtet ein Phallus zu stehen.“ A. Hn.

Digitized by Google

Tagen des Herbstes. Sie trinken mit unsäglicher Wonne von dem Freudenbecher, der ihnen giebt, was sie ersehnten. Sie verehren unendlich das Evangelium, das ihnen kündet von neuen Kräften und Möglichkeiten, die in ihrem Innern schlummern. — So ist es ein zuversichtlicher, freudiger und zukunftsgewisser Ton, der aus den Werken und Zielen dieser anhebenden Epoche in unser Herz klingt. Und wenn auch die Werke noch nicht zur wirklich befreienden That gelangt sind, so erfüllen sie uns doch mit berechtigter Hoffnung auf kommende Zeiten. Denn alle weiter- und höhertragenden Gedanken werden geboren aus einem Herzen, das nicht müde auf das Leben schaut, sondern das dem Leben traut und daseinstrunken das Leben mit eignen und neuen Werthen sich ausbaut.

Guy de Maupassant.

Ein Leben.

Von Dr. Martin Beradt (Berlin).

Es ist schwierig, die vielen Bezüge, die sich zwischen einem Künstler und seinem Werke knüpfen, zu erkennen. Spiegelt doch eine Schöpfung überhaupt den Schöpfer nur, wenn er von den so spärlich gesäten wahren Künstlern ist. Denn nur diesen ist es mit ihren Erlebnissen ernst; nur sie werden gedrungen, sie künstlerisch zu gestalten. So wird nur ihr Werk ein, gar nicht imaginärer, Focus ihres Lebens. Die andern legen patrizische Gewänder, heroische Costüme oder auch moderne Tricote an und erscheinen in ihren Arbeiten wie die Schauspieler auf den Brettern. „Das Erlebniß und die Dichtung" stehen bei ihnen außer Beziehung.

Guy de Maupassant hat eine Mutter gehabt, die vor drei Jahren gestorben ist. Sie ist zweiundachtzig Jahre gewesen, als sie unter die Erde gekommen, und hat bis an ihr Ende die Bewußtheit der Sinne besessen, die ihrem Sohne vor seinem Tode abhanden gekommen ist. Bis an ihr Ende nun hat sie mit großer Behutsamkeit zu hindern gesucht, daß über ihres Sohnes Leben die Oeffentlichkeit viel erfahre. Das Gewebe um ihn war so verworren geworden, daß sie sein Leben ganz vergessen lassen wollte. Das war auch einer der krankhaften Wünsche, die er selbst gehabt hatte. Er schreckte zurück, seines Lebens Heimlichkeiten zu offenbaren. Und zu so Sonderbarem trieb diese Art, daß er ständig auch die Wiedergabe seines Bildes unterdrückte, ja sogar seine Briefe, auch die intimster Natur, so neutralisirte, daß eine Veröffentlichung, wenn er ihr nicht entgehen konnte, unpersönlich und ungefährlich werden mußte.

Daher war sein Leben wenig bekannt, so sehr die Legende es umwucherte. Seit seine Mutter hingegangen, hat man es um so mehr erforscht und beschrieben. Ein jüngstens herausgekommenes Buch*), das auf einen gefälligen und discreten Ton gestimmt ist, giebt die Ergebnisse dieser Forschungen in einer übersichtlichen und, wie es scheint, abschließenden Weise, so daß man an ihm nicht vorübergehen kann.

Maupassant ist in der Normandie groß geworden, wie man aus seinen Büchern wissen muß. Er wurde am 5. August 1850 auf dem Schlosse Miromesnil, eine Meile von Dieppe, geboren, kam nach Etretat in die Normandie, dann auf das Seminar von Yvetot, endlich auf das Lyceum von Rouen, wo er sich zum Baccalaureus machen ließ. Schließlich ging er nach Paris, wo er hingehörte, und lebte daselbst bis 1893, wo er am 6. Juli, nachdem man ihn achtzehn Monate vorher in das Maison Blanche gebracht und hin und wieder in eine Zwangsjacke gethan hatte, mit einem sanften Tode abging. „Er erlosch wie eine Lampe, der das Oel ausgegangen," sagte einer seiner Wärter.

Maupassant hat eine Ahne gehabt, die die Geliebte des bekannten Herzogs von Lauzun gewesen ist. Dieser Lauzun hat einen feinen Geschmack besessen; man braucht nur an die ganz entzückende Madame de Coigny zu denken, die der galante Prince de Ligne vergebens umworben, Lauzun aber zu gewinnen gewußt hat; so darf man annehmen, daß auch die Ahne liebestüchtig gewesen ist. Maupassant hat ferner einen Vater gehabt, der ein Bummler gewesen und seiner Frau davongegangen ist. So möchte man meinen, daß eine heftige Erotik als trächtiges Erbe Maupassant hinterlassen worden ist. Doch zeigt seine Jugend ihn auf entgegengesetzten Pfaden. Er treibt sich mit Fischern auf den Wassern herum, klettert die Klippen ab, theilt die derben Vergnügungen der Bauern. Früh jedoch versteht er auch delicate Dinge: Er hat einen guten Aufsatz geschrieben. Zur Belohnung führt eine Frau X. ihn mit seinem Papa in den Circus. Er schreibt seiner Mutter: Es scheint, daß Frau X. auch Papa belohnen wollte, aber ich weiß nicht wofür ...

Seine Mutter hat dichterische Traditionen zu wahren. Ihr Kindheitsgespiele ist der große Flaubert, ihr Bruder der früh gestorbene Alfred Le Poittevin, den der große Artifex für seinen besten Freund und einen feinsinnigen Poeten erklärt hat. Sie lehrte ihren Sohn, die Natur sehen, die er später so vielfach beschreiben sollte, und ging mit ihm den Shakespeare und Scott durch, ließ auch einen Abbé ihn das Latein lehren. Später gab sie ihm, um nicht allzu sehr ihr Wesen ihm einzudrücken, dem Seminar von Yvetot, wo es nicht so vergnüglich zuging wie in dem Liebe, das von dem König dieses Ortes sagt. Er, der wohl damals schon den Eindruck eines Tourreau, eines Stieres, machte, als der er später durch Paris und die Literatur ging, fühlte sich von den Leuten dieser Stadt wenig angeheimelt und sehnsüchtig nach den Wasserbreiten und Klippenstürzen von Etretat. Eine Epistel in Versen von ihm, die man auffand, führte zu seiner Verbannung aus Yvetot. Ohne bemerkenswerthe Erlebnisse lebte er dann zu Rouen dahin, bis er schließlich nach Paris abging, wo er hingehörte.

Man wird meinen, daß ein Mann der leichten Feder wie Maupassant einige Monde nach seinem Eintritt in die große Welt berühmt gewesen ist. Aber das ist nicht geschehen, obwohl er einen Protector von ragender Bedeutung und unermüdlicher Bereitschaft in Flaubert besessen hat, dem Schöpfer der Madame Bovary und der tiefen Education sentimentale. Die Jahre von zwanzig bis dreißig, die Maupassant zu Paris durchlebte, stehen ganz unter dem Einflusse dieses Mannes, der in ihm, dem Neffen seines hingegangenen Freundes Poittevin, diesen wieder zu finden glaubte.

Maupassant begann sein Leben, wie es scheinen möchte, in Paris recht absonderlich. Er fing an, sehr viel Kahn zu fahren, vornehmlich zwischen Asnières und Maison Lafittes. Dazu fand er Freunde, und dabei hatte er Abenteuer, die er ziemlich redlich in Geschichten beschrieben hat, die in Jedermanns Gedächtniß und in etlichen Herzen sind. Diese Kahnfahrten waren für ihn ganz bestimmt die Hauptsache. Er trieb dabei seine Farcen, stieß die Bürger vor den Kopf und entledigte sich seines sehr reichen Ueberdranges. Daneben verschwand seine mit fünfzehnhundert Franken entlohnte Thätigkeit im Marineministerium, die er später mit einer besser besoldeten im Ministerium des Unterrichts vertauschte; verschwanden auch seine dichterischen Arbeiten, die keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, sondern nur zur Correctur für Flaubert geschrieben wurden. Alle Wochen nahm dieser die Arbeiten vor und stylisirte rücksichtslos an ihnen herum, ständig bemüht, ihren Schöpfer möglichst lange von einer ernsthaften Production zurückzuhalten, dann aber auch wieder am Werke, seine Production

*) Eduard Maynial, La Vie et l'Oeuvre de Guy de Maupassant. Paris. Société du Mercure de France. 1907. Quatrième Edition.

Digitized by Google

bis zu ihren äußersten Möglichkeiten zu steigern. Früh führte er ihn in die literarischen Kreise, denen er selbst zugehörte, zu Daudet, Zola, Hérédia, Huysmans, Edmond de Goncourt, Charpentier, Cézanne, Taine und Turgenieff. So wurde Maupassant allmälig regelmäßiger Theilnehmer an den Donnerstagnachmittagen, die Zola in Paris hielt. So kam er auch nach Medan, dem Zolaschen Landhause, wo einst an einigen Abenden jeder Theilnehmer eine Geschichte erzählen mußte, die dann zu den Soirés de Médan gesammelt wurden. Maupassant brachte die Geschichte einer Dame zu, die er Boule de Suif nannte, was wir mit „Fettkugel" zu übersetzen uns gewöhnt haben und immerhin für Damen eines gewissen Gewerbes eine treffliche Bezeichnung ist. Diese Geschichte war, wie alle zugaben, die beste der Soirés de Médan und zugleich die erste, die Maupassant ohne das Vorwissen und die Unterweisung von Flaubert schrieb. Diese Selbstständigkeit wurde von Flaubert keineswegs mit Empfindlichkeit aufgenommen. Sie stellte vielmehr die erwünschte Höhe dar, zu der er den Schüler hatte leiten wollen. Er stand nicht an, in dieser Erzählung ein Meisterwerk zu sehen; diese Zustimmung beweist vollkommen die grandiose Persönlichkeit Gustave Flauberts, wenn man für diese überhaupt noch Züge beizubringen genöthigt ist.

Es war darüber 1880 geworden und gemach die Zeit gekommen, wo Maupassant mit den bloßen verträumten canotages auf der Seine und dem Uebermaß des Lebens, von dem ihn sein Lehrmeister wiederholt abzuhalten versucht hatte, nach menschlichem Betrachten aufhören konnte. So kam es denn, daß er auch bald einen Versband fertig hatte, den Flaubert an die Frau des Verlegers Charpentier mit einem Briefe sandte, daß er unversöhnlich böse sein würde, wenn ihr Mann den Band nicht verlegen sollte, worauf sich Charpentier beeilte. Flaubert schrieb an alle „Idioten, die in den Zeitungen Bücher besprechen", um sie für die Verse einzunehmen. Als um diese Zeit einige Verse von Maupassant eine Anklage heraufbeschworen, erzwang er ihre Rücknahme mit allen Mitteln, schrieb aber auch zugleich im Gaulois einen Aufsatz, um die Reclame eines Processes Maupassant ausgiebig zukommen zu lassen. Man muß erklären, daß man Vielen zwischen zwanzig und dreißig einen solchen Flaubert wünschen möchte.

Oft hat man wohl von Leuten gehört, die eines Morgens, wenn sie aufwachen und sich gewaschen haben, berühmt sind. Zu diesen scheint Maupassant einigermaßen gehört zu haben. Er brachte aus dem Stoffkreis Boule de Suif das Maison de Tellier, das er an die Spitze eines Bandes von acht Novellen setzte. Als er eines Tages aufgestanden und sich gewaschen hatte, hatte er dann in der That den Erfolg, der ihm nützlich war. Er ließ das Leben des bloßen Genusses sein, gab sein Amt dahin und wurde von einer solchen Leidenschaft zum Schaffen gepackt, daß sie ihn bis vierzig, daß sie ihm, so lange er nur arbeiten konnte, nicht mehr verließ. Von nun an schrieb er fünfzehnhundert Druckseiten in jeglichem Jahre. Er nahm diese unerhörte Frohn auf sich, weil er nicht anders konnte und weil ein ständiges Fieber ihn verzehrte. Fünf Stunden schrieb er an jedem Tage. In den übrigen trug er sich mit Gedanken für seine Arbeiten. Um sich anzuregen, griff er zu allen Mitteln. Er hatte tous les gestes de l'amour erfahren, wie man aus seinen Büchern weiß. Seine Abenteuer erstanden ihm wieder, wenn der Odeur, der sie begleitet hatte, sich bei ihm einstellte. Er umgab sich darum mit „odeurs errantes". In ihrem erregenden Reize schuf er seine erregenden Sachen. So machte er es, daß er fünfzehnhundert Seiten im Jahre schrieb, was etwas Beträchtliches, ja was eine erstaunliche Leistung ist, wenn sie nicht heruntergeschrieben sind. Das waren sie nicht, was daraus erhellt, daß man über ihren Schöpfer noch dreizehnundeinhalbes Jahr nach seinem Tode sich unterhalten muß. Sie waren vielmehr lautere Vollkommenheit; krystallinisch geformt, rhythmisch gebaut, Concerte für musische Leute; in der Erfindung so fein, daß die feinsten Genießer aus ihnen ihre köstlichsten Genüsse ziehen, in ihrer Art so unerhört, daß sie die Skizze erst schufen, von der heute Hunderte leben und Hunderttausende von Lesern zehren. Er hatte sie geschaffen, wie Flaubert den Roman von heute.

Maupassant verdiente mit ihnen achtzigtausend Francs im Jahre, was nicht wenig ist. Er wußte dieses Einkommen zu verwenden. Seine Mutter bekam eine Besitzung, seinem Bruder kaufte er einen Platz in einer Maison de Santé, in die er gehörte, seiner Nichte setzte er eine Rente aus. Weiteres Geld legte er noch besser an: Er baute sich ein Haus in Etretat und eine Yacht „Bel ami", die ihn oft und viel herumgetragen hat. Er gab auch den Rest noch aus: Man wird sagen dürfen, daß er die Liebesforderungen der Frauen mit ihm bestritten haben mag. (Denn noch die rein geistige Frau stellt solche Ansprüche.) So ist er immer im Druck gewesen und hat um des Geldes willen immer noch mehr geschrieben und sich überfiebert.

Es kamen dann die Werke, die ihm einen Weltruf schufen. Jedes Jahr zwei Bände Novellen, dazu Une Vie, Bel Ami, Fort comme la mort, Mont Oriol, Notre Coeur. Baron Ferdinand Rothschild lud ihn auf sein Schloß bei London; die Fürstinnen rissen sich um ihn, so daß man ihm seinen Umgang mit ihnen nachtrug; der Klatsch begann sich mit ihm zu beschäftigen, was immer ein Zeichen von Ruhm ist. Die Frauen hatten dabei keine Ursache, auf ihn stolz zu sein, wenn auch seine Arbeiten von ihnen lebten. So viele er auch consumirt haben mochte: er hat nie geliebt, wie er bekannt hat, weil er die Harmonie des Psychischen und Physischen nicht hat finden können. Er hat die Frauen nicht geliebt, aber sich von ihnen amüsiren lassen. Er fand es wunderbar, sie glauben zu machen, von ihnen berauscht zu sein. In Wirklichkeit hat er nur sehr entschiedene Sinne besessen und le bétail à plaisir genossen. Die Damen, die sich mit Ideen putzen wie mit Ohrringen und auch Nasenringe tragen würden, wenn es Mode wäre, waren ihm ein Schrecken. In seinen Büchern, deren Vorwurf er vor Allem so wählte, daß es ihm selbst ein Reizmittel war, lebte wohl ein sehr amoureuser Ton. Aber das Gesetz des Contrastes erklärt diese Verschiedenheit für Jeden, der unter den Gesetzen künstlerischen Schaffens sich jemals umgethan hat.

Neben den Frauen standen die Freunde, mit denen er viel zusammen ging, ohne sich gern in ästhetisirenden Unterhaltungen zu verlieren. Darüber standen die Reisen, die ihn nach Afrika, Corsica, Algerien, in die Normandie, nach Italien und Sicilien führten. Er beschrieb diese Reisen mit ihren dichterischen Visionen und amüsanten Fährlichkeiten und formte drei Bücher aus ihnen, nachdem er seine Erlebnisse vorher in den bekanntesten Zeitungen veröffentlicht hatte.

Nicht wurde er Ritter der Ehrenlegion und Mitglied der Academie. Er war so unabhängig, wie man in den liberalen Berufen nicht sein darf, wenn man die Ehren der officiellen Stempelung erreichen will. Obendrein hatte er immer gesagt, daß drei Dinge den Menschen entehrten: in der Revue des deux Mondes zu schreiben, die Abzeichen der Ehrenlegion zu tragen und in der Academie française zu sitzen Er hat nur in einem Punkte nachgegeben: die Revue des deux Mondes hat seinen letzten Roman abdrucken dürfen.

Schließlich hat er mit einer Wuth fast alle Reize gekostet, die dem Fleisch und der Seele gegeben sind: Neben den Frauen den Aether, neben den endlosen Bootfahrten das Morphium und Haschisch, neben dem reichsten Schöpferdrang die letzte Arbeitsübermüdung. Auch die letzte muß ihm Genuß gewesen sein, da er noch aus den Schmerzen Sensationen zu ziehen verstanden und Alles im Leben zu ihnen umzudeuten gesucht hat. Flaubert hat ihm geschrieben, daß, wenn man sich entschlossen habe, Künstler zu werden, man aufhören müsse, wie die Anderen zu leben. Er hatte Mäßigung von

Digitized by Google

ihm gefordert, Maupassant hatte nicht gehört. Aber es ist Keiner da, der sagen dürfte, daß er dadurch die Menschheit um sich betrogen habe. Seinen Werken wäre der teuflisch erregende Reiz genommen worden, wenn dieser nach neuen Lockungen immer gierige Geist nicht durch das Leben gestürmt wäre, wie es geschehen ist. Er hat für die Philister, die ihn nun schlürfen dürfen, sich ausgegeben, obwohl man nicht behaupten darf, daß er ihretwegen so wüthig durch das Leben gegangen ist, und auch Keiner sagen kann, daß er sich das Schicksal, das ihn überfiel, durch dieses Leben zugezogen hat. Schwermüthig mag es aber stimmen, daß es keine friedliche Lösung gab und er nicht das vertiefte erotische Talent eines Rops besessen hat, durch dessen fleischliche Offenbarungen trotz allen giganten und paradoxen Vorstellungen ein viel beruhigteres erotisches Genießen klingt wie aus den Bekenntnissen Maupassants.

So kam es folgendermaßen: Eines Tages sitzt er im Zimmer an seinem Schreibtisch. Auf einmal öffnet sich die Thür. Ein zweiter Maupassant tritt ein, setzt sich in einen Sessel neben ihn, stützt das Gesicht in die Hand und dictirt ihm eine Novelle, die er niederschreibt. Eines Nachts wieder sieht er, wie seine Möbel aus seiner Wohnung heimlich, von selbst, eines nach dem anderen, verschwinden; er hält es für einen Traum, für unmöglich; aber am nächsten Morgen findet er sie bei einem Althändler. Er will sie wieder erstehen und, wie er ein Stück nach dem anderen bezahlen will, verschwindet es aus dem Laden des Händlers und geht in seine Wohnung zurück, eines nach dem anderen, bis Alles wieder beisammen ist. Das hat Maupassant beschrieben, aber auch erlebt. Er beginnt, von solchen fürchterlichen Dingen geschüttelt zu werden. Aber von der Furcht geschüttelt zu werden, findet er schön. Es giebt die unerhörtesten Reizungen, und er sucht daher, sie sich auf alle mögliche Weise zu verschaffen. Daneben arbeitet er noch unausgesetzt und stürmt durch die Genüsse. Bis er immer seltsamer wird, Geschichten zu erzählen beginnt, die er erlebt haben will und die ihm beim Erzählen plötzlich selbst so unmöglich scheinen, daß er verdüstert abbricht; bis er zu klagen beginnt, daß er nicht mehr arbeiten kann; bis er so krank wird, daß er zu den Aerzten läuft; bis er sich Frauen für die Nacht sucht, nicht um sie zu genießen, sondern weil er sich davor fürchtet, allein zu sein. Es kommt die Zeit, wo er nicht mehr weiß, was er sagt, fehlerhaft zu schreiben beginnt und sinnlose Processe hat.

Dann kam es so:

Er hatte seiner Mutter versprochen, zu Neujahr 1892 sie in Nizza zu besuchen. Er blieb aber in Cannes mit zwei Damen, von denen die eine in seinem Leben eine Rolle gespielt hatte. Auch zu Neujahr kam er nicht, wie wohl er es versprochen. Endlich fährt er hinüber. Er hat Thränen im Auge, als er ankommt. Sie sprechen über tausend Dinge den Nachmittag über. Alles scheint in Ordnung zu sein, nur eine kleine Erregung an ihm fällt auf. Abends will er wieder zurück nach Cannes. Seine Mutter beschwört ihn, zu bleiben. Sie hängt sich an ihn an, bettelt an seinen Knien, daß er bleiben möge, bleiben. Dann kommt seine Vision und er stürmt in die Nacht hinaus, von ihr fort. In Cannes nimmt er ein Federmesser zur Hand, um sich die Gurgel zu durchschneiden. Es ist ein lichter Augenblick eines heillosen Paralytikers. Aber der Versuch, nach eigenem Willen aus der Welt zu gehen, gelingt ihm nicht so gut wie manchem seiner Helden. Man bringt ihn zum Doctor Blanche nach Paris, wo er sich bald auf dem Meer der Agonie herumtreibt. Oefter schreit er auf, daß er seinen unsichtbaren Feind niederstrecken werde. Hin und wieder wirft er Billardkugeln nach Kranken. Vegetative Vorstellungen huschen wirr durch seinen Sinn. Er pflanzt einen Zweig in die Erde und sagt seinem Wärter: „Nächstes Jahr werden da kleine Maupassants herauskommen.“ Endlich verthiert er, wie Edmond de Goncourt erzählt, der aber nicht zuverlässig ist, weil er ihm nicht gut gesonnen war.

Sein Vater, der noch lebte, und seine Mutter besuchten ihn in der Maison Blanche nicht; seine Mutter, der er Alles gewesen, die ihr Leben in ihm aufgebaut hatte, bekommt es nicht über sich, ihren irren Sohn zu sehen. Er geht dann, wie das schon gesagt ist, im Juli 93 hin. Er erlischt, wie wir schon wissen, wie eine Lampe, der das Oel ausgegangen ...

An Tagen, an denen Kastaniendolden in eine laue Luft wachsen, die Birnenblüthen weiß an weiten Ufern stehen und ein röthlicher Schimmer die Kirschbäume überzieht; an Abenden, an denen Frauen mit dunklem Haar und schönen Augen über die Straßen gehen, in Nächten, in denen das Blut seine verführerischen Tänze rauscht, hat man müde Stunden und eine wehmüthige Stimmung, wenn man dieses Leben von Maupassant übersinnt. Man kann sich ihm hingeben wie einem schwülen Abenteuer, und wenn man sich recht daran verliert, kann es scheinen, als ob man es selbst erlebe, mit diesen endlosen Kahnfahrten durch die Büsche, diesen tollen Abenteuern, diesem rasenden Drange nach neuem Schaffen, diesem unheimlichen Fürchten vor einem blutsaugenden Horla. Es ist Bitterniß und Süße, die um dieses Leben haucht, so daß man glaubt, das ganze Sein der Dinge erschließe sich in ihm: Mit Allem, was es gewähren kann, wenn man es inbrünstig umschließt und es sich niederringen will, wie der biblische Mann den Engel, und all dem Vielen, was es versagt, wenn es sich auch noch so weit zu offenbaren scheint ...

Es werden Sommertage kommen, an denen die Wälder brennen, und Nächte, die von geborgtem Lichte gleißen werden. Die Wellen werden an die Ufer schlagen und aus den Bäumen wird die Einsamkeit herniederregnen, daß man sie zu greifen glauben wird, während sie nur unfaßlich schwebt! In solchen Halblichtstunden wird man an Maupassant denken müssen, und das ewig neue Begehren eines Jeden wird, wie die Vergänglichkeit jeden Begehrens, mit der herbsüßen Erinnerung an dieses Leben mälig heranschweben. Das wird dann eine tiefere und schönere Weihe seines Lebens, als wenn man auf dem Friedhof des Montparnaß in der sechsundzwanzigsten Abteilung die Erde sucht, in der seine Körperreste verwittern ...

Da er bluffen wollte, hat er gesagt, daß er nur um des Geldes willen geschrieben. Aber wir wissen es besser, wissen, daß er mit der Kunst gerungen hat, wie es ihn Flaubert gewiesen, der der unerbittlichste der Mönche von der Kunst gewesen ist, daß er gerungen hat, wie der biblische Mann es gethan. Darum wird man das ave pia anima bei jeder Seite auf den Lippen haben dürfen, die man von ihm liest, auf einem Feldstuhl vor einer Linde, auf einer umbuschten Terrasse oder wenn die Birne zu Häupten eines Bettes nächtens aufflammt ...

Zwei Gedichte.

Von Max Brod (Prag).

In der Heimath.

Dies ist der sanfte taubengraue Himmel,
Der seine Rundung wohnlich um uns baut.
Und was er milden Lichtes still beschaut,
Ist unsrer Stadt lebhaftes Volksgewimmel.

Oft denke ich, daß hier in engen Gassen
Jedwede Stelle etwas von mir weiß.
Hier habe ich gelacht, hier heute heiß
Geweint. Dort war ich brennend, hier gelassen.

Wenn nun vielleicht die Ferne, sehr Begehrte,
Mich doch einmal besuchte, friedlich hier
Zwei Tage oder drei verweilend, ... wir
Besichtigten dann alles Sehenswerthe,

Digitized by Google

Ich dürfte ihr die Stellen meiner Thränen
Und Freuden zeigen, wohl auch flüchtig „Schau,
Dies ist der Himmel, sanft und taubengrau“
Neugierig, ob ihr das gefällt, erwähnen.

Dampferfahrt.

(Dedié à Flaubert „L'éducation sentimentale“, Ch. I.)

Wohlan! Stromaufwärts fahren wir aus Prag
Und lassen windig unsern Mantel flattern.
Am Ufer hohe Häuser, jetzt die plattern
Der Vorstadt, jetzt die Festung, hell im Tag.

Cementfabrik, Schwimmschulen, Ruderschlag,
Mitten im Strom Rollboote flink wie Nattern,
Ein Baggerschiff mit dunkler Räder Rattern,
Dann lichte Wiesen, Felder, ferner Hag.

Wir stehn auf dem Verdeck. Ringsum Gewühl,
Man spricht von Wahlen, von Naturgefühl,
Vom Ziel der Reise. Manche schwanken noch.

Verliebte möchten in den Wald gelangen.
Ein kleiner Knabe will Insecten fangen,
Bohrt sorgsam in die Schachtel Loch um Loch.

Zarathustra.

[7] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

2. Act.

Herbert: Von einem Wüstling?! Das ist doch aber unerhört von Mika —

Frau Bauer: Ja, Sie haben Recht! Ein Mädchen soll nicht den moralischen Fond besitzen und sich von dem ersten besten —

Herbert: Unerhört von Mika —

Frau Bauer: Kennen Sie, Herr Doctor, eine Familie Rabe von Kaminski?

Herbert: Ich?! Nein — nein — gewiß nicht!

Frau Bauer: Also meine Tochter sagt mir, und etwas Anderes ist aus ihr nicht herauszubringen, sie wäre unter eigenthümlichen Umständen angesprochen worden, hätte in strömendem Regen mit diesem Menschen Zuflucht in einem Weinhaus gesucht und wäre dann, kaum noch ihrer Sinne mächtig, mit ihm in ein Hotel gegangen. Der Wüstling wäre der Sohn eines schlesischen Magnaten Egon Rabe von Kaminski gewesen. Glauben Sie das, Herr Doctor?

Herbert (stotternd): Ja ja — aber das ist bei Mika doch immerhin möglich —

Frau Bauer: Nun ja, ich habe natürlich sofort im Adelskalender nachgesehen — und ich sage Ihnen, Herr Doctor, es ist unmöglich! Augenblicklich sind nur zwei Rabe von Kaminski am Leben, der alte Majoratsherr von 73 Jahren und der Enkel von 9 Jahren; der Sohn ist schon vor fünf Jahren am Schlagfluß gestorben. Also, es ist unmöglich, Herr Doctor, — es ist eine Lüge, eine directe Lüge von meiner Tochter. Wie schlimm ist es doch um unsere heutige Zeit bestellt, daß sogar unser eigenes Blut uns belügt.

Herbert: Aber vielleicht hat sich ihre Tochter im Namen geirrt; es ist vielleicht nicht Rabe von Kaminski, sondern nur Kaminski.

Frau Bauer: Nein, nein, nein, Herr Doctor, ich habe meine Gründe, an die ganze Sache nicht zu glauben. Ich habe einen Verdacht, einen ganz bestimmten und sicheren Anhalt.

Herbert (stotternd): Sie haben einen Verdacht — aber das ist ja unerhört von Mika —

Frau Bauer: Und Sie können sich auch denken, auf wen? —

Herbert: Ich — nein — nein — — — Ich kann mir gar nichts denken! —

Frau Bauer: Aber Herr Doctor, so sehen Sie doch um sich!

Herbert: Ich wüßte wirklich nicht.

Frau Bauer: Aber Herr Doctor, das ist doch so klar! Aber Herr Doctor, das ist doch so einleuchtend!

Herbert: Einleuchtend?!

Frau Bauer: Natürlich habe ich alles Recht, den Verdacht zu hegen, ich habe ja — sozusagen — die Beweise vor mir. Es ist doch ganz offensichtig. Erinnern Sie sich, wie Sie vorhin hier herein kamen?

Herbert: Beweise haben Sie?!

Frau Bauer: Nun, Herr Doctor, wissen Sie immer noch nicht? Nein?! — Schwedtke ist es; dieses brave „stille Wasser“, der hier das Vertrauen einer armen Wittwe mißbraucht. Ich habe ihn von je für einen Wüstling schlimmster Art gehalten!

Herbert (aufathmend): Schwedtke, auch Schwedtke! Natürlich wieder Schwedtke! dieses moralische Schwein! Also hat es mich doch nicht getäuscht. Gewiß, ich hatte auch schon lange den Verdacht — aber ohne directe Beweise wollte ich auch Ihnen gegenüber ihn nicht einmal aussprechen.

Frau Bauer: Ich kann Ihre Erregung verstehen, Herr Doctor. Selbst wo Sie doch die Sache gar nichts angeht, wo Sie ihr fernstehen, wo Sie nur als Freund des Hauses hier mitfühlen, und wenn Sie von Ihrer Erregung urtheilen, so können Sie auch ermessen, was (weinend) eine Mutter in solcher Lage empfindet.

Herbert: Ja, Frau Bauer, Ihr Schmerz —

Frau Bauer (sich aufrichtend): Aber ich bin nicht Diejenige, die die Ehre ihres Hauses mit Füßen treten läßt — Pfui! Ich nicht! Wenn er das glaubt, hat er sich in mir getäuscht — ich werde ihn dafür zur Rechenschaft ziehn, jawohl! Das werde ich thun! Ich bin Mannes genug dazu; ich bin nicht Diejenige, die sich etwas Derartiges bieten läßt, und wenn ich mit diesem Schwedtke bis zum Staatsanwalt — doch, ich meine, soweit wird er es wohl nicht kommen lassen und deßhalb möchte ich Sie bitten, ob Sie nicht Ihr moralisches Uebergewicht — —

Herbert (bedenklich): Ja, aber Schwedtke scheint mir nicht der Mann zu sein, der auf Worte hört oder sich durch irgend eine Anstandspflicht für gebunden hält.

Frau Bauer: Daß Sie natürlich nicht meiner Tochter gegenüber irgend etwas äußern oder überhaupt sie irgend etwas empfinden lassen!

Herbert: Aber, gnädige Frau, was denken Sie von mir?! Es ja übrig, auch nur ein Wort darum zu verlieren — Selbstverständlich . . . aber soweit müssen Sie mich doch nun auch schon kennen —

Mika (mit Geschirr): Mama, wollen wir bald Kaffee trinken?

Frau Bauer: Ja, mache ihn nur immer zurecht; ich komme dann. (Ab nach rechts.) Unterhalten Sie nur so lange meine Tochter recht gut, Herr Doctor!

(Während der folgenden Scene kann man vom Nebenzimmer erregt sprechen hören.)

Mika (das Geschirr hinsetzend): Herbert, Du kommst doch jetzt so selten? — Du kommst doch fast gar nicht mehr? — Hast Du mich denn nicht mehr lieb, Du böser Mensch Du?!

Herbert (nervös): Ich weiß nicht! Du setzt einem auch immer gleich die Pistole auf die Brust. — Gewiß habe ich Dich noch lieb, gewiß, ganz gewiß, aber das sind doch Dinge, über die ein feiner Mensch nicht redet.

Digitized by Google

Mika: Warum kommst Du denn so selten zu mir? Können wir uns denn nicht wieder mal treffen?

Herbert: Warum ich so selten komme? Nun, wenn Du es durchaus wissen willst — und Du willst es ja wissen! — so will ich es Dir auch sagen. Ich komme so selten, weil mich dieses stylloſe Interieur in seiner Kulturlosigkeit hier anwidert.

Mika (fast weinend): Aber Herbert, das war doch früher nicht der Fall!

Herbert: Möglich! Aber ich kann es nun einmal nicht vertragen. Verstehst Du, ich sehe zum Beispiel dieses Kaiser Friedrich-Bild dort, und sofort habe ich eine ganze Vorstellungskette: königstreues Beamtenthum, liberaler Mittelstand, beschränkt, leicht röthlich gefärbt, stolz der Aehnlichkeit mit Mitgliedern des Herrscherhauses... und daneben hängt dieser ekelhafte späte Böcklin — das Spiel der Wellen, — und schon bin ich vollkommen aus der Stimmung gerissen. Ich sehe dort das altmodisch beschränkte Gesicht Deines Vaters, das ganz zu diesem plumpen ehrlichen Möbel des Secretärs paßt, und daneben an der Uebergardine die Wasserrosen-secession. Bedaure, Liebste, aber ich halte so etwas nicht aus; meine Nerven vertragen das auf die Dauer einfach nicht.

Mika: Also, Herbert, Du liebst mich nicht mehr?

Herbert: Aber liebes Kind, davon hat ja kein Mensch bisher geredet! Verstehe doch nicht immer Dinge, die gar nicht gesagt sind.

Mika: Ja, aber Herbert, was soll aber nun werden? Herbert, was soll nun aus uns werden?

Herbert: Was nun werden soll? Gar nichts soll werden! Was soll denn werden?

Mika: Ja, aber Herbert!

Herbert: Mika, Du benimmst Dich wirklich in einer Weise gegen mich rücksichtslos, für die ich gar keine Worte finden kann. Ich habe Dir schon öfter gesagt, daß Du Dir etwas einredest, daß es unmöglich ist, ausgeschlossen, wenigstens bei mir.

Mika: Herbert!

Herbert: Ja — es ist unmöglich, Du täuschst Dich, liebe Mika! Du mußt Dich darin täuschen! — Die physiologischen Vorgänge geben noch keineswegs Gewißheit. Ich halte es bei mir für ausgeschlossen, für leider vollkommen ausgeschlossen, daß ich je Nachkommenschaft erziele. Ich muß Dir sogar sagen, Mika, daß mich dieser Gedanke quält, und daß es mich oft schmerzlich erfüllt, wenn ich denke, daß niemals ein Stück von mir selbst das zukünftige Land sehen wird.

Mika: Ja, aber lieber Herbert.

Herbert: Denke Dir, Mika, ich bin doch gezeichnet von meinem Vater her — über kurz oder lang werde ich dieser scheußlichen, kriechenden Krankheit, diesen langsam fortschreitenden Lähmungen erliegen. O, es ist ja so widerlich, auch nur daran zu denken! (Schlägt die Hände vors Gesicht.)

Mika: Ja, aber lieber Herbert, wenn es sich nun trotz Ibsen so verhielte —?

Herbert: Nun, so könnte ich mich jetzt auch nicht darum kümmern. — Ich begreife Dich nicht, Mika, immer kommst Du mir mir diesen albernen Kleinigkeiten, für die ich wirklich jetzt keine Zeit habe, immer wieder kommst Du mir damit. Jetzt, wo ich mich seit Tagen in den entsetzlichsten seelischen Krämpfen winde, kommst Du mir immer von Neuem damit. Ich finde das im höchsten Grade unfair von Dir. Ich habe mich in den letzten Tagen zu der schweren, schweren Erkenntniß durchgerungen, daß Nietzsche etwas ist, das überwunden werden muß, ich bin ganz krank, physisch krank von dieser neuen Wahrheit und da kommst Du mir mit Deinen nichtssagenden Kleinigkeiten dazwischen. Wenn Du nur begreifen könntest, Mika, wie furchtbar gleichgiltig diese Deine Dinge sind gegenüber den ernsteren und tieferen Fragen des Lebens!

Mika (fast weinend): Ja, aber Herbert, so geht das doch nicht weiter — — Und wegen solch einem Menschen lüge ich nun ...!

Frau Bauer (mit rothem Kopf): Nun, Mika, wie steht es mit dem Kaffee? Nun, wie steht es endlich damit? — Bummelei!

Mika: Gleich, gleich! — Sehen Sie, Herbert, so ist das nun jetzt immer hier. (Ab.)

Herbert: Ja, ich will nun gehen, Frau Bauer.

Frau Bauer: Bleiben Sie nur noch hier, Herr Doctor, wir trinken gleich Kaffee — aber Sie werden uns doch nicht die Ruhe fortnehmen — bleiben Sie nur: ich wollte Sie auch nachher über Manches im Zarathustra befragen.

Herbert: Gewiß, da bin ich gern Ihr Cicerone, Frau Bauer. Wenn ich mich auch heute nicht mehr so sehr für Nietzsche interessire, so kann ich doch wohl mit Recht von mir sagen, daß es in dem Buche keine Zeile giebt, keinen Gedanken, den ich nicht hundert Mal durchgelebt hätte.

Frau Bauer (leiser): Nebenbei, im Vertrauen, ich habe diesen Menschen eben zur Rede gestellt.

Herbert (ängstlich): Sie haben ihn wirklich — zur Rede — ge — —

Frau Bauer: Jawohl, Herr Doctor! Oder glauben Sie vielleicht, ich sei Diejenige, die die Ehre ihres Hauses mit Füßen treten läßt?

Mika (mit dem Kaffee, spitz): Bleibt Herr Berliner bei uns?

Frau Bauer: Aber gewiß, Mika, gewiß bleibt Herr Doctor!

Mika (stellt zwei Tassen hin, ab nach rechts).

Frau Bauer: Was hat Sie denn gegen Sie? Es ist nun wirklich mit dem Mädchen nicht mehr auszuhalten!

Herbert: Ja, Ihre Tochter benimmt sich etwas eigenartig mir gegenüber, das muß ich sagen! (Mika und Schwedtke von rechts, Schwedtke in rothen Morgenschuhen.)

Schwedtke (in der Thür): Eigentlich habe ich ja schon getrunken, Mikchen, und ich trinke niemals mehr wie 'ne Tasse, aber wenn Sie mich so freundlich einladen — ich weiß nur nicht, ob das auch Ihrer Mutter recht sein wird.

Frau Bauer: O, bitte! Es kommt ja in meinem Hause durchaus nicht darauf an, ob einer mehr oder weniger mittrinkt; wenn Sie aber etwas Besseres vorhaben, kann ich Sie natürlich —

Mika: Ach was, kommen Sie nur, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na ja, Mikchen, wenn Sie mich so schön bitten — Gestatten — (setzt sich, die Anderen desgl.).

Frau Bauer: Herr Doctor, warum machen Sie sich eigentlich so rar in der letzten Zeit?

Herbert: Ja, Frau Bauer, an mir liegt es nicht, aber ich sitze bis über beide Ohren in Arbeiten, die ich gern bald vollenden möchte.

Frau Bauer: Sind sie denn so eilig?

Herbert: Nein, das gerade nicht, ich möchte Sie aber doch fertig haben, ehe ich Berlin verlasse.

Mika: Sie wollen wirklich Berlin verlassen, Herbert?

Schwedtke: Nee, hören Sie mal, Sie lassen wir einfach nicht weg, das geht ja gar nicht!

Frau Bauer: Aber, Herr Doctor, Sie wollen uns untreu werden? Das wäre doch recht schade!

Herbert: Ja, ich denke nach Wien zu gehn. Ich stehe noch mit meinem Vater in Unterhandlung deßwegen. Mein Vater möchte gern, daß ich wieder nach München gehe, aber ich kann und kann nun einmal die Bajuvarischen Kraftstoffel nicht vertragen.

Mika: Warum wollen Sie denn fort, Herbert?

Herbert: Ja, das ist gar nicht leicht zu sagen, Mika, das ist eine sehr delicate Sache.

Schwedtke: So so — ach so — ja so —

Herbert: Erstens, wissen Sie ja so gut wie ich, daß

Digitized by Google

ich mich mit meinem Vater nicht stehe — er benimmt sich nicht gentlemanlike gegen mich.

Schwedtke: Na, er wird wohl mit seinem Herrn Sohn etwas unzufrieden sein.

Herbert: Ich begreife nicht, Herr Schwedtke, wie Sie dazu kommen, so etwas zu behaupten!

Schwedtke: Na — ich meinte man nur so —

Herbert: Nun, dann bitte ich!

Schwedtke: Auch gut!

Frau Bauer: Aber weßwegen wollen Sie uns denn nun eigentlich verlassen, Herr Doctor? Das ist wirklich zu schade!

Herbert: Ja, liebe Frau Bauer, ich muß Ihnen gestehn, daß ich mich hier in dieser Parvenuepolis, in dieser Bierbürgeratmosphäre, zwischen all diesem Professorengeklüngel so sehr wenig wohl fühle, vor Allem ist es aber das Fehlen jeder Höhenkunst, das mich einfach vertreibt von Berlin.

Frau Bauer: Ja, ja, die Verhältnisse ... die sind hier im Ganzen etwas beschränkt.

Herbert: Ja, und in Wien — und ich werde es wohl durchsetzen, daß ich nach Wien gehe — wenn ich auch die Semester fürs Studium verliere, ich gewinne ja hundertfach für das Leben zurück — ja, und in Wien, da findet man heute noch Kultur, da wird noch eine Kunst heute geschaffen. Aber was ist denn hier? Doch nur der allertraurigste Kitsch. Da in Wien, da findet man noch heutzutage Aestheten, da giebt es wirklich Künstler mit Horizonten, da steht, denken Sie, Frau Bauer, jetzt eine ganze junge Generation von Künstlern neben einander, wie ein Wald schlanker Lorbeerbäume.

Schwedtke: Na, wir haben auch einen Wiener im Bureau; ich habe wirklich noch nie bemerkt, daß det ein Lorbeerstamm ist. Wirklich nicht.

Herbert: Lieber Herr Schwedtke, ich sprach hier soeben von Künstlern und nicht von Bankbeamten.

Schwedtke: Na, meinen Sie vielleicht, daß ein Bankbeamter was Schlechtes ist? Sie junger Mann, Sie, in meinen Augen.

Herbert: Durchaus nicht, durchaus nicht; das habe ich nie damit aussprechen wollen. Ich meinte nur, daß ein Künstler etwas Anderes ist.

Schwedtke: Na, das ist ja bei Gott nichts Neues, was Sie da behaupten; ... Mikchen, nun sagen Sie aber mal, was ist denn mit Ihnen los? Sie sitzen ja beinah da wie 'n betrübter Lohgerber von de Fischerbrücke, dem die Felle weggeschwommen sind. Warum trinken Sie denn nicht? Trinken Sie doch! Kommen Sie — ich gieße Ihnen 'ne Tasse ein.

Mika: Zu liebenswürdig, lieber Freund, aber (schuddernd) ich mag heute wirklich nicht.

Frau Bauer (steht auf und geht nach Schwedtkes Zimmer): Sie entschuldigen wohl, Herr Schwedtke, aber ich habe noch etwas Wichtiges drin zu schreiben. Herr Doctor, Sie bleiben doch aber noch etwas hier, ich wollte Sie doch noch wegen des Zarathustra — —

Herbert: Ja, Frau Bauer, lange habe ich wirklich nicht mehr — —

Frau Bauer: Aber Herr Doctor, Sie werden doch wohl noch ein Viertelstündchen übrig haben — vor Allem, wo Sie uns ja, wie Sie uns vorhin eröffneten, Ihre anregende Gesellschaft überhaupt für einige Zeit entziehen wollen — Nein, Herr Doctor, bitte, Sie bleiben noch etwas —

Das lockre Haupt.

Von Marsyas.

An ein Trauerspiel ohne verständliche Conflicte und mit der bequemen Lösung eines Todesurtheils hat man, ehe die tragischen Schauer ganz verronnen, eine seichte Comödienspielerei gehängt. Ein Mann, der die tragische Farce liebt, ist aufgestanden und hat mit dem Ueberzeugungsmuth eines Gleichnißredners verkündet, daß den Schuß nicht der Gerichtete abgegeben habe. Man hat einige Gelehrte befragt, ob dies einen Grund für die Wiederaufnahme des Verfahrens bilden könne, wenn die Revision an der rechtlichen Fehlerlosigkeit des seitherigen Verfahrens scheitern sollte. Und diese haben — auch das ist eine Komödienspielerei — erklärt, daß ein Grund zur Wiederaufnahme des Verfahrens darin nicht beschlossen liege. Denn wenn ein Zeuge bekunde, daß er nicht gesehen habe, daß Jemand geschossen habe, so besage er noch nicht, daß er gesehen habe, daß jener Jemand nicht geschossen habe. Der Laie merkt die Feinheit in der Stellung zweier Negationen. Aber die Gelehrten hätten sich sagen müssen, daß ein Zeuge sich nicht melden werde, um zu bekunden, daß er nicht gesehen habe, daß Haw geschossen habe. Denn alle Menschen, denen Haw in den sechsundzwanzig Jahren seines bisherigen Lebens begegnet ist, hätten die gleiche Bekundung machen können, und nur der bisher nicht ermittelte Mann mit dem grauen Bart hätte sagen können, daß er gesehen habe, daß Haw den Schuß nicht abgegeben habe.

Sie hätten sich daher sagen können, daß eine Zeitungsmeldung die Negationen falsch gestellt habe, daß Herr v. Lindenau die Ehre für sich in Anspruch nehme, der Mann mit dem grauen Bart zu sein, und daß er bezeugen wolle, gesehen zu haben, daß nicht Charles Haw, sondern ein Anderer den Schuß abgegeben habe. Nach neuerlichen Meldungen hat er denn auch diese allein erhebliche Aussage gemacht.

* * *

Herr v. Lindenau ist so degenerirt, daß er bei seiner Verhaftung nur noch 1,64 Mark bei sich hatte. Er hat sich zuletzt mit jenem Gewerbe beschäftigt, das man, wenn es nicht so exclusive Herrschaften betreiben, unter den Annoncen mit einem in jüdischen Lettern geschriebenen Fachausdruck angekündigt zu sehen gewohnt ist, und das heute wegen der Uneinklagbarkeit des „Ehemäklerlohns" und der zunehmenden Junggesellenneigungen als nicht mehr recht rentabel gilt. Vielleicht mag das auch daher kommen, daß zu viele Damen vom Stande in dieses Geschäft pfuschen, wie die Bönhasen ja auch andere Gewerbe heute ruiniren. Jedenfalls hat Herr v. Lindenau gemerkt, daß es leichter sei, sich selbst als Andere zu verheirathen. Er hat sich darum scheiden lassen und in einem Blatte nach geeigneten jungen Damen annoncirt. Eine sehr geistreiche — was nennt ein degenerirter Adliger nicht alles geistreich? — eine sehr geistreiche Dame soll ihn daraufhin auf die sechste Stunde des sechsten November in die Lindenstaffeln bestellt haben. Er will dort die Geheimräthin Molitor nebst der Tochter Olga hinwandeln gesehen und geglaubt haben, daß Olga, was ihm wohl gepaßt hätte, mit ihm eine Liebschaft habe beginnen wollen. Da er vierundsechzig Jahre alt ist, wäre Olga dann hinreichend pervers, das heißt also geistreich genug, gewesen. Er will dann gesehen haben, wie nicht Haw, sondern Olga den Schuß abgegeben habe. Er hat später ihr dann einen schriftlichen Heirathsantrag unter dem Gelöbniß ewigen Stillschweigens über jenen Schuß gemacht. Nichts desto weniger hat er zwischen durch mit seiner charakteristischen Schrift — auf eine solche legen weibische Männer und männliche Weiber, immer aber Adelige Werth — einen anonymen Brief an Herrn Haws Vertheidiger gerichtet, in dem er betheuert hat, daß Haw nicht der Mörder sei. Er ist als Schreiber dieses Briefes jetzt ermittelt worden, von dem Staatsanwalt wegen Begünstigung (wessen? Olga Molitors?), Erpressung und Beleidigung (Olga Molitors, da er sie des Mordes verdächtigt habe, nachdem Haw als Mörder von den Geschworenen verurtheilt sei; wie kann er sie dann aber noch begünstigt haben?) angeklagt und einstweilen hinter Verschluß gebracht worden, damit die eine Mark und vierundsechzig, die er hatte, ihm Zinsen tragen können ...

* * *

Dieser Herr ist vielleicht nicht ernst zu nehmen. Vielleicht macht er sich als ein Mensch, der nichts zu verlieren hat, nur einen Spaß. Noch hundert Andere könnten sich solche Späße leisten. Wo das Ganze in ein so großes Dunkel gehüllt, können immer noch Clowns unterschlüpfen. Doch ist es möglich, daß er recht, nicht ganz unmöglich, daß Olga Molitor die Kugel entlassen hat. Man hat jetzt festgestellt, daß die Kugel auf die alte Dame in einer Entfernung von nur sechs bis acht Centimetern abgeschossen ist, daß der Schütze Olga Molitor beinah berührt haben muß. Ich stehe mit meinem Kopfe dafür ein, daß Jedermann, neben dem eine seinem Herzen noch so nahe Person unter Detonation einer Kugel zusammensinkt, nicht zuerst sich um das Befinden dieser Hingesunkenen kümmert, sondern sich reflexartig, blitzschnell umsieht, woher die Kugel gekommen, und ob eine zweite ihm selber drohe. Es ist dann aber nicht verständlich, — daß Olga Molitor den Kugelschützen nicht gesehen haben soll. Bezeichnend für das Urtheil aber ist, daß eine Version, wie sie meinetwegen ein Spaßvogel aufbringt, vollständig sich neben den Feststellungen der Verhandlung behaupten kann. Diese eine Thatsache kritisirt das Urtheil mehr als alle anderen, und jener alte Vorwurf, daß unser Verfahren nur die Beweise gegen den Schuldigen häufe, statt die Entlastung, wie das Gesetz es auferlege, gleichfalls zu betreiben, gewinnt durch diesen Komödienspieler eine Bedeutung, die mehr uns lehren muß als alle ersonnene Weisheit. Daß uns die Wahrheit aus dem Schwanke

Digitized by Google

kommt, sind wir gemach gewöhnt worden. Einem Städtchen Köpenick sind lehrreiche Hinweise auf unser Ausweisungswesen entflossen.

* * *

Wenn das Reichsgericht will, kann es einen Revisionsgrund finden. Zu oft ist unser Recht mehrdeutig und seine Auslegung eine Sache des Geschmacks, des Empfindens und der Neigung. Sagen wir es anders, zu oft muß man deductiv auslegen, statt es inductiv zu thun. Bei gutem Willen würde das Reichsgericht also einen Revisionsgrund finden können. Wenn es ihn fände, würde es im Sinne des wirklichen Rechtes wirken. Denn allzu viele Zweifel sind entstanden, und besser scheint es, das Ganze rasch noch einmal aufzurollen, als nach etlichen Jahren, die Wiederaufnahmeanträge, die bei der Energie eines solchen Vertheidigers und der Antheilnahme eines ganzen Volkes nicht ausbleiben können, durch alle Instanzen zu treiben. Das Reichsgericht hat nur die Rechtsverletzungen zu überprüfen. Aber wenn es das zu Gunsten dieses zum Tode Verurtheilten mit der ganzen Strenge thut, die hier keinem schadet, wird es dem ihm vom Volk so oft gemachten Vorwurf, daß es volksunthümlich sei, in einem Falle begegnen können, der dem Volksgedächtniß nicht so bald entschwinden wird. Man begnüge sich nicht damit, zu sagen, daß bei der Verhandlung gegen Herrn v. Lindenau das ganze Spiel von Neuem wieder beginnen werde. Denn der alte Mann kann sterben und aus der Verhandlung, die gegen ihn anheben wird, kann jenes Haupt- und Trauerspiel nur ein geborgtes Licht empfangen. Die ganze Blutgeschichte aber ist heute so dunkel, daß man die Möglichkeit, mehr Licht zu spenden, uns nicht verschließen sollte. Vielleicht sitzen wieder, wenn die ersten Frühlingsblumen aus der Erde steigen, Geschworene zusammen und berathen, ob das schon lockre Haupt Charles Haws noch einmal auf seinem Halse festgemacht werden kann. Allzuviele, die über den Ausgang jenes Processes gewettet hatten — und in allen Badeorten schwirrte es von Wetten — hatten sich verrechnet, als das Todesurtheil kam. Auch diesen würde eine Abänderung des Urtheils eine nicht unwillkommene Gabe sein, falls sie nicht so unklug sein sollten, im Frühling in Gordone oder S. Margherita neue Wetten auf das Haupt dieses Eingekerkerten zu schließen ...

Monumentale Wirthshäuser.

Von Joseph Aug. Lux (Dresden).

Berlin hat jetzt einige monumentale Wirthshäuser. Bitte, was verstehen Sie unter einem monumentalen Wirthshaus? Ich verstehe unter einem monumentalen Wirthshaus ausgezeichnete Speisen und Getränke, ruhige, abgeschlossene, peinlich saubere Räume, die frei von allem störenden Luxus und Aufputz sind und aufmerksamste, geräuschloseste Bedienung. Meinem Kellner pflege ich zu sagen: „Charles, vergessen Sie niemals, daß die höchste Kunst des Kellners darin besteht, nicht zu existiren und doch da zu sein, wenn der leiseste Wunsch rege wird. Charles, denken Sie daran, daß die edle Zurückhaltung die seltenste, aber verdienstvollste Tugend unserer Zeit ist. Zeigen Sie sich als ein Mann von feinster Bildung, Charles!"

Seit ich in Berlin im „Rheingold" gefrühstückt habe, bin ich vollständig geschlagen. „Rheingold", so heißt nämlich das Monumentalste der monumentalen Wirthshäuser Berlins. Kempinsky, Trarbach, „Roland" und „Alt-Bayern" sind von dem kürzlich eröffneten Haus „Rheingold" hinsichtlich der Monumentalität bei Weitem überboten. Wer viel Geld hat, kann sich auch einen salomonischen Tempelbau leisten, die Feierlichkeit von Weiheräumen, von Kaisersälen, Monumentalarchitekturen in Verbindung mit edler Plastik, Monumentalmalerei und kostbaren Baustoffen. Er kann architektonische Märchenträume verwirklichen, einen Muschelsaal, einen Mahagonisaal, einen Onyxsaal, einen blauen Kuppelsaal, einen Ebenholzsaal schaffen, um in einem Märchenaufwand von sacralen Raumwirkungen ein Schankgewerbe zu treiben. Die Bierquelle der Gebrüder Aschinger, G. m. b. H., hat in der That viel Geld, und es ist an sich gewiß löblich, daß sie auch ein wenig die Architekten, Bildhauer, Maler und Kunstgewerbler leben läßt. Die Innenausstattung von „Rheingold" hat allein 2½ Millionen gekostet. Da sitze ich nun in dem prächtigen Onyxsaal. Mein Blick gleitet scheu an den hohen Pfeilern zu den feierlichen Kerzenreihen empor, die elektrische Glühbirnen aufgesetzt haben, während an den milchgläsernen Kerzenschäften künstliche Wachstropfen hangen! In dem betäubenden Getöse von Tellerklappern, Flaschenentkorken, Hin- und Hertrappeln der Kellner und Gäste, Summen der schwatzenden und schmatzenden Menschheit, würge ich in dem kostbaren Saale irgend ein mittelmäßiges Essen hinunter. Kann ja auch nicht anders sein, wenn die Platte 75 Pfennige oder Mk. 1.25 kostet. Wenn ich noch zwei Mal hingehe, so bin ich von der ganzen Pracht so abgestumpft, daß ich sie gar nicht mehr sehe. Und dann ist es wahrscheinlich, daß ich mich ebenso laut und ungenirt benehme, wie die ganze übrige Gesellschaft. Aber ich gehe nicht mehr zwei Mal hin. Mir ist ein monumentales Beisel unerträglich.

„Rheingold" liegt ziemlich nahe von Wertheim, auch hinsichtlich der geistigen Verwandtschaft. Seitdem der Bazar ein so hoheitsvolles, edles Architekturgebilde, wie Messels bezeichnenderweise im Volksmund „Waarenkirche" genannte Monumentalarchitektur bewohnt, müssen die Wirthshäuser auch ihrerseits zeigen, was sie leisten können. Wenn es aber dabei nicht bloß bei dem Aeußerlichen bliebe! Wertheim wirkt geradezu sinnbildlich. Tritt man in die Waarenkirche ein, dann giebt es alsbald keinen Zweifel über die Gesinnung, die sich so blendender Kunstmittel bedient. Der sogenannte „feine Anstrich" deckt fast durchwegs unechtes Material, Surrogatwesen. Wir finden Schreibmappen und Albums mit Lederrücken aus gepreßtem Papier, Schildplattkämme aus Celloid, französische Bronzen aus Eisenguß, für Schreibtische „echtimitirte" Nickel- und Bronzegarnituren aus gestrichenem Eisenguß, echt „vergoldete" Schmucksachen, Portemonnaies, in Farbe und Geruch Juchtenleder vortäuschend, kurz ein Tausenderlei, das viel verspricht und wenig hält. Ich würde die Monumentalität eines Kaufhauses, genau so, wie beim Wirthshaus, vor Allem in der Qualität des Gebotenen suchen. Kann es denn wirklich eine Kunst geben, wenn sie nicht in erster Linie bewirkt, daß in allen Dingen des Lebens, in jeglicher Alltagsarbeit, im Großen wie im Kleinen die Qualität befestigt und der Ausdruck der inneren Wahrhaftigkeit und Gediegenheit erzielt werde? Aber weder bei Wertheim noch bei „Rheingold" und den anderen monumentalen Wirthshäusern ist die imponirende Architekturerscheinung Ausdruck der inneren Wahrhaftigkeit oder Gediegenheit. Im Gegentheil, sie entspringt einer etwas marktschreierischen Gesinnung des Bauherrn, der eines lockenden Reclameschildes bedarf, einer lärmenden Anziehungskraft, um die urtheilslose, blinde, nur groben Effecten empfängliche Menge lichtloll zu machen. In Berlin kann man in der That schon auf das Unerhörteste an Verschwendung und Prunksucht gefaßt sein, und Berlin ist für die anderen Städte tonangebend. Während man in dieser Hinsicht auf Alles gefaßt ist, ist man ganz bestimmt nicht darauf gefaßt, daß sich plötzlich Einer einfallen ließe, es mit der höchsten Einfachheit und Gediegenheit zu versuchen, mit der Qualität in jeder Hinsicht, von dem geringsten Gegenstand an bis zur Architektur, die das Gebotene, sei es Wirthshaus oder Kaufhaus, umschließt. Ein Mann, der in dieser unfeinen Welt die Gabe besäße, es plötzlich mit der unerhörtesten Gediegenheit, mit der verblüffendsten Schlichtheit und Vornehmheit zu versuchen, müßte entweder für verrückt erklärt oder heilig gesprochen werden. Aber er würde auf alle Fälle ein gutes Geschäft machen und zugleich für den Fortschritt der Cultur und für die Kunst mehr thun, als es der ganze monumentale Rummel in Berlin zu thun vermag.

Jedoch die Architektur an sich, die sollte uns doch zufrieden stellen! Das thut sie auch, wenn man nicht daran denkt, daß es ein Wirthshaus ist. Welchen Zweck könnte das Gebäude sonst darstellen, um das hohe Pathos zu rechtfertigen? Etwa eine Architekturausstellung, ein modernes Raumkunstmuseum, ein Ausstattungsstück aus Raumgedichten und stimmungsvollen Scenen ohne Handlung und ohne Acteurs, ein Architekturdenkmal, das sich der Künstler selbst setzt, Selbstzweck aus Zwecklosigkeit? Ursprünglich sollte es ein Gesellschaftshaus werden. Aber auch das geht nicht. Ein unbescholtener Instinct läßt uns die innere Disharmonie zwischen der Beschaffenheit der heutigen Gesellschaft und der pathetischen Größe dieses Architekturgedankens peinlich empfinden. Alten Kupferstichen, etwa um 1800 — 1840, kann man die Harmonie nachfühlen zwischen den Menschen jener Zeit, ihren Costümen, ihren Geberden und dem Raum, darin das Wesen jener Menschen ausklingt. Die Räume sind edel und zurückhaltend, auch wenn sie kostbar sind. In dieser Zurückhaltung liegt etwas sehr Feines. Der hohe Sinn einer organischen Raumkunst liegt darin, die den Menschen in lebensvolle Uebereinstimmung mit den ihn umgebenden Räumen setzen will, wenn auch in künstlerisch gesteigerter Form. Im Gesellschaftshaus will der Mensch in die vortheilhafteste Erscheinung treten; denn hier ist er ja die Hauptsache und die Kunst des Raumbildners kann nichts Höheres erreichen, als Räume zu bilden, die ihre Bestimmung ausdrücken. Aber in dem monumentalen Wirthshaus ist der Mensch an die Wand gedrückt, hier erscheint er in der Weihe phantasievoller Architekturgebilde und feierlicher Raumstimmungen lästig und störend, wie die Wechsler im Tempel, ein Haufen Unrath, den man am liebsten hinausfegen möchte, und die Geschäftsmäßigkeit der täglichen Abfütterung erniedrigt das hehre Architektenschauspiel vollends zur Farce. Es ist bis zu einem gewissen Grad psychologisch erklärlich, daß die Leute, um sich in diesen anspruchsvollen Gesellschaftsräumen einigermaßen zur Geltung zu bringen, auch in ihrem Betragen so laut und vordringlich werden, als es die Umstände irgendwie erlauben. In Andachtsräumen dagegen, wie in der Kirche, wo der Mensch als Einzel- oder Gesellschaftswesen nahezu verlöscht wird und das mystische Allgefühl von den Seelen Besitz ergreift, mag die Architektur übermächtig werden und die Kunst in hohen Symbolen das Unaussprechliche aussprechen und das Unsichtbare sichtbar machen. Aus diesem Gnadenkelch der Kunst haben alle Völker die linde und lösende Kraft der Religion genossen und bis zur nüchternen heutigen Zeit haben die ehrfurcht-erregenden, gewaltigen mittelalterlichen Dome mit ihrem mystischen Dunkel und ihren sinnbestrickenden Kunstgebilden die Wirkung auf das menschliche Gemüth nicht verloren. Aber im lauten Alltag, in der dunstigen Wirthshausatmosphäre muß jede Ausstrahlung ähnlicher monumentaler Schaffenskraft verpuffen und unvertilgbaren Stumpfsinn erzeugen. Die Aufgabe sollte hier anders lauten. Sorgen wir lieber, daß unser Salon zu unserem schlichten Salonrock paßt und vergessen wir nicht die ungeheure Steigerungsfähigkeit, die in der Erfüllung gerade dieser sachlichen Aufgaben liegt. Wie schade ist um das gute Können, um das hohe Wollen, um die edle Kraft, nutzlos ausge-

Digitized by Google

geben, weil sie an unrechter Stelle verwendet sind. Scheinbar hätten wir ja in diesem Beispiel die Verwirklichung aller unserer Forderungen. Hier ist alles gegeben, was wir verlangen: Gutes Material, solide Arbeit und der Entwurf eines bedeutenden Künstlers! Und es ist dennoch nicht das Rechte geworden, weil sich ein kleines Mißverständniß eingeschlichen hat. Weil der Künstler mit diesen enormen geistigen und künstlerischen Mitteln, eine Kirche, ein Haus der hohen Weihen, eine Stätte der Andacht hätte schaffen müssen und nicht ein Wirthshaus. Wie schade, daß dem Künstler nicht die Aufgaben gegeben waren, die dem hohen Flug seines Genius entsprechen. Sollte unsere Zeit außer gewaltigen Nutzbauten dem Baukünstler, der im Stande ist, mit seinen Mitteln dichterisch zu verfahren, keinen Auftrag zu geben haben? Bauen wir nicht Rathhäuser, Kirchen, Gebäude für den gottesdienstlichen Kunstgenuß und sonstige Werke der hohen Repräsentation, an denen die schöpferische Kraft ein Uebriges zu thun berechtigt und sogar verpflichtet ist? Aber es ist geradezu typisch für unsere Verhältnisse, daß die Bauten, die bestimmt sind, die Gottesidee oder die Machtidee auszudrücken, dem langweiligsten Schema unterworfen sind, und daß die unbeschäftigte künstlerische Kraft sich genöthigt sieht, geringfügige Alltagsaufgaben mit einem verblüffenden Aufwand an Kunstmitteln zu verherrlichen. Das ist ein sehr wesentlicher Grund, warum wir heute keine Architektur haben, die zum Ganzen strebt. Warum heute die feinsten Mittel in unfeiner Weise verwendet, gleichsam nur zur protzenhaften Schaustellung des Reichthums, nicht die veredelnde Wirkung ausüben, die von der Kunst unter richtigen Verhältnissen ausgeht. Einst bedienten sich die Könige der schöpferischen Kraft der Baukünstler und das ganze Kunstgebäude beruhte auf einem zur höchsten Gediegenheit und handwerklichen Vollendung entwickelten Gewerbe wie auf einem sicheren Fundament. Heute sind es Wirthshäuser und Bazare, die sich des künstlerischen Genius des Volkes bedienen, um die Verabreichung von Bier und belegten Brödchen oder den Ausverkauf von billiger Dutzendwaare mit einem Wunderbau zu bekrönen, als gelte es, einen Heiligen zu beherbergen. Aber die golddurchwirkte Pracht der Mosaiken in den Bierhallen der Potsdamerstraße, die sich byzantinisch geben möchten, wirkt trotz der Echtheit des Goldes geradezu lächerlich im Vergleich mit der ehrwürdig fürchterlichen Mystik der goldflimmernden heiligen Capellen von Byzanz. Schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß in dem heutigen Babylon der künstlerische Oberbau sich nicht mehr über einem festen Fundament einer hochentwickelten Handwerkskunst, sondern über die Spreu moderner Schundfabrikation wölbt. Wahrhaft künstlerisch kann nur ein Zeitalter gelten, in dem dieser innere Widerspruch ausgeglichen ist.

Aber gerade, weil heute die Verhältnisse so übel beschaffen sind, müssen wir froh sein, daß einem bedeutenden deutschen Künstler die Möglichkeit gegeben worden ist, ein Bild seines Könnens zu liefern. Es kann uns ja ein Leichtes sein, über den banalen Zweck, der geradezu einen Mißbrauch des Gebäudes darstellt, hinwegzusehen. Ueber dieses gleichgiltige Thema, das wir nicht als den Zweck, sondern nur als den Vorwand zu dem kunstvollen Bau ansehen können, hat Bruno Schmitz eine ganz wundervolle Mauerkrone errichtet, ein köstliches Gefüge von Hallen und Sälen, die das Haus „Rheingold" allerdings zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges machen. Der Steinbau in der Bellevuestraße mit dem grünen Kupferdach, durchaus großzügig und edel, besteht aus einem Gefüge von 14 Prachtsälen, die über einen ziemlich complicirten Grundriß in T-Form mit geknickter Achse geistvoll construirt und zu einer organischen und rhythmischen Bau-Einheit durcheinander und übereinander gewachsen scheinen. Die Rhythmik der räumlichen Verhältnisse, der Farben- und Materialswirkungen und des symbolischen, gedanklich künstlerischen Ausdruckes kann nicht übersehen werden und setzt sich von den imposant gewölbten Kellern in Steigerungen und Ueberraschungen fort, indem bald hier die farbige Erscheinung des Materials allein eine gewisse Stimmung auslöst und dort wieder die Idee rhythmischer Raumtheile in der reichlich angewendeten Plastik verstärkte Versinnlichung sucht. Ueberhaupt hat das plastische Sinnbild eine bedeutende Rolle in dieser Architektur. Wie die von Franz Metzner geschaffene Plastik hier auftritt, sucht sie sich als Architekturglied zu geben, nicht um fremde Ideenassociationen anzuregen, sondern um die statischen und dynamischen Elemente der Architektur sinnfällig zu gestalten. Metzners überwältigend gedankenleere, rein formale Monumentalplastik, die die menschliche Figur zu einer neuen Ornamentik verdichtet und umsymbolisirt hat, wächst an allen wesentlichen Punkten dieses Baugebildes bedeutsam hervor, verkörpert im Inneren des Gebäudes den Phantasiegedanken zusammengefaßter Bauglieder und abstracter Raumtheile, und bringt an der Fassade in den Reliefcassetten der breiten Pfeilerflächen das geistige Element der Architektur bildnerisch zum Ausklang. Das ist Metzners Stärke, wenn man ihm auch eine bedenkliche Neigung zum Manierismus zum Vorwurf machen kann. Doch auch dieser Vorwurf wird nicht allzu schwer wiegen, wenn man bedenkt, daß in der alten Kunst, einschließlich des Barock, die menschliche Figur ebenfalls als plastisches Architekturelement gedient hat und als Atlanten, Karyatiden, Hermen, mit allen traditionellen Gartenplastiken, fern von jedem Naturalismus, allgemein giltige und somit, wenn man will, manierirte Typen für den baukünstlerischen Zweck darstellten. Mit diesem Hinweis will ich einen Weg zum Verständniß des Künstlers zeigen und die Unterschätzung, sowie die Ueberschätzung dieses neuen plastischen Formalismus abzuwenden versuchen. Das geistige Element oder die in der Architektur des Hauses „Rheingold" beabsichtigte Stimmung verdichtet sich in jedem Raum durch die Schönheit und Farbe des Materials oder durch den plastischen und reliefartigen Linienausdruck, zur Feierlichkeit und Monumentalität gesteigert, und schwingt sich fort von Saal zu Saal, wechselvoll und verschieden an Intensität, so daß trotz der Mannigfaltigkeit aufleuchtender Raumschönheiten die großzügige gedankliche Einheit des Bauwerks an keinem Punkte versagt. Die Vielheit von Stimmungsmächten, in rythmischer Steigerung und Abwechslung zu einer großempfundenen architektonischen Harmonie verwoben, setzt in den unteren Geschossen mit den tiefgelegenen Kellergewölben ein, an den wuchtigen Steinsaal mit der Wodansfigur und der figürlichen Steinornamentik, reihen sich, um nur einige zu nennen, der heitere Onyxsaal mit dem „Rheingold"brunnen, der würdevolle förmliche Pfeilersaal, der Mahagonisaal reich an bildnerischem Schmuck, der Ebenholzsaal, farbig fein abgestimmt, der Bankettsaal mit einem fast biedermeierlich einfachen Galerie-Umgang und einem hohen Tonnengewölbe, mit üppigen Decken- und Wand-Ornamenten barockähnlich übersponnen, der blaue Kuppelsaal, eine kleine Rotunde, die mit den weißen Marmorbildern und der tiefblauen Kuppel machtvoll wirkt, und schließlich als Höhepunkt der große Kaisersaal mit den geheimnißvollen Kaiserbildern, ein wahrhafter Krönungssaal, nicht nur prächtig und verschwenderisch kostbar, sondern gerade hoheitsvoll, von Weihe und Erhabenheit erfüllt. Zu schade für ein Wirthshaus! Eine sehr wichtige Eigenschaft, die in der heutigen Zeit fast verloren schien, tritt an dem Bauwerk und namentlich an der inneren Ausstattung in die Erscheinung und macht die Sache vom werkkünstlerischen Standpunkt aus doppelt bedeutsam. Das Schaffen der Neuzeit ist in seiner inneren Haltlosigkeit gerade dadurch gekennzeichnet, daß es der rein formalistischen Idee zu Liebe das Material und die Sprache des Materials vergewaltigt oder unterdrückt und sich schließlich mit Materialfälschungen und Surrogaten begnügt. An dem Haus „Rheingold" von Bruno Schmitz prägt sich vor Allem eine ungeheure Liebe für die Materialschönheit und Materialechtheit aus, ja, wir dürfen sagen, daß gerade diese stoffliche und werkliche Gediegenheit an diesem Hause das künstlerisch Bedeutendste ist und das Geheimniß seiner imposanten Wirkung enthält. Monumentalität und edle Architekturform kann nicht bestehen, wenn sie nicht in der Gediegenheit der Stoffe und in der vollendeten kunstgewerblichen Arbeit beruht. Wenn diese stoffliche Gediegenheit und die solide gewerbliche Arbeit fehlen, dann ist die ganze raumkünstlerische Idee und das monumentale Wollen leere Phrase, Decorationsmacherei, Ausstellungswitz, Gschnas, wie wirs allzu oft erlebt haben. Wir verstehen unter Qualität vor Allem einwandfreie Materialien, solide Arbeit und die aus diesen Elementen, nach menschlichem Maß entwickelte edle Gestaltung.

Wenn wir „Tausend und eine Nacht" lesen, so tritt uns als eine hervorragende Eigenthümlichkeit jener morgenländischen Cultur die instinctive, zur dichterischen Kraft gesteigerte Freude an dem schönen Material entgegen, an dem Duft und an der Farbe edler Hölzer, an der Weichheit und dem Glanz schöner Seiden, an dem geheimnißvollem Leuchten kostbarer Steine und an den natürlichen Eigenschaften zahlloser anderer Materialien, wofür unsere Civilisation noch vollständig blind ist. Aus diesem, nichtsdestoweniger volksthümlichen Märchenglanz tritt uns etwas entgegen, was wir bei uns nur bei sehr seltenen künstlerischen Naturen antreffen, wie etwa bei Oskar Wilde, etwas, das aber auch unseren früheren abendländischen Culturen durchaus eigenthümlich war, dem gothischen Mittelalter ebenso gut der halbverschollenen Bauernkunst und noch unserer heimischen Ueberlieferung in der Biedermeierzeit, da unsere Großmütter und Urgroßmütter das Linnen gleich Silber hüteten, die unverwüstlichen, lichtechten Seidenstoffe trugen, die edlen Goldschmiedearbeiten anwendeten, und Freude hatten an dem schlichten und dennoch kostbar gearbeiteten Hausrat aus edlen heimischen und fremden Hölzern. Ein solches Alt-Wiener Biedermeiermöbel, wenn es halbwegs guten Verhältnissen entstammt, verblüfft uns durch die Sachlichkeit der Form, die ihren höchsten künstlerischen Adel in der außerordentlichen Gediegenheit des Materials und der Arbeit sucht.

Ein ähnliches Streben adelt auch das besprochene Werk von Bruno Schmitz, wenngleich ich unumwunden bemerken muß, daß gerade durch diese bekundete vornehme Gesinnung die pathetische Architekturmacherei an dem Haus „Rheingold" um so überflüssiger erscheint. Ich komme auf meinen Begriff von der wahren Monumentalität eines Wirthshauses zurück und erinnere, daß gerade aus der Zeit um 1800 Gasthaus-, Caféhaus- und Apothekereinrichtungen überliefert sind, die bei aller Schlichtheit und Sachlichkeit dem Geist ihrer Entstehungszeit gemäß jene Materialgediegenheit und die schöne kunstgewerbliche Leistung im Verein mit der sinngemäßen, zweckvollen Gestaltung verkörpern, die ich, wie Eingangs erwähnt, als die wahre und berechtigte Monumentalität im Alltag angesehen wissen möchte. Wenn unsere Künstler und vor allem unser Publicum doch bei allen Dingen, die sie im Leben benöthigen, im Großen wie im Kleinen auf die Echtheit und auf die innere Gediegenheit, nicht aber auf äußere Prunkmacherei und auf den falschen Schein von Luxus sehen und unter keiner Bedingung von diesen Forderungen nachlassen würden, dann wäre die Sache unserer Gesittung und Cultur auf dem besten Wege zum Siege. Dann könnte es auch nicht vorkommen, daß Ramschwaare, Industrieschund in prunkenden Palastarchitekturen feilgeboten wird. Ich glaube aber nicht, daß man heute in Berlin diesen inneren Zwiespalt verspürt und reif für die Er-

Digitized by Google

kenntniß ist, daß eine innerlich gefestigte Cultur nach ganz anderen Grundsätzen arbeiten und wirthschaften muß. Ich glaube nicht, daß der lärmende Haufe, der Alltags die feierlichen Säle des „Rheingold“ füllt, eine Empfindung für die stillwirkende Schönheit des Hauses übrig hat, für die Köstlichkeit der feinen Hölzer und Intarsien, für die farbigen Reize, die sich aus den natürlichen Eigenschaften dieser Holz- und Steinarten ergeben. Ich glaube vielmehr, daß dieses Publicum an der marktschreierischen Gesinnung des in eine G. m. b. H. verwandelten Schankwirthes theilhaftig ist, der Reclame braucht, und der vielleicht ganz zufällig an einen so ernsten Künstler gekommen ist, der den colossalen Aufwand an deplacirten Monumentalmitteln wenigstens durch innerlich gediegene Arbeit zu rechtfertigen oder zu entschuldigen sucht.

Gerade wegen dieser werkkünstlerischen Wahrhaftigkeit können wir uns über den Bau freuen und mit der Hoffnung abgeben, daß die Zukunft die rechte Lehre daraus ziehen und den Punkt erkennen wird, wo eine gute Bestrebung einsetzen und was sie vermeiden soll. Es ist nicht Sache der feinen Gesittung, sich an Hochaltäre der Kunst setzen zu wollen, um dort ein Goulasch mit einem billigen Glas Wein zu verzehren. Es liegt gar nicht in der Art der heutigen Menschheit, bei ihren billigen Mahlzeiten mit fürstlichem Prunk umgeben zu sein. Die Leute, die in ihrem Heim und ihren sonstigen Bedürfnissen vom ordinären Schund umgeben sind, können gar nicht das innere Bedürfniß haben, sich mit so hoher Kunst an eine Tafel zu setzen. Abgetretenes Schuhwerk, schlechtsitzende Röcke, steifgebügelte Plastrons an Stelle eines ordentlichen Hemdes und selbst das Seidenkleid und der Frack verlangen eine ganz andere räumliche Ergänzung. Sie deuten Punkte eines künstlerischen Entwicklungssystems an, die auf einer ganz anderen Richtungslinie liegen. Es ist der Geist der edlen Sachlichkeit und Gediegenheit, der eine ungeheure Arbeit vorschreibt, eine Arbeit, wo das Große im Kleinen, in dem anscheinend Geringfügigen gethan werden muß, in der Hebung und Befestigung der inneren Qualität auf allen Gebieten der Erzeugung. Die feinste Lehre, die in der Schöpfung dieses Architekten liegt, muß unter solchen Umständen völlig unverstanden bleiben. Trotz des allabendlichen Gedränges steht die Schönheit des Hauses einsam da. Was die Leute an ihr sehen, ist kaum mehr, als was der Unternehmer mit Erfolg anstrebte, eine lockende Reclametafel, eine Attraction. Mein Dresdener Zahnarzt sagte mir: „Habe mit meiner Frau die Osterfeiertage in Berlin zugebracht und im „Rheingold“ gefrühstückt. Herrlich, großartig, monumental! Da müssen Sie doch hingehen!“

Ich erwiderte bloß: „Der dritte Backenzahn von hinten, rechts im Unterkiefer thut mir weh; ich denke, Sie werden ihn plombiren müssen.“

Beamtenheimkehr.

Der Sommer macht sich langsam auf die Beine
Und wandert fort, der übellaunige Knote —
Auch sind die Ferien futsch: die Tabeldôte,
Das Wanzenbett, das „Meer im Abendscheine“.

Gebräunt das Speckgesicht bis an die Brille
Kehrt der Canzleirath, froh wie 'n Diurniste,
Zurück an seine heimsche Vaterküste,
Und freut sich seiner Großstadt in der Stille.

Gottlob, noch steht der Schutzmann in der Ecke,
Gottlob, man sieht Herrn Bonn auf Holmes noch schwörend,
Gottlob, noch stinkt das Auto recht empörend,
Gottlob, noch läuft das Dirnlein hin im Drecke.

Was man entbehrte, liebt man mehr jetzt stündlich,
Man freut selbst auf die „Arbeit“ wie aufs Fest sich —
Dernburg ist in S.-W. Das Sonst'ge läßt sich
Beim Abendschoppen noch betrachten gründlich.

Ob Kubbicke, der faule Mensch, indessen
Den Rothen vierter kriegte? Niederträchtig!
Die Welt ist ungerecht. Man bückt sich mächtig
Und wird so leicht von Excellenz vergessen!

Doch warten wir — wem Manneswürden wohnen
Im Busen tief von neun bis drei alltäglich,
Für den ist selbst das höchste Aemtchen möglich;
Das Loyale muß sich ja belohnen!

Doch sollte mirs auch fürderhin passiren,
Daß man mir vorzieht Kubbicke, den frechen,
So will ich, Excellenz, mich furchtbar rächen
Und heimlich auf den Simpli abonniren.

Terentius.

Ein unbekannt gebliebenes Gedicht Schillers.

Anläßlich der Enthüllungsfeier des Schiller-Denkmals im Como-Park zu St. Paul-Minneapolis, einer Feier, die sich nach den uns vorliegenden Berichten der dortigen „Täglichen Volkszeitung“ zu einer grandiosen Kundgebung deutschen Nationalbewußtseins gestaltete, bringt die erwähnte Zeitung in einer ihrer Festnummern auch das nachstehende, unbekannt gebliebene Gedicht Schillers. Das Gedicht, das Sarah v. Phul gewidmet ist, fand sich im Besitze der Familie Benepe zu St. Paul. Dr. Benepe macht in der erwähnten Zeitung über die Dichtung und die Beziehungen des Dichters zu Sarah v. Phul folgende Mittheilungen: „Sarah v. Phul war die Urgroßmutter von Frau Dr. Benepe und stammte aus Kentucky; sie hielt sich zu Schillers Zeiten in Deutschland zur Vervollkommnung ihrer Erziehung bei Verwandten (der Familie Graff?) auf. Um die Wende des 18. Jahrhunderts kehrte sie nach Amerika zurück, um sich hier zu verheirathen. Wie und wo sie Schiller kennen gelernt hat, ließ sich nicht feststellen, doch zeigt die Widmung des Gedichtes, daß enge freundschaftliche Beziehungen zwischen Beiden bestanden haben.“

Das Gedicht selbst lautet:

Gedanken bei dem Scheiden des 1798sten Jahres.

Meiner Freundin Sarah von Phul gewidmet.

Es rollt dahin. Tod und Verderben hüllen
Es rings in grauses Todesdüster ein.
Erschrecklich ist sein Flug. Würgengel füllen
Es rings umher mit moderndem Gebein.

Des Todes Nacht und blut'ge Ström' umdüstern
Des Aethers Purpurglanz. Nun ists nicht mehr.
Doch Myriaden bleicher Geister flüstern
In leisem Todeslispeln ringsumher.

O Du, der einst mit hoher Schöpferwonne,
Durch einen Wink die Welt ins Dasein rief,
Als Orione noch, als noch die Sonne,
Ja selbst die Zeit im Schooß des Undings schlief;

Schufst Du die Welt, daß Brüder drin sich morden,
Ein Mensch den andern elend machen soll;
Und daß die Tugend hier, verkannt, verborgen,
Im dunkeln Thal des Irrsals seufzen soll?

Gabst Du dem Edlen nur die weiche Seele,
Daß er nach Schattenbildern haschen soll?
Daß überströmendes Gefühl ihn quäle,
Daß er stets suchen, niemals finden soll?

O nein. Dein großer Schöpfungszweck war Liebe,
Nur Liebe, Liebe war's, daß Du uns schufst;
Und fließt gleich oft des Lebens Strom so trübe,
Giebt's doch ein Land, wohin Du einst uns rufst.

O, welch' ein Tag, wenn Freunde sich dort wieder,
Getrennte Liebende sich wiederseh'n,
Wenn Schwestern dort, wenn Eltern, Kinder, Brüder,
Vereint die Pfade der Vollendung geh'n!

Du, der Du mir der Wehmuth süße Thränen
Und dieses weiche Herz, dies Schmachten gab,
Vergieb dies heiße, ungemessne Sehnen
Und blicke gütig auf mein Fleh'n herab!

Gieb jedem guten Menschen hier zum Lohne
Die Zuversicht, die nur dem Edlen lacht,
Daß Wohlthun hier die hellste Siegerkrone,
Und nur die Tugend ihn unsterblich macht.

Prachtvolle Säulen sinken hin im Staube,
Auf Monumente schwebt Ruin herab,
Selbst stolzer Marmor wird der Zeit zum Raube,
In Moder schwingt Vergessenheit den Stab;

Allein, der Unschuld Zähre, die zum Lohne
Hin über eines Edlen Urne wallt,
Belohnt mehr als des Ruhmes hellste Krone,
Mehr als ein Diadem, als lichtes Gold.

Dem Edlen, der in düstern Kerkern wimmert,
Gieb jenen Trost, der uns so oft gebricht,
Der wie ein Stern durchs trübe Leben schimmert:
Jenseits der Grüfte folgt das Elend nicht.

Und ihm, der gern die steile Bahn der Tugend
Zu wandeln sich bemüht, oft aber strauchelnd sinkt,
Weil ihm der Reiz verführerischer Jugend,
Weil ihm die Welt mit ihren Freuden winkt;

Digitized by Google

O, sende ihm vom Throne Deiner Klarheit
Gefühl der Nichtigkeit des Lebens zu.
Enthülle seinem Blick die reine Wahrheit:
Das höchste Erdenglück ist Seelenruh'.

Der Tugend sanfter Engel weiche nimmer,
Von jedem guten Mädchen hier zurück;
Unschuld umflimmre sie wie Mondschimmer
Und Sanftmuth hülle ihren Engelblick.

Und mir gieb bald im stillen Grabe Frieden,
Der Ruhe Fittig schwebe über meine Gruft,
Vergessenheit sei meinem Staub beschieden,
Bis mich der Tag der Auferstehung ruft.

Als noch mein Leben hell und ohne Klage
Wie Silberquell'n durch Blumen sich ergoß;
Als noch so froh die Reihe meiner Tage,
Geführt von Mutterhand, vorüberfloß;

Da steht' ich einsam oft vor Dir, und Friede
Durchschauerte wie Frühlingsluft mein Herz;
O, es ergoß sich oft im frommen Liede,
Und Unschuld leitete es himmelwärts.

Die ihr gleich einem Traume mir entschwunden,
Und meinen Geist wie Frühlingsroth durchbebt,
Ihr schnell dahingeschwund'nen Wonnestunden,
Die ihr mich oft im Engelton umschwebt;

O flieht zurück in eure Wonnethale,
Dort, wo nicht Falschheit unter Rosen gleißt;
Und Du, Du hehrer Todesseraph, strahle
Wie Maienfrühroth durch den trüben Geist.

Schiller.

Notizen.

Galante Musenkinder. Sammlung verschollener und wenig bekannter deutscher Liebes- und Scherzgedichte aus früheren Jahrhunderten. Herausgegeben von Max Müller-Melchior. Zweite und dritte Auflage. Teutonia-Verlag, Leipzig. 168 S. 3 Mk., geb. Mk. 4.50. Luxus-Ausgabe Mk. 12.

Eine amüsante Blüthenlese aus dem Garten der deutschen Liebeslyrik, aber nicht Blumen, die am Wege stehen oder in den Beeten prahlen, sondern an versteckten, oft schwer zugänglichen Stellen zu finden sind. Der Werth liegt nicht in dem, was sie ausdrücken wollen — manches ist banal, manches hingegen verzwickt und verschnörkelt, anderes wieder von rührender Unbeholfenheit — vielmehr und lediglich ist das Buch als Beitrag zur Entwicklung der deutschen erotischen Lyrik schätzenswerth. Es beginnt mit Fleming und endet mit Goethe (NB. dem Goethe im Rococostüm). *Stauf v. d. March (Wien).*

Zur gefälligen Beachtung.

Manuscripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.
Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o
o o o o Niedrige Preislage. o o o o
Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.
DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT)
DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZERSTRASSE 21.

Selbstverleger!
Inhaltlich gediegene Werke, die im Selbstverlag erschienen sind und bisher nur geringen Absatz fanden, übernimmt tüchtige Verlagshandlung, gibt denselben geschmackvolle Neuausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. c." die Expedition der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag, Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

London W. 8|9 Colville Square.
Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.
London W. 8|9 Colville Square.

Nymphenburgerstr. 40 **ZIERHUT & KRIEGER, MÜNCHEN** Telephon Nr. 8760.
Kunstgewerbliche Werkstätte für Metallarbeiten, Treibarbeiten, Bronzearbeiten, Kunstschmiede.
Eigene Kunstgiesserei.
Beleuchtungskörper. Getriebene Figuren. Kirchenarbeiten. Moderne und altertümliche Silberarbeiten. Tafelaufsätze. Pokale. Schmuckgegenstände etc.

Digitized by Google

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart“ beziehen.

Otto Boenicke

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Berlin W. 8, Französische Straße 21

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von

selbst importierten Havana-Cigarren

in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken“.

Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.

Preisbücher über importierte Cigarren und über in

Deutschland gearbeitete Cigarren

in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über

Cigaretten, Rauchtabake usw.

kostenfrei.

Fernsprecher: Amt I. 1055 und 8800.
Telegramm-Adresse: „Simpatica“ Berlin.

DÜRKOPP-

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD

Gsellius' sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C.“ die Exped. der „Gegenwart“ **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Teppiche

in allen Arten

liefert billigst

Versandhaus

Benecke & Lattey, Magdeburg

Illustrierter Katalog postfrei.

SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

Continental

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Nieritz' Ausgewählte Volkserzählungen.

12 Erzählungen in einem Bande.

Herausgegeben von Prof. Dr. **Adolf Stern.**

Mit dem Bildnis des Dichters.

Brosch. M. 1.50. In Leinenband M. 2.—.

Die im obigen Bande enthaltenen Erzählungen stammen der Mehrzahl nach aus dem s. Z. von Nieritz herausgegebenen Sächs. Volkskalender und sind daher so gut wie nicht bekannt.

Adolf Stern weist in seiner ausführlichen Einleitung nach, daß Nieritz' bedeutendes Talent als Volksschriftsteller noch lange nicht genügend gewürdigt sei und empfiehlt die hier gebotenen schlichten Erzählungen der Beachtung der allerweitesten Kreise.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 24. August 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Willkür oder Recht bei Erschweren der Feuerbestattung. Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin). — Clemenceau als Culturpolitiker. Von Prof. Dr. Ritter (Luckenwalde). — Die französische Armee im Jahre 1907. Von Rittmeister v. Witzleben (Köln). — Vor Cypern. Von Karl Hans Strobl (Brünn). — Die Wertherstimmung. Von Dr. Wilhelm Mießner (Berlin). — Zwei Gedichte. Am Abend. Von Leo Heller (Berlin). Todtenblumen. Von Marie Luise Becker-Kirchbach. — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). 8. — Der letzte Wille. Von Marsyas (Martin Beradt). — Noch einmal die Versöhnung der Confessionen. Von Neander. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

Willkür oder Recht bei Erschweren der Feuerbestattung.

Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin).

Durch die Tagespresse wurde kürzlich ein Erlaß der preußischen Minister des Cultus Dr. v. Studt und des Innern v. Bethmann-Hollweg veröffentlicht, der, an den Verein für Feuerbestattung zu Hagen i. W. gerichtet, die Benutzung des baupolizeilich genehmigten, daselbst errichteten Krematoriums zur Einäscherung menschlicher Leichen bei Vermeidung einer Geldstrafe bis 150 Mark bezw. einer Woche Gefängniß untersagt. Dieser Erlaß ist geeignet, Beunruhigung hervorzurufen, weil in Laienkreisen das Verständniß dafür fehlt, daß zwar die Herstellung eines Bauwerks gestattet, dessen Verwendung aber zu dem von vornherein bekannten Zwecke untersagt werden kann, während auch die Rechtskundigen über die höchst mangelhafte Begründung ihr Erstaunen nicht unterdrücken können. Unwillkürlich fragt man sich, ob hier Verwaltungswillkür oder Verwaltungsrecht die Oberhand gewonnen und die Entschließung der beiden Minister beeinflußt hat. Die Bedenken der Laien sind leicht widerlegbar. Zur Aufklärung dieser dient bereits der Hinweis darauf, daß die Polizeigewalt sich in verschiedene Zweige theilt, zum Theil auch sogar in ihren einzelnen Zweigen durch ganz andere Behörden ausgeübt wird, in Folge dessen dem einen Träger der Polizeigewalt keine, dem anderen jedoch zwingende Gründe zum Versagen der Genehmigung einer Einrichtung zur Seite stehen. Die Prüfung der Baupolizei hat sich nämlich in den Grenzen zu halten, ob ein geplantes Bauwerk den Anforderungen des örtlichen Rechtes und den Regeln der Baukunst, der Construction und der Festigkeitslehre entspricht, ohne darüber hinausgehend in Erwägung ziehen zu dürfen, ob und welchen Benutzungszwecken es dienen soll, und inwieweit es für diese geeignet ist. Deßhalb mußte die Baupolizei zu Hagen die nachgesuchte Bauerlaubniß ertheilen, nachdem sie festgestellt hatte, daß diesen Anforderungen durchweg entsprochen wurde. Der Landespolizeibehörde fällt (auf Grund § 10 Teil II Tit. 17 A.-L.-R.) in Preußen jedoch die Aufgabe zu, die nöthigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der dem Publicum oder einzelnen Personen bevorstehenden Gefahr zu treffen. Aus dieser Machtbefugniß hat sie Alles zu verhindern, was die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu stören bezw. Gefahren für die Gesammtheit oder einzelne Staatsbürger bringen kann. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der Erlaß zu prüfen, um zu ermitteln, ob er auf Willkür oder Recht beruht, ob also begründete Aussicht besteht, im Verwaltungsstreitverfahren ihn außer Kraft gesetzt zu erhalten.

Aus zwei Erwägungsgründen erachten die Minister sich für verpflichtet, die obrigkeitliche Zulassung der Bestattung menschlicher Leichname im Wege der Verbrennung zu versagen: nämlich einmal „aus Rücksicht auf die vorherrschenden, entgegenstehenden religiösen Anschauungen und die in weiten Kreisen sich kundgebenden, in dem Gemüth beruhenden Gefühle der Pietät"; sodann weil nach den das Leichenwesen betreffenden gesetzlichen Vorschriften (der §§ 183 ff., 453 ff. Theil II Tit. 11 A.-L.-R.) „die Leichen auf den öffentlichen oder mit besonderer Genehmigung privaten Begräbnißplätzen beerdigt werden sollen". Beide Erwägungsgründe sind nicht stichhaltig, also nicht geeignet, den ergangenen Erlaß rechtlich zu stützen. Denn sie setzen sich in Widerspruch zu der im Laufe der Zeiten ausgebildeten Verkehrssitte und werden widerlegt durch die in der heutigen Gesellschaftsordnung immer weitere Kreise anziehenden Bestrebungen einer der Gesundheitslehre und der Pietät entsprechenden Bestattungsart.

Was die rechtlichen Bedenken der Minister anbelangt, so sollen nach § 186 a. a. O. allerdings ohne Anzeige bei den geistlichen Obern Leichen anderswo als auf einem öffentlichen Kirchhofe nicht begraben werden, muß gemäß § 453 a. a. O. auch jeder Eingepfarrte der Regel nach in seiner Parochie begraben werden. Doch kann auf Grund § 456 a. a. O. jeder Eingepfarrte sein und der Seinigen Begräbniß auch außerhalb seiner Parochie wählen, in welchem Falle laut § 458 a. a. O. aber dem Pfarrer und der Kirche, denen die Beerdigung eigentlich zukommt, die Gebühren zu entrichten sind. Aus dem Zusammenhange dieser Rechtsregeln, welche einzig und allein hier Geltung finden können, ergiebt sich als leitender Grundgedanke und Zweck der Vorschriften, einem rechtswidrigen Beiseiteschaffen der Leichen Verstorbener vorzubeugen, auch der Kirche und dem Pfarrer die Einkünfte zu sichern, die ihnen aus der Beerdigung auf dem Kirchhofe verschafft werden. Durch die Einäscherung der Leichen wird aber keiner der beiden Punkte verletzt. Denn der Ueberführung des Leichnams in den Leichenofen muß eine Feststellung der Todesursache durch einen Beamten der Medicinalpolizei, also eine sorgsame Leichenschau vorangehen, womit erreicht wird, was § 186 a. a. O. bezweckt. Die vermögensrechtlichen Ansprüche der Kirche und des Pfarrers, auf welche die §§ 453, 456, 458 a. a. O. abzielen, bleiben ferner unberührt, da ein Auskauf des durch Feuer zu be-

Digitized by Google

stattenden und in einem Colombarium oder Leichenhaine beizusetzenden Leichnams zu erfolgen hat, mithin ganz dieselbe Rechtslage besteht, ob eine Feuerbestattung oder eine Beerdigung auf dem Kirchhofe einer anderen Parochie gewählt wird. Es ist deßhalb aufrichtig zu bedauern, daß die beiden Minister durch ihre Namensunterschrift den auf so schwachem Grunde aufgebauten Erlaß ihrer rechtskundigen Räthe gedeckt haben.

Noch mehr hinfällig ist der in das Gebiet der Glaubens- und Sittenlehre fallende Versagungsgrund. Daß gerade in dem Staate des großen Friedrich, der für die vollste Gedankenfreiheit eintrat, als er erklärte: „in meinem Reiche soll Jeder nach seiner Passion glücklich werden", und der während seines Aufenthaltes in Rheinsberg den Wunsch zu erkennen gab, daß sein Leichnam einst durch Feuer vernichtet werde — daß es hier im 20. Jahrhunderte noch möglich ist, an maßgebender Centralstelle die Feuerbestattung als einen Verstoß gegen die vorherrschenden religiösen Anschauungen und die in weiten Kreisen sich kundgebenden, in dem Gemüth beruhenden Gefühle der Pietät zu erklären, muß nicht nur die Anhänger, sondern auch die Gegner der Feuerbestattung befremden, zumal das preußische Oberverwaltungsgericht bereits in einem Urtheile vom 16. März 1906 einen entgegengesetzten Standpunkt einnahm. Es ist nämlich schon längst die vielfach verbreitete Behauptung widerlegt worden, daß die Beerdigung der Leichen auf einem Dogma der christlichen Kirche beruhe, indem die obersten Kirchenbehörden zugeben mußten, daß an keiner Stelle des Neuen Testamentes das Einsenken der Leiche in die Erde als Glaubenslehre angeordnet sei, und auch die Kirchenschriftsteller des Alterthums dies nicht als kirchlichen Brauch hinstellten. Damit fällt der Versagungsgrund einer Verletzung der vorherrschenden religiösen Anschauungen in sich zusammen. Es ist aber auch gewagt, angesichts der Thatsache, daß die Einäscherung des Leichnams Verstorbener bereits in den Königreichen Bayern, Sachsen, Württemberg, den Großherzogthümern Baden, Hessen, Sachsen, den thüringischen Staaten einschließlich Anhalt sowie in Hamburg und Bremen gesetzlich als zulässig anerkannt wurde, sich zu der Ansicht zu bekennen, es widerstreite den in weiten Kreisen sich kundgebenden Gefühlen der Pietät, an Stelle der langsamen Verwesung des Leichnams Verstorbener die Auflösung durch Einäscherung zu wählen. Wer einer Einäscherung jemals beigewohnt hat, wird nämlich zugeben müssen, daß das Gemüth der Anwesenden weniger unangenehm berührt wird, wenn der den Leichnam bergende Sarg langsam verschwindet, als wenn er durch die Leichenträger in die Gruft versenkt und auf ihn die Erde geworfen wird. Dazu tritt, daß durch eine kirchliche Feier die Stimmung der Leidtragenden in gleicher Weise wie bei der Beerdigung gehoben werden kann. Auch der im Laufe der Zeiten ausgebildete, durch die Verkehrssitte geheiligte Brauch der Gräberpflege wird nicht beeinträchtigt, wenn die Kirche sich entschließt, den Urnen eingeäscherter Eingepfarrter auf dem Kirchhofe eine letzte Ruhestätte zu gewähren, während an den in Colombarien oder Urnenhainen aufgestellten Urnen das Andenken an die Verstorbenen in gleicher Weise geehrt werden kann, wie dies durch den Schmuck der Gräber zur lieben Gewohnheit geworden ist.

Angesichts der Thatsache, daß die Kirchenvorstände jetzt mit dem Plane umgehen, an den Sonntagen sowohl die Beerdigungen wie auch den Besuch der Kirchhöfe zeitlich einzuschränken, um auch den Kirchhofangestellten freie Erholungszeit und Unterhaltungsmöglichkeit an diesen Tagen zu verschaffen, sowie daß insonderheit in den Großstädten Beerdigungsplätze nicht mehr beschaffbar sind, vielmehr nur in größerer Entfernung davon errichtet werden können, wird der altehrwürdige Brauch der Gräberpflege für den auf Verwerthung seiner Arbeitskraft angewiesenen wirthschaftlich schwächeren Theil der Bevölkerung in einem Grade erschwert, der fast als Unmöglichkeit, der Pflege des Grabes lieber Familienglieder sich widmen zu können, bezeichnet werden darf. Andererseits sprechen Zahlen deutlicher und bestimmter wie bloße Worte. Die Thatsache, daß die Gesammtzahl der in den Crematorien zu Gotha, Heidelberg, Hamburg, Jena, Offenbach a. M., Mannheim, Eisenach, Mainz, Karlsruhe i. B., Heilbronn, Ulm, Chemnitz, Bremen, Stuttgart bis zum 1. Juli 1907 vorgenommenen Feuerbestattungen 13613 erreichte, ist ein Beleg dafür, daß der Gedanke einer Einäscherung des Leichnames bereits in weiteren Kreisen Eingang gefunden hat. Daß die Zahl seiner Anhänger in steter Zunahme begriffen ist, ergiebt sich aber daraus, daß in der Zeit vom 1. April bis 30. Juni d. J. insgesammt 768 gegen 543 in dem gleichen Zeitraume des Jahres 1906 Einäscherungen stattfanden. Rechnet man diesen die im ersten Vierteljahr 1907 erfolgten 752 hinzu, so hat das erste Halbjahr 1907 die Ziffer 1520 gegen 1022 in dem gleichen Zeitraume 1906 erreicht, was eine Steigerung um 67,24 Procent ergiebt. Aus der Gedächtnißtafel der Feuerbestattungen in deutschen Crematorien geht aber weiter hervor, daß nicht mehr bloß die wirthschaftlich bessergestellten und geistig mehr gehobenen Kreise der Bevölkerung, vielmehr auch die minderbegüterten, arbeitenden Klassen diese Bestattungsart für sich erwählten. Sie werden noch in gesteigerter Zahl sich hierzu entschließen, wenn die erheblichen Kosten des Leichentransportes fortfallen, wofür die Einäscherungen der an den oder in unmittelbarer Nähe der Crematorien wohnenden Personen ein beredtes Zeugniß ablegen. Weil bloß die facultative, aber nicht die obligatorische Feuerbestattung angestrebt wird, müssen deßhalb die Ablehnungsgründe des preußischen Ministerialerlasses als der Rechtslage und der ausgebildeten Verkehrssitte widerstreitend erachtet werden, zumal sie auch sittlich nicht haltbar sind. Denn es ist Seitens der beiden Minister nicht gewürdigt worden, daß ihre Amtsvorgänger und sie selbst die Verletzung religiöser Glaubenslehren und der Gefühle der Pietät nicht so hoch angeschlagen haben, daß sie sich für berechtigt hielten, die Ueberführung der Leichen preußischer Staatsbürger in auswärtige Crematorien zwecks deren Einäscherung sowie die Rückeinführung der Urnen mit den Aschenresten zu hindern. Auch scheint ihnen unbekannt geblieben zu sein, daß unter ihren Augen, nämlich in dem Leichenofen der Stadt Berlin in der Distelmayerstraße, regelmäßige Einäscherungen der Ueberreste aus der Anatomie und der in den öffentlichen Krankenhäusern abgetrennten Körpertheile erfolgen, und zwar in solchem Umfange, daß 1900 Centner im Laufe des Jahres 1906 durch Feuer vernichtet sind. Hier die Ansicht zu unterschieben, es hätten die unbemittelten Bevölkerungsclassen einen geringeren Anspruch auf Anerkennung ihrer Gefühle der Pietät und Achtung der Glaubenslehren, wäre ungerechtfertigt, weil das in directem Widerspruche stände zu Art. 4 der preußischen Verfassungsurkunde (vom 31. Januar 1850), wonach alle Standesunterschiede beseitigt und alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleich sein sollen. Und doch könnte nur eine solche Anschauung ihre Amtsvorgänger bestimmt haben, als sie die Genehmigung zur Feuerbestattung derarter Ueberreste menschlicher Leichen ertheilten. Allerdings muß zu ihren Gunsten zugegeben werden, daß sie dabei nicht dem eigenen Triebe folgten, sondern bloß dem Zwange der Verhältnisse sich fügten, indem gleichsam als Gegenleistung für die Ueberlassnng von Leichen zwecks wissenschaftlicher Untersuchungen ihnen das Zugeständniß deren Einäscherung abgenöthigt worden ist. Die außerordentlich starke Zunahme der Mitglieder der Feuerbestattungsvereine seit Bekanntwerden des Ministerialerlasses ist die deutlichste Antwort auf diesen; denn sie zeigt unverkennbar, daß die Bewegung zu Gunsten dieser Bestattungsart so gewaltig ist, daß eine derarte amtliche Maßnahme sie nicht nur nicht aufhalten kann, vielmehr sogar ihre Bestrebungen fördert und ihnen zum Siege verhelfen wird.

Digitized by Google

Clemenceau als Culturpolitiker.

Von Prof. Dr. Ritter (Luckenwalde).

Seit ungefähr zwei Jahrzehnten hat die Welt das wunderbare Schauspiel vor Augen, daß Rußland und Frankreich, die beiden gegensätzlichsten Großmächte Europas, einen Bund geschlossen haben, den sogenannten Zweibund als Gegenbund gegen den Dreibund. Nach begrifflicher Auffassung müßte man diese Thatsache, auf der einen Seite die volkssouveräne Republik, auf der andern das autokratische Kaiserthum, wegen des Widerspruchs für unmöglich halten, allein das ist so im Reiche der Gedanken, nicht in der Welt der Erscheinungen und empirischen Zwecke, denn in diesen beiden Welten arbeiten nicht Abstractionen, sondern Menschen, die allerdings Abstractionen zu Leitmotiven ihres Handelns nehmen. In der Welt der Zwecke war Rußland auf Deutschland böse geworden, weil es glaubte, von diesem auf dem Berliner Congresse nicht genügend für die Freundschaft von 1870 unterstützt zu sein, und Frankreich desgleichen, weil es 1870 von Deutschland besiegt war und Elsaß-Lothringen im Bunde mit Rußland wiedergewinnen wollte.

Dieser Wunsch, Elsaß-Lothringen wieder haben zu wollen, widerspricht auch dem folgerichtigen Gedanken der Republik, denn zu dem Inhalt des Begriffes Republik gehört es, auf Eroberungen zu verzichten, wenn die Bewohner verlorener Länder in ihren Rechten als Staatsbürger nicht geschädigt worden sind, keine deminutio libertatis erlitten haben. Daß nun die Elsaß-Lothringer diese deminutio erlitten haben, das wird hoffentlich kein Franzose behaupten wollen, wenn er die Rechte, die jene im Deutschen Reiche haben, sine ira et studio abwägt, allenfalls werden einige Notabeln es allerdings behaupten. Allein, wie gesagt, nicht die Abstractionen herrschen, sondern Menschen. Daher kann man es wohl verstehen, daß einerseits die Opportunisten in Frankreich nichts des Widerspruchs dabei finden, mit dem Autokraten in Petersburg im Bunde zu stehen, wenn Aussicht auf Hülfe gegen Deutschland ist, daß andererseits der Autokrat in Petersburg die Marseillaise sogar stehend anhört, wenn man in Rußland bei Frankreich eine Anleihe zu machen wünscht; man kann aber auch weiter verstehen, daß dieser Bund entzwei geht, sobald in Frankreich ein Mann regiert, der den Begriff der volkssouveränen Republik mit Ernst und Consequenz handhabt, und in Rußland einer, der in gleichem Maße autokratisch ist.

Der Moment für diesen Gegensatz ist jetzt da, denn in Frankreich regiert Herr Clemenceau radical und mit dem Parlament, dem Darsteller der Volkssouveränität, in Rußland Herr Stolypin autokratisch und ohne Parlament, denn die Duma ist einmal wieder aufgelöst worden.

Aber gerade bei dem Auftauchen dieses Gegensatzes braucht Rußland wieder einmal Geld und fast gewohnheitsmäßig wendet es sich an Frankreich, daß dieses ihm etwas leihe. Aus keinem andern Lande der Welt nämlich hat Rußland so viel Geld geborgt, wie aus Frankreich; auf viele Milliarden beziffert sich der Werth der russischen Anleihepapiere, die in Frankreich untergebracht sind. Aber trotzdem hat in der russischen Staatscasse wiederum das Anleihebedürfniß sich eingestellt. Daher hat der russische Finanzminister sein Heil in der üblichen Weise wieder versucht, aber vergeblich, denn er hat bei den alten Freunden verschlossene Ohren gefunden. Die radicale Regierung hält zwar officiell an dem politischen Bündniß mit Rußland fest, aber Herr Clemenceau hat erklärt, daß er, so lange es in Rußland keine Volksvertretung gebe, die über die Finanzwirthschaft wache, keine russische Anleihe mehr in Frankreich genehmigen werde.

Mit dieser Erklärung hat Herr Clemenceau den bisher in Frankreich üblichen Opportunismus aufgegeben, dagegen das Princip, auf dem er selbst steht, zum Leitmotiv seines Thuns genommen: die Volkssouveränität unverschleiert. Es ist das eine Culturthat, der in der Culturentwicklung der Menschheit, besonders so weit sie Rechtsgleichheit ist, ein Vorrang zukommt. Etwas mag ja Herr Clemenceau zu diesem Verhalten durch die „entente cordiale“ mit England ermuthigt werden, allein das braucht nicht hoch an Werth angeschlagen zu werden, denn Herr Clemenceau ist auch in anderen Dingen ein gründlicher Republikaner, z. B. im Verhältniß zur Kirche und in Sachen der Einkommensteuer, denn Ausscheidung der Kirchenmacht und Einführung der Einkommensteuer sind Bindungen des socialen Körpers von hochfortschrittlichem Werth, wie wir selbst in Preußen jetzt wieder erfahren haben, seitdem ein § 23 im neuen Einkommensteuergesetz für eine mehr gerechte Vertheilung des nationalen Productionsgewinnes sorgt. Das Einkommensteuergesetz bindet nämlich an die Pflichten und Aufgaben für das Gemeinwesen nicht bloß die misera contribuens plebs, sondern auch den Commerzienrath und Millionär, denn ein Jeder wird durch dieses besteuert wirklich nach Vermögen.

Diese Wandlung der französischen Politik hat auch eine historische Bedeutung, denn historisch hat sie ihre Vorläuferin in der Wandlung des französischen Staates 1789, in der großen Revolution.

Es ist bekannt, daß Ludwig XVI. in einer ähnlichen Lage, wie jetzt Nicolaus II., zuerst die sogenannten Notabeln berufen hat, damit er mit ihnen die Finanzen Frankreichs sanirte, wie man jetzt sagt; es ist ferner bekannt, daß die Notablen erklärt haben, zu einer Sanirung der Finanzen etwa durch Anleihen oder Steuererhöhungen nicht berechtigt zu sein, da ihnen der Auftrag durch das Volk abginge; es ist endlich bekannt, daß 1789 die Nationalversammlung mit Volksauftrag berufen worden ist. Die Nationalversammlung ist dadurch die Gründerin des modernen Frankreichs geworden und Herr Clemenceau ist dieses Frankreichs leitender Minister.

Dies moderne Frankreich hat sich in verschiedenen Formen dargestellt, je nach dem die Classen waren, von denen es regiert worden ist; zuerst ist es von Napoleon und seinen Marschällen regiert worden, (la recherche de la paternité est interdite ist eine Militärformel); dann von den Bourbonen, die auf die Formel Legitimität sich was zu Gute thaten, dann von Louis Philipp und den Plutokraten, dann von Louis Napoleon, der die Militärdictatur des Oheims nachahmte, dann als Republik zuerst von dem Bourgeois Thiers, dann dem Imperialisten Mac Mahon, dann von den Opportunisten, endlich von den Republikanern sans phrase Loubet und Fallières und ihren Genossen, z. B. Herrn Clemenceau. Diese Männer, die kaum Erinnerungen an Napoleons Imperium und Louis Philipps Bürgerkönigthum haben mögen, leben in den Forderungen der Formel Republik. Für dies Urtheil dienen als Beweise der Sturz des Clericalismus, die Entpolitisirung des Militarismus und das Einkommensteuergesetz, das von Notabeln, Opportunisten und ähnlichen Halbcharakteren nicht gebilligt wird.

Mit den verschiedenen opportunistischen Cliquen hat Rußland bisher sich vertragen können, zumal es selbst nur opportunistisch zu sein brauchte, mit Herrn Clemenceau jedoch, der nicht Opportunist aus Grundsatz, sondern allenfalls aus Noth ist, ist dies gute Einverständniß nicht gut möglich, denn Herr Clemenceau, der streng die Formel Republik befolgt, fordert von dem Bundesgenossen, daß er mit ihm die gleiche Rechtsformel anerkenne.

An die consequente Constitutionalisirung Rußlands will Herr Stolypin nicht herantreten; darum hat er die Duma entlassen und für die Schaffung einer neuen Duma ein Wahlgesetz erlassen, durch welches die Bewohner der Ukrainen, wie Polens, der Kaukasusländer u. s. w. an der Gesetzgebung nur einen geringen Antheil erhalten, die Russen selbst aber den Löwenantheil, so daß sie eigentlich die Herren der Andern bleiben. Das ist aber eine Wirkung, die den moralischen

Digitized by Google

Bestrebungen der Gegenwart, von denen Herr Witte einmal mit Emphase gesprochen, geradezu widerspricht, denn diese moralischen Bestrebungen zielen auf Freiheit, nicht Herrschaft und Unterdrückung, oder Darstellung der Menschenrechte durch das allgemeine Wahlrecht. Es ist das einmal die Formel, in welcher die civilisirte Menschheit die elementarste Bindung zu Gemeinschaften sucht und versteht. „Alles was Menschenantlitz trägt", muß frei und gleich sein," hat Fichte gesagt. Es ist daher zu fürchten, daß die theilweis rechtlos bleibenden Bewohner der Ukrainen mit der Duma nach dem neuen Wahlgesetz nicht zufrieden sein werden. Darum auch wird diese Duma nicht eine vollberechtigte Vertreterin des russischen Volkes werden.

Die regierenden Herrscher in Rußland haben leider Jahrzehnte gezaudert, weniger radicale Reformen zu machen, als jetzt von dem Volke gefordert werden. Jetzt, da Reformen nicht mehr vermeidbar sind, erhebt das Volk mit der radicalsten Formel Anspruch auf Theilnahme an der Gesetzgebung. Und nur eine neue Duma nach dieser radicalsten Formel kann Herr Clemenceau gebrauchen, denn eine Duma, in der nur Classen oder Cliquen von Opportunisten vertreten sind, kann ihm nicht genügende Bürgschaft gewähren, weder moralische noch materielle, das kann bei dem Gedankeninhalt der jetzt Lebenden nur das ganze Volk.

Herr Clemenceau und sein Frankreich erfüllen mit dieser Forderung nach einer vollberechtigten Duma den historischen Beruf, den jede große Nation hat, civilisatorisch auf andere Völker zu wirken oder, um eine echt französische Formel zu gebrauchen, die Ideen der französischen Revolution um die Erde zu tragen. So hat Frankreich in den letzten Jahrzehnten auch auf Deutschland gewirkt: durch Napoleon zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts, durch Gambetta zum Erlaß der socialen Gesetze.

Rußland — nein — vielmehr die in ihm herrschenden Familien, Cliquen und Stände, wie Adel und Geistlichkeit, und mit ihnen die sogenannten echt russischen Leute haben bisher sich gesträubt, die Verfassung oder Bindung des Ganzen constitutionell zu gestalten, sie haben, indem sie um ihre bevorzugte Stellung kämpften, in unzulässiger Verallgemeinerung diese Constitution für ausländisch und unrussisch erklärt, endlich aber haben sie durch schlechte Wirthschaft überhaupt, (sie nahmen eben, indem sie vorgaben, den Kaiser zu schützen, Kirche und Staat zum Lohn), dann besonders durch den Krieg mit Japan so viel unnütze Ausgaben gemacht, daß trotz des notorischen Reichthums des Landes Anleihen beim Auslande nothwendig wurden. Die Cliquen, auch hohen Freunde und Vettern, wie es in dem Geheimvertrage mit Japan heißt, haben eben nicht für das Gemeinwohl, sondern für ihr Eigenwohl gewirthschaftet. Ist doch der Krieg mit Japan auch nur wegen der Speculation einer Clique auf den Gewinn aus den Wäldern der Mandschurei und Koreas unternommen worden! Es herrscht darum in Rußland dieselbe Mißwirthschaft mit ihren Folgen, wie unter den letzten Ludwigen in Frankreich geherrscht hat.

Wer den Satz anerkennt, daß Menschen unter denselben Lebenslagen ähnlich denken und handeln, oder dachten und handelten, mögen sie nun in Rußland oder Frankreich oder in der Schweiz leben oder in Rom und Athen gelebt haben, der wird zugeben, daß zwischen der großen französischen Revolution und den Vorgängen jetzt in Rußland viel Aehnlichkeiten bestehen, nicht bloß die Aehnlichkeit der Ursachen, sondern Aehnlichkeiten der einzelnen Vorgänge. Wer darüber sich unterrichten und Einsicht in diese Dinge gewinnen will, der lese Carlyles Geschichte der französischen Revolution. Aus dieser Geschichte wird er nicht bloß viele der bisher geschehenen Thaten in Rußland verstehen, sondern auch den Verlauf der Dinge in der Zukunft vorausahnen. Man kann ja diese Behauptung im Einzelnen bestreiten, aber im Bilde will ich darauf erwidern, daß Rußland jetzt wie Frankreich damals tiefen Strömen gleichen, deren Oberflächen wohl verschieden schillern mögen, deren Unterströme aber denselben Trieb haben. Man kann darum ohne Besorgniß, einer Uebereilung geziehen zu werden, sagen, daß das russische Volk sammt den Bewohnern der Ukrainen nicht eher zu einer erträglichen Ruhe im Gleichgewicht aller Kräfte kommen wird, als bis constitutionelle Forderungen für das Beieinanderleben der Menschen eingeführt sind, gerade wie in Frankreich und den andern Ländern Europas, auch wenn es noch so sehr über Leichen und durch Blut gehen müßte. Das Urtheil von der typischen Beschaffenheit der Nationen ist nur ein Idol, denn Nationen sind nur historisch-geographische Gruppirungen von Menschen.

Natürlich haben die in Rußland regierenden Vettern und echt russischen Leute Herrn Clemenceau das Betragen übel genommen und in aristokratischer Ueberhebung auf sein republikanisches Frankreich geschimpft (oder nach dem Donner gegriffen), aber ebenso hat Herr Clemenceau dies Zanken übelgenommen und zurückgegeben. Dieser Vorgang ist wirklich interessant, denn die Streitenden charakterisiren sich in ihm vortrefflich. Da reden die Russen, besonders die Militärs, schlecht von der französischen Armee, indem sie diese als ein völlig unbrauchbares Kriegsinstrument hinstellen. Das thun dieselben Männer, die weit hinten in Asien doch auch nicht gerade ein gutes Kriegsinstrument an ihrer Armee gehabt haben. Um sich in diese Dinge weiter hinauszuversetzen, braucht man nur zu lesen, ein wie schönes Oberglied dieses Instrumentes, der General Stössel, der ausgezeichnete Vertheidiger von Port Arthur, gewesen ist; braucht man ferner nur an die Verwendung bezw. Verschleuderung der Proviantransporte und der Liebesgaben zu denken. Bekanntlich hat der derbe Soldat diese Liebesgaben, die unter dem rothen Kreuz gefahren wurden, den rothen Trog genannt, den Trog, weil jeder aus ihm sich satt—essen konnte.

Ja — in dem echten Uebermuth des rohen Landsknechtes rufen sie den Franzosen zu, froh zu sein, einen Schuldner, der Zinsen für aufgespeichertes Geld zahle, gefunden zu haben. „Rußland könne den Franzosen keinen schlimmern Streich spielen, als die Milliarden zurückzuzahlen."

Frankreich (Matin) erwidert auf diesen Undank und Hohn ganz bissig: „Frankreich hat Rußland (d. h. der Sparer dem Verschwender) einen sehr schlechten Dienst erwiesen, als es ihm alles Geld lieh, das es von ihm verlangte. Die Milliarden werden einer Regierung anvertraut, die, statt damit die großen Reichthümer des Landes zu heben und dem russischen Volke ein wenig Wohlergehen zu bereiten, sie vergeudet und namentlich auf ein jämmerliches Abenteuer zum Vortheil einiger Langfinger angelegt hat, die ungestraft geblieben sind. Wie dieses Abenteuer geendet hat, ist ja bekannt. Daraus folgt aber nicht, daß wir, wenn Rußland uns das Geld wiedergeben will, es zurückweisen würden, weil wir angeblich nicht wüßten, was damit anzufangen. Es lasse das nicht seine Sorge sein. Unsere Casse ist geöffnet; wir erwarten Rußlands Handbewegung."

Als Antwort auf die französischen Preßstimmen erwidert dann das Petersburger Blatt „Russija", das allgemein für das Organ des Ministerpräsidenten Stolypin gilt, daß Frankreich durch seine finanzielle Situation genöthigt sei, dem Auslande Geld zu leihen. In dieser Lage könne es keine bessere Anlage finden als in russischen Werthen. Wenn es Rußland Geld leihe, so sei das ein gutes Geschäft, aber keine Wohlthätigkeit. Rußland würde es im Nothfalle gar nicht darauf ankommen, die Zinszahlungen an seine französischen Gläubiger einzustellen."

Neite Geschäftsprincipien! kann man dabei ausrufen. „Wenn Ihr nicht artig seid, dann machen wir mit Eurem Gelde Bankerott." Die reine Hunnen-Ethik. „Wenn Ihr uns nicht die Hälfte von Eurer Habe abgebt, dann schlagen wir Alles entzwei."

Digitized by Google

Einer andern Zeitung, der „Nowoje Wremja“, ist dabei allerdings die Erkenntniß aufgegangen, daß das Verhältniß beider Länder beginne anders zu werden, daß das Zusammengehen mit Frankreich jeden Werth für Rußland verloren habe. Nach dem Friedensschluß, als die innern Unruhen in Rußland ausbrachen, hätten die französischen Regierungskreise der russischen Regierung officiell den Rücken gedreht und die Revolutionäre unterstützt.“

Für den Kenner psychischer bez. völkerpsychischer Wandlungen ist das nicht auffällig, sondern selbstverständlich: Gleichgestimmtes erklingt mit Gleichgestimmtem! Das Staatensystem von Europa ist ein System großer, im Gleichgewicht aneinander ruhender Körper; doch ist das Gleichgewicht nicht stabil, nur labil, und neigt sich, sobald einer der Körper innerlich erbebt, wie Rußland. Dann beginnen sie wiederum einander zu reiben, bis sie wieder das Gleichgewicht erlangt haben. In einer solchen Periode des Strebens nach einem neuen Gleichgewicht stehen jetzt die Staaten Europas.

Was wird nun werden, nachdem die Colosse des Zweibundes aus ihrer Lage bisher gefallen sind? Wird Rußland sich an Deutschland anlehnen mit der Bitte um Geld? Stößt es da aber nicht auf denselben Gegensatz wie bei Frankreich? Denn auch Deutschlands Verfassung ist nicht autokratisch, wie die Rußlands, sondern constitutionell, wie die Frankreichs. Will Deutschland in seinem Princip folgerecht sein, wie Frankreich, so kann es auch nur so handeln wie Frankreich; es kann auch nur Geld leihen an ein Rußland, welches durch constitutionelle Formen Gewähr bietet, daß die geliehenen Gelder im Interesse des ganzen Landes verwandt werden. Man sage nicht, daß das Einmischung sei; nein, es ist einfache berechtigte Vorsicht, daß diese Gelder nicht zu Kriegsmitteln gegen uns verwandt werden; daß dies geschehe, ist von dem ganzen russischen Volke in absehbarer Zeit nicht zu fürchten, im Gegentheil ist von diesem zu hoffen, daß es friedliebender wird, als es schon ist; nur von der militärischen Clique ist Störung zu fürchten. Doch diese Betrachtung überschreitet die Grenze.

Die französische Armee im Jahre 1907.

Von Rittmeister v. Witzleben (Köln).

Noch in keinem Jahre zuvor ist das französische Parlament und die Presse mit so scharfer Kritik an die eigene Armee herangegangen, wie es jetzt kürzlich bei der Berathung des diesjährigen Militäretats der Fall gewesen ist. Worin der Grund für diese auffallende Thatsache zu suchen ist, ist eine schwer zu entscheidende Frage angesichts der wechselnden politischen Strömungen, die Frankreich beherrschen und bei allen großen militärischen Entscheidungen eine so wichtige Rolle spielen. Das Eine aber steht fest, daß die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Heere sich nach oben wie nach unten richtet, daß dabei namentlich die verminderte Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der höheren Führer, der Generalität überhaupt, beklagt wird, und daß auf der andern Seite die Bedenken darüber immer lauter werden, daß Frankreich durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit auf einen falschen Weg gerathen sei und dadurch den Aufbau seiner ganzen Heeresorganisation ins Wanken gebracht habe. Ein sehr deutliches Bild von diesen thatsächlichen Verhältnissen giebt der eingehende Bericht des Abgeordneten Messimy über das Heeresbudget für 1907. In scharfen Worten verurtheilt der Deputirte, daß die französische Armee viel zu zahlreiche und zu alte Generale habe und damit immer mehr in den Hintergrund gerathe im Vergleich zur benachbarten deutschen Armee. In Commissionen und Comités, technischer und berathender Natur, säßen fast ausschließlich Generale, die so gut wie nichts zu thun hätten und hier nur untergebracht seien, weil man sie bis zur Altersgrenze behalten müsse und in der Front nicht mehr verwenden könne. Dem Staate erwüchsen daraus unverhältnißmäßig hohe Kosten, während die Armee von diesen Officieren nicht den mindesten Nutzen habe. Auch dem Generalstab wirft Messimy vor, daß er mit viel zu viel hohen Officieren bedacht sei, die mit Verwaltungsarbeiten beschäftigt würden, für die sie nicht genügend vorgebildet seien, und die sie auch eigentlich nichts angingen. Der Berichterstatter fordert daher, daß die Stellen von 10 Divisions- und 20 Brigadegeneralen gestrichen würden, wodurch allein eine Ersparniß von 567 000 Francs gemacht werde, und er verlangt weiter ein Herabsetzen der Altersgrenze für die gesammte Generalität einheitlich auf 60 Jahre, während sie gegenwärtig für die Divisionsgenerale auf 65 Jahre und für die Brigadegenerale auf 62 Jahre normirt ist.

Unsers Erachtens liegen die Altersverhältnisse bei der französischen Armee nicht ganz so ungünstig, wie M. Messimy sie hier geschildert hat. Die Rangliste von 1907 giebt darüber wie auch noch über andere Punkte sehr genaue und interessante Aufschlüsse. An Divisionsgeneralen zählt die Armee im Mutterlande 110. Davon werden 2 Generale (Billot und Jamont) ohne Altersgrenze in die Reihe der activen Officiere eingerechnet, weil sie vorm Feinde eine Armee geführt haben, während General Duchesne, geboren 1837, bis zum 70. Jahre in Activität bleibt, weil er sich als Eroberer von Madagascar besonders ausgezeichnet hat. Von den übrigen 107 Divisionsgeneralen erreichen 13 in diesem Jahre das 65. Lebensjahr, scheiden also aus, sonst ist das Durchschnittsalter dieser Generalsclasse 61 Jahre, der jüngste von ihnen, General Picquart, ist noch nicht 53 Jahre alt. Drei der Divisionsgenerale sind aus dem Soldatenstande hervorgegangen. Etwas weniger günstig stellen sich die Altersverhältnisse mit 58 Jahren 9 Monaten im Durchschnitt bei den vorhandenen 220 Brigadegeneralen. Das liegt aber mit daran, daß allein in diesem Jahre die hohe Zahl von 30 dieser Generale mit 62 Jahren die Altersgrenze erreicht, während nur einer (General Legrand) erst 50 Jahre alt ist und schon 61 das 60. Lebensjahr überschritten haben. Auch fällt bei dieser Beurtheilung ins Gewicht, daß 13 Brigadegenerale von der Pike auf gedient haben. Erwägt man aber dazu, daß nach vorstehender Aufstellung im Laufe von 1907 zusammen 45 Generale (einschließlich der Generale Duchesne und Dodds, dieser von der Colonialarmee) im 65. und 62. Lebensjahr zurücktreten, so kann man, wenigstens für einen Theil dieses Jahres, nicht gerade sagen, daß die französische Generalität überaltert sei, ganz abgesehen davon, daß in ihrer Mitte sich eine große Zahl hervorragend tüchtiger Männer findet.

Im gegenwärtigen französischen Parlament ist man nicht mit uns der gleichen Ansicht und steht mehr auf dem Standpunkt des Budgetberichterstatters und einer durchgreifenden Reform der Generalität. Allerdings scheint es, als ob man auf anderem Wege als lediglich durch eine neue gesetzliche Regelung der Altersgrenze zum Ziele zu gelangen hofft, gleichzeitig zum Vortheil auch aller übrigen Officiersgrade. Freilich nicht dadurch, was zuerst versucht wurde, als Kriegsminister Etienne unterm 2. Februar 1906 ein Rundschreiben an die commandirenden Generale erließ, und sie darin aufforderte, ihm diejenigen Generale ihres Corpsbereichs namhaft zu machen, die dienstuntauglich seien, worauf keine einzige Meldung einging. Vielmehr wird angestrebt, dadurch eine Verjüngung nicht nur der Generalität, sondern des gesammten Officiercorps zu erreichen, daß durch eine Gesetzesvorlage bestimmt wird, nur derjenige Officier dürfe in die nächst höhere Charge befördert werden, der diese noch sechs Jahre bekleiden kann, ohne die gesetzliche Altersgrenze zu erreichen. Mit anderen Worten soll ein Brigadegeneral, der im 60. Lebensjahr steht, verabschiedet werden, weil er nicht mehr volle 6 Jahre in der höheren Stellung eines

Digitized by Google

Divisionsgenerals bleiben kann, sondern schon ein Jahr zuvor, d. h. mit 65 Jahren an die Altersgrenze gelangt. In gleicher Lage würden der Oberst mit 56 Jahren, der Oberstleutnant mit 54, der Major mit 52, der Hauptmann mit 50 Jahren sein; sie alle könnten nicht 6 Jahre lang die nächsthöhere Stellung einnehmen, müßten daher schon in ihrer bisherigen Charge pensionirt werden, weil sie sonst zu alt würden. Gegen diesen Modus, der ja mancherlei für sich hat, um namentlich die Führerstellen in der Armee mit jüngeren Kräften zu besetzen, ist zunächst der Einwand erhoben worden, daß derjenige Officier in noch rüstigen Jahren, der genau wüßte, daß er nicht mehr befördert werden könnte, es schon in den letzten Jahren seiner Dienstzeit an Eifer und Berufsfreudigkeit würde fehlen lassen, wodurch naturgemäß die Armee allmälig auf ein niedrigeres Niveau von Leistungsfähigkeit herabgedrückt werden würde. Aber die Anhänger des neuen Gesetzvorschlages wollen von diesem Bedenken durchaus nichts wissen, und meinen, daß es bereits heute z. B. eine große Anzahl von Bataillonscommandeuren gebe, die ganz genau wüßten, daß sie niemals ein Regiment bekommen und die deßhalb doch bis zum letzten Augenblick ihre Pflicht thäten. Vielleicht aber sei es ein Act der Billigkeit, denjenigen Officieren, die von den Folgen des vorgeschlagenen Gesetzes betroffen würden, gleichsam als Entschädigung die Pension der nächsthöheren Charge zu gewähren. Die dadurch entstehenden Mehrkosten würden ausgeglichen werden durch den Ausfall einiger Generalstellen, von denen vorhin die Rede war.

Es wird auf der Basis dieser Reformen interessant sein zu verfolgen, wie sich die Zusammensetzung des französischen Offiziercorps, insbesondere der Generalität, in Zukunft gestalten wird, und ob mit der geplanten Verjüngung der richtige Weg gefunden ist, die jetzt angeblich verminderte Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der höheren Führer aufzufrischen und neu zu beleben.

Wie steht es nun aber mit der zweijährigen Dienstzeit in Frankreich? Sie ist ja, wie wir gesehen haben, der zweite Punkt der Besorgnisse der leitenden militärischen Kreise. Nun ist das Gesetz vom 21. März 1905, durch das die zweijährige Dienstzeit in Frankreich eingeführt wurde, insofern bereits in Kraft, als der Rekrutenjahrgang 1905, der im Herbst vergangenen Jahres unter die Fahne trat, der erste ist, der auf Grund obigen Gesetzes ausgehoben wurde. Es ist aber unrichtig, auf Grund dieser Thatsache zu behaupten, wie dies vielfach geschehen ist, daß die zweijährige Dienstzeit in Frankreich praktisch bereits durchgeführt sei; denn in Wirklichkeit setzt sich die heutige französische Armee aus drei Jahrgängen zusammen, und erst wenn im Juli und Herbst dieses Jahres die Altersclassen von 1903 und 1904 entlassen sein werden und das Heer alsdann nur aus den beiden Jahrgängen 1905 und 1906 zusammengesetzt ist, kann von der vollendeten Durchführung der Bestimmungen über die verkürzte Dienstzeit die Rede sein. Inzwischen aber hat das neue Gesetz doch schon jetzt seine Schatten vorausgeworfen und, wie die Verhandlungen in der Kammer und im Senat erkennen lassen, den zahlreichen Gegnern recht gegeben, die von Anfang an behaupteten, es werde damit die Durchschnitts-Friedensstärke des Heeres von 574 000 Mann, einschließlich der Gendarmerie, ernstlich in Frage gestellt werden und mithin der numerische Vergleich mit der deutschen Armee sich immer ungünstiger gestalten. Freilich hat der Kriegsminister in den Parlamenten versucht, die Volksvertreter über diese ungünstigen Zahlenaufstellungen hinwegzubringen, indem er ihnen vorhielt, wie unvernünftig es sei, wenn die Nation sich fortwährend durch die nun einmal gegebenen und längst bekannten günstigen Bevölkerungsziffern in Deutschland gleichsam „hypnotisiren" lasse, anstatt die Augen nach vorwärts zu richten und mit ihm nach einem „Kleide zu suchen, das sich für die französischen Verhältnisse zuschneiden lasse" (faire un habit à notre taille), und die vorhandenen Blößen geschickt bedecke. Aber auf der andern Seite hat auch Piquardt nicht in Abrede stellen können, daß sich die Hoffnungen auf theilweisen Ersatz des dritten Jahrganges durch Freiwillige und Capitulanten in den Reihen der Brigadiers, Caporale und Gemeinen, bisher nicht erfüllt hätten. Als seiner Zeit das neue Rekrutirungsgesetz im Senat berathen wurde, hieß es vom Ministertische aus, um das Gesetz durchzudrücken, daß nach ungefährer Schätzung auf 11 500 capitulirende Brigadiers und Caporale und auf 10 000 capitulirende Gemeine zu rechnen sei, mithin Lücken im Friedensstande des Heeres schwerlich eintreten könnten. Aber schon am 1. October 1905 zeigte es sich, daß jene Berechnungen unrichtig waren, denn es fanden sich nur 3194 Caporale und Brigadiers und 1894 Gemeine zu Capitulationen bereit. Auch am 1. October 1906 trat keine erhebliche Erhöhung in diesen Zahlen ein, da 3281 Caporale und Brigadiers und 1995 Gemeine gegen das Vorjahr nur einen Zuwachs von 87 resp. 101 Mann brachten. Und auch für 1907 sind augenscheinlich die Erwartungen der Regierung auf sehr viel höhere Capitulantenziffern nicht erheblich besser gestellt, denn in den Erläuterungen zu seinem Voranschlage, die der Kriegsminister vor der Budgetcommission gegeben hat, rechnet er nur mit 3500 Gradirten und 2200 Gemeinen als Capitulanten, während er in der Etatsaufstellung selbst die Höhe der Capitulanten noch mit 6200 resp. 3500 Mann beziffert hat.

Weit günstiger liegen die Verhältnisse bei den capitulirenden Unteroffizieren. Nach Paragraph 59 des Gesetzes vom 21. März 1905 dürfen $^3/_4$ aller Unteroffiziere Capitulanten sein und die Höchstziffer von 30 600 erreichen. Davon waren am 1. November 1905 schon 26 261 vorhanden und am 1. November 1906 28 755, so daß das eine Jahr einen Zuwachs von 2494 capitulirenden Unteroffizieren gebracht hat. Die Wahrscheinlichkeit ist daher nicht gering, daß am 1. November dieses Jahres die an der Maximalziffer noch rund fehlenden 1900 Unteroffiziere gefunden sein werden.

Da aber mit der hinreichenden Zahl capitulirender Unteroffiziere nicht alle Ausfälle an Ersatz zu decken sind, sich auch ein Ausgleich unter den verschiedenen Capitulantengraden schon Mangels budgetärer Mittel nicht erreichen läßt und daher in weiten Kreisen die Bedenken immer größer werden, daß von diesem Jahre ab die Friedenspräsenzstärke des Heeres thatsächlich herabgesetzt werden muß, falls nicht auch die erforderlichen 21 500 Capitulanten unter den Caporalen, Brigadiers und Gemeinen sicherzustellen sind, sind jetzt sowohl die öffentliche Meinung wie die Volksvertreter in den Parlamenten mit Vorschlägen hervorgetreten, durch welche Mittel am schnellsten und sichersten die vorhandenen Lücken gedeckt werden könnten. Uebereinstimmung scheint bereits dahin erzielt zu sein, daß unter allen Umständen die Capitulanten sämmtlicher Truppen im Mutterlande ohne Unterscheidung nach Waffen die gleich hohe Tageszulage zur Löhnung erhalten müssen, wie sie für die Colonialtruppen festgesetzt ist, die ihren Bedarf an Capitulanten immer vollzählig gedeckt haben. Augenblicklich liegen die Dinge bei der Armee in Frankreich so, daß die Caporale und Brigadiers der berittenen Waffen nach abgeschlossener Capitulation einen Zuschuß von täglich 70 Centimes, die der Fußtruppen von 60 Centimes erhalten, während an die Gemeinen ein Zuschuß von nur 40 resp. 20 Centimes gezahlt wird. Bei der Colonialarmee, die ja keine berittenen Waffen hat, sind für die Caporale 80 Centimes, für die Gemeinen 50 Centimes festgesetzt. Außer dieser Zulage soll den Capitulanten der Armee im Mutterlande, je nachdem sie sich nach Ablauf ihrer zweijährigen Dienstpflicht auf zwei oder drei weitere Jahre verpflichten, eine Prämie von 300 bis 500 Francs bewilligt werden. Dieser Vorschlag erscheint der Mehrheit empfehlenswerther als die bei der Colonialarmee geltende Bestimmung,

Digitized by Google

nach welcher hier jeder Capitulant außer der Militärmedaille eine Prämie von 100 Francs erhält. „Die Medaille sei mehr für die Eitelkeit des jungen Soldaten berechnet und hätte ja auch schon ihre guten Dienste gethan; aber bei den gesteigerten Anforderungen an die Lebensführung der Gegenwart werde eine materielle Besserung seiner Lage von nachhaltigerem Eindruck auf den zur Capitulation geneigten Soldaten sein. Eine Auszeichnung, etwa durch ein Band oder ein ähnliches Abzeichen, könne ja nebenbei auch noch ins Auge gefaßt werden."

Was aber die Franzosen beginnen werden, um ein Herabsetzen des Friedenseffectivs der Armee selbst dann noch zu verhindern, wenn auch die erneuerten Versuche scheitern sollten, mehr Capitulanten unter den Caporalen und Gemeinen zu gewinnen, ist eine schwer zu entscheidende Frage. Unter Umständen wird nichts anderes übrig bleiben, als neue Zugeständnisse zu machen oder durch Gesetz die bedingungsweise Verlängerung der Dienstpflicht für einen Theil des ältesten Jahrescontingents durchzusetzen. Denn so weit gehen auch die fanatischsten Anhänger des Abrüstungsgedankens in Frankreich nicht, daß sie eine Verminderung der eigenen Wehrkraft wünschen.

Vor Cypern.

Aus meiner „Romantischen Reise im Orient".

Von Karl Hans Strobl (Brünn).

Der Capitän hatte uns fest versprochen, daß wir Morgens in Beirut ans Land gehen würden. Wir hätten nämlich schon am Nachmittag des Tages vorher in Beirut eintreffen sollen, aber in den Meeren, die von den Irrfahrten des Odysseus durchkreuzt und durchquert worden waren, scheinen die Meergottheiten selten zur Ruhe zu kommen. Drei Tritonen, denen wir bei Cap Matapan begegneten, erklärten mir, sie hätten es satt, dem alten Okeanos weiter zu Diensten zu sein. Er habe vom Grogtrinken die Gicht und sei immer schlechter Laune. Sie sahen jämmerlich genug aus, die armen Kerle, die Haare hingen ihnen über die Augen, den Flossen fehlte alle Eleganz und man mochte sie eher für Waschlappen halten, als für anständige Tritonenflossen. Eine Weile schwammen sie hinter uns drein und seufzend zeigten sie mir ihre Hände, die Blasen hatten, vom vielen Aufwühlen des Meeres.

Der eine war dabei gewesen, als die „Imperatrix" bei Kreta auf den Felsen stieß. Und er wußte es sehr beweglich zu schildern, wie es dabei zugegangen war. Dabei kam er etwas in Begeisterung und seine grünen Augen funkelten zwischen den wie Seetang blasigen Haaren. Er war es auch gewesen, der mit dem Rücken das Rettungsboot umgeworfen hatte. Und, als er das Gewimmel der Ertrinkenden im Wasser beschrieb, war er fast heiter anzusehen. Wie die langen Wellen über das Schiff hergefallen waren, wie sie klatschend über das Deck hingefegt hatten, das vermochte ich mir sehr gut vorzustellen, denn unser alter Ettore tanzte eben einen äußerst gewagten Cake walk zwischen grünen, mit weißem Schaum gekrönten Wogenmauern.

Ich lud den Tritonen, der in einer der Schaumkronen fast senkrecht ober meinem Kopf hing, ein, auf Deck zu kommen und nahm dabei heimlich ein altes Tau-Ende in die Hand. Er dankte und erklärte, sie müßten gleich weiter. Sie hätten viel zu thun, um den alten Grobian zufrieden zu stellen. Viel zu thun und nur selten ein so hübsches und interessantes Abenteuer wie damals mit der „Imperatrix". Sie hätten deßhalb beschlossen, erklärte mir ein anderer, den Dienst zu verlassen und an Land zu gehen. Es war ein kleiner Kerl mit purpurrothem Haar — ich bin überzeugt, daß er es mit Purpurschnecken färbte — breiten Schultern und einer noch nicht ganz verheilten Bißwunde auf der Brust. Von einer korallenrothen Wasserschlange, mit der er bei Kephalonia gerauft hatte. Sie wollten also ans Land gehen und, wie sie mir sagten, in Triest bei der österreichischen Finanzwache eine Anstellung suchen. Ich war in allen meinen Menschgefühlen noch über die Geschichte mit der „Imperatrix" empört und rieth ihnen also wärmstens zu diesem Schritt. Sie dankten mir und tauchten unter, nachdem sie sich noch vorher durch die Warnung erkenntlich gezeigt hatten, ich möge mich, da wir Nachts an Ovo Island vorbei kämen, in der Nähe eines Rettungsgürtels etabliren.

Aber Capitän Garmelich machte der allgemeinen guten Meinung von der außerordentlichen See-Tüchtigkeit der dalmatinischen Kroaten alle Ehre. Während des Nachtmahls war er zwar etwas nervös und sah alle Augenblicke nach seiner Uhr, sprach auch weniger als sonst, trank nicht einmal seine Flasche Rothwein aus, und vergaß sogar, mir eine Virginier anzubieten. Aber ich verzeihe ihm diesen Verstoß, denn er hat uns um zehn Uhr Nachts so glatt an Ovo Island vorbei gebracht, daß es eine Freude war — und als er um halb Elf von der Commandobrücke kam, erinnerte er sich doch noch an die Virginier.

Ovo Island ist ein kleiner Felsen nördlich von Kreta, ein Riff mit keiner anderen Bestimmung, als gelegentlich einem unvorsichtigen Schiff den Garaus zu machen. Wäre dieser Felsen, der mitten im Kurs der Lloydschiffe nach Beirut liegt, in irgend einem anderen Meere, so hätte er längst sein Leuchtfeuer und einen ganzen Kranz von Feuerbojen und Gott weiß, was noch alles, im weiten Umkreis. Hier aber ragt er ebenso schwarz und unbeleuchtet aus dem Meer, wie das Riff, auf dem die Imperatrix aufrannte, wie ein plötzlicher, brutaler Einfall, der ein Gespräch stört, wie eine Behauptung eines Menschen, dem aller Tact fehlt, in einer Debatte über ein anderes Thema.

Die Seefahrerei ist kein Geschäft für Leute mit schwachen Nerven. Ruhe und Besonnenheit sind die ersten Bedingungen.

Ein österreichischer Consulatsbeamter, der von Brindisi nach Beirut fuhr, war durch die Erwartung, daß wir in völliger Finsterniß an dem berüchtigten Felsen vorbei mußten, etwas irritirt. Es könnte doch sein, daß man den Kurs verfehlt ... Ich versuchte ihn zu beruhigen, auf der Seekarte sei dieses niederträchtige Eiland nur ein Punkt in weiter Wasserfläche und selbst wenn wir den Kurs verfehlen sollten, so sei die Wahrscheinlichkeit, auf das Riff aufzulaufen, doch nur eins zu neunundneunzig. Aber die Beziehungen zwischen Schiffen und Riffen scheinen ähnlich zu sein, wie die zwischen Betrunkenen und Straßenlaternen. Sie ziehen sich unfehlbar an. Ich konnte mich später selbst davon überzeugen. Während des Nachtmahls hatte der wachthabende Leutnant den Kurs geändert, da der Ettore durch den Nordweststurm etwas zu weit gegen die kretische Küste abgedrängt worden war. Und der neue Kurs, der uns zwischen der Küste und Ovo Island hindurch führen sollte, war, wie mir der Commandant auf der Seekarte zeigte, nicht ganz richtig berechnet und lief geraden Wegs, aber geraden Wegs auf jenen lieblichen Felsen zu.

Uebrigens hörte ich bei dieser Gelegenheit noch einmal die Geschichte der „Imperatrix". Diesmal aus der Seemannsperspective, nachdem ich sie aus der Tritonenperspective schon gehört hatte. Capitän Garmelich war mit seinem Ettore in jener Sturmnacht nämlich gleichfalls an der kretischen Westküste gewesen. Es muß eine fürchterliche Nacht gewesen sein. Ich sah aus dem Schiffsbuch, daß der Dampfer nicht gegen den Sturm anzukämpfen vermocht und in der Stunde nicht mehr als eine halbe Seemeile gemacht hatte. Ich las das für den Seemann fürchterlichste Wort: „Non potendo regere ..." — es war unmöglich geworden zu steuern. Der Capitän wußte nicht, wo er sich befand, gab den vergeblichen

Digitized by Google

Kampf gegen den Sturm auf und ging vor dem Wind, so lang kreuzend, bis der Tag anbrach, der Sturm ein wenig nachließ und man sehen konnte, wo man war. Und das Unglück der „Imperatrix“?

„Mein Gott, ein schlecht berechneter Kurs, der die Abweichung nach dem Land zu gering angenommen hat ... es kann geschehen ... man kann sich irren ...“

Als wir an dem grimmen Felsen vorbei kamen, schob der Mond gerade ein wenig die Wolken auseinander — „der Mond frißt die Wolken“, sagt der italienische Seemannsspruch — und wir konnten ihn sehen. Er liegt wirklich wie ein halbes Ei auf dem Wasser, mit einer so schönen Rundung, als sei er aus dem Spielzeugkasten eines Gigantenkindes gefallen. Und die Brandungswogen tanzten in weißen Hemden um seinen Fuß, wie ein Reigen von Schwanenjungfrauen und Wasserweibern.

Es liegt noch ein zweiter ähnlicher Felsen in dieser Gegend. Aber vor ihm hatten mich die Tritonen nicht gewarnt und ich hatte nun so großes Vertrauen zu unserem Signor Commandante, daß ich ruhig meine Cajüte aufsuchte.

Immerhin hatte uns das tagelange Getanze eine Verzögerung gebracht, aber als uns der Capitän schwur, wir würden am nächsten Morgen in Beirut landen, da war ich vollkommen sicher, daß es geschehen werde nach seinem Worte. Er gab uns diese Versicherung Angesichts der Küste von Cypern und da es sich nicht um einen Liebesschwur handelte, hatte ich keinen Grund, anzunehmen, daß er falsch geschworen habe. In dieser Gegend darf man mit allem Fug gegen Liebesschwüre mißtrauisch sein. Hier herum irgendwo ist nämlich die goldene Aphrodite aus dem Schaum des Meeres geboren worden. Ganz einfach den Wellen entstiegen, ohne Vorbereitung und Apparat, ohne vorherige Schwangerschaft und nachheriges Kindbett, den Wellen entstiegen, an einem strahlenden Abend voll leiser Düfte, oder an einem klaren, helläugigen Morgen, der vor Neid über ihre Schönheit erröthen mußte. Diese Geburt der Aphrodite ist der reinlichste und sauberste Vorgang der ganzen Mythologie, selbst die Geburt der Athene aus dem Haupt des Zeus hat daneben etwas Unappetitliches: man denkt an einen klaffenden Schädel, durch dessen Spalt man die darmähnlichen Windungen des Gehirnes sieht, an eine blutende Kopfwunde, deren Ränder mit verfilzten Haaren verklebt sind, wie es uns von unseren Schlägermensuren her so gut bekannt ist.

Aber hier bei Cypern tauchte Aphrodite aus dem Meer, frisch gewaschen und ohne irgend einer Mutter Beschwerden gemacht zu haben. Ein rechtes Vorbild der Liebe: sie ist sozusagen ohne Berechtigung zum Dasein auf die Welt gekommen, sie ist plötzlich entstanden, wie Neigungen bei Frauen entstehen, sie war auf einmal da, wie die Leidenschaft, ohne daß irgend Jemand — und sie selbst nicht — zu sagen gewußt hätte, warum. Sie flammte aus dem Meer empor, wie eine weiße, schlanke Blüthe stand sie plötzlich auf den sehnsüchtig nach ihren Beinen züngelnden Wellen.

Schade, daß es nicht bei der Sauberkeit und Reinlichkeit dieses mythologischen Vorganges geblieben ist, daß dann später das „Physiologische“ dazu kam. Spermatozoen und Befruchtungsvorgänge, Embryonalzustände und das kleine, schauerliche Drama, das wir als Geburt kennen. „Gebäranstalten“ und „Kreißzimmer“ und „Hebammencurse“ — wie weit ist das von der seligen Schönheit der Geburt Aphrodites aus dem Schaum des Meeres bei Cypern. Sie hätte es nicht zulassen sollen, daß sich irgend ein bösartiger und tückischer Gott mit Menschen und Thieren diesen grotesken, blutigen und schmutzigen Scherz gemacht hat. Daß er unseren Frauen aufgelegt hat, neun Monate „guter Hoffnung“ herumzugehen, „Umstandskleider“ zu tragen und das Wunder von Allen belächeln, besprechen, bewitzeln, betasten, beklopfen und bekopfschütteln zu lassen. Sie hätte darauf bestehen müssen, daß es mit den Menschen, wenn schon nicht so, wie bei ihrer eigenen Geburt, so doch mindestens so wie mit den Pflanzen sei. Ein jauchzendes Blühen und Duften, ein schönes Reifen und endlich ein sachtes Loslösen der Frucht, wie rothwangige Aepfel und saftige Birnen ins hohe Gras gleiten.

Ich habe den Gott Besa als Anstifter dieses grauslichen Scherzes in Verdacht. Einen gebürtigen Aethiopier, der später, als die egyptische Religion verfiel und verfaulte, ins Nilthal vordrang, sich an die Tafel der alten Götter setzte, neben die Aristokraten wie Horus und die intelligente, immer lustige Hat-hor, neben die würdigen Herren Ammon und Ra, die sich vor der Negerausdünstung des Kerls die feingeschnittenen Nasen zuhielten. Eine Caricatur, ein Zwerg, mit einer Federkrone und einem Katzenschwanz und einem immensen Zeugungsapparat.

Er ist bei den Frauen des Nilthals sehr beliebt geworden, dieser scheußliche Afrikaner mit dem aufgetriebenen Bauch, dieser Negergötze aus Gott weiß welchem Winkel des dunkeln Erdtheils. Er half bei Schwangerschaften und Geburtswehen und ist wirklich bei den Frauen sehr beliebt gewesen, dieser Besa. Man findet sein Bild in Thon oder Kupfer oder auch in edlen Steinen auf dem ungeheueren Todtenfeld von Memphis in fast jedem Grab.

Das Meer bei Cypern sah wirklich so aus, als ob sich noch heute das große Wunder Aphrodites erneuern sollte. Ein letzter Reisetag war uns geschenkt, an dem Himmel und Meer einander zulächelten und nach den Stürmen der Tage vorher war es, als habe die Versöhnung nur um dieser schönen Insel willen stattgefunden, die nördlich von unserm Kurs lag. Die Sonne ging zögernd und verklärt hinab, das Meer war glasgrün, aber die Wellenkämme der noch immer leise bewegten See schimmerten rosafarben, zarte Rüschen auf einem weiten, rauschenden Seidenkleid. Im Alterthum war die Insel hochberühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit, sie war das Heiligthum der Meerentstiegenen, besungen von allen Sängern, das Paradies der Liebenden, und wenn Griechenland die Einrichtung der Hochzeitsreisen gekannt hätte, so hätte sie für Jungvermählte dieselbe Rolle gespielt, die man heute unbestritten Venedig eingeräumt hat. Cypern hat dem Kupfer seinen Namen gegeben, den Cypressen, den Cyperkatzen und dem Cyperwein. Mit den Cypressen und den Cyperkatzen ist es fast aus, wie es mit dem Kupfer steht, weiß ich nicht, aber der Cyperwein ist immer noch gut, noch so gut wie damals, und wenn man nicht recht trunkfest ist, so kann man im Handumdrehen seinen soliden Rausch nach Haus tragen.

Ich bin gar nicht böse, daß wir Cypern nur nördlich von unserm Kurs liegen sahen. Es soll so mancher Stein aus der Krone dieser beauté gefallen sein, sie hat schon einige falsche Zähne und man spricht davon, daß sie den welkenden Leib mühsam durch allerlei Toilettenkünste erhalten müsse. Eine Zeit lang hat sie dem großen Länderharem des türkischen Großherren angehört und da war sie unter den Zurückgesetzten und Sclavinnen, deren Schönheit dem asiatischen Geschmack nicht zusagte. Die großen Wälder sind abgeholzt worden, der Ackerbau ist vernachlässigt, so daß noch jetzt ein Drittel des Bodens unbebaut liegt. Jetzt hat die alternde Dame einen neuen Liebhaber bekommen, einen geschäftstüchtigen, klugen Mann, den Allerweltsgalan aus London. Er, der selbst mit allen Salben geschmiert ist, schmiert ihren Leib mit allen Salben, um sie wieder zum Blühen zu bringen. Die wahre Liebe ist das nicht, denn es ist dabei auf ein Geschäft abgesehen, aber, wie alte Damen nun schon einmal sind, unterdrückt die Umworbene alles Mißtrauen, hört nur auf das zärtliche Liebesgeflüster und übersieht dabei, daß der Liebhaber die kurze Pfeife im Maul behalten hat und Capstain full raucht.

Von Cypern ist noch bemerkenswerth, daß es große Oelbaumpflanzungen hat, daß es jährlich 800 000 kg Honig

Digitized by Google

und 200000 kg Wachs erzeugt, daß die Bewohner noch immer hübsche Teppiche und Lederwaaren herstellen und daß Rudolf Lothar ein Lustspiel geschrieben hat, das die „Königin von Cypern" heißt.

Aber man merkt zum Glück nichts davon, wenn man vorbeifährt, und die Insel sieht immer noch wie ein Mäderl aus, wie alle Frauen, die lange jung geblieben sind und es mit der Liebe niemals sehr ernst genommen haben. Es ist eine leichtfertige Gegend hier, und darum sieht man so wenig deutsche Hochzeitsreisende auf dieser Fahrt, weil sich so flatterhafte und leichte Gedanken nicht für uns schicken.

Die junge Frau, die an diesem schönen letzten Reisetage nach schwerer Seekrankheit zum ersten Mal sichtbar wurde, war keine „Jungvermählte" mehr, aber sie entsetzte sich doch über meine oben angedeutete Rhapsodie über die Motive Aphrodite und Gebäranstalt, als ich sie Abends bei einer der letzten Flaschen Bier an Bord vorzutragen begann. Sie war sogar schon zehn Monate verheirathet. Nach einigen innigen Augenaufschlägen zu dem Erwählten ihres Herzens leistete sie mir ein wenig Widerstand. Das Naturgemäße sei doch immer schön, Alles was die Natur eingerichtet habe, müsse ertragen werden, weil es gut und nützlich sei . . .

„Zum Beispiel die Zahnschmerzen und die Seekrankheit," warf ich ein.

Sie wurde roth, denn ich habe sie nach dem Verlassen des Hafens von Brindisi, als der „Ettore" zu tanzen begann, zu ihrer Cajüte geführt. Und nun zog sie es vor, vom sociologischen Gesichtspunkt aus unser Thema zu behandeln. Die Gesellschaft und die Nothwendigkeit der Erhaltung der Menschheit . . .

„Weißt Du," sagte der Gatte nach einem Schluck rothen griechischen Weines, „ich mache mir gar nichts daraus, wenn wir keine Kinder haben . . ."

„Und vielleicht," fügte ich hinzu, denn mir that es um meine goldene, meerentstiegene Göttin von Paphos leid, „vielleicht hat auch Aphrodite nichts mit den Gebäranstalten und Hebammencursen zu thun. Das wird jemand Anderer im Referat haben."

Sie hat sich bei mir bedankt, die goldene Göttin von Paphos, persönlich bedankt, indem sie ganz leise die grauen, faltigen Schleier des Schlafes zurückzog und in meine Träume trat.

Und genau so sah sie aus wie auf Botticellis Bild in den Uffizien zu Florenz.

Sie stand in nackter Schönheit auf einer großen Muschel, die auf einem leichtbewegten Meere schwamm. Ihr jungfräulicher Leib schien eben erst zur Liebe reif geworden zu sein und noch hatte sie die Schamhaftigkeit der Jungfrau. Die rechte Hand hob sich vor die Brüste, die linke hatte das lange, reiche, wie ein Mantel wallende Haar gefaßt und hielt es vor den bloßen Schooß. Mit etwas geneigtem Kopf sah sie mich an, mit einem langen, ernsten und feuchten, kindlichen und doch verheißenden Blick. Das Meer, auf dem ihre Muschel schwamm, hatte unter dem Athem der Seebrise, die aus dem Munde zweier in enger Verschlingung herbeieilender Genien kam, ein lustiges Leben gewonnen. Eine Menge kleiner, spitzer Wellen war aufgesprungen, regelmäßig über die ganze Fläche verstreut; es sah aus, als ob ein sorgsamer Haarkräusler dem Meer die Locken gebrannt hätte, ein wohlfrisirtes Meer sozusagen. Schon hat die verliebte Seebrise, in deren Hauch ein farbiges Gewimmel von Blumen auf Aphrodite zugetrieben wird, die Muschel dem Strand näher gebracht. Ich sehe den langsamen Flügelschlag der beiden engverschlungenen Luftgeister, die Füße des einen tauchen ein wenig in das Wasser und aus seiner Hand quellen immer neue Blumen, die auf Aphrodite zuschweben. Und nun eilt auf dem Strand, dessen sanfte Linien sich in sehnender Ungeduld nach der Göttin auszustrecken scheinen, aus dem schattigen Dunkel eines Haines die Dienerin herbei. Es ist der Strand Cyperns, dessen Bäume mit einem Mal ein brünstiges Raunen beginnen, dessen Blumen sich aufrichten, um nach der Göttin zu schauen. Die Dienerin eilt über die Wiesen hin zum Strand. Sie ist in ein mit Blumen gesticktes Gewand gekleidet und hält ein gleiches bereit, um es der Göttin anzulegen, sobald sie das Land betritt. Aber die Seebrise treibt ein lustiges Spiel mit dem Flatternden. Es schlägt und schlappt um den Körper der Eilenden und hindert sie fast am Laufen. Aufrecht steht die Göttin auf ihrer gleitenden Muschel, der Seewind hat im Uebermut ihr Haar wie züngelnde Flammen erfaßt und sie sieht mich immer an mit diesem mädchenhaften und feuchten Blick. Nun scharrt die Muschel auf dem Kies des Ufers und Aphrodite betritt den Boden ihres Reiches. Sie läßt es geschehen, daß ihr die Dienerin das blumige Gewand umlegt und dann schreitet sie langsam auf den grünen Wiesen dem Hain zu, aus dem ein fröhliches Getümmel kommt, ein festlicher Lärm aller Wald- und Feldgötter, der den Einzug der Herrin feiert.

Am Eingang des Waldes aber blieb die Göttin stehen, sah sich noch einmal um und winkte mir mit einer schlanken, schmalen Hand ihren Dank zu. Dann verschwand sie hinter den Stämmen.

Aphrodite hat mich wieder erkannt, als ich in Florenz vor ihrem Bild stand. Ihre Augen gewannen einen freudigen Ausdruck und es schien mir, als wolle sich ihre schmale, schlanke Hand von der Brust lösen und sich mir entgegenstrecken. Meine Frau war dabei und hat es gesehen. Sie kann es bezeugen. Eben, als ich mich mit der Göttin in ein Gespräch einlassen wollte, kam der Wächter und ersuchte uns höflich, die Galerie zu verlassen. Die Besuchszeit sei zu Ende. Ich gab dem Mann eine Toscana, eine jener Cigarren, von denen ein Geruch wie von verbrannten Haaren und ein Geschmack wie von geschmortem Leder ausgeht; und dafür verweilte ich um fünf Minuten länger. Aber die Göttin hüllte sich in Schweigen und that ganz fremd, denn der Wächter stand dabei und klapperte mit dem Schlüsselbund.

Als wir über die Treppen hinabgingen, fühlte ich meine Hand erfaßt und sanft gedrückt. Und ich erwiderte den Druck dieser Hand, die ich so gut kenne und ich wußte, die Göttin sandte mir durch sie einen Gruß.

Die Wertherstimmung.

Zum 28. August.

Von Dr. Wilhelm Mießner (Berlin).

Im Jahre 1784 schrieb der damals wohl berühmteste Arzt Deutschlands Georg v. Zimmermann eines der geistvollsten Prosawerke des achtzehnten Jahrhunderts, seine fast in alle deutschen Sprachen übersetzten Abhandlungen „Ueber die Einsamkeit". Sie sind mit jener Beispielgelehrsamkeit eines Encyclopädisten geschrieben und mit jener an Hypochondrie grenzenden Schärfe und Gereiztheit des Verstandes, die den bedeutenden Köpfen dieses Jahrhunderts so wohl ansteht, und die unsere Bewunderung für die unvergleichliche Vergeistigung einer barocken Leidenschaftlichkeit und eines noch ziemlich unbehauenen Temperamentes rechtfertigt. Elf Jahre später starb er selbst an der Krankheit, die er mit einer bis ins Kleinste gehenden Genauigkeit geschildert hatte: „lebenssatt und unglücklich", wie sein Biograph sagt. Er nennt sie die Melancholie und ihren schlimmsten Krankheitserreger, die Einsamkeit. „Aus allen diesen Beobachtungen und Betrachtungen", so endet er ein langes Capitel voll grausiger Beispiele aus der Geschichte und aus seiner Praxis, „erhellt, wie gefährlich Einsamkeit für melancholische Menschen werden kann, und wie immer die Imagination der schwache Theil ist, den alles Unheil zuerst trifft . . . Weit entfernt, daß Einsamkeit der Imagination in allen Fällen schade. Ein-

Digitized by Google

samkeit ist die Mutter der herrlichsten Werke der Imagination. Kranke hebt sie auch oft (Ableitung der Einbildungskraft durch Vereinfachung der Ideen ist die kräftigste Hülfe bei unausstehlich gereizten Nerven) und giebt ihrem Herzen Ruhe. Aber dann schadet sie auch wieder wie alles Gute durch Mißbrauch. So entspringt nach der Natur, die Gott in uns zum Guten gelegt hat, und die wir verdrehen, mißbrauchen, verderben, in der Einsamkeit jede Seelenschwelgerei, jede Schwärmerei und jedes Gespenst der Melancholie."

Wie immer die Imagination der schwache Theil ist, den alles Unheil zuerst trifft, dafür scheint mir Werther das reinste Beispiel, das die Kunst der zarten menschlichen Einbildungskraft zu setzen vermöchte, jenem unfaßbaren flüchtigen Vorstellungsvermögen, das eines so geringen Anstoßes bedarf, alle seine Brüder zu überlaufen, dessen Zeiger, wie das empfindlichste Barometer jede Lebensveränderung notirt, um schließlich von dem Mangel jedes äußeren Eindruckes der Einsamkeit wiederum den allerstärksten Einfluß zu erleiden. Was es vorher in Bewegung setzte, die äußeren Eindrücke, vertreten am Ende eine Art Hemmungsvorrichtung, die die Magnetnadel Imagination vor zielloser Raserei bewahrte.

Daß Goethe selbst über die verschiedene Wirkung der Einsamkeit auf empfängliche Gemüther in der Entstehungszeit seines Werther nachgedacht hat, bestätigt er uns selbst ausführlich: „Jener Vorsatz", heißt es in ‚Dichtung und Wahrheit', „meine innere Natur nach ihren Eigenschaften gewähren und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem Werther ersonnen und geschrieben ist." — So schrieb der Goethe, der die Gefahren der Vereinsamung überwunden hat. Er steht danach als Beispiel für uns mitten inne zwischen seinem Werther und seiner Lotte, von der er im selben überlegenen Styl des rückschauenden Alters sagt: „Solche Personen sind nicht allzu sehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit, die Außenwelt zu betrachten, und Gelassenheit genug, sich nach ihr zu richten, sich ihr gleich zu stellen, sie werden klug und verständig ohne Anstrengung und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher." Was dort Geistesarbeit ist, die gesunde seelische Entfaltung zu sichern, wird hier als simple, natürliche Veranlagung geschildert, die denn auch beiden, Goethen im Leben und Werthern als dichterische Gestalt, der beste Widerpart war.

Ich brauche nicht erst alle Einzelheiten aus dem „Werther" anzuführen, die einen im Beginn heiteren, aber empfindsamen Charakter („Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein schauderndes Herz"), in dem Goethe nur sich selbst zu schildern brauchte, durch sich tragisch steigernde Vereinsamung und damit verbundene Ueberreizung der Imagination zum Selbstmorde als einer Erlösung verführt. Ich erinnere nur an das Betragen der adligen Gesellschaft im Hause des Grafen v. C. Werthern gegenüber, das ihn aus der Residenzstadt vertreibt und zum zweiten Mal zu Lotten eilen läßt, die sich inzwischen verheirathet hat. Weiter an den Streit im Hause des Amtmanns, da Werthers Vertheidigung des Bauernburschen, der in der Eifersucht seine Geliebte erschlug, so schmählich Fiasco macht. Drittens Lottens Wunsch, daß er mehrere Tage nicht komme, und die schnell folgende Katastrophe, Lottens deutliche Abweisung zwei Tage vor Weihnachten. Wäre Lotte ihm verwandter in jener unnatürlichen Empfindlichkeit, die die Imagination durch die Welten auf- und abtreibt, um sich darauf immer heftiger in dem Leid des eigenen Vereinsamtseins fest zu beißen, würde sie ihm leicht haben anders antworten können, als es geschah (wohl auch Goethen). Und hier gehen Goethe und sein Werther nochmals auseinander. Dieser übersah, was nur ein in die Wildniß der grübelnden Einsamkeit getriebener Verstand übersehen kann. Und Jener erkannte, vielleicht ein wenig mit Merks Hülfe, daß selbst das Genie mit seiner Leidenschaft haushalten muß und wohl die „Alltagswelt" mit den Gluthen seines Temperamentes veredeln, sich aber nicht ihr hinopfern soll. Der Dichter hatte also nur seine eigenen romantischen Neigungen zur Wertherkrankheit zu steigern und neben Lottes wahrhaftiges Bild zu setzen.

Denn alles Andere in diesem Roman ist Vertiefung des oben angegebenen Problems, ist Darstellung jener sonderbaren Eindrücke, die ‚Stadt und Land Wetzlar dem jungen Goethe bedeuteten. Vom ersten bis zum letzten Wort steht hinter diesem Roman die Stadt des Reichskammergerichts, die freie Reichsstadt Wetzlar, die noch heute melancholischste aller deutschen Städte. Wenn Werther die Stadt verläßt, die Goethe viel später in „Dichtung und Wahrheit" fast noch mit denselben Worten schildert wie im Werther, um in einer Residenz bei der Gesandtschaft seines Landes eine Stellung anzunehmen, so ist es doch wieder die Gesellschaft von Wetzlar mit ihren deutschen Gesandtschaften am Reichskammergericht, deren unleidliches Kastenwesen der Dichter auch hier schildert, wo er den Ort der Handlung scheinbar verlegt hat: Man braucht nur einmal die Geschichte des Reichskammergericht in Goethes Selbstbiographie nachzulesen. — „Die Stadt ist unangenehm," sagt Werther, „dagegen ringsumher eine unaussprechliche Schönheit der Natur." Und dann folgt jene romantisch schwärmerische Erwähnung des Brunnens gleich vor dem Orte, an dem Goethe dem Zwiespalt von Menschen- und Naturwerken, der auch Werthers Phantasie schnell gefangen nimmt, oft nachgesonnen haben mag.

Heute wie vor hundertundfünfundzwanzig Jahren kann man sich in dieser Stadt derselben Melancholie nur schwer erwehren, wenn man über die Lahnbrücke, dann unter einem halb verfallenen Thor hindurch und die Häusergasse hinauf der Domtreppe zueilt, Schritt um Schritt hastiger wird, weil man dort oben wenigstens einen Platz und ein Stück freie Luft erhofft, — um sich auch hier noch auf dem schrägen Pflaster des Marktplatzes, unter dem steilen Festungsmauerwerk des Doms, für das jedes Jahr ein Kriegsjahr gewesen zu sein scheint, enttäuscht nach einer Freien-Reichsstadtarchitektur umzusehen. Die Straßen sind noch heute nicht eben sauber und dabei so gedrängt und ineinander gewirrt, die Häuser schmutzige Fachwerkbauten von einer zu ihrer Armseligkeit in rechtem Widerspruch stehenden Höhe. So geht es unaufhörlich Berg auf Berg ab. Man begreift nicht, wie auf diesen steilen, schmalen Gassen Wagen, noch dazu die Lastwagen der nahen Eisenbergwerke, die Werther zum Vorwand seiner Rückkehr dienen, vorwärts kommen können. Was der Stadt Marburg, die auch von der Lahn den Berg hinaufgedrängt worden ist, ihr reizvolles Aussehen verleiht, dieses Straß-auf-Straß-ab zwischen schmucken Fachwerkbauten, das ist in Wetzlar mittelalterliche Kümmerlichkeit geblieben. Das Kammergericht hatte daran nichts geändert. Es hat vielmehr die Bewohner nur lässiger gemacht, da sie von den hohen Herrn, die selbst so schlecht von ihren Ländern bezahlt wurden (daß sie fast nothgedrungen bestechlich wurden), leben zu können glaubten. Jetzt hat man zwar dem Fluß, der einst mit seinem Wintereis die Häuser den Berg hinaufzwängte, Wehre und Wälle gebaut, aber noch immer verkünden Häuser und Gassen die Wassernoth einer hilflosen Bevölkerung und machen wie auf Goethe den Eindruck einer „wohl gelegenen aber übel gebauten Stadt".

Goethes Mitleid mit dieser Bevölkerung, zumal die Schurkerei der gebildeten Beamtenschaft in jenen Tagen der Reichsgerichtsrevision offenbarer denn je wurde, tritt ja im Werther deutlich in den Vordergrund: „Eine traurige Bemerkung habe ich gemacht, wie ich im Anfang mich zu ihnen (den geringen Leuten) geselle, sie freundschaftlich frage über dies und das, glaubten sie, ich wollte ihrer spotten." Eine Erfahrung, die selbst zu Goethes Zeit auf keine Stadt so gut passen mochte als auf Wetzlar.

Digitized by Google

Es folgen die melancholischen Erwägungen über die Sinnlosigkeit der Arbeit, wo sie zu einer die Seele erdrückenden Last wird, und über das verwerfliche Hasten und Dienern jener anderen oberen Welt, der Beamten und Assessoren von Wetzlar: „Alles in der Welt läuft auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um Anderer Willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfniß ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor."

Unter dieser niederdrückenden Stimmung, die die oberen und unteren Stände der Stadt und nicht zuletzt die Stadt selbst in ihrer mittelalterlichen Enge und Verbautheit dem empfindlichen Gemüth einflößen mußte, seufzt auch das Genie in Werther-Goethe. Es ist wieder die Stadt Wetzlar, die hier selbst im Bilde erscheint: „Oh meine Freunde! Warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten hereinbraust und eure staunende Seele erschüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Herrn auf beiden Seiten des Ufers, denen die Gartenhäuschen, Tulpenbeete, Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen." Als dann die Flut kam, zerbrach Werthers Seele zwischen den Eisschollen der Vereinsamung, die gegen die harten Felsen der Berge anschlugen. Goethe aber begann sein riesenhaftes Lebenswerk. Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an das Janusgesicht der Einsamkeit, wie es ein Jahrzehnt später der fünfundfünfzigjährige Georg v. Zimmermann schildert. Es lag wohl in der Zeit, wie in jeder künstlerisch oder wissenschaftlich bedeutenden, daß ihre besten Männer an diesem Abgrund des Alleinseins vorüber müssen.

Man muß die sonderbare Stadt am Lahnufer gesehen haben, um alle diese Wertherstimmungen ganz verstehen zu können. Und wenn die Last der Einsamkeit gar unerträglich wird zwischen den hohen schmutzigbraunen Holzhäusern der steilen Gassen, dann muß man hinaufwandern zum Lottehaus, wo Goethesche Klarheit weit ins Thal hinausschaut.

Zwei Gedichte.

Am Abend.

Nur zögernd ging der Tag zur Ruh,
Nun stehn wir vor dem stillen Frieden
Und sehen seinem Spiel mit müden
Und trüben Augen zweifelnd zu.

Wenn unser Herz noch zärtlich wär,
Noch frei, wie in den jungen Tagen,
Es würde wieder höher schlagen
Bei dieser Schönheit ringsumher.

So aber ward es scheu und matt
Im Sorgen um der Früchte Reifen
Und kann die Liebe nicht begreifen,
Die sich ihm still erschlossen hat.

Leo Heller (Berlin).

Todtenblumen.

Eine blasse Todtenfraue,
Streich ich durch die stillen Lande,
Und die Luft, die frühlingslaue
Weht durch schwarze Kreppgewande.

Weiße Blüthen rieseln nieder,
Lockend winken lichte Schleier —
Dunkel hüll ich meine Glieder,
Wandle müd zur Todtenfeier.

Lorbeerlaub mit stillem Knistern
Duftend welkt in Deinem Zimmer — —
Und ich hör Dein zärtlich Flüstern,
Deine Liebesworte nimmer! —

Fahle Todtenkränze windend
Sehe ich von fern das Leben,
Fühl das eigne — fliehend — schwindend —
Deinem Grabe naheſtreben.

Sitze stumm auf meinem Grabe,
Dir zur Seite mir bereitet —
Zwischen Gräbern harrt mein Gatte,
Bis man mich zu ihm begleitet. —

Marie Luise Becker-Kirchbach.

Zarathustra.

[8] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

2. Act.

Mika: (hat währenddessen begonnen abzuräumen).

Schwedtke: Wer wäscht nu das Geschirr ab, Mikchen?

Mika: Ich! — Wer denn sonst? (Langsam abgehend.)

Schwedtke: Sehen Sie, Herr Berliner, Alles muß das Mädchen hier thun — auch alles; die Alte rührt nicht 'n Finger in der Wirthschaft. — Und wie wird sie dafür behandelt; na das kann Einen manchmal jammern. Sie haben es ja jetzt eben wieder gesehn, — das ist nu bald jeden Tag so.

Herbert (nach einer langen Pause, ängstlich): Hören Sie, lieber Herr Schwedtke, Sie müssen entschuldigen, ich bin da vorhin nicht — wie soll ich sagen — ich habe mich da vorhin Ihnen gegenüber nicht ganz correct benommen; oder ich habe vielleicht auch nur im Ausdruck gefehlt ... — es war nicht so gemeint, lieber Schwedtke — bitte — Wir sind ja doch — ich möchte fast sagen — langjährige Freunde und da hoffe ich, daß Sie nicht pedantisch sich an das Wort, — sondern verstehen, daß man ... Ich habe in der letzten Zeit so starke seelische Erregungen durchgemacht —

Schwedtke: So so — ach so —

Herbert: Ja, ich möchte fast sagen physische Erregungen. — Es hat zwischen mir und meinem Lieblingsphilosophen heftige Auseinandersetzungen gegeben in den letzten Tagen — und da bin ich noch immer etwas verwirrt. Sie müssen mir das zugute halten!

Schwedtke: Aber, lieber Herr Berliner, — es ist doch aber gar nichts vorgefallen ... Nein, nein; Sie sind mir keineswegs zu nahe getreten, durchaus nicht, die Schuld liegt ganz bei mir. Sie müssen verzeihen; ich bin in den letzten Tagen etwas kriegerischer Stimmung. Denken Sie sich, die Ahrenthaler, von denen ich Ihnen damals sprach, sie steigen immer noch, ich habe bisher an dem halben Stück ohne Courtage achtunddreißig Mark und fünfundsiebzig Pfennig verloren — und dann habe ich eben hier im Hause einen Aerger gehabt, daß ich einfach rathlos bin — ich weiß gar nicht, was ich machen soll.

Herbert (bietet Cigarette an): Rauchen Sie Pachundachi 3? Von Morris bin ich nun wieder abgekommen.

Schwedtke: Ja einen Aerger hier — ich bin janz wie vor'n Kopp jeschlagen —

Herbert: Ich muß aber wohl jetzt gehen! (Aufstehend.)

Schwedtke: Aber so bleiben Sie doch noch, Berliner!

Herbert: Ich habe aber wirklich kaum Zeit, lieber Freund. (Sich setzend.)

Schwedtke: Aber bleiben Sie doch — nein wirklich, ich muß mit Ihnen sprechen, lieber Berliner, ich habe ja Niemand, mit dem ich sonst über die Sache sprechen kann.

Digitized by Google

Herbert (ängstlich): Ja — aber ich müßte bald — —

Schwedtke: Sehen Sie, lieber Berliner, ich habe ja doch Niemand; ich stehe seit meinem 14. Jahre allein in der Welt. Sehen Sie, mein Vormund sagte immer — ja also — und die Leute in meinem Bureau, alles ganz nette Menschen. Einer sogar darunter, ein reizender Kerl und meine Kameraden von der „fidelen Ratze" alles ganz famose Brüder. Aber ich kann doch unmöglich solche Angelegenheit mit ihnen besprechen. Und ich muß mit Jemandem reden; Sie werden mir das nicht übel nehmen.

Herbert: Was ist denn? Aber ich weiß nicht, ob ich gerade —

Schwedtke: Sie müssen mir das nicht übel nehmen, wenn ich Sie da in ne Sache hineinziehe, die Sie gar nichts angeht; aber sehen Sie, Sie sind doch mein einziger Freund hier, mit dem ich mal 'ne ernste Angelegenheit in Ruhe besprechen kann. Die Andern sind ganz gut, um mit ihnen vielleicht 'ne Weiße zu trinken — aber wenn man so allein steht, wie ich — —

Herbert: Ja, wenn ich Ihnen nur irgendwie helfen könnte!

Schwedtke: Ach, es ist ja nicht pekuniär, Gottlob. Aber denken Sie nur, was mir jetzt hier passirt ist; ich bin ja einfach platt!

Herbert: Aber was kann denn das nur sein?

Schwedtke: Denken Sie, vorhin sagt mir die Mutter —

Herbert: Was sagt sie?

Schwedtke: Oder sie stellt mich vielmehr zur Rede —

Herbert (erstaunt): Stellt Sie sogar zur Rede?

Schwedtke: Ja, können Sie das begreifen?

Herbert (lächelnd): Das ist eine Gewissensfrage, lieber Schwedtke.

Schwedtke: Ich weiß gar nicht, was ich da machen soll. Und davon steht doch gar nichts bei Moses un de Propheten geschrieben. Wir haben uns ein bißchen um den Tisch gejagt, neulich Abend — na ja — wissen Sie noch, wie Sie dazu kamen? Also weiter war nichts, wirklich und wahrhaftig nichts. Aber die Frau ist ja gar nicht davon abzubringen; — ich weiß gar nicht, was ich thun soll. Denken Sie, sie hat mich einen Wüstling genannt, einen Wüstling! Ich weiß ja überhaupt gar nicht, was ich dazu sagen soll. Ich wohne seit zwanzig Jahren Chambregarni, aber so was is mir noch nie passirt!

Herbert: Na, aber mein lieber Schwedtke, hören Sie, mein Bester, — hat sie denn da so unrecht? Kann man es ihr denn übel nehmen? Und wenn das nu mal passirt ist — und es ist ja doch kein übles Mädchen — Na na, reden Sie nicht, ich kenne doch das! Aber wissen Sie, wirklich, Sie steigen in meiner Achtung. Das hätte ich Ihnen nicht ja gar nicht zugetraut! Das imponirt mir wirklich von Ihnen. — Sie sind ja ein ganz verfluchter Kerl — Sie stilles Wasser!

Schwedtke: Aber wenn ich Ihnen versichere, lieber Berliner, daß nichts von Bedeutung —

Herbert: Ich verstehe, — ich verstehe, lieber Schwedtke! Sehen Sie, wenn z. B. mir das nachgesagt würde, ich würde das auch nicht zugeben. Natürlich, man giebt so etwas nie zu. Das ist nicht fair, nicht gentlemanlike, nicht cavaliermäßig. Gewiß, ich begreife es, daß Sie die Sache geheim halten; aber mir, als Ihrem besten Freund, mir können Sie's doch ruhig eingestehn!

Schwedtke: Also, ich versichere Ihnen, es ist nichts zwischen mir und Mikchen!

Herbert: Na ja, ich verstehe das ja; ich würde das auch sagen.

Schwedtke: Also, Sie mögen glauben, was Sie wollen, das geht mich gar nichts an! Sie können ja denken, was Sie mögen! Aber ich finde, das ist geradezu eine Rohheit von der Mutter. Wenn ich's noch allein wär', aber sie bereitet dem armen Ding meinetwegen die Hölle hier. Und dabei versichere ich Sie, die Sache ist nicht 'mal halb so schlimm, wie sie gemacht wird.

Herbert: Nun, lieber Schwedtke, ich finde ja die Sache überhaupt nicht schlimm. Es ist durchaus natürlich und folgerichtig. Das mußte sich ja ergeben, wo sich so die Gelegenheit ... — Wissen Sie, Schwedtke, eigentlich beneide ich Sie: Sie sind ja ein ganz verfluchter Kerl!

Schwedtke (halb ärgerlich, halb geschmeichelt): Nun hören Sie aber schon auf damit, Berliner!

Herbert: Wissen Sie, ich beneide Sie wirklich um Ihre Jugend, lieber Schwedtke ... Ich könnte das nicht mehr, lieber Schwedtke. Ich habe Weiber bis hierher.

Schwedtke: Dafür habe ich gar kein Verständniß, lieber Berliner!

Herbert: Das bewundere ich ja eben von Ihnen.

Schwedtke: Aber nun sagen Sie, Berliner, was soll ich bloß in der Angelegenheit thun? Was denken Sie denn? — Wegziehen, wissen Se, möcht' ich nich — und ich kann doch unmöglich —

Herbert (aufspringend und auf- und niedergehend): Was Sie in der Angelegenheit thun sollen?! Aber, lieber Herr, das kann ich Ihnen doch nicht sagen! Ich doch nicht! Das müssen Sie doch selbst wissen. Ich werde mich doch nicht in Ihre Angelegenheiten hineinmischen. Ich kann Ihnen doch keinen Rath ertheilen. Wenn ich gefragt würde — aber Sie haben mich ja nicht gefragt — so würde ich sagen, es giebt gewisse Anstandspflichten, die man als Mensch, der etwas auf sich hält, nun mal nicht umgehen kann — nicht wahr? Es ist unleugbar, daß es die giebt; man mag so freidenkend sein, wie man will, man deducirt sie nicht weg; wenigstens giebt es gewisse Kreise — unsere Kreise, in denen sie aufrecht erhalten werden. Nicht wahr? Das würde ich sagen, wenn mich Jemand fragte. Aber Sie haben mich ja nicht gefragt. Verstehen Sie mich recht! Ich will Ihnen da keineswegs einen Rath ertheilen. — Wissen Sie, was Tschandala ist?

Schwedtke: Nein, ich erinnere mich nicht — —

Herbert: Nun, ich will es Ihnen auch nicht erklären; aber im anderen Falle würde man das Tschandala nennen; oder ich will es Ihnen doch sagen, da Sie mich ja, wenn ich Sie recht verstanden habe, nicht um Rath gefragt haben — Tschandala ist die Bezeichnung für die Moral der niedersten Kaste der Inder!

Schwedtke: Ach, jetzt erinnere ich mich — natürlich.

Mika (tritt ein).

Herbert: Gewiß, ich werde meinen Vater noch heute fragen, ob er meint, daß die Ahrenfelder noch weiter steigen. Ich gebe Ihnen sicher Bescheid.

Schwedtke: Na, Mikchen! Nun alles fertig? Abgewaschen? Sie sind ein fleißiges Mädchen — so habe ichs gern —. Die Frau ist für die Wirthschaft da.

Herbert: Wenn ich nicht von Nietzsche jetzt zurückgekommen wäre, so würde ich sagen, daß der Mann für den Krieg erzogen werden muß, das Weib aber für die Erholung des Kriegers. Alles Andere ist Thorheit.

Schwedtke: Und ich sage Ihnen, Mikchen, nehmen Sie sich das nicht zu Herzen.

Mika: Was soll ich mir denn zu Herzen nehmen? (mit Blick auf Herbert) Ich denke ja gar nicht dran. Das ist mir ja ganz egal. — Nein, da sind Sie im Irrthum, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na, sehen Sie, Mikchen, das dachte ich ja auch gleich. Wenn Ihre Mutter auch jetzt immer so zu Ihnen ist — nicht wahr? — sie meint es ja auch nicht so — und es wird schon wieder anders werden. Und sie hat ja doch eigentlich keinen Grund dazu — das ist doch wirklich nicht so schlimm gewesen damals.

Digitized by Google

Mika (aufathmend): Nein, gewiß nicht.

Schwedtke: Und deßwegen meine ich, seien Sie guten Muthes, Mikchen ... wir haben Alle im Leben 'was auszuhalten. Das bringt das Leben so mit sich. Das ist nu mal nicht anders. — Wissen Sie, Mika, — mein Vormund, — wirklich, ich wollte ins Wasser gehn als Junge.

Mika: Ach — na, es ist doch recht gut für uns, daß Sie es nicht gethan haben.

Schwedtke: Meinen Sie das wirklich, Mika? Na, das ist ja jedenfalls sehr liebenswürdig, wenn Sie mich damit trösten.

Herbert: Ja, meine Lieben, Ihr müßt es mir nicht übel nehmen — ich bin ja wohl auch hier überflüssig — wenn ich jetzt — ich werde nämlich zu Hause —

Frau Bauer (in der Thür): Nein, nein, Herr Doctor, so kommen Sie mir hier nicht fort, Sie müssen mir noch stricte Rede und Antwort stehen.

Herbert (zusammenfahrend): Ach Gott, ich habe mich so erschrocken. Sie tauchten da eben auf, Frau Bauer — wie der rächende Geist aus der Versenkung.

Frau Bauer: Der bin ich auch, Herr Doctor, Sie sollen mir Rede und Antwort stehen, aber gleich!

Herbert: Ja, ich habe nun aber bei Gott —

Frau Bauer: Ja, wenn Sie mir nun einmal den Zarathustra leihen, so müssen Sie auch die Folgen tragen. Kommen Sie nur herein, Herr Doctor, in die Folterkammer.

Herbert: Ja, aber nur kurze Zeit, Frau Bauer (nach der Thür gehend).

Frau Bauer: Wer, meinen Sie, ist im Anfang der Narr, welcher den Seiltänzer?

Herbert: Das werde ich Ihnen dann erklären. Gerade diese Partie ist sehr dunkel und deutungsreich. Ich dachte früher immer an eine Napoleon-ähnliche Persönlichkeit bei diesem Capitel.

Frau Bauer: Ja, und dann muß ich Ihnen noch die Protokolle unserer letzten Verhandlungen — (Beide ab.)

Schwedtke: Na, Mikchen, Sie haben mir doch noch gar nichts von Ihrer Reise erzählt. War's denn hübsch die drei Wochen in Breslau? Haben Sie sich auch amüsirt da, Mikchen?

Mika (leise lachend): O danke, ich habe mich wirklich sehr gut amüsirt!

Schwedtke: Na, das freut mich; ich dachte schon, es hätte Ihnen da nicht gefallen, — weil die Tante Agathe doch so grob sein soll —

Mika: Ach nein, sie war auf ihre Art sehr nett. (Pause.)

Schwedtke: Aber Sie sind doch jetzt immer so mißgestimmt, Mikchen?

Mika: Bin ich das wirklich?

Schwedtke: Ich finde es wenigstens —

Mika: Ach ja, man hat so viel Kummer.

Schwedtke: Aber Mikchen, das ist doch nun nicht so schlimm!

Mika: Ach, was wissen Sie denn?

Schwedtke: Na ja, Ihre Mutter ist nicht gut zu Ihnen — aber das müssen Sie doch nun schon gewohnt sein! —

Mika: Nein, an so etwas gewöhnt man sich nicht. Ach und Alles — und ich bin ja so unglücklich!

Schwedtke: Na, denken Sie vielleicht, ich plantsche in Glück und Wonne wie der Karpen in de Fischtinne? Von Kind an unter fremden Leuten — mein Vormund — eine Canaille! ins Wasser habe ich als Junge gehn wollen. Nu ja, was ich geworden bin, das bin ich aus eigner Kraft geworden, das ist richtig; aber meinen Sie, Mikchen, daß das ein Vergnügen ist, immer wieder die Chambregarnistenbude und das Restaurantessen, wo das Schweinefilet wie die Rehkeule schmeckt. Denken Sie vielleicht, — das ist ein Vergnügen? Und der Kegelclub — es sind ja ganz famose Leute darunter und ich bin ja auch ganz gerne da, — alles, was recht ist, — aber das Richtige ist es doch nicht. Sehen Sie, Mikchen, ich bin 'ne tief angelegte Natur — und das kann mich auf die Dauer nicht befriedigen. Da muß man sich ja unglücklich fühlen! Wenn ich denke, meine Collegen, vier, fünf Jahre jünger als ich, die gehen Sonntags schon mit ihren Kindern nach 'm Grunewald — un unsereiner?! Nee, das ist kein Leben, das ich führe, dabei muß man sich ja unglücklich fühlen!

Mika: Ja, das kann ich verstehen, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Ja, sehen Sie, und Sie, Mika, Sie laufen hier ebenso unverstanden 'rum — sehen Sie, deßwegen habe ich immer so'n Mitleid mit Ihnen!

Der letzte Wille.

Von Marsyas (Martin Beradt).

Allmälig sind die Mittsommertage vorbeigegangen, an denen das Mittagsgespenst halbnackten Menschen, die etwas stier von Arbeit und Wärme die Garben gemäht und die Sensen gedengelt haben, ins Blut gestrahlt hat. Der Himmel ist nicht so blaß, die Luft nicht so farblos mehr, und der heiße Tod ist von den gewölbt gebrannten Wegen und den Roggenschwaden wo anders hingegangen, wo er um ein wenig abgekühlt, aber noch gleich gefährlich an die Menschen tritt, die er zu treffen sich entschlossen hat ... Die Winde, die sich im Laube regen, finden schon eine leise überpurpurte Beute. Hie und da, an einem Abhang, wehen feine gelbe Flocken durch die Luft, noch langsam in der Wärme, aber doch zum Boden gleitend. Jene nachdenklichen Fäden, die auf einmal da sind, ohne Sinn, wie krause Notenlinien in der Luft, unirdische telephonische Drähte, spielen eine gemessene, nicht gerade feierliche, aber leicht elegische Musik, sprechen Worte aus der Ferne, die nach der Ferne rufen ... Es kommen Winzerfeste, bunte Ausgelassenheit, ein trunkenes Festiviren ... Aber der Rausch hat einen Schmerz. Er zittert auf, wenn man die schon frühere Dunkelheit sieht, das spätere Morgengrauen, die gekürzten Tage. Man kehrt sich ein wenig von den Geschäften des Tages ab, räthselt an den Dingen herum, die über einem wachsen, über Anfang und Ende, und mehr über das Ende als über den Anfang. Denn wer von uns kann sich des Anfangs noch entsinnen, des Anfangs dieses Frühlings oder des Anfangs seines Lebens, den Quellen seiner Jugend nachsteigen oder in die ersten Sommertage sich verlieren? Aber das Ende, das ist greifbar ... Seine Schatten winken ... Neulich sank einer um ... Morgen rafft der Tod einen andern weg ... Und auch Dich ... man weiß das ... Auch Dich trifft ... man weiß das ... auch Dich trifft ... man weiß das!!!

* * *

Wir sind bloß einfache Bürger. Wir haben unsern Kram, aus dem wir für Kupfer schon eine Menge Zeugs abgeben, oder sind Seiler, die Fäden zu Stricken winden, oder kleine Wirthe, die unter einem Baume helles, gelbes Bier verschenken. Oder große Bürger, verfrachten Schiffe, versenden Waggons, besuchen die Börse. Oder leben von anderen Leuten oder davon, daß unsere Ahnen von anderen Leuten gelebt haben, und genießen das Leben: Die weißen Anzüge, Tennis und Golf, die Frauen und die amerikanischen Getränke. Wir haben immerfort zu thun, und wenn wir nichts zu thun haben, müssen wir daran denken, was wir uns zu thun machen möchten. Ob wir noch anderen Bier verschenken sollen oder morgen nach Pichelswerder reisen oder Zucker nach Marokko ausführen oder noch einen blauen Anzug uns bestellen sollen, wo braun so modisch ist ... Und es geschieht so viel ... Krieg und Frieden, Unsittlichkeit und Mord. Neue Bücher werden geschrieben und Theater wird gemacht. Wie sollen wir dazu kommen, daran zu denken, daß wir einmal sterben? Wir leben, bis wir todt sind, und seit wir nicht mehr wissen, wozu wir leben (denn wir sind so frei, keinen Glauben mehr zu haben), machen wir das erst recht so. Nur wenn die Mittsommertage vorbei sind, und die grauen Luftlinien sich zwischen die Bäume schreiben, fällt es uns einmal an. Nur dann und auch dann nicht zu tief ... Denn wir dürfen nicht daran denken, weil wir keine Zeit, noch so viele Geschäfte und so viel Genüsse vor uns haben ... Und wir wollen nicht daran denken. Denn es ist das Ende, das Letzte ... Das ...

* * *

Wir können uns das leisten. Wir sind beschränkte Bürger, die auch von den großen Fragen dieses Daseins nichts enträthseln wollen, den jenseitigen Dingen niemals nachgehangen und über die letzten Gründe dieses Lebens nie etwas auszusagen uns unterstanden haben. Haben wir zu der Lebens- und Todessymphonie des Faust einen Commentar geschrieben? Die Philosophie von Descartes bis Hegel dargestellt? Die gebildete Welt aus Europa zu unseren Füßen gehabt, wenn wir von den metaphysischen Dingen des Kosmos mit einer sehr hallenden Stimme und meist ausdrucksvollen Gesten etliches, mehr denn ein halbes

Digitized by Google

Säculum, gelehrt haben? Das Sein, das „Esse“ ist von uns in seinen Erscheinungsformen, seinen Widersprüchen, seinen Verwurzelungen und Verzweigungen nie behandelt, das Nichtsein von uns vielleicht auch nicht einmal gedacht worden ... Aber ein anderer, der den Vornamen Kuno und den gewöhnlicheren Stammnamen Fischer getragen, hat es gethan. Er ist, über diese Dinge nachdenkend, mehr als achtzig geworden und in den letzten Wochen gerade zur Mittsommerzeit in die Erde gebracht worden. Ist ein Philosoph im größten Style gewesen, hat über Leben und Sterben Vieles geschrieben und mehr noch gesagt, und als man nach seinem Tode seine Fächer durchgesehen, hat man keinen letzten Willen, kein Testament von ihm gefunden ...

* * *

Ich darf es wohl sagen: Dieser Todte ist für mich nicht groß gewesen. Die Eitelkeit eines Philosophen kann man nicht harmlos nehmen, wie gut gesonnene Leichenredner ungesondert es gethan haben. Wer sich mit letzten Fragen beschäftigt, kann als Cyniker enden, aber nicht bei der Eitelkeit. Er hat bei der Eitelkeit geendet. Man kennt tausend Züge. Ich entsinne mich einer russischen Fürstin: Brandroth, groß und schlank. Ob sie bei ihm hören dürfte, fragte sie eines Tages. Excellenz schmeichelte eine Fürstin immer, auch wenn es nur eine russische war. Er war entzückt von der Bitte einer Fürstin: die ihn nicht verstand. Er gewährte huldreich und der achtzigjährige Mund senkte sich devot zur Hand ... Das Leben war diesem Mann ein Thal der Freuden, bloß daß er klug auch die tiefsten und die reinsten Freuden, besonders die der Arbeit, reich zu mischen wußte ... Wenn es für mich ein Beweis für das Nichtvorhandensein des Jenseits gab, so war es damals die Daseinsfreude Kuno Fischers. Konnte sie potenzirter als in dieser Eitelkeit ins Auge springen?

Und so hat er richtig über das Leben, an dem er so hing, versäumt seines Todes zu gedenken. Glaubt man, daß es Gleichgiltigkeit war, die ihn seine Felder nicht bestellen ließ? Solche Verachtung alles Irdischen war nicht seine Art. Es war die Scheu, eine Handlung vorzunehmen, die an das Ende mahnte, an das er nicht denken mochte. Aber das ist eben jene unbegreifliche Gesinnung eines Mannes, dem die letzten Dinge wie glänzende Kugeln aus den Händen eines Jongleurs liefen, der so sehr wußte, wie alle Großen und alle kleinen Philosophen über den Tod gedacht, daß er selbst nicht dazu gekommen ist, an seinen eigenen zu denken, oder so lebenszähe war, daß er alles, was mit dem Tod zusammenhing, mit seinen großartigen Handbewegungen bei Seite schob ...

Die Schaar, die bei ihm damals hörte, als die Mittsommertage ihre Gluthen über die Ruperto-Carolina gossen, ist zerstoben. Sein Mund, der fast ehern klang, schweigt unter der Erde. Aber die Frage schwebt, warum dieser Kopf, der wie der eines Athleten war, massiv geformt und fest gefügt wie eine Kugel und nur an den Seiten etwas abgeplattet, warum er nicht über seinen Tod hinaus gedacht hat, als er noch auf einem Körper saß, der über die Erde schritt. Sollten wir, die wir im Verborgenen bei unserem Kram stehen und keine Zeit finden, an das Jenseits zu denken (es sei denn, daß gerade die Notenlinien sich kraus in die Lüfte zeichnen), sollten wir nicht allein die kleinen Geister sein? ...

Noch einmal die Versöhnung der Confessionen.

In Nr. 13 dieser Zeitschrift vom 30. März 1907 ist in einem offenen Briefe unter dem Titel „Versöhnung der Confessionen“ der Freimaurerei gedacht worden. Sie ist in der That die einzig vorhandene Organisation, eine religiöse Gesinnungsgemeinschaft, in welcher confessionelle Parteikämpfe durch Grundgesetze untersagt sind, in Wahrheit also ein neutraler Friedenstempel der Erbauung, der Versöhnung und des Ausgleichs. Der Verfasser hat zunächst nur von der Versöhnung der Confessionen innerhalb der *christlichen* Anschauung gesprochen. Neben diesem specifisch christlichen Princip innerhalb der Freimaurerei giebt es auch noch einen weiteren, umfassenderen Standpunkt derselben, das ist der humanistische, der sogenannte humanitäre, der das christliche Princip einschließt — es nicht etwa ausschließt, der aber im Punkte des Ausgleichs und der Versöhnung der Confessionen weiter geht als der christliche Standpunkt.

Unter *Freimaurerei* wird selbst bei Freimaurern nicht überall dasselbe verstanden, die einen beschränken sich auf den specifisch-christlichen Begriff, ohne dogmatische Verkleidung, und halten an der Ansicht fest, daß die Freimaurerei lediglich zur inneren Erbauung und Läuterung des Einzelnen durch Arbeit am rohen Stein, wie sie sich symbolisch ausdrückt, vorhanden sei, die anderen streben nach einer Vereinigung der Confessionen unter einem allgemeinen Dache religiöser Anschauungen, das alle Menschen in Rücksicht auf allgemeine religiöse und ethische Grundgesetze der Gottesliebe, der Nächstenliebe, der sittlichen Weltordnung umspannt. Beide Richtungen, die specifisch-christliche und die humanistische, sind berechtigt und halten sich im Gleichgewicht, eine friedliche conservativ-liberale *Paarung*, die dem Charakter der Duldsamkeit und Gewissensfreiheit entspricht. Der humanitäre Begriff ist der weitere, freiere, liberalere, der specifisch-christliche der engere Begriff, der im weiten Begriff aufgeht, von ihm eingeschlossen, nicht etwa ausgeschlossen wird. Der freimaurerische Begriff erkennt in seiner Weitherzigkeit jedes religiöse Bekenntniß als berechtigt an, hebt kein Bekenntniß auf, so lange dasselbe seine Wurzel in Gott hat. *Eine atheistische Freimaurerei giebt es nicht, Freimaurerei ohne Religion*, deren Grundbegriff der Gottesbegriff ist, *ist keine Freimaurerei*. Ihre sogenannten Geheimnisse beziehen sich aus lediglich praktischen Gründen auf Rituale und Erkennungszeichen, die nicht das *Wesen* der Freimaurerei sind. Auch die Symbole sind nicht ihr Inhalt, sondern nur Mittel zum Zweck und wie die sogenannten Geheimnisse ihr eigenthümliche *eigene* Erziehungsmittel. Geschichte, Zweck, Wesen und Ziel der Freimaurerei sind kein Geheimniß, im Gegentheil ist es nur zu wünschen, daß der Segen, der von ihr ausgeht, recht vielen Suchenden zu theil wird. Die Logen, als Arbeitsstätten der Freimaurerei, treiben keine Propaganda, daher hat sich wohl in unserer Zeit allgemeinster Oeffentlichkeit die Ansicht gebildet, die Freimaurerei habe sich überlebt. Das *ist nicht der Fall*, im Gegentheil „adhuc stat!“

Die Gegner der Freimaurerei haben die Reform, die seit den letzten Jahrzehnten vor Allem durch den äußerst rührigen *Verein deutscher Freimaurer* eingesetzt hat, nicht beachtet, so daß sie meist den alten überwundenen formellen Standpunkt der Freimaurerei im Auge haben, wie er sich früher darbot. Die eingesetzte Reform stempelt die Freimaurerei zu einem *culturellen Machtfactor*.

Zunächst ist festzustellen, daß die *deutsche* Freimaurerei streng zu trennen ist von der ausländischen. Die *deutsche* Freimaurerei treibt keine Politik, weil dies durch die Grundgesetze verboten ist; sie ist keine geheime Gesellschaft, sie ist aber ein Hort der Geistesfreiheit, ein Bollwerk gegen Geistesknechtschaft, gegen Orthodoxie und Unduldsamkeit, gegen confessionellen Fanatismus. *Sie will einigen, was sonst getrennt ist.* Ihr wahres Wesen hat Lessing geschildert in seinen berühmten Freimaurergesprächen, dort ist die wahre Ontologie der Freimaurerei dargethan. In historischer und formeller Beziehung hat sie sich vom Fabelwust und von den geschichtlichen Irrthümern, wie sie ihr aus der Zeit der Verwirrung und Entartung um die Wende des 18. Jahrhunderts noch anhängen, gereinigt. Die historische Forschung nach ihrem Ursprung ist durch Boos, Keller, Begemann in ihr Recht getreten, nachdem Findel, Kloß, Katsch und Walden sich mit der Geschichte derselben beschäftigt hatten. Diese Geschichte ist an sich ein sehr interessanter Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts, an dessen Anfang sie in England entstand und sich dort aus den englischen Bauhütten in Verbindung mit der königlichen Gesellschaft entwickelte, eine Entwicklung, welche die Umwandlung der Werkmaurerei in die geistige, symbolische Freimaurerei zur Folge hatte.

Wenn Carl Jentsch in seinem hochinteressanten Buche: Geschichtsphilosophische Gedanken, die er einen Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens nennt, treffend sagt, daß die Moral des gebildeten deutschen Bürgerstandes auf einer glücklichen Mischung christlicher und humanistischer Anschauungen und Motive beruhe, so repräsentirt die deutsche Freimaurerei der Gegenwart diese zukunftsverheißende Mischung. Da weder vom Staat, noch von der Kirche eine Einigung zu erwarten sei, sagt Jentsch, so müßte sich eine *Republik* der Gebildeten bilden, die „über den Parteien und Confessionen steht.“ Diese Republik im übertragenen Sinne, im idealen Sinne, nicht im politischen, stellt *in der That* in ihrer Eigenartigkeit die deutsche Freimaurerei dar. Diese ist in der That die Trägerin des uralten Humanitätsgedankens, wie ihn schon Comenius aussprach, wie ihn Herder verwirklichte, der Humanitätsapostel, der Freimaurer war, wie Goethe, dessen universelles Genie der Freimaurerei neue Bahnen wies. Das Ziel der Freimaurerei, das sie trotz aller früherer Entartung und Spaltung nicht aus den Augen verloren hat, ist die Darstellung des vollkommenen Menschheitsideals. Das Streben nach diesem Ziele vertritt die Freimaurerei als eine große geistige Bewegung durch die Jahrhunderte hin. Ihre Entstehung verdankt sie nach Henkes Worten großen und gewaltigen Bewegungen in der Menschheit.

Stand, Nationalität oder Farbe, Religionsbekenntniß und politische Ansicht sind kein Hinderungsgrund der Aufnahme in die Freimaurerei. Das ist der Standpunkt und das „*gute alte Recht der Humanitätsmaurerei*“. Lessing hat betont, daß die Freimaurerei etwas sei, was im Menschenwesen *tief* begründet ist. Der Spaltung und dem Zerfall in Nationen, Bekenntnisse setzt sie die Einheitlichkeit, den Ausgleich entgegen, von höherer Warte, denn von der Zinne der Partei, der Rasse, der Nation u. s. w. bewerthet sie das Menschenthum als solches. Im *idealen* Sinne spricht sie daher von einem Menschheitsbund, von einer Weltfreimaurerei, ohne sich etwa in Utopien zu verlieren. Ihr praktisches Ziel ist Selbsterkenntniß, Selbstbeherrschung, Selbstveredelung, nicht im Sinne des Nietzschen Herrenmenschen, sondern in ethischer, rein menschlicher Beziehung. Deßhalb setzt sie auch den *weiteren* Humanitätsbegriff über den *engeren*, specifisch-christlichen, ohne diesen auszuschließen. Sie will, ohne etwa eine *neue* Religion stiften zu wollen, die Weiterentwicklung der Religion bearbeiten, sie ist keine Religionsgesellschaft, keine Secte, sondern *eine Gesinnungsgemeinschaft*, sie ist Lebenskunst.

Nach dem Grundsatz ihrer alten Pflichten, der Landmarken, die ihr 1717 gesetzt wurden, verpflichtet sie ihre Anhänger lediglich zu *der* Religion, in welcher *alle* Menschen übereinstimmen. Eine solche Religion muß undogmatisch sein und soll es sein. Die deutsche Freimaurerei hält an den Grundbegriffen von Gott, Unsterblichkeit und sittlicher Weltordnung fest; in der Deutung der beiden ersten Begriffe, für die sie keine *canonische* Festlegung haben will, liegt ihre geistige Arbeit, in der Betonung der sittlichen Weltordnung ihre Arbeit am Menschheitsbau, ihre Arbeit an der Menschheit.

Digitized by Google

In einer alten Rede von 1757 wird gesagt, daß die Freimaurerei alle Menschen als Brüder erkenne, denn die Maurerei sei allgemein und sei nicht beschränkt auf einen besonderen Glauben, eine besondere Secte oder eine besondere Art der Gottesverehrung. Das ist der Standpunkt humanitärer Freimaurerei.

Nach dem Grundsatz audiatur et altera pars, war der Zweck dieser Zeilen, darzuthun, daß die Freimaurerei, die noch heute lebenskräftig dasteht, nicht nur die Versöhnung der christlichen Confessionen, wie in dem Aufsatz in Nr. 13 gesagt ist, sondern auch die Versöhnung aller Confessionen auf der Basis des allgemeinen sittlichen und religiösen Menschenthums zum Ziel hat. In dieser Beziehung wirkt auch sie neben Staat und Kirche als Culturfactor; sie ist und bleibt ein sittlicher Machtfactor für die Menschheit. *Neander.*

Notizen.

Clemens Brentanos ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Max Morris.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Hundertjahrs-Jubelausgabe herausgegeben von Eduard Grisebach. — Beides in Max Hesses Verlag (Leipzig).

Zwei verdienstliche Neuausgaben, um welche die in so kurzer Zeit beliebt gewordene Hessesche Klassikersammlung wieder vermehrt worden ist! An Brentano hat das deutsche Volk manches gut zu machen, er war, wie der Herausgeber richtig erkennt, an poetischer Begabung allen Romantikern außer Kleist überlegen; dennoch kann und soll niemandem zugemutet werden, die mystisch-katholischen Offenbarungsschriften des unter Luise Hensels Einfluß so bizarr seinen herrlichen Anfängen Entfremdeten mit in Kauf zu nehmen. Max Morris, der sich bereits vor drei Jahren durch eine Sonderausgabe der „Romanzen vom Rosenkranz" ein wirkliches Verdienst erworben, hat nun um diesen kostbarsten Edelstein der Muse Brentanos in dieser Ausgabe alles dasjenige noch zu versammeln gewußt, was Hauch von diesem Geiste: so besonders die entzückenden Märchen, einige der graziös-grotesken Novellen u. a. Wer mehr zu lesen wünscht, dem wird die in diesem Blatte erst jüngst (1906, 39) angezeigte Neuausgabe des „Godwi" Freude bereiten; und in anderer Hinsicht ist „des Knaben Wunderhorn" natürlich die herrlichste Ergänzung zum vollständigen Brentano. Der diese Jubelausgabe besorgte, liegt leider schon in kühler Erde; aber im Lied begann und mit Liedern endete der unvergeßliche Grisebach! Was für einen herrlichen Hüter, Patron und Schutzengel deutscher Poesie und Philosophie hat doch Deutschland da verloren! Wie sorgfältig ist wieder in diesem neuen „Wunderhorn" alles gewahrt, was Reiz und Stimmung des allerersten Druckes wiederzugeben geeignet ist, bis zu den alten Titelvignetten. Die Einleitung enthält wie immer bei Grisebach die aufschlußreichsten Historica über die französischen und englischen Quellen des Titels, über den besonderen Antheil Achims und den Brentanos, über die Kritik u. s. w. Es fehlt nicht die Zueignung an Goethe, und der werthvolle Aufsatz Arnims „Von Volksliedern" als Anhang des ersten Buches, den man oft vermißt. Möge das „Wunderhorn" dem Todten süße Klänge in die Ewigkeit nachsenden! *Dr. A. Ruest (Berlin).*

Geschäftliche Notizen.

Das Technikum Eutin in Ost-Holstein ist eine höhere technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, Hoch- und Tiefbaues. Die Schule gehört zu den Fachschulen, welche keine Massenausbildung pflegen und hat besondere Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Im Wintersemester beginnen die Hauptkurse am 1. November, die Vor- und Repetitionskurse am 3. Oktober. Programme sind von der Anstalt unentgeltlich zu beziehen.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Globus

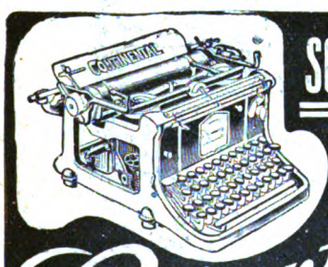
Illustr. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
Begründet 1862 von Karl Andree.
Herausgegeben von H. Singer
unter besonderer Mitwirkung von Prof. Dr. Richard Andree.
Vierteljährlich 12 Hefte. Preis 6 M.

Der „Globus" ist **die einzige wöchentlich erscheinende Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde**, die schneller als alle anderen die Vorgänge auf geographischem und ethnographischem Gebiete vermittelt und mit ihrem reichen und vielseitigen, aus allen Weltteilen schöpfenden Inhalt den Bedürfnissen des grossen gebildeten Publikums in vollkommenster Weise gerecht wird.
= Probehefte kostenlos = durch den Verlag.
Bestellungen auf Abonnements nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen.

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

London W. 8|9 Colville Square.
Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.
London W. 8|9 Colville Square.

Teppiche in allen Arten liefert billigst Versandhaus Beneke & Lattey Magdeburg • Illustrirter Katalog postfrei.



Otto Boenicke
Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs
Berlin W. 8, Französische Straße 2
empfiehlt sein reichhaltiges Lager von
selbst importierten Havana-Cigarren
in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend
„der berühmtesten Marken".
Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.
Preisbücher über importierte Cigarren und über in
Deutschland gearbeitete Cigarren
in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über
Cigaretten, Rauchtabake usw.
kostenfrei.
Fernsprecher: Amt I. 1055 und 8800.
Telegramm-Adresse: „Simpatica" Berlin.

Digitized by Google

Technikum Eutin.
Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.
Progr. gratis. Dir. Klücher.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

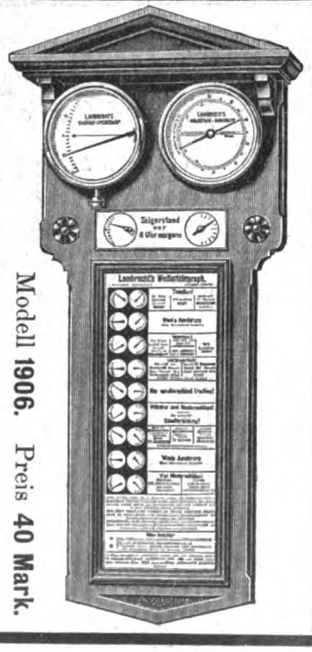
DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Selbstverleger!
Inhaltlich gediegene Werke, die im Selbstverlag erschienen sind und bisher nur geringen Absatz fanden, übernimmt tüchtige Verlagshandlung, gibt denselben geschmackvolle Neuausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. c." die Expedition der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag, Leipzig, Eisenburgerstrasse 4.**

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Nymphenburgerstr. 40 **ZIERHUT & KRIEGER, MÜNCHEN** Telephon Nr. 8760.
Kunstgewerbliche Werkstätte für Metallarbeiten, Treibarbeiten, Bronzearbeiten, Kunstschmiede.
Eigene Kunstgiesserei.
Beleuchtungskörper. Getriebene Figuren. Kirchenarbeiten. Moderne und altertümliche Silberarbeiten. Tafelaufsätze. Pokale. Schmuckgegenstände etc.



Original
Lambrecht's Wettertelegraph
gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**
Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.
Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.
Wilh. Lambrecht
Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).
Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.
Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.
Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:
C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

DÜRKOPP
MOTOR-RAD

DÜRKOPP & Co. A. G. BIELEFELD.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 31. August 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Reichsfinanzreform. Von Dr. Martin Lindsay (Gießen). — Tolstoj als Pädagoge. Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen). — Reiseausrüstung. Ein Essai von Joseph Aug. Lux (Dresden). — Der Marquis de Sade. Eine neue Auffassung von Karl Bleibtreu (Berlin). — Zwei Gedichte. Aus dem Nachlaß Wolfgang Kirchbachs. — Die Sabbathbrecherin. Von Israel Zangwill. Deutsch von Hanns Heinz Ewers. — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). 9. — Der Krieg. Von Marsyas (Martin Beradt). — Noch einmal monumentale Wirthshäuser. Eine Entgegnung. Von Georg Hermann (Berlin). — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

Reichsfinanzreform.

Von Dr. Martin Lindsay (Gießen).

Freiherr v. Rheinbaben gab bei der zweiten Lesung des Etats im Abgeordnetenhaus bekannt, die Pourparlers zwischen dem Reich und Preußen hätten ergeben, daß beider Haushalt in nächster Zeit einen Anleihebedarf von 200 Millionen Mark zu decken hätte. Der Minister knüpfte hieran Betrachtungen über den trüben Zustand unseres Schuldenwesens und machte auf die Nothwendigkeit von Reformen aufmerksam. Kürzlich ist nunmehr die amtliche Finanzstatistik veröffentlicht worden, die die deutschen Staatsschulden im letzten Fiscaljahr nachweist. Hiernach haben sich die gesammten Reichs- und Staatsschulden im Vergleich zu den Reichsschulden allein seit dem Beginn des Jahrhunderts wie folgt vermehrt:

	Reichs- und Staatsschulden		Reichsschulden	
	Mill. Mk.	Zunahme in %	Mill. Mk.	Zunahme in %
1901	13112	—	2516	—
1902	13992	6,7	2933	16,3
1903	14464	2,9	2933	0,0
1904	14879	2,8	3223	9,6
1905	15205	2,2	3323	3,1
1906	15836	3,9	3680	11,1

Die Reichsschulden vermehren sich demnach in weit stärkerem Maße als die der Bundesstaaten. Im Ganzen hat sich in den letzten fünf Jahren die fundirte Reichsschuld um 1068 Mill. Mk. oder 46 v. H. erhöht, während die Schuldenlast der Bundesstaaten im gleichen Zeitraum um 1655 Mill. Mk. oder nur 15 v. H. gestiegen ist. 1877 betrugen die Reichsschulden nur 198 Mill. Mk.; in den seitdem vergangenen zwei Jahrzehnten haben sie sich also um 1757 v. H. vermehrt. An und für sich ist es natürlich und schließlich auch unbedenklich, daß das Reich nach seiner Gründung als ein junges Staatengebilde, das financiell sich erst einrichten und -renken mußte, eine Menge Schulden in sehr kurzer Zeit sich auflud. Stehen beim Reich auch hinter den Schulden keine Activa, Eisenbahnen, Canäle, Grundbesitz u.s.w., wie bei den Bundesstaaten, so sind doch diese Garanten seiner Schuld, und folgerichtig haben reichsdeutsche Consols stets genau so hoch notirt wie preußische. Freiherr v. Rheinbaben wies darauf hin, daß Frankreich und England seit langer Zeit überhaupt keine Anleihen mehr aufgenommen haben. Dabei soll man einmal nicht vergessen, daß die Staatsschuld Frankreichs 30000 Mill. Francs, diejenige Großbritanniens 16000 Mill. Mk. beträgt, also wesentlich höher ist, als diejenige des Deutschen Reichs. Selbst wenn man zu dessen Schulden die bundesstaatlichen hinzuzählte, bliebe das Verhältniß noch immer ein relativ günstiges, zumal die Schulden der Bundesstaaten weit besser gedeckt sind als diejenigen Frankreichs oder Englands. Sodann soll man sich gegenwärtig halten, daß die beiden Staaten der entente cordiale über alterworbene Capitalkraft verfügen, während wir uns erst seit kurzer Zeit zu einer in der Weltwirthschaft bedeutsamen finanziellen Leistungsfähigkeit aufgeschwungen haben. Wenn daher heute englische $2^1/_2$procentige Consols etwa 85, deutsche $3^1/_2$ Consols 83 notiren, was bei Reducirung auf gleichen Zinsfuß ein Verhältniß wie 85 : 69,25 oder einen Unterschied von 15,75 ergiebt, so kann diese differirende Bewerthung wohl bedauert, aber als ungerechtfertigt kaum betrachtet werden. Jedenfalls ist der Unterschied nicht mehr so groß als zu der Zeit, da englische dreiprocentige Consols den unnatürlichen Coursstand von 125 erreicht hatten. Der Tiefstand des Courses unserer Anleihen, den Rheinbaben beklagte, weil er dem inneren Werth der Papiere nicht entspräche, ist offenbar in erster Linie in der Lage des internationalen Geldmarktes begründet. Der Zufall hat daher nichts besonders Merkwürdiges, daß am selben Tag der britische Schatzsecretär gleiche Klage über den Rückgang der englischen Consols anstimmte und die gegenwärtige Finanzlage als eine ernste Schwierigkeit wie für die Regierung, so für das ganze Land hinstellte. Rheinbaben sprach sodann von den großen Reservoirs, die bei anderen Ländern den öffentlichen Schuldbedarf aufnähmen, uns aber fehlten. In England sind die Sparcassen in ihren Capitalanlagen auf Inhaberpapiere gesetzlich angewiesen, eine Einseitigkeit, die einen natürlichen Grund darin hat, daß es an einem Hypothekenmarkt fehlt. Es ist klar, daß, wenn die englischen Consols solchen Schwankungen unterworfen sind, wie wir sie jetzt erlebt haben, die Solvenz der Sparcassen bei dieser Deckungsart schwer gefährdet werden kann. Ebenso unzulässig ist es natürlich, wenn manche deutsche Sparkassen überhaupt keine Inhaberpapiere besitzen, andere weniger als ein Drittel ihres Capitals in solchen Werthen anlegen, ein Gebahren, das schon im eigenen Interesse der Liquidität dieser Institute verfehlt ist. Aber wenn der Finanzminister nun, wie es den Anschein hat, die Reformen auf die Schaffung ‚der großen Reservoirs' beschränken will, so ist damit offenbar wenig gethan. Der leider gescheiterte Sparcassen-Gesetzentwurf,

Digitized by Google

der die Anlage von 15 Procent des Gesamtcapitals in Staatspapieren anordnete, hielt sich in sehr vernünftiger Mitte. Wäre er Gesetz geworden, so wäre aber heute nichts erreicht, als daß der Staat ein größeres und sicheres Absatzgebiet für seine Schuldverschreibungen gewonnen hätte. Eine Coursbesserung ist, wie es England beweist, auf diese Weise dauernd nicht zu erzielen. Am wenigsten wird dadurch irgendwie der eigentliche Mißstand unserer Reichshaushaltung berührt, daß nämlich die Schulden in jäher geometrischer Progression wachsen. Noch ist die Gefahr nicht vorhanden, die der Ruin aller gesunden Volkswirthschaft ist, daß nämlich die ganze Steuerkraft des Volks sich in der Schuldendeckung des Staats aufzehrt. Aber die Gefahr droht, wenigstens was den Reichshaushalt anbetrifft. Es gilt, ihr rechtzeitig zu begegnen. Die Abwendung der Gefahr kann natürlich auch nicht dadurch erfolgen, daß, statt die fundirte Schuld zu vermehren, Schatzanweisungen ausgegeben werden und so die schwebende Schuld gesteigert wird. Bis jetzt hat auch diese letztere Verschuldung bei uns eine bedenkliche Höhe nicht erreicht. Aber angesichts der Neigung, mehr und mehr auf dieser Grundlage die Anleihebedürfnisse des Reichs zu befriedigen, muß auf das Bedenkliche des Verfahrens hingewiesen werden. Es war der financielle Ruin des ancien régime in Frankreich, daß es die schwebende Schuld ins Ungeheure anwachsen ließ. England, das das System der Schatzscheine am meisten ausbildete, hat sich mit gutem Grund bemüht, diese Art der Schuldverpflichtungen möglichst einzuschränken. Wir leben in einer Zeit der Geldknappheit; durch die Ausgabe der Schatzanweisungen werden die Mittel, die die Reichsbank dem Handel und Verkehr bereit hält, noch mehr vermindert. Auch diese Maßregel ist daher mehr eine börsentechnisch vortheilhafte, insofern sie die Unterbringung des Anleihebedarfs erleichtert und den Geldmarkt vorübergehend entlastet, als daß sie der Allgemeinheit zustatten käme.

Wirkliche Erleichterungen des Staatsschatzes fließen aus zwei Röhren: Schuldentilgung und Erhöhung der Einnahmen. Aber diese Röhren sind nicht unabhänging von einander; sie sind communicirende. Füllt man Wasser hier auf, steigt es dort; sinkt es in der einen Röhre, sinkt es in der anderen. Erhöhung der Einnahmen will sagen Steuererhöhung; schon Stephan bemerkte zutreffend, daß, so viel von Reichsfinanzreform geredet werde, am Ende die Reform auf eine Steuererhöhung oder auf die Einführung neuer Steuern hinauslaufe. Die letzte Reform hat in beide Röhren zugleich Wasser zu gießen gesucht. Einmal wurde bestimmt, daß von 1907 ab jährlich drei Fünftel des jedesmaligen Schuldbetrags zu amortisiren seien, und daß die hierzu erforderlichen Beträge in den Etat eingestellt werden sollten, sodann wurde das Reich mit einer ganzen Musterkarte von neuen Steuern und Steuererhöhungen ausgestattet. Der vom Minister verkündete Anleihebedarf, der angesichts der prekären Geldlage zweifellos eher unter als über der Grenze des wirklich Nöthigen sich hält, macht klar, daß das vorausgesehene Tilgungsverfahren eine effective Erleichterung dem Staatshaushalt nicht bringen kann. Prof. Rehm kritisirte einst die Schuldenmacherei des Reichs: „Erstens wurde eine Reihe von ordentlichen Bedürfnissen, und zwar zum Theil gerade sehr kostspieligen, im Etat stets als außerordentliche behandelt; zweitens wurden Ausgaben, die als regelmäßig wiederkehrende, also ordentliche zu betrachten waren, aus dem Etat weggelassen.“ Jetzt wird, als Consequenz dieses Verfahrens, die Tilgung wahllos auf ordentliche und außerordentliche Ausgaben erstreckt, zum Schaden des Staats, da die zur Amortisation der Schulden aus außerordentlichen Ausgaben verwendeten Capitalien offenbar besser benutzt würden, um neue Anleihen zu verringern. Ebenso ist es schon jetzt zweifellos, daß die bewilligten neuen Steuern den erhöhten Geldbedarf des Reichs zu decken nicht im Stande sein werden. Der ausgiebigsten und social gerechtesten Steuer, der Reichserbschaftssteuer, gegenüber hat der Reichstag sich ablehnend verhalten. Ein großer Theil der anderen Steuern, die außerdem wirthschaftlich nicht geringen Bedenken unterliegen, haben vielleicht weniger wegen ihres Charakters als wegen der ungeschickten Art der Erhebung, die erhofften Beträge bisher nicht geliefert und dürften sie auch in der Zukunft kaum liefern. Aber abgesehen davon haftet ihnen ein principieller Fehler an. Sie ermangeln der Elasticität, der Fähigkeit schneller Steigerung bei schnell wachsenden Ansprüchen. Greifen wir auch hier auf das beliebte Beispiel, England, zurück. Als die Briten ihren kostspieligen Krieg gegen Transvaal führten und hierdurch den Grund zu der Erschöpfung des Staatsschatzes legten, den Asquith wieder zu füllen bemüht ist, hätte es gerade England, dem classischen Land der indirecten Steuern, nahe gelegen, den Capitalbedarf durch Erhöhung der Genußmittel- und Verkehrssteuern zu vermehren. Statt dessen griff man vorzüglich zur Erhöhung der Einkommensteuer, die auf 1 s. per 1 Lstl. gesteigert wurde und jetzt auf 9 Pence per 1 Lstl. für Arbeitseinkommen unter 2000 Lstl. herabgesetzt werden soll. Durch diese Einkommensteuer ist es gelungen, die Kriegsschuld innerhalb der kurzen bis heute verflossenen Zeit auf 138 Mill. Lstrl. herabzudrücken; eine weitere Verminderung von 30 Mill. Lstrl. dürfte das nächste Budget bringen. Es bedarf keiner besonderen Prophetengabe, um vorauszusagen, daß, wenn wir heute in ähnliche Lage wie Großbritannien durch kriegerische Verwicklungen geriethen, man als Nothanker zu irgend einer directen Reichssteuer greifen würde. Liegen zwingende Gründe vor, auf einen äußeren Druck zu warten, bis man sich zu einem Mittel entschließt, das uns einzig aus der Reichsverschuldungsmisère retten kann?

Die Steuerpolitik zielte bisher dahin, das Reich finanziell möglichst unselbstständig zu erhalten. Das schien sowohl im Interesse der Bundesstaaten zu liegen, die auf diese Weise die Autonomie ihres Haushalts am besten zu sichern glaubten, als auch im Interesse des Reichstags, der bei diesem Verfahren die Steuerhoheit wahrte wie nur in einem Staat mit demokratisch-parlamentarischer Regierung. Nach Artikel 70 der Verfassung hatten die Bundesstaaten, so lange Reichssteuern nicht eingeführt wären, für alle Bedürfnisse des Reichs aufzukommen, die nicht aus Zollerträgen, gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern, aus den Einnahmen des Post- und Telegraphenwesens gedeckt würden. Gerade die Bedürfnisse des Reichs waren aber ihrer Natur nach sehr schwankende; so wurden durch diese Verpflichtungen die Bundesstaaten dauernd in einer Weise beunruhigt, die jede Stätigkeit der Finanzpolitik unmöglich machte. Als die Zolltarifgesetze und die Erhöhung der Tabaksteuer die Einnahmen des Reichs bedeutsam erhöhten, fürchtete man sogleich, dieses möchte finanziell allzu selbstherrlich werden. Die Frankensteinsche Clausel bestimmte daher, daß nur 130 Mill. Mk. aus den Zöllen und der Tabaksteuer dem Reich verbleiben, der Rest an die Einzelstaaten überwiesen werden sollte. Indem alsbald die Clausel auf andere Gebiete (Branntweinsteuer, Reichsstempelabgabe) ausgedehnt wurde, kam jenes Ueberweisungs- und Rücküberweisungssystem zwischen dem Reich und den Bundesstaaten zustande, das in der Geschichte der Finanzwirthschaft ein Unicum und technisch jedenfalls etwas ganz Unglückseliges ist. Ein Ueberblick über die gesammten Matricularbeiträge der Bundesstaaten und der Ueberweisungen des Reichs ergiebt, daß beide, Matricularbeiträge wie Ueberweisungen, von jeher außerordentlichen Schwankungen unterworfen gewesen sind. Es genügt zum Beweis dessen eine Zusammenstellung der Ziffern für die letzten fünf Jahre (in Mill. Mk.).

	1902	1903	1904	1905	1906
Matricularbeiträge	580,64	565,86	291,65	268,51	287,74
Reichsüberweisungen	556,23	541,54	195,93	189,33	205,92

Digitized by Google

Diese Labilität widerspricht den Grundsätzen, auf die ein gesundes Finanzwesen sich aufbaut, vollständig. Das heutige Verfahren wahrt die Autonomie der Bundesstaaten auf dem Papier, gefährdet sie aber in Wirklichkeit aufs Aeußerste, indem es einer selbstsicheren und selbstständigen Finanzpolitik größte Hemmnisse in den Weg legt. Wird in der That durch eine Reichseinkommensteuer die Steuerhoheit der Bundesstaaten beschränkt? Es ist schwer einzusehen inwiefern, wenn, wie es schon technisch das Zweckmäßigste wäre, die Reichseinkommensteuer als Zuschlag zu den bundesstaatlichen Einkommensteuern erhoben würde. Eine wirkliche Schwierigkeit besteht nur insofern, als das Verhältniß der directen Steuern zu den indirecten in den einzelnen Bundesstaaten nicht dasselbe ist; diese würden also durch die Reichseinkommensteuer verschiedenartig belastet. Indessen ist ein gewisser Ausgleich schon durch die bestehenden indirecten Reichssteuern gegeben; zudem ist der Unterschied überhaupt nicht so groß, daß er gegenüber den Vortheilen dieser directen Steuer ins Gewicht fallen könnte. Ebensowenig gefährdet die Reichseinkommensteuer die parlamentarische ‚power on the purse'. Die Feststellung der Zuschlagsquoten bliebe dem Reichstag vorbehalten, wie ihm auch die Bestimmung der jährlichen Schuldentilgungsquoten anheim zu geben wäre.*)

Es ist ein Ruhmestitel der deutschen Bundesstaaten, voran Preußens, daß bei ihnen wie in keinem anderen Staat die directen Steuern den indirecten die Wage halten. Es verhalten sich die directen Steuern zu den indirecten in England wie 1 : 3,64, in Frankreich wie 1 : 4,79, in Oesterreich wie 1 : 2,73, in Preußen wie 1 : 2,00. So ist mehr als in anderen Staaten die Steuerpolitik bei uns eine social ausgleichende, die ärmeren Volksschichten entlastende. Nur das Reich macht hier eine Ausnahme. Nicht eben eine rühmliche, die geeignet wäre, dazu beizutragen, die Lasten, die das Reich dem Volk auferlegt, beliebt zu machen. Eine Reichseinkommensteuer würde den Spuren der Socialpolitik folgen, die Preußen und das Deutsche Reich groß gemacht haben, zumal, wenn auch hier das englische Muster zum Beispiel genommen, und erarbeitetes und nicht erarbeitetes Einkommen verschieden belastet würde. Nur eine Reichseinkommensteuer aber könnte zugleich allen, auch den hochgespanntesten Capitalbedürfnissen gerecht werden und zu dem Ziel führen, das unbedingt erreicht werden muß: finanzielle Selbstständigkeit des Reichs ohne Störung der steuerpolitischen Autonomie der Bundesstaaten.

*) Dies Verfahren, wie es in Oesterreich, England, Frankreich besteht, empfiehlt sich mehr als unser System der stätigen Tilgungsquote, das gegenüber dem Wechsel der Einnahmen und Ausgaben zu wenig elastisch ist. Zudem: ist einmal ein Parlament daran gewöhnt, jährlich für angemessene Tilgung zu sorgen, so ist hiermit der beste Anreiz gegeben, daß es bereit ist, neue Mittel zu diesem Zweck zu bewilligen.

Tolstoj als Pädagoge.

Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen).

Unsere geistigen Heroen haben sich sämmtlich mehr oder minder eingehend mit der schwierigen Erziehungs- und Unterrichtsfrage beschäftigt, — man denke nur an Goethe, Schiller, Lessing, Fichte, um nur die hervorragendsten Coryphäen namhaft zu machen. Nur zu begreiflich, da dies weitschichtige Problem ein dringendes ethisches, wie psychologisches Interesse für sich in Anspruch nehmen kann, von dem eigentlichen socialpolitischen Moment ganz abgesehen. Neuerdings geht durch weite Kreise der gebildeten Gesellschaft eine lebhafte, häufig allzu hitzige Polemik und Agitation, um Mißbräuche und Rückständigkeiten abzustellen und neue Ideale zu verwirklichen, — vielfach handelt es sich bei genauerem Zusehen um Auffrischung früherer Angriffe, so z. B. bei Ellen Key, die völlig in den Fußtapfen des skeptischen Montaigne wandelt. Es ist somit kein Wunder, daß auch der große Wiedererwecker und Prophet seines in Finsterniß und Unwissenheit vegetirenden Volkes, daß auch der geniale Dichter und scharfsinnige Menschenkenner Tolstoj*) in dieser ernsten Frage das Wort nimmt und den Ertrag jahrelangen Denkens und Experimentirens (denn Tolstoj hat auf seinem Landgut und in der Nachbarschaft viele Schulen gegründet) den Zeitgenossen zugänglich macht. Dafür sei ihm aufrichtiger Dank gezollt, schon allein deßhalb, weil sich gleichfalls hier ein warmherziger Optimismus bethätigt, obwohl wir, was gleich zu Anfang bemerkt sein mag, grundsätzlich anderer Meinung sind wie er.

Wie Rousseau, mit dem Tolstoj viel mehr Aehnlichkeit aufweist, als meist angenommen wird, so geht auch unser Denker von jenem angeblich paradiesischen Naturzustande der Menschheit aus, daraus die böse Cultur den armen Erdenpilger vertrieben habe. Deßhalb ist, genau genommen, alle Erziehung eine unberechtigte Störung dieser lieblichen Idylle; jedenfalls muß sie bestrebt sein, möglichst rasch diese ursprüngliche Harmonie wieder herzustellen, indem sie den natürlichen Instincten zu ihrem Recht verhilft und die durch den Staat und die sociale Ordnung bedrohte Freiheit vor weiteren tückischen Angriffen sicher stellt. Aus den vielen Ausführungen, die dieser Ansicht gewidmet sind, nur eine charakteristische Probe: Wir sehen unser Ideal vor uns, während es hinter uns steht. Die nothwendige Entwicklung des Menschen ist nicht nur kein Mittel zur Erreichung dieses Ideals der Harmonie, das wir in uns tragen, sondern ein Hinderniß, das uns der Schöpfer bei unserem Streben nach dem höchsten Ideal, nach der Harmonie gesetzt hat. Ein gesundes Kind erfüllt bei seiner Geburt alle Forderungen der absoluten Harmonie in Bezug auf das Wahre, Schöne und Gute, die wir in uns tragen. Zu allen Zeiten und bei allen Menschen erscheint das Kind als das Muster der Unschuld, Sündlosigkeit, Güte, Wahrheit und Schönheit. Der Mensch wird vollkommen geboren, — das ist ein großes Wort, das von Rousseau stammt, und dieses Wort wird fest und wahr bleiben wie ein Fels. Gewöhnlich lassen die Erzieher außer Acht, daß das Kindesalter das Urbild der Harmonie ist, und sie nehmen die Entwicklung des Kindes, die nach unwandelbaren Gesetzen fortschreitet, für das Ziel. Man sucht das Kind immer weiter zu entwickeln und entfernt es nur immer mehr von dem ursprünglichen und nun getilgten Urbilde; die Erreichung der eingebildeten Vollkommenheit des erwachsenen Menschen wird aber immer unmöglicher. Unser Ideal liegt hinter uns, nicht vor uns. Die Erziehung verdirbt die Menschen, statt sie zu bessern. Je verdorbener ein Kind ist, um so weniger darf es erzogen werden, um so mehr Freiheit braucht es u. s. w. (I, 302). Nebenbei bemerkt, verstößt die letzte Annahme völlig gegen das ursprüngliche Axiom oder Dogma von der anfänglichen Unschuld und Vollkommenheit des Kindes. Wer diese Ansicht verficht, mit dem ist eigentlich nicht zu streiten, d. h. wissenschaftlich nicht, weil diese Vorstellung ganz und gar theologisch ist und sich mit der Erfahrung und der darauf gegründeten Kritik nicht verträgt. Wem alle Bildung, Entwicklung und Cultur nur ein Irrthum, eine Lüge und eine jammervolle Entartung ist, der thäte besser, in seinem unbekehrbaren Pessimismus sich einem Kloster zuzuwenden, als an der sündigen Welt fürder noch irgend welchen Antheil zu nehmen. Es ist nur zu begreiflich, daß Tolstoj über die bestehenden Einrichtungen die Schale seines Zornes ausgießt und die Schulen als Gefängnisse und Kerker mit unerhörten Drangsalen und Qualen schildert. Auch hier mag ein Beleg statt vieler genügen: Die Schule erscheint dem Kinde als

*) Tolstois' Pädagogische Schriften (Zwei Bände, Eugen Diederichs, Jena 1907).

Digitized by Google

eine Einrichtung, die dazu da ist, die Kinder zu quälen und das stärkste Bedürfniß des kindlichen Alters, das Bedürfniß nach Bewegungsfreiheit unbefriedigt zu lassen; ihm erscheint sie als eine Einrichtung, bei der Gehorsam und Ruhe die ersten Erfordernisse sind, wo es erst um Erlaubniß bitten muß, hinauszugehen, wo jedes Vergehen, sei es mit dem Stock, sei es durch Fortsetzung der für das Kind so harten Lernzeit über die vorgeschriebene Stundenzahl hinaus bestraft wird. Die Schule erscheint dem Kinde mit Recht als ein Institut, wo ihm Dinge beigebracht werden, die Niemand verstehen kann, wo man es gewöhnlich zwingt, nicht seine eigene, heimathliche Mundart, sondern eine ihm fremde Sprache zu sprechen, wo der Lehrer in den Schülern meist seine geborenen Feinde sieht, die aus eigener Bosheit oder durch die ihrer Eltern nicht auswendig lernen wollen, was er selbst auswendig weiß, und wo die Schüler ihrerseits auf den Lehrer wie auf einen Feind blicken, der sie nur aus persönlicher Bosheit so schwere Dinge lernen läßt. In solch einem Institut müssen sie sechs Jahre lang und etwa sechs Stunden täglich verbringen. Eine solche Schule erzeugt aber nicht nur Widerwillen gegen jegliche Bildung, sie gewöhnt den Kindern in diesen sechs Jahren noch das Heucheln und Betrügen an, was nur die Folge des widernatürlichen Zustandes ist, in dem sich die Schüler befinden, und erzeugt jene Unklarheit und Unsicherheit der Begriffe, die man Bildung nennt (I, 15). Mit bewundernswerther Folgerichtigkeit rühmt daher Tolstoj die Chinesen, die schlechtweg von Staatswegen den Druck von Büchern verbieten, während wir darin nur Pfuscher sind und uns mit Compromissen begnügen. Eigentlich hätte man nämlich, wie unser Naturanbeter verlangt, die Maschinen, Eisenbahnen, Dampfschiffe und die leidige Buchdruckerkunst nicht aufkommen oder wenigstens möglichst rasch wieder beseitigen sollen. Das geht denn doch noch über Rousseau, Montaigne und Ellen Key!

Da das gewöhnliche Volk (aus sehr erklärlichen Gründen) sich gegen jede höhere Bildung, wenigstens zunächst, instinctiv wehrt, so wäre es das Einfachste, es in diesem dumpfen Zustande thierischen Stumpfsinnes und Glückes (man verzeihe das harte Wort!) zu belassen. Das kann aber Tolstoj auch nicht verantworten, obschon es, wie gesagt, seiner eigentlichen Theorie von der anfänglichen Unschuld und Reinheit des Menschengeschlechts entspräche. Deßhalb entschließt er sich zu gewissen Zugeständnissen, die dann auch, wie schon angedeutet, zu praktischen Versuchen geführt haben. Er selbst ist noch nicht anscheinend über das erste Stadium des Experimentirens hinausgekommen, um so weniger, als es nach seiner Ueberzeugung nach keine Wissenschaft von der Erziehung giebt, da kaum der erste Grundstein dazu gelegt ist. Das einzige Kriterium der Pädagogik ist und bleibt allein die Freiheit, so erklärt er kategorisch, und daher ist bei ihm der holden Freiheit, besser gesagt Willkür und Zuchtlosigkeit, Thor und Thür geöffnet. Er kommt zu dem fast komischen Ergebniß, das eben bei seiner ganzen Weltanschauung unvermeidlich ist: nur die Unterrichtsart ist die richtige, mit der die Schüler zufrieden sind. Fürwahr ein wunderlicher Maßstab, bei dem nur die tollste Anarchie gedeihen kann; irgend welche feste, geregelte Methodik des Unterrichts kann bei solchen Voraussetzungen nicht aufkommen, und es sollte uns wundern, wenn nicht gelegentlich der Lehrer vergeblich auf seine Zöglinge wartet, weil er es ihnen am Tage vorher nicht recht gemacht hat.

Unfraglich hat gerade unsere heutige Erziehung mit schweren Uebelständen zu kämpfen: auch in dieser Beziehung ist die Gegenwart eine Zeit des Ueberganges, die noch vielfach einer Klärung und Verarbeitung schwebender Fragen bedarf. Man sollte gerade auf diesem Gebiete nichts übereilen, sondern mit der organischen Entwicklung, die auch hier sich nach unveränderlichen Gesetzen vollzieht, Hand in Hand gehen und vorsichtig, je nach dem Standpunkt der Erfahrung, Verbesserungen anbringen. Wer aber wie Tolstoj jeden Fortschritt als leere Utopie, als eine glänzende Täuschung ansieht, wer dem zu Folge auch jede Bildung als eine Entstellung ursprünglicher Vollkommenheit und Harmonie verurtheilt, mit dem ist ernstlich nicht zu rechten, weil er die Grundlagen und Werthe unserer ganzen Cultur verneint. Es zeigt sich wieder einmal der verhängnißvolle Zwiespalt und Widerspruch, der das gesammte russische Volksleben von den untersten Schichten bis zu den glänzendsten Spitzen hin durchzieht. Unten vollständige Versumpfung, fast Barbarei, oben, ohne jede stufenweise Vermittlung, ein glänzender Firnis westeuropäischer Civilisation, der mit dem eigentlichen Volksthum nichts zu schaffen hat. So wird die natürliche Einheit der Nation, soweit sie rassenhaft einen gemeinsamen Grundstock darstellt, in zwei zusammenhangslose Hälften zerrissen, und deßhalb ist dies Land der üppigste Nährboden für die verderbliche Saat des Nihilismus und Anarchismus. Die einzige Rettung, die diesem Reiche frommen kann, ist daher außer der wirthschaftlichen Aufbesserung, der Herstellung von Verkehrswegen u. s. w. eine solide, stufenweis methodisch fortschreitende Bildung, so sehr auch Tolstoj sie verspotten mag. Daß er selbst als warmer Volksfreund zu diesem verpönten Mittel greift und Schulen gründet, ist ein schlagender Gegenbeweis gegen die Triftigkeit seiner Beweisgründe.

Reiseausrüstung.

Ein Essai von Joseph Aug. Lux (Dresden).

Die Sache ist des Studiums werth. Ein richtiger Reisemarschall, und wenn er nur sein eigener wäre, hat die schwierige Aufgabe, Unvorhergesehenes vorauszusehen und dennoch nicht mehr mitzuführen, als das Leben auf der Reise nöthig hat. Nur ein reisendes Volk entwickelt eine zuverlässige Reisecultur, zu der als erstes Erforderniß eine ausgebildete Reiseausrüstung gehört, die im kleinsten Volumen das höchste Maß berechtigter Ansprüche zu erfüllen geeignet ist. Die modernen Forderungen der Zweckmäßigkeit, vollendeter Sachlichkeit und Charakteristik, sowie der organischen Durchbildung des gesammten Reiseapparates kommen hier zur unmittelbaren praktischen Anwendung und Uebung. Sie betreffen nicht allein das Reisezeug, sondern auch die Kleidung. Die Gewohnheit, die ältesten Kleider und Stiefel, in denen man sich vor den Nachbarn daheim nicht mehr zu zeigen wagt, auf die Reise anzuziehen und darin auf den Pariser Boulevards herumzustorchen, mit dem paradiesischen Bewußtsein, daß man dort ohnehin nicht bekannt ist, gehört zu den altmodischen, hausbackenen Tugenden der Familie Buchholz. Dieses bürgerlich romantische Geschlecht ist hoffentlich im Aussterben. Wenigstens kann man bemerken, daß die weniger sentimentalen, dafür aber praktischeren Tugenden der englischen Reisecultur auch auf den Continent vorbildlich gewirkt haben. Wenn einer heute noch glaubt, als Durchreisender von gesellschaftlichen Kleiderregeln dispensirt zu sein, muß er darauf gefaßt sein, daß man ihn über die Achsel ansieht. Nehmen wir an, es gilt eine Reise nach der nächsten Weltstadt, nach Berlin. Wer nicht gerade als Handwerksbursche reist, ist der Gefahr ausgesetzt, unversehens zu einem Diner geladen zu werden. Es ist die bekannte Heimtücke unserer lieben Bekannten, zu erklären: ach, kommen Sie nur so, wie Sie sind. Dann ist hundert gegen eins zu wetten, daß am Abend Alle im Frack dastehen. Eine Berlinerin wird einem sofort die Belehrung zukommen lassen: ohne Frack macht man überhaupt keine Reise! Da hilft nun alle Seelengröße nichts. Ein Gehrock, der unter lauter Fracks sitzt, fühlt sich als ein gedrücktes, verachtungswürdiges Wesen. Der Engländer, der die Jungfrau besteigt, oder Bergtouren im Himalaya macht, nimmt seinen Frack mit. Das kommt uns übertrieben

Digitized by Google

vor; in der That ist es aber nur die Uebung einer ausgebildeten Lebensform, die der englische Gesellschaftsmensch auch auf Reisen und im Gebirge und selbst in der Wildniß nicht außer Acht läßt. Es mag allzu förmlich erscheinen, aber es ist Zucht. Wer die sportmäßige Gesellschaft unmittelbar nach einer Schneetour im Hôtel beim Diner im Frack und tadellosen Gesellschaftskleide, full dress, gesehen hat, wird die Verbindlichkeit der gesellschaftlichen Form gefühlt haben, gleichviel, ob er damit einverstanden ist oder nicht. Wer also nicht aus dem Rahmen herausfallen und als ungezogen beurtheilt werden will, der muß selbst bei einer Gebirgsreise genau voraussehen, ob er nicht in die Zwangslage kommt, im Alpenhôtel den Frack anlegen zu müssen. Jedenfalls liegt darin ein großes Unterscheidungsmerkmal, daß wir in solchen Fällen den Frack als Zwang empfinden, während er bei dem guterzogenen Engländer zur Selbstverständlichkeit gehört.

Die verbindliche Lebensart, die der moderne Reisestil enthält, drückt sich schon im Eisenbahnwagen aus. Wir sehen Damen in weißer Seidenblouse, wenn auch vom grauen, leichten Staubmantel umhüllt, Herren in Lackschuhen, in weißen Lederhandschuhen und in tadellosen, praktischen Reiseanzügen von gefälligem Schnitt. Darin ist keine Protzerei zu suchen, sondern eine gesellschaftliche Convenienz, die sehr viele Vorzüge hat. In der rußigen Atmosphäre eines Eisenbahnzuges ist die Sorgfalt und Sauberkeit der Kleidung in Verbindung mit einer gewissen Eleganz geradezu ein erfrischendes Gegenmittel. Fremde Menschen, die auf Stunden im Eisenbahnwagen zusammengepfercht sind, müssen sich gegenseitig stillen Dank wissen, wenn jeder so viel Sorgfalt auf sich und seine Erscheinung verwendet, als praktisch geboten ist. In der That liegt auch hier der ästhetischen Erscheinung eine praktische Rücksicht zu Grunde. Der Lackschuh rechtfertigt sich hier, weil er immer sauber und glänzend bleibt, die weißen Waschlederhandschuhe sind zwar nach einer Fahrt berußt und müssen vor der Wiederverwendung gereinigt werden, aber gerade darauf kommt es an, daß man den Schmutz sieht und genöthigt ist, ihn zu entfernen, und ähnlich verhält es sich mit dem hellen oder weißen Blousenzeug der Damen. Die äußerliche Form legt zugleich persönliche Zurückhaltung auf und verbindet zu gewissen Anstandsregeln, die für den guten Reiseverkehr unerläßlich sind. Auf diese Weise hat sich im Eisenbahnverkehr eine gemessene Höflichkeit ausgebildet, die eine Art stillschweigender Uebereinkunft ist, das ungeschriebene Gesetz der guten Sitte, das den Zuwiderhandelnden der stillen Verachtung seiner Mitreisenden preisgiebt. Es verhält sich damit ähnlich, wie mit dem Gesetz, das jeder Sport auf seine Art entwickelt hat und wofür der Sport die Begriffe von fair und unfair geschaffen hat. Reisesitte, Reisezeug und nicht zuletzt das Reisekleid sind zu bestimmten Formen ausgewachsen, durch das verwandte Vorbild des Sportbetriebes. Seitdem auch bei uns der Sport in Blüthe steht, haben auch wir den Sinn für Reisecultur erweckt. Am deutlichsten wird dieser Zusammenhang bei Gebirgsreisen offenbar. Der Bergsteiger hat ganz bewußt sein Reisekleid sportlich ausgebildet. Auch hier hat die Praxis alles sachlich Nothwendige und Zweckmäßige hervorgebracht. Es fällt dem vernünftigen Bergsteiger gar nicht ein, abgetragenes Alltagsgewand und altes Schuhwerk für die Bergtour zu verwenden. Genau wie beim Reiseverkehr gehört auch in der Touristik eine solche hausbackene Ausrüstung in den Bereich der blutigen Anfängerschaft. Wir wissen ganz genau, daß eine Unmenge leichter und schwerer Unfälle und jede todtsichere Unbequemlichkeit einer unzweckmäßigen Ausrüstung, ungeeignetem Schuhwerk und mangelhaften Behelfen zuzuschreiben sind. Auf einer höheren Stufe, aber noch keineswegs zeitgemäß ist jener Theil der bergsteigenden Menschheit, der sich ausstaffirt, als ob er direct von einem Alpen-Vereins-Kränzchen käme. Hier ist alles „echt imitirt", die bäuerlich benähte Wildlederhose, die Berchtesgadener Wadenstutzen, der Tyroler Bauchgurt mit Pfauen-Federkielen bestickt, die Hirsch„grandln" und die alten Silbermünzen an der massiven Uhrkette, die abenteuerliche Pfeife und das unleidige Juchhe-Geschrei, mit dem sich die wunderlichen Herrschaften in der Einsamkeit abgelegener Gebirgsthäler von fernher ankündigen. Alles scheint echt. Nur die Blaßgesichter und die mageren, in ihrer Nacktheit frierenden weißen Knie verrathen die Talmihaftigkeit der Salontyrolerei. Hier hat wieder der Engländer auf sachlicher Grundlage ein für den Städter kleidsames Bergsportkostüm ausgebildet. Es ist der „Norfolk", der zweckmäßige, hochgeschlossene Rock aus gutem grauen Stoff, mit den senkrechten, über die Achsel geschwungenen Quetschfalten und dem darin gehaltenen Gürtel. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß auch hier das Kleid aus den, durch den Träger und die Art seiner sportlichen Betätigung gegebenen Grundlagen abgeleitet werden muß, wenn es ästhetisch befriedigen soll. Die Nothwendigkeit und die sachliche Lösung der Aufgabe bietet ein fruchtbares Gestaltungsprincip und sorgt zugleich für die Vielgestaltigkeit und Eigenart. Unser Leben ist gar nicht so farblos und uniform, wie wir oft pessimistisch annehmen. Alle die höchst zweckmäßigen und dabei durchaus eigenartigen Kleiderorganismen, von der großen Zahl unserer Sporte ausgebildet, die Ruder-, Tennis-, Fußball-, Ski-, Rodel-, Eislauf-, Jagd-, Fahrrad-, Automobil-, Touristen- und Reisekostüme, ganz abgesehen von den verschiedenen Alltags- und Gesellschaftsuniformen, geben eine ganz stattliche und bunte Costümsammlung, die lediglich aus der Neuzeit stammt und gegen die die alten Trachten steif und unbeweglich und geradezu einförmig erscheinen müssen. Im Gegensatz zur alten Tracht, die auf wenige Typen beschränkt ist, zeigt unser heutiges Costümwesen, namentlich, wenn wir auch die sehr verschiedenartigen Formen des Arbeitskleides dazurechnen, die Vielseitigkeit der modernen Interessen, die in der entsprechenden Gestaltung des Kleides eine unzweideutige Charakteristik finden. Es kommen noch die zahllosen Sportartikel als Ergänzung hinzu, die keineswegs irgend eine Art von überflüssigem Luxus darstellen, sondern praktisch nothwendig sind, wie man sich etwa durch einen Blick in eine vollständige Bergsportausrüstung überzeugen kann, Artikel, die fern von jeder schmückenden Absicht, rein durch den Zweckgedanken den Schönheitssinn vollständig befriedigen können. Auch hieraus ergiebt sich ein ästhetischer Grundsatz, der mir in künstlerischer Hinsicht sehr wichtig erscheint. Ich erkenne hier ganz deutlich die Grundsätze der Stylbildung. Das Leben schafft den Styl, der sich unabhängig von der Pflege des Motives aus rein sachlichen Nothwendigkeiten entwickelt. Das Motiv und mit ihm das Ornament neigt zur Erstarrung, Vergewaltigung und zur Ausdruckslosigkeit. Tausendfach belehrt uns das Leben, daß die Gestaltungsfähigkeit, die Charakteristik, die organische und darin individuelle Durchbildung als künstlerische Elemente das Ergebnis der ehernen Nothwendigkeit und der vielseitigen Sachlichkeit sind. Erst in dem lebendigen Zusammenhang und in der organischen Fühlung mit dem, was das Leben wirklich braucht, arbeiten wir schöpferisch und wenn man will, im weitesten Sinne künstlerisch. Wenn erst unsere Künstler anfangen zu arbeiten, wie — man wird mich nicht mißverstehen — die Schneider und die Ingenieure arbeiten, dann ist zu erwarten, daß auch die Kunst ein lebendiges Stück Volksthum wird. Die Revision und Richtigstellung der Form nach dem Sinne der organischen Idee ist unausgesetzt nothwendig. Das Sachlichkeitsprincip erschließt eine ungeahnte und unerschöpfliche Fülle von Gestaltungsmöglichkeiten.

Der Lederkoffer, das Gehäuse, gleichsam die Architektur der Reiseausstattung, ist in dieser Beziehung geradezu ein mustergiltiges Gebilde. Hier ist Alles Zweckmäßigkeit. Er ist, Gott sei Dank, mit keinerlei Zierrath versehen. Nichts ist gethan, um ihn herauszuputzen und ihn in irgend einer Auffassung schön zu machen, und trotzdem muß ich gestehen, daß

Digitized by Google

ich ihn überaus schön finde, vorausgesetzt, daß er aus gutem Leder gefertigt und mit Verständniß für die Bedürfnisse des Reisenden gebaut ist. Hierzulande hat die Ledermanufactur unbestritten überseeische Berühmtheit erworben, aber in einem sehr wesentlichen Punkte sind wir von einer höheren Reisecultur geschlagen. Wir müssen zu den praktischen Amerikanern in die Schule gehen, um zu lernen, was bei der Inneneinrichtung und Formenbildung der Koffer zu beachten ist. Was wir am Continent an sinnreich construirten Koffern finden, geht auf das amerikanische Vorbild zurück. Das sind wundervolle Gehäuse als das sinnreiche Ergebniß einer eindringlichen Forschung in alle Bedürfnisse einer Reise über See. Psychologischer Scharfsinn und der Aufwand einer ganzen menschlichen Bildung verkörpert sich in einem solchen Stück, das nicht nur jeden Bedarfsartikel aufnimmt, sondern auch jedem Dinge seinen Platz anweist, damit der allzu eilfertige Reisende keine Gelegenheit habe, dem leider menschlich eingeborenen Hang zur Unordentlichkeit zu fröhnen. Die Ueberlegenheit der Ingenieurkunst oder das Genie eines wahrhaft modernen Architekten scheint in dem Grundriß und Aufriß bethätigt, um den gemessenen Raum auf das Intensivste auszunützen. Es ist ein Stück practischer Raumkunst. Man hat gar keine Ahnung, was dabei Alles zu bedenken und zu berücksichtigen ist. Nimmt man die zahllose Menge der Artikel, die unterzubringen sind, als gegeben an, so ist das Problem zu lösen, die Fächer und Abtheilungen in angemessener Größe anzuordnen und trotzdem ein transportables Maß nicht zu überschreiten. Wobei übrigens vorzusehen ist, daß der Cajütenraum gewisse Maße bedingt. Aber auch die Tausendsächelchen und die davon abhängige Grundriß- und Aufrißdisposition ist durchaus nicht ohne Weiteres gegeben. Wenn der äußere Umfang begrenzt und festgestellt ist, beginnt die Ermittlung der inneren Gestaltung, deren Schwierigkeit annähernd nur vielleicht der Architekt kennt, der nicht nach der Schablone arbeitet. Denn der geniale Koffermacher will nicht nur leichthin gegebene Anforderungen erfüllen, sondern er will auch Bedürfnisse voraussehen oder erschaffen. Er wirkt geradezu culturfördernd, erzieherisch. Schlägt man den Deckel auf, der standfest ist, so findet man auch darin Abtheilungen und Fächer, so daß ein derart gut gebauter Koffer nicht einen einzigen unausgenützten Hohlraum besitzt. In dem ganzen Gebäude ist kein todter Punkt. Der Kofferarchitekt mißt die Länge der Hosen und der Röcke, die Höhe der Stiefeln, der Hüte, die Größen der zusammengelegten Taschentücher, der Kragen und Manschetten, bestimmt die Anzahl der Kleider- und Wäschestücke, die voraussichtlich nothwendig ist, kurz, er befragt das Leben nach allen Seiten und entwirft daraufhin seinen Plan. Im geöffneten Zustand präsentirt sich der Koffer als eine Combination der verschiedenartigsten Fächer und Laden, die nach der Höhe zu kleiner werden. Zu unterst finden wir den Raum für Schirme und Stöcke, ein Fach für schwere und wenig, nur gelegentlich zu verwendende Kleidungsstücke, sowie für schmutzige Wäsche, darüber Fächer für Hosen, Röcke, Hemden und Unterwäsche, ein langes Fach für Ueberkleider, Fächer für Hüte verschiedener Art, Abtheilungen für Schuhe und Ueberschuhe, eine Lade für Westen und höher hinauf die kleineren, herausziehbaren Laden für Handtücher, Taschentücher, Handschuhe, Rasirzeug, Cigarren, Kragen, Cravatten, Schmuck, Nadeln, Knöpfe, Strümpfe, Socken, Blousen, Toiletteartikel und an der Innenseite des Deckels nebst eingelassenem Spiegel Taschen für Schreibzeug, Briefschaften und Aehnliches. Andere Formen mit demselben Inhalt werden gebaut, die hoch stehen, wie Garderobeschränke, und die sich in der Mitte theilen, wo einerseits die Laden und Fächer für Wäsche und andere Utensilien sind, und andererseits die Kleidungsstücke, Hosen, Röcke oder Damenkleider hängen und daher nicht geknickt oder gefaltet werden müssen. Ich bin der Meinung, daß unsere Architekten oder Kunstgewerbler aus dem Studium dieser Einrichtungen sehr werthvolle Lehren ziehen können. In der klugen und umsichtigen Art, wie diese Koffer gebaut sind, arbeitet bestenfalls der Schiffsingenieur, der ebenfalls auf die sorgfältigste Raumausnützung bedacht sein muß. Ein solcher Koffer giebt für den Haus- und Möbelbau und für die Wohnungsausstattung Allerlei zu denken und ist geeignet, unsere Architektur einigermaßen aus dem Concept zu bringen. Ich will damit selbstverständlich nicht sagen, daß wir in unseren Hänsern und Wohnungen den Kofferstyl einführen sollen; ich will damit vielmehr sagen, daß Diejenigen, die sich mit dem Bau von Häusern und mit der Einrichtung von Wohnungen befassen, geistig ebenso umsichtig, sachlich und auf Grund einer klaren Erkenntniß der Bedürfnisse, der vorhandenen und der kommenden, arbeiten sollen, wie jener Koffermacher.

Wir machen natürlich nicht jeden Tag eine oceanische Reise. Die meisten Reiseziele liegen näher und setzen demgemäß einen einfacheren Organismus der Reise-Ausrüstung voraus. Der findige Kofferingenieur hat daher den Mikrokosmus jenes allumfassenden Koffergebildes in kleine Theile zerlegt und eine Unzahl selbstständiger Gebilde abgelöst. Er hat kleine Schrankkoffer gebaut, mit einer Hängevorrichtung für Kleider, einem Schuhfach im Boden und einem Hutabtheil im Kopf des Gehäuses und er hat Legefächer für einen kleineren Umfang an Wäschevorrath und sonstigen Bedarfsartikeln vorgesehen. Damit kann man immerhin eine zweimonatliche Reise ins Ausland wagen. Er hat Schiffs- und Cabinenkoffer in niederer Form hergestellt, die unter das Bett der Cabinen passen und für den Handbedarf für 8—14 Tage vorhalten. Es sind Variationen aller Art ausgebildet, die entweder als Herrenkoffer oder als Damenkoffer zu dienen haben, von der Unmenge der Hut- und Schuhkoffer, sowie der Reisetaschen mit oder ohne Toilettegarnitur ganz zu schweigen. Die weitaus am häufigsten sind Reisen auf ein paar Tage nach dieser oder jener Stadt. Keinesfalls wollen wir mit Ueberflüssigem beschwert sein und sind froh, wenn wir uns etwa auf einer Fahrt nach Berlin gelegentlich vom Gepäckträger unabhängig machen können. Auch für diese Eventualität ist glänzend gesorgt. Wir finden leichte und niedere Coupékoffer, die ganz ausgezeichnet zu handhaben sind. Wir müssen darauf sehen, daß sie eine solche Ausmessung haben, daß wir Röcke und Hosen nicht mehr als einmal abbiegen müssen. Trotz der flachen und handlichen Form kann ein solcher Koffer das Unumgängliche fassen. Für Reise-Ausrüstungen ist also in jeder Hinsicht auf das Glänzendste gesorgt, wofern man darüber klar wird, was man persönlich nöthig hat. In dieser Richtung, auf dem Wege der persönlichen Cultur weiterzubringen, war der Zweck dieser Unterhaltung. Sind wir einmal so weit, dann erübrigt nicht viel mehr, als daß Sie Geld in Ihren Beutel thun und von gutem Reisewetter begleitet sind. Und dann: glückliche Reise!

Der Marquis de Sade.

Eine neue Auffassung von Karl Bleibtreu (Berlin).

I.

Herostrat verewigte seinen Namen durch jene berühmte Brandstiftung und erreichte damit seine Absicht. Minder freiwillig mußte der berüchtigte Marquis de Sade dazu herhalten, für immer die scheußlichste Nachtseite der Menschennatur zu bezeichnen. Die Vereinung unnatürlicher Grausamkeit mit unnatürlicher Wollust betitelte man nicht nach dem greulichen Marschall Gilles de Retz, dem Erzscheusal dieser Gattung, sondern brandmarkt sie mit dem Namen Sadismus.

Digitized by Google

Hat de Sade durch sein persönliches Leben Anlaß geboten, ihn vor allen Andern an den Pranger unsterblicher Infamirung zu schmieden? Keineswegs. Wir wissen von ihm nichts anderes Verbürgtes, als daß er einen liederlichen Wandel führte wie alle Cavaliere des Ancien Regime, zum Theil veranlaßt durch das böse Beispiel der entsittlichten französischen Soldateska im Siebenjährigen Krieg, den er von Anfang bis Ende als blutjunger französischer Officier mitmachte, zum Theil durch eine ihm aufgezwungene Convenienzehe, gegen die er sich mit Händen und Füßen sträubte. Er liebte die jüngere Tochter eines Gerichtspräsidenten und mußte die ältere heirathen. Das sind Verhältnisse, die in einer so verderbten Zeit jede Libertinage leicht erklären, als trotzige Verhöhnung aufgedrungenen Jochs. Seine Abneigung, die allgemeine Gesellschaftsheuchelei nachzuahmen und Erotik möglichst unter einem Schleier zu verstecken, brachte ihm allerdings zwei Processe auf den Hals, die ins Gebiet des „Sadismus" fallen Einmal sollte er an einer Frauensperson Aderlasse und Nadelstiche verübt haben, so daß sie daran starb; ein ander Mal sollte er eine liederliche Gesellschaft mit Pillen von spanischen Fliegen vergiftet haben. Aus sämmtlichen Documenten geht aber hervor, daß erstens keine einzige Person durch ihn den geringsten ernsten Schaden erlitt, daß zweitens in beiden Fällen es sich um practical jokes handelt, gerichtet gegen unsaubere Geschöpfe und von diesen aus Erpressungsgründen maßlos aufgebauscht. Die Pillen erwiesen sich als völlig harmlos, die Stechereien fanden überhaupt nicht statt, sondern der spöttische Marquis setzte eine große Gesellschaft, die er zum Besten hatte, und das betreffende angebliche Schlachtopfer nur durch feierliche Manipulationen in einem Secirsaal in Schrecken, wo er anatomische Experimente vorschützte. Bei der Pillengeschichte scheint er obendrein nur ein Manöver bezweckt zu haben, um allgemeine Verwirrung zu erregen, vermittels derer er seine geliebte Schwägerin entführen konnte. Sein giftigster Gegner, Retif de la Bretonne, sein Concurrent als Pornograph, wagte daher später auch nie mehr diese Scandalprocesse gegen ihn auszuspielen, obschon Sade dafür zu maßlosen Freiheitsstrafen und beinahe zum Tode verurtheilt wurde. Sogar seine ihm zeitlebens feindliche Familie empörte sich über solche Ungerechtigkeit, woraufhin mit Hängen und Würgen eine juristische Berufung eingelegt wurde, bei der sich der völlige Ungrund der Beschuldigungen herausstellte. Nichtsdestoweniger sah er sich später mehrmals wegen Entführung seiner Schwägerin in contumaciam zum Tode (!) verurtheilt und, nach Ableben seiner Geliebten aus Italien zurückgekehrt, in die Bastille geworfen, wo er lange Jahre schmachtete. Man hat ihn anfangs sogar so barbarisch behandelt, daß man ihm jedes Schreibgeräth und alle Bücher vorenthielt, worüber er in einem Briefe bitterer klagt, als über die Kälte und Oede seines Kerkers. Wir erkennen hier sofort in Sade den Typ des Intellectuellen: Lesen und Schreiben bildet im Grunde seine einzige Leidenschaft. Dies war kein Ausnahmezustand in seiner Familie, merkwürdigerweise durch eine weltberühmte Tradition unmittelbar mit der Weltliteratur verknüpft. Sein eigener Onkel, ein frivoler und geistreicher Prälat, schrieb das Leben Petrarkas und seiner Laura, die ebenso unsterblich bleibt wie Dantes Beatrice und die einfach die Ahnfrau des Hauses Sade gewesen ist. Seltsamer Witz des Schicksals, vielleicht mehr als ein Zufall, obschon wir nach menschlichen Begriffen keine Erklärung finden: Laura de Sade als ewiges Symbol der Platonischen Liebe, ihr Abkömmling der angebliche Lehrmeister des Sadismus, der schändlichsten erotischen Greuel!

Wie dem auch sei, dieser erblich mit „Literatur" belastete junge Grandseigneur begann schon früh zu scribeln und fröhnte seiner literarischen Neigung bis zu seinem Tode. Als er durch die Revolution seine Schlösser und Güter verlor, ernährte er sich von Komödieschreiben und soll darin ungeheuer fruchtbar gewesen sein, obschon uns im Druck nichts davon erhalten blieb. Gedruckt auf die Nachwelt gekommen sind nur eine abscheuliche satirische Komödie (keine von den vielen, die er während der Revolutionszeit öffentlich aufführen ließ): „Die Philosophie im Boudoir", ferner ein boshaftes Pasquill auf Josefine Beauharnais und Barras. Endlich jene zwei entsetzlichen Romane, die ihm herostratische Unsterblichkeit sichern, „Justine" und „Juliette", zehn Bände. Sie sind offenbar im Gefängniß concipirt und größtentheils geschrieben worden.

Nachdem die Revolution ihn aus endloser Kerkerhaft befreite, hatte er später aufs neue Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken, daß auf Cäsars Gattin kein Makel fallen darf, daß man Josefine Bonaparte, die künftige Kaiserin, nicht ungestraft beleidigt. Wir betonen schon hier, daß der Grundstoff seines obengenannten Pasquills auf Wahrheit beruhte, soweit es Josefines anstößigen Verkehr vor ihrer zweiten Verheirathung und leider auch nach derselben betraf. Napoleon wußte dies sehr gut und die Annahme, Sade habe im Baron d'Orsec den großen Mann selber geißeln wollen, scheint gewagt: die Aehnlichkeit ist im Wesentlichen so verwischt, daß man kaum behaupten darf, Sade habe wirklich den Ersten Consul (1801) selber porträtirt. Um Napoleons Zorn zu begreifen, genügt es, auf dessen damals schon beschlossene Absicht hinzuweisen, Josefine zur Kaiserin krönen zu müssen. Er konnte deßhalb aus politischen Gründen eine solche Majestätsbeleidigung nicht ungesühnt lassen. Sade wurde diesmal für verrückt erklärt und in Charenton eingesperrt, wobei für Napoleons Strenge verschärfend ins Gewicht fiel, daß er die damals schon weltberühmten Schmutzromane Sades verabscheute, sie überall confisciren ließ und sie als Attentat gegen die nationale Sittlichkeit, Sade als einen Verführer zum Laster auffaßte. Darin hatte er, objectiv genommen, vollkommen Recht; ob in subjectivem Sinne, nämlich auf Sades eigene Person und Zwecke bezüglich, werden wir später erörtern. Jedenfalls genoß der mysteriöse Marquis nochmals das Vergnügen elfjähriger Einsperrung, so daß er im Ganzen sechsundzwanzig beste Lebensjahre im Gefängniß zubrachte. Aber wenn diese zweite Verurtheilung durch Napoleon objectiv begründet erscheint, so lag für seine noch längere Verfolgung unter dem Ancien Regime kein wirklicher Grund vor. Seine lange Inhaftirung in der Bastille wegen bloßer Entführung und Ehebruch — Dinge, die damals in der vornehmen Welt einfach das Normale und Landläufige bedeuteten — sollte jeden aufmerksamen Forscher sofort stutzig machen. Wer weiß nicht, daß damals mehr denn je die Justiz gegen hochgeborene Verbrecher blind oder mindestens äußerst milde zu sein pflegte! Woher nun solche drakonische Sittlichkeitswuth gegen Herrn de Sade, schon Anfangs wegen beweisloser Verleumdungen? Ganz einfach, weil er von jeher als überzeugter Revolutionär aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. Seinem Haß gegen Monarchie und Clerus blieb er sein Leben lang treu, blieb bis zum Tode Republikaner und Freigeist, weßhalb er sich ja auch die neue schwere Züchtigung unter dem Kaiserreich zuzog. Napoleon war über den Mann gut unterrichtet, erkannte ihn als gefährlichen politischen Charakter und die Verhöhnung Josefines als bloßen Ausfluß ingrimmigen Tyrannenhasses, der in ihr nur die kommende neue Monarchie treffen wollte.

Ein merkwürdiger Zufall hat verhindert, daß wir unter den wenigen „Opfern der Bastille", die man beim Bastillensturm vorfand und die in keiner Weise Mitleid verdienten, den berühmten Namen des „Verbrecher-Professors", wie Taine ihn nennt, vermissen. Sade wurde nämlich zwei Tage vor der Erstürmung in ein anderes Gefängniß entfernt, weil er von seinem Kerkerfenster aus das Volk revolutionär aufreizte und wilde Schmähungen gegen den Gefängnißdirector de Launay ausstieß. Unter dem Terreur galt er als ehrwürdiges Opfer der Bastille und lebte daher nicht nur unbehelligt in

Digitized by Google

Paris, sondern fungirte sogar als Secretär eines Jakobinerclubs. Er schrieb schwulstige Grabverse auf Marat, dessen unerbittlichen Terrorismus er billigte und aufrichtig anpries. Trotzdem wagte er, sich als Jakobiner noch unverdrossen „Marquis“ zu nennen und zu zeichnen, so daß er der einzige geduldete „Aristo“ innerhalb der republikanischen Sphäre gewesen ist. Diese höchst auffällige Thatsache beweist zweierlei: erstens, daß seine ultrarevolutionäre Gesinnung und seine Leiden „für die Freiheit“ zu allbekannt waren, um ihn irgendwelchem Verdachte auszusetzen; zweitens seinen hochmüthigen Trotz in jeder Lebenslage, der sich gerade so über republikanische Vorurtheile erhaben glaubte, wie früher über alle Machtbefugnisse des Ancien Regime. Er ging aber in seiner stolzen Gleichgültigkeit gegen persönliche Gefahr noch weiter, und hier stoßen wir auf eine neue blitzartige Beleuchtung des räthselvollen Menschen. Seine Schwiegereltern nämlich, die ihn aufs Unerbittlichste gequält und verfolgt hatten, rettete er mit größter eigener Gefahr vor der Guillotine, und es ist aufs Neue seltsam, daß er zwar dafür verhaftet und mit dem Tode bedroht, doch bald wieder freigelassen wurde. Das erklärt sich nur durch Anerkennung seiner Dienste für die revolutionäre Sache und außerdem wohl durch die gewandte Sicherheit seines Auftretens, die Hypnose, die von ihm auszugehen schien. Denn später in Charenton bezauberte er alle Welt, wurde das Haupt aller Mitgefangenen, so daß lange Berichte über seine Gefährlichkeit einliefen, genoß der besonderen Gunst des Gefängnißdirectors und der Aerzte und wird in diesbezüglichen Rapporten als ein überaus höflicher, liebenswürdiger Herr geschildert. Daß er im Uebrigen nicht die leiseste Spur von Geistesgestörtheit bekunde, darüber sind die Gutachten aller Aerzte einig! Natürlich ging es unter ihm in diesem fidelen Gefängniß wieder ganz literarisch zu, er ließ seine oder andere Komödien aufführen, wobei er als Regisseur leitete, und richtete bei jeder unpassenden Gelegenheit witzige oder pathetische Verse an irgend ein Schlachtopfer seiner Muse. Später freigelassen und in Dürftigkeit gestorben, bekundete er noch in seinem Testament seine antikirchliche und demokratische Gesinnung.

Was wissen wir also thatsächlich von diesem angeblichen Ungeheuer? Daß er ein jovialer Lebemann war wie all seine damaligen Standesgenossen, ohne daß ein einziger Zug verbrecherischer Gemeinheit und Rohheit von ihm verbürgt wäre, wie von unzähligen Anderen; daß er ein liebenswürdiger Charmeur und auch im Elend ein richtiger Grandseigneur gewesen ist, der sich vor Niemand bückte, jeder äußeren Gewalt trotzte und von Anfang bis Ende seine revolutionären Grundsätze nie verleugnete, tapfer auch gegen seine plötzliche Armuth, von der er sich bezeichnender Weise mit der Feder erholte, immer sein Auge auf literarisches Schaffen gerichtet, von wahrem Productionsfieber verzehrt. Seine hochherzige That, feurige Kohlen aufs Haupt seiner Feinde (der Schwiegereltern) zu sammeln, macht es zu psychologischer Unmöglichkeit, daß er etwas anderes, als eine vornehme und im tiefsten Grunde edle Natur gewesen sei. Und wenn die menschliche Natur überhaupt die Inconsequenz zuließe, daß ein verbrecherischer Mensch je eine so selbstlose Handlung verübte, so müssen wir vollends ins Klare kommen, wenn wir sein Verhältniß zu den zwei einzigen Frauen betrachten, die in seinem Leben wirklich eine Rolle spielten. Was finden wir nämlich hier? Nachdem er mit seiner einzigen „wahren Liebe“, seiner Schwägerin, nach Italien geflüchtet, lebte er dort mit ihr bis an ihren Tod in romantischer Zurückgezogenheit einer morganatischen Ehe völlig monogamisch, wie etwa Lord Byron mit seiner Guiccioli. Ihr Tod soll ihn furchtbar erschüttert haben, und er kehrte als seelisch gebrochener Mann in die Heimath zurück, um sich seinen gehässigen Verfolgern auszuliefern. Wie aber verhielt sich nun seine gekränkte Gattin dazu? Sie betete ihn an, blieb ihm die treueste, aufopferndste Freundin, suchte ihn wiederholt aus dem Gefängniß zu befreien und behielt ihre zärtliche Zuneigung und hohe Meinung von seinem Werthe, obschon er ihre Treue meist mit rauhem Mißtrauen vergalt. Da eine solche Anhänglichkeit unter den obwaltenden Umständen jedes eigennützigen oder sinnlichen Beweggrundes entbehrt, so ehrt ihn die unwandelbare Stärke der Liebe, die er einflößte. Denn in diesem Sinne wie hier kann wirkliche, selbstlose Liebe sich schlechterdings nur an seelische Eigenschaften knüpfen, zumal Frau v. Sade als keine sentimentale Närrin, sondern als nüchterne, ehrbare Matrone in ihren Handlungen und Briefen erscheint. Kein Mensch ist je aufrichtig und selbstlos geliebt worden, wenn nicht sein Geist und vornehmlich sein Charakter irgend welchen Anlaß und Anhalt für so edle Empfindungen gaben.

Zwei Gedichte.

Aus dem Nachlaß Wolfgang Kirchbachs.

Ulmen.

Ich bin Euch so dankbar, Ihr Ulmen, daß Ihr grünt
Und Euer Laubgewand über mich haltet,
Daß Ihr blätterraschelnd über mir waltet,
Vom Frühlingsfächeln und Sonnengold durchgestaltet,
Daß des Glückes neu das Herz sich erkühnt.

Ich bin Euch so dankbar, Ihr Buchen meines Gartens,
Daß Ihr grünend Euer Gewand mir lüftet,
Und über meine Stirne Gewandschatten gleiten,
Und Kühlung, Wonne und Schutz bereiten,
Wo Blätterathem fraulich mich umdüftet.

Denn die Welt war grau und glanzlos und leer geworden,
Und wir sahen nicht die Sonne, sie schien verloren,
Und wir lebten lange wie nachtgeboren,
Ins Ewig-Trübe gestaltlos hineinbeschworen,
Wie an schwarzer Unterwelt-Ströme Borden.

Frühling kam nicht und ward nicht, es stockten alle Keime,
Wollten ausschlüpfen und blieben in sich verkrochen,
Banges Warten in langen, in todten Wochen —
Zu stocken schien das Herz der Natur, gelähmt sein Pochen
Und staarblind blieb die Sonne im Wolkenheime.

Konnten je wir hoffen, wieder blühend zu grünen,
Aus Graudämmerung der Seele erneut zu erwachen?
Konnten wir glauben, es würden je wieder die Wiesen uns lachen
Und auf blauem See hingleiten wellenlösend die Nachen
Mit den Blondfrauen und Locken von Gold durchschienen?

Und nun grünet Ihr doch, Ihr Bäume in meinem Garten,
Und lüftet über mir Eure lieblichen Spitzengewande,
Und ich lebe wohl im ewigen Zauberlande,
An des Jenseits blumigem Seeenrande,
Wo drüben lächelnd die seligsten Frauen warten.

Sie lächeln und neigen sich mit winkenden, lockenden Händen,
Sie raffen den Kleidsaum, locken mch in den Lüften,
Im Junggrün wiegen sie sanft die schwellenden Hüften,
Verhauchen die Seele in schmeichelnden Labedüften,
Schutzgöttinnen, die sich liebend neigen und wenden.

Ich bin Euch so dankbar, Ihr Ulmen und Linden in meinem Garten,
Daß mein Auge aus Abgründen des Leides aufblickt,
Daß es nicht mehr aus Entsetzensfratzen aufschrickt,
Ach, daß unter mir manch Blümelein zu mir aufnickt,
Und drüben die seligen Frauen meiner warten.

Digitized by Google

Täuschung.

Thautropfen grün und goldig leuchtend
An Halmen und in Blätterrippen,
Im Duft der Morgensonne feuchtend,
Ein Labetrunk auf Blumenlippen.

Ein blaues Blümlein hing am Grase,
Vier Blüthenblättchen bei dem Tröpfchen,
Die Griffel zart gleich wie von Glase,
Die Narbe wie ein rundes Köpfchen.

Ich sah das blaue Blümlein leise
Sich lösen von dem grünen Stengel,
Das Blümlein regte sich zur Reise —
Es flattert wie ein Blumenengel.

Die Blüthenseele, leicht entfaltet,
Sie wiegte sich im Windhauch kühler,
Die Narbe war als Kopf gestaltet,
Die Griffel wunderzarte Fühler.

Die blauen Blüthenblättchen bebten
Als blauen Schmetterlinges Flügel,
Die blauen Blüthenblättchen schwebten
Auf hundert Kelche überm Hügel.

Die Sabbathbrecherin.

Von Israel Zangwill. Deutsch von Hanns Heinz Ewers.

Endlich kam die Todesstunde der hundertjährigen polnischen Großmutter. Der Arzt meinte, daß sie kaum noch länger als eine Viertelstunde leben könne. Der Anfall war so plötzlich gekommen, daß keine Zeit blieb, ihre Enkel, die sie stets auszuschelten liebte, zu rufen.

Das Schlimmste war bereits überstanden, sie lag nun ruhig und schien friedvoll hinüber zu schlummern. Die Wärterinnen, die alle Mühe und alle schlaflosen Nächte, die die zänkische Alte ihnen verursacht, vergessen hatten, beugten sich ängstlich und liebevoll über das Bett, in dem das zusammengeschrumpfte alte Weibchen lag. Sie wußten nicht, daß die Sterbende im Geiste noch einmal die große Episode ihres Lebens durchlebte.

Vor etwa 40 Jahren, sie war damals schon beinahe 70 alt und längst Wittwe, lebte sie in einem polnischen Dorfe, das ihr die Welt bedeutete. Da erhielt sie plötzlich einen Brief. Dies geschah an einem regnerischen Sommertage, am Sabbathabend. Er kam von ihrem Jungen — ihrem einzigen Sohne — der 37 Meilen von ihrem Orte entfernt ein ländliches Wirthshaus besaß, längst verheirathet war und Familie hatte. In fieberhafter Erregung öffnete sie den Brief sogleich. Ihr Sohn — ihr Kaddisch — war ihr Augapfel. Die alte Frau las den in hebräischer Sprache geschriebenen Brief von rechts nach links. Dann übermannte sie eine plötzliche Schwäche, sie fiel beinahe um.

Wie zufällig, stieß sie in den vier Seiten des Briefes auf eine Stelle, die ihr wie mit Blut geschrieben erschien. „Ich fühle mich in der letzten Zeit nicht recht wohl; das Wetter ist so furchtbar heiß, und die Nächte sind so feucht und neblig. Aber es ist nichts Ernstes, meine Verdauung ist nur gestört, das ist Alles.“ In dem Briefe lagen einige für sie bestimmte Rubel — sie fielen unbeachtet auf den Boden. Eine panische Furcht bemächtigte sich ihrer. Das Gerücht, das in jener Zeit schneller reiste, wie die langsame Post, hatte schon die Nachricht gebracht, daß in dem von ihrem Sohne bewohnten Bezirk die Cholera ausgebrochen sei. Den ganzen Tag über war sie von einer bangen Ahnung gequält gewesen; dieser Brief bestätigte ihre Befürchtungen. Selbst wenn er noch nicht von der verheerenden Seuche ergriffen sein sollte, so war er doch nach seinem eigenen Geständnisse in der Verfassung, in der man am meisten dazu disponirt ist, der unheilvollen Krankheit zum Opfer zu fallen. Er lag vielleicht jetzt schon auf dem Kranken- oder dem Sterbebette — vielleicht war er schon todt. Schon in jenen Tagen hatte die kleine Großmutter das gewöhnliche Lebensalter überschritten; sie hatte viele Menschen sterben sehen und wußte es, daß der Todesengel seine Opfer willkürlich heischt. Bei einer Epidemie hat er so viel Arbeit, daß er dem einzelnen Falle keine besondere Aufmerksamkeit widmet. Die Sehnsucht nach ihrem Jungen erwachte mit unwiderstehlicher Gewalt. Das Ende des Briefes schien ihr einen verborgenen Sinn zu haben: „Komm doch bald, recht bald, um mich zu besuchen, liebes Mütterchen. Denn ich werde dich jetzt so bald nicht aufsuchen können.“ Ja, sie mußte sofort zu ihm — wer weiß, ob sie ihn nicht zum letzten Male sehen würde? Dann aber zögerte sie plötzlich, ihr war ein schrecklicher Gedanke gekommen. Der Sabbath hatte gerade vor einem Augenblick begonnen. Fahren, reiten, überhaupt jede Art des Reisens war für die nächsten 24 Stunden auf das Strengste verboten. Verzweifelnd suchte sie sich ihre Lage klar zu machen. Die Religion gestattete ihr nur unter einer Bedingung den Sabbath zu brechen, das war, wenn ein Menschenleben dadurch gerettet werden konnte. Zu ihrem Sohne fahren konnte sie nicht, dann hätte sie jemand Anderes in den Handel ziehen müssen, und ihn verleitet, des Geldes wegen den Sabbath zu brechen. Sie mußte also gehen! Obgleich sie wußte, daß das Gesetz es für sündhaft erklärt, sich am Sabbath weiter als 2000 Schritte von dem Wohnorte zu entfernen — so konnte sie dies doch nicht ändern. Von allen Reisearten war doch das Gehen immer noch am wenigsten sündhaft. — Der Allermächtige — gesegnet sei sein Name — wußte ja, daß sie damit keine Arbeit zu vollbringen gedachte. Vielleicht würde er in seiner Gnade Barmherzigkeit mit einer alten Frau üben, die bisher noch niemals seinen heiligen Sabbath gebrochen hatte.

Nachdem sie rasch ein wenig gegessen, steckte die kleine Großmutter den Brief ihres Sohnes in den Busen, gürtete ihre Lenden und machte sich auf, um 37 Meilen zu Fuße zu wandern. Sie nahm keinen Stock mit, denn nach den Gesetzen des Talmuds wäre es wieder eine Sünde gewesen, am Sabbath etwas zu tragen. Eben so wenig durfte sie einen Regenschirm mitnehmen, obwohl es in der Regenzeit war. Meile für Meile schritt sie tapfer voran, dem geliebten, bleichen Gesichte entgegen, das ihr am Ende ihrer Reise winkte, und das wie ein Stern vor ihr her zu ziehen schien. „Ich komme, mein Lamm,“ flüsterte sie. „Dein Mütterchen ist auf dem Wege.“

Es war eine feuchte Nacht. Ein ungesunder, weißfarbener Dunst stieg auf, und der Himmel schien die Erde wie mit einem Leichentuche zu umhüllen. Die an dem Wege stehenden Bäume verschwanden in dem dichten Nebel. Um Mitternacht wurde der Dunst so dicht, daß kein Stern mehr sichtbar war. Furchtlos wanderte sie die ganze Nacht durch den Wald; ihres Weges war die kleine Großmutter ganz sicher. Sie begegnete weder Mensch noch Thier, obwohl in diesem Walde Wölfe und Bären hausen und es auch giftige Schlangen giebt. Es sprangen aber nur ein Paar unschuldige Eichhörnchen über den Weg. Als der Morgen kam, war sie sehr müde und beinahe lahm. Aber sie wanderte weiter. Die Hälfte ihrer Reise lag noch vor ihr.

Sie hatte nichts zu essen mitgenommen; das wäre ja auch eine unerlaubte Bürde gewesen. Eben so wenig durfte sie an dem heiligen Tage etwas kaufen. Während des Gehens sagte sie ihre Sabbathgebete und bat Gott inständig, ihr ihre Sünde zu vergeben. Ihr frommes Gebet stärkte sie und machte sie ihre Müdigkeit theilweise vergessen. Als sie dann durch ein Dorf kam, wurde ihr die Kunde von dem Auftreten der Cholera im Bezirke ihres Sohnes bestätigt;

Digitized by Google

für zehn Minuten beflügelte diese Kunde ihre Füße, dann aber überwältigte sie die körperliche Schwäche. Sie mußte sich an eine Hecke lehnen, um nicht um zu sinken. Es war beinahe Mittag. Ein vorübergehender Bettler gab ihr ein Stück Brot. Glücklicher Weise war keine Butter darauf, so konnte sie es essen, ohne ihre Seele mit der Sünde zu beflecken, etwas Verbotenes über die Lippen gebracht zu haben. Sie nahm ihre Reise wieder auf, aber ihre müden, wunden Füße wollten sie kaum mehr tragen; nur sehr langsam kam sie weiter. Sie hätte gern die Füße im Bache gebadet, aber auch das war verboten. Sie zog ihren Brief aus dem Busen, las ihn wieder und wieder und suchte ihre schwindende Kraft dadurch neu zu beleben. „Muth, Muth, mein Lamm, Dein Mütterchen ist auf dem Wege.“ Dann fing es plötzlich an, stark zu regnen, die schweren Tropfen, die ihr in das Gesicht schlugen, erfrischten sie in den ersten Augenblicken; bald aber war sie bis auf die Haut durchnäßt. Ihre triefenden Kleider schienen ihr unerträglich schwer zu sein, und der aufgeweichte Weg, der feuchte Schmutz, der sich an ihren Füßen festhing, waren eben so sehr Hindernisse, die ihr Vorankommen hemmten. Aber trotz Regen und Wind verfolgte sie tapfer ihren Weg. Dann aber bemächtigte sich ihrer plötzlich eine neue Angst: würde ihre Kraft ausreichen, das Ziel zu erreichen? Jeden Augenblick wurde ihr Schritt langsamer, sie kam wie eine Schnecke voran. Je langsamer sie ging, um so mehr sehnte sie sich nach ihrem Sohne, und um so deutlicher sah sie in bangem Vorgefühle das, was ihrer am Ende ihrer Reise harrte. Würde sie noch zur rechten Zeit kommen, seine letzten Worte zu hören? Vielleicht — schrecklicher Gedanke — war es schon zu spät, sie würde ihn nicht mehr lebend finden! Vielleicht wollte Gott sie dafür strafen, daß sie es gewagt habe, den Sabbath zu schänden! „Muth, Muth, mein Lamm,“ klagte sie leise, „stirb noch nicht. Dein Mütterchen kommt.“

Der Regen hörte auf. Leuchtend brach die Sonne hinter den Wolken hervor. Ihre warmen Strahlen trockneten ihre Hände und Gesicht und bedeckten sie dann bald genug mit Schweißtropfen. Jeder Schritt war eine Qual, aber die tapferen Füße gingen unaufhaltsam vorwärts. Ermüdet, geschwollen und wund eilte sie dennoch weiter. Ihr war, als riefe in weiter, ach immer weiter werdender Ferne die sterbende Stimme ihres Sohnes nach ihr. Sich tapfer vorwärts schleppend, beantwortete sie den Ruf: „Ich komme, mein Lamm, ich komme. Muth, Muth! Dein Mütterchen ist auf dem Wege. Muth! Ich werde Dein Antlitz wiedersehen, ich werde Dich noch lebend finden!“

Ein mit seinem Wagen vorüberziehender Fuhrmann bemerkte ihre Hinfälligkeit und bot ihr einen Sitz in seinem Gefährt an, aber sie schüttelte hartnäckig den Kopf. Der endlose Nachmittag neigte sich dem Abend zu — sie wankte den Waldweg entlang, manchmal stolperte sie, fiel vor Schwäche und verletzte sich die Hände und das Gesicht an den Dornen der am Wege stehenden Brombeerranken. Endlich ging die Sonne unter, wieder stieg aus den Pfützen im Walde der Nebel auf. Immer noch lag ein meilenweiter Weg vor ihr, und immer noch lief sie weiter, überanstrengt, fast automatisch, kaum mehr ihrer Sinne mächtig, den nächsten Schritt nur nehmend, weil sie den vorhergehenden gemacht. Von Zeit zu Zeit murmelten ihre Lippen: „Muth, mein Lamm. Ich komme.“ Der Sabbath war gerade vorüber, als Großmütterchen endlich gebrochen, blutend und beinahe ohnmächtig an dem Wirthshause ihres Sohnes ankam, das am Rande des Waldes gelegen war. Ihr Herz stand beinahe still vor Angst. Am Samstag Abend pflegte sich sonst die ganze polnische Bevölkerung in und um das Wirthshaus zu versammeln. Heute jedoch war Alles still. Nur der Klang hebräisch gemurmelter Hymnen drang durch die Thür. Ein Mann in einem Kaftan öffnete ihr, er legte den Finger an die Lippen, um ihr zu bedeuten, daß sie leise eintreten möge. Großmütterchen blickte in das Zimmer. Ihre Schwiegertochter und ihre Enkel saßen auf dem Fußboden — dem Platze Derer, die einen Todten betrauern. „Gesegnet sei der gerechte Richter,“ sagte sie und zerriß den Rock ihres Kleides von oben bis unten. „Wann starb er?“

„Gestern. Wir mußten ihn schnell begraben, ehe der Sabbath anbrach.“

Die kleine Großmutter erhob ihre zitternde Stimme und stimmte mit ein in die Hymne: „Ich will Dir ein neues Loblied singen, o Gott, auf einer Harfe mit zehn Saiten will ich Dein Loblied singen.“ — — — — — — — —

Die Pflegerinnen konnten nicht begreifen, woher die mumienhafte, sterbende, kleine Frau plötzlich die Kraft nahm, eine sitzende Stellung einzunehmen. Die kleine Großmutter zog mit ihrer runzligen Hand einen zerdrückten Brief, der eben so gelb und unansehnlich wie sie selbst war, aus ihrem verschrumpften Busen. Der Brief war mit seltsamen Hieroglyphen bedeckt, die längst verblichen waren. Sie hielt ihn dicht vor die fast gebrochenen Augen — es war, als verkläre sich plötzlich das von tausend Runzeln durchfurchte, welke Gesicht. Ihre Lippen bewegten sich leise: „Ich komme, mein Lamm,“ flüsterte sie, „Muth, Dein Mütterchen ist auf dem Wege! Ich werde Dein Antlitz wiedersehen. Ich werde Dich lebend finden!“*)

Zarathustra.

[9] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

2. Act.

Mika: Ach ja, Herr Schwedtke, Sie sind der Einzige hier — wirklich der Einzige —

Schwedtke: Sehen Sie, Mikchen, Ihre Mutter — ich will ja nichts gegen Ihre Mutter sagen — aber meinen Sie, ich durchschaue die Frau nicht? Halten Sie mich wirklich für so dumm, daß ich nicht sehe, daß alles an ihr Tünche ist, und sowie man schrapt, ist gleich die nackte Wand da?! Wir zwei Beide sind die einzig wahren und anständigen Menschen hier. Meinen Sie, Mikchen, — ich weiß das nicht? Und dieser Fatzke, der junge Berliner, haben Sie das auch schon bemerkt? Das ist ja ein ganz unmoralischer Mensch!!?

Mika (leise lachend): Ja, das scheint mir auch bald so.

Schwedtke: Wissen Sie, was er mir vorhin gesagt hat? Können Sie das rathen?

Mika (erschrocken): Was hat er gesagt? Hat er 'was über mich gesagt?

Schwedtke: Ueber Sie?! Kein Wort! Wissen Sie, Mikchen, ich bin sonst gutmüthig, aber dann hätte ich den Menschen mir vorgenommen, da hätte er seine Knochen im Taschentuch zusammensuchen können. — Ich hätte den Burschen ja decimirt — Sehen Sie mal, die hier — die Nummer hängt draußen beim Handschuhladen vor der Thüre — na, das wäre ja noch besser —

Mika: Aber, was hat er denn gesagt?

Schwedtke: Ach, das kann ich Ihnen eigentlich gar nicht wieder erzählen.

Mika: Ach, sagen Sie's mir, lieber, lieber Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na ja, also er sagt; also hören Sie, aber Sie müssen mir's nicht übel nehmen — sagt doch dieser Fatzke vorhin, er hätte Weiber bis hierher —

Mika (ihn schlagend): Aber pfui, aber pfui, aber pfui, Herr Schwedtke!!

---

*) Aus den soeben erschienenen „Tragödien des Ghetto“ von Israel Zangwill, deutsch von Dr. Hanns Heinz Ewers. Verlag von Siegfr. Cronbach (Berlin). Preis geh. Mk. 5, geb. Mk. 6.

Digitized by Google

Schwedtke: Und wissen Sie, was er noch sagt?

Mika (verschämt): Ach nein, ich will auch gar nichts mehr hören!

Schwedtke: Na, hören Sie doch, es ist doch nicht so schlimm —

Mika: Nein, nein, ich mag nicht — ich halte mir die Ohren zu, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Aber es ist doch gar nicht so schlimm, nu hören Sie doch, Mikchen!

Mika: Ja, aber —

Schwedtke: Also sagt er doch, daß er mich um meine Jugend beneidet —

Mika: Aber, Herr Schwedtke (sich abwendend).

Schwedtke: Na, wissen Sie, da hat er ja eigentlich janz recht, denn mit meinen 37 bin ich jünger, als er mit seinen 21 — da können Sie versichert sein!

Mika (ihn ansehend): Ja, das glaube ich auch —

Schwedtke: Fassen Sie mal den Arm an, Mika! das ist alles vom Kegelschieben. Fassen Sie mal an! da können Sie Steine drauf kloppen, Mikchen!

Mika: Ach nein, das schickt sich wohl doch nicht, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na, fassen Sie mal an. Das können Sie doch ruhig. Das ist noch längst kein bindendes Eheversprechen!

Mika (ganz zaghaft ihn antippend): Ja, wirklich, wie Stein, das hätte ich ja gar nicht gedacht von Ihnen — (bewundernd), daß ein Mann solche Muskeln hat! Ich habe gar keine.

Schwedtke (die Hand um ihren Arm legend): Na, zeigen Sie mal her! — Sie müssen den Arm ganz langsam biegen!

Mika: Aber nicht doch, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Ganz langsam biegen, Mikchen!

Mika: Aber Sie drücken mich ja so, Herr Schwedtke, ich kriege ja ganz braun und blaue Flecke.

Schwedtke (ihr die Wangen streichelnd): Ach, das ist doch für'n Anfang ganz nett. Mikchen, Sie müßten tüchtig Kegel schieben; wissen Sie, aber abwechselnd mit der rechten und mit der linken Hand.

Mika: Ach Gott, wie kann man denn das als Mädchen?! Wissen Sie, wenn ich des Abends im Bette liege, so ganz ruhig und still, dann denke ich immer, wie schön das gewesen wäre, wenn ich ein Junge geworden wäre!

Schwedtke: Nee, offen gestanden, Mikchen, ich hätte es nicht gerne gesehen. Sie gefallen mir als Mädchen viel besser! —

Mika: Pfui! Sie sind aber schlimm, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na was denn? Aber das kann man doch noch sagen!!

Mika: Nein, ich hätte es wirklich als Mann besser gehabt!

Schwedtke: Na, weßhalb denn? Das möchte ich doch wissen! Meinen Sie, die müssen sich nicht quälen?

Mika: Ach, das ist es ja nicht! Aber so 'n Mann hat's so gut. Sie wissen ja gar nicht, wie dankbar sie sein müssen, daß Sie ein Mann sind.

Schwedtke: Aber weßhalb denn, Mikchen?

Mika: Na, in manchen Beziehungen —

Schwedtke: Aber so sagen Sie's mir doch schon, Mikchen!

Mika: Ach nein, das kann ich ja nich sagen!

Schwedtke: Aber Mikchen, nu seien Sie doch nicht so!

Mika: Nein, nein, es geht nicht, Herr Schwedtke — —

Schwedtke: Aber Mikchen, nu sehen Sie mal, Sie haben vorhin mir versichert, ich bin der Einzige, und jetzt wollen Sie mir das nicht mal anvertrauen.

Mika: Na ja, ich wills ja sagen — aber Sie dürfen es mir nicht übel nehmen und dürfen deßhalb nicht etwa 'was Schlechtes von mir denken —

Schwedtke: Und wenn ich selbst dürfte, Mikchen. Das könnte ich ja gar nicht, Mikchen!

Mika: Also, sehen Sie, Herr Schwedtke, Sie sind doch ein Mann — und Sie haben die Wahl und die Freiheit. Aber wir, wir müssen warten und immer warten, bis Einer kommt. Sehen Sie, Schwedtke, man ist doch jung und alles kocht an einem und da müssen wir immer und immer duckmäusern. Anstatt uns dem Liebsten in die Arme zu werfen und ihn abzuküssen, daß uns der Athem wegbleibt, warten wir und warten wir, bis er an uns vorbeigegangen ist. — Und dann weinen wir und strecken in den Nächten unsere Arme nach ihm aus. Und so'n Mann, der kommt einfach wie der Sturmwind daher und reißt die reifen Früchte vom Baum herunter, sich in den Schooß.

Schwedtke (versucht sie an sich zu ziehen): Sehen Sie, Mikchen, das hat ja auch wieder sein Gutes. Das hat die Natur ganz weise so eingerichtet; denn, wenn es anders wäre, dann könnte sich die Frau — na, wie soll ich das sagen — dann könnte sie eben nicht rein bleiben. — Verstehen Sie, Mikchen?

Mika: Aber nicht, Herr Schwedtke, das geht wirklich nicht, Herr Schwedtke! Denken Sie, wenn jetzt meine Mutter reinkommt. Sie wissen ja, sie ist sowieso immer so komisch in der letzten Zeit!

Schwedtke: Na, und wenn Ihre Mutter schon kommt, — was ist denn da schon Schlimmes? Was ist denn nu da schon dabei, wenn wir Beide hier umgefaßt auf dem Sopha sitzen? Das werde ich ihr gegenüber schon vertheidigen können! Oder glaubst Du nicht, Mikchen? Ich will sie schon zum Schweigen bringen, wenn sie mir wieder grob kommt.

Mika (sich an ihn lehnend): Ach, wie ich mich nach Dir gesehnt habe, Du Guter, Du Lieber! Die ganze lange Zeit! Ich habe schon immer jetzt in den Tagen gedacht, Du würdest es mir sagen. Ich habe Dich eigentlich lieb von der Stunde an, wo ich Dich zuerst gesehen habe (sie küssen sich). Weißt Du, wie Du kamst, Dir das Zimmer ansehen?

Schwedtke: Aber Mikchen, wie kannst Du denken, daß ich das vergessen habe? Deinetwegen bin ich ja nur hierhergezogen. Meinst Du, ich hätte sonst 35 Mark gezahlt für das Zimmer?

Mika (ihn schlagend): Pfui! Du alter Schwerenöther! Also deßwegen bist Du hierher gezogen, Emil? Und ich liefere mich so einfach Dir aus! Ganz wie ich hier bin! — Gott, was bin ich noch dumm, daß ich diese Männer nicht durchschaue! (sie küssen sich) (sich losreißend) Emil, wenn jetzt die Mutter kommt!

Schwedtke: Lassen Sie sie nur kommen, Mikchen! Meinetwegen kann sie schon da sein!

Mika (läuft und nimmt eine Photographie von der Wand): Emil, suche mal, wer ich hier bin! Paß auf, Du findest mich nicht. — Da war ich 13 Jahre, in der zweiten Classe. — Da habe ich noch offene Haare getragen.

Schwedtke: Na natürlich, Mikchen — ich soll Dich nicht rausfinden? — da biste ja! Du siehst noch genau so aus. Dasselbe süße Kinderschnutekin! (Sie küssen sich.)

Mika: Aber, Emil, was wird nur die Mutter sagen zu uns Beiden!

Schwedtke: Na, das weiß ich doch nicht. Geht mich auch nicht die Bohne an! Ach Gott, was bin ich froh, Mikchen, daß ich Dich jetzt habe! Ich habe immer gefürchtet, es schnappt Dich doch noch ein Anderer mir weg. Weißt Du, der Stri oder Schki oder wie der Kerl hieß, der lange Polle, derr immerr mit seiner Gaige hier angelaufen kam, und dann der käsige, ethische Doctor ... auf die beiden Brüder bin ich ja hölliſch eifersüchtig gewesen; aber bei dem Fatzke, dem Berliner, da hab ich mir jarnichts drauß gemacht, denn da — weißte — habe ich mir doch gleich gesagt, daß der

Digitized by Google

Mensch keine reellen Absichten hat. Ich wär ja am liebsten, Mikchen, schon längst gekommen, aber ich hab mich nicht recht getraut. Ich habe immer gedacht, Du bist zu gut für mich, weil Du doch mehr Bildung hast. Ich bin ja auch auf der Realschule gewesen — es is wahr — beinah bis zum Einjährigen bin ich gekommen, aber in den zwanzig Jahren habe ich ja schon mehr vergessen, als ich je gelernt habe. Und Du schreibst doch sogar!

Mika: Ach ja, Emil, ich muß aber weiter schreiben dürfen — natürlich nur, wenn ich Zeit habe. Sieh mal, es ist ja immer ein ganz netter Nebenverdienst. Ein Bißchen was mit für die Wirthschaft.

Schwedtke: Na natürlich, Mikchen! Du kannst den ganzen lieben, langen Tag schreiben, wenn ich im Bureau bin — und so lange sich das noch nich wegen de Kinder von selbst verbietet.

Mika (ihn in die Seite stoßend): Pfui, Emil! Du bist aber ungezogen, wirklich! (sie küssen sich.)

Frau Bauer: Herr Schwedtke, mein Herr, Sie widersprachen mir vorhin — und nun? So mißbrauchen Sie also das Vertrauen einer Wittwe? Aber, ich sage Ihnen, mein Herr, ich weise meine Tochter Mika noch heute aus dem Hause. (Mika hängt sich an Schwedtke.)

Schwedtke: Das werden Sie nicht thun, Frau Bauer, und es wird auch gehen. Sonst würde ich nämlich für mein Fräulein Braut hier ein anderes Logis suchen und damit wäre der Umstand kurz und klar behoben.

Frau Bauer (hin- und herlaufend): Ja, aber Herr Schwedtke, da müssen Sie mich doch erst fragen! Aber Herr Schwedtke, das überrascht mich! Ja, aber Herr Schwedtke, das können Sie mir doch als Mutter nicht verargen. Ich finde Sie hier im tête-à-tête mit meiner Tochter. Wenn ich auch so etwas geahnt habe in den letzten Tagen, so hatte ich ja nicht Gewißheit. Aber ich kannte Sie als Ehrenmann, so lange Sie in meinem Haus sind. Ich freue mich ja außerordentlich, Sie als Schwiegersohn begrüßen zu dürfen. Sie sind wirklich Beide wie für einander geschaffen! Sie konnten ja keine bessere Wahl treffen! Es freut mich ja außerordentlich! (Ihm die Hand schüttelnd.) Komm her, Mikchen, liebes, gutes Kind! Nun willst Du von Deiner alten Mutter fortgehen? Das willst Du thun? Das bringst Du übers Herz? Du böses Kind! — Lieber Schwiegersohn, wissen Sie denn, was Sie mir nehmen werden?

Schwedtke (während Mutter und Tochter sich in den Armen liegen): Ja, Frau Bauer, es ist ja gewiß recht schlimm für Sie ... aber da ist nun nichts mehr zu machen, das hätten Se früher sagen müssen.

Frau Bauer: Herr Doctor, Herr Doctor, kommen Sie schnell! Hier giebts was Neues!

Herbert: Aber was denn, Frau Bauer?

Frau Bauer: Gestatten Sie, daß ich Sie mit einander bekannt mache. Herr Doctor Berliner ... meine Tochter. Ihr Bräutigam — Herr Schwedtke!

Der Krieg.

Von Marsyas (Martin Beradt).

Es ist mit dem Kriege wie mit den Gießbächen, die durch Gebirgsdörfer schießen! Man hat ihr Brausen und Donnern, das eine schaurige Gewalt hat, im Ohr. Auf einmal kommt ein Büdnerhaus, und alles Donnern ist verschwunden. Vielleicht geht noch ein leichter Schall herüber, aber das Ohr, das sich an brausende Geräusche gewöhnt hat, ist dafür taub. Der Gießbach ist fort; Alles athmet friedvolle Stille. Auf einmal ist das Büdnerhaus vorüber, und das donnernde Brausen hallt mächtiger als vordem ... Seit sechsunddreißig Jahren haben wir Büdnerhäuser auf Büdnerhäuser gehabt. Wir haben uns in eine segenvolle Stille einfrieden lassen. Wenn wir die Augen aufgethan und ausgeschaut haben, haben wir nicht mehr gedacht, daß dort, wo die Häuser der Gegenwart aufhören, der Gießbach des Krieges hervordonnern könnte. Und wenn wir wirklich uns darauf besonnen haben, daß er nicht einfach verschwunden sein könne, sondern nur hinter den Häusern für unser Ohr zu einem schleichenden Flusse geworden sein müsse, hat die Phantasie aus unseren Wünschen an das Ende der Dorfstraße ein Haus nach dem anderen hingebaut, bis wir voll von ihnen eine Straße zu sehen geglaubt haben, die wir erst in einer Ewigkeit würden durchmessen können, und die direct in alle Paradiese führen müßte.

Dieser Gedanke des ewigen Friedens ist, so alt er ist, in keiner Zeit aus einer stärkeren Träumerei heraus ersonnen worden als in der, in die wir hineingeboren sind. Er kam zwar nicht aus der naiven Hirtenträumerei, die die Löwen sich zu den Lämmern strecken ließ. Sondern wie alles innere Glück aus dem Bewußtsein dieses Glückes. Ein stark zur Reflexion hinneigendes Geschlecht, das den Luxus gefunden hatte, der durch zwei Jahrtausende von der Welt verschwunden war, wollte sich das Wohlsein, das ihm an den Tagen und in den Nächten wurde, nicht durch kriegerische Abenteuer nehmen lassen. Es ersann sich eine Philosophie des Glücks und kam aus ihr zu der Frage, warum es sein Selbst, dessen es sich doch nächstens siebenzig Jahre, wie nach den Psalmisten Accursius und Menechius gelehrt, erfreuen dürfe, für ein Vaterland hingeben solle, dessen Werth er nicht anerkennen könne, oder für einen König, dessen gottgewirktes Dasein mindestens fragwürdig bliebe, oder für eine Idee selbst, die einen immer skeptisch lassen müsse. Denn Ideen von solcher absoluter Richtigkeit, daß man sein Leben für sie lassen würde, gab es für dieses Geschlecht nicht mehr; so sehr das Kopernikanische Weltsystem ihnen von den Kinderschuhen her beigebracht worden war, so waren doch nur Wenige da, die mit ihrem Blute seine Wahrheit zu erhärten bereit gewesen wären. Diesem stärkeren Betonen des eigenen Werthes lieh eine schlaffe Träumerei ihre gefälligen Farben. Und da man auch oben an diesen Schlaraffengefühlen des Unterthans nicht vorübergehen konnte, auch selbst von diesen Gefühlen wohl ein gemessen Theil besaß (denn wo lebt es sich amüsanter als hinter Königsschlössern, in denen die Lichter brennen und draußen die Wachen eintönig hin und her marschiren?), so bildete sich oben eine Liga, wie sich unten eine bildete. Und in den Tagen der verwichenen Woche tagten beide, in Holland und in Schwaben, in zwei gut genährten Ländern, in denen solche Friedensträumereien wohl am ehesten im Rechte sind ...

* * *

Mynheer ist ein seltsamer Mensch. Er liebt das Gesunde, das sich schickt, aber mag auch den Firniß auf den Dingen. So liebt Mynheer den Glauben, den er gleichsam als Zierleiste empfindet. So liebt er die Höflichkeit, die er als passenden Mantel für die Geschäfte schätzt. Mynheer hat etwas vom Diplomaten, der auch nur auf die fraglosen Gewinne etwas giebt, aber nach außen für die unbedeutendsten Güter die unendlichsten Mühen zu verschwenden scheint. So konnte im Haag die Friedensfrage auch nur äußerliche Förderung erfahren. Man sprach und berief, man deutete an und versprach, man that ein Vieles, um die Dinge dort zu lassen, wo sie lagen. Denn man ist als Diplomat mit der Skepsis vollgesogen. Man hat auch vor der Geschichte, obwohl man selbst welche macht, eine ziemliche Achtung. Und möchte sich nicht vermessen, zu glauben, daß eine Berathung zwischen Festen das größte geschichtliche Element aus der Historie verschwinden lassen könnte. So ging es umgekehrt zu, wie auf dem Wiener Congresse, von dem uns Friedrich Gentz trotz aller seiner Klugheit so naive Schildereien hinterlassen hat. Man kam nicht darum zu Nichts, weil man tanzte, sondern man ging baden, weil man wußte, daß man zu Nichts kommen könnte. Es wehte Pariser Luft, in der die Lebemannsphilosophie, die Philosophie von der Fragwürdigkeit aller Dinge, die Energieen tödtet, auch den Wiener, Herrn v. Sala, mit Schnitzlerschen Worten auf dem etwas fein gebogenen Munde, konnte man an dem Palais der Koniginne vorbei neben ehrwürdigen Mynheers jeden Abend die Parkwege entlang nach Scheveningen fahren sehen, wo der Sand so seltsam leuchtet, und die Frauen so wundervoll an ihrer Schönheit tragen ...

* * *

Kampf, Leidenschaft und ein Donner der Gefühle in Schwaben. Die rothe Internationale greift das Kriegsproblem anders an. Alle Arbeiterligen aller Länder verbünden sich gegen den Krieg. Wenn er ausbrechen sollte, werden sie tagen und protestiren und die öffentliche Meinung beschwören; werden sie desertiren, streiken, werden — Schon bei dem Letzten machen nicht Alle mit. Nicht Alle heißen Hervé, nicht Alle sind französische Heißsporne; Herr v. Vollmar weiß, wie die Gefängnisse bei uns schmecken sollen, mit denen man dem jüngeren Liebknecht in diesen Monaten gerade einer Broschüre wegen droht. Wenn man sich bei uns in die Kasernen einschleicht, kann man niederkartätscht werden. Wenn man desertirt, kann einem desgleichen widerfahren. Auch sind die Kriegsartikel etwas Unheimliches, und von dem Standrecht soll man auch nicht im Frieden reden. So steht bald Resolution gegen Resolution. Die einen wollen nicht mit in den Krieg gehen, wenn er kommt, die andern wollen bloß tagen und beschwören. Es kann nur eine angenommen werden. Es soll hier nicht gesagt werden, welche angenommen würde. Denn es würde doch nur eine Resolution. Eine Resolution aber ist etwas, das ein Nein, eine Resolution ist überhaupt nichts. Eine Resolution ist eine Zierleiste wie der Glaube von Mynheer. Sie thut so, als ob man etwas gethan hätte, wenn man nichts gethan hat ... So leisteten die Rothen nicht mehr als die Herren von Sala in dem

Digitized by Google

Haag. Aber ist das nicht der Hauptunterschied in den Temperamenten und den Classen? Daß der Eine in der, der Andere in jener Form nichts thut ...

* * *

Man darf in der Oeffentlichkeit nicht so thun, als ob man gar nichts thäte. Wenn eine Kuh sich niederbückt, um ein paar Grashalme zu fressen, so läutet die Schelle, die man ihr umgehängt hat. Das ist ein Leitsatz für das öffentliche Leben, würdig, dem Hohenlohechen an der Seite zu stehen, daß der politisch strebsame junge Mann zweckmäßig lange schwarze Röcke trage. Wenn man bei jedem Bissen, den man zu sich nimmt, läutet, wird man in der Oeffentlichkeit unzweifelhaft gehört. Darum läuteten beide Cliquen und die Worte waren hüben, so wie drüben, bedeutend, gewählt, theils vornehm, theils weniger. Immer aber waren sie so gesetzt, daß man draußen ihren Laut vernehmen mußte. Es war die Kuhschelle, die wir hörten, nur daß es nichts Lieblicheres giebt als die Schelle einer Kuh, die sich ins Wiesengras verwühlt, und daß sie nicht die Ansprüche stellt wie die Schellenbäume vom Haag, von Schwaben und wer weiß bald, wo noch ...

Noch einmal monumentale Wirthshäuser.

Eine Entgegnung.

Da ich nicht weiß, ob von anderer Seite eine Entgegnung gegen den Artikel von Joseph August Lux „Monumentale Wirthshäuser" erfolgen wird, und da ich es durchaus für nothwendig halte, daß — besitzt man in künstlerischen Dingen nur das geringste Gerechtigkeitsgefühl — diesem Artikel widersprochen wird, so lasse man es mich hier ganz kurz und knapp thun.

Als Berliner, der die ganze Entwicklung zu Groß-Berlin mit erlebt hat, muß man empfinden, wie viel man dem Waarenhaus und gerade und einzig dem Waarenhaus Wertheim als einem geschmackerziehenden Factor für das große Publicum zu Dank verpflichtet ist. Wenn Lux sagt, daß er bei Wertheim nur „Ramschwaare und Industrieschund" gesehen hat, so hat er eben nichts gesehen, oder er vergißt, daß Wertheim die erste Stelle war, die sich in Berlin des modernen Kunstgewerbes im Großen annahm, mit Zimmern von Behrens, Riemerschmidt, Kaiser, Troost, Bally Scott zu annehmbaren Preisen; daß Wertheim eine Liberty-Abtheilung eröffnete; eine Frau Dr. Oppler-Legband an seine Kleider-Abtheilung zog, und daß Wertheim überall sich bemüht, Echtes, Gutes und Anständiges zu bieten. — Da die Bedürfnisse des kleinen Mannes sich complicirt haben — so muß neben Echtem auch Surrogatwaare geführt werden. Das ist eine Forderung der Zeit, der nachgegeben werden muß, die aber gerade von einem Hause wie Wertheim nicht unterstützt, sondern bekämpft wird. Wenn Lux seine Augen geöffnet hätte, so hätte er sehen können, daß neben dem Industrieschund überall Echtes liegt, und man kann gut behaupten, daß ein Mann mit geringen Mitteln, aber mit der Sehnsucht nach Anständigem und bescheiden Geschmackvollem nirgends in Berlin seinen Ansprüchen besser gerecht werden kann, wie im Waarenhaus Wertheim.

Für diesen neuen Machtgedanken, der im Begriff des modernen Waarenhauses liegt, für diesen neuen Versorger und Berather einer Dreimillionenstadt hat der Messelsche Bau einen geradezu wundervollen, neuen und einheitlichen Ausdruck gefunden. Und wenn unsere Bauten, die die Gottesidee und die Machtidee ausdrücken, im Gegensatz hierzu dem langweiligsten Schema unterworfen sind — wie das Lux richtig bemerkt — so liegt das daran, weil sie todten Gedanken dienen; hier ist eine lebende Macht und ein lebender Gedanke.

Ohne Zweifel verlangt die Großstadt auch Wirthshäuser großen Styls. — Und für die Dreimillionenstadt Wirthshäuser im Sinne der Jahre 1800—1840 fordern, heißt ungefähr das Gleiche, als ob wir für unsere Kriegs- und Handelsmarine den Bau von Wikinger Schiffen beantragen. Aber für das moderne Wirthshaus ist noch kein Messel gekommen wie für das Waarenhaus; und nichts ist häßlicher und geschmackloser als jene Spaziergänge durch die Kunstgeschichte, wie Kaiserkeller, Alt-Bayern und Roland und auch das Rheingold darstellen. In einzelnen Räumen von Trarbach — wenn ich nicht irre, sind sie von Riemerschmiedt — da sehe ich so etwas wie den eleganten Restaurationsraum der Zukunft mit seinem neuen Geschmack, seiner neuen Materialfreude, seiner innigeren Behaglichkeit und seiner neuen Bequemlichkeit. Trotz aller Achtung vor Bruno Schmitz empfinde ich das ganze Rheingold aber als eine jämmerliche Entgleisung. Protzig finde ich es, architektonisch schlecht, uneinheitlich componirt in den Räumen — ein Zeichen von Unverständniß für den Begriff des Wirthshauses, der nicht zu qualificiren ist. Das Beste darüber haben die Witzblätter gesagt. Was haben wir denn in aller Welt mit einem Kaisersaal, einem Steinsaal mit Wodansfigur zu thun? Was sagen uns die Verrenkungen von Metznerscher Architekturplastik, deren Ernst ich mir vielleicht (?) an einem Grabmonument gefallen lasse, in einem Wirthshaus? Ich bin gerade ganz im Gegensatz zu Lux der Meinung, daß eben das Rheingold „leere Phrase, Decorationsmacherei, Ausstellungswitz, Geschnas" ist — doppelt gefährlich, geschmacksschädigend und verwirrend aber dadurch, weil es all das im echten Material ist. Der einzige Trost jedoch bleibt mir, daß es eben endlich doch nur für die „Dresdener Zahnärzte" bestimmt ist.

Und deßwegen erscheint mir der Vergleich des Rheingolds mit dem Waarenhaus Wertheim so außerordentlich deplacirt, weil ich den Bau des Waarenhauses Wertheim eben für einen neuen Machtfactor unseres Großstadtlebens, einen glücklichen halte und vor Allem in ihm einen einheitlichen Ausdruck sehe, während sich in den modernisirten Spaziergängen durch die Kunstgeschichte unserer monumentalen Wirthshäuser und vor Allem des Rheingolds zuerst einmal ein schlechter Geschmack, zweitens aber ein Mangel an Erfindung, und endlich die ganze Hülflosigkeit den neuen Aufgaben gegenüber, die die Riesenmächte des weltstädtischen Lebens stellen — die ganze Hülflosigkeit und Ohnmacht ihnen gegenüber in schroffer Weise ausspricht.

Den Messelbau des Waarenhauses Wertheim mit Rheingold im Ernst vergleichen, das wäre ungefähr das Gleiche, als ob wir den Zeughausbau und den des Kaiser Friedrich-Museums in einem Athem nennen wollten.

Georg Hermann (*Berlin*).

Geschäftliche Notizen.

Das Technikum Eutin in Ost-Holstein ist eine höhere technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, Hoch- und Tiefbaues. Die Schule gehört zu den Fachschulen, welche keine Massenausbildung pflegen und hat besondere Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Im Wintersemester beginnen die Hauptkurse am 1. November, die Vor- und Repetitionskurse am 3. Oktober. Programme sind von der Anstalt unentgeltlich zu beziehen.

Die Verbreitung des Odol über die ganze Erde steht ohne Beispiel da.

Es gibt kein zweites Industrieprodukt, das eine derartige enorme Verbreitung in allen Ländern gefunden hat.

Digitized by Google

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. **W. Sklarek.**

Preis vierteljährlich 4 Mark.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist die „Naturwissenschaftliche Rundschau" ihrer hohen Aufgabe mit so großer Umsicht und Sachkunde gerecht geworden, daß sie sich schon seit Jahren in der Weltstellung eines **Zentralblattes für die gesamten Naturwissenschaften** befestigt und dieser hohen Bedeutung entsprechend ihren Abonnements und Leserkreis stetig erweitert hat.

Probenummern gratis!

Herz-Schuhe
mit dem Herz auf der Sohle
berühmt durch Solidität
Eleganz u. vorzügliche Passform.
Engros von der Frankfurter Schuhfabrik A.G. vorm: Otto Herz & Co.

Lassen Sie sich von Heinrich Reesing
CIGARREN- u. TABAK-FABRIK
VLOTHO i/Westfalen
die Haupt-Preisliste gratis u. franco senden

Sanatorium 1. Ranges. **Bilz** Naturheilanstalt Dresden Radebeul. 3 Ärzte
Gute Heilerfolge. Prospecte frei.
Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch,** 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

Echte Briefmarken = alle verschieden. =

505	Stück nur	4.05	M.
1010	„ „	12.10	„
1515	„ „	30.15	„
2020	„ „	48.20	„

Gebrüder Senf in Leipzig.

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben

Hermann Kurz' sämtliche Werke in 12 Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von

Prof. Dr. Hermann Fischer (Tübingen).

Mit drei Bildnissen u. einem Gedicht als Handschriftprobe.

Broschiert Preis M. 4.—.
In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50.
Luxus-Ausgabe in Karton M. 12.50.

Hermann Kurz gehört zu jenen Dichtern, die bei Lebzeiten viel zu wenig Beachtung gefunden haben; das deutsche Volk hat an ihm etwas gut zu machen! Die „Frankfurter Nachrichten" schrieben: „Hoffentlich trägt die Ausgabe dazu bei, den Dichter, der auf seinem Gebiete unstreitig ein Klassiker war .... jetzt dem gesamten Lesepublikum nahe zu bringen." Das „Deutsche Tageblatt": „Das ist gesunde Kost für das deutsche Volk. ..."

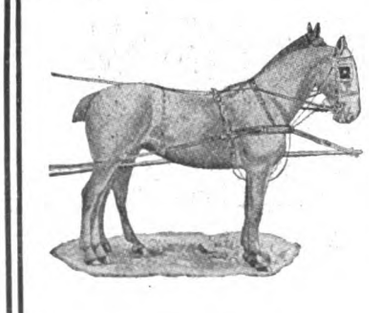
Max Hesses Verlag in Leipzig.

sollte die seit 31 Jahren erscheinende Fachzeitschrift

Illustrirtes Briefmarken-Journal

lesen. Diese verbreitetste deutsche Brfm.-Zeitung erscheint **monatl. 2 mal,** bringt in jeder Nr. **alle Neuheiten** in Wort u. Bild, lehrreiche Fachartikel, beschreibt u. warnt vor Fälschungen etc. und **kostet nur 1 M. 50 Pf. das Halbjahr** (12 Hefte) durch Buchhandlg. oder Postanstalt bezogen. Direkt unter Streifband v. d. Verlegern: franko 2 Mk., Ausland 2 M. 25. Alle Hefte enthalten Gelegenheitsofferten, billige Satz-Angebote und **je eine echte Marke als Gratisbeigabe,** deren Katalogwert den größten Teil des Abonnementsbetrags deckt.

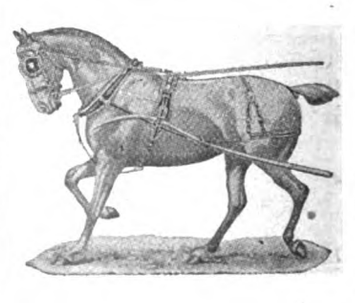
Probe-Nr. mit wertvoller Markenbeigabe nur gegen Einsdg. von 15 Pfg. (20 Hell.) von **Gebrüder Senf in Leipzig.**



Max Stier

Erste Berliner Luxus-Pferdegeschirr-Fabrik

Berlin N. 20, Drontheimer Straße 31.



Digitized by Google

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart“ beziehen.

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZERSTRASSE 21.

Selbstverleger!
Inhaltlich gediegene Werke, die im Selbstverlag erschienen sind und bisher nur geringen Absatz fanden, übernimmt tüchtige Verlagshandlung, gibt denselben geschmackvolle Neuausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. c.“ die Expedition der „Gegenwart“ **Max Hesses Verlag, Leipzig, Ellenburgerstrasse 4.**

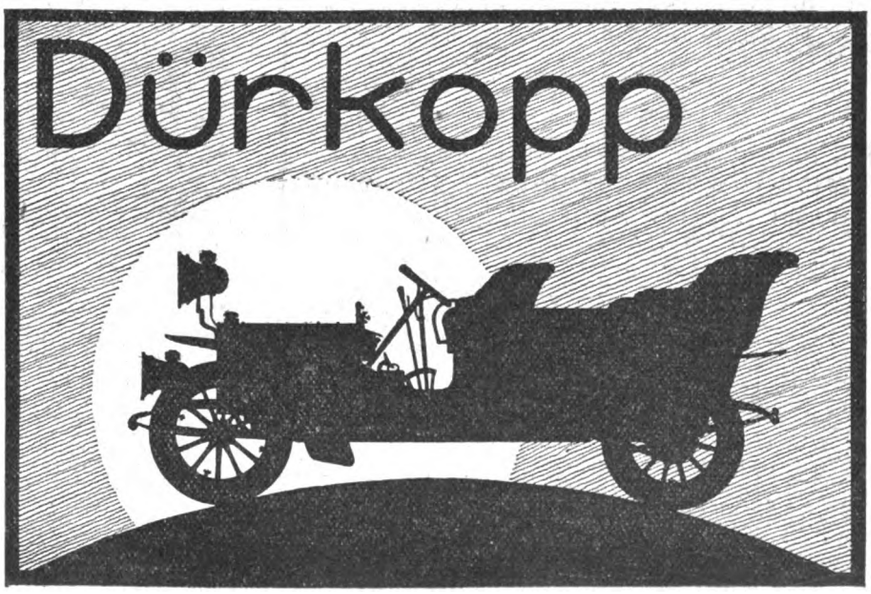
Teppiche in allen Arten liefert billigst Versandhaus Benecke & Lattey, Magdeburg. Illustrirter Katalog postfrei.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
Globus
Illustr. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
Begründet 1862 von Karl Andree.
Herausgegeben von H. Singer
unter besonderer Mitwirkung von Prof. Dr. **Richard Andree.**
Vierteljährlich 12 Hefte. Preis 6 M.

Der „Globus“ ist **die einzige wöchentlich erscheinende Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde**, die schneller als alle anderen die Vorgänge auf geographischem und ethnographischem Gebiete vermittelt und mit ihrem reichen und vielseitigen, aus allen Weltteilen schöpfenden Inhalt den Bedürfnissen des grossen gebildeten Publikums in vollkommenster Weise gerecht wird.
= Probehefte kostenlos =
durch den Verlag.
Bestellungen auf Abonnements nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen.

Nymphenburgerstr. 40 **ZIERHUT & KRIEGER, MÜNCHEN** Telephon Nr. 8760.
Kunstgewerbliche Werkstätte für Metallarbeiten, Treibarbeiten, Bronzearbeiten, Kunstschmiede.
Eigene Kunstgiesserei.
Beleuchtungskörper. Getriebene Figuren. Kirchenarbeiten. Moderne und altertümliche Silberarbeiten. Tafelaufsätze. Pokale. Schmuckgegenstände etc.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau Adolf Schustermann
Berlin O. 27.
Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

Dürkopp


100 Zimmer-Einrichtungen enthalten meine Kataloge. F. Scherer. i. Freiburg B.

Digitized by Google

Wer will „Mono"-Apostel werden?

Es handelt sich um keine neue Religion oder Lebensphilosophie, sondern um ein neues großartiges, geradezu geniales Sammelobjekt. Die **„Internationale Mono-Gesellschaft München, Contorhaus"** sucht allerorts für den neuen Sammelsport gebildete Vorkämpfer, die sie nach Kräften in ihrer Tätigkeit unterstützen wird. — Das „Mono" wirkt unterhaltend, belehrend, geschmackveredelnd; jedermann, Arm und Reich, kann sich eine Mono-Sammlung anschaffen. Kein Geringerer wie **Se. Majestät der Deutsche Kaiser** selbst haben dem Unternehmen allerhöchstes Lob zu teil werden lassen, ebenso wie bedeutende Schulmänner, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller und einfache Bürger. Eltern und Lehrer und die heranwachsende Jugend sollten sich mit „Mono" vertraut machen. Die oben genannte Gesellschaft liefert gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken je ein Ansichts- und ein Künstler-Mono nebst Broschüre franko an jede Adresse. — Die Monos sind durch alle besseren Buch- und Papierhandlungen zu beziehen.

Technikum Eutin.

Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.
Progr. gratis. Dir. Klücher.

Moderne Bügel-Koffer

von starker festgewalzter Pappe (Faserstoff) mit doppelt gefirnißtem havannabraunem Segeltuch bezogen und Rindleder-Einfassung

Leicht und dauerhaft.

Solid und elegant.

	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:		Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 691.	66 cm	43 cm	33 cm	M. 35.—	Nr. 693.	86 cm	49 cm	40 cm	M. 45.—
„ 692.	76 „	47 „	38 „	„ 40.—	„ 694.	96 „	51 „	43 „	„ 55.—

Nr. 695. 106 cm lang, 54 cm breit, 47 cm hoch M. 65.—.
„ 696. 116 „ „ 58 „ „ 50 „ „ „ 75.—.

Nr. 691, 692, 693 sind mit je 1 Schloß u. 1 Einsatz, die übrigen mit je 2 Schlössern u. 2 Einsätzen versehen.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Illustrierte Preisliste gratis und franko!

Verkaufslokale: Leipzig, Petersstr. 8. Berlin, Leipzigerstr. 101/102. Hamburg, Neuerwall 84. Frankfurt a. M. Kaiserstr. 29.

Otto Boenicke

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Berlin W. 8, Französische Straße 21

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von

selbst importierten Havana-Cigarren

in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".

Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.

Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren

in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über

Cigaretten, Rauchtabake usw.

kostenfrei.

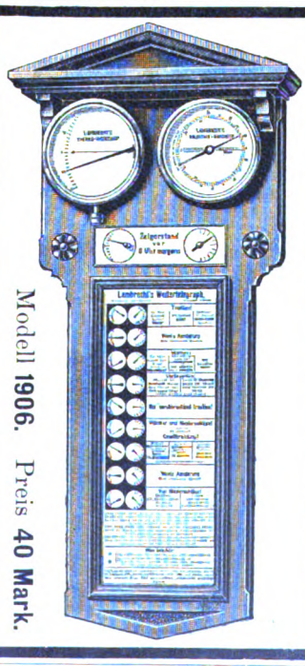
SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

„Continental"

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.



Original
Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

Kaloderma Seife

Glycerin & Honig-Gelée und Reispuder

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut.

F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE
BERLIN-WIEN.

Zu haben in Apotheken, besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 7. September 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Orient und Occident. Von Otto Corbach (Berlin). — Werthzuwachssteuer und Bodenreform. Von Dr. A. Grabowsky (Berlin). — Der heutige Stand des österreichisch-ungarischen Heeres. Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau). — George Louis Leclerc Graf v. Buffon. Von Dr. Adolph Kohut (Berlin). — Der Marquis de Sade. Eine neue Auffassung von Karl Bleibtreu (Berlin). II. — Im Hafen. Von Felix Lorenz (Berlin). — Zarathustra. Eine lustige Frechheit in zwei Acten. Von Georg Hermann (Berlin). Schluß. — „Sherlock Holmes" über den Fall Hau. Von K. B. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

Orient und Occident.

Von Otto Corbach (Berlin).

Friedrich Nietzsche spottet gelegentlich über das „vorgeschobene Halbinselchen Europa, das durchaus gegen Asien den „Fortschritt des Menschen" bedeuten möchte"; er hebt an anderen Orten Asiens „ungeheure Vernunft" und „Instinctüberlegenheit" hervor und lobt sich seine Griechen als „die besten Erben und Schüler Asiens". Wie kleinlich erscheint nicht im Lichte dieses Urtheils die pfauenhafte Eitelkeit, womit heute so viele Rassegläubige von der Pyramide der uns überkommenen Culturerrungenschaften auf die Völker Asiens herabblicken, und dann wohl bei den Mongolen als Vorzug höchstens gelten lassen möchten, daß „einige Stämme" von ihnen „die unterste Stufe der Civilisation" erreichten. Vom Standpunkte eines weltkundigen Asiaten scheinen dagegen die Europäer als Menschen vor manchen anderen nur die größere Eile und Hast vorauszuhaben, womit sie den Geheimnissen des Lebens nachspüren und die Naturkräfte sich dienstbar machen, — um ja damit fertig zu sein, wenn sie als Völker sterben müssen, — während die Asiaten sich nur deßhalb gemächlicher entwickeln, weil ihnen als den umfänglicheren und tieferen Naturen die Zukunft gehört, sie also viel Zeit haben. War es nicht gewöhnlich eine von Asien her drohende Gefahr, die bei den Europäern den Anstoß zum Fortschritt gab? Wie viel verdankt Europa nicht allein der großen Völkerwanderung! „Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam — diese sind die Schöpfer unseres heutigen Glückes" — um einmal mit dem Historiker Schiller zu reden, der dabei unter „unserem jetzigen Glück" verstanden wissen will: die Befreiung „aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherin aufdrang, versenkte," und „aus der weichlichen Sclaverei, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickten." Ist es aber nicht merkwürdig und bedenklich, daß jene Völkerschwärme, die der Norden Asiens damals über Europa ausgoß, dieselben waren, die China vorher wie lästiges Ungeziefer abschüttelte? Es geschah in der That durch den Bau der großen chinesischen Mauer, die der Kaiser Schi Hoang-ti, der „Napoleon Chinas", 214 v. u. Z. beginnen ließ, und an der über vier Millionen Menschen unter dem Schutze einer starken Heeresmacht zehn Jahre lang arbeiteten, daß der erste Anstoß zur Völkerwanderung gegeben wurde. Dieser Riesenbau, mit dem sich kein zweites Werk von Menschenhand an Umfang und Großartigkeit des Gedankens messen kann, schützte die reiche chinesische Beute gegen die plündernden Horden der Mongolen und Türken, die davon bisher gelebt hatten; sie sahen sich auf solche Weise für ihre Raubzüge westwärts verwiesen, wo man sich ihrer nun am Wenigsten erwehren konnte. Die Bewegung pflanzte sich allmälig durch die große nördliche Ebene fort, bis zu den römischen Schutzwällen, die schließlich nachgaben. Zwischen dem vierten und dem dreizehnten Jahrhundert erschienen dort nacheinander Germanen, Gothen, Hunnen, Avaren und Magyaren und schließlich Mongolen. Wenn der Kern der europäischen Urbevölkerung unüberwunden aus diesem Völkersturm hervorging, und nur die Russen zwei Jahrhunderte unter tatarischem Joche seufzten, so darf man indessen nicht darüber hinwegsehen, daß schon die zweite große asiatische Gefahr, die Europa bedrohte, und seinen Osten vier Jahrhunderte hindurch in Furcht und Zittern erhielt, die islamische, leicht vernichtend für die kaukasischen Stämme und ihre Cultur verlaufen konnte. Es war eigentlich nur ein Zufall, der sie rettete. „An dem Tage", urtheilt ein französischer Kenner des Islams, René Basset, „wo in Bagdad, mitten im Kalifat, mitten in der Entwicklung einer Civilisation, die derjenigen des damaligen Europa überlegen war, die engherzigste und daher fanatischste Orthodoxie triumphirte, nicht nur über die Gedankenfreiheit, sondern auch über einen sehr gemäßigten Liberalismus (den Motaselismus), der keinem der Grundsätze des Dogmas widersprach, der aber der Gedankenthätigkeit einen gewissen Spielraum ließ, an diesem Tage begann der verhängnißvolle Verfall des Islam."

Eine dritte große asiatische Gefahr droht gegenwärtig über Europa hereinzubrechen; man nennt sie die gelbe, sie erscheint aber zunächst eher als eine slavische. Ein künftiger Geschichtsschreiber wird vielleicht keine Ursache haben, die russische Revolution auf das Glücksconto des heutigen Europa als dem Culturmittelpunkte der Welt zu schreiben, weil dieser Anstoß zum Fortschritt durch ein asiatisches Volk gegeben wurde. Napoleon war der letzte große Europäer, der den Muth hatte, Rußland durch eine That aus der entnervenden Ruhe aufscheuchen zu wollen, in der es sein Despotismus gefangen hielt. Seitdem beschränken wir uns darauf, es geistig umwälzen zu wollen. Aber Alles, was wir dadurch im Sinne der Moral des Ressentiments vermochten, war, daß wir eine dünne Oberschicht der russischen Gesellschaft für verweichlichende

Digitized by Google

Culturgenüsse empfänglich machten. Niemand wurde so zu culturschöpferischen Thaten fähiger, und immer blieb es dabei: „Grattez un Russe et vous troverez un Tatare.“ Thöricht wäre es daher, nun zu glauben, die gegenwärtige russische Revolution sei die Wirkung moderner Ideen. Ihre bewegenden Kräfte sind vielmehr dieselben, die vor Jahrtausenden die Völkerwanderung verursachten: die von China und dem Innern Asiens ab- und westwärts gekehrten tatarischen Raubinstincte. Vielleicht wollte Graf Witte dies einst andeuten, als er einem Vertreter der Presse sagte, Europa verstehe Rußland nur nationalökonomisch; seine Psychologie kenne es nicht, und indem es eine Gefahr suche, wo es keine gebe, bleibe ihm die wirkliche verborgen.

Die chinesische Frage hat den fortschrittlichen Völkern Europas die letzte Gelegenheit geboten, aus eigenem Antriebe mit dem Zarismus als dem Rückgrat aller Reaction in der alten Welt abzurechnen. Die Stützen der russischen Diplomatie im Reiche der Mitte waren immer dieselben ultraconservativen chinesischen Staatsmänner, die den Bestrebungen nach einer „offenen Thür“ für den internationalen Handel stets mit allen Mitteln entgegenwirkten. Nur der Schutz des benachbarten, militärisch allmächtig scheinenden, zum Theil rasseverwandten Rußland verlieh der chinesischen Regierung jene passive Widerstandsfähigkeit, an der die jahrzehntelangen Bemühungen der Vertreter der eigentlichen Westmächte, große und weitgehende Handelsforderungen China gegenüber durchzusetzen, völlig zerschellten. England begriff das von allem Anfang an; aber ihm fehlte es an Muth, demgemäß zu handeln. Seine ganze Politik in Ostasien hatte beim Abschluß des ersten britisch-japanischen Bündnißvertrages nur den Eindruck hinterlassen, daß es durch Nachgiebigkeit gegen Rußland dessen Prestige auf eigene Kosten erhöhte. Wozu die Europäer nicht mehr kühn genug waren, das unternahm beherzt das aufstrebende Inselvolk der Japaner. Das Sonnenaufgangsland führte schon seinen Krieg mit China nur deßhalb, um dem unentschiedenen Zuschauen Chinas gegenüber dem machtvollen Vordringen Rußlands im Norden, mit andern Worten der Bedrohung der japanischen Machtsphäre ein Ende zu bereiten. Die Intervention Rußlands, Deutschlands und Frankreichs vor dem Frieden von Schimonoseki ließ den siegreich vollendeten Krieg für die Japaner mit einem Fehlschlag enden, und diese mußten sich nun zum Kampfe gegen Rußland selbst vorbereiten. Erst auf den Schlachtfeldern der Mandschurei ist denn auch die Frage des Fortschritts in China entschieden worden; denn erst seit dem Frieden von Portsmouth bedeutet die chinesische Reformbewegung mehr als bloßes Blendwerk für die leichtgläubigen Fremden, ein ernst zu nehmendes, volksthümliches Streben und Ringen nach einer modernen Civilisation. Und für Rußland gilt ein Gleiches.

Doch handelt es sich hier gleichzeitig darum, ob asiatischer oder europäischer Geist das heraufkommende neue fortschrittliche Zeitalter beherrschen soll. Der eigentliche Gegenstand der russischen Revolution ist ein Kampf zwischen zwei Rechtsprincipien: auf der einen Seite stehen die Vertreter der historisch gewordenen westeuropäischen Rechtsnorm eines persönlichen Besitzrechts am Grund und Boden, ein immerhin fragwürdiges Erbe der Römer, auf der anderen Seite finden wir die Fürsprecher eines bloßen Nutzungsrechts an Allem, was Gottes Erde wachsen und gedeihen läßt. Die Stellung dieser Letzteren ist um so stärker, als in einem Volke, das noch zu fast 80 Procent von der Urproduction lebt, eine sociale Umwälzung unabhängig von weltwirthschaftlichen Zusammenhängen möglich ist. Die Heimath des Agrarsocialismus ist Asien, wo er in China zu höchster Vollendung gediehen ist. Kommt ein solcher auch in Rußland zur Herrschaft, dann bedeutet das das Ende westeuropäischer Cultur im Zarenreiche, aus Halbasien ist ein Stück Ganzasien geworden. Dann kann es nicht ausbleiben, daß einst die slavischen Volksmassen gleich einem Gletscher westwärts in Bewegung gerathen, die slavische Gefahr heraufkommt, hinter welcher die „gelbe“ lauert. Der Orient wäre überall zur Offensive übergegangen, der Occident auf der ganzen Linie zur Defensive genöthigt.

Werthzuwachssteuer und Bodenreform.

Von Dr. A. Grabowsky (Berlin).

Mit großem Getöse ist neuerdings die Steuer auf den sogenannten unverdienten Werthzuwachs bei Grundstücken, die Werthzuwachssteuer, auf den Plan getreten. Man hat rühmend gemeint, sie sei eine treffliche Erfindung der theoretischen Finanzwissenschaft, hier habe einmal der Theoretiker seine Existenzberechtigung nachgewiesen. Leider riecht aber die prächtige Steuer stark nach der Studierlampe. Nachdem sich die wissenschaftlichen Vertheidiger einer Werthzuwachssteuer lange Zeit darauf beschränkt hatten, in ihren Lehrbüchern mit ein paar Zeilen den Werth der Steuer zu erklären, ist man schließlich zu umfangreichen Apologien übergegangen. In letzter Zeit sind nicht weniger als fünf Schriften erschienen, die sich ausschließlich mit der Werthzuwachssteuer beschäftigen und sich mit Ausnahme nur eines Buches auf Seite der Steuer befinden. Brunhuber, Redacteur der Kölnischen Zeitung, machte den Anfang. Sein Buch ist eine einzige Lobeshymne auf die neue Erfindung. Klingt sehr prächtig, nur leider ist das Beweismaterial ungemein dürftig. Viel werthvoller ist ein kürzlich erschienenes Buch des Dortmunder Stadtraths Boldt. Boldt ist gleichfalls ein Anhänger der Werthzuwachssteuer, steht ihr aber wenigstens in manchen Punkten kritisch gegenüber. Ein Anhänger ist auch Jakob H. Epstein, der sich vor Allem das Buch von Bredt „Der Werthzuwachs an Grundstücken und seine Besteuerung in Preußen“ als Angriffsobject vornimmt. Bredt hat das Verdienst, ausführlich dargethan zu haben, wie schwer es eigentlich theoretisch und praktisch sei, gerade den ungerechtfertigten Werthzuwachs im Gegensatz zum gerechtfertigten zu fassen. Bredt verdirbt sich aber dadurch seine Stellung, daß er völlig auf manchesterlichem Boden steht. So darf man die Materie nicht anpacken. Man darf nicht dociren über die Nichtberechtigung einer Werthzuwachssteuer im capitalistischen Staat, sondern muß frischweg zugeben, daß jede Steuer, die im Stande wäre, unsere traurigen Boden- und Wohnungsverhältnisse zu verbessern, dankbar aufzunehmen ist. Doch hier liegt eben der Haken: die Werthzuwachssteuer ist keinesfalls dazu fähig. Der Verkäufer soll sie beim Eigenthumswechsel bezahlen, thatsächlich wird sie einfach im Kaufpreis an den Käufer überwälzt, der sich nun natürlich an den Miethern schadlos hält. Den Miether will man durch die Steuer entlasten und belastet ihn nur noch mehr. Gewiß vermag die Werthzuwachssteuer den Gemeinden reiche Einnahmen zu erbringen; das bestreitet Niemand. Doch sie ist thatsächlich nichts anderes, als eine fiskalische Maßregel, um den Gemeindebudgets aufzuhelfen. Von ihrer socialpolitischen Wirksamkeit spreche man gefälligst nicht.

Das ernsteste Buch, das über die Werthzuwachssteuer geschrieben wurde, stammt von Kumpmann (Tübingen 1907). Auch Kumpmann ist Vertheidiger der Steuer; aber er prüft doch wenigstens die vernünftigen Gegenargumente genau und kommt dabei den Feinden der Steuer oft recht nahe. Er giebt die Unhaltbarkeit der alten nationalökonomischen Regel von der Unabwälzbarkeit der Grundsteuer geradewegs zu. Er leugnet durchaus nicht, daß die Preisbildung des Bodens nicht wesentlich verschieden sei von der jeden Gutes, das der Production unterliegt. Was ich mehrfach ausgesprochen und ausführlich begründet habe, wird damit zugegeben: auch beim Grundstücksgeschäft handelt es sich um eine Art Production

Digitized by Google

der Grundstücke. Nur — wie wunderbar — gerade die Werthzuwachssteuer soll nach Kumpmann nicht abwälzbar sein, es seien hier „modificirende Umstände" vorhanden. Einer dieser Umstände ist angeblich, daß der Grundbesitzer in den meisten Fällen die Höhe der in Zukunft zahlbaren Steuer kaum berechnen könne. Dies ist durchaus nicht einzusehen. Uebrigens giebt der Verfasser zu, daß bei der periodischen Erhebung der Werthzuwachssteuer dieses Argument nicht einmal in Frage kommt. Die periodische Besteuerung — sie ist unserm Pachtgebiet in Kiautschou eingeführt — wird nun aber im Gegensatz oder neben der beim Eigenthumswechsel eintretenden von den radicalen Bodenreformern mit Vorliebe befürwortet.

Man möge überhaupt den Bodenreformern etwas auf die Finger passen. Es macht sich im „Bund der deutschen Bodenreformer" ein merkwürdiges Unvermögen geltend. Eine so getriebene Bodenreform discreditirt nur die Bestrebungen derjenigen, die mit aller Hingebung einen Weg suchen, unsere Wohnungsverhältnisse zu verbessern. Der Bund der Bodenreformer umfaßt ja thatsächlich nur einen ganz geringen Theil der deutschen Boden- und Wohnungsreformier. Wenn man die Ankündigungen des Bundes liest, darin von einer halben Million Anhängern die Rede ist, sollte man freilich anderer Meinung sein. Aber die halbe Million ist nichts als Bluff. Gezählt ist nämlich hierbei auch die Mitgliederzahl aller angeschlossenen Organisationen, abgesehen von — wie gütig — den Stadtgemeinden. Wenn man nun weiß, daß zweihundertsechsundfünfzig Organisationen Mitglieder sind, — viel kleinbürgerliche Beamtenvereine, Mäßigkeits-, Gesundheitsvereine 2c. — so wird man zu einem anderen Mitgliederresultat kommen. In Wirklichkeit sind noch nicht einmal viertausend Einzelmitglieder in Deutschland und im Auslande vorhanden. Der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, dessen Mitglieder sich fast allein aus Organisationen zusammensetzen, müßte nach der bodenreformerschen Berechnung vielleicht zehn Millionen Mitglieder haben! Schlimmer ist, daß die Führer des Bundes ihren geistigen Bedarf mit ein paar Schlagworten bestreiten, die immer und immer wieder vorgebracht werden. Daß die Boden- und Wohnungsfrage eine der schwierigsten ökonomischen Fragen ist, davon ahnt natürlich Damaschke, der, anfänglich Volksschullehrer, später Redacteur eines Naturheilblättchens, an der Spitze des Bundes marschirt, nicht das Mindeste. Er läßt eine Schrift erscheinen, die er stolz nennt: „Zur Geschichte der deutschen Bodenreformbewegung", und in der man nichts anderes als eine Selbstbeweihräucherung sehen kann. So etwas wirkt geradezu peinlich, besonders wenn man bedenkt, daß die wissenschaftlichen Leistungen Damaschkes denn doch recht fragwürdig sind. Jede Neu-Einführung der Steuer nach dem gemeinen Werth in einer Commune ist nach Damaschke ein Sieg seiner Bodenreform, obwohl diese — zweifellos gerechte — Steuer heute von allen in Betracht kommenden Theoretikern und Praktikern vertreten wird. Da ist der Verein „Reichswohnungsgesetz", der im Jahre 1898 von K. v. Mangoldt in Frankfurt a./M. gegründet wurde, erheblich wichtiger zu nehmen. Den „Bund der Bodenreformer" füllen in der Hauptsache die Kleinbürger mit dem Haß auf das Capital und der Furcht vor dem Socialismus.

Die Einsicht, daß unsere Bodenverhältnisse ein ungeheuer schwieriges Problem bilden, das durch die Ricardosche Grundrententheorie nicht einmal annähernd gelöst worden ist und auch — da sich die moderne großstädtische Grundrente damals noch nicht gebildet hatte — gar nicht gelöst werden konnte, befestigt sich immer mehr. Volkswirthschaftler wie Adolf Weber, A. Voigt, Pohle, Franz Oppenheimer, Eberstadt suchen die Lösung heute auf anderen Wegen. Der durchschnittliche Bodenreformer kennt natürlich Ricardo ebenso wenig, wie irgend einen anderen nationalökonomischen Classiker. Aber er hört doch, daß Ricardo erklärt hat, eine Steuer auf Grundrente würde ganz und gar auf die Grundbesitzer fallen, sie könnte auf keine Consumentenclasse abgewälzt werden. Das genügt ihm, und er paradirt mit Ricardo. Adolph Wagner, dem wir die Systematisirung der Ueberwälzungslehre überhaupt erst verdanken, ist doch leider zur Untersuchung der Ueberwälzungsfälle nicht vorgeschritten, hat sich vielmehr im Wesentlichen einfach an Ricardo angeschlossen. Hätte er hier selbstständig geforscht, so könnten sich die Bodenreformer heute kaum auf ihn berufen.

Der heutige Stand des österreichisch-ungarischen Heeres.

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

Die in die Wehrkraft Oesterreich-Ungarns tief einschneidenden, sich seit Jahren zur Krisis entwickelnden, heerespolitischen Verhältnisse des Kaiserstaates geben uns Anlaß, dem heutigen Stande der Wehrmacht des zweiten Factors des Dreibundes, Oesterreich-Ungarns, einen näheren Blick zu widmen. Das Bild gestaltet sich, wenn auch nunmehr durch das bewilligte neue ungarische Heeresbudget die Jahre hindurch stockende Assentirung der ungarischen Rekruten wieder gesichert erscheint, zu keinem günstigen.

Das Bündniß mit Deutschland wurde seiner Zeit unter der Annahme einer gewissen Friedens- und Kriegsstärke geschlossen. In Folge der mehrjährigen Nichtassentirung in Ungarn fehlen jedoch heut an derselben noch rund 200000 Mann. Das Deutsche Reich kann daher, wie im österreichischen Parlamente selbst ausgesprochen wurde, im Ernstfall nicht auf jene Hülfe rechnen, die ihm bei Abschluß des Dreibunds zugesagt wurde, und daß die Stellungspflichtigen in Ungarn nach § 38 des Wehrgesetzes noch nachträglich assentirt werden könnten, wurde in Praxis schon seiner Zeit bezweifelt.

Die meisten Forderungen Ungarns, die Armee betreffend, wurden bekanntlich in den letzten Jahren erfüllt, so die Rückversetzung der ungarischen Officiere zu den ungarischen Regimentern, die Aenderung der Fahnen und Embleme. Man machte die weitgehendsten Concessionen auf sprachlichem Gebiet, sowohl bei den Militär-Bildungs- und Erziehungsanstalten, wie im Gerichtsverfahren und im schriftlichen Verkehr der Militärbehörden, wie zuletzt auch betreffs der Regimentssprache, so daß, wenn auch die deutsche Commandosprache dem Gesammtheere noch erhalten bleibt, von einer einheitlichen, deutschen Armeesprache künftig kaum mehr die Rede sein kann. Schon fungirt bei 37 ungarischen Infanterie-Regimentern lediglich das Ungarische als Regimentssprache.

Was die Umgangssprache betrifft, so sind, abgesehen von den 16 Husaren-Regimentern des Gesammtheeres und den 10 Honved-Husaren-Regimentern, 15 Regimenter rein ungarisch, 18 doppelsprachig und 4 dreisprachig gemischt. Das Gesammtcontingent der sich aus den Ländern der ungarischen Stephanskrone recrutirenden Truppen beträgt 43% der Armee. Allein auf die magyarische Nationalität im Heere entfallen nach zehnjährigem Durchschnitt der officiellen Daten bei der Cavallerie 33%, bei der Infanterie 17%, bei den Jägern 6%, bei der Artillerie 14%, bei den Pionieren 13%, beim Train 27%, beim Sanitätswesen 14%; insgesammt beträgt der Procentsatz der Magyaren beim Landheere überhaupt 18%, in der Marine 7%.

Mit alledem aber erscheint der in dem Armeebefehl von Chlopy ausgesprochene Grundsatz, Gesammtheit und Einheitlichkeit des österreich-ungarischen Heeres, längst durchbrochen. Bereits drängen die ungarischen Delegirten im Heeres-Ausschuß auf weitere Ausdehnung der ungarischen Sprache, und erklären, mit der Degradirung der ungarischen Sprache zur Rangstufe der Regimentssprache werde man sich nie zufrieden geben. Schon macht ein Erlaß des Kriegsministers den österreichischen Officieren — selbst in Truppen-

Digitized by Google

körpern mit deutschsprechender Mannschaft — die Erlernung einer nichtdeutschen Sprache in erhöhterem Maße als bisher zur Pflicht, und bestimmte, daß für Unterofficiere die Nichtkenntniß der deutschen Sprache kein weiteres Hinderniß für die Beförderung bilden dürfe.

Die sämmtlichen, die Sprache betreffenden Verordnungen sind auf Kosten der deutschen Dienst- und Armeesprache erfolgt, und als ihre die Einheitlichkeit des gesammten Heeres schwer schädigende Hauptwirkung kann nur die Entwicklung des Empfindens bei den ungarischen Truppen, einer ungarischen Armee, und nicht einem gemeinsamen Reichsheere, anzugehören, die unvermeidliche Folge sein. Ueberdies vermögen sie auch das richtige operative Zusammenwirken der Truppen der gemeinsamen Armee, und zwar namentlich mit der nach Commando- und Dienstsprache lediglich magyarischen Honvedarmee, ernstlich zu gefährden, wie sich dies schon mehrfach zeigte. Die Schlagfertigkeit des Gesammtheeres ist, wenn auch die Mobilisirungsfähigkeit seines magyarischen Theiles, der Erklärung des Landesvertheidigungsministers zufolge, noch in vollstem Maße aufrecht erhalten ist, durch jene Vorgänge, darunter den Ausfall von 200000 ungarischen Rekruten, an deren Stelle Ersatzreservisten traten, herabgemindert. Dadurch, daß wichtige Heeresfragen auf das politische Gebiet gerückt sind, kann es kaum ausbleiben, daß sich die politischen Differenzen mit der Zeit immer mehr auf das Officiercorps übertragen, wie schon s. Z. der Protest des österreichischen Hauptmanns Kodolitsch beim Kriegsminister, betreffend den Empfang eines als Privatperson reisenden ungarischen Ministers durch das Officiercorps, beweist.

Gegenüber den Machtansprüchen Ungarns, die sich, abgesehen von politischen und historisch mehr oder weniger motivirten Forderungen, im Wesentlichen auf eine Bevölkerungszahl von etwa $8^3/_4$ Millionen Ungarn gegenüber $11^1/_8$ Millionen Deutschen des Kaiserstaats stützen, während ihr im Gesammtreiche die übrigen Nationalitäten mit in Summe etwa $26^1/_2$ Millionen gegenüber stehen, weisen österreichische Politiker neuerdings auf Kroatien hin, ohne dessen Besitz von 42501 Quadratkilometer mit $2^1/_2$ Millionen Bewohnern Ungarn nichts sei, und dessen Ausgestaltung zu einem autonomen Reichstheil sie daher befürworten, weil mit ihm Oesterreich die Zugänge zum Balkan und zum Meere beherrsche, und dadurch die Zukunft des Reiches in Händen behalte.

An wehrfähiger Mannschaft zur Aufrechterhaltung einer der einer Großmacht entsprechenden Heeresstärke fehlt es dem Kaiserstaate keineswegs, da jährlich 75000 Diensttaugliche überzählig bleiben, und der Ersatzreserve überwiesen werden. Allein die Bewilligungen für die erstere sind, namentlich Seitens Ungarns, nur kärglich. Daher ist das Heer hinsichtlich der neuen Geschützausrüstung noch im Rückstande. Frankreich besitzt sie bekanntlich über 2 Jahre, Deutschland zum beträchtlichen Theil, desgleichen England und Rußland. Oesterreich-Ungarn aber erst ein sorgfältig erprobtes Geschützmodell, und in Folge des Conflicts mit Ungarn gelangten die zwar schon 1904 von den Delegationen für außerordentliche Rüstungszwecke im Princip bewilligten Mittel, darunter 165 Millionen Kronen für das neue Feldartilleriematerial, nunmehr erst zur ratenweisen Verwendung, und zwar mit Recht vermittelst der Fabrikation im Inlande. Die Herstellung wird jedoch 1—2 Jahre in Anspruch nehmen, und die Einführung nur in die österreichischen Corpsbereiche ein weiteres Jahr. Nach dieser Zeit erwartet man erst Klarheit darüber, ob und in wie weit das neue Artilleriematerial auch für die ungarischen Corpsbereiche angeschafft werden könnte.

Von weit geringerer Bedeutung wie die vorerwähnten einschneidenden Mängel sind einige andere hier noch zu erwähnende Momente, und zwar sind dies u. A. die im Gegensatz zu früher geringe Betheiligung des höheren Adels am Officiersberuf, den nur die Mitglieder des Kaiserhauses und einiger großer Familien ergreifen. Ferner die Rückständigkeit der Militär-Strafproceßordnung und des Remontewesens.

Mit Rücksicht auf die erwähnte geringe Geneigtheit der Parlamente für sehr bedeutende Mittelbewilligungen für die Wehrmacht, hält sich das neue Heeresbudget denn auch in sehr bescheidenen Grenzen, und die erste Rate von 49 Millionen des Extraordinariums bildet für das neue Artilleriematerial die pièce de resistance. Es fordert im Ordinarium nur ein Plus von 3,5 Millionen Kronen, das als neue Rate für frühere Bewilligungen, sowie für die Creirung einer Anzahl neuer Stellen und Positionen zur Verwendung gelangt. Auch das Extraordinarium bewegt sich in knappen Grenzen, und enthält fast ausschließlich nur Fortsetzungscredite, und zwar namentlich zur Completirung der Kriegsvorräthe und sonstiger Erfordernisse, sowie für Bauten und Unterkunftsbedarf, Uebungsplätze, einige fortificatorische Maßnahmen und einige Militär-Etablissements; in runder Summe beträgt es 4900000 Kronen.

Eine besondere Vorlage behandelt die Anforderung des Theilbetrages von 49 Millionen zur Fortsetzung der Bewilligungen zur Anschaffung des neuen Feldartilleriematerials (die neuen Haubitzen und Gebirgsgeschütze sind bereits beschafft) und zur Beschaffung von Ausrüstungsgegenständen. Der Occupationscredit beziffert sich wie im Vorjahre auf 7583000 Kronen. Die Regierung Kaiser Franz Josefs stellt somit keine hohen materiellen Anforderungen für die Wehrmacht an die Steuerzahler, und mit einer gewissen Genugthuung konnte der Kriegsminister in der österreichischen Delegation darauf hinweisen, daß Oesterreich-Ungarn an Ausgaben für die Wehrmacht nur $^1/_6$ seines Gesammtausgabebudgets, Deutschland dagegen die Hälfte, und Frankreich ein Drittel für dieselbe aufwendet, und daß das Verhältniß des Rekrutencontingents zur Bevölkerung in Oesterreich-Ungarn seit 1869 auf 2,8 %, gegen 4,8 % in Deutschland stehen geblieben sei.

George Louis Leclerc Graf v. Buffon.

Zum 200. Geburtstage (7. September).

Von Dr. Adolph Kohut (Berlin).

Die exacten Wissenschaften im Allgemeinen und die Naturwissenschaft im Besonderen haben in unseren Tagen gewaltige Fortschritte gemacht. Bahnbrechende und grundlegende Entdeckungen namhafter scharfsinniger Geister haben auf dem Gebiete der Erkenntniß und der Forschungen wahre Revolutionen hervorgebracht. Was noch im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Säculums für unumstößliche und unerschütterliche Wahrheit galt, ist heutzutage schon vielfach ein längst überwundener Standpunkt, und zahlreiche philosophische und naturwissenschaftliche Theorien sind unhaltbar geworden. Es wäre aber unrecht, wollten wir auf die ringenden und schaffenden Genien der Vergangenheit mit Geringschätzung herabblicken; denn die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß die Natur keine Sprünge macht, und daß die Nachkommen auf dem Fundamente bauen, das die Vorfahren fest gefügt haben. Eine geistige Kette vereint alle Entdecker und Erfinder.

Jedenfalls haben sich einige dieser Großen bleibende Verdienste dadurch erworben, daß sie in ihren Werken gleichsam die Summe alles Wissens ihrer Zeit zogen und so es ihren Nachfolgern leichter machten, auf Grund des von ihnen Gebotenen und systematisch Geordneten weiter zu schaffen.

Zu diesen Großen gehört auch der vor zwei Jahrhunderten — am 7. September 1707 — zu Montbard in Bourgogne geborene Naturforscher George Louis Leclerc Graf v. Buffon. Schon die ungeheure Fülle und der riesige Umfang des von ihm gesammelten, bearbeiteten, gesichteten und geordneten

Digitized by Google

naturwissenschaftlichen Materials erregt unser Staunen und unsere Bewunderung. Zu einer Zeit, da noch die Gelehrten ihre Werke zumeist in lateinischer Sprache und somit eigentlich nur für Fachgenossen schrieben, verfaßte er bereits seine zahlreichen Abhandlungen und Schriften in französischer Sprache, die dann durch Uebersetzungen in fast alle lebende Sprachen zum Gemeingut aller Nationen wurden. Und welch glänzender Stylist war er! Er schrieb das eleganteste und leichtverständlichste Französisch; denn er handhabte die Sprache mit einer erstaunlichen Virtuosität, und bei aller Gründlichkeit und Gediegenheit, die seine literarischen Erzeugnisse auszeichneten, vermied er es, seine Gedanken in schwerfälliger Form vorzutragen und sich in die Toga des gelehrten und mysteriösen Augurn der Naturwissenschaft zu hüllen.

Von all den Naturforschern seiner Zeit hat keiner die Sprache so gemeistert wie er. Bekanntlich hat er das bezeichnende Wort gesprochen: „Le style c'est l'homme“ (der Styl ist der Mensch), und in der That muß ihm die Anerkennung gezollt werden, daß in Folge seiner reizvollen und volksthümlich gehaltenen Arbeiten diese zur Lectüre aller gebildeten Kreise in Frankreich und im Auslande wurden, und daß die Liebe zur Naturwissenschaft und zu ernsten und exacten Studien aller Art in aller Herrn Ländern eine allgemeine wurde. Gewiß haben auch andere Naturforscher, die nach ihm auftraten, durch ihre glänzende Schreibweise sich als seine würdigen Schüler bewährt; ich nenne hier nur: Alexander von Humboldt, Karl Vogt, Justus von Liebig, M. J. Schleiden, Ernst Haeckel und Andere, aber übertroffen hat ihn noch Niemand in Bezug auf die ganze Form der Darstellung und die Erhabenheit und Feinsinnigkeit seines Standpunktes, sowie in der Majestät seiner Bilder und seiner Redeweise.

Er war ein Maler der Feder; die von ihm entworfenen großen Naturscenen sind von lebhaftem Colorit und zeichnen sich durch eine Pracht und einen Glanz aus, dessen Eindruck sich auch heute noch Niemand entziehen kann. Wäre er kein so unerreichter Sprachkünstler gewesen, und hätte er, wie die meisten seiner Berufscollegen, lediglich in gelehrtem und trockenem Tone seine Beobachtungen und Erklärungen vorgebracht, so wäre sicherlich die Wirkung bei seinen Zeitgenossen keine so gewaltige und maßgebende gewesen; denn die Franzosen liebten von jeher das Espritvolle und Blendende. Das schwere Geschütz der Wissenschaft durfte man nicht auffahren lassen, wollte man die große Masse gewinnen.

Zu seinem Ruhm muß noch hervorgehoben werden, daß er trotz seines überaus versöhnlichen Wesens und seiner vornehmen Gesinnung nie dazu zu bewegen war, die Wissenschaft zur Magd der Kirche zu erniedrigen. Nie gab er sich dazu her, der Theologie Concessionen auf Kosten der Wahrheit zu machen; er hielt es für geboten, eine reinliche Scheidung zwischen Dogma und Naturgesetz eintreten zu lassen, stets aufs Sorgfältigste darauf bedacht, eine unübersteigbare Grenze zwischen dem Kirchenglauben und dem Glauben an die Wahrheit und Wissenschaft zu ziehen.

In Dijon, wo sein Vater Parlamentsrath war, wuchs Buffon auf. Von der Natur mit einem ungewöhnlich starken und gesunden Körper ausgestattet, entfaltete er große Beharrlichkeit und Ausdauer, und je schwieriger ein Gegenstand war, desto mehr zog er ihn an. Zuerst war es die Geometrie, der er seine ganze geistige Kraft widmete, und ihr blieb er auch auf der Universität zu Angers treu, die er nach beendeten Gymnasialstudien bezog. Großen Einfluß auf seine geistige Entwicklung übte namentlich Pater Landreville, der Professor der Mathematik zu Angers. Zu seinen Studiencollegen zählte der junge Herzog von Kingston, mit dem er sehr befreundet wurde und auch Frankreich, Italien und England durchreiste, überall sammelnd, forschend und die Natur beobachtend. Ihn zogen in erster Linie nicht die Bildergalerien, die Statuen und Ruinen, sondern die Naturschätze an; mit dem Scharfblick des Genies beobachtete er namentlich in Italien die Naturschönheiten, aber auch die inneren Revolutionen der Erde. Geologie, Mineralogie, Botanik und Zoologie, das waren die Lieblingsgegenstände, die schon den Jüngling mächtig fesselten. Die ersten literarischen Arbeiten Buffons waren keine selbstständigen Schöpfungen, sondern Uebersetzungen; so übertrug er u. A. Hales „Statik der Gewächse“ (Paris 1735) und Newtons „Theorie der Fluxionen“ (Paris 1740). Diesen und noch anderen Uebertragungen von ihm gehen interessante Vorreden voraus, in denen sich bereits vielfach die Eigenart des jungen Naturforschers bekundet. Schon hier spricht der edle und hohe Ernst, der ihm alle Zeit eigen war, und zahlreiche mathematische und naturwissenschaftliche Bemerkungen und Wahrheiten, die er vorbringt, zeugen davon, daß er schon damals eigene Wege einzuschlagen begann.

Nach seinen Lehr- und Wanderjahren ließ er sich in Paris nieder; im Besitz von 15000 Livres jährlichen Einkommens war es ihm vergönnt, unabhängig und ganz und gar den Wissenschaften zu leben, ohne je mit der Noth des Lebens rechnen zu müssen.

Die vielen Wäldereien, die sein Eigenthum waren, durchstreifte er kreuz und quer, um praktische botanische Studien zu machen. Schon als blutjunger Mann gab er über die Theorie und Praxis des Landbaues mehrere Denkschriften heraus, die sich namentlich dadurch auszeichneten, daß hier auf Grund seiner Erfahrungen und Beobachtungen so manches Neue und Nutzbringende vorgebracht wird. Bald entfaltete er auch in den wissenschaftlichen und populär-wissenschaftlichen Zeitschriften von Paris eine rege literarische Thätigkeit. Seine Abhandlungen auf den mannigfachsten Gebieten der Naturwissenschaft fanden die größte Beachtung. So veröffentlichte er z. B. eine Arbeit über die Möglichkeit der Brennspiegel des Archimedes und Proklos. Die Frage der Vergrößerungsgläser beschäftigte ihn vielfach, und er gab ein Verfahren zur Herstellung eines staffelförmigen Vergrößerungsglases an, das nicht mehr ungeheure Massen so schwer zu schmelzender und zu bearbeitender Gläser erfordern sollte; die nach seiner Theorie verfertigten Vergrößerungsgläser bewährten sich aufs Beste.

Solche Arbeiten Buffons lenkten begreiflicherweise die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf ihn, und so wurde er denn im Jahre 1739 zum Verwalter des „Jardin Royal des plantes“ ernannt. Die Pflichten dieses neuen Amtes gaben seinen bis dahin zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Disciplinen getheilten Neigungen nun eine bestimmte Richtung. Mit rastlosem Fleiße und glänzender Begabung suchte er in dieser Anstalt die Naturerzeugnisse aller Weltgegenden zusammenzutragen und errichtete ein Naturaliencabinet, Galerien, Treibhäuser u. s. w., so daß der botanische Garten zu Paris bald ein Musterinstitut für ganz Europa wurde. Gleichzeitig entwarf er den Plan zu einem umfassenden naturwissenschaftlichen Werk, indem er alle von ihm seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Naturforschung gesammelten Erfahrungen zum gewaltigen Aufbau eines Systems der Natur zu verwerthen gedachte.

Buffon war gewissermaßen der Vorgänger Alexander von Humboldts; wie dieser im „Kosmos“ die Summe aller seiner Forschungen, Studien, Beobachtungen, Entdeckungen, Erfindungen zu ziehen und zu einem einheitlichen System zu gestalten beflissen war, so auch Buffon in seinem Riesenwerke.

Als Director des Königlichen Botanischen Gartens sowohl wie als Gelehrter und Schriftsteller spielte er in der Gesellschaft von Paris Jahrzehnte hindurch eine einflußreiche Rolle; war er auch bescheiden und liebenswürdig, nie nach äußeren Auszeichnungen und Gunstbezeugungen strebend, so konnte er es doch nicht verhindern, daß man ihm in den weitesten Schichten der Bevölkerung huldigend nahte. Für

Digitized by Google

sein Lieblingskind, den Botanischen Garten, und das Naturaliencabinet, dem er später auch vorstand, sandten ihm alle Fürsten Europas die seltensten Naturerzeugnisse ihrer Länder. Sein Ruhm stieg von Jahr zu Jahr; er wurde Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften und Körperschaften, und noch zu seinen Lebzeiten ließ d'Angivilliers ihm ein Standbild am Eingange des Königlichen Naturaliencabinets zu Paris setzen.

Von all den Huldigungen, die ihm zu Theil wurden, erfreute ihn keine so wie die seiner wissenschaftlichen Bedeutung gewordene Anerkennung durch seine Aufnahme als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Die anläßlich der Feier seiner Inaugurirung gehaltene akademische Rede von ihm ist berühmt geworden; denn damals sprach er das schon erwähnte geflügelte Wort: „Le style c'est l'homme". Gewiß wird man noch in der Gegenwart mit Interesse von jenen Ausführungen Kenntniß nehmen, durch die der Redner seine These, daß „der Styl der Mensch sei", zu begründen suchte. Sie lauten:

„Der Styl setzt die Vereinigung und Uebung aller geistigen Fähigkeiten voraus. Die bloßen Gedanken bilden den Grund des Styls, der Wohlklang der Worte ist nur seine Aufgabe und hängt bloß von der Empfindsamkeit der Sinnzeuge ab. Man braucht bloß etwas Gehör zu besitzen, um die Uebelklänge zu vermeiden, es durch die Lesung der Dichter und Redner geübt und vervollkommnet zu haben, um triebmäßig zur Nachahmung des dichterischen Wortfalles und der rednerischen Wendungen geneigt zu sein. Nun aber hat die Nachahmung nie etwas erschaffen; auch macht dieser Wiederklang der Wörter weder den Grund, noch den Ton des Styls aus. Die gut geschriebenen Werke sind die einzigen, die auf die Nachwelt übergehen. Die Menge der Kenntnisse, die Seltenheit der Thatsachen, die Neuheit der Entdeckung selbst sind keine sicheren Bürgen der Unsterblichkeit; wenn die Werke, die sie befassen, nur von kleinen Gegenständen handelu, wenn sie ohne Geschmack, ohne Adel und ohne Genie geschrieben sind, so werden sie untergehen, weil die Kenntnisse, die Thatsachen und die Entdeckungen sich leicht wegnehmen und versetzen lassen, und selbst gewinnen, wenn geschicktere Hände von ihnen Gebrauch machen. Dies Alles liegt außerhalb des Menschen; der Styl ist der Mensch selbst. Der Styl kann sich daher weder wegnehmen, noch versetzen, noch verderben lassen; ist er hoch, edel, erhaben, so wird der Autor zu allen Zeiten gleich bewundert werden; denn nichts als die Wahrheit ist dauerhaft und selbst ewig. Nun aber ist ein schöner Styl in der That ein solcher nur durch die endlose Zahl der Wahrheiten, die er darstellt. Alle geistigen Schönheiten, die sich darin finden, alle Beziehungen, daraus er besteht, sind ebenso viele Wahrheiten, so nützlich und vielleicht werthvoller für den menschlichen Geist, als jene, die im Grunde den Gegenstand ausmachen."

Buffon war ein vortrefflicher akademischer Redner, und die von ihm bei verschiedenen Anläßen in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Ansprachen zeichnen sich durch große Formgewandtheit und eine Fülle interessanter, anregender und zum Theil neuer Ideen aus.

Freimüthig und muthig, wußte er, wenn es galt, die Würde der Wissenschaft und der Wahrheit auch den Höchststehenden gegenüber zu vertreten und trat, ein würdiger Zeitgenosse der Encyclopädisten, für Duldung und Menschlichkeit mit größter Wärme ein. Als der Bischof von Limoges in die französische Akademie aufgenommen werden sollte, verfaßte Buffon eine Abhandlung, worin er gegen die Scheinheiligkeit gewisser Diener der Kirche wetteiferte. Er zeichnete einmal die verwerfliche Gesinnung mit den Worten: „Schlecht verträgt sie das Tageslicht, ihr Auge ist trübe, und ihr Blick scheel. Sie wandelt krummen Weges in Maulwurfsgängen, wo sie der Argwohn verfolgt, und glaubt sie der Entlarvung zu entgehen, so leuchtet plötzlich ein Strahl der Wahrheit. Er durchdringt das Gewölk, die Täuschung zerfließt, das Blendwerk entschwindet, das Aergerniß allein bleibt, und an ihrer Nacktheit sieht man nun alle Häßlichkeiten des Lasters, das die Tugend in verzerrten Zügen abspiegelt. Wenn die schwarze Scheinheiligkeit die Larve der Scham verloren hat, steckt sie den Helmschmuck des Stolzes auf und nennt sich alsdann Unverschämtheit. Dieses verhaßte Ungeheuer ist nicht würdig, hier in dem Gemälde der Tugend den Gegensatz zu bilden; es würde unseren Pinsel besudeln. Bescheidenheit, Frömmigkeit, Mäßigung, Weisheit seien meine einzigen Vorwürfe und meine einzigen Muster."

Das Lob der Wissenschaft singt er einmal mit folgenden Worten: „Wissenschaft! Theurer und würdiger Gegenstand meiner unveränderlichen Leidenschaften, welch eine Freude ist es mir, euch geehrt zu sehen! Wie würde ich mich glücklich schätzen, wenn meine Stimme dazu beitragen könnte!

Die Wissenschaften haben in ihrem gegenwärtigen Zustand mehr Eintracht als Schutz nöthig; nur durch ihre eigenen Mißhelligkeiten können sie erniedrigt werden. Ist denn das Reich der Meinung nicht groß genug, daß ein Jeder darin in Ruhe leben kann? Warum sich bekämpfen! Ueben wir lieber Duldung! Identificiren wir uns nicht mit unseren Werken; sagen wir, daß sie von uns geboren, doch nicht von uns empfangen sind; trennen wir von ihnen unser sittliches Dasein. Schließen wir das Ohr dem Gekläff der Kritik; anstatt uns zu vertheidigen, was wir gethan haben, sollten wir unsre Kräfte sammeln, um Besseres zu thun. Preisen wir uns unter einander nur durch Gutheißung; tadeln wir uns nur durch Schweigen; bilden wir weder eine Zunft noch ein Kränzchen und möge Jeder den Weg verfolgen, den sein Genie ihm vorzeichnet, um ungestört die Früchte seiner Arbeit ernten zu können; die Wissenschaften werden alsdann einen neuen Aufschwung nehmen und Diejenigen, die sie pflegen, einen höheren Grad der Achtung erringen; sie werden allgemein durch ihre Tugenden ebenso verehrt, wie durch ihre Talente bewundert werden . . . Eine hochgestellte Kriegsperson, ein würdevoller Prälat, ein geachteter Beamter möge mit Prunk die Wissenschaften und die Männer feiern, deren Werke im Schriftthum am meisten hervorstechen; ein freundlicher und wohlwollender Minister sie mit Auszeichnungen empfangen; nichts ist passender, ich möchte sagen, nichts ehrenvoller für sie selbst, weil nichts vaterländischer ist. Mögen die Großen das Verdienst öffentlich ehren, unsere Fähigkeiten ins helle Licht setzen, d. h. sie erweitern und vermehren; unter sich aber mögen die Gelehrten sich nicht mit Weihrauch ersticken oder mit Galle überschwemmen, nichts ist weniger anständig, nichts zu jeder Zeit und an jedem Orte nachtheiliger."

Schon die hier angeführte Bemerkung Buffons von der Bosheit der Kritik beweist, daß er von seinen wissenschaftlichen Gegnern vielfach angegriffen wurde, was ja bei jedem bahnbrechenden und nicht die Straße der Alltäglichkeit wandernden Geist stets der Fall zu sein pflegt. Die Einen warfen ihm vor, daß sein Styl nicht immer der Natur des von ihm behandelten Gegenstandes angepaßt sei, Andere beschuldigten ihn des Bombastes sowie allzu kühner Behauptungen, unbewiesener Combinationen und phantastischer Hypothesenmacherei. Zu seinen Widersachern gehörte übrigens auch Voltaire.

Ein Feind aller Ränke und Kabalen, antwortete er nie auf die Anzapfungen seiner Kritiker, da er von der Ansicht ausging, daß ein gutes Werk trotz alledem sich Bahn brechen müsse und ein schlechtes keinen Bestand haben könne, auch wenn es von Freunden und Anhängern des Verfassers noch so sehr gerühmt würde.

Eine Schwäche freilich besaß er, daß er nämlich für Lobeserhebungen sehr empfänglich war, wenn er auch ihnen nicht nachjagte. Berühmte Dichter und Schriftsteller sangen sein Lob. So hielt er z. B. den Dichter Le Brun, der ihn in einem Poem verherrlichte, zugleich auch für einen großen Poeten, obschon dieser zweifellos zu den kleinen Geistern auf dem Parnaß gehörte. Zu seinen Schwächen zählte auch die, daß er stets mit

Digitized by Google

ausgesuchter Eleganz gekleidet ging. Er war der Ansicht, daß die große Menge einen Menschen nur nach seinem Aeußeren beurtheile, und da er gern die Achtung und Werthschätzung der Leute gewinnen wollte, hielt er viel auf eine gewählte und geschmackvolle Kleidung. Die vielen Anecdoten freilich, die in dieser Beziehung über ihn im Schwange sind, müssen mit Vorsicht genossen werden. Es ist z. B. durchaus nicht erwiesen, daß er einen Perückenmacher besoldete, dessen Aufgabe war, ihm zweimal täglich früh und abends die Haare zu kräuseln, und daß derselbe Figaro zugleich das Amt bekleidete, ihm brühwarm alle Neuigkeiten von Paris aufzutischen.

Mäßig in seiner Lebensgewohnheit, ein Philosoph auch im praktischen Leben, erreichte er ein hohes Alter. 81 Jahre alt starb er am 16. April 1788 in Paris. Bis wenige Jahre vor seinem Tode erfreute er sich einer kernigen Gesundheit. In dem letzten Jahre seines Lebens litt er schwer; aber bei seiner robusten Körperverfassung hätte er gewiß sein Leben verlängern können, wenn er zu überreden gewesen wäre, sich der schmerzhaften Steinoperation zu unterziehen, obschon sein Hausarzt und Freund Dr. Pertal Alles aufbot, ihm die Nothwendigkeit einer derartigen Operation begreiflich zu machen.

Er wurde wie ein Fürst der Wissenschaft zu Grabe getragen, und es wurden ihm in seiner Heimathstadt Montbard, sowie in den Champs Elysées zu Paris Denkmäler errichtet.

Frankreich ehrte das Andenken seines großen Sohnes auch durch wiederholte Ausgaben der gesammelten Werke Buffons. Die Correspondenz, die er mit zahlreichen namhaften Persönlichkeiten führte, wurde von seinem Großenkel Henri Nadault de Buffon gesammelt und herausgegeben.

Noch ein paar Worte schließlich über Buffons Hauptwerk, die vierundzwanzigbändige „Naturgeschichte", die von 1749—83 erschien und später durch Supplemente ergänzt wurde. Das Werk machte Epoche und erregte in ganz Europa das größte Aufsehen. Die französische Literatur hatte bis dahin keine Naturgeschichte von so umfassender und erschöpfender Bedeutung. Der Verfasser beschäftigt sich darin mit der allgemeinen Lehre von der Erde, den Einrichtungen der Natur, dem Ursprung der Wesen, die auf ihr leben, und den Erscheinungen ihrer Oberfläche u. s. w.

Den Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, die Naturerkenntniß volksthümlich zu machen und ihr in allen Kreisen der Laienwelt Anhänger zu verschaffen, erreichte er vollständig. Sein bezaubernder Styl entzückte selbst Diejenigen, die sich sonst mit naturwissenschaftlichen Fragen niemals beschäftigten. Seine Schilderungen waren ungemein poetisch und von bestrickendem Reiz. Alles erwachte zu frischem Leben unter seiner Feder. Jahrzehnte hindurch zählte Buffon zu den gelesensten naturwissenschaftlichen Schriftstellern auch in Deutschland. Es gehörte zum guten Ton, nicht allein seine Schriften zu lesen, sondern auch sich Naturforscher nennen zu lassen. Johann Elwes sagt darüber in einer Danzig 1791 bei Ferdinand Troschel erschienenen Schrift unter Anderem: „Man sah allenthalten reiche Sammlungen machen und Naturcabinete anlegen. Seltenheiten wurden aus allen Ländern der Erde zusammengebracht und systematisch geordnet. Man hielt Vorlesungen über diese Wissenschaften, und die Damen setzten eine Ehre darein, sie fleißig zu besuchen. Um ein an sich schon so anziehendes und so lange hintenangesetztes Studium noch mehr zu erleichtern, machten geschickte Sammler Wörterbücher, aus denen sich auch die Trägheit im Nothfall berathen konnte. Man lernte die Namen der verschiedenen Producte, die die Natur als Seltenheiten über der Erde ausgestreut oder in ihren Eingeweiden versteckt hat, auswendig. Die meisten dieser eingebildeten Gelehrten waren freilich nur vermögende Dilettanten, allein ihre ansehnlichen Sammlungen konnten das unbemittelte Genie unterstützen, weil diese reichen Halbköpfe ihre Schätze gemeinnützig machten und nicht, wie sonst gewöhnlich, den Zutritt dazu verschlossen."

Einem Buffon war es vorbehalten, sein Jahrhundert in eine solche Regsamkeit zu setzen. Er war einer von den großen Geistern einer berühmten Epoche, da Voltaire durch sein Universalgenie, Rousseau durch seine Beredsamkeit und sonderbaren Meinungen, Montesquieu durch den Geist der Gesetzgebung, d'Alembert und Diderot durch den ungeheuren Plan einer Encyclopädie die Welt in Erstaunen setzten.

Der Marquis de Sade.

Eine neue Auffassung von Karl Bleibtreu (Berlin).

II.

Man erzählt von wiederholten Zornausbrüchen Sades, wenn die arme Frau ihn im Gefängniß besuchte, und er machte zu ihren rührenden Briefen mehrfach unfläthige Randglossen, die sein tiefwurzelndes Mißtrauen bekunden. Dies ist der einzige unschöne Charakterzug, den wir von ihm kennen, gleichzeitig der schlechterdings einzige Stoff für das Schnüffeln der Pathologen, die hier sofort jenes unmotivirte Mißtrauen und jene Wuthanfälle wittern, wie sie als wichtiges Symptom des Irrsinns gelten. In Wahrheit gehört viel Naivetät dazu, dies nur zu begreifliche Mißtrauen mit Geistestrübung zu verwechseln. Seine Schwiegereltern waren seine ärgsten Feinde, doch zu Gunsten seiner Frau, von der er logisch annehmen mußte, daß sie mit ihren Eltern unter einer Decke stecke, um sich für alle ihr angethane Unbill und Kränkung zu rächen. Diese Ehe hielt er für das eigentliche Unglück seines Lebens, und es war unverzeihliche Grausamkeit gewesen, ihn an eine Ungeliebte zu fesseln, trotzdem er sofort ihrer Schwester seine Hand anbieten wollte. Sein Vater, seine Schwiegereltern hatten seine zerstörte Laufbahn auf dem Gewissen, und es wird wahrscheinlich, daß auch hierbei die selbstische Rücksichtslosigkeit der „Familie" gegen geniale Menschen zu Grunde lag: diese boshafte Strenge und Durchkreuzung seiner Neigungen sollte den Freigeist und Revolutionär heilsam züchtigen. Als lebendige Verkörperung aller ihm feindlichen Gewalten galt ihm seine conventionell aufgezwungene Gattin, und nichts natürlicher, als daß bei ihrem Anblick der durch unabläßiges Kerkerleid Verbitterte in zornige Aufwallung gerieth. In einer Epoche, wo der ohnehin landesübliche Egoismus die wüstesten Orgien feierte, an allesverzeihende reine Liebe, die edelsten Gesinnungen der Menschenseele glauben sollen, wird man am Wenigsten in diesem Falle einem ungerecht Verfolgten zumuthen, dem so lange Abgeschlossenheit von der Welt nothwendig Haß und Argwohn nähren mußten. Und siehe da, die Pathologen sind auch gleich bei der Hand mit der weisen Erklärung, daß nichts so sehr das Gehirn schwäche als lange Kerkerhaft. Deßhalb muß natürlich der literarische Urheber des „Sadismus" langsam verrückt geworden sein, ein rührend mildernder Umstand! Nur schade, daß auch andere bedeutende Menschen lange im Gefängniß saßen, ohne daß Giordano Bruno, Walter Raleigh, Silvio Pellico, Fritz Reuter, um nur einige Namen zu nennen, darob in Geisteszerrüttung verfielen! Nur schade, daß de Sade expreß auf diesem heut nicht mehr ungewöhnlichen Wege als Irrenhäusler unschädlich gemacht werden sollte und doch sämmtliche, ihn beobachtenden Aerzte von seiner völligen Normalität überzeugte! Da ferner Grund vorliegt, anzunehmen, daß er trotz seiner Kerkergeistesschwäche und seines durchaus logischen Argwohns sich zuletzt dazu bekehrte, seine Frau sei wirklich keine Heuchlerin, sondern eine seltene treue Seele, — unter den obwaltenden schwierigen Verhältnissen ein stärkster Beweis seiner Geistesklarheit — so legen wir noch-

Digitized by Google

mals weit mehr Gewicht darauf, daß alles Zurückstoßen und alles Verkennen das brave Weib nicht in unerschütterlicher Zuneigung und sogar Verehrung für diesen Gatten beirrte. Meist kennt und durchschaut die dümmste Ehefrau das innerste Wesen ihres Eheherrn besser, als der klügste fernstehende Beobachter. Die Versicherung der dummen Mathilde, daß ihr Henri „so gut" gewesen sei, bleibt dem Heineverehrer das triftigste Zeugniß gegen seine Verleumder. Frau de Sade wird ihren Mann wohl am besten gekannt haben, und hier befinden wir uns obendrein in der glücklichen Lage, zu sehen, daß sie recht hatte: sein hochherziges Betragen gegen die tödtlich gehaßten Schwiegereltern, wozu unter Hunderttausenden noch nicht Einer fähig wäre, erhebt diesen echten Grandseigneur mit einem Ruck auf die Stufe des Edelmenschlichen im vornehmsten Sinne.

Mit der Verrücktheit de Sades ist es also nichts, mit seiner Verruchtheit noch weniger. Gleichwohl hat man allzeit den traurigen Muth gehabt, ihn nur unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Man hat mancherlei über ihn geschrieben, Jules Janin z. B. einiges Lesenswerthe. In neuerer Zeit bildet er für sogenannte Pathologen ein geschätztes Versuchskaninchen. So hat der geistreiche Professor Eulenburg sich lehrhaft über die Selbstverständlichkeit ergangen, daß jeder „Sadist" unzurechnungsfähig sei, vor Allem Sade selber. Der erstere Theil dieser These ist in seiner Ausschließlichkeit höchst anfechtbar, der zweite hingegen die vollkommenste Wahrheitsfälschung, wie aus allem Obigen ersichtlich! Pathologen arbeiten bekanntlich nach dem Grundsatz: legt ihr nicht aus, so legt doch was unter. Mit ihrer Normalelle, die selbst nur eine fixe Idee und Zwangsvorstellung bedeutet, kann man ja jedem Genie das Maß nehmen. Nach Möbius gehörte selbst Goethe zu den Umdunkelten. Hier aber bewegt sich „wissenschaftlicher" Leichtsinn im drolligsten Circulus vicioſus: Sades Schandbücher *kann* nur ein Verrückter geschrieben haben, *also* war Sade verrückt, obschon alle Anzeichen und Thatsachen das Gegentheil bekunden! Die Bedenken jedes ehrlichen Logikers gegen diese schiefe Auffassung haben nun vor einigen Jahren das beste bisherige Werk über Sade veranlaßt: Dr. Eugen Dühren, der als Pathologe sich zwar auch nicht aus dem Bann vorgefaßter Vorurtheile losmachen konnte, aber ein Pfadfinder zum rechten Wege durch seine Theorie wurde, man müsse den „Lasterprofessor" culturhistorisch werthen und aus seiner verderbten Epoche erklären. Dazu lächeln wir: „Cette sentence est vrai et belle, mais dans l'enfer de quoi sert-elle?" (Scarron). Denn so lange Sade nur ein naiver Exponent zeitgenössischer Niedertracht bleibt, würde er im Grunde doch unter Zwangsvorstellungen gearbeitet haben, als unfreiwillig berauschter Dolmetsch eines ungeheuerlichen Verbrecherthums, dessen Odeur zwar seinem Milieu entströmte, das aber in solchem Climax des Ungeheuerlichen nur in seiner eigenen Teufelei beruhte, gleichgiltig, ob dies Teuflische von ihm persönlich in Thaten umgesetzt wurde oder nur in zügelloser Phantasie-Orgie schwelgte. Denn wenn Sade alle diese Monströsitäten *erdachte*, um anderen Lasterhaften einen Leitfaden und eine Bibel des „Sadismus" an die Hand zu geben, so müßte man ihn für den schwersten intellectuellen Verbrecher und Sünder „wider den heiligen Geist", auch wirklich für einen Tollhäusler ansehen. Denn um die seelische Verfassung eines Lustmörders und eines in Psychopathia Sexualis schlammwühlenden Erotomanen ununterbrochen in langem, geistigem Schaffen festzuhalten, bloß um seiner eigenen geistigen Unzucht zu fröhnen und seine für entsprechende Thaten zu impotente und feige (Sade feige!) Bosheit durch literarische Onanie zu befriedigen, dazu gehört ein entschieden pathologischer Zustand. Dann hätten also die Pathologen immer noch Recht, er bliebe ein dämonischer désequilibré, wie die Franzosen es treffend nennen. Aber dem widersprechen sein eigener sonstiger Charakter und Lebenswandel. Gesunde Logik lehrt: wenn einer Hypothese, die an und für sich einleuchtet, umgekehrt unbestreitbare Thatsachen entgegenstehen, so muß die Hypothese einen Knacks haben und wir müssen eine andere Erklärung suchen, die sich den Thatsachen anpaßt. Weiter: ein *materielles* Motiv für seine literarische Greuel läßt sich nirgends entdecken. Trotz der späteren enormen Verbreitung seiner Bücher scheint er keinerlei lucrativen Lohn, vermuthlich nur eigene Unkosten dabei gehabt zu haben. Er wurde eben straflos überall nachgedruckt. Und wenn man in späterer Zeit, just vor seinem Tode, vor Allem aber nachher auf ihn als den „leider nur zu berühmten Autor" anspielte, so hat er selbst von diesem Ruhm wenig genossen, auch anfangs einmal Autorschaft seiner Bücher verleugnen müssen, um schwerer Buße zu entgehen. Einträgliche Pornographie lag also nicht vor, dagegen scheint allerdings, daß seine Zeitgenossen und nächsten Nachkommen diese Sittenromane viel ernster nahmen, d. h. sie zur ernsten Literatur rechneten, keineswegs sie als bloße Pornographie verschlangen. Sie sind auch in Deutschland nachgedruckt und „studirt" worden. Es muthet eigen an, daß ein nach Göttingen emigrirter französischer Gelehrter sein wildes, kritisches Autodafé gegen diese pestilenzialische Ansteckung damit anhebt, eine *Dame* habe ihn um seine Ansicht darüber ersucht. Ei, ei, was für eine Zeit muß das gewesen sein, wo deutsche Damen den Sade als Modelectüre und erotische Pille einnahmen und sich nicht scheuten, ihre Lectüre zu bekennen! Eine beispiellos verderbte Zeit? Seltsam, wir kennen sie doch als die Zeit Voltaires und Friedrichs des Großen, der französischen Revolution, Goethes, Kants, Lord Byrons, Napoleons, denn diese ganze Entwicklung umschreibt Sades langes Leben. Kurz, es ist mit der auch nicht gerade zimperlichen Renaissance zusammen die größte Epoche der Menschheit, von deren geistigen Großthaten wir noch heute zehren, eine ausgesprochen *geniale* Zeit. Diese Leute hatten eben stärkere Nerven als wir, und stärkere Gehirne, sie pflegten jenen gesunden Cynismus, der sich oft dem Heldischen und heroisch „Tugendhaften" paart, sie konnten den Sade verdauen, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen, während heute jeder nicht geistig Tactfeste in Ohnmacht fällt oder ein Glas Wasser trinken muß, wenn er ein paar Capitel des schrecklichen Marquis über sich ergehen ließ.

Denn allerdings, um es frei zu sagen, die Scheußlichkeit dieser „Literatur von Kot und Blut", wie die Franzosen es nennen, geht über alle Begriffe. Niemand, der den Inhalt von „Justine" und „Juliette" nicht kennt, kann sich von den hier aufgehäuften erotischen Greueln auch nur den entferntesten Begriff machen. Das Gerücht übertreibt meist; doch die dunkle Sage, seine heute vergriffenen und nie mehr nachgedruckten Werke (kein Staat könnte den Nachdruck dulden, und spannte er den Rahmen des Erlaubten noch so weit) seien das Ruchloseste, was je Menschenhand geschrieben, trifft diesmal das Rechte. Jede noch so hochgespannte Erwartung bleibt hier noch hinter der Wahrheit zurück. Die erotischen Massenmorde des Gilles de Retz wirken matt, eintönig, fade, wie Zuckerwasser neben Absynth, neben dieser Vielseitigkeit und Fülle stinkender (wörtlich!) Gemeinheit und blutrünstiger Menschheitsschändung. Diese fürchterliche Feder ist unerschöpflich und unersättlich, mit wollüstigem Behagen in seelischen Eingeweiden und Excrementen der Bête Humaine herumzustochern. Dühren muß in seiner Analyse fortwährend lateinische Sätze einflicken, weil solche Schmutzereien sich kaum noch französisch, geschweige denn in unserm geliebten Deutsch ausdrücken lassen. Die Feder sträubt sich, die Tinte erröthet. Dabei wird aber diese satanische Zehnbändigkeit weder je weitschweifig, noch wirr und zerfahren. Es herrscht solche methodische Festigkeit und eiserne Logik, daß der köstliche letzte Einfall der Pathologen, Sade als „Graphomanen" zu bemitleiden, sofort als morscher Rettungsanker ihrer Leichtfertigkeit zerreißt. Das Bild des Graphomanen steht wissen-

Digitized by Google

schaftlich fest, Sade entspricht ihm in keinem Zuge. Eulenburg und Dühren müssen selber zugestehen, daß die unverdrossene Arbeitskraft, diese zehn Bände zu verbrechen — nur ein Theil von Sades massenhafter verschollener Production — außerordentlich und nur einem hochbegabten Intellect möglich sei. Auch verkennen sie nicht die scharfe innere Logik und die Gewalt der Darstellung, suchen dies aber durch allerlei Clauseln abzuschwächen. So meint z. B. Dühren, Sade sei als „Philosoph" nur ein mittelmäßiger Eklektiker und Phrasendrescher. Er sündigt hier erstens gegen seine eigene culturhistorische Theorie. Denn in allen Werken der Aufklärungsepoche, auch bei Rousseau und Voltaire, findet sich, was wir theils als Phrase, theils als Platitude heute kennzeichnen würden: Damals war es keines von beiden, sondern naiver spontaner Ausdruck einer neuen, aber noch gährenden Weltanschauung. Die Große Revolution strotzt von Phrasen und Gemeinplätzen, aber darum bleibt sie doch die Große, und es scheint eine recht unwissenschaftliche Anmaßung, von jenem Geschlecht die blasirt abgeklärte „Reife" unsrer Decadence zu fordern, während es an Kraft des Handelns, an Leidenschaft, differenzirter Nervenfeinheit, Schönheitsgier uns hundertfach, an Fähigkeit zu idealer Begeisterung und Heroismus tausendfach überlegen war. Dührens vortrefflich geschriebenes Buch giebt daher in seinen einseitig zusammengescharrten Documenten der Verbrecherstatistik ein ebenso schiefes Bild jener Zeit, wie Taines großartiges Pamphlet gegen die Jakobiner und Napoleon. Und was versteht er hier unter eklektischem Mischmasch in Sades langathmigen philosophischen Excursen, deren häufige Wiederholungen er womöglich auch noch als pathologisches Symptom auffaßt? (Ohne zu bedenken, daß z. B. Buddhas Reden unablässig Früheres wiederholen, um stets die logische Beweiskette vor Augen zu halten.) Erwartet er die wahre (metaphysische) Philosophie der Inder, Griechen, Deutschen von französischen Encyclopädisten? Voltaire, Diderot, Lamettrie, Helvetius sind über platten Sensualismus nie hinausgekommen und Sade besaß doch nur die Bildung seines Nationalmilieu. Jener Materialismus hat aber das bleibende Verdienst, Schuttgeröll des Aberglaubens auf allen Gebieten weggeräumt und in seiner einseitig beschränkten Weise manches Wahre entdeckt zu haben. Nun lag zwar Sade nichts ferner, als „Berufsphilosoph" zu sein, „Philosoph" nannte sich damals jeder Freigeist. Den Zeitgenossen schienen die Ergüsse seiner naiv weltmännischen Lebensphilosophie nicht weitschweifig, und er unterstrich wiederholend seine (angeblich ernstgemeinte) Lasterlehre, um die von ihm entdeckte Wahrheit recht eindringlich zu machen. Denn er ist weit mehr Denker als Dichter in seiner eigenthümlichen Weise, hat ausgesprochen didaktische Absichten, weßhalb Taine für ihn ganz glücklich den Titel „Professor des Verbrechens" wählte. Ein Professor erdichtet nicht, er experimentirt; Sade ist genau so ein Analytiker wie Taine, dessen famosen Spruch „Laster und Tugend sind Producte wie Vitriol und Zucker" er sich vielleicht zu eigen gemacht hätte. (Auch sein später von Dühren entdeckter hinterlassener Roman „Sodoms hundert Sünden" bietet ein wahres Conversationslexikon der Unzuchtwissenschaft.) Was ist denn nun diese Wahrheit, die er beweisen will? Schon der Buchtitel „Justine oder das Unglück der Tugend" deutet darauf hin. Diese Bücher machen sich wie Voltaires Candide über die beste aller Welten lustig, sie zeigen, wie in verderbter Hypercultur nur das Laster florirt und das Gute nothwendig zu Grunde geht. Doch eine viel tiefere Wahrheit über das Laster selbst wird hier entwickelt, wovon der geprägte Begriff „Sadismus" im Grunde eine ganz verkehrte Vorstellung giebt. Denn dieser soll nur einfach eine Verschmelzung von Grausamkeit und Wollust als klinische Specialität festhalten, Sade aber hat etwas viel Furchtbareres und viel Bedeutenderes ausgesagt und plastisch mit unerbittlicher Analyse bewiesen. Er hat nämlich klipp und klar dargelegt, daß nicht „anormale" Ausnahmenaturen, sondern die allermeisten Menschen zu harter Bestialität veranlagt sind; daß sexuelle Verderbtheit die Brutstätte aller Laster (Grausamkeit, Raubsucht, Verlogenheit, Feigheit, Faulheit) bei ihnen bildet, daß sie, sobald Luxus, Wohlleben, schlechtes Beispiel und vor Allem Mangel an sonstiger intellectueller Ablenkung ihnen dazu Zeit und Raum gewähren, zuerst nothwendig auf Unzucht verfallen, sodann auf widernatürliche jeglicher Art und zuletzt auf den „Sadismus" als Gipfelpunkt des Satanismus. Das ist eine erstaunliche, gewaltige Wahrheit, wegen deren Entdeckung Sade verdient, neben den berühmtesten Seelenkundigen wie Shakespeare und Dostojewski genannt zu werden, ein Columbus der Bête Humaine, und so unendlich tief er literarisch unter solchen Größen steht, wird man ihm doch für diese epochale Leistung nicht den Rang verweigern dürfen, der ihm zukommt: wir stellen ihn sofort in die Reihe der genialen Menschen.

Ueber die Schrulle der Pathologen, jede Genialität auf morbidem Hirnboden entspringen zu lassen, können wir zur Tagesordnung übergehen. Ach ja, Goethe war entschieden ein Graphomane, Schopenhauer und Rousseau litten an verkniffenem Querulantenwahn, Giordano und Kant hatten Anfälle von Mystik (o weh!), Newton im Alter desgleichen, Dante war Hallucinator, Byron wie alle Weltschmerzler und in weiterer Folge überhaupt alle Idealisten war ein weinerlicher Mieselsüchtiger. Shakespeare vollends, wir wissen es durch Tolstoi, muß als eine Art Vorfrucht de Sades gelten, da er nur an Verbrechen und Unflätherei seine Freude hatte. Nehmen wir den armen Sade in diese traurige Gilde auf! Oder lieber noch nicht, denn wir werden einen andern Genialen und Verrückten finden, zu dem er besser paßt, und diese Verwandtschaft wird uns mit eins sein wahres Wesen entschleiern.

Daß Sade keineswegs — dies wäre pathologisch — die „Tugend" für nicht vorhanden hielt, zeigt gerade die ergreifende Schöpfung der unglücklichen Justine, neben der sich triumphirend ihre Schwester, dies Naturwunder der Schlechtigkeit, spreizt. Letztere heult aber dazwischen weltschmerzlich, erstere wird vom Blitz erschlagen, als die Bösen sie gerade verderben wollen: deutlicher konnte Sade doch nicht unterstreichen! Aber hat er denn überhaupt erdichtet, nur aus unsauberer Einbildungskraft geschöpft, von sich selbst aus Anleitung zu tausend Lastern gegeben? Weit gefehlt! Sobald wir in seiner Schilderung der Italienischen Gesellschaft auf Caroline und Ferdinand von Neapel stoßen, rufen wir erstaunt: das ist ja Alles richtig bis aufs I-Tüpfelchen, historische Forschung bestätigt jedes Detail. Und es ist Dührens Verdienst, durch zahlreiche Belege es klarer und klarer zu machen, daß jede Episode des Sadeschen Höllenbreughels so „documentirt", wie ein Zolascher Roman. Wir geben sogar unsrerseits der Vermuthung Raum, daß zur Engländerin Clairwill keine Andere als Lady Hamilton, zum schurkischen Minister St. Fond der Staatslenker Duc de Choiseul Modell stand, welch letzterer bekanntlich mit seiner eigenen Schwester in Incest lebte. Wohin der eingeweihte Zeitgenosse schaute, überall fand er bei Sade liebe Bekannte, nur mit veränderten Namen, wie z. B. beim Erzbischof von Lyon. Sobald man sich die überraschende Erkenntniß zu eigen macht, daß wir in diesen angeblichen Delirien sadistischer Phantasie nur einen getreuen Sitten- und Schlüsselroman vor Augen haben, enthüllt sich immer deutlicher die Umsturztendenz dieser anscheinend unpolitischen Höllenbilder. Könige, Minister, vor Allem den ganzen Klerus an den Pranger zu nageln, diese übertünchten Gräber unter entsetzlichem Miasmengestank aufzudecken, machte Sade unendliches Vergnügen. Diabolisches Ecrasez l'infâme knirscht zwischen den Zoten grinsender Schadenfreude. Als Damien sich am Hirschpark-Louis vergreifen wollte, mordete das Ancien Regime ihn langsam auf eine Art, die alle sadistischen Schandthaten in Schatten stellt, und gierig zuschauende Damen be-

Digitized by Google

friedigten dabei ihre Geschlechtlichkeit, worüber sich selbst Casanova empört. Nun, unser revolutionärer Marquis hat das Ancien Regime literarisch ebenso hingerichtet, Auge um Auge, Zahn um Zahn, er riß es Glied für Glied in Stücke. Wenn sein St. Fond auseinandersetzt, wie man zur Füllung monarchischer und ministerieller Taschen das Land entvölkern und das Elend steigern müsse, wer hört da nicht eine Sturmmöve Ça ira kreischen, unterm Hohngelächter den drohenden Fluch: Aus armes, citoyens! Doch wie bezeichnend, daß Sade seine eigentlichen Massenblutbäder erst unterm Terreur in spätere Auflage hineinbrachte! So treulich schrieb er nach dem Leben, hielt sich an copirte Wirklichkeit. Wenn er manchmal übertreibt, was ihm Dühren natürlich als pathologisch aufmutzt, so verlegt er nur den Schauplatz: Carrier und Collot haben in Nantes und Lyon sicher mehr Menschen umgebracht, als Sades Unheilstifterinnen in Neapel. Pathologen sollten endlich Bescheidenheit lernen und nicht als literarische Sachverständige auftreten. Nur ein Ignorant kann sich erbosen, weil Sade mal genau 1176 Schlachtopfer berechnet, jeder Literarhistoriker erinnert sich sofort an Swift, der gerade so mit gravitätscher Schwindelstatistik um sich wirft. Uebertreibung gehört mit zum Handwerkszeug der Satyre. Hat nicht auch Swift das Rösten der Säuglinge in Irland kannibalisch empfohlen, hat er nicht die Menschheit moralisch geschunden mit sadistischer Schmerzenswollust? Von Menschenhaß und Ekel verzehrt, mit der gleichen Maske wie Swift, hat Sade sich gerächt: Sade hat dem allgemeinen Sadismus die Wahrheit gesagt.

Diese Versittlichung Sades wird natürlich gerade so wie dem Moralpöbel auch jenem kindlichen Unmoralpöbel unbequem sein, der heut das große Wort führt und allen Ernstes zu glauben scheint, die Geistesgröße der Griechen und Renaissancemenschen sei nur durch ihre allgemeine Sinnlichkeit und besonders ihre perversen Neigungen ermöglicht worden. Der alte schauerliche Philisterwahn, der Liederlichkeit mit Genialität verwechselt und nicht ahnt, daß große Geistesarbeiter überhaupt keine Zeit zur Ausschweifung haben, daß die Muse eine gar strenge und eifrige Göttin ist, die sich eifersüchtig rächt, wenn man der Venus opfert! Was Byron, Goethe oder gar der arme Heine im Tempel des Priapus leisteten, erreicht schwerlich die gesammelten Werke eines Leutnants oder Handelsreisenden in dieser Branche. Ein Genialer, der sich zu sehr der Erotik hingiebt wie Musset und Maupassant, geht denn auch richtig daran zu Grunde und zwar geistig noch früher als physisch. Sades ungeheurer Fleiß und rastloses Geistesstreben können daher unmöglich mit eigener ungesunder Erotik gepaart gewesen sein. Seine düstere Menschenverachtung aber folgte dem Grundsatz seines Zeitgenossen Chamfort: „Die Pessimisten sind ehrlich, weil sie sonst keine Pessimisten wären."

Im Hafen.

Von Felix Lorenz (Berlin).

In unsre Tage mild
Leuchtet das klare Leben.
Kein Wunsch mehr will sich heben,
Die Sehnsucht ist gestillt.

Frei liegt von Segeldrang
Das Schiff nach langer Reise,
Durch unsre Träume leise
Wandert ein Heimathklang.

Wie alles nun so ruht,
Vernehmen wir noch gerne,
Wie nur das Meer der Ferne
Aufrauscht mit dunkler Fluth.

Zarathustra.

[Schluß] Eine lustige Frechheit in zwei Acten.

Von Georg Hermann (Berlin).

2. Act.

Herbert (hüpfend): Aber das ist ja famos! Ach, das ist ja prächtig! Ach, das ist ja reizend! Nein, wie das für mich überraschend kommt! Aber Mika, das ist ja — so-so-so erstaunlich-überraschend gekommen! Meinen herzlichsten Glückwunsch zu diesem Schwiegersohn, Frau Bauer! Dieser Schwedtke ist wirklich von je eine schätzenswerthe und noble Natur! Eine selten sympathische Erscheinung! Sagen Sie, alter, lieber Schwedtke, darf ich Ihrer Braut 'nen Kuß geben? Darf ich das? Wissen Sie, ich bin so von Herzen erfreut, ich kann gar nicht anders!

Schwedtke: Na ja, wenn es Ihnen einmal ein Herzensbedürfniß ist, warum denn nicht? Aber sonst kann ich in solchen Sachen — das können Sie sich wohl denken — eklig, einfach scheußlich eklig werden. (Herbert und Mika fliegen sich in die Arme und küssen sich.) Na, hören Sie mal, hören Sie mal, Sie scheinen mir aber darin auch 'ne gewisse Technik zu besitzen, alter Junge!

Herbert: Abendbrod, Abendbrod, liebste, beste, angebetete Frau Bauer, neugebackene Schwiegermutter ... Abendbrod! Warten Sie, ich hole Champagner rauf. Lassen Sie, lassen Sie, Frau Bauer, ich mach' mir die Freude — ich muß ja sowieso auch noch meinen Abschied geben. Nein! nein! Ich mache mir die Freude! Ich laufe, ich springe, ich bin gleich wieder da! (Ab.)

Frau Bauer: Dieser Doctor, dieser Doctor, nein, was ist das für ein Mensch dieser Doctor! Hast Du diese aufrichtige und selbstlose Freude von ihm gesehen, Mika? Das ist doch wirklich reizend! Wirklich, man kann es ja keinem Mädchen übel nehmen, wenn sie sich in den verliebt! (Schwedtke und Mika sind von großer Zärtlichkeit beseelt.) Mika, gehe doch mal einen Augenblick hinaus und sieh nach, ob wir noch Sardinen und Silt im Hause haben. Einen Augenblick, Mika!

Schwedtke: Adieu, Süßes, noch einen — — (Mika ab.)

Frau Bauer: Sieh mal, lieber Schwiegersohn, ich freue mich ja außerordentlich. Vielleicht hätte Mika bei ihrer Bildung und Erziehung etwas mehr Ansprüche machen können. Denn wirklich, ich habe für sie nichts gescheut, ich habe ihr sogar, als ich keine geeigneten Lehrkräfte dafür in Berlin finden konnte — selbst Moralunterricht gegeben.

Schwedtke: Gewiß mehr Ansprüche, das hätte Mika gekonnt, das gebe ich zu; aber —

Frau Bauer: Nun verstehen Sie mich nicht falsch, oder verstehe mich nicht falsch, lieber Emil. Ich bin ja außerordentlich zufrieden, glücklich und erfreut, aber eine Bedingung möchte ich daran knüpfen; Du mußt es mir nicht übel nehmen, wenn ich so offen zu Dir davon spreche, aber wir sind ja hier ganz unter uns: Kinder, heirathet Euch bald! Denn ich finde — und es ist wissenschaftlich belegt — dieses lange Verlobtsein ist — ist — unmoralisch, ist einfach unmoralisch. Ich wenigstens möchte es in meinem Hause nicht gern dulden — es verträgt sich nicht mit meinen Grundsätzen.

Schwedtke: Gewiß, liebe Mutter, das ist vollkommen meine Ansicht — vollkommen!

Frau Bauer: Verstehe mich aber recht, lieber Emil, ich will da nicht auf Dich einwirken. — Ich will Dich ganz und gar nicht bestimmen. — Du wirst mich bisher im Laufe der Jahre genug kennen gelernt haben, um zu wissen, daß ich eine Frau von festen Grundsätzen bin, und einer meiner ersten Grundsätze ist der, nie die persönliche Freiheit eines Menschen anzutasten, seine Selbstbestimmung irgendwie zu beeinflussen. Das wirst Du wohl erkannt haben! Wenn nicht, dann frage Deine Braut, ob ich je nur im Kleinsten versucht habe, auf sie einzuwirken.

Mika (mit Tablett, Tellern, Gläsern, Aufschnitt, Sar-

Digitized by Google

dinenbüchsen ꝛc. beginnt zu decken): Ja, sie sind noch da gewesen. Ach Muttchen, wenn Du nur ahnen könntest, wie glücklich ich mit Emil bin! Weißt Du, ich habe ihn ja immer schon geliebt!

Frau Bauer (Mika beim Decken unterbrechend): Nu, laß das nur, Mika, das werde ich schon jetzt machen. Du hast ja heute wirklich etwas Besseres. (Mika und Schwedtke eng umschlungen ab.)

Herbert (roth, keuchend, beladen, Champagnerflaschen unter dem Arm, eine Schüssel mit rothen Hummern): Nu sehen Sie, Frau Bauer, nu sehen Sie, Frau Bauer! Nein, ich bin ganz aufgeregt! Nein, hat mich das überrascht!

Frau Bauer: Dieser Doctor! dieser Doctor! ist das ein reizender Mensch, dieser Doctor! Man kann ja wirklich begreifen, daß sich die Mädchen in Sie verlieben. Was bringen Sie denn da schon wieder angeschleppt? Hummer? Aber das ist ja doch nun wirklich überflüssig gewesen!

Herbert: Ueberflüssig nennen Sie das?! Lampreten müßte es geben! Nectar mit Ambrosia gespickt! (Mika und Schwedtke erscheinen in der Thür.)

Mika: Du, Emil, ach zeig mir doch noch mal das Bild von Dir! Aber da hast Du doch fast gar nichts an außer'm Tricot! Wie alt warst Du da? — Dreiundzwanzig?

Schwedtke: Ja, Schnuckelchen, da war ich im Athletenclub „Schwergewicht", da habe ich 150 Pfund gestemmt, damals! (Sie küssen sich.)

Schwedtke: Gott, aber Schnuppelchen, was bist Du verliebt? Du küßt einen ja, als ob Du Dein Lebtag nichts Anderes gethan hättest.

Mika: Ja, weißt Du, Emil, ich bin ein verführerisches Weib, an mir kocht alles ...

Frau Bauer: Na, ist es den Herrschaften gefällig, Platz zu nehmen? Das Souper steht bereit. Bitte, Herr Doctor, Sie hier! Hier das Brautpaar und hier werde ich mich hinsetzen! (Leises Gespräch, Heranziehen der Schüsseln. Herbert entkorkt den Champagner, gießt in die recht verschiedenartigen Gläser. Kaum sind die gefüllt, so klopft Herbert an das Glas und erhebt sich) — Pause —

Herbert: Verehrte Anwesende, liebes Brautpaar, geschätzte Freundin! Als ich heute Nachmittag hierher ging — schweren Herzens ... das kann ich wohl sagen, — denn ich wollte Abschied nehmen von einem Hause, in dem ich Liebes und noch einmal Liebes, Gutes und Schönes genossen, ja genossen, um einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen ... da dachte ich noch nicht, daß dieser Abschied ein so freudiger sein würde, oder richtiger, daß ein so freudiges Ereigniß mir diesen Abschied erleichtern würde. Ich sagte, ein freudiges Ereigniß, denn es ist in Wahrheit freudig, wenn zwei junge Seelen sich in Liebe gefunden haben. Und doch so freudig dieses Ereigniß, so ernst ist es auch; ernst für das Mädchen, das bald aus der Jungfrau zur Frau heranreifen wird; ernst für die Mutter, die ein liebes Kind aus ihren zärtlichen Armen lassen muß; und zu dritt ernst für den Mann, den Erhalter des Geschlechtes. Es ist ein schwerer Schritt, ein Schritt, zu dem man sich prüfen soll, den er heute beginnt. Schopenhauer sagt, es handelt sich um nichts Geringeres dabei, als um die Zusammensetzung der nächsten Generation. Und unser großer Philosoph — groß, trotzdem ich mich von ihm abgewandt habe — hat all die Frage und Bedenken, die in diesem ernsten Augenblick auf den Mann eindringen, in die wunderbaren Zeilen gedrängt, mit denen eines der schönsten Capitel des „Zarathustra" anhebt. Lieber Schwedtke, diese Zeilen mögen hier statt meiner von dem tiefen Lebensernst des heutigen Tages zu Dir sprechen — (er zieht das Maroquinbändchen, schlägt schnell auf und liest mit Emphase):

Ich habe eine Frage für Dich allein, mein Bruder. Wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in Deine Seele, daß ich wisse, wie tief sie sei.

Du bist jung. Und wünschest Dir Kind und Ehe. Aber ich frage Dich: Bist Du ein Mensch, der sich ein Kind wünschen darf?

Bist Du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr der Tugenden? Also frage ich Dich.

(Er liest weiter).

(Während der letzten Worte senkt sich der Vorhang.)

Zum „Zarathustra".

Ein Nachwort

Darf ich mit ein paar Zeilen zu diesem kleinen Schwank das Wort nehmen. Man wird so leicht mißverstanden auch von den Nächsten. Der Gedanke zu dieser kleinen Arbeit stammt aus dem Jahre 1896. Zuerst wurde sie als Tragödie in Angriff genommen; dann wurds eine Tragikomödie und endlich 1903 kams als Schwank zur Ausführung. Und doch bliebs stets im Wesentlichen das gleiche Stück. Die Aenderung der Betrachtung ist nur durch den Wandel bedingt, den die Jahre 25—33 in uns hervorbringen. Man mag meinen, daß diese Verschiebung eine Steigerung zur lebensbejahenden Freude ist — aber sie wird bedingt durch eine Erkenntniß, die in sich viel trauriger ist als der tragischste Ernst — nämlich durch die Erkenntniß, daß die Tragödien der Bühne die Schwänke des Lebens sind.

Solange wir noch an Tragödien und Schauspiele glauben, hat uns das Leben noch nicht genug zwischen seinen Fingern zerrieben. Und solange wir noch an Tragödien und Schauspiele glauben, glauben wir auch noch an die formalen Möglichkeiten des Theaters. Wenn wir aber geschmacksreifer werden, erkennen wir, daß der Schwank die einzige Form ist, unter welcher die Bühne — minderwerthig wie sie nun einmal ist — ästhetisch discutabel erscheint.

Und eine ganze Reihe solcher Schwänke zu schaffen, war und ist mein Wunsch. Lächerlich finde ich es, wenn man mir dagegen vorhalten will, daß solch ein Unterfangen für mich zu minderwerthig und zu wenig seriös sei. An sich ist keine Form zu minderwerthig, wenn wir sie nur zu beleben und nicht ohne Geist zu beleben wissen.

Die Schwänke und Lustspiele aber, die die Bühnen beherrschen, sind mit wenigen Ausnahmen niedriger im geistigen Niveau, harmloser und lebensfremder, ja für ein zu niedriges geistiges Niveau des Zuschauers berechnet, als daß sie uns — ich meine ‚uns' — Unterhaltung oder Belustigung gewähren könnten. Der Schwank, die Farce, die Posse für den Menschen von geistiger Cultur — die Posse, die auch ihm ein Lächeln abnöthigt — fehlt, oder hat bei uns noch kein Bühnenrecht.

Man ruft Shaw und Wedekind. — Aber Shaw und Wedekind sind ‚seriöse' Leute. Wedekind ist sogar für mich ein ganz unleidlicher sentimentaler Moralist. Nein — von den beiden spreche ich nicht. Ich meine mit diesen Bühnenwerken wirkliche Schwänke und Possen, die alles nur nicht ernst genommen sein wollen und die ganz ohne Nebensinn und Nebenzweck, nicht mehr bedeuten wollen als ein Spielwerk ... als ein nicht ohne Geschmack und nicht ohne Grazie zusammengezimmertes Spielwerk, das eben gerade noch hübsch genug ist, um auch einem ‚gebildeten' Menschen eine Stunde lang ein ästhetisches Vergnügen zu bereiten ... ähnlich, wie es dem eine Woche lang ästhetische Freude machte, der es ausgestaltete, durchciselirte, und in ihm der Caprice, dem Einfall und der übermüthigen Laune die Zügel schießen ließ; ohne daß er nun etwa meinte, etwas ‚Bedeutsames' zu schaffen.

Man gestatte mir einen Vergleich. Auf der Zither kann man nun einmal keine Beethovenschen Symphonien spielen. Damit muß man sich abfinden. Als Interpret des Wortes steht ästhetisch bewerthet — das ist meine felsenfeste Ueberzeugung — der ganze Apparat des Theaters nicht höher als die Zither unter den Instrumenten. Für mich bleibt immer wieder nur die Possenbühne discutabel. Aber warum sollte man nicht endlich einmal versuchen, auch aus der Zither Weisen zu locken, die für ein musikalisches Ohr und einen selbst guten musikalischen Geschmack nicht ungenießbar sind ... ohne daß nun der Hörer einen Augenblick zu vergessen braucht, daß er eben nur eine ganz gewöhnliche Zither vernimmt.

Das ist es also, was ich will: Stücke schreiben von leichter Art, die doch nicht des Geschmacks, der künstlerischen Lebenswahrheit und der künstlerischen Form entbehren. Und beinahe hätte ich auch praktisch auf der Bühne die Probe auf das Exempel machen können, aber da kam der preußische Censor und faßte das Stück — wie das von Amts wegen seine Pflicht ist — schief auf. Er verbot die Aufführung wegen Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit; — gerade als ob ich mit den Schweinen der Halbwelttheater, die er doch frei herumlaufen läßt, vielleicht zusammen aus einem Trog fräße. In einem persönlichen Gespräch versicherte der Censor mir, daß mein Stück eine cynische Grundtendenz hätte und empfahl mir eine Abänderung in dem Sinne, daß die Tugend sich zu Tische setzt und das Laster sich erbricht.

Ach Gott — was hat solch ein preußischer Censor für ein glückliches Naturell, daß ihm, der doch schon zu Jahren, Amt und Würden gelangt ist, noch nie die Erkenntniß gekommen ist, daß im Leben stets das Laster sich zu Tische setzt und die Tugend sich erbricht. Am

Digitized by Google

Ende, meine ich, glaubt er sogar noch — in seinen Amtsstunden — trotz Residenz und Metropol an die „Schaubühne als moralische Anstalt".

Genug — er verbot die Aufführung des Stückes, die Einspruchsfrist wurde durch ein geschicktes, geschäftliches Manöver des Theaterdirectors — apropos, er war vielleicht nicht schlechter als andere Theaterdirectoren, aber er war eben Theaterdirector und das genügte ... während ich doch nur eine harmlose Seele von Schriftsteller war — also durch ein geschicktes, geschäftliches Manöver des Theaterdirectors um einen Tag versäumt und das Verbot blieb rechtskräftig bestehen.

Censor von Berlin und Umgegend, und auch Sie, mein verehrter Herr Director Dr. Martinus Zickel, der Sie, auf dem Gebiete des Theaters gleich reformatorisch, wie Ihr Vornamensvetter auf dem des Glaubens — nachdem Sie Maeterlinck elektrisch verleuchtet — auch als ideeller und geistiger Nachfolger Lautenburgs unentwegt seit Jahren die Fahne der Kunst in unserer schönen Residenzstadt hochhalten, darum keine Feindschaft ... ich grolle nicht. Dem ideellen Verlust weine ich keine Thräne nach. Aufgeführt-werden oder Nicht-aufgeführt-werden, Schlager oder Durchfall, Tadel oder Lob — das ist mir schon mehr als gleichgiltig. Aber die allenfallsige materielle Seite — das Geld! — Donnerwetter, hätte ich das damals brauchen können!

Georg Hermann (*Wilmersdorf*).

„Sherlock Holmes" über den Fall Hau.

Von K. B.

Der Schöpfer des Sherlock Holmes, Sir Connan Doyle, feierte dies Jahr einen Triumph seiner Detectivbegabung, indem er die Unschuld eines zu langer Zuchthausstrafe verurtheilten Persers Edalji überzeugend nachwies. Die neue Methode aber, die seine berühmten Detectivnovellen zu gründen beabsichtigten, scheint noch immer nicht verstanden. Hütet Euch vor jedem Vertrauen zu äußeren Indicien! will er sagen. Denn die meisten Verbrechen lassen nicht so leicht äußere Indicien zurück, und was man in der ersten Hast dafür hält, täuscht fast immer, ist schon deßhalb verdächtig, weil es so rasch gefunden wurde. Was an der Oberfläche sichtbar wird, sind zufällige Blasen, die noch lange nicht anzeigen, wo der Stein versank. Dazu muß man tiefer tauchen. — Offenbar hat Doyle hier vollkommen Recht. Bei einem Schachproblem weiß Jeder, daß naiv naheliegende Züge immer die falschen sind. Ausgeklügelte Verbrechen geben Probleme auf, die nie auf den ersten Anhieb zu lösen sind. Aber Doyle macht sich fortwährend mit ausgesprochener Verachtung über Polizei und Juristen lustig, deren bornirte Routine jedes logischen Nachdenkens und jeder psychologischen Einsicht entbehre. Bedenkt man die zahlreichen Justizmorde und die zweifelhaften Fälle, wo unaufgeklärt blieb, ob nicht ein Unschuldiger, der bis zum letzten Augenblick seine Unschuld betheuerte, gebüßt habe, so wird man über sogenannte „erdrückende Indicien" recht skeptisch denken lernen. Wären die Culturmenschen und besonders die berufsmäßigen Rechtsvertreter zu gesunderer Ethik erzogen, würden sie dem Grundsatz folgen: Hundertmal besser, wenn ein Schuldiger unbestraft bleibt, als wenn ein Unschuldiger leidet! Darnach würde man sich freilich scheuen müssen, einen nicht unbedingt Ueberführten je auf bloße Indicien hin zu verurtheilen. Wenn nach solchem Vorgang braven Metzgermeistern das Essen nicht minder gut schmeckt, oder ein Staatsanwalt, dessen Vorurtheil sich als Niete erweist, keineswegs von bitterer Reue geplagt wird, sondern vielleicht eher zürnt, daß ihm „sein" Verbrecher entging, so mag man ja solche eiserne Gemüthsruhe beneiden. Aber man kann nicht umhin, zu wünschen, daß als Geschworene über verwickelte Fälle, *besonders wo ein Hochgebildeter auf der Anklagebank sitzt*, nicht „schlichte deutsche Männer", die ja gewiß nach *ihrem* Geistes- und Bildungsstand das Beste wollen, sondern Cultivirte von etwas zarterem Gewissen Gericht halten. Es ist ja ein alter Rechtssatz, daß man nur von seinen Pairs, d. h. von Leuten gleicher Bildungsstufe beurtheilt werden kann. Das ist im Fall Hau um so betonenswerther, als die kleinbürgerlichen Geschworenen durch Haus Vorleben als Don Juan und Verschwender von vornherein gegen ihn „moralisch" beeinflußt waren. Wie man obendrein solchen braven Durchschnittsmenschen das differenzirte Seelenleben des Angeklagten begreiflich machen soll, spottet jeder Bemühung. Nun liegt aber nach dem oben betonten Negativen in der Sherlock Holmes-Methode das Positive, daß sie, von allen äußeren Indicien sich losmachend, den Fall rein logisch durchdenkt, das Motiv sucht und dann erst Schlüsse zieht, die oft nach ganz entgegengesetzter Richtung führen. So wird z. B. in einem amerikanischen Criminalroman ausgeführt, daß der erste „Entdecker" eines Mordes oft der Thäter selber sei, und zwar an einem eclatanten Fall, wo alles solcher Möglichkeit zu widersprechen und ein Motiv zur That undenkbar schien! Doch auch ein logisch Denkender ist so wenig unfehlbar wie ein Staatsanwalt, und selbst die Logik kann täuschen, weil eben manchmal unlogische Dinge geschehen. Wir wollen hier nur veranschaulichen, wie der Detectiv Sherlock Holmes mit einem Berufenen den Fall besprechen würde.

Jurist: Natürlich alles sonnenklar. Wenn Einer incognito von London nach Baden reist und sich einen falschen Bart anklebt, in der nämlichen Stunde aber dort seine Schwiegermutter erschossen wird, so ist das —

Holmes: Vielleicht ein zufälliges Zusammentreffen. Ich bin nicht abgeneigt, einen inneren Zusammenhang anzunehmen, nämlich daß Haus plötzliches Erscheinen irgendwie den Mord herbeiführte. Aber das involvirt keineswegs, daß nun er selbst der Mörder sein müsse. Motiv? 70000 Mark, auf die er verzichtet hat?! Die obendrein nur seiner mißtrauischen Frau gehört hätten? Da er doch jeder Zeit seine reichen, ihm ganz ergebenen Verwandten anpumpen konnte und in Washington sofort wieder guten Erwerb fand?

Jurist: Was? Und die lange Reise von London und der falsche Bart? So was thut man nur, wenn man unheimliche Verbrechen plant. Obendrein ein so gerissener Bursche!

Holmes: Obendrein? Wirklich? Für einen Amerikaner, der zwischen Washington und Europa, Paris und Konstantinopel hin und her zu reisen gewöhnt war, ist ein Abstecher von London nach Baden nur ein Katzensprung, eine Landpartie. Besonders wenn er seine Liebe, vielleicht zum letzten Mal, sehen wollte, ehe er nach Amerika zurückging. Das ist ganz plausibel, ebenso, daß er sich einen schlechtgeklebten Bart anheftet, um bei dem Rendezvous nicht gleich von aller Welt erkannt zu werden. Dagegen scheint einfach unglaublich, daß ein so intelligenter Mensch, ein mit allen Hunden gehetzter Jurist, solche kläglichen Vorsichtsmaßregeln trifft, wo es um Kopf und Kragen geht. Ein geriebener Verbrecher würde ganz andere Verkleidungen vorbereitet haben, vor Allem aber ein raffinirtes Alibi, wie denn sein ganz unnützer Aufenthalt in Frankfurt von geradezu kindischer Unbedachtsamkeit wäre. Der Mann ist übrigens hochgradig nervös, hatte den Kopf voll seiner heimlichen Liebe, wie der Vorfall mit der Wiener Bank beweist, da er etwas reinweg vergißt und nachher das Bewußte im Koffer findet. Die ihm selbst hieraus einen Strick drehen, sind wohl die Nämlichen, die einen zerstreuten Professor, der einen falschen Hut aufsetzt, sofort im Verdacht haben, er wolle mit dem Hut durchgehen. Mir ist dies nur ein psychologischer Beweis, daß Hau, vom psychiatrischen Standpunkt ohnehin nicht ganz „normal", sich in einem exaltirten Ausnahmezustand befand.

Jurist: Aha! Dann hat er mit sogenannter verminderter Zurechnungsfähigkeit gehandelt.

Holmes: Pardon, die Klage lautet auf vorbedachten Mord, und wenn Sie dies aufgeben, bricht Ihr ganzes Indiciengerüst zusammen. Man hat doch sogar das Telegramm aus Paris als eine schon frühere Mordabsicht ausgelegt.

Jurist: Und wie wollen Sie den Schwindel anders erklären?

Holmes: Inwiefern ein Mord in Paris ihm leichter gefallen wäre, ist unklar, jedenfalls ist keinerlei Versuch derart von ihm unternommen worden. Er wäre doch sonst sicher zum Bahnhof geeilt, um die alte Dame unterwegs zu Fall zu bringen. Eifersucht der Gattin, Mißtrauen der Schwiegermutter ließen ihm keine andere Wahl, wenn er Olga bei sich behalten wollte, als dies gewaltsam plumpe Manöver. Aber ist denn wirklich erwiesen, daß er das Telegramm verfaßte und nicht vielmehr die eifersüchtige Frau, die umgekehrt ihre Mutter zur Bewachung Olgas herbeilocken wollte? Haus zögernde Aussagen, wobei er sein Motiv anzugeben verweigerte, haben den Punkt nicht geklärt und geschahen wohlgemerkt, *ehe* er zuletzt sein Verhältniß zu Olga nothgedrungen eingestand. Nun, im Lichte so abnormer Liebesleidenschaft wird sein gesammtes Benehmen sofort erklärlich. Eine ihm von Lenk in den Mund gelegte Aeußerung läßt sogar darauf schließen, daß „in Paris" der Staatsanwalt eine ganz andere Fährte fand.

Jurist: Und der telephonische Anruf, womit er sein Opfer an den vorbestimmten Thatort lockte?

Holmes: Das ist doch gar zu toll! Also, er wußte erstens bestimmt, daß Frau Molitor, der er sich nicht mal genau zu erkennen gab, *dem anonymen Telephonanruf sofort Folge leisten*, zweitens, daß der Weg dorthin *zufällig menschenleer* sein werde!! Da beide Voraussetzungen unsinnig, kann die Annahme, er habe daraufhin die Reise von London unternommen, nur Gelächter erregen. Da hiermit die These eines vorbedachten Mordplans als logischer Nonsens erscheint, käme nur Todtschlag in plötzlicher Aufwallung in Frage. Dann mußte aber Frl. Olga etwas von solchem Wortwechsel ausgesagt haben, die jedoch von Haus Anwesenheit überhaupt nichts wußte, wie sie beeidet hat.

Jurist: Und wozu dann überhaupt der telephonische Anruf?

Holmes: Mein Gott, um die Alte von Hause wegzulocken, damit er Olga unbemerkt aufsuchen könne! Frau Molitor hat aber, nachdem das Dienstmädchen Haus Stimme zu erkennen glaubte, Lunte gerochen und Olga selbst mitgenommen. Als Hau das sah, stürzte er zur Bahn und fuhr ab.

Jurist. Warum denn so eilig? Das ist furchtbar verdächtig.

Holmes. Wieso denn? Seiner Frau wegen, der er doch eine Geschäftsreise vorgeschützt hatte, durfte er sich Frau Molitor nicht leibhaftig zeigen, die er natürlich überhaupt nicht sprechen wollte. Die Telephonmeldung hätte er abgeleugnet. Ob er übrigens Olga in der kurzen Zwischenzeit nicht doch noch gesprochen hat, ist zweifelhaft. Konnte er nicht mindestens auf telephonischem Wege dies bewerkstelligen?

Jurist. Dann hätte sie einen Meineid geschworen.

Holmes. Ach, in so delicaten Angelegenheiten werden gewöhnlich Meineide geschworen. Von Seiten des Mannes gilt dies sogar für ehrenhaft. Sobald Cherchez la Femme ins Spiel kommt — und

Digitized by Google

darum handelt es sich ja hier in eminentem Grade —, ist man an Widersprüche und falsche Aussagen gewöhnt. Womit ich natürlich nicht sagen will, daß so etwas hier vorliegt. Man darf nur keine Möglichkeit außer Acht lassen. Aber wie verhalten Sie sich denn zur Aussage des Frl. Eisele, die so seltsamerweise nicht als Zeugin gehört wurde, obschon dies im Schlußtermin noch völlig möglich und ihr Entlastungsbeweis der Polizei bekannt war?! Ebenso wie seltsamerweise jener classische Zeuge, der zuerst auf Olgas Hilferuf herbeieilte, nicht als Zeuge vernommen ist?! Ehrlich gestanden, habe ich selten so unerklärliche Seltsamkeiten des juristischen Verfahrens wahrgenommen und kann dem Vertheidiger Dr. Dietz nur nachfühlen, was er soeben in der Münchener Zeitschrift „März" über die Reformbedürftigkeit der Strafprocesse zum Besten giebt. Ja freilich! Die Aussage Eisele wäre der Staatsanwaltschaft sehr unbequem gewesen, denn das ganze Indiciengebäude bricht damit zusammen. Die Zeugin kann sich irren? Möglich, nur kann man dann das Gleiche auf all Ihre Indicienzeugen anwenden. Nur mit dem Unterschied: all diese Zeugen können nur feststellen, daß Hau um diese Zeit in Baden-Baden war, niemand aber sah ihn am unmittelbaren Thatort. Ist also höchstens Circumstantial evidence. Dagegen das Zeugniß Eisele ist direct, positiv, unbedingt: Wenn er zur Bahn abfuhr, ehe der Schuß fiel, kann er nicht der Mörder sein. Hier handelt es sich also nicht mal um benefit of the doubt, wie das englische Jus es anwendet, „die Wohlthat des Zweifels" bei Unbewiesenem, sondern um abschließende absolute Entlastung. Dies wäre selbst dann zu berücksichtigen, wenn dem umgekehrt positive Angaben über die Thäterschaft Haus gegenüberständen. Da aber nichts Derartiges vorliegt, lediglich Verdachtsgründe, so gehört eine starke Dosis Gewissensweite dazu, das Entlastungszeugniß zu ignorieren und auf Indicien, die bloß Indicien für Haus Liebelei sind, ein Todesurtheil zu fällen. Selbst ohne das positive Zeugniß Eisele lösten sich aber längst für jeden Psychologen alle Verdachtsmomente in Wohlgefallen auf, weil sein Verhältniß zu Frau und Schwägerin seine Handlungen so völlig aufklärt, daß diese Deutung überall paßt, jede andere aber mit der Logik in unlöslichen Widerspruch geräth. Sein systematisches Antwortverweigern, wobei er selbst nur verlieren konnte, läßt überhaupt nur die Deutung zu, daß es zur Deckung Anderer dienen sollte. Erst der Zwischenfall Lenck löste ihm nothgedrungen ein wenig die Zunge.

Jurist. Und sein schändliches Vorleben! Dieser unmoralische Abenteurer, Liedrian, Ehebrecher! Hat das Geld seiner Frau durchgebracht! O, und deren Testament, das ihm bei den Geschworenen das Genick brach! Da sagt sies zwischen den Zeilen deutlich —

Holmes. Daß sie eine hysterisch verschrobene Egoistin war, die ihrer rasenden Eifersucht sich und ihren Mann gemeinsam opfern wollte? Gewiß, man muß Mitleid mit ihr haben, aber diese posthume Rache zeigt ihren Charakter im übelsten Lichte. Die angebliche syphilitische Infection Haus im Testament der Ehefrau — c'est le comble, so was ist noch nicht dagewesen! Daß sie aber ihren Mann des Mords schuldig hielt, das liest nur plumpste Böswilligkeit heraus, da sie im Gegentheil Jeden, der so etwas folgern wolle, ausdrücklich sozusagen mit ihrem Fluch übers Grab hinaus bedroht. Sie kennen ja doch den Schlußsatz. Eine Frau, die fähig ist, sonst so deutliche Proben ihrer Rachsucht zu hinterlassen, würde gewiß nicht diese ausdrückliche Betonung zugefügt haben. Den wahren Thäter hat sie nicht gekannt, aber Hau wird ihr ganz zuletzt eine Andeutung gemacht haben, und das warf sie vollends nieder. Was Haus Privatleben betrifft, so sehe ich in ihm einen wahrscheinlich tuberculösen Erotiker, wie so Viele; auch seine Verschwendungssucht, wobei ihm seine Frau redlich half, sein großspuriges Auftreten ist nichts Besonderes, obendrein amerikanisch angehaucht. Im Uebrigen stellen seine Verwandten wie seine Bekannten nicht nur seiner hohen Intelligenz, sondern seinem im Grunde liebenswürdigen und keineswegs unehrenhaften Wesen ja ein glänzendes Zeugniß aus. Seine Intelligenz hat selbst einen Zug ins Abenteuerliche, was mit seiner Leidenschaft für die abnorme „Dichterin" Olga, die als Spielzeug einen Revolver bei sich trägt, gut übereinstimmt. Im Ganzen dürfte wohl Aschaffenburgs psychiatrisches Zeugniß das Richtige treffen. Obendrein ist nichts verwerflicher als ein sogenanntes Leumundszeugniß über das Vorleben, auch so eine Eselsbrücke und morsche Krücke der lahmen Justiz, die aus Unfähigkeit zu eigenem psychologischen Denken nach solcher äußeren Handhabe sucht. Und inwiefern ausschweifende Erotik auf Mörderthum hinweist, wissen die Götter. Kurz, aus allen obigen Gründen scheidet für mich Hau als Thäter ganz aus.

Jurist. Nehmen wir mal an, das Zeugniß Eisele sei giltig, er habe dann nicht selbst geschossen, kam dann nicht in seinem Auftrag — Sie sprachen ja selbst von „Zusammenhang" —

Holmes. In sehr anderem Sinne. Sie meinen den Mann „mit dem grauen Bart", als den man jetzt den ominösen Herrn v. Lindenau kennt, der angeblich mit Hau im Bahncoupé ein intimes Gespräch hatte? Natürlich reine Erfindung. Ein erfinderischer Kopf meint jetzt schon, Hau habe diesen Unbekannten als Mörder gedungen! Bei zufälligem Zusammentreffen mit einem Fremden im Bahncoupé! Und für welche große Summe, da Hau doch selbst nichts hatte, setzte dieser Fremde sofort seine Existenz aufs Spiel? Verschonen wir uns mit solchen Albernheiten! Lindenau soll gar nicht in Baden gewesen sein, hat auch schon widerrufen? Warten wir ab, bis er unter seinem Eide steht! Auf lancirte Lokalnotizen giebt nur ein Kind etwas, man kann ihn ja auch eingeschüchtert haben. Uebrigens muß Lindenau gerade so „verrückt" sein wie der verstockte Zeuge Lenck, der sich natürlich nur wichtig machen und aus reiner Neugier Frl. Olga insgeheim sprechen wollte!! Denn wenn Lindenaus Erpresserbrief auf gar nichts fußte, so riskirte er also die unausbleiblich nothgedrungene Anzeige wegen Erpressung für nichts. Er muß also, wenn er noch zurechnungsfähig war, gemeint haben, man werde nicht wagen, ihn anzuzeigen. Nach Aussage seiner Frau sagte er ihr gleich: Niemand war sonst in der Nähe, die Begleiterin war wohl die Thäterin. Ich enthalte mich jedes voreiligen Urtheils, muß aber doch anheimgeben, daß Erpresser gewöhnlich nicht rein aus blauem Himmel erpressen, besonders wenn sie sofort gefaßt werden können. Beiläufig bemerke ich, daß in allen Berliner Gerichtsberichten jene Zeugenaussagen fehlen, wonach über Frau Molitor selbst schlimme Gerüchte umliefen, ihr Mann sei keines natürlichen Todes gestorben u. s. w. Jedenfalls scheint sie recht cholerisch gewesen zu sein. Wenn sie ein Verhältniß Olgas zu Hau entdeckt hätte, so wären ihr Unfrieden und ihr „Handgemenge" mit Olga, sogar vor der Schneiderin, begreiflich. Freilich hiermit auch das Motiv — doch ich breche ab. Für mich ist allein wichtig, daß der Schuß aus allernächster Distanz abgegeben wurde. Der Mörder trat also den Damen sozusagen auf die Hacken, ohne daß sie sich umdrehten, und nach dem Schuß hat Olga „ihn" nicht mal fliehen sehen, weil ihn offenbar die Erde verschluckte?! Und dieser absolut entscheidende Punkt spielte in der Verhandlung so gut wie gar keine Rolle! Daß sich die Nähe des Schusses nicht so genau feststellen lasse, ist unwahre Ausrede, sie läßt sich aus dem Schußcanal ableiten. Auf alle möglichen Kinkerlitzchen wurde Werth gelegt, statt einzig und allein im Wundbefund das entscheidende Indicium zu suchen. Das Kleid war sogar angesengt, es besteht nicht der geringste Zweifel. Daß der Mörder bei äußerster Schnelligkeit in einer halben Minute nach den Lindenstaffeln entfliehen konnte, mag sein. Doch diese halbe Minute genügte, ihn zu erkennen. Nun behauptet freilich Frl. Olga Molitor (oder richtiger ein Reporter, der sie so reden läßt): sie sei der Liebling ihrer Mutter gewesen, sie habe nie einen Revolver getragen und ihrem Schwager Hau so ferngestanden, wie es sogar selten unter Verwandten üblich sei. Nachträglich bekennt sie auch, sie habe undeutlich einen Mann mit fliegendem Mantel die Lindenstaffeln hinunterfliehen sehen. Die Anklagebehörde nimmt an, der Mörder sei aus der Treppennische hervorgestürzt. Bei der damaligen kahlen laublosen Herbstlandschaft wäre aber ganz unmöglich, daß die Damen ihn dann nicht bemerkt hätten, vor Allem müßte Frl. Olga ihn dann deutlich in der Nähe fliehen gesehen haben. Statt dessen hat sie vor Gericht das Gegentheil gesagt, auch geäußert, sie glaube nicht an Haus Thäterschaft, sie allein von der ganzen Familie, die doch so rücksichtslos gegen Hau auftrat und mit seltsamer Einhelligkeit ihre „moralische Ueberzeugung" nicht für sich behielt! Wie kommt das, wie soll man das verstehen, da nach Olgas jetzigen Behauptungen sie ohne jede freundschaftliche Beziehung zu Hau gewesen war? Und die gegentheiligen Versicherungen in der Broschüre des Zeugen Lenck, mit solcher Sicherheit vorgebracht?*) Und die Eifersucht der Frau Hau auf sie, wofür doch schriftliche Proben vorliegen? Wir stehen hier erneut vor lauter Widersprüchen, und man muß abwarten, ob obige Behauptungen sich mit der Wahrheit decken. Thun sie dies nicht, werden sie unter Kreuzverhör und Eid sich anders ausnehmen, wird die Glaubwürdigkeit auch nur in einem Punkte erschüttert, so dürfte man sich leider dem Eindruck kaum entziehen, daß hier mit trotziger Entschlossenheit etwas verdunkelt werden soll. „Mister Hau" wird nun plötzlich ganz preisgegeben und sogar sein fliegender Mantel erkannt. Hat sie vielleicht dem Friseur, der gleich zuerst schnell auf den Hilferuf erschien, auch so etwas gesagt? Sicher nicht, sonst hätte die Staatsanwaltschaft ihn geladen. Wenn man bedenkt, daß Frl. Eisele, die als eine ruhige vernünftige Person geschildert wird, nun schon von dem einen gegen Hau eingenommenen Psychiater des geistigen Schwachsinns bezichtigt wird, weil man ihrer so sehr unbequemen Aussage nun nicht mehr aus dem Wege gehen kann, so macht die Nichtvorladung des Friseurs stutzig. Unwillkürlich folgert man mißtrauisch, daß dieser wohl auch irgend etwas Unbequemes ausgesagt und einen ablenkenden Mißton in die „Indicien" hineingetragen haben würde. Merkwürdig ist übrigens auch die Versäumniß, daß man zwar einen Revolver Haus entdeckte, der aber nachweislich nicht abgefeuert war, dagegen nicht den sonst so üblichen Vergleich von Kugelform und Revolverbeschaffenheit gründlich anstellte und vor Allem nach dem Mordinstrument fahndete, das man ja freilich bei — Hau nicht finden konnte. Ferner soll ja Frl. Olga am Thatort geäußert haben, dies müsse ein Racheact sein. Ist dem so, wie kam sie auf diesen Gedanken? war ihr bekannt, daß ihre Mutter geheime Feinde hatte? Gewiß, dies Alles kann Klatsch sein ohne jede Bedeutung, wie die Verdächtigungen gegen Frau Molitor und ihre angebliche Gereiztheit gegen Olga. Doch bei so mysteriöser Unklarheit ziemt es sich, jede Einzelheit zu beachten. Wenn man die Hypothese annimmt, ein Unbekannter habe aus unbekanntem Rachemotiv die That verübt, so wird die Abfeuerung des Schusses aus nächster Nähe erst recht unverständlich, denn wie wußte Jener denn überhaupt, daß Frau Molitor diesen Weg gehen werde? War Hau sein Helfershelfer, dessen telephonischer Anruf doch ohne jeden Erfolg bleiben konnte? Lauter Unwahrscheinlichkeiten. Aber in diesem bisher undurch-

*) Bisher noch nicht erschienen, doch ausführlich dem Inhalt nach in Zeitungen mitgetheilt.

Digitized by Google

dringlichen Dunkel bleibt eins bestehen: daß nie und nimmer die Verdachtmomente gegen Hau ausreichen, seine Verurtheilung zu begründen. Dem Staatsanwalt ist an und für sich kein Vorwurf zu machen, daß er sich auf seine eigene Ueberzeugung verbeißt. Denn solange eben kein anderer Verdacht in Frage kam, konnten die Indicien nur auf Hau hindeuten. Aber Hindeuten und Beweisen sind zwei ganz verschiedene Dinge. Man hat die ganze Welt in Bewegung gebracht, weil Dreyfuß auf Indicien verurtheilt wurde, als ob dies nicht eine alte Gewohnheit der Gerichte sei, und nun soll ein Todesurtheil, also etwas, was keine Revision zuläßt, vollstreckt werden auf Indicien hin, für deren Tragweite es eine viel harmlosere Erklärung giebt. Nach Olgas jetzigen auffallenden Behauptungen müßte Hau ein abgefeimter Lügner sein, wenn er ein „Rendezvous" mit ihr erhofft haben will, und dann sähe auch der Zwischenfall Lenck nach abgekarteter Komödie aus. Aber weder hat Lenck freiwillig sich als Zeuge pressen lassen, noch hat Hau unter keinem anderen Antrieb widerwillig das halbe Geständniß gemacht, als weil er einem Verplappern Lencks, dem er in verzweifelter Erregung etwas ausplauderte, vorbeugen wollte. Psychologisch betrachtet, wird man seinen Worten Glauben schenken, dagegen den neuen Behauptungen der Gegenpartei mit einigem Mißtrauen begegnen müssen. Ja, dies Alles mag täuschen und ferne sei es uns, auf bloße Indicien der Logik hin ein Urtheil zu fällen. Aber die „schlichten deutschen Männer" mögen sich gut aufs Schweinemetzgen verstehen, zur Prüfung von Menschenschlächterei gehört doch etwas mehr Logik und vor Allem mehr eigene Gewissensprüfung, ob man ein Todesurtheil auf bloße Indicien verantworten könne.

Freilich darf man den gewiß ehrenhaften Geschworenen im Grunde ebenso wenig ihre Uebereilung verübeln, wie dem Staatsanwalt, Untersuchungsrichter, Vorsitzenden. Erstere handelten unter Hypnose der Letzteren, diese ihrerseits unter der Ueberzeugung, daß alle gegen Haus Schuld sprechenden Erwägungen oder Aussagen lediglich zu künstlicher Verdunkelung dienen würden. Das Grundübel steckt eben nur darin, daß man auf Indicien Todesurtheile fällen darf. Nochmals: alle gegen Olga vorgebrachten Nebenaussagen mögen falsch sein. Der gravirende Widerspruch, daß sie in solcher Nähe den Thäter gesehen haben muß und eidlich davon schwieg, könnte sich sogar durch hochherzige Rücksicht auf ihren Schwager erklären. Daß sich bei Verkünden des Urtheils die Volkswuth gegen sie kehrte, braucht noch nicht ein gesunder Instinct zu sein, vox populi ist oft nicht dei, sondern asini. Aber in welchem Lichte stände dann Hau da? Daß er dem Lenck gegenüber deutliche Winke fallen ließ, ist jetzt sicher. That er dies, um die Schuld auf eine von ihm so geliebte Unschuldige abzuwälzen, dann wäre er ein hartgesottener Schurke. Wie bedenklich widersprechen da aber alle Aussagen über seinen sonstigen Charakter! Und warum schweigt er noch jetzt vor dem Untersuchungsrichter, als man ihn direct in Sachen Olga verhörte? Damalige Aufrichtigkeit in höchster seelischer Erregung und im Vertrauen ließe aber darauf schließen, daß er Bestimmtes wußte. Also entweder ein vollkommener Schurke oder vollkommen unschuldig, es giebt kein Drittes. Nun, was das Wahrscheinlichere, überlasse ich Ihrer eigenen Logik.

Notizen.

Die Musik Skandinaviens. Skandinavien! Nicht die wollustsüße Farbengluth der Tropen, nicht der ewig lächelnde blaue Himmel von Hellas, nicht die riesige Gebirgswelt der Alpen, auch nicht die Poesie des deutschen Rheinstroms oder die Lieblichkeit des deutschen Mittelgebirges, aber beileibe nicht eine in ewiger Nacht dahintrauernde Einöde, wie man, sonderlich in früheren Zeiten, bei Erwähnung dieses nördlichen Theiles unserer Mutter Erde anzunehmen leicht geneigt war. Skandinavien — eine Welt, geeignet, die tiefsten, nachhaltigsten Eindrücke zu hinterlassen, — man möge in dem meerumkränzten Inselland Dänemark weilen, dem Heidezauber Jütlands hingegeben oder unter dem grünen Laubdache der herrlichen Buchenwälder Seelands; man werbe im Anschauen des gegen die Hunderte der Küste Norwegens vorgelagerten Felseneilande ewig brandenden, tosenden Nordmeeres, oder im schwanken Kahn, auf den stillen, tiefen Fjorden, auf Fußwanderungen, auf den hohen Fjelden um neue Kräfte für Geist und Leib, — man möge sich berauschen an dem würzigen Duft der schier unerschöpflichen Fichten- und Tannenwälder Nordschwedens, oder lasse sich bannen durch die mannigfaltigen Strahlenbrechungen der Stromschnellen und Wasserfälle zahlreicher, kurzer aber charaktervoller Flüsse dieses Landes; man möge sich der traurigsüßen Melancholie, wie sie uns das Land der „tausend Seen", Finnland, bietet, hingeben. Eine ganz einziggeartete Welt. Wer wird eine fröhlich verlebte lange Mitsommernacht, besser langen Tag, jemals vergessen oder die Traulichkeit eines langen Winterabends dort oben am stillen Herd, wenn draußen der Sturm heult und den Schnee zu Paaren treibt, wohl geborgen bei einem oder mehreren kräftigen „Wärmern", in guter Gesellschaft. Ja, gute Gesellschaft findet man in Skandinavien. Nicht die lebhafte Gesprächigkeit und hastige Unruhe des Südländers, die leicht mit Oberflächlichkeit verbunden ist, sondern sinnendes Insichgekehrtsein, nicht zu verwechseln mit Weltfremdheit, ein reiches Innenleben, das zeichnet den Nordländer vor andern Völkern aus. Ein solches Land nun mit solchen Bewohnern, die noch dazu eine wohlklingende, sehr vocalreiche Sprache (das Schwedische in erster Linie) reden, — sollte das nicht geeignet sein, der Poesie in umfassendstem Sinne, d. h. alle Künste eingeschlossen, eine Geburts- und Heimstätte zu sein? Ueber den Werth der nordischen Literatur und deren Bedeutung für die ganze moderne Welt noch etwas anführen, hieße tausendmal Gesagtes zum tausendundeinten Male wiederholen. Es ist hier auch nicht die Aufgabe, über Art und Gehalt der bildenden Künste sich zu verbreiten; wir fragen uns: Wie ist es denn um die skandinavische Musik bestellt? Verhältnißmäßig wenig Namen, die diese repräsentiren, sind uns geläufig. Specifisch skandinavisch sind eigentlich nur die Volksweisen, mögen sie, wie die dänischen in höchste Romantik getaucht sein, oder wie die norwegischen Volkstänze uns in ihrem eigenartigen Rhytmus, oft in alten Tonarten auftretend, interessiren. Die Kunstmusik ist mit ganz wenigen Ausnahmen — am nationalsten wäre wohl Grieg anzusehen — zu sehr durch südliche Musik, besonders durch die deutsche beeinflußt, Die Romantik eines Mendelssohn und Schumann, weniger die neudeutsche Schule, hat hier viel Heil oder vielleicht Unheil angerichtet. Wirklich bekannte Namen auf dem Gebiete der Kunstmusik sind genau genommen nur Gade und Grieg, in neuerer Zeit auch Sibelius und Sinding. Dennoch giebt es manchen skandinavischen Komponisten, der getrost zu den Meistern, wenn auch nicht gerade zu den Großmeistern der Musik aller Völker und Zeiten gezählt zu werden verdient, so z. B. J. P. E. Hartmann, den ich für den bedeutendsten Vertreter dänischer Musik halte, und als solchen weit über Gade gestellt wissen möchte. Wer unserer modernen und hypermodernen Musikkunst einmal entfliehen und sich andere Leute ansehen resp. anhören möchte, dem ist anzuraten, einmal eine Reise durch die Musikgebiete des Nordens zu unternehmen und diese je nach Zeit, Vermögen und wachsender Neigung auszudehnen. Er wird eine solche Tour wohl nicht zu bereuen haben, denn es weht dort manchmal recht gesunde Luft; bei uns wird sie in der That mitunter etwas muffig. — Ohne zuverlässigen Führer ist es aber um die Freuden einer Reise, wenn sie sich nicht gerade als Entdeckungsreise qualifiziren soll, bisweilen mäßig bestellt; man verirrt sich leicht und kommt auf Wege, die durchaus nicht das Charakteristische einer Gegend repräsentiren. Auf musikalischem Gebiete giebt es nun Bädeckers, Meyers u. s. w. in großer Auswahl, nur das Musikland Skandinavien ist spärlich bedacht. Diesem Uebelstande abzuhelfen, ist ein außerordentlich empfehlenswerther Führer erschienen in: Dr. Walter Niemanns „Die Musik Skandinaviens" (Leipzig, bei Breitkopf & Härtel). Bei ihm findet man alles Wissenswerthe, man möchte, bei der gedrängten Darstellung, fast sagen, in allzu großer Reichhaltigkeit. Jedem guten Reisebuche sind in der Einleitung in der Regel allgemeine Verhaltungsmaßregeln für das Reisen in dem betreffenden Lande beigegeben. So auch bei Walter Niemann. Sein einleitendes Capitel „Zur Einführung" giebt vortreffliche Winke und Aufschlüsse; neben seinen in Zeitschriften verstreut erschienenen Specialartikeln über die Musik Skandinaviens, gehört diese Einführung wohl zu dem Gehaltreichsten darüber; vollstes Vertrautsein mit seinem Stoffe spricht aus jedem Satze; jedes Wort ist zu unterschreiben. Es ist eine recht weite Reise, die man an der Hand der darauffolgenden Abhandlungen unternehmen kann; nicht weniger wie vier verschiedene Länder sollen uns Genuß, Anregung, Erholung vermitteln. Wem die Reise auf einmal zu machen zu kostspielig wird, der theile sie sich in Parthien ein; das ist nach diesem Führer gut möglich, denn Alles ist sehr übersichtlich geordnet. Wir haben es auch nicht mit einer einfachen Aufzählung der Namen von Stationen, die wir berühren, zu thun. Es ist nicht versäumt worden, auf geschichtliche Ereignisse und den jeweiligen Culturzustand des betreffenden Landes aufmerksam zu machen. Gute; charakteristische Ansichten, in der Gestalt von vielen Notenbeispielen nämlich, werden auch gute Dienste thun. Ueber die sich auf Volksmelodien beziehenden ließe sich am Ende ein Wort reden; es wären meiner Meinung nach noch typischere Beispiele aufzufinden gewesen. Aber das „skandinavische Volkslied" steht schließlich auch auf einem andern Blatt. Hierin gipfelt ja nicht die Aufgabe dieses Buches.

„... in diesem Sinne will ihnen dies Buch ein treuer und Alle, die zur skandinavischen Musik ins rechte Verhältniß zu kommen streben, auf alle Schönheiten, auf alle neuen und charakteristischen Aussichten am Wege während der Wanderung aufmerksam machender, freundlicher Führer sein!" Und das ist er. Geh hin, Buch, empfiehl dich selber.

H. Hansen-Tebel (Aachen).

Geschäftliche Notizen.

Das Technikum Eutin in Ost-Holstein ist eine höhere technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, Hoch- und Tiefbaues. Die Schule gehört zu den Fachschulen, welche keine Massenausbildung pflegen und hat besondere Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Im Wintersemester beginnen die Hauptkurse am 1. November, die Vor- und Repetitionskurse am 3. Oktober. Programme sind von der Anstalt unentgeltlich zu beziehen.

Digitized by Google

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart“ beziehen.

Weck's Frischhaltung

und sonst nichts und weiter nichts und drüber nichts drum Kothe auf Vorrat

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Selbstverleger!

Inhaltlich gediegene Werke, die im Selbstverlag erschienen sind und bisher nur geringen Absatz fanden, übernimmt tüchtige Verlagshandlung, gibt denselben geschmackvolle Neuausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. c.“ die Expedition der „Gegenwart“ **Max Hesses Verlag, Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Nymphenburgerstr. 40 **ZIERHUT & KRIEGER, MÜNCHEN** Telephon Nr. 8760.

Kunstgewerbliche Werkstätte für Metallarbeiten, Treibarbeiten, Bronzearbeiten, Kunstschmiede.

Eigene Kunstglesserei.

Beleuchtungskörper. Getriebene Figuren. Kirchenarbeiten. Moderne und altertümliche Silberarbeiten. Tafelaufsätze. Pokale. Schmuckgegenstände etc.

Technikum Eutin.

Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.

Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.

Progr. gratis. Dir. Klücher.

Otto Boenicke

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

Berlin W. 8, Französische Straße 21

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von

selbst importierten Havana-Cigarren

in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken“.

Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.

Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren

in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über Cigaretten, Rauchtabake usw. kostenfrei.

Moderne Bügel-Koffer

von starker festgewalzter Pappe (Faserstoff) mit doppelt gefirnißtem havannabraunem Segeltuch bezogen und Rindleder-Einfassung

Leicht und dauerhaft.

Solid und elegant.

	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:		Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 691.	66 cm	43 cm	33 cm	M. 35.—	Nr. 693.	86 cm	49 cm	40 cm	M. 45.—
„ 692.	76 „	47 „	38 „	„ 40.—	„ 694.	96 „	51 „	43 „	„ 55.—

Nr. 695. 106 cm lang, 54 cm breit, 47 cm hoch M. 65.—.
„ 696. 116 „ „ 58 „ „ 50 „ „ „ 75.—.

Nr. 691, 692, 693 sind mit je 1 Schloß u. 1 Einsatz, die übrigen mit je 2 Schlössern u. 2 Einsätzen versehen.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Illustrierte Preisliste gratis und franko!

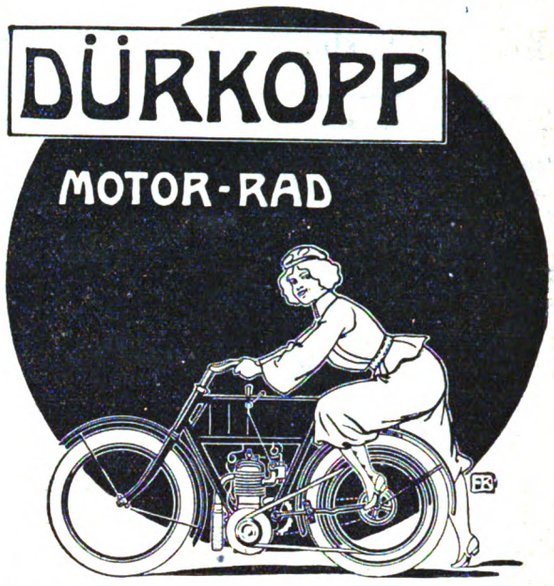
Verkaufslokale: Leipzig, Peterstr. 8. Berlin, Leipzigerstr. 101/102. Hamburg, Neuerwall 84. Frankfurt a. M. Kaiserstr. 29.

Digitized by Google

Wer will „Mono"-Apostel werden?

Es handelt sich um keine neue Religion oder Lebensphilosophie, sondern um ein neues großartiges, geradezu geniales Sammelobjekt. Die **„Internationale Mono-Gesellschaft München, Contorhaus"** sucht allerorts für den neuen Sammelsport gebildete Vorkämpfer, die sie nach Kräften in ihrer Tätigkeit unterstützen wird. — Das „Mono" wirkt unterhaltend, belehrend, geschmackveredelnd; jedermann, Arm und Reich, kann sich eine Mono-Sammlung anschaffen. Kein Geringerer wie **Se. Majestät der Deutsche Kaiser** selbst haben dem Unternehmen allerhöchstes Lob zu teil werden lassen, ebenso wie bedeutende Schulmänner, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller und einfache Bürger. Eltern und Lehrer und die heranwachsende Jugend sollten sich mit „Mono" vertraut machen. Die oben genannte Gesellschaft liefert gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken je ein Ansichts- und ein Künstler-Mono nebst Broschüre franko an jede Adresse. — Die Monos sind durch alle besseren Buch- und Papierhandlungen zu beziehen.

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Ellenburgerstrasse 4.**



DÜRKOPP & Cº. A. G. BIELEFELD.

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental"
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben!
Max Hesses Verlag in Leipzig.

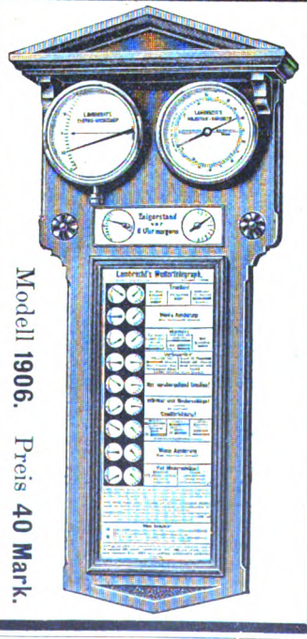
Anastasius Grüns sämtliche Werke
in 10 Bänden.

Herausgegeben von **Anton Schlossar.**

Mit 6 Bildnissen, 6 Abbildungen, 2 Titelkupfern der ersten Ausgabe und einem Briefe als Handschriftprobe.

Broschiert M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—.
Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Zum ersten Male werden hier Anastasius Grüns Werke in einer vollständigen Zusammenstellung gebracht, in der zahlreiche bisher ungedruckte und zerstreute Gedichte, Prosastücke und Briefe Aufnahme fanden. Eine umfassende Biographie, zu der dem Herausgeber vielfach neue Quellen zur Verfügung standen, leitet die Ausgabe ein; allen Werken gehen ausführliche Einleitungen voraus.



Original
Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

Zu haben in Apotheken, besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

IND. UNIV. LIBR.

№ 37. Berlin, den 14. September 1907. SEP 20 1907 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die Nationalisirung der deutschen Socialdemokratie. Von Dr. Lindsay Martin (Gießen). — Englische Partei- und amerikanische Weltpolitik. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Naturgeschichtliches über weibliche Bauthätigkeit. Von G. Heuser, Architekt (Köln). — „Ach, Jena! Jena! lieber Sohn." Eine Erinnerung von Den. (Barth). — Schönheit und Wahrheit. Eine ästhetische Plauderei von Dr. Wilhelm Mießner (Berlin). — Das Berliner Theaterjahr. Ein Rückblick von Dr. Oskar Anwand (Berlin). I. — Gedichte. Von Max Brod (Prag). — Blinde Hennen. Aus dem Schwedischen d. Elin Waegner. — Von den höfischen Dingen. Von Marsyas (Martin Beradt). — Russische Studenten. Von Karl Lauer (Charlottenburg). — Notizen. — Anzeigen.

Die Nationalisirung der deutschen Socialdemokratie.

Versuch einer Bilanz des internationalen Socialistencongresses in Stuttgart.

Von Dr. Lindsay Martin (Gießen).

Der materielle Individualismus strebt nach selbstständigen Verfügungsrechten. Er ist genußsüchtig, herrisch, selectionistisch, dissociirend. Er schuf das Sondereigenthum, zu dessen Wächter der Staat, der Individualisator der Gesellschaft, bestellt wurde. Damit war aber der deteriore Individualismus der Macht besiegt durch den höheren Individualismus des Rechts, und zugleich dem individualistischen Axiom das sociale einoculirt. Denn des Gesetzes Princip ist die Gleichheit der Individuen; von dieser Grundlage aus ordnet es die Einzelnen nach Stand, Besitz, Fähigkeiten in einer politischen Gemeinschaft über und unter.

Der geistige Individualismus löst die Welt der Erscheinungen in Einzelheiten auf und betrachtet sie nach ihrem concreten Werth für die Spanne eines einzelnen Lebens. Aber der Rückblick auf die Geschichte, der Ausblick in die Zukunft, die Ahnung einer waltenden Gottheit führte zu der Einsicht, daß die Functionen des Einzelwesens nur atomistische Glieder in der Kette von Functionen sind, durch die die Gesammtheit generationsweise einem unbekannten und höheren Ziel zustrebt. Dem concretären Bewußtsein stellte sich die idealistische Sehnsucht, der immanenten die transcendentale Weltanschauung gegenüber; man erkannte: l'individualité enveloppe l'infini. Auch hier also wurde der sociale Geist der Befruchter des individualistischen; in der Veredelung der Gattung offenbarte sich das höchste Ziel menschlicher Entwicklung.

Mag man die Entwicklung der Menschheit nach der wirthschaftlichen, ethnologischen, ethisch-religiösen Seite betrachten: unverbrüchlich erscheint die Wahrheit, daß die individualistischen Triebe die vorherrschenden Energien in den Anfängen der Cultur waren, daß die Kraft der socialistischen Energien erst durch die Uebertreibungen jener erregt wurde. Es handelt sich also nicht um Elemente, die, zwei fremden Welten entstammend, keiner Association fähig sind. Vielmehr nimmt der sich verfeinernde Individualismus von selbst sociale Motive auf, ebenso wie der Socialismus der individualistischen Energien sich bedienen muß, um den Veredelungsprozeß der Menschheit durchzuführen. Denn Letztere sind die eigentlich kinetischen, die das Blut im Organismus der menschlichen Gesellschaft umtreiben. Eine Gemeinschaft, nur auf socialen Satzungen aufgebaut, wäre wie eine Blumenwiese ohne Sonne, Regen, Quellen, die höchstens einen schwindsüchtigen Dichter zu einem Loblied begeisterte, wie man „in Schönheit stirbt". Der Socialismus ist das teleologische Complement des Individualismus. Christus, der Begründer der Psychologie des Socialismus, betonte es: ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.

Nietzsche nennt den Staat „den Tod der Völker, der in allen Zungen des Guten und Bösen lügt". Im Munde des extremen Individualisten ist diese Verfehmdung keine Merkwürdigkeit; denn das Staatswesen baut sich zusehends mehr aus zu einem weiten Saal der socialen Gleichheit als zu einer engen Tribüne für stolze Herrenmenschen. Wenn die Socialdemokratie trotzdem lange an der Katastrophentheorie festhielt und die Möglichkeit verneinte, auf der Grundlage der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung den Socialismus ihrer Lehre zur Geltung zu bringen, so zeigte sie darin nur die Eigenthümlichkeiten, die alle revolutionären Bewegungen kennzeichnen: Mangel an historischem Sinn, Verkennung politischer Möglichkeiten, Neigung zu subversivem Doctrinarismus. Auch sie „beunruhigten nicht die Dinge, sondern die Meinungen von den Dingen". Aber die Gewalt dieser Dinge ist größer als die Wirksamkeit hochfliegendster Theorien. Im Revisionismus siegte die kleine, aber starke Partei der Intellectuellen; heute schreibt ihre Minorität der Majorität der Nachläufer die Gesetze vor. Louis Bertrand bemerkt in den Socialistischen Monatsheften*) von früheren Vorurtheilen und jetzigen Anschauungen:

„Die Katastrophentheorie ist eines dieser Vorurtheile, das eherne Lohngesetz ist das zweite, die Werthlosigkeit des Genossenschaftswesens ein anderes. Aber trotz dieser Vorurtheile schlägt man Reformen vor, organisirt man Gewerkschaften, die höhere Löhne und beschränkte Arbeitszeit verlangen, gründet man Genossenschaften, die das Leben verbilligen und die Arbeiter ökonomisch erziehen. So ist man zu einem besseren Verständniß der Dinge vorgedrungen ... Wenn aber die socialistische Partei in ihrem Endziel revolutionär ist, braucht sie es nicht in den zur Verwirklichung dieses Zwecks anzuwendenden Mitteln zu sein. Wenn ein Volk alle politischen Freiheiten besitzt, die Preß-, Versammlungs- und Coalitionsfreiheit und dazu das allgemeine Wahlrecht, so besitzt es die unentbehrlichen gesetzlichen Waffen, um auf

*) Bd. II, H. 8. 1907. S. 598/9.

Digitized by Google

friedlichem Wege die gesetzliche Ordnung umzuwandeln und sie durch eine andere Gesellschaftsordnung zu ersetzen."

Die Stuttgarter Versammlung hat deutlich gezeigt, daß gegen diese Aufforderung zur Verlegung des Kampfes auf dem bestehenden Rechtsboden der bürgerlichen Gesellschaft keiner der maßgeblichen deutschen Führer mehr energisch Front macht. Zur Belohnung empfingen sie von den französischen Ultras den Schmeichelnamen gütiger, zufriedener, gesättigter Spießbürger.

* * *

Der hiermit vollzogene Wechsel in der Kampfstellung muß naturgemäß auf die gesammte Politik der deutschen Socialdemokratie modificirend einwirken. Die meiste Zeit nahm in Stuttgart die Debatte über den Antimilitarismus in Anspruch. Es sei, da der Durchschnittsdeutsche über amerikanische Trusts, türkische Finanzen und die dänische Schweineeinfuhr besser orientirt ist als über die wirkliche Programmatik der für unsere politische Lage so wichtigen demokratischen Partei, daran erinnert, daß diese der activen antimilitaristischen Propaganda, wie sie die Socialisten sämmtlicher anderer Länder befürwortet haben mit Ausnahme Englands, niemals zugestimmt hat. Sie hat sich auf das passive Mittel der Budgetverweigerung beschränkt, im Uebrigen Einführung der Miliz, der Jugendbataillone u. s. w. empfohlen, Dinge, die nach ihrer Auffassung die Vertheidigungskraft des Deutschen Reiches nicht schwächen, sondern stärken sollen. Nebenher geht der Gedanke, daß ein Volksheer „ein viel zu empfindliches Instrument" sei, als daß es irgend ein Fürst zu willkürlichen Zwecken mißbrauchen könnte. Die seeschlangenartige antimilitaristische Resolution, auf die man sich nach hitzigen Debatten einigte, und „die so lang wurde, weil man keine Zeit hatte, eine kürzere zu machen", verdient keine nähere Beleuchtung; denn ihre Ausdehnung beruht nicht auf der Fülle, sondern der Elasticität der Gedanken, die jeder der Parteien erlaubt, das Ihrige dabei zu denken. Aber bemerkenswerth erscheint, mit welcher Schärfe die deutschen Redner das enfant terrible der französischen Socialisten, den ‚Bürger Hervé' mit seiner Empfehlung des Massenstreiks abthaten, wie denn in ihren Reden manchmal eine fast kriegerische Stimmung herausklingt von der Art Bernsteins, der meint*): „Dem Ausland den Star zu stechen, ist die erste Erforderniß einer wirksamen Friedensarbeit," und wie Bebel plötzlich eine royalistische Ader bei sich entdeckt, indem er ausruft, daß er eine Verfassung wie die englische der republikanischen Frankreichs vorziehe.

Die Verschärfung der nationalen Gegensätze gab überhaupt dem Congreß eine besondere Färbung. Schon bei der Gewerkschaftsdebatte machte sich deutlich die Opposition der einzelnen Länder bemerkbar, sich durch internationale Beschlüsse in ihre internen Angelegenheiten hineinreden zu lassen. Fast einstimmig wird zwar das Princip anerkannt, daß Gewerkschaft und Partei Hand in Hand zu gehen habe, aber man überläßt die Lösung des eigentlichen Problems, beide Kräfte einheitlich zu organisiren, dem Gutdünken jedes Landes, das in Gemäßheit seiner besonderen politischen Verhältnisse verfahren müsse. Sehr weislich; denn man ist sich wohl bewußt, wie gering z. B. in England noch immer der Einfluß des jungen politischen Socialismus auf die alten Gewerkschaften ist, und wie sehr in Frankreich die Gegensätze der socialistischen Reformer und der Radicalen durch die Frage des Syndicalismus verschärft worden sind. Schärfer noch machte sich das nationale Element bei der Behandlung der Einwanderungsfrage geltend. Die Interessen der einzelnen Staaten sind hier diametral entgegengesetzt. Die in der Cultur rückständigen Länder dringen darauf, daß ihren Auswanderern allenthalben die Thür offen steht; die in der Cultur fortgeschrittenen verwahren sich gegen den Zuzug dieser minderwerthigen, auf den Lohn drückenden, sittlich und hygienisch depravirenden Arbeiter. Ueber diese Kluft soll die Theorie von der Gleichheit, Brüderlichkeit und Solidarität der Proletarier aller Länder hinweghelfen. Aber eben diese Proletarier sind es ja gewesen, die, soweit sie organisirt sind, auf scharfe Absperrungsmaßregeln gegen die Genossen niederer Rassen gedrungen haben. Auf einem internationalen Congreß darf man natürlich die Gegensätze der Rassenpolitik nicht hervorkehren, und die Resolution bezeichnet in der That die Ausschließung bestimmter Nationen und Rassen als verwerflich. Die weiteren Ausführungen über die zur Lösung des Problems zweckdienlichen Mittel sind indessen nichts als eine panegyrische Zusammenstellung aller die Verelendung des Proletariats betreffenden Theoreme überhaupt; und wenn z. B. Ziffer 4 „uneingeschränkten Zutritt der eingewanderten Arbeiter in die Gewerkschaften aller Länder" fordert, so ist sicher, daß wenigstens die Gewerkschaften Englands, Australiens und der Vereinigten Staaten sich um diesen Beschluß nicht im Geringsten kümmern werden. Gänzlich versagte aber die Kraft des Gedankens von der Internationalität des Socialismus in den Verhandlungen über die Colonialpolitik, die zugleich den weitaus interessantesten Theil der gesammten Discussionen bilden. Denn unvermeidlich war dabei die Berührung mit den Fragen der großen Politik; die zu diesem Programmpunkt gehaltenen Reden waren daher zugleich Stichproben auf die wachsende diplomatische und wirthschaftspolitische Schulung der Socialisten. Der strittige Punkt war hier Absatz 1 der vorgeschlagenen Resolution, dem die deutsche Delegation die Fassung zu geben vorschlug:

> „In Erwägung, daß der Socialismus das Ziel hat, die productiven Kräfte des ganzen Erdkreises zu entfalten und alle Völker auf die höchste Stufe der Civilisation zu erheben, verwirft der Congreß nicht im Princip jede Colonialpolitik, weil diese unter einem socialistischen Regime civilisatorisch würde wirken können."

Es ist bezeichnend, daß diese Abänderung zwar bei der Abstimmung keine Mehrheit fand (die vielmehr an der Verfehmdung aller Colonialpolitik unter capitalistischer Wirthschaft festhielt), daß aber die Minderheit von sämmtlichen germanischen Völkern, also den eigentlichen Trägern der colonialen Cultur, gebildet wurde, und daß diese ihre Niederlage nur dem unbilligen System der Abstimmung nach Nationalitäten zu verdanken hatten. Daß die deutschen colonialfreundlichen Revisionisten von ihren eigenen Landsleuten stark angefeindet wurden, ist nur natürlich. Denn es handelt sich offenbar um eine principielle Frage einschneidendster Bedeutung für das Wesen der zukünftigen socialistischen Politik. Mögen immerhin bei der Colonialpolitik ethische Momente, wie die Befreiung culturroher Völker von ihren politischen und geistigen Fesseln, mitwirken, so ist doch fraglos, daß die eigentlich treibenden Motive, namentlich in heutiger Zeit, rein wirthschaftlicher und politischer Natur sind. Es handelt sich um den Ausbau des engeren heimathlichen Gütermarktes zu einem weltumspannenden Wirthschaftsemporium, um einen industriellen Unabhängigkeitskampf für den Bezug der Rohstoffe, den Absatz der Fabrikate, um die Erhaltung der gesammten Productionskräfte eines Staates zu Gunsten der nationalen Größe. Diesen Zielen zustrebend, schickte aber heute der Staat, im Unterschied zu der Colonialpolitik antiker und mittelalterlicher Völker, nicht in erster Linie seine Heere, sondern seine Capitalien ins Treffen. Mit ihrer Hülfe werden die Eisenbahnen gebaut, die Plantagen angelegt, die Bergwerke aufgeschlossen, werden alle die Werthe geschaffen, die dem Colonisator einen Rechtstitel auf das occupirte Land verleihen. Der Socialist, der den Werth der Colonialpolitik anerkennt, erkennt also zugleich den werbenden Werth des Capitals und zwar im arbeiterfreundlichen Sinne an; denn die Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit seines Vaterlandes gegenüber dem Ausland kommt sicherlich ebenso

*) Socialistische Monatshefte, Bd. I, Heft 6. 1907.

Digitized by Google

wohl dem Arbeiter wie dem Capitalisten und Unternehmer zu Statten. Zugleich aber wird er von der Einseitigkeit der socialistischen Classenökonomie abgedrängt: er erkennt, daß auf dem Gebiete des täglichen Erwerbes, ihm das Hemd der nationalen Wirthschaftsinteressen näher am Körper liegt als der Rock der internationalen Proletarierinteressen.

* * *

Das Facit der Verhandlungen eines Congresses wie des Stuttgarters in bündiger Form zu ziehen, wird dadurch außerordentlich erschwert, daß das ungemeine Solidaritätsgefühl der Arbeiterführer es der Leitung ermöglicht, um der Wahrung der Eintracht nach außen willen die Discussionen dann abzuschneiden, wenn sie vielleicht zu einer Krisis drängen würden, Resolutionen durchzudrücken, hinter denen nur eine Scheinmehrheit steht, einer Entladung der Geister vorzubeugen, die die wahren Gesinnungen zu Tage fördern würde. Es wäre also thöricht, aus dem Wortlaut der Beschlüsse die Modificationen des Socialismus unter dem Einfluß der Zeitströmungen herausfinden zu wollen. Man hat sich mit dem Versuch zu begnügen, aus dem Tönechaos der Reden und Widerreden die Dominanten herauszuhören in ihrem Anklingen an die Programmatik der Vergangenheit, ihrem Hinausklingen zu den Zielen der Zukunft. Die früheren Versammlungen in Zürich, London, Paris, Amsterdam waren nichts wie Demonstrationen. Man wollte der verhaßten Bourgeoisie den internationalen Socialismus als eine gleichwerthige Macht gegenüberstellen. Aber Schaustellungen ermüden in ihren Wiederholungen die Schausteller noch mehr als die Zuschauer. Und die Geschwätzigkeit greisenhafter Phraseologie ist die Feindin thatenlustiger Jugend. Man wollte Neues, Positives, man sehnte sich nach einer Methodik des internationalen Kampfes, nach einheitlicher Tactik und Organisation. Der Grundstein zu der hohen Schule des Pansocialismus sollte in Stuttgart gelegt werden. In der That war der gute Wille zu positiver Arbeit unverkennbar, nicht minder aber ihr Mißerfolg. In dem Augenblick, da die robusten Germanen die Dame Internationale von ihrem Thron der Träume in die Klarheit der Wirklichkeit hinabführen wollten, stieß sie Seufzer des Mißbehagens aus und flüchtete in die Arme der amoureusen Romanen. Und auf dem leer gewordenen Sessel nahm Platz Seine Majestät, der Imperialismus, der Gebieter der modernen Zeit. Er will an Stelle der Großmächte, die in der weiter gewordenen Welt Kleinmächte zu werden drohen, umfassendere Einheiten setzen, verbunden durch die Gleichheit der Rasse, der Sprache und vor Allem der wirthschaftlichen Interessen. Dadurch hat er aber gerade diejenigen Gegensätze verschärft, die ohnehin die stärksten dissociirenden Elemente des internationalen Socialismus bilden: die Rassenfrage, die wirthschaftliche Concurrenz der Nationen. Die kühlen und politisch geschulten Briten haben sich von jeher der internationalen Verbrüderung gegenüber Reserve auferlegt. Aber auch die deutsche Socialdemokratie kann auf die Dauer den germanischen Geist, der in die Welt hinausdrängt, um sie nach seinem Willen umzubilden, nicht verleugnen. Man sieht ein, daß, will Deutschland seine Stellung als Weltmacht behaupten und seine Culturmission erfüllen, es sich an der großen Weltpolitik betheiligen muß, und daß diese Antheilnahme nicht möglich ist ohne Hülfe all der Energien, die der Socialismus der Doctrin auf den Index gesetzt hat: Capitalismus, Heer, Flotte, Staatsautorität.

Die deutsche Socialdemokratie hatte bis zur Wende des Jahrhunderts die unbestrittene Hegemonie über den internationalen Socialismus. Sie verdankte die Suprematie der straffen Disciplin, ihrer großartigen Literatur, der imponirenden Persönlichkeit ihrer Führer. Aber lauter und lauter wird ihr von den Radicalen ihre Actionsschwäche einerseits, ihre Herrschsucht andererseits vorgeworfen. Beides nicht ganz zu Unrecht. Der Fehler der Deutschen, seine Meinung Anderen um jeden Preis aufzudrängen, ist bei unseren Socialdemokraten besonders stark entwickelt. Die Actionsschwäche ist aber im Grunde nichts Anderes als die Disciplinstärke, die zweifelhafte Kraftproben vermeidet, und die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters, der revolutionär denkt, aber, im Augenblick der Entscheidung, verfassungstreu handelt. Der Stuttgarter Congreß hat offenbar dazu beigetragen, die Hegemonie der Deutschen weiter zu erschüttern. Die reinliche Scheidung zwischen Radicalen und Revisionisten scheint auf die Dauer unvermeidlich. Und es kann schon jetzt keine Frage sein, auf welche Seite die deutsche Socialdemokratie sich der Mehrheit nach schlagen wird. Es wäre zu wünschen, daß der deutschen Regierung die Symptome der zunehmenden Nationalisirung unserer international gesalbten Volksführer nicht entginge. Sicherlich ist manches Richtige daran, was ein Franzose bemerkte: „Wenn Wilhelm II. sich entschlösse, ein auch nur dem Schein nach liberales Ministerium zu berufen, die deutschen Socialdemokraten wären die Ersten, die in das Lager der Regierung überliefen."

Englische Partei- und amerikanische Weltpolitik.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Die letzten Tage vor dem Schluß der englischen Parlamentssession haben dort noch sehr bemerkenswerthe Aeußerungen gebracht. Nicht so sehr im Unterhause selbst wie außerhalb seiner Thüren. Zu diesem Draußen muß man dabei auch die Schlußthronrede vom 28. August rechnen, da diese Ceremonie herkömmlich im Oberhause stattfindet, und die Commoners dabei nur als gnädig zugelassene Hörer vor den Schranken stehen. Diese Thronrede war wichtig durch das, was sie verschwieg, nämlich den Kampf zwischen beiden Parlamentshäusern. Die Krone äußerte sich darin über die Lage des Reiches sehr befriedigt, aber in vagen Umrissen; sie berührte die friedlichen Aussichten der allgemeinen Weltlage und verwies voller Selbstbewußtsein auf die der Orange-Colonie verliehene neue Verfassung; daneben betonte sie den bestimmten Entschluß zur ungeänderten Fortführung der irländischen Reformpolitik trotz der dortigen Schwierigkeiten und Widerstände. Die Verhaftung des Unterhausmitgliedes Mc Kenna hatte gerade die Verhältnisse der grünen Insel drastisch beleuchtet, natürlich war sie westlich des St. Georgs-Canals erfolgt und nicht im Westminsterpalast, dessen Räume den parlamentarischen Insassen unbedingt schützen. Aber von der Parlamentsreform und speciell der Umgestaltung der Peerskammer enthielt die Thronrede nicht ein Wort. Und doch hatte diese Absicht beziehungsweise Nothwendigkeit der Regierungspolitik den Brennpunkt der jüngsten Wochen gebildet. König Eduard weilte in Marienbad, trotzdem war dieses Schweigen der Thronrede seine persönliche Kundgebung zu dieser Frage. Man hat der Königin Victoria stets ausgeprägte Toriesympathien nachgesagt, und im Unterschiede von der Behandlung Gladstones hat sie Lord Beaconsfield auch wiederholt persönlich zu erfahren bekommen. Reservirter in dieser Hinsicht hielt sich bisher ihr Sohn, und der von ihm bevorzugte heimathliche Politiker Lord Roseberry war ursprünglich Whig, neuerdings freilich von den Gladstoneschen Ueberlieferungen merkbar nach rechts abgerückt. Aber dieses Schweigen der Thronrede über den wichtigsten Punkt der jetzigen parteipolitischen Kämpfe läßt sich doch vielleicht dahin deuten, daß der erste Sachsen-Coburger des großbritannischen Weltreiches der Whigregierung wenigstens unter Sir Henry Campbell Bannerman besondere Sympathien nicht zuwendet.

Ueber die „cynische" Haltung des Oberhauses gegenüber den wichtigsten Beschlüssen der Commoners hatte sich der Whigpremier in einer der letzten Unterhausdebatten bitter

Digitized by Google

geäußert und dafür den gereizten Widerspruch des Torieführers Artur J. Balfour erfahren. Noch schärfer aber ging mit diesem und seiner Partei der Finanzsecretär Asquith in das Gericht, außerhalb des Hauses, in einer Versammlung vor seinen Wählern. Was er dort sagte, traf den Kernpunkt der Lage. Der Schwestersohn und politische Erbe des Marquis of Salisbury sitzt im Unterhause, aber treibt die Politik der Peerskammer; man kann sogar sagen, daß er die Haltung dieser erlauchten Körperschaft bestimmt. Die Lords schicken die Beschlüsse der Commoners abgelehnt zurück, je nachdem es dem Führer der Torieminderheit im Unterhause angebracht scheint. Der Vorwurf des zu den besten Whigpolitikern gehörenden Finanzleiters traf vollständig zu, und er berührte die Balfoursche Politik an ihrer empfindlichsten Stelle. Die Unterhaustories mögen noch so sehr mit der Radicalisirung des Wahlrechts unzufrieden sein und dem politischen Gegengewicht der Peerskammer ihre Sympathien zollen: die indirecte Leitung der Unterhausopposition nach den Gesichtspunkten der erblichen Gesetzgeber zu billigen, können sie niemals zugeben; das würde auch der conservativste Torywähler übel auslegen und eventuell bei den Wahlen vergelten. Die gesammte Entwicklung der englischen Parteipolitik beruht auf dem Gegensatz der beiden Parlamentshäuser, und diese Leitung der Unterhausopposition nach den Wünschen des Oberhauses, so gut wie des letzteren Beeinflussung durch einen Commoner, verstoßen beide gleich sehr gegen die geschichtliche Ueberlieferung. Wie sehr, geht schon daraus hervor, daß kein Minister in einem Hause sprechen darf, dem er nicht als Mitglied angehört. In dem Protest gegen diese geschichtswidrige Amalgamirungspolitik hat der muthmaßliche künftige Führer der Unterhauswhigs ein sehr wirksames Schlagwort für die nächsten Wahlen ausgegeben.

Die jetzige Volksvertretung hat ihr Mandat im Nachwinter 1906 empfangen, und regulär hätte sie mithin das Daseinsrecht noch bis zum Herbst 1911; formell sogar ein reichliches Jahr länger. Trotzdem gehört die Auflösung des Unterhauses etwa im Frühjahr 1908 zu den stark ventilirten Möglichkeiten, und zwar von Seiten beider Parteien. Die Tories rechnen darauf, daß bei dem großen vorjährigen Wahlsieg ihrer Gegner deren örtliche Mehrheiten überwiegend recht schwach waren, und hoffen entsprechend diese Mehrheiten dann vielfach verschwinden zu sehen. Die Feindseligkeit des Radicalismus und die sichtbare Verwirrung in den irländischen Plänen der Whigs bilden weitere Factoren dieser ihrer Hoffnung. Andererseits kann die Regierung eine zwar zusammengeschmolzene Mehrheit leichter nächstes Jahr behaupten, als drei weitere Jahre darauf; herkömmlich bröckelt jede Ersatzwahl an der vorhandenen Unterhausmajorität bezw. an deren örtlichen Wählergrundlagen. Nur der Torywahlsieg von 1900 hat davon eine Ausnahme gebildet, da er das Ergebniß von 1895 lediglich wiederholte; aber diese Wahl wurde im Zeichen des Burenkrieges geschlagen, und solche Begleitumstände sind wohl in absehbarer Zeit nicht wieder zu erwarten. Mit der Parole der Oberhausreform können die Whigs das Wagniß des Wahlkampfes wohl auf sich nehmen; denn der erbliche Gesetzgeber ist im Lande überwiegend sehr unbeliebt, und die ihn verspottende Posse Lord Dondreary hat in London saisonlang volle Häuser erzielt. Wie man aber über dieses Thema in den geistig führenden Schichten der Nation denkt, haben schon weit früher die Romane von Dickens und Thackeray gezeigt, wobei zu bemerken, daß zwar der erstgenannte Dichter den breitesten Schichten des Volkes entstammte, der Letztere aber zu der titellosen Aristokratie seines Landes zählte. Unter diesen Umständen wird das Jahr 1908 vielleicht nicht nur für die große transatlantische Union einen tiefeinschneidenden Wahlkampf bringen, sondern auch für die ältere der angelsächsischen Weltmächte.

Wenn endlich die Thronrede vom 28. August den anglorussischen Vertrag über Asien nicht erwähnte, dann lag das ganz einfach daran, daß er noch nicht fertig war, seine Unterzeichnung ist erst am 31. vorigen Monats erfolgt. Das ständig für das engste Einvernehmen mit dem Zarenstaat arbeitende Cityblatt hatte indeß bereits angekündigt, daß dieser Vertrag für Rußland unerwartet große Vortheile enthalte; aber wie hinzugefügt wurde, die Sicherung Indiens könnte niemals zu theuer erkauft werden. Nach dieser Ankündigung versteht man dann freilich auch, wie am 26. August im Unterhause der indische Staatssecretär Morlay seine vollständige Beruhigung über die Lage im Pendschab äußern konnte. Die Hoffnungen der dortigen Unzufriedenen auf den russischen Beistand sind für absehbare Zeit hinfällig geworden. Die Stuttgarter Farce mit der tiefverschleierten Hindufürstin unter den Möchtegern-Pariavertretern aus Europa und Amerika war demnach ein gerade so leeres Schaustück, wie der Protest der ostasiatischen Delegirten gegen die Behandlung der gelben Rasse in Amerika: „Gleichheit für Alles, was Menschenantlitz trägt“ u. s. w. Die nordamerikanischen Delegirten riefen Beifall, dürften sich aber ihr Theil gedacht haben. Im Uebrigen ist der russische Minister des Auswärtigen, Herr v. Iswolsky, ein sehr gewandter Diplomat und hat nicht umsonst lange in Kopenhagen mit an dem Webstuhl der anglo-russischen Familienpolitik gesessen. Freilich ist seitdem Königin Louise gestorben und überhaupt diese Politik wenigstens in einigen Punkten wurzellos geworden. Aber auf jeden Fall hat der russisch-englische Abschluß bewiesen, daß der Zarenstaat für Asien noch keineswegs abgedankt hat, wie dieses einige seiner Gönner meinten, die ihn lieber wieder stärker auf Deutschland und Oesterreich-Ungarn drücken sehen wollten. Der Gegensatz der beiden Weltmächte auf dem asiatischen Festlande kann zeitweilig beglichen werden, aber er dauert fort.

Daß übrigens auch die nordamerikanische Präsidentenwahl des nächsten Jahres auf die englischen Verhältnisse hinüberwirken wird, gleichviel ob dort dann Wahlkampf ist oder nicht, leuchtet ohne Weiteres ein. Die irische Reformpolitik des Ministeriums Campbell Bannerman ist an dem Widerspruch der nordamerikanischen Irländer gescheitert, welche die Politiker der grünen Insel im Westminsterpalast aus ihrer Tasche bezahlen und dafür deren Haltung bestimmen. Bekanntlich bilden in der großen Union die Irländer herkömmlich eine Hauptstütze der demokratischen Partei, und diese dürfte demgemäß ziemlich stark in der Gegensätzlichkeit gegen das ohnehin wenig beliebte „Mutterland“ arbeiten wollen. Lehrreich aber ist der Gegenschlag, den dem gegenüber der nordamerikanische Republikanismus vorbereitet. Er beruft die mittelamerikanischen Staaten zur Schlichtung ihrer Zwistigkeiten nach jenem Washington, in dem vor bald 18 Jahren der erste panamerikanische Congreß getagt hat; 12 Jahre darauf ist ihm ein solcher in Mexiko und voriges Jahr der dritte seiner Art in Rio de Janeiro gefolgt. Thatsächlich wird der neue Congreß eine Wiederholung der früheren Washingtoner Tagung sein und dabei nicht mit dem Widerstande der südamerikanischen großen Republiken als Argentinien und Chile zu rechnen haben. Mexiko aber ladet mit der großen Union zusammen zu diesem Congreß ein, eine wohlverdiente Anerkennung für den hochbefähigten Dictator Porfirio Diaz, die nur leider für die mexikanische Stabilität nach dem 77jährigen Staatsmann keinerlei Gewähr enthält. Es wird interessant sein, zu beobachten, wie sich dazu die südamerikanischen Mächte stellen werden. Auf jeden Fall haben damit die Republikaner in ihr nächstjähriges Wahlspiel einen Factor hineingebracht, dessen populäre Wirkung vielleicht sogar das Gewicht der tödtlich beleidigten Milliardentrusts überbieten könnte.

Digitized by Google

Naturgeschichtliches über weibliche Bauthätigkeit.

Auch ein Beitrag zur Frauenfrage.

Von G. Heuser, Architekt (Köln).

In einem früheren Aufsatz wurde erwogen, ob „Frauen im Baufach“ Aussicht auf Erwerb haben, und darauf hingewiesen, daß sie in Deutschland bisher noch am wenigsten darin zur Geltung gekommen sind.*)

Es soll hiermit weiter untersucht werden, wie weit Lebewesen weiblichen Geschlechtes zur Bauthätigkeit gelangen, und diese sei zunächst bei verschiedenen Thierarten einer kurzen Betrachtung unterzogen.

Sehr lehrreich sind Schilderungen über Thiere, die ein wohlgeordnetes Gesellschaftsleben führen. Das beste Beispiel geben die Bienenstaaten. Ihre kunstvollen Zellenwohnungen erfordern eine hochentwickelte technische Geschicklichkeit, und die Weibchen sind ausschließlich die Baumeisterinnen.

Leider aber müssen sie dabei die Frauennatur zum Opfer bringen. Im Larvenzustand erhalten sie vom vierten Tage ab eine minderwerthige Kost, so daß die specifisch weiblichen Organe verkümmern.

Als geschlechtslose Arbeiterinnen haben sie einen hohe Anforderungen stellenden Beruf. Sie müssen Honig sammeln, Wachs bereiten, daraus die dünnwandigen Waben erbauen und unterhalten, sie müssen lüften, reinigen und die Brut pflegen.

Die Maßregeln sind, um sich vor Uebervölkerung zu schützen, so grausam, daß auf ein Volk von etwa 20 000 Arbeiterinnen nur eine Königin, eine Bienenmutter kommt, die das Glück hat, geliebt und bestens bedient zu werden. Dazu kommen gegen 1000 Männchen, die als lediglich faulenzende Drohnen bekanntlich im Herbst als überflüssige Kostgänger abgeschlachtet werden.

Ebenso erbarmungslos ist bei Ameisen und Termiten die Lösung der socialen Frage. Auch ihre Bauten sind bewunderungswürdig, und wieder sind es verkümmerte Weibchen, die zu solchen Leistungen die Fähigkeit haben.

Wenn man die geistige Entwicklung lebender Wesen nach der Vollkommenheit ihrer technischen Erzeugnisse beurtheilen darf, dann sind im Thierreich die Bienen, Ameisen und Termiten die talentvollsten. Die Männchen aber stehen an Intelligenz weit hinter den Weibchen zurück, bei den Ameisen übrigens auch bedeutend an Größe, und sie sterben gleich nach der Begattung.

Ludwig Büchner sagt in seinem „Geistesleben der Thiere“: „Man sieht, daß bei den Ameisen das Uebergewicht des weiblichen Geschlechtes über das männliche nach allen Richtungen unbestritten und in einer Weise durchgeführt ist, die den Neid auch der kühnsten Vorkämpferinnen der menschlichen Frauen-Emancipation zu erregen geeignet sein dürfte.“ Erkennt aber ein Weib das höchste Glück darin, Gattin und Mutter zu werden, dann ist dieser Ruhm schwer erkauft, weil eben die arbeitende Ameise ganz darauf verzichten muß, Ehefreuden zu genießen.

In dieser Hinsicht mehr dem Ideal unserer Frauen entsprechend ist die Stellung der Weibchen bei den meisten Vogelarten. Hier ist die Zahl der Männchen überwiegend, und mit allen Mitteln an Kraft, Schönheit und Sangeskunst, in denen sie den Weibchen überlegen sind, wird um diese geworben.

Bei Brehm heißt es nun kurz in der Einleitung: „Das Weibchen baut, das Männchen trägt zu.“ Doch giebt es auch Ausnahmen; so fertigen die Männchen der „Weber“, der Zaunkönige und anderer kleiner Vogelarten ebenso sorgfältig ausgeführte Nester, wie die Weibchen anderer Vögel.

Viel geringere Befähigung für die Baukunst haben die Fische. Ein seltenes Beispiel ihrer Bauthätigkeit giebt der Stichling. Hier sind es die Männchen, welche das Nest herstellen, die Eier behüten, die Jungen führen und bewachen, während die zankfüchtigen Weibchen ein wahres Pantoffelregiment führen.

Von den Menschen abgesehen, haben auch die Säugethiere gleich den Fischen nicht den Kunsttrieb, wie die Insecten und Vögel. Einige Nager indessen bauen Wohnungen und bei den Zwergmäusen sind es wieder Künstlerinnen, die mit großem Eifer sehr geschickte Nester bauen. Sie gewinnen dabei an Uebung; ältere Mütter erzeugen bessere Arbeit, wie die jüngeren.

Größere Nagethiere, die Biber, welche man als die Wasserbau-Ingenieure des Thierreichs bezeichnet, fällen Bäume und erbauen Staudämme und Wohnburgen. Hierbei mag nur die Auskleidung der Räume von den Weibchen allein besorgt werden, bevor sie Junge werfen.

Erinnern wir schließlich noch an die Nestbauten der uns stammverwandten Affen, so werden diese wahrscheinlich von beiden Geschlechtern hergestellt. Ebenso wie andere Thiere gelangen sie auch zu einer ersten Bekleidung, indem sie schützende Gegenstände als Decke benutzen und das wird wohl die Mutter auch für ihre Jungen thun.

Mit den Händen arbeitend wie wir, erzeugen die Affen auch ein erstes „Hand-Werkzeug,“ indem sie mit Steinen Nüsse klopfen, oder solche und andere Dinge als Wurfgeschoß benutzen.

Auf verschiedene, bei der Bauthätigkeit erforderliche technische Einzel-Leistungen sei noch aufmerksam gemacht.

Die Herstellung eines Deckels oder einer Hausthür, worüber ich eine vergleichende Studie mit Abbildungen veröffentlichte, gelingt verschiedenen Thieren.*)

Die kunstreichste Thür, mit Nutung, Angel und mit Schloß versehen, wird sowohl die mütterliche Minirspinne fertigen, weil sie in dem Gehäuse die Eier legt, wie auch das Männchen, da beiden die Wohnung zugleich als Falle für die Beute dient.

Auch eine Hauptarbeit der Hausfrau, das Nähen, verstehen einzelne Thiere. Hierbei sei auf meinen Aufsatz über „Natürliche und künstliche Erzeugnisse“ verwiesen, der ihre Verwandtschaft durch verschiedene Nahtformen deutlich macht.**) Bewunderungswürdig ist die Näharbeit an dem Nest des „Schneider“-Vogels, der seinem Talent den Namen verdankt, und gewiß ist es oft eine tüchtige Näherin, die den Schnabel als Nadel benutzt.

Dieser flüchtige Ueberblick lehrt, daß das weibliche Geschlecht eine angeborene Befähigung für die praktische Seite der Bauthätigkeit besitzt. Man kann das dadurch erklären, daß durch die kommende Geburt und Pflege der Jungen der lebhafte Drang gezüchtet wird, eine schützende Behausung aufzusuchen oder herzustellen. Gewöhnlich hört mit der Mutterschaft die Bauthätigkeit auf, aber nicht immer: bei geschlechtslosen Insecten wird sie dauernd, also berufsmäßig.

Allgemein indessen wird bei allen Lebewesen der Bautrieb durch das Bedürfniß wachgerufen, die Haut durch eine wärmende Hülle zu bedecken; es entsteht, wie ich in den angemerkten naturwissenschaftlichen Studien ausführte, als „Organprojection“, als technische Ergänzung der natürlichen Haut das vor äußeren Einflüssen bewahrende Haus.

Zwar ist nach Vorigem bei den Weibchen die Baulust am stärksten; aber die Männchen helfen oft, und zuweilen ist es umgekehrt.

Die Betrachtung zeigt überhaupt, daß es in der Natur keine Normen, keine festen Grenzen giebt. Die Regeln haben oft Ausnahmen, und man kann nicht sagen, daß Alles im Leben dauernde Bestimmung sei.

Bei beiden Geschlechtern geht der Bautrieb nicht selten

*) Gegenwart, Jahrgang 1905, Nr. 36.

*) „Ueber den Bautrieb.“ Die Natur, Nr. 25, Jahrg. 1901.

**) Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Nr. 38, Jahrg. 1904.

Digitized by Google

in den Spieltrieb über. Kaum fertige Nester werden aus Arbeitslust wieder abgerissen, um neue zu bauen, oder sie erhalten sogar wohlgefällige Zuthaten. Die Colibris schmücken ihre Nester und die „Lauben"-Vögel bauen außerdem überdeckte Gänge und sammeln dazu Schmuckgegenstände. „Diese in hohem Grade verzierten Versammlungshallen sind als die wunderbarsten Beispiele von Vogelarchitektur zu betrachten." (Darwin.) Es heißt allerdings, daß hier ausnahmsweise das Männchen vornehmlich der Baumeister sei.

Angelangt bei den Anfängen eines Schönheitssinnes, der sich auch bei Thieren bemerkbar macht, kommen wir nunmehr zum Schlusse auf die „Frauen im Baufach" zurück.

Wie Werke über die Naturgeschichte des Menschen lehren, wird bei primitiven Völkern gewöhnlich den Frauen die ganze Arbeitslast aufgebürdet. So lange die einfachen Hütten aus Erde, Fellen oder Matten ohne vorgezeichneten Bauplan ausgeführt werden, geschieht das im Wesentlichen durch Frauen. Indem sie dabei auch Flecht- und Webarbeit fertigen, entstehen die ersten Anfänge von Schmuckformen.

Wie Gottfried Semper in dem berühmten Werk „Der Styl" ausführt, gebührt der textilen Kunst unbedingt der Vorrang, der alle anderen Künste ihre Typen und Symbole entlehnten. Auch bei Herstellung von Thongeschirren, durch die keramische Kunst, mögen aus Frauenhand manche Zierrathen hervorgegangen sein. Es sind dies zunächst freilich ohne vorherige Absicht durch eine Technik entstehende geometrische Reibungen; aber damit wird der Grund gelegt zu den bei Frauen beliebten kunstgewerblichen Arbeiten.

In den Homerischen Gesängen heißt es bei der Schilderung der Burgen des Odysseus: „Teppiche ringsum, fein und künstlich gewirkt, bedeckten sie, Werke der Weiber".

Ganz anders wie bei Thieren nnd Naturmenschen hat sich die Bautechnik bei Culturvölkern entwickelt.

Hütten und Zelte sind verschwunden, und es ist eine Theilung entstanden in die grundverschiedene Arbeit auf der Baustelle und eine solche in den Arbeitsräumen des Hauses. In Bayern, Oesterreich und Italien sehen wir wohl noch Arbeiterinnen als Handlanger bei der Bauausführung, aber da empfindet man wie Bebel, der in seinem Buche „Die Frau" sagt, daß beim Eisenbahn- oder Hausbau schwer arbeitende — selbst schwangere — Frauen zu sehen, kein schöner Anblick sei. Alles Weibliche würde abgestumpft, die Natur auf den Kopf gestellt. Namentlich werden Frauen nicht danach streben, in schweren Handwerken als Maurer, Schlosser oder Steinhauer thätig zu sein.

Ein neues Arbeitsgebiet aber könnte sich ihnen eröffnen in den Geschäftsräumen der Architekten, Ingenieure und Bauunternehmer.

Wir haben darüber im anfangs genannten Aufsatze berichtet. Die Bestrebung ist in Deutschland noch eine ganz junge, und nur mit einem Satz heißt es darüber im Handbuch der Frauenbewegung: — Bd. V 1906 — „Neuerdings wird auch die Ausbildung technischer Zeichnerinnen für Architekten, Maschinenfabriken, topographische Institute zum Theil mit gutem Erfolg angestrebt".

Hierauf folgen in dem Buche zahlreiche Angaben über entsprechende Lehranstalten, die für Frauen bestimmt sind, oder in denen sie zum Studium zugelassen werden, worunter auch die von Cöln genannt ist. In dem Lehrplan jedoch für kunstgewerbliche und „technische" Zeichencurse des Vereins weiblicher Angestellter, für den ich im Unterricht thätig war, ist seitdem nur das kunstgewerbliche Zeichnen beibehalten.

Bei uns haben junge Mädchen noch wenig Neigung, mit Ausdauer am Reißbrett zu sitzen und mit nüchternen Constructionen sich zu befassen. Wie aber von solchen aus Rußland, Schweden, England und namentlich Amerika berichtet wird, kann es auch in Deutschland dahin kommen, daß Damen das geometrische Zeichnen in verschiedenen Maßstäben erlernen, wie es die Baupläne erfordern.

Ein dem Manne gleichwerthiges Mitwirken von Frauen im Baufach auf Grund umfassender theoretischer Bildung könnte vielleicht möglich werden, wenn sie, wie die fleißige Arbeitsbiene, ganz auf die Mutterschaft verzichten. Der Ausführung hierüber im vorigen Artikel möchte ich zuletzt den Hinweis auf eine sociale Erscheinung anschließen.

Die Männer sterben früher wie die Frauen, letztere erhalten bekanntlich bei Lebensversicherungsanstalten weniger Renten. Wo die Körperbewegung durch die großartigen Verkehrserleichterungen und die Arbeitsmaschinen ganz erspart wird, leidet bei sonst reichlicher Nahrung und die geistigen Kräfte einseitig anstrengenden Berufen die Gesundheit vieler Menschen, und namentlich die Männer der besseren Gesellschaftsclassen haben sich den durch die Fortschritte der Technik wesentlich veränderten Lebensbedingungen noch nicht angepaßt.

Das scheint auch Ursache, daß viele Familien nur wenige oder gar keine männlichen Nachkommen haben, so daß auch hierdurch ein Ueberschuß nicht selten blutarmer, weiblicher Personen entsteht. Wenn schon gesunde Frauen, so sind jene erst recht ungeeignet für Berufe, die selbst die Männer aufreiben. Architekten zum Beispiel, die in künstlerischer, technischer und kaufmännischer Beziehung auf der Höhe sein wollen, gehen so sehr in ihren Arbeiten auf, daß viele gar nicht zum Heirathen kommen. Michelangelo, Leonardo da Vinci, Schinkel und viele andere Baukünstler sind Junggesellen geblieben. Nicht selten bleiben die Ehen dieser und der Gelehrten-Berufe überhaupt kinderlos, und Frauen, die sich den Künsten und Wissenschaften widmen, haben für die Mutterschaft gewöhnlich nicht mehr die nöthigen Eigenschaften.

Felicie Ewart berichtet in ihrem lesenswerthen Buche: „Eine Abrechnung in der Frauenfrage" über die Unlust zur Ehe bei den selbstständigen amerikanischen Frauen und sagt: „Die Werthschätzung der Mutterschaft als wichtigsten Frauenberuf ist ein werthvoller Factor für die Gesellschaft, für die Aufzucht der Rasse." Wie wir sahen, sind dagegen Insecten so praktisch, gegen Uebervölkerung davon nur bei einzelnen Weibchen Gebrauch zu machen, und für die Menschheit kann es auch gegen Abartung von Vortheil sein, wenn der hochreife, aber einseitig gezüchtete Theil sich nicht weiter fortpflanzt. Die Kriege sind ein grausameres Mittel, sie tödten den guten männlichen Nachwuchs.

Mit der Verfasserin jedoch nach neuen, zeitgemäßen Berufen suchend, die den Frauen angemessen sind und eine Heirath nicht ausschließen, möchte auch ich als Grundlage ihnen mehr technische und naturwissenschaftliche Bildung empfehlen. Dazu aber ist so viel Uebung im Zeichnen erwünscht, daß sie ihrem Gestaltungsdrang folgen und ihre praktischen oder schönen Ideen zu Papier bringen können. Das soll sie befähigen, sich gelegentlich für eine Anstellung an technischen Betrieben weiter zu üben, oder ihren überbürdeten Mann wirksam zu unterstützen und zu ergänzen, wenn dieser in einem der zahlreichen Fächer des Bauwesens thätig ist.

Unser Maschinen-Zeitalter stellt Frauen wie Männern immer neue Aufgaben und drängt zu ewig wechselnder Anpassung, denn Natur und Technik kennen kein Endziel.

„Ach, Jena! Jena! lieber Sohn."

Eine Erinnerung von Den. (Barth).

„Ach, Jena! Jena! lieber Sohn," so ruft wohl mancher alte Herr mit Reuters altem „Pastur". „Stoßt an! Jena soll leben! Die Philister sind uns gewogen meist" ꝛc. Vor 50 Jahren war das jedenfalls so. Jetzt im Zeitalter der Eisenbahn, da Jena doppelt und dreifach so viele Einwohner und Studenten

Digitized by Google

zählt, als dazumal, mag sich Vieles geändert haben. Anno 1858 im Jenenser Jubiläumsjahre waren Studenten und Philister ein Herz und eine Seele. — Ziegenhain! „Mein Liebchen ist von Ziegenhain, drum muß ich stets b— sein.“ Bierdorf in einer Waldschlucht auf dem rechten Saale-Ufer. Verräucherte Dorfschenke. Philister und Studiosen hinter den hölzernen Kannen bunt durcheinander. Major v. Knegel mit seinen Töchtern, Fechtmeister Roux, auch Professoren. Bekannt sind im ganzen Reiche die Ziegenhainer, präparirte Schwarzdornstöcke, Erfindung der Brüder Knape aus Ziegenhain vor nunmehr 100 Jahren. — Lichtenhain, links von der Saale, wo die „Thuringia“ ihre Hoftage abhielt. Vierzig Häuser hatten Brau- und Schankgerechtigkeit! Victualien aber mußten aus dem Wirthshause geholt werden. Das erste „Kännchen“ kostete 14 Pfennige, das zweite nur 12, die große „Kanne“ 24, dann 22 Pfennige ꝛc. Je mehr man trank, desto billiger wurde es. Für den Unkundigen ein merkwürdiges, minderwerthiges Getränk, aber — gesund, vorausgesetzt, daß man nicht so viele Kannen sich einverleibte, wie der damalige „Herzog von Lichtenhain“, der seine hohe Würde mit 24 Kannen errang (4 Uhr Nachmittag bis 12 Uhr Mitternacht) und beim Antritt seiner hohen Stellung eine Bierrede hielt, die von der Schöpfung der Welt anfing und mit dem Jammer (er meinte wohl Katzenjammer) unserer Tage endigte.

Wer die Solidarität aller Stände kennen lernen wollte, der mußte das Schützenfest auf der Rasenmühle mitmachen, wo der Stadtmusikus Hemmann die Musik lieferte. Sobald die Musik das thüringische Volkslied anstimmte: „Ach wie wärs möglich dann, daß ich Dich lassen kann“, sang das ganze Publicum mit, Studenten und Philister. Bei Stade freilich, dem Componisten des berühmten: „An der Saale hellem Strande stehen Bürger stolz und kühn“, fanden diese Leistungen keine Gnade. „Wenn ich den Hemmann höre — meine Nerven!“

Ich wohnte bei einem Glasermeister am Eichplatze. Die Frau war eine Schwäbin. Sie hatte längere Zeit Besuch von ihrer Nichte, Rechtsanwaltstochter, einer bildschönen, stattlichen Blondine mit dunkelbraunen Augen, die „schöne Emma“ genannt. Natürlich zog die ganze Familie auch auf die Rasenmühle, als Hausgenossen auch meine Wenigkeit und ein junger Doctor der Medicin. Kaum hatten wir einen Platz erobert, da stellte sich mir ein stattlicher junger Mann mit colossalem, martialischem Schnurbart vor, und zwar als „Kaiserlich türkischer Major“. Man bittet ihn, Platz zu nehmen. Er verwendet kein Auge von der schönen Emma, sucht ihr näher zu kommen, begleitet uns am Abend nach Hause, bittet um Erlaubniß, Besuch machen zu dürfen. Einen Tag später theilt mir meine Wirthin mit, daß der „Kaiserlich türkische Major“ ihrer Emma in aller Form einen Heirathsantrag gemacht hat, und bittet mich, Erkundigungen über seine Person einzuziehen. „Denn mer könne doch nit so blindlings neinfalle“. — Da ich wußte, daß der Herr mit der „Thuringia“ verkehrte, begab ich mich in die „Heinei“, das Speiselocal der Verbindung, und wandte mich an den Senior, der mir mit der größten Höflichkeit die Auskunft gab, daß sie weiter Nichts von dem Herrn wüßten, als daß er in allen ritterlichen Künsten: Reiten, Schießen, Fechten auf Hieb und Stoß brillirte. — Selbstverständlich genügte das weder der Tante noch der schönen Emma, und der Mann verschwand am folgenden Tage.

Anno 1558 hatte Johann Friedrich der Großmüthige, aus seiner Gefangenschaft beim Kaiser Karl zurückgekehrt, die Universität Jena gegründet. Nun wurde 1858 das 300jährige Jubiläum gefeiert. Auf dem Markte war die Bildsäule des Kurfürsten errichtet. Sie wurde unter Betheiligung aller studentischen Verbindungen, der akademischen Körperschaften und der ganzen Bürgerschaft in Gegenwart des Großherzogs und seiner Gemahlin enthüllt. Ein Festcommers wurde in der Festhalle abgehalten, die im „Paradiese“ errichtet war, einer an der Saale gelegenen, von Lindenalleen umgebenen Wiese. Es war in der That großartig.

Hervorragende Männer der Wissenschaft, die damals in Jena lehrten, waren Kuno Fischer und Gustav Droysen, für einen kleineren Kreis auch der urgelehrte, scharfsinnige Sprachforscher Schleicher.

Da im damaligen alten Universitätsgebäude kein Auditorium zu finden war, das nur annähernd dem Bedürfniß genügt hätte, so war ein großes uraltes massives Bauwerk in der Leuthragasse dazu bestimmt worden, die mindestens 120 Hörer des Philosophen Fischer aufzunehmen. Der Hörsaal, ziemlich so groß wie ein mäßiger Tanzsaal, glich einem großen Pferdestalle. Um drei Uhr Nachmittags erschien der Herr Professor (nach seinem Spaziergange auf dem nahe gelegenen Walle, bei dem er, in sich gekehrt, wohl noch memorirte und an seinem Vortrage arbeitete), im Hörsaale: mittelgroße, sehr breitschultrige Gestalt mit blühendem, runden Gesichte, blondem Haar und starkem Schnurbart — ganz germanischer Typus. Auf der Stirn eine tüchtige Schmarre. Haltung fast militärisch stramm. Der ganze Mann ein Bild leiblicher und geistiger Kraft und Gesundheit. So schritt er den Saal entlang zum Katheder: „Hochgeehrte Herren! In unserer letzten Vorstellung“ — Schmunzeln und unterdrücktes Lachen auf allen Bänken — „Vorlesung“ — verbesserte er sich. — Ja freilich! Eine Art theatralischer Vorstellung war jede seiner Vorlesungen. Elegante Diction, überraschende Geistesblitze, kein Stocken, keine Wiederholung. Selbstverständlich freier Vortrag mit einem kräftigen, sonoren Bariton, dem auch weiche Töne zu Gebote standen, wenn er z. B. bei Schilderung des Niederganges der alten Heidenwelt aus der „Braut von Korinth“ die Strophe declamirte:

„Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!

Nur zuweilen ging der hohe Styl zum gemüthlichen Gesprächtone herab, wenn er humoristisch sein zu müssen glaubte: „Es ist nicht zu begreifen, meine Herren, wie die Menschen sich das denken, daß Diogenes in einer Tonne gehaust haben soll, die er nach Bedürfniß in der ganzen Stadt herumwälzte, bald hierhin, bald dorthin. Er war ja doch damals noch Hauslehrer bei dem Xeniades, und einen Hauslehrer läßt man doch nicht in einer Tonne wohnen.“ (Große Heiterkeit, auch am Tische des Erbprinzen von Weimar und seines Gouverneurs in der Nähe des Katheders.) Der Hieb saß. — „Die Sache verhielt sich vielmehr so: Vor dem Tempel des Dionysos und der Demeter, Metroon genannt, lag als Symbol des Weingottes eine feste steinerne Tonne, in welcher bei schlechtem Wetter auf seinen Streifzügen durch die Stadt der Hundsphilosoph eine Unterkunft suchte.“

Der Professor fühlte sich auch zu einer Ehrenrettung der übel beleumundeten Xanthippe moralisch verpflichtet: „Wir müssen der Xanthippe gerecht werden, meine Herren. Denken Sie sich mal ein tüchtiges Weib aus dem Volke, ohne höhere geistige Bildung, aber mit einem starken Erwerbssinne ausgestattet. Sie hält ihre kleine Wirthschaft in musterhafter Ordnung; aber die Vermögensverhältnisse sind nur beschränkt. Man muß sich behelfen, wie man kann. Und nun treibt sich ihr lieber Sokrates den ganzen Tag in der Stadt umher, um die Leute besser und klüger zu machen, verdient damit aber keinen Groschen. Selbst wenn ihm der vielfache Millionär Alcibiades ein großes Landgut schenken will, weist er es stolz zurück. So dumm zu sein! Welche Honorare ließen

Digitized by Google

sich die Sophisten für ihre zweifelhafte Weisheit bezahlen! — Konnte die Frau von ihrem beschränkten Standpunkt aus wohl anders denken? War es ein Wunder, wenn sie dem Manne die Hölle heiß machte? Er sollte nur ein bißchen verdienen. Er sollte seinen Geist, vor dem sie gewiß den größten Respect hatte, in klingende Münze umsetzen. Hätte er das gethan, so war sie ohne Zweifel eine ganz liebenswürdige Ehefrau." Die Hörer waren alle davon überzeugt.

Der Historiker Droysen las in demselben colossalen Auditorium seine Geschichte des 18. Jahrhunderts. Kein so glänzender Rethor, aber ein packender Redner. Die Menschen des 18. Jahrhunderts standen in Fleisch und Blut vor unsern Augen. Da stand Droysens untersetzte Gestalt auf dem Katheder, das massive Gesicht von einem dunklen Barte eingerahmt, die Hände meistens bequem in den Hosentaschen. Und wie er nun große Menschen charakterisirte, verworrene politische Verhältnisse kennzeichnete und entwirrte, — wer hätte da wohl denken können, daß der Mann (wie er uns in seiner „historischen Societät", einer Art historischen Privatseminars, ganz offen gestand) sich nicht selten bemühte, neben seinem Vortrage noch einen anderen Gedanken weiter zu spinnen — eine originelle Art geistiger Gymnastik. Welchen geringen Aufwand von Geisteskraft erforderte also wohl diese berühmte Vorlesung, in der mehr als hundert Hörer den großen Geschichtsforscher bewunderten. Und wie gering mochte er selbst von dieser Leistung denken, während er sehr stolz auf sein altegyptisches Colleg war, in dem er höchstens ein Dutzend Hörer hatte, die oft mit peinlichen Gefühlen zusahen, wie der große Gelehrte sich irrte, mit der Kreide Hieroglyphen an die Wandtafel malte und sie wieder auslöschte — peinlich für uns alle, aber eine Bestätigung des Goetheschen Wortes, daß wir uns am meisten einbilden auf das, was uns schwer fällt, und wenn es auch recht werthlos wäre.

An unsere Dichterfürsten erinnert so Vieles in Jena. Des „Professors" Schiller Gartenwohnung ist eine Baulichkeit, mit welcher verglichen manche unserer modernen „hygienen" Arbeiterwohnungen ein Schlößchen genannt werden kann. Ein Gang über die Saalebrücke führt uns in die östliche Vorstadt Wenigenjena mit dem bescheidenen Kirchlein, in dem Schiller mit Charlotte getraut wurde. Dicht an der Brücke, auch in Wenigenjena, liegt das Wirthshaus „Zur Tanne", in dessen oberem Stübchen, mit dem Blick auf die Saale, Goethe den Erlkönig dichtete. Eine halbe Meile stromabwärts liegt auf dem rechten Saale-Ufer das Dorf Kunitz, zu meiner Zeit rühmlich bekannt durch die Kunitzer Eierkuchen, ein dem Berliner „Storchneste" ähnliches Kunstproduct. Aus diesem Dorfe kam, als Goethe einst in der Tanne logirte, bei Nacht und Nebel ein Bauer zur Stadt geritten, mit seinem (wahrscheinlich an Diphtherie) erkrankten Söhnchen, um ärztliche Hülfe zu suchen. Auf dem Rückwege nach Kunitz starb das Kind. Wenn an einem naßkalten Novemberabend den Fluß dichter Nebel deckt, aus dem „die alten Weiden so grau" und gespensterhaft hin und wieder auftauchen, während die geschwollene Saale eine unheimliche Melodie dazu gurgelt, da mag man die Phantasien des fiebernden Knaben verstehen. Sie haben dem großen Dichter den Stoff zu seiner ergreifenden Ballade geliefert.

Schönheit und Wahrheit.

Eine ästhetische Plauderei von Dr. Wilhelm Meßner (Berlin).

Schönheit ist ein Wort, das in der Zeit des Realismus viele Verdächtigungen erleiden mußte. Es war beinahe so weit gekommen, daß die Künstler sagten, was schön ist, ist nicht wahr und was nicht wahr ist, ist nicht schön in unserem Sinne.

Die Menschheit plagt sich oft um Dinge, die die Natur längst gelöst hat, und sie brauchte nur auf das Rauschen des Waldes zu hören und der Vögel Gesang, nur die Linien der Berge mit Andacht zu betrachten, den Körper eines Tieres, die Flügel eines Schmetterlings, um den Begriff der Schönheit zu erraten. Und es bleibt wohl richtig, daß schön auch immer wahr ist. Aber was jene Kunst aufstellt, gilt doch in einem höheren Sinne der Wahrheit, als sie es selbst oft verstanden wissen will.

Ein höherer und ein niederer Sinn der Schönheit und der Wahrheit. Was bedeutet das? —

Zuerst ist die einfache Wahrnehmung der natürlichen Formen eine Freude. Wir kennen alle die Erholung, die uns die Natur draußen nach Tagen oder Stunden der Arbeit gewährt. Der Kaufmann verläßt ermüdet das Geschäft, der Künstler sein Atelier, der Gelehrte seine Studirstube; und die Abendsonne über sanften Hügeln, ein wogendes Kornfeld, ein freier Ausblick über die Felder, das Tirilliri der Lerche, ein Häschen im Kohlfeld gewährt ihm ein seltenes Entzücken. Das erste Grün auf den Birken im nahen Wald, die von Sonnenstäubchen erfüllte Luft machen sein Herz weit und seine Sinne froh. Ein hohes Gefühl der Freiheit erfüllt seine Seele, und wenn er jetzt an seine Arbeit denkt, dann fliegen ihm Gedanken zu, die er tagelang mit vergeblichem Bemühen suchte. Sein durch die Schönheit der sorglosen Natur befreiter Geist wird zum schöpferischen Künstler, die Beziehungen zwischen ihm und den Menschen, um die er sich sorgte, sind klarer und von allem Kleinlichen befreit, angesichts der viel größeren freieren Ordnung der Natur. Die höhere Wahrheit ist es, die sich hier dem Menschen in schöner Gestalt offenbart und ihn zu schönen freien Thaten hinlockt.

Man kann aus diesem seelischen Bade eine vortheilhafte Gewohnheit machen, und der Mensch, der sich so gewöhnt hat, in allen schwierigen Fragen des Lebens die Natur draußen zu befragen, wird die moralische Einwirkung der Schönheit an sich selbst erfahren. Was uns beim Anblick der frei aufragenden Berge, was uns im schattigen Walde oder am Strand des den großen Himmel athmenden Meeres bewegt, ist der tief innere Sinn der Schöpfung, ist die Schönheit dieser Welt, ist ihre große göttliche Ordnung. Wir sind dem Quell alles Werdens und Gewordenen nahe, wir athmen die Harmonie der Himmelssphären, und ihr liebliches Spiegelbild entzückt uns schon, wenn wirs nur im schwarzen Glast eines Wiesentümpels betrachten. Wir sind dem Schöpfer nahe in seiner Schöpfung.

Und was von der Natur draußen, gilt auch vom Menschen selbst. Die Seele, die sich so in der Betrachtung und Andacht zu Gott erheben kann, ist ja ein viel reinerer Spiegel noch seiner Gedanken, als die Seen und Flüsse Spiegel des Himmels und der Wolken über ihnen sind. Die Seele weitet sich und nimmt jegliche Gestalt auf, die in den Lüften, im Wasser und auf der Erde Gottes Gedanken verkündet. „Eine schöne Seele," sagen wir, aber wir vergessen nur zu oft, daß wir selbst diese schöne Seele sein könnten, wenn wir uns nur ein wenig von unserem Tagewerk und von uns selbst entfernen, um die größeren und freien Ausblicke auf dem Felde draußen und in den Bergen, die feineren Einblicke im engen Revier des Waldes in sie eingehen zu lassen.

Schönheit ist Wahrheit, aber stets die höhere Wahrheit, die weitere Bezirke in ihrer Harmonie zusammenfaßt, als das Ichleben einer einzelnen Creatur, ob Mensch, ob Thier, ob Pflanze, ergreifen kann. Die andere Welt immer zu Worte kommen lassen, das heißt, die Schönheit genießen. Darum sind alle wahren Lehrer der Menschheit Prediger dieser Schönheit Gottes. Man thut dem Menschen keinen Gefallen, wenn man ihn auf sich selbst beschränkt, wenn man ihm die Eitelkeit alles Seins predigt, der doch nur die Eitelkeit des

Digitized by Google

Einzelnen ist. Wer um sich schaut, kann nicht an der Schönheit vorüber, er verschließe sich denn der Wahrheit.

Das Auge des Menschen ist der Künstler dieser Schönheit. Es giebt die Erscheinungen wieder je nach ihrem Wert, erzeugt eine Fernsicht, die jeden Gegenstand in seiner wesentlichen Erscheinung mit allen Farben und Schatten in sein Bereich zieht, macht in der Nähe die kleinen Gegenstände bedeutend und giebt ihnen bei einem großen Ueberblick den Rang und die Kraft, die sie in der Harmonie der Gesammtlandschaft haben. Dem aufmerksamen Auge hat jede Stunde im Jahr ihre eigene Schönheit und jede Stunde des Tages und der Nacht. Das Antlitz der Erde verändert sich von Woche zu Woche.

Der Wahrnehmung der Schönheit folgt die schöne That so gesetzmäßig, wie das Ausathmen dem Einathmen folgt. Und wieder ist es wunderbar, wie die Natur aus jedem noch so verachteten Stoff Schönheit zu prägen weiß. Der schmutzige kleine Stadtjunge, der seinen Kameraden aus Lebensgefahr rettet, ist schön in seiner Armuth, schön in seinem vernachlässigten Gewand. Wer war schöner als der häßliche Socrates, da er im Gefängniß im Gespräch mit seinen Schülern den Tod erwartete. Kann sich der König in seinem prachtvollen Gewande an Schönheit dem Diogenes, der in einer Tonne hauste, vergleichen, da er zu ihm sagt „geh mir aus der Sonne“? — Als Sir Harry Vane, der Kämpe für Englands Gesetze, auf einem Schubkarren den Hügel zum Tower hinaufgeschleppt wurde, wo man ihn hinrichtete, schrie einer aus der Menge: „Nie saßest Du auf einem so königlichen Sessel.“

Was ist nun aber die Schönheit, die uns der Künstler schafft, und was hat sie mit der Wahrheit zu thun, von der unsere moderne Kunst so viele Worte macht? — Sicher ist seine Wahrheit nur schöner, wenn er dort draußen in der Natur und dort innen in der Seele des Menschen lebt, die ihre geheimnißvolle Heilkraft auch auf jeden Laien ausübt. Sucht er aber die kleinliche Wahrheit seiner eitlen Menschenseele, findet er die höhere Wahrheit ebenso wenig wie der Kaufmann, der Officier, der Beamte. Gerade wenn Wahrheit und Schönheit eines sind, so sind sie es immer nur in ihrem weiteren Begriff, den ihnen die Natur und ihre großen Zusammenhänge zwischen Sommer und Winter, Blüte und Frucht giebt. Der Künstler, der diese Harmonie nicht wahrnimmt und nicht lebt, der die Forderung des Menschenthums nicht erfüllt, wird, selbst wenn es seine Wahrheit ist, immer nur die Häßlichkeit schildern. Also ist die Schönheit keine zu berechnende Wahrheit, kein Abmessen der Wirklichkeit, wie es die Photographie bietet oder die Statistik. Die Schönheit der Kunst ist ebenso sehr eine ideale, wie es die Wahrheit ist, denn nicht der Flügel eines Vogels, sondern der durch die Lüfte fliegende Vogel ist schön.

Es giebt eine kleine Wahrheit, die immer nur ein Ding allein sieht, sie ist nicht schön, sondern die Wahrheit, die Luft und Erde und Wasser, Thier und Pflanze und Mensch zusammensieht und ihre Kräfte darstellt, wie sie in einander wirken. Das ist die Seele der Schönheit, die der Künstler fühlen muß, ehe er sie darstellen kann.

Denn alle Einzelschönheiten der Natur weisen auf den Sinn der Schöpfung hin. Alle Dinge sind in diesem Sinne einander gleich, so verschieden auch ihre Form ist. Ein Baum ein Blatt, ein Ocean ein Regentropfen, ein Gebirge ein Stein, alle weisen sie auf ein und dasselbe hin: die Seele der Natur. Der Dichter, der Komponist, der Bildhauer, der Maler, der Architekt müssen uns an diese höhere Wahrheit heranführen, müssen das All in dem Einen darstellen, und so weit diese Wahrheit ihr Kunstwerk erfüllt, ist es schön. Sie müssen wie die Natur selbst ihre Werke aus dem Centrum der Welt herausschaffen, und nur dadurch können sie der Wahrheit in der Schönheit der Kunst ein Gleichniß setzen.

Schönheit und Wahrheit sind eins, recht verstanden, und in ihre Mitte nehmen sie das Gute.

Das Berliner Theaterjahr.

Ein Rückblick von Dr. Oskar Anwand (Berlin).

I.

Berlin hat jetzt seine schönste Zeit. Wenn der Hochsommer weder für das Häusermeer der Stadt noch für die herbe Kiefernlandschaft der Havelseen den geeigneten Rahmen bietet, die frische Herbstluft weht wie ein belebender Odem durch beide. Hat man draußen im Grunewald den Untergang des rothen Sonnenballes hinter schwarzen Kiefern gesehn und kehrt mit der Bahn zurück, so leuchten in der röthlichen Dämmerung die grünen, rothen und gelblichen Signallichter auf. Näher der Innenstadt gleiten die Wagen der Hochbahn gleich Glühkästen lautlos dahin; und in den Straßen flammen und flackern die Reklameschlangen über den Dächern und an den Häuserwänden herab. Die Cultur mit ihrem Feuerwerk ist erwacht und verdrängt die Natur, die draußen in ihrer herbstlichen Farbenpracht still und dunkelumhüllt schlummert. Da erwacht in den Menschen aufs Neue die Sehnsucht nach dem Theater, das ja auch als Culturstätte das Leben in erhöhtem Flimmerglanze wiederspiegeln möchte. Besonders in dem Berliner, der seine Bühne mit Stolz als die führende in Deutschland empfindet. Gespannt hängen die Augen wieder am Vorhang, und die Ohren erwarten das Klingelzeichen. „Was wird uns der Winter bringen?“ und „Wie viel wird uns der Winter bringen“, schießt es ihnen durch den Sinn. Denn im Automobiltempo geht es von Neuheit zu Neuheit, immer wird nur auf das nächste Ereigniß geblickt, mag auch die Kunst dabei überfahren am Wege bleiben.

Aber noch hat uns die Fluth der Theater-Ereignisse nicht in ihren Strudel gezogen, noch herrscht vorbereitende Halbruhe wie das Stimmen der Instrumente vor einem Concert. Die Theaterdirectoren senden ihre Programme an die Zeitungen, versprechen verlockende Dinge und laden die Kritik gelegentlich zu einer Neueinstudirung, wo man sich nach des Sommers Fährnissen und Regengüssen zu seinem Leidwesen überzeugt, wie wenig sich der Andere verändert hat. Wichtiges geschieht noch nicht. So ergiebt sich die beste Gelegenheit zu einem Rückblick, wie viel uns das vorige Jahr von einem höheren als dem Tagesstandpunkt aus gebracht, was es für unsere Literatur bedeutet hat, und was das neue Jahr zu bringen verspricht. Berlin ist wirklich die führende Theaterstadt Deutschlands. Wohl lassen die übrigen Bühnen manches fallen, was hier seine Zuschauer gefunden hat; aber mit verschwindend wenigen Ausnahmen gelangen Stücke zu ihrem Recht, die in Berlin nicht Erfolg hatten oder überhaupt nicht aufgeführt worden sind. So wird das Berliner Theaterleben ein Factor unseres Culturlebens, dessen Thätigkeit nicht unbeachtet bleiben darf.

Zunächst kann man nicht von dem Berliner Theater, sondern nur von einer Anzahl Berliner Bühnen, nicht von einer dramatischen Kunst in Berlin, sondern nur von dramatischen Künsten reden. Jede Berliner Bühne ist eine Art Specialbühne, die ihren Zuschauern tüchtig-realistische oder geistreich aparte, oder historisch-pathetische, oder derb-volksmäßige, oder sentimental-gesellschaftliche, oder specifisch-ausländische oder gehörig-gepfefferte Stücke vorsetzt. Das Publicum der verschiedenen Theater ist also je nach einer bestimmten Richtung hin präparirt und schon durch seine Zusammensetzung keineswegs geeignet, als vox populi für Deutschland zu gelten. Zudem kann man zuverlässig behaupten, daß ein Stück, das in dem einen Berliner Theater einschlägt, in dem andern durchfallen würde, oder daß ein halb durchgefallenes Stück nur nicht seine richtige Berliner Stätte gefunden hat. Es ist also nicht ersichtlich, warum ein solcher Erfolg oder Mißerfolg für das übrige Deutschland vorbildlich sein sollte.

Wie gesagt, es bleibt nur übrig, die Thätigkeit der

Digitized by Google

einzelnen Berliner Bühnen zu addiren, will man ein Bild des verflossenen Theaterjahrs erhalten. Da ist zunächst eine Bühne aus der Schaar der ernst zu nehmenden Kunststätten endgiltig ausgeschieden: Das „Berliner Theater" oder richtiger „Ferdinand Bonns Berliner Theater". Mit was für Versprechungen hat nicht Bonn die Leitung dieser Bühne übernommen, fest gewillt, als Königssohn das Dornröschen der deutschen Dichtung hinter den dicken Schmutzwänden des Realismus zu erlösen. So ungefähr empfand er seine Sendung. Und welche Kräfte hat er dazu aufgewandt, welche Mittel gebraucht! Gar nicht zu reden von der einstigen kläglichen Eröffnungsvorstellung, die sogleich ein jämmerliches Stück von Bonn selbst brachte (der aber hinter der Maske eines lungenleidenden! Schweizer Schullehrers versteckt war), ist das „Berliner Theater" immer mehr zu einer jener primitiven Bühnen herabgesunken, in denen der Director sich als seinem Lieblingsschauspieler und seiner Frau als seiner Lieblingsschauspielerin — die Rollen auf den Leib schreibt, mag diese auch trotz aller Uebung eine völlig talentlose Dilettantin bleiben. Und mit was für Stücken hat der „ideale" Bonn das deutsche Volk von der „Seuche" des Realismus befreit! Gerade ihm ist die pestartige Verbreitung jener kostbaren Detectivstücke zu verdanken, die mit den gleichartigen Colportagebänden oder den Indianer- und sonstigen Räubergeschichten auf gleicher Stufe stehen, einzig die roheste Spannung befriedigen und mit Kunst keine Gemeinschaft kennen. Auf diese Weise hat der Befreier von dem Krankheitsbacillus des Realismus, der nach seiner Meinung am Körper unserer Dichtung so stark zehrte, sich selbst aufs Fröhlichste ans Werk gemacht, ihr das Blut nach Kräften auszusaugen.

Aber zu den ernsten Bühnen! Was uns das „Deutsche Theater" im Anfange der neunziger Jahre gewesen ist, als sich der Realismus in Deutschland Bahn brach, soll ihm unvergessen bleiben. Wohl neigte sein Director Otto Brahm schon damals zur Einseitigkeit, aber sie diente doch dem Kampfe der Jugend. Aber Brahm hat sich seitdem nicht nur nicht weiter entwickelt, sondern ist noch immer enger geworden. Wenn man sich dem Lessing-Theater, in das er allmälig gedrängt wurde, heute nähert, so scheint ein historischer Hauch es zu umwehen, und von Ferne her klingt leise die Melodie „Als der Großvater die Großmutter nahm." Freilich scheinen auch Brahms Hausdichter wenig entwicklungsfähig, zudem ist er von ihnen noch niemals so im Stich gelassen worden, wie in diesem Jahre. Gerhart Hauptmann, und das ist der herbste Verlust für die Dramen-Literatur 1906/7, hat mit den „Jungfern von Bischofsberg" die taubste Nuß seines Schaffens geboten, so daß das Stück sogleich wieder vom Spielplan verschwinden mußte. Ebenso war Hermann Sudermanns „Blumenboot" mit Recht von geringem Erfolge begleitet, und des gewandten Ludwig Fulda romantisch-satirisches Versspiel „Der heimliche König" erschien wie ein spätgeborener Bruder des besseren „Talisman." Nur einen halben Erfolg trug Georg Hirschfelds „Mieze und Maria" davon, dieses Stück, das sich um ein Kindesschicksal dreht, dem aber seine Entstehung aus einer Novelle zu stark anhaftet. Man wird also bei dieser wichtigen Bühne vergebens nach einem Werk suchen, durch das unsere Literatur bereichert worden wäre. Neueren Bahnen hat sich Brahm nur einmal zugewandt, indem er Herbert Eulenbergs „Ritter Blaubart" aufführte. Mit diesem sadistischen Vorwurf segelte er in Reinhardts Fahrwasser und — kostbare Ironie — man bereitete ihm einen Theaterscandal, der, ganz von seiner Existenz abgesehen, für das Berliner Theaterleben charakteristisch war. Er bedeutete nämlich eine Gegenäußerung des Publicums gegen das Krankhafte, Krasse, Perverse, wie es in den letzten vier Jahren auf unsere Bühnen eingedrungen ist, traf aber nicht den schuldigen Reinhardt, sondern eben Brahm, der sich hier nur als Mitläufer der Mode gezeigt hat, dabei aber vom Publicum ergriffen und als Attentäter behandelt wurde. Zugleich kann man behaupten, dieser Scandal wäre in Reinhardts Theater, wo das Publicum an solche Kost gewöhnt ist, nicht entstanden, woraus man die Factoren erkennt, von denen eine Berliner Premiere abhängig ist. Was Brahms Stärke auch in diesem Jahre blieb, waren seine vorzüglichen Schauspieler, aus deren Reihe leider mit Rudolf Rittner einer der Frischesten ausgeschieden ist und bald nun auch mit Bassermann der Beste ausscheiden wird.

Ein noch stärkerer Verfall vorwärtsdeutender Kraft wie bei Brahm macht sich bei Max Reinhardt nach kurzem Anlauf geltend. Reinhardt hatte die Enge und Einseitigkeit des Brahmschen Programmes empfunden und darnach gestrebt, die von ihm vernachlässigten Gebiete seinerseits auszubauen. Das war einmal die Schönheit, die dort über der Wirklichkeit vernachlässigt wurde, ferner das Romantische oder Exotische, das Brahm über dem Naheliegenden nicht sah, und eine künstlerisch-aparte Note, während bisher die Trockenheit geherrscht hatte. So begann Reinhardt mit Classiker-Aufführungen, denen sein Vorgänger schließlich überhaupt kaum noch Raum gegönnt hatte, fand daneben aber auch bei Wilde, Shaw, Maeterlinck, Strindberg, Beer-Hofmann, Wedekind u. s. w. moderne Stücke, die das Streben der jüngsten Literaturrichtung über den Realismus hinaus spiegelten. Es schien also, als habe der jetzige Leiter des deutschen Theaters ein Programm, das der Entwicklung unserer Dichtung diene, und dem man zustimmen könnte.

Mehr und mehr sah man sich aber genöthigt, von Reinhardt abzurücken, dessen Bühne sich immer stärker in ein Modetheater für Berlin W entwickelte, und dessen künstlerisch-aparte Note immer ausgesprochener eine höchst unangenehme Färbung annahm. An ihren Früchten, und das sind bei einem Bühnenleiter die herausgebrachten Neuheiten, sollt ihr sie erkennen, wes Geistes Kind er ist, und welchem Geschmack er huldigt. Zunächst bedeutet Reinhardt für die Entwicklung unserer Literatur schon deßhalb fast nichts mehr, weil er fast nur noch alte Stücke aufführt; dann aber bekundet die Art seiner wenigen Neuheiten, daß ihm der Seher-Instinct für unsere Dichtung gänzlich fehlt. Zehnmal traurig für sie, wenn das anders wäre! Als eine seiner wichtigsten Neuheiten hat Reinhardt Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen" aufgeführt, das vorher noch an keiner größeren Bühne ständig gegeben worden ist. Ob er freilich dies Stück, das so tief ins sexuelle Leben der Pubertätszeit hineingreift, mehr aus künstlerischen Gründen oder mehr um den Geschmack seines Publicums zu befriedigen, auf die Bühne gebracht hat, möchte man billig bezweifeln Denn seine beiden einzigen sonstigen und zwar gänzlichen Neuheiten, die wir ihm in diesem Jahre verdanken, oder vielmehr mit denen er sich schuldig gemacht hat, Leo Greiners „Liebeskönig" und Schalom Aschs „Der Gott der Rache", besitzen den gleichen Haut gout wie „Frühlings Erwachen", jedoch ohne seine künstlerischen Qualitäten. Beide bringen Dirnen und Tiefsinn. „Der Gott der Rache" spielt direct in einem öffentlichen Hause, der „Liebeskönig" erhebt eine Dirne zur Königin. Dabei zeigt sich Schalom Asch höchstens als ein schwaches Reis am Stamme Sudermann, für den doch der Reinhardtkreis wahrhaftig keine Anerkennung besitzt, und ist nicht ohne Machergeschicklichkeit, während Leo Greiner überhaupt nicht weiß, was er mit seinem „Liebeskönige" will. Das ist die Jahresernte, die Reinhardt in die Scheune der deutschen Literatur abgeliefert hat. Aber gerade, gegen das Buhlen um die Gunst des Publicums von Berlin W, mit solchen Mitteln wagt die Presse nicht recht aufzutreten. Ihre meisten Vertreter fürchten aus dem Munde der sogenannten Freien und Fortgeschrittenen den Vorwurf „Philister" zu hören, den einzigen, der ihnen bei ihrem Publicum schaden könnte. Sie thun das insofern mit Recht, weil sie nur zu gut fühlen, welche unfreien, ich möchte sagen, „gewendeten" Philister sie im Grunde, und wie unfähig sie sind, kühne, künstlerische Sinnlichkeit, diese Offen-

Digitized by Google

barung hoher Lebenskraft, von dem Speculiren auf niedrige Publicums-Instincte zu unterscheiden. (Denn selbstverständlich können Dirnen sehr wohl vortreffliche Träger eines Kunstwerkes sein, wenn ein Dichter sie geschaffen.) Das ist die Note, der wir bei Reinhardt, sei es in künstlerisch-werthvollen, sei es in werthlosen Stücken, immer wieder begegnen; hat er ja auch die neue Saison in den Kammerspielen sogleich mit Strindbergs „Fräulein Julie" eröffnet. Stehen wir also hier vor dem Theaterdirector, der Kritik oder dem Publicum, das für Deutschland irgendwie vorbildlich sein könnte? — Denn, man sage, was man wolle! Sicherlich giebt es Stücke junger Dichter, die sehr wohl das Bühnenlicht erblicken sollten; nur daß man sie mit anderm Geiste und anderm Instinct für das neue Keimen unserer Literatur suchen muß. So wurde in München erst jüngst die „Merοë" von Wilhelm von Scholz aufgeführt, die offenbar für keine Berliner Bühne die nöthige Sensation besessen hat, obwohl sie die meisten hier gegebenen Stücke an Werth weit übertrifft.

Gedichte.

Von Max Brod (Prag).

Du.

Die Bürgermädchen sind so spitz,
Ihr jedes Wort so weher Witz,
Als quäle sie das Ungenossne . . .
Du bist die große Hingegossne,
Du Ruhe-Geist, Du Feuer-Leib,
Du friedevoll vollkommnes Weib.

Fahrt im offenen Landauer.

O könnt ich wie der blonde Mond
Sanft durch Schneeflockenwölklein schwimmen,
Von Sterngefunkel hold umthront
Mein Herz zu Einklang, Reinklang stimmen!

Jüngst war es eine tolle Fahrt.
Wahnsinnig dacht ich meiner Lieben . . .
Er sah mir zu nach seiner Art,
Sank schließlich zwischen Villen drüben . . .

Der Taumel.

Ich hab Dein ermattendes Antlitz gesehn,
Wankenden Glanzes vor meinem stehn.
Deine blauen Augen wurden bleich.
Deine Haare wie Wolken weich.
Die Lippen verließen einander, so satt.
Die Stirn schien ein bethautes Blüthenblatt.
Und nur die Wangen blieben glühend roth . . .
Alles Andere starb den süßesten Wollust-Tod.

Apostrophen.

Ich nenne Dich nicht Licht, nicht Himmelszelt,
Nicht Rose, Katzerl, Göttin, Stern, Panier.
Du bist für mich kein solches Stück der Welt . . .
Du bist das All, die Welt ein Stück von Dir.

Die Stimme.

Dem Einklang vereinter Geigen
Vergleich ich Deine Stimme, der sich weiße Engel neigen.
Und alle Qualen schweigen.

Oftmals bedacht ich in Thränen,
Ob das noch Erde ist, wo solche Kantilenen
Uns Seligen ertönen . . .

Die Taille.

Du bist so schlank, beinah geschlechtlos, Weib,
Und von der Hüfte bis herauf zur Büste,
Zum weißen Tulpenpaar der kleinen Brüste
Ist, schöner Mensch, nicht Frau nicht Mann Dein Leib.

(Aus einem demnächst erscheinenden Buch „Erotes".)

Blinde Hennen.

Aus dem Schwedischen d. Elin Waegner.

Es klopfte. Ein ganz junges Mädchen steckte den Kopf in die Thüre.

„Ich komme herein, ob Dus magst oder nicht!"

„Bist Du's, Lotte? Dann kann man Dich wohl nicht hindern."

„Ich nehme den Mantel ab," sagte Lotte, „denn ich will mit Dir plaudern und lange bleiben."

„Das brauchst Du mir nicht erst zu versichern, liebe Lotte."

„Keine Spitzigkeiten, Lilli. Darf ich Dich ansehen? Du siehst ja prächtig aus, und die Tanten haben behauptet, Du wärest so elend. Deine Wangen sind ganz roth, und Deine Augen so froh und glänzend. Weißt Du, Du siehst aus, als hätte dich ganz kürzlich Jemand geküßt, den Du wahnsinnig gern hast."

„Da höre man einmal dieses kleine Mädchen! Hat man sich schon nach einer solchen Procedur in den Spiegel gesehen, so daß man weiß, wie man sich ausnimmt, wenn „einen Jemand geküßt hat, den man wahnsinnig gern hat?" Lotte, Lotte, Du erschreckst mich."

„Das will ich nicht. Liegst Du den ganzen Tag so auf der Chaiselongue und siehst schön aus? Das ist wohl Dein neues Tea-gown von Peter Robbinson? Ich habe schon davon gehört. Steht Dir ausgezeichnet. Möchte wetten, daß Du wenigstens vier Guineas dafür gegeben hast."

„Sechseinhalb. Abgesehen vom Zoll, liebe Lotte."

„Du bist doch immer dieselbe, Lilli. Was für ein unverzinstes Capital! Dein Hausarzt ist doch verheirathet, und übrigens bist Du doch . . ."

„Eben von Deinem Mann geschieden, meinst Du? Richtig. Aber mein geliebtes Cousinchen, das ist doch nur ein neuer Grund, um mich durch ein Tea-gown von Peter Robbinson zu zerstreuen. Sind sechs Guineas, sechs Shilling, sechs Pence zuviel, wenn sie Herzensqualen lindern können?" Frau Lillis scherzhafter Ton klang ein wenig bitter.

„Entschuldige," sagte Lotte. Ihr Gesicht hatte sich einen Augenblick umwölkt, jetzt leuchtete es wieder auf.

„Weißt Du, ich kann dich übrigens von Georg grüßen. Er bog gerade um die Ecke, als ich zu Deiner Thür kam."

Frau Lilli zog beinahe unmerklich die Augenbrauen empor.

„Er ist also durch den Hof gegangen," murmelte sie für sich selbst.

„Ich fragte ihn, ob er nicht mit heraufkommen und Dich besuchen wollte, da Du Dich nicht wohl fühlst. Aber er bat mich, Dich zu grüßen, er hatte keine Zeit."

„Ein Mediziner, der keine Zeit hat! Unglaubwürdige Ausrede," sagte Frau Lilli mit einem kleinen Lächeln.

„Das darfst Du nicht sagen," ermahnte Lotte. „Georg mag Dich so gut leiden, Lilli. Und er findet, daß es sehr schade ist, daß Du Dich von Deinem Mann scheiden lassen mußtest."

„Wirklich? Wie freundlich von Georg," meinte Frau Lilli mit einem Aufleuchten im Blick. „Aber Lotte, worüber lachst Du denn?"

„Verzeih mir, Lilli, aber es ist mir etwas sehr Komisches eingefallen, als wir von Georg sprachen. Es betrifft Dich

Digitized by Google

und mich und ihn, und ich möchte es Dir so gern erzählen, aber ich habe ein wenig Angst, daß Du pikirt sein wirst. Wirst Du es sein?"

„Aber ich bitte Dich," sagte Frau Lilli. „Etwas über „Dich und mich und Georg" interessirt mich natürlich ungeheuer." Sie nahm eine kleine Kryſtallſchale vom Tischchen. „Ein Bonbon? Oder soll ich Dir Thee bestellen?"

„Nein, keinen Thee, bitte! Ja, siehst Du, Lilli, aufrichtig gesagt, sind die Tanten in schrecklicher Laune, weil sie es sich in den Kopf gesetzt haben, daß Du ... daß Georg in Dich verliebt ist!"

„Daß ich „den armen lieben Georg eingefangen habe", meinst Du?"

„Ja. Woher weißt Du das? Sie sind geradezu im Zustand der Auflösung. Sie schimpfen und zanken, und sie verleumden Dich schrecklich. Sie wagen sich nicht direkt an Georg heran, aber Du gütiger Gott, wie wir ihn necken."

„Du auch, Lotte?

„Ja gewiß, das Ganze ist so toll als nur möglich, und ich helfe noch dazu, es noch schlimmer zu machen. Ich habe so kolossalen Spaß mit meinen alten blinden Hennen von Tanten. Ungefähr so:

„Kannst Du Dir denken, Tante Karoline, daß ich heute Abend Georg und Lilli begegnet bin, und sie waren so mit einander beschäftigt, daß sie mich überhaupt nicht bemerkt haben!" — „Was sagst Du, Lottchen? Ist das nicht gräßlich? Ja, habe ich es mir nicht gedacht, daß Georg nicht umsonst so schlecht bei Appetit ist und Abends soviel ausgeht und so verdüstert aussieht. Armer Georg!" Und dann weinen wir Beide zusammen, Tante Karoline und ich. — Dann kommt Tante Henriette: „Unser Hausmädchen ist Georg zweimal in Lillis Gasse begegnet. Und auf dem Brief, den Georg gestern bekam, war die Adresse in Lillis Handschrift. Diese abscheuliche Lilli!" Und dann sprechen wir von Dir so schlecht wir nur können, Tante Henriette und ich. Es ist wirklich ein Heidenspaß!"

Und Lotte lachte, daß ihr die Thränen in die Augen kamen.

„Ist das nicht komisch?"

„Findest Du, daß ich es komisch finden soll, wenn die Tanten so schlecht auf mich zu sprechen sind. Uebrigens kann ich nicht begreifen ..."

„O doch, Lilli, das kannst Du. Bei ihren Principien ... Wer eine Geschiedene zur Frau nimmt, Du weißt ..."

Frau Lilli schnitt eine Grimasse, aber das sah Lotte nicht.

„Dummes kleines Gänschen," dachte sie, „wer eine Geschiedene ... Als ob ich Georg bekommen könnte, ohne mich zuerst scheiden zu lassen — — —."

„Aber weißt Du, am liebsten möchte ich die Tanten für ihre Blindheit und Leichtgläubigkeit segnen! Jetzt führen wir sie so prächtig an der Nase herum, Georg und ich," fuhr Lotte triumphierend fort.

„Georg und Du?" Zum ersten Male während des Gespräches zeigte Frau Lilli etwas lebhafteres Interesse.

„Ja, natürlich, Georg und ich," kam es jubelnd von Lotte. „Denn Georg und ich, wir lieben uns doch und sind schon eine ganze Woche verlobt! Und Dir danken wir es Lilli, daß die Tanten uns soviel beisammen lassen, als wir nur wollen. Wir können ja ins Theater gehen und Schlittschuhlaufen und in Djursholm zu Mittag essen und tagaus, tagein rein wie im Himmelreich sein, ohne daß sie Verdacht schöpfen. Wenn sie Lunte riechen würden, dann bums, hätten wir schon die Verlobungsanzeigen, Gardedamen, Kontrolle — und aus wäre es mit dem Spaß. Jetzt können wir unser kleines Geheimniß für uns haben, bis Georg mehr Praxis hat. Ach, liebe Lilli, ich bin Dir so dankbar, weil Du so schön bist, daß ich glaube, daß Georg in Dich verliebt sein muß! — Was denn? Ist Dir ein Bonbon in die unrechte Kehle gekommen? Schon herunter? ... Du bist doch nicht böse, Lilli, weil ich ein bißchen geschwindelt habe? Ja, weißt Du, manchmal habe ich förmlich Gewissensbisse, wenn ich gegen mein besseres Wissen zu den Tanten halte. Ich dachte darum auch, daß ich Dir das Ganze erzählen wollte, und Dich bitten, es nicht übelzunehmen — — —."

„Weiß Georg etwas von der Rolle, die ich hier in der Geschichte spiele?" fragte Frau Lilli leise.

„Georg, nein! Was fällt Dir ein? Nicht das Geringste. Ich habe gar nicht gewagt, ihm zu erzählen, was die Tanten glauben und denken. Er hat eine solche Verehrung für Dich, es wäre ihm gar nicht recht, wenn er wüßte, daß Dein Name in irgend einer Weise hineingezogen wird."

„Ach, ich glaube, davor brauchst Du keine solche Angst zu haben, trotz dieser Achtung. Du triffst ihn wohl heute Abend? Grüße ihn von mir, und sage, daß Du mir heute alles erzählt hast und vergiß nicht, ihm zu sagen, daß ich finde, das ist ... die ... lustigste ... Geschichte ..."

„Aber Lilli, wie kannst Du nur? In tausend Stücke die schöne Schale! Und alle Bonbons auf dem Teppich! Warte ein Bißchen, liege nur still, ich will schon ... Gott im Himmel, Lilli" — mit einem Schrei — „Du bist ja weißer als die Kissen, und Deine Augen sind gräßlich ... warum packst Du mich so hart am Arm, Du thust mir weh. Stirb nicht gleich, sage zuerst, nein, sag es nicht, es ist nicht wahr, es ist nicht möglich, daß Georg ... Du meinst doch nicht, daß ..."

„Ja."

Deutsch von Francis Maro (Wien).

Von den höfischen Dingen.

Von Marsyas (Martin Berndt).

Man kann es nicht übersehen, daß König Eduard in Marienbad, Marienbad in Böhmen und Böhmen in Oesterreich ist. In seinem tiefen Buch über den Ablauf des Lebens hat ein Wiener Gelehrter die Blinddarmentzündung King Edwards, die nach seiner Thronbesteigung sich eingestellt hatte, physiologisch mit der Wende seines Mannesthums zusammengebracht. Mag es sein, daß dieses irrig war, oder jenes dazu nicht nöthig ist — die Bewunderung, die der König bei den Frauen noch mehr als bei den Männern an den Sprudeln genießt, ist nie so reich gewesen wie in diesem Sommer. Und wenn man für einen Augenblick die politischen Unterredungen übersieht, denen er so reichlich neben der Kur pflog, so mag es scheinen, als ob auch er sein Benehmen weniger auf das Königliche, als auf die Art des Clubman und Elegant eingerichtet hätte. Der Kleiderschnitt und die Hutform, die er noch immer bestimmt, sind seine Sorge noch gerade so wie zu der Zeit, da Maupassant in seine Romane den eleganten Prince of Wales einflocht. Und daß die Verehrung, die er für die Frauen hegt, eine mäßigere geworden, mag auch kaum sein. Sie scheint nur in die Sphäre mondäner Accuratesse hinaufgerückt zu sein, die der Prince of Wales früher nicht als die einzige Sphäre soll gelten gelassen haben ...

* * *

Immerhin würde dieses Benehmen ebenso auf die Isle of Wight passen, und es nicht nöthig sein, daß König Eduard in Marienbad ist und Marienbad in Oesterreich liegt. Das Besondere dieses Fall ist in den Berichten zu finden, die die k. und k. österreichischen Blätter über den Aufenthalt dieses Königs in Marienbad bringen. Je weniger er die höfische Seite hervorkehrt, um so stärker betonen sie sie. Nicht ein Frühstück, daß er zu sich nimmt, essen wir nicht mit, und wenn wir nur irgendwie rechts und links zu unterscheiden

Digitized by Google

wissen, was ja nicht allzu leicht ist, so sehen wir neben uns den Herzog von Leuchtenberg oder den englischen Botschafter in Wien, die bekannte Mrs. W., die einer der reichsten und angesehensten englischen Familien entstammt, den eleganten Baron R., den wir, den der König von seinem früheren Leben her kennt, und die bekannte Sängerin N., der wir nach jeder ihrer Piecen huldreichen Beifall spenden, und die wir, während der Digestion in eine längere Unterhaltung ziehen. Und nicht nur der Umgang mit der Aristokratie der Geburt und des Erfolges wird in den Berichten erwähnt, sondern auch jedes Wort, das wir mit weniger bedeutenden Menschen wechseln. Daß ein Hausirer sich gewundert, dem der König ein paar Geweihe abgekauft hat, daß er nicht mit ihm gehandelt habe; daß er gesagt habe, das müsse ein vornehmer Mann sein. Daß eine Dame (in Schwarz bitte!) stürmisch auf der Brunnenpromenade nach vorn gedrängt und noch, als sie ihm gegenübergestanden, erregt gerufen habe: „Wo ist der König?“ Wobei der König sein Incognito nicht gelüftet habe. Oder daß er einige Teppiche aus dem bekannten Geschäfte von... gekauft, und sein Begleiter in überaus rühmender Weise das Gefallen kundgegeben habe, daß der König an den Teppichmustern zu nehmen geruht habe. Wenn man die Berichte zusammenstellt, die vom Morgen und vom Abend aufhebt, so bekommt man eine kinematographische Beschreibung dieses Lebens. Und wenn Eduard selbst sie in seinen Archiven verwahren läßt, hat er ein lückenloses Tagebuch seiner äußeren Erlebnisse, zu denen er nur die kleinen inneren nachzutragen hat.

* * *

Man darf dennoch nicht glauben, daß die Kronländer den englischen König anders behandeln als ihren. Wer durch Tyrol wandert, wird oft in seine Gasthäuser Tafeln eingelassen finden, die vermelden, daß im Jahre 1876 hier der Kaiser Franz Joseph allergnädigst zu übernachten geruht oder die Erzherzogin Marie Valerie mit ihren beiden Söhnen am so und sovielten das Mittagsmahl hier eingenommen habe. Es fügt sich ganz zu dieser Chronik, daß die ersten Wiener Zeitungen melden, gestern habe der Erzherzog Eugen die „Jause“ in dem und dem Restaurant genommen, und wenn Herr Aehrenthal mit Herrn Tittoni auf dem Semmering zusammentrifft, die Hüte angeben, die sie zwischen Lunch und Promenade gewechselt haben. Politik ist in Oesterreich mehr als wo anders Personaliengeschichte, und daß die Persönlichkeit sich vielfach in ihrem äußeren Habitus erschöpft, können wir den Wiener Journalen sehr gern glauben. Dazu aber kommt ein trotz des Emporschnellens der socialdemokratischen Partei in Oesterreich, grundconservativer Zug, der sich in den westlichen und südlichen Gebietstheilen aus der schwer und still machenden Gebirgswelt ohne Weiteres erklärt. Schließlich wirkt der Katholicismus, wenn seine Bewahrung auch selbst aus dem conservativen Charakter folgt, wieder auf die stärkere Betonung des Bewahrens und Behütens überkommener Anschauungen ein. Für einen Altconservativen aber ist die kleinste Nahrung, die sein Herrscher zu sich nimmt, werth, ihm bekannt gegeben und von ihm unterthänig mitverdaut zu werden.

* * *

Und doch erklärt dies nicht die höfische Chronik in den Zeitungen, in denen man sie am meisten findet. Alle Beispiele, die hier gegeben wurden, sind dem führenden liberalen Blatte Oesterreichs entnommen. Einem Liberalen steht aber eine höfische Devotion schwer an. Man wird etwas Besonderes und etwas Allgemeines in diesem höfische Zeitungsspiele finden dürfen. Ein dem achtzigsten Lebensjahre nicht unweit stehender Monarch, dessen Führung stets die reichsten Sympathien erweckt hat, hat das höfische Gefühl so verstärkt, daß der Bürger und der Zeitungsschreiber für alle Hofdinge ein gesteigertes Interesse gewonnen hat, daß er nicht mehr zwischen dem angestammten Hause und den fremden Souveränen innerlich zu scheiden weiß. Dann aber — und das ist eine generelle Anklage — hat die Bourgeoisie stets die Interessen ihrer Classe verfochten, die sich in einem ungehemmten commerciellen Aufschwung und der uneingeschränkten Beförderung ihrer Söhne sich erschöpft haben. Wo sie das erreicht hat, hat sie nichts Höheres gekannt, als in eine äußere Gemeinsamkeit mit dem Adel und dem Hofe zu treten. Und da nicht allen diese Berührungen zu Theil werden können — da nicht alle reich sind, und der Adel und der Hof sich nicht aufreiben kann, wird diesem Berührungsbedürfniß durch die Wiedergabe höfischer Feste und fürstlicher Anekdoten entsprochen, die in dem Leser die Vorstellung erweckt, daß er alles miterlebe, das Frühstück, die schwarze Dame, den Händler und die Geweihe.

* * *

Wir in Norddeutschland sind nüchterner gesonnen und in der Offenbarung unserer Art so zurückhaltend, daß die Verkündung so vieler sekreter Dinge uns nicht gefallen kann, so viele auch bei uns einen Lakaienschwatz mit Geld aufwiegen möchten. Wir scheuen uns jedenfalls, die Zeitungen damit zu füllen, und wenn auch die Blätter eines gewissen Preßgewaltigen sich in höfischen Abbildungen und höfischen Berichten überbieten, so ist das doch nur ein von oben her gewünschtes System, so haben doch diese Organe nie den Ruf für sich in Anspruch genommen, freiheitlich zu sein. So sehr auch sie an Ausbreitung und Zahl gewinnen, sie stellen auch noch lange nicht die deutsche Zeitungswelt dar... Sicher aber trägt auch die Persönlichkeit des Kaisers, zu der der Bürger keine intime Fühlung zu gewinnen weiß, dazu bei, daß der Hofklatsch nicht den Unterthan sehr lockt. Nur dort, wo ein gemüthliches Verhältniß zwischen oben und unten herrscht, kann die Neugier nach allem Höfischen sich im österreichischen Uebermaß entfalten. Seien wir dankbar, daß uns dieses gemüthliche Verhältniß fehlt. Der preußische Abstand hat auch seine Vorzüge...

Russische Studenten.

Von Karl Lauer (Charlottenburg).

Die letzten Ausweisungen mehrerer russischer Studenten zwingen wieder die Oeffentlichkeit, sich mit diesen „lästigen Ausländern“ zu beschäftigen und ihr Verhältniß zur deutschen Akademikerwelt zu untersuchen. Der blutige Kampf, der zwischen abtretender Vergangenheit und emporsteigender Gegenwart in Rußland tobt, wird es auch dem blödesten Unverstande und dem bösesten Willen unmöglich machen, diese eigenartigen Menschen mit banalen Gemeinplätzen abzufinden. Die parlamentarischen Debatten im Reichstage und Abgeordnetenhause haben leider keinerlei Aufklärung über die charakteristischen Wesenspunkte dieser scharf hervortretenden Studententypen zu geben vermocht, und die Meinungsfabrikanten fahren fort, — je nach Parteizugehörigkeit und persönlichem Empfinden — sie mit billigem Lorbeer zu bekränzen oder volle Kübel übelduftender Geistesfrüchte über sie auszuleeren. Der parlamentarische Donner ist lange verhallt, die Wolke ist niedergegangen, und die Beklommenheit der Atmosphäre gewichen; nur aus dem Bewußtsein der Ruhe kann das Gefühl der Sachlichkeit hervorgehen und Licht und Schatten in gerechter Weise vertheilt werden. Wenn man das Bild des russischen Studenten vom Schicksale seines heimathlichen Bodens, seines Leidens und Werdens emancipirt und von allem, was ihm Farbe und Grundstimmung verleiht, in das Gebiet kritischer Beleuchtung versetzt, bleibt es ganz dunkel und ruft Täuschungen hervor, die dadurch entstehen, daß man übersieht, wie der Mensch unter den verschiedenen Bedingungen seines Aufenthaltes und seiner Umgebung zum Theil ein anderer wird. Denn unsere Stellung zu der Welt und ihren Dingen ist eine geschichtlich bedingte, wiewohl innerhalb ihrer Bedingtheit die persönliche Eigenart das ewig gleiche Wesen entfaltet. Auf den rauhen Boden Rußlands, in den Mittelpunkt wilder Leidenschaften und großer Wandlungen hingestellt, werden uns diese lebensverneinenden Asketen sympathisch, und wir sind nur zu gerne bereit, ihnen etwas wie Größe und Heroismus zuzuerkennen.

Digitized by Google

In Deutschland, in Berlin, in der Mitte geordneter Verhältnisse und lebenspulsirenden Schaffens wirken dumpfe Abgeschlossenheit und naives Kokettiren mit überwundenen Dogmen und unerfüllbaren Zukunftsträumen banal und rufen jene mißvergnügte Stimmung hervor, die in der letzten Zeit die deutsche Regierung, das deutsche Volk und nicht zuletzt die deutsche Studentenschaft den russischen Commilitonen entgegenbringt. Bei der Kritik über die russischen Studenten meldet sich in Herz und Kopf eines Jeden die Erinnerung an die blutigen Acte, die am politischen Himmel des Zarenreiches blitzartig aufleuchten. Und doch soll man nicht ungerecht sein; denn was heute an wirklicher Freiheit in Rußland vorhanden ist, haben sie geschaffen in eisernem, zähem Ringen, nicht immer mit erlaubten und uns sympathischen Mitteln, aber zum Wohle eines geknechteten, unglücklichen Volkes, das unter der Last seiner Bürde zusammenzubrechen droht. Darum in Westeuropa diese Nachsicht mit grauenerregenden Attentaten und Bombenwürfen, — die Brücke zur Freiheit sollte geschlagen werden! Diese Nachsicht, die mehr dem zu erzielenden Freiheitserfolge denn den russischen Revolutionären galt, konnte jedoch nur dann auf die Dauer von Bestand bleiben, wenn der Kampf localisirt und Westeuropa von dem Feuer des Umsturzes verschont blieb. Aber die russischen Studenten, die nach Deutschland kommen, sind auch auf deutschem Boden zurückgefallen in die Gedankengänge ihrer Heimath, in die alten Uebertreibungen ihrer unruhigen, durch Kampf und Leiden erhitzten Ideenwelt, für die es hier zu Lande kein Operationsfeld geben kann und darf. Dieses Hinausschweifen aus Rußland ist vielfach nichts anderes als ein Ausweichen vor den großen inneren Problemen; in Deutschland aber löst man nicht russische Probleme. Der russische Student sollte hier volle Energie auf die Erreichung eines festen, abgeschlossenen Wissens verwenden; sollte seine Hauptaufgabe darin sehen, dem hohen wissenschaftlichen Stande deutscher Universitäten und deren großen Ansprüchen gerecht zu werden; er sollte die schwere Arbeit nicht scheuen, die mittlere Linie zwischen seiner heimathlichen Eigenart und dem ihm fremden deutschen Wesen als Grundlage eines gesunden, auf gegenseitiger Achtung beruhenden Verkehrsverhältnisses zu finden, wie es etwa die Japaner mit bestem Erfolge thun. Gelingt die, wenn auch nur schrittweise Lösung des Conflictes in der von mir angedeuteten Weise durch kluges Einlenken der Russen nicht, gewinnt vielmehr die schon jetzt in studentischen Kreisen bemerkbare Strömung die Oberhand, den osteuropäischen Fremden den Zutritt zu deutschen Universitäten und Hochschulen zu verwehren, dann wäre dem ganzen russischen Volke, das noch immer auf fremden Culturimport angewiesen ist, durch das Draufgängerthum einiger Hitzköpfe ein unermeßlicher Schaden zugefügt.

Notizen.

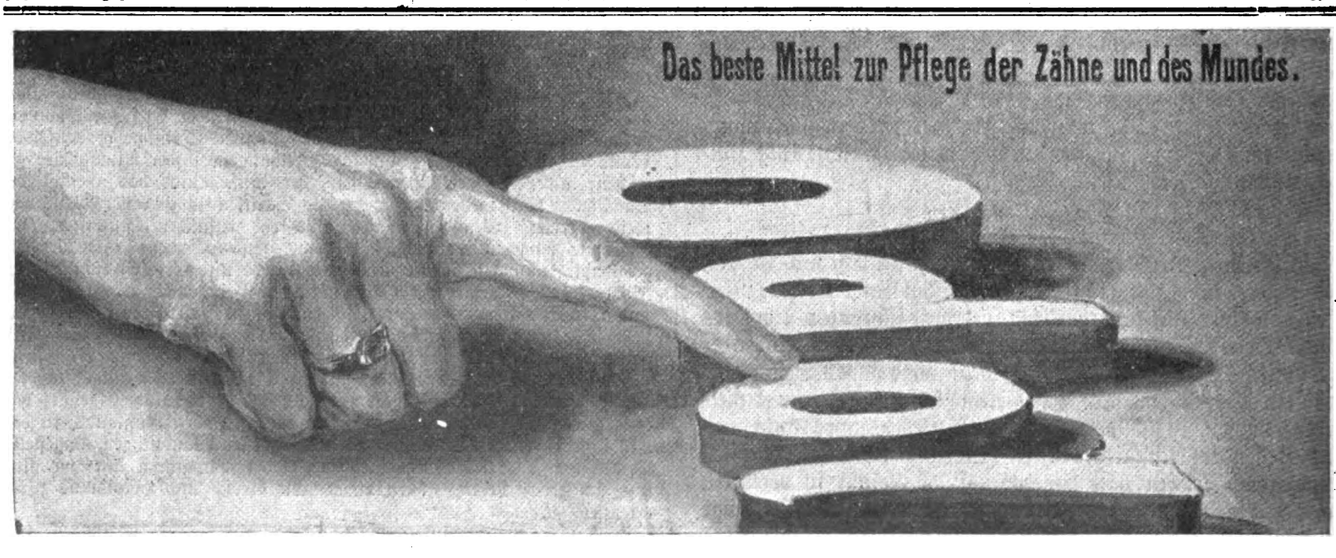
Zwischen den Rassen. Roman von Heinrich Mann. Verlag Albert Langen (München) 1907.

Als charakteristisch für Heinrich Mann empfinde ich: — kunstvolle Durchdringung von Romantik und Naturalismus ... Einsichtigeren war diese Grenze ja längst schon fließend; welche Grenzen nicht? Romantik sollte Nicht-Wirklichkeit, Ersehntes darstellen, der Naturalist die bloßen Thatsachen abtasten. Aber ist das Ersehnte nicht auch eine Thatsache, eine Vorstellung des Sehnenden? Und ob die übrigen Thatsachen mehr als Vorstellungen sind, scheint fragwürdig ... Da wandte man ein: Romantik hält sich eben an die Vorstellung weniger Mystiker, Naturalismus an die der Menge ... Also käme das Ganze auf eine statistische Untersuchung heraus, eine Enquête. Und wenn sich nun beide Vorstellungsarten, die des Mystikers und die der Volksmenge, bei ein und demselben Menschen zugleich finden? ... Heinrich Mann ist solch ein für Statistiker schwieriger Mensch. Man hat deßhalb auch anfangs sehr gegen ihn gezetert. Man wußte nicht, wohin man ihn thun solle, und in der Wuth beauftragte man Witzblätter, Stellen aus seinen Werken als „übertrieben und schwülstig stilisirt", dem Hohn preiszugeben. Es hat nicht an Hohn gefehlt. Aber zum Glück hat man sich besonnen und, Heinrich Mann jetzt gegen solche Angriffe in Schutz nehmen, hieße seinen wachsenden Ruhm und seine immer beliebtere Stellung unter den deutschen Erzählern gründlich verkennen. Dabei wird seine Art immer noch schärfer und eigener, diese Verschränkung von Sehnen und Thatsächlichkeit immer inniger. Mitten in einem Gespräch, dessen jedes Wort wirklich gesagt sein könnte, so detaillirt beobachtet und gemerkt ist es, mitten in diesem gescheiten Gespräch thut sich in einem kleinen Absatz wie hinter einem aufgehenden Vorhang die von den Augen H. Manns gesehene Landschaft schwärmerisch auf. „Sie hatten die Laube hinter sich und standen, drei Erdstufen höher, auf einer bäuerischen Altane, beide aus fliehenden Wolken von zuckendem Licht ergriffen. Eben noch hatte es sie berührt, und schon hob es in ungewisser Ferne eine Schaar von Schnittern aus dem Grau des Bodens. Da und dort entsprangen bunte Hügel dem Land und versanken, glänzte eine Sense auf und erlosch, rauschte über einen Wald das Licht hin und ließ ihn in stummen Schatten (Seite 168). ... Da athmet man tiefer, von einer Enge befreit, contemplativ und in heiliger Stimmung. Um sofort in den nächsten Zeilen die Fortsetzung des Gesprächs zu erfahren, doppelt bedrückt zu sein von dem Kummer dieser hilflosen, unwegsamen Menschen, doppelt überzeugt von der Wahrhaftigkeit des Dargestellten ... Oder aus dem liebenswürdigen Naturbild, das eben noch im Lichte des Autors stand als eines seltsamen und von Ahnungen erfüllten Beschauers, knallt plötzlich unerwartet das Witzwort eines andern Beschauers, den ebenderselbe Autor hinführt, wie ein Schuß aus friedlichstem Gebüsch heraus: „Jetzt noch ein paar betrunkene Bauern ..." Dadurch wird etwas der Wirkung des Stereoskops Aehnliches bewirkt, das Leben, von zwei Standpunkten zugleich gesehen, erscheint körperlich, materiell.

Etwas von dieser Verschränkung der beiden Vorstellungswelten lebt auch in der Heldin des neuen Romans. Lola, Tochter einer Brasilianerin und eines Deutschen, schwankt zwischen den Rassen, zwischen zwei Geliebten, zwischen dem Mystiker und dem einfach Sinnlichen. Den Sinnlichen heirathet sie, zum Schluß ist der Mystiker besser gestellt. Zum Schlusse des Romans, wohlgemerkt. Nicht zum Abschlusse ihres langen Schwankens. Denn der Dichter hat uns die Gründe ihrer Heirath, ihrer südlichen Zuneigung und zugleich ihres nördlichen Intellects so eindringlich und unvergessen vorgeführt, daß wir uns Lolas Schwanken nicht anders als lebenslänglich vorstellen können. Ewig wird sie hilflos und zwischen den Rassen stehen, beide begreifen, beide lieben, von beiden abgestoßen werden, einsam sein. Ja für das Leben ist sie keine sehr brauchbare Maschine, zu keinem Glücke geboren, durch ihre Seltsamkeit allzu sehr gehandicapt. Aber sie würde eine excellente Künstlerin abgeben, sie würde das Seltsamste dichten. Ich glaube, ähnlich wie Heinrich Mann würde sie dichten ...

„Zwischen den Rassen" ist eines der besten Bücher, die ich kenne. Neben der Heldin, die so greifbar hingestellt ist, daß man über sie wie über eine im Leben Beobachtete gern weitersinnt, bringt der Aufbau noch zahllose Episoden, Nebenpersonen, Städte und bleibt trotz der vielen hundert Seiten schlank und übersehbar ... Ich glaube, Heinrich Mann leistet für unsere Zeit des entwickelten Capitalismus das, was Flaubert für den Frühcapitalismus geleistet hat: Darstellung der letzten Bewegungen, ohne Stellungnahme, ohne Parteilichkeit. In diesem neuen Roman ist viel von Frauenemancipation die Rede, von Herrenrechten, Generalstrike in Italien, Graphologie, Socialismus, Hungerkünstlern, Lösbarkeit der Ehe, Musik von Puccini. Jeder hat eine andere Ansicht darüber, man streitet, man hat Recht und Unrecht zugleich, es ist unsere schöne Zeit. Hier dieselbe Wirkung der gewechselten Standpunkte, des Stereoskops, der Körperlichkeit. Und das bewundernde Gefühl: „Dieser Dichter kann alles." Nein, nicht so, eher: „Großes Leben! reiche Welt!"

Max Brod (Prag).



Digitized by Google

Wer will „Mono"-Apostel werden?

Es handelt sich um keine neue Religion oder Lebensphilosophie, sondern um ein neues großartiges, geradezu geniales Sammelobjekt. Die **„Internationale Mono-Gesellschaft München, Contorhaus"** sucht allerorts für den neuen Sammelsport gebildete Vorkämpfer, die sie nach Kräften in ihrer Tätigkeit unterstützen wird. — Das „Mono" wirkt unterhaltend, belehrend, geschmackveredelnd; jedermann, Arm und Reich, kann sich eine Mono-Sammlung anschaffen. Kein Geringerer wie **Se. Majestät der Deutsche Kaiser** selbst haben dem Unternehmen allerhöchstes Lob zu teil werden lassen, ebenso wie bedeutende Schulmänner, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller und einfache Bürger. Eltern und Lehrer und die heranwachsende Jugend sollten sich mit „Mono" vertraut machen. Die oben genannte Gesellschaft liefert gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken je ein Ansichts- und ein Künstler-Mono nebst Broschüre franko an jede Adresse. — Die Monos sind durch alle besseren Buch- und Papierhandlungen zu beziehen.

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD.

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Globus

Illustr. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
Begründet 1862 von Karl Andree.
Herausgegeben von H. Singer
unter besonderer Mitwirkung von Prof. Dr. **Richard Andree.**
Vierteljährlich 12 Hefte. Preis 6 M.

Der „Globus" ist **die einzige wöchentlich erscheinende Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde,** die schneller als alle anderen die Vorgänge auf geographischem und ethnographischem Gebiete vermittelt und mit ihrem reichen und vielseitigen, aus allen Weltteilen schöpfenden Inhalt den Bedürfnissen des grossen gebildeten Publikums in vollkommenster Weise gerecht wird.
= Probehefte kostenlos = durch den Verlag.
Bestellungen auf Abonnements nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen.

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

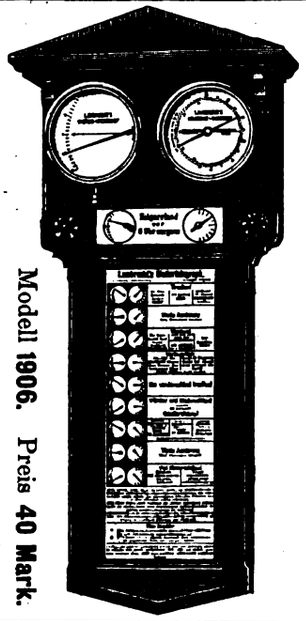
Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.
Kataloge gratis und franko.



Original
Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Voraussbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose einfach abzulesen ist. — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**
Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.
Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).
Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.
Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.
Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:
C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

Moderne Bügel-Koffer

von starker festgewalzter Pappe (Faserstoff) mit doppelt gefirnißtem havannabraunem Segeltuch bezogen und Rindleder-Einfassung

Leicht und dauerhaft.

Solid und elegant.

	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:		Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 691.	66 cm	48 cm	33 cm	M. 35.—	Nr. 693.	86 cm	49 cm	40 cm	M. 45.—
„ 692.	76 „	47 „	38 „	„ 40.—	„ 694.	96 „	51 „	43 „	„ 55.—

Nr. 695. 106 cm lang, 54 cm breit, 47 cm hoch M. 65.—.
„ 696. 116 „ „ 58 „ „ 50 „ „ „ 75.—.
Nr. 691, 692, 693 sind mit je 1 Schloß u. 1 Einsatz, die übrigen mit je 2 Schlössern u. 2 Einsätzen versehen.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Illustrierte Preisliste gratis und franko!

Verkaufslokale: Leipzig, Petersstr. 8. Berlin, Leipzigerstr. 101/102. Hamburg, Neuerwall 84. Frankfurt a. M. Kaiserstr. 29.

Digitized by Google

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart“ beziehen.

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

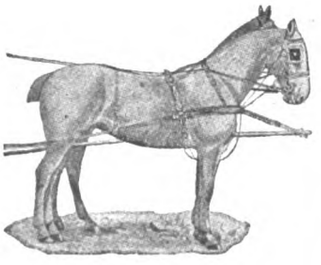
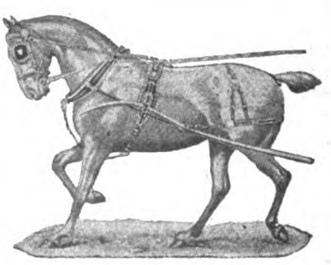
Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.
Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o
o o o o Niedrige Preislage. o o o o
Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.
DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZERSTRASSE 21.

Selbstverleger!
Inhaltlich gediegene Werke, die im Selbstverlag erschienen sind und bisher nur geringen Absatz fanden, übernimmt tüchtige Verlagshandlung, gibt denselben geschmackvolle Neuausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. c“ die Expedition der „Gegenwart“ **Max Hesses Verlag, Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

„ALTVATER“
Gessler's
echter Altvater-Liqueur.
Alleinige Fabrikation
Siegfried Gessler, Jägerndorf.
kais. u. kgl. Hoflieferant.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau Adolf Schustermann
Berlin O. 27
Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental“
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.


Max Stier
Erste Berliner Luxus-Pferdegeschirr-Fabrik
Berlin N. 20, Drontheimer Straße 31.


Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect vom **Lotus-Verlag, Leipzig**, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 21. September 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die Motorluftschiffe in Tegel. Von Regierungsrath Rudolph Martin (Berlin). — Wahlrechts-Gedanken. Von Philipp Stauff (Enzisweiler). — Vom Reisen in Deutsch-Ostafrika. Von Hauptmann H. Fonck (Dar-es-salam). — Die Unechtheit der Paulinischen Hauptbriefe. Von Dr. G. Schläger (Celle). I. — Die Komödien des Menander. Von Woldemar Schütze (Hamburg). — Das Berliner Theaterjahr. Ein Rückblick von Dr. Oskar Anwand (Berlin). II. — Das Lied der Trauer. Nach Li-tai-pe. Von Julius Berstl (Leipzig). — Mit Blindheit geschlagen. Von Rosika Schwimmer (Budapest). — Um diese Zeit. Von Marsyas (Dr. Martin Berndt). — Mannheimer Impressionen. Von Dr. Arthur Neißer (z. Z. Mannheim). — Bülows Traum. Von Julius Knopf. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

Die Motorluftschiffe in Tegel.

Von Regierungsrath Rudolph Martin (Berlin).

Dienstag, den 27. August 1907 sind zum ersten Mal zwei Motorluftschiffe nebeneinander geflogen. Dieses in Deutschland noch nie gesehene Schauspiel ereignete sich über dem Schießplatz zu Tegel bei Berlin. Das eine dieser Motorluftschiffe ist das Parsevalsche, das andere ist der Militärballon. Das von dem bayrischen Major v. Parseval construirte Motorluftschiff gehört jetzt der auf die Initiative des Kaisers ins Leben gerufenen Motorluftschiff-Studiengesellschaft, die ihren Sitz gegenüber dem Luftschifferbataillon in dem kleinen Hause des ehemaligen meteorologischen Instituts zu Tegel bei Berlin hat. Daneben befindet sich auf dem großen fiscalischen Grundstück die 23 Meter hohe aus Holz gebaute Ballonhalle dieser Gesellschaft. Nur durch einen schmalen Weg getrennt liegen die beiden hohen massiv gebauten Ballonhallen des Luftschifferbataillons.

Der unter Leitung des Majors Groß vom Luftschifferbataillon hergestellte lenkbare Militärballon hat am 23. Juli 1907 seine erste große Dauerfahrt von 3 Stunden und 27 Minuten nach Spandau und Charlottenburg mit glänzendem Erfolge ausgeführt. Der in Augsburg in der Ballonfabrik von August Riedinger gefertigte Motorballon des Majors von Parseval hatte bereits im Sommer 1906 elf Probefahrten in Tegel veranstaltet und ist am Montag den 26. August 1907 nach seiner Vergrößerung zum ersten Mal wieder aufgestiegen. Das Nebeneinandermanövriren der beiden Motorballons war um so interessanter als sie verschiedener Bauart sind. Der Militärballon gehört dem halbstarren französischen System an und unterscheidet sich von den durch den Ingenieur Julliot gebauten französischen Kriegsluftschiffen „Lebaudy" und „Patrie" nur durch einige nicht unwesentliche Veränderungen, welche Ideen des Majors Groß vom Luftschifferbataillon darstellen. Der gegenwärtige Militärballon ist aber nur ein kleines Modellluftschiff von 40 Meter Länge und einem Gasinhalt von 1800 cbm. Das unstarre Motorluftschiff des Major von Parseval, das neben der eisernen Gondel und dem eisernen Motor keinerlei Metalltheile enthält, hat die normale Größe von 3000 cbm Gasinhalt bei einer Länge von 50 Metern und einem Durchmesser von rund 9 Metern. Während das militärische Modellschiff nur einen Motor von 30 P. S. trägt, hat der Parsevalsche Motor nicht weniger als 90 P. S.

Unter diesen Umständen besitzt der Parsevalsche Motorballon eine weit stärkere Eigenbewegung oder Geschwindigkeit. Erst wenn der Militärballon in zweifacher oder dreifacher Größe ausgebaut ist, wird man darüber urtheilen können, welches der beiden Systeme von Motorluftschiffen die größere Eigenbewegung besitzt. Die Fähigkeit des Militärballons, längere Fahrten zu unternehmen, ist am Dienstag den 27. August durch eine neue Fahrt von 3 Stunden 22 Minuten wiederum glänzend zu Tage getreten. Gerade auf diese Eigenschaft ist ein ganz besonders hoher Werth zu legen. Die längste Fahrt der französischen Kriegsluftschiffe war eine Dauerfahrt des „Lebaudy" von 3 Stunden 20 Minuten. Seit dieser Recordfahrt am 6. Juli 1905 hat man in Frankreich nicht wieder eine derartige Dauerfahrt veranstalten können, obgleich die am 15. November 1906 in Dienst gestellte „Patrie" einen größeren Gasinhalt und einen stärkeren Motor als der „Lebaudy" erhielt. Das natürliche Entweichen des Gases, das durch das Ventilziehen vermehrt wird, zerstört nach wenig Stunden die pralle Form dieser Motorluftschiffe und nöthigt den Führer zur Landung. Bisher war man der Ansicht, daß gerade das halbstarre System die Aufrechterhaltung der prallen, cigarrenartigen Form besser verbürgt, als das unstarre System. Bei den halbstarren Motorluftschiffen soll die pralle Form dadurch gesichert werden, daß die Ballonhülle an der unteren Seite fast in der ganzen Länge auf eine Grundfläche von Stahlrohren geschnürt ist. Bei der „Patrie" und dem „Lebaudy" ist diese Grundfläche durch besondere Stahlstangen mit der eisernen Gondel verbunden, damit der Schlag der Schraubenflügel, die auf beiden Seiten der Gondel angebracht sind, seine Kraft direct auf die Grundfläche aus Stahlrohren und dadurch auf die Ballonhülle äußert. Bei dem deutschen Militärballon fehlt diese starre Verbindung zwischen der Gondel und der Grundfläche aus Stahlrohren unterhalb der Hülle. Dafür sind aber die beiden Schraubenflügel nicht an der Gondel, sondern oben links und rechts an der Grundfläche aus Stahlrohren angebracht und wirken daher unmittelbar auf die Ballonhülle ein. In dieser von Major Groß stammenden bedeutsamen Veränderung liegt ohne Zweifel ein nicht unerheblicher Vortheil.

Unlösbar erschien bisher die Aufgabe, einen unstarren Motorballon während einer längeren Fahrt in prallem Zustande zu erhalten. Diese Aufgabe hat Major von Parseval gelöst. Am Dienstag den 28. August fand gewissermaßen die Feuerprobe des unstarren Systems statt. Vor den Augen einer geladenen Gesellschaft von Großindustriellen, Fachmännern

Digitized by Google

und Officieren stieg das Parsevalsche Motorluftschiff kerzengrade auf eine Höhe von nahezu 800 Metern, blieb dort längere Zeit auf einer Stelle stehen und kam fast senkrecht wieder herab auf eine Höhe von 200 Metern. Sodann fuhr das Motorluftschiff direct gegen den Wind von mittlerer Stärke eine Strecke von etwa zehn Kilometern an, um sodann mit dem Winde bei großer Schnelligkeit nach dem Aufstiegplatz zurückzukehren. Die pralle, cigarrenartige Form hatte sich in keiner Weise verändert. Das Aufsteigen in die Höhe erfolgte durch Aufwärtsstellen der Ballonhülle ohne Auswerfen von Ballast, das Heruntergehen durch Abwärtsstellen der Ballonhülle ohne Oeffnen des Ventils.

Jeder der Zuschauer dieser Fahrten hatte das Gefühl, daß wir an der Schwelle eines neuen Zeitalters stehen. Während die beiden Motorluftschiffe über dem Tegeler Schießplatz in der Luft manövrirten, stand wie üblich der unbemannte Fesselballon des Luftschifferbataillons in einer Höhe von 600 Metern, um auf automatische Weise durch Instrumente die Windstärke zu messen und das Ergebniß durch ein elektrisches Kabel an Instrumente auf der Erde abzugeben. Eine Aufnahme in der Luft in der Höhe von 600 Metern ohne Mitwirkung von Menschen und sofortige Weitergabe mittelst elektrischen Kabels nach unten, ist ein Grad von Vollkommenheit der wissenschaftlichen Forschungen, der wirklich Bewunderung verdient.

Eine besondere Schwierigkeit der Luftschiffahrt ist von jeher das Landen gewesen. Eine größere Vollkommenheit des Landens ist aber kaum denkbar als die, welche von den beiden Motorluftschiffen auf dem Tegeler Schießplatz öffentlich dargelegt wurde. Nachdem der Militärballon kurz nach Beendigung seiner ersten Fahrt innerhalb von wenig Minuten mit neuem Wasserstoffgas versehen worden war, stieg der Commandeur der Verkehrstruppen, General v. Lynker, als Zuschauer zu den beiden Herren in die Gondel. Nach einer kurzen Fahrt von zehn Minuten kehrte der Militärballon zurück, landete den General, wechselte das Führerpersonal aus und setzte seine Fahrt unter anderer Leitung aufs Neue fort. Jede der drei Landungen vollzog sich so glatt und langsam wie es nur überhaupt denkbar ist. Die Schwierigkeit des Landens bei einem nicht lenkbaren Kugelballon liegt in seiner Hilflosigkeit gegenüber dem Winde, mit dessen Schnelligkeit er Schritt halten muß. Das lenkbare Motorluftschiff aber arbeitet beim Landen gegen den Wind mit genau der Kraft an, die der Windstärke entspricht. Aus diesem Grunde muß sich die Landung vollkommen glatt vollziehen, sofern nicht der Wind stärker ist als die Eigenbewegung des Luftschiffes.

Wer diesen Grundstock der künftigen deutschen Kriegsluftflotte in diesen Tagen manövriren sah, überzeugte sich davon, daß dem Motor in der Luft Eigenschaften zukommen, die kein anderes Fahrzeug besitzt. Man sah die Motorluftschiffe, von den Beobachtungsposten auf den drei hohen Ballonhallen zu Tegel aus, über den Teglersee, über die Stadt Spandau, über den Forst, über die Ebene fliegen. Die Hindernisse des Fortkommens auf dieser Erde waren für die Motorluftschiffe nicht vorhanden. Man hatte das Gefühl, daß dem Motor in der Luft die Eigenschaft der Allgegenwart innewohnt. Für den Motor in der Luft ist eben jeder Punkt, sowohl auf dem Lande, als auf dem Wasser und in der Luft erreichbar. Er ist aber, wie ich in meinem Buche „Das Zeitalter der Motorluftschifffahrt" (Leipzig, Theod. Thomas) nachgewiesen habe, nicht nur erreichbar, sondern er ist auf dem kürzesten Wege, mit der größten Geschwindigkeit, mit den geringsten Kosten, mit der größten Sicherheit und mit der größten Annehmlichkeit zu erreichen.

Bei der Auswahl, die der Staat für militärische Zwecke unter den verschiedenen Systemen zu treffen hat, wird besonders das Maß der Geschwindigkeit oder Eigenbewegung des Motorluftschiffes maßgebend sein. Ein weiterer Gesichtspunkt ist die Länge des Actionsradius. Das heißt die Fähigkeit, einen entfernten Punkt zu erreichen und zurückzukehren, ohne inzwischen landen zu müssen, um den Benzin oder Gasvorrath zu erneuern. Ein dritter Gesichtspunkt wird die Tragfähigkeit für Personen und Geschosse bilden.

Die Eigenbewegung, das heißt die Geschwindigkeit bei unbewegter Luft, ist bei dem militärischen Modellluftschiff nicht bekannt geworden. Da der Motor und die Schraubenflügel dieses Modellluftschiffes nur schwach waren, würde das Ergebniß einer Berechnung auch keinen Werth haben. Ueber die Eigenbewegung dieses halbstarren Systemes Groß kann erst der kommende Militärballon von bedeutend erweitertem Rauminhalt entscheiden. Die höchste Eigenbewegung, die dem Parsevalschen Motorluftschiff zugesprochen wird, beträgt 13 Meter in der Secunde, also nahezu 47 Kilometer in der Stunde. Bisher war die größte Geschwindigkeit diejenige, die er am Donnerstag, den 5. September, Vormittags bei einer Fahrt von Tegel bis nach dem 16 Kilometer entfernten Gatow am Wannsee erreichte. Die dabei festgestellte Eigenbewegung betrug 37 Kilometer per Stunde. Zur Zeit kann der Parsevalsche Motorballon die Stärke seines Motors noch nicht vollkommen ausnutzen. Erst nach Vervollkommnung des Blockes, auf dem der Propeller angebracht ist, wird es möglich sein, die Tourenzahl des Motores, die jetzt 800 beträgt, auf 11000 zu erhöhen. Die größte Eigenbewegung aller gegenwärtigen Motorluftschiffe besitzt das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff, nämlich 50—54 Kilometer per Stunde nach den Ergebnissen der Fahrt vom 10. October 1906. Die Eigenbewegung des französischen Kriegsluftschiffes „Patrie" beträgt nur etwa 45 Kilometer per Stunde.

Die Größe des Actionsradius wird, wie die Erfahrung lehrt, weit mehr durch das Entweichen des Gases als durch den Verbrauch des Benzins beschränkt. Besonders gilt dies von den unstarren und halbstarren Motorluftschiffen. Erst die nächsten Wochen werden zeigen, wie groß der Actionsradius der beiden Luftschiffe in Tegel, sowie des Zeppelinschen Aluminiumluftschiffes ist.

An Tragfähigkeit kommt dem Zeppelinschen Aluminiumluftschiff kein anderes Luftschiff auch nur im Entferntesten gleich. Am 10. October 1906 hat es elf Personen an Bord gehabt. Immerhin kann das Parsevalsche Motorluftschiff vier Personen tragen und hat mit dieser Belastung eine Reihe von Fahrten bereits gemacht. Das unstarre Motorluftschiff des Majors v. Parseval hat den Vorzug, daß es am leichtesten transportabel ist. Auf zwei Landfuhrwerken oder in einem Eisenbahnwaggon kann es in ungefülltem Zustande dorthin transportirt werden, wo man es füllen und aufsteigen lassen will. Der halbstarre Militärballon hat bedeutend mehr Metalltheile und erfordert daher zu seinem Auseinanderlegen wie Zusammensetzen mindestens einen Tag. Auch der Transport in ungefülltem Zustande ist schwieriger. Das riesenhafte Aluminiumluftschiff des Grafen Zeppelin, welches eine Länge von 128 Metern und einen Durchmesser von 12 Metern hat, kann in ungefülltem Zustande weder auf der Straße noch auf der Eisenbahn transportirt werden. Es kann sich also nur selbst in gefülltem Zustande durch die Luft fortbewegen. Wahrscheinlich wird das Deutsche Reich auch in Zukunft allen drei Systemen staatliche Unterstützung und Förderung zu Theil werden lassen.

Wahlrechts-Gedanken.

Von Philipp Stauff (Enzisweiler).

Wie hat man sich doch gefreut allüberall in deutschen Landen, daß im Januar dieses Jahres die braven Heilbronner den Friedrich Naumann in den Reichstag geschickt haben!

Digitized by Google

Naumann hat uns allen, die wir nicht einmal mit der Fülle seiner politischen Ansichten übereinstimmen, bei weitem mehr bedeutet als ein Mann. Wir wußten, er ist eine Persönlichkeit, die etwas wird zu sagen wissen. Wir wußten: Naumann ist keiner, vor dessen Blick die Bäume den Wald verschleiern, der sich in Kleinigkeiten verliert und eine Hin- und Herpolitik treibt, wie leider so viele im Parlament!

Und jetzt kommt er und greift mit kühner Faust in den Himmel des preußischen Landtagswahlrechts hinauf! Jetzt kommt er und predigt die Doctrin! Freilich, zum Wesen Naumanns stimmt das ganz und gar. Aber es steckt so etwas Halbdurchgegorencs darin, zu sehen, wie einer unserer besten Geister sich anstrengt, das vorläufig Unmögliche zu erreichen. Noch so ein Stück Volksredekunst, das erst vollends schwinden muß, bis der Mann einen ganz guten Wein abgeben kann. Das hat nicht viel auf sich: die besten Weine klären sich am langsamsten. Und das parlamentarische Gewicht des neuen Mannes ist hoffentlich noch nicht so groß geworden, daß in seinem „Entweder — oder" thatsächlich das Schicksal der conservativ-liberalen Einigung beschlossen wäre.

„Eine Sünde wider den Geist der Reichsverfassung" ist das Begehren Naumanns genannt worden, gegebenen Falles vom Reiche aus einen Druck auf Preußen auszuüben, damit der Vormachtstaat sein Wahlrecht moderniſire und obenein gleich der Reichsverfassung analog. Das wäre es wirklich. Man lasse die Preußen ihr Haus selbst bestellen und sorge für die nöthige Ellbogenfreiheit im Reich!

Die Wahlrechtsfrage ist überhaupt die kitzlichste in unserem ganzen staatlichen Leben. Für jeden Jüngling, der in das politische Leben eintritt, ist sie fertig gelöst. Er braucht sich nicht selbst damit zu mühen. Es ist, als ob es sich namentlich für den liberal denkenden Mann ganz von selbst verstünde, daß ihm das allgemeine, gleiche, directe und geheime Wahlrecht Ideal sein muß. Die liebe Doctrin — auf diesem Gebiete macht sie sich am breitesten. Und gerade hier kann man der allerverschiedensten Meinungen sein, ohne daß man um ihrer Verschiedenheit willen sich als liberaler oder als weniger liberal anzusehen hätte. Und ich bin nicht der Ansicht, daß das Reichstagswahlrecht in der heutigen Form die Quintessenz in der Anwendung der politischen Einsicht darstelle, und kann mich darum auch keineswegs für seine bedingungslose Uebertragung auf Preußen begeistern.

Daß man zur Noth auch mit diesem Wahlrecht regieren kann, zeigt der Ausgang der letzten Neuwahlen. Aber man überblicke eine derartige Wahlbewegung, und sage, daß darin der Verstand des Volkes zum Ausdruck komme. Das würde eine kühne Behauptung sein. Weder dem politischen Sinne noch dem Anstandsempfinden unseres Volkes entsprechen solche Wahlen. Für amerikanische Verhältnisse mögen sie taugen; für deutsche taugen sie nicht. Die Demagogie regiert, und zwar auf allen Seiten. Jede Partei jammert über die persönlichen Unbilden und über die Verleumdungen, die gerade ihren Anhängern im Wahlkampfe passirt sind. Ueberall, überall das schöne: „Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie andere Leute" — und nirgends das schlichte, edle Zöllnerwort!

Gewiß ist ein Unterschied zwischen den Parteien in Bezug auf die Ausnützung der demagogischen Möglichkeiten in einem Wahlkampf. Aber er ist nicht so groß, wie man glauben machen möchte. Und er ist vor Allem mehr ein Unterschied der Form als ein materieller. Der feiner Gebildete weiß dem Gegner das Gleiche anzuthun, wie dieser ihm; aber er wird es in feinerer Weise bewirken.

Nach dem großen Kriege herrschten die großen Gedanken. Damals waren die Wahlkämpfe sittlicher, und die besten Leute bewarben sich um die Mandate des Volks. Jetzt herrschen seit reichlich einem Jahrzehnt die kleinen Wünsche; jetzt wird der Candidat auf bestimmte Forderungen festgelegt: versprichst Du uns das, so treten wir für Dich ein; jetzt werden die Abgeordneten wegen einer Abstimmung in wirthschaftlichen Fragen der Wählerschaft denuncirt (man denke nur an die Steuerreform des Reichs vom letzten Jahre); jetzt kämpft man im Parlament mittelst der Obstruction und schlägt geheime Parteibrücken zu Einzelressorts der Regierung.

Im Wahlkampf herrscht das Rowdythum, im Parlament der Partei-Eigennutz und in rein wirthschaftlichen Fragen daneben auch noch die oft unverhüllte Selbstsucht des Mandatsinhabers. Die tiefer gebildeten Männer sind zu zählen, die sich dem aussetzen mögen. Die nicht einmal vor all den persönlichen Beschimpfungen, den demagogischen Verzerrungen der politischen Gesinnung und der Parteiabsichten mit Ekel zurücktreten und sich sagen: Der Mob will regieren, dagegen ist nichts zu thun!

Das Reichstagswahlrecht in der jetzigen Form war recht, als die großen Fragen noch einen großen, tragfähigen Idealismus ausgelöst haben. Für die jetzigen Zustände ist es ein Anachronismus. Das hat auch Bismarck gegen das Ende seiner Kanzlerschaft eingesehen und hat sich mit dem Gedanken einer Aenderung des Wahlrechts beschäftigt. Es kam nicht dazu: Bismarck hatte zu viele Unternehmungen begonnen und konnte keine innere Krise wagen. Er mag auch gedacht haben, daß es damit nicht übermäßig eile. Aber wenn man jetzt anscheinend entsetzt solche Gedanken von sich weist, so — ich wette hundert gegen eins — entspringt dieses Entsetzen vielmehr der bleichen Furcht vor dem durch die Socialdemokratie fanatisirten Mob und der gegen jedes unbeeinflußte Denken hermetisch abgeschlossenen, sonst so denkfähigen deutschen Arbeiterschaft, als der Ueberzeugtheit von der Güte und Unersetzbarkeit des jetzigen Wahlrechts.

Der Einfluß der sogenannten unteren Volksclassen auf die Gesetzgebung, wie ihn das allgemeine gleiche Wahlrecht im Gefolge hat, dünkt mich vollauf berechtigt. Ich glaube, daß jeder Bürger des Deutschen Reiches das gleiche Interesse an dem Wohlergehen des Volkes hat, auch wenn verschiedene Wege zu verschiedenen Zielen in dieser Richtung führen sollen. Ich möchte Niemandem das Wahlrecht geraubt oder verkürzt sehen, auch nicht durch einen Pluralmodus, wie er von verschiedenen Wahlrechtsforschern empfohlen wird, und wie er im letzten Jahre fast in Oesterreich zur Einführung gelangt wäre. Es giebt unter den deutschen Arbeitern ohne jeden Zweifel viele Männer, deren politische Einsicht kaum geringer ist als die des studirten oder gar des lediglich wohlhabenden Mannes. Außerdem ist Bildung oder besonders staatspolitisches Verständniß, das hier in erster Reihe in Frage kommt, nicht meßbar, so daß keine Unterscheidung ohne neue Ungerechtigkeiten erfolgen könnte. Zudem würde das Alles noch keinen Einfluß auf die Art des Wahlkampfes ausüben können, die den gebildeten und fein empfindenden Mann zumeist abschreckt, sondern nur auf die Bethätigung der Mandatsinhaber im Parlament.

Dagegen könnte die Wüstheit des Kampfes wesentlich gemildert werden durch die indirecte Wahl. In dieser Richtung macht Borgius in den „Volkswirthschaftlichen Blättern" sehr beachtenswerthe Vorschläge. Die Erstgewählten, die Wahlmänner, möchte er dabei zu einem ständigen Organ mit besonderen politischen Aufgaben zusammenschließen für eine Legislaturperiode, als ständigen Ausschuß der Gesammtwählerschaft, der für die politische Erziehung des Volkes unschätzbare Dienste leisten könnte. Die Wahlmänner würden gewiß Leute aus allen Parteien sein, vom Einzelnen je entweder nach Persönlichkeit oder Parteizugehörigkeit gewählt, wie zur Zeit die Abgeordneten; aber sie würden im Durchschnitt sicherlich politisch reifer sein als jetzt die große Wählermasse, und dadurch würde sich eine Reinigung der Wahlkämpfe von den Ausschreitungen des Fanatismus von selbst ergeben. Die eigentlichen Abgeordnetencandidaten aber wären der unschönen Zweckpflicht entbunden, überall ihre politischen Ideen auszukramen, in

Digitized by Google

einer dem geringsten Verständniß angepaßten Weise, unter den üblichen die Freude des Mobs erregenden Ausfällen auf die Gegner, in denen bekanntlich an subjectiver wie objectiver Unwahrhaftigkeit das Menschenmögliche geleistet wird, und fein empfindende Geister würden sich wieder entschließen zur Uebernahme eines Mandats und Fruchtbarmachung ihres Könnens und ihrer Gereiftheit in der Volksvertretung.

Begründete Einwürfe gegen ein solches System vermag ich nicht zu ersehen. Nur wer die Möglichkeit der Verhetzung in ihrer parteistärkenden Wirkung höher einschätzt, als die Gewährleistung eines in den Grenzen des Anstands vor sich gehenden Wahlkampfes und als die Wiedererreichung der parlamentarischen Höhe, von der wir so schmählich herabgesunken sind — der mag gegen ein solches System und gegen den Vorschlag von Borgius Front machen.

Es ist selbsterständlich, daß Angesichts der doctrinären Neigungen, die unser Volk und viele seiner besten Geister beseelen, der Vorschlag Borgius' für das Reichstagswahlrecht gar nicht erst groß erwogen wird. Aber für das preußische Landtagswahlrecht könnte er schließlich in Frage kommen. Ein solches System wäre weder auf Classen- noch Geldsackinteressen gestützt, und es ist nicht zu ersehen, in welcher Hinsicht es unliberaler sein sollte, als das jetzige Reichstagswahlrecht. Vielleicht verlangt Naumann mit seinen Anhängern ein preußisches Wahlrecht in diesem Sinn; dann mag er wohl eher die Unterstützung der gesinnungsverwandten Abgeordneten finden, und auch Seitens der preußischen Regierung wird sein Verlangen ernster genommen werden als so.

Sonst wird man von seiner parlamentarischen Thätigkeit einst sagen müssen:

„In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis."

Das wäre bedauerlich. Wir erwarten mehr von Friedrich Naumann, als das.

Vom Reisen in Deutsch-Ostafrika.

Von Hauptmann H. Fonck (Dar-es-salam).

Der große Moment des Abmarsches rückt heran.

Die angeworbenen Träger werden zusammengetrommelt und erhalten die Abmarschzeit mitgetheilt. Es wird ihnen eingeschärft, pünktlich zu sein und sich nicht zu drücken. Diese Ermahnung schließt für gewöhnlich mit einem wohlwollenden Hinweise auf die im Falle des Ausreißens zu gewärtigenden „chamsashrin" d. h. „25". Ein Wort, dessen Deutung Zweifeln nirgends begegnet. Vorausgesetzt ist hierbei das nicht gerade häufige Wiedereinfangen des Contractbrüchigen, dessen Laune ihm im letzten Augenblick ein „Verduften" der mühsamen, bevorstehenden Trägerarbeit vorzuziehen räthlich erscheinen ließ. Die Träger erhalten nun ihr Zehrgeld ausbezahlt und werden bis zum Abmarschtermin entlassen. Die fertigen Lasten werden noch einmal nachgesehen und gezählt. Es stimmt!

Der Reisetag ist mittlerweile herangekommen, die Träger versammeln sich zur angegebenen Zeit und die Lasten werden vertheilt, d. h., jeder Mann erhält die seinige zugewiesen. Alle Leute hocken sich bei ihrer Last in langer Linie hin und verschnüren ihren Proviant, ihre Schlafmatte und sonstigen Habseligkeiten darauf.

Natürlich fehlen Träger. Es wiederholt sich immer dasselbe Bild: Der Namensaufruf stellt die Säumigen fest. Einige kaufen auf dem Markte noch ein, Andere nehmen Abschied von ihren Freunden und Angehörigen; da holt einer seine vergessene Schlafmatte, jener kauft noch schnell ein Fläschchen Schnupftabak, ein Dritter kommt mit einem halben getrockneten Haifisch angelaufen. Wieder Andere können sich von den Palmwein- oder Biertöpfen der Küstenstadt nicht trennen und schenken sich noch schnell „zum Abgewöhnen" einen ein. Bis Alle da sind, vergeht geraume Zeit. Jeder hat eine Entschuldigung! Ein Neger ist nie um eine Ausrede verlegen! Der Kundige kennt das Alles schon und setzt den Abmarsch zwei Stunden früher an, als er in seiner wirklichen Absicht liegt. Er nimmt sich Zeit und weiß, daß er sich Aerger oder Aufregung über die Unpünktlichkeit wegen gänzlicher Zwecklosigkeit ruhig sparen kann. Ist die Karawane erst einige Tage unterwegs, geht Alles ganz von selbst.

In der Regel hat sich nun doch der eine oder andere Träger sammt seinem „Possho" (Verpflegungsgeld) gedrückt und hält sich in irgend einer Spelunke versteckt, bis der nun mit Recht gefürchtete „Mzungu" (Europäer) abmarschirt ist. Es müssen also Ersatzträger herangeschafft werden, wobei natürlich wieder einige Zeit vergeht! Inzwischen ist den zuerst pünklich erschienenen Trägern die Zeit lange geworden und sie nehmen noch einmal Abschied von ihrer fest oder lose angetrauten Frau, oder sie haben sich zu sonstigen nicht erkennbaren Unternehmungen wieder in die Büsche gedrückt. Dem afrikanischen Neuling wirds ganz schwül, wenn er daran denkt, wie er mit dieser Gesellschaft fertig werden soll.

Endlich ist es soweit! Das Aufbruchzeichen ertönt, die Lasten werden auf Kopf oder Schulter genommen, die Stöcke der Träger klopfen in schnellem Tempo auf die Holzkisten und unter großem Geschrei geht die Reise los! Es ist ein Heidenlärm! Tabora! Unjanyembe! Ubjibji! schallen laute Rufe je nach dem Reiseziel durch einander. Kwaheri (Adieu), Kwa Kuonana! (Auf Wiedersehen) ertönt es überall, und in flottem Tempo eilt Alles dem Führer nach.

Von Freunden und Angehörigen begleitet, die die Last ein Stückchen tragen, Wasser, Lebensmittel und kleine Geschenke mitbringen, zieht die Trägerschaar unter lebhaftem Geschwätz des Weges, dem ersten nahen Lager zu. Die nächsten Tage wird noch langsam marschirt, damit die Leute sich eingewöhnen und Ordnung in die Colonne kommt. Allmälig legt man zu, und am fünften, sechsten Tage herrscht bereits eine so tadellose Marschdisciplin, daß der Europäer sich kaum noch einzumischen braucht.

Es ist früher Morgen! Noch umhüllt tiefe Dunkelheit das Land und völlige Stille herrscht im Lager! Da beginnt kurz vor 5 die Morgendämmerung. Die Träger erwachen und reiben sich den Schlaf aus den Augen. Der Koch zündet sein Feuer an und rüstet zum Frühstück. Es wird schnell heller. Das Lager ist bald mobil. In Gruppen sitzen die Leute um die wieder entfachten Lagerfeuer und wärmen sich. Leise öffnet der Hauptboy die Zeltthür, greift ins Feldbett und drückt sanft den großen Zeh seines Herrn zwischen Daumen und Zeigefinger. Eine scheußliche Art des Weckens! Man hat die Empfindung dabei, von irgend einem wilden Thiere berührt zu werden, und verbittet sich diese Art Reveille energisch, mit der Aufforderung, in Zukunft zu rufen. Schnell wird Toilette gemacht und in das Kakeygewand geschlüpft. Die Begleitaskaris oder Träger legen das Zelt zusammen, während man mit einer Tasse Kaffee einige Spiegeleier und Biscuits hinunterspült. Es ist $^1/_2$6 Uhr und schon ganz hell.

Von Foncks „Deutsch Ostafrika", das ich bereits beim Erscheinen des ersten Heftes warm empfohlen habe, liegt nunmehr das zweite Heft: „Reisen und Expeditionen im Innern" vor. Ich kann nur wiederholen, daß wir uns und Deutsch-Ostafrika zu einem so human empfindenden, die Negerseele so in allen ihren Regungen verstehenden Colonialbeamten beglückwünschen können. Dazu weiß Fonck, ohne sich irgendwie in selbstbewußter Beweihräucherung etwa eines Stanley — und manches deutschen Afrikareisenden — zu gefallen, außerordentlich anschaulich und interessant zu schildern, so daß sich seine Berichte wie spannende Erzählungen lesen. Die hübsch illustrirten Hefte erscheinen im Verlage der Vossischen Buchhandlung (Berlin W 62), mit deren Erlaubniß wir einen Abschnitt aus einem Capitel im Auszuge mittheilen. Dr. A. Hn.

Digitized by Google

Ebenso wie Abends ist die Dämmerung in den Tropen nur kurz.*) Bald ist die letzte Last — die Kochkiste — verschnürt, und einige Minuten später ist die Caravane in langer Reihe, immer Einer hinter dem Anderen, wie es der schmale Negerpfad nur zuläßt, unterwegs. Der unentbehrliche Wasserkürbis hängt auf dem Rücken oder an der Seite jedes Trägers.

Vorn geht der Wegeführer, der „Kirongozi", eine abseits der großen Straßen unentbehrliche Persönlichkeit. Mit einigem Abstand kommt der Europäer und dann die Träger oder bei Reisen mit einer Truppenabtheilung abwechselnd Soldaten und Träger. Zum Schluß die Soldatenboys, Frauen, Kinder und sonstige Mitläufer. Der Aufbruch erfolgt meist gegen $^1/_2$6 Uhr, um während der kühlen Morgenstunden den Haupttheil des Tagesmarsches zu bewältigen. Der erste kurze Halt wird dazu benutzt, nachzuschnüren, zu prüfen, ob Alles noch gut befestigt ist, und unbequeme Lasten besser zu verpacken. Dann erst giebt man sich der Ruhe hin, und die — zumal in den ersten Tagen der Reise — immer vorhandenen Nachzügler haben Zeit heranzukommen. Wenn Wasser nahe ist, wird getrunken und der Flaschenkürbis nachgefüllt.

Dem afrikanischen Neuling kommt Alles wie ein Riesendurcheinander vor; doch löst und ordnet sich der Wirrwarr ganz von selbst und am besten, je weniger von Seiten der Europäer dazwischen geredet und commandirt wird.

Bald geht es weiter, die Sonne brennt sonst zu sehr und das Lager wird zu spät erreicht. Meist wird die Last auf der Schulter getragen, doch sieht man auch viele Leute, die sie fast nur auf dem Kopfe transportiren. Nach etwa drei Stunden Marsch wird eine längere Pause möglichst an einer Wasserstelle gemacht. Die nach einigen Tagen einmarschirten Träger bleiben dicht hinter einander, und die letzte Last wird von dem schließenden Soldaten bald als eingetroffen gemeldet. Die begleitenden Askaris (Soldaten) haben die Gewehre zusammengesetzt, die Lasten sind auf die Erde gelegt oder an die Büsche gelehnt, und eine allgemeine Unterhaltung der immer lustigen und zu Scherzen aufgelegten Träger beginnt.

Während dieser Ruhepausen verhandelt der die Caravane führende Europäer in wenig bereisten und unbekannten Gegenden mit den schwarzen Führern über den Weg, die Wasserplätze, das Lager für den Tag, ob Lebensmittel vorhanden sind, ob Menschen dort wohnen, ja manchmal ist selbst die Frage brennend, ob Brennholz vorhanden ist. Es kommt in einigen waldarmen Bergländern vor, daß als Heizmaterial nur getrocknete Papyrusstengel zu haben sind und auch die nicht einmal immer. Wenig Holz, aber viel Wasser ist immer noch besser als das umgekehrte Verhältniß, dem wir zur Trockenzeit in der unendlichen Masaisteppe oder z. B. im Urbusch Südugogos begegnen. Gefürchtet wegen gänzlichen Mangels an Wasser auf Tagereisen weit, bedarf es hier genauer Erkundung und sicherer Führer, um die Karawane vor Verlusten an Menschenleben zu bewahren. Muß sich doch jeder Marsch, jede Expedition in diesen Gegenden nach dem lebenspendenden Element richten.

Und doch kommt es vor, daß nach vielstündigem Marsch die Wasserstellen, auf deren Vorhandensein mit Sicherheit gerechnet war, ausgetrocknet vorgefunden werden. In solchem Augenblick erlebt der vom Durst gepeinigte Träger seine größten Enttäuschungen. Dem Europäer kommt seine Hilflosigkeit und das Schwinden seiner Macht angesichts einer starren, mitleidslosen Einöde, der nach unerbittlichen Naturgesetzen von der glühenden Sonne der letzte Tropfen Naß ausgesogen wurde, erschreckend zum Bewußtsein. — Hier kann er, der nach der Meinung harmloser Schwarzer Alles kann, nicht helfen. Vielleicht führt der beim Anbruch der Nacht fortgesetzte Marsch zum Wasser! — Bisweilen läßt ein glücklicher Zufall noch eine abgelegene Pfütze entdecken oder durch genügend tiefes Nachgraben auf Wasser stoßen. Dann sind alle Anstrengungen mit einem Schlage vergessen. Die Last gleitet zu Boden, und alles stürzt sich auf die entdeckte kostbare Flüssigkeit, auch wenn es nur eine grünschwarze Brühe ist. Den ermatteten Nachzüglern wird durch ihre Stammesgenossen und Freunde Wasser oft Stunden weit entgegengebracht, und Letztere tragen des Erschöpften Last bis zum Lagerplatz.

Doch zurück zu unserer rastenden Karawane!

Eine halbe Stunde Pause hat genügt, die Leute wieder frisch zu machen. Das Lager ist noch zwei Stunden entfernt, um 12 Uhr spätestens wird heute der letzte Mann eingetroffen sein. Das ist dann ein bequemer Tagemarsch von fünf Stunden, wie er bei normalen Verpflegungs- und Wasserverhältnissen die Regel ist. Der Lagerplatz, d. h. der Ort, wo die Nacht verbracht wird, muß, wenn es irgend zu erreichen ist, Wasser in nicht zu weiter Entfernung haben. Dann sind aus gesundheitlichen Gründen erwünscht: trockener Untergrund, Windschutz wo nöthig, und das Vorhandensein von Schattenbäumen; alles Annehmlichkeiten, die nicht immer vereint vorkommen.

Bei größeren Caravanen werden die Zelte der Europäer meist in der Mitte des Lagers aufgeschlagen. Die kleineren Zelte der Träger und Soldaten gruppiren sich im Kreise um die ersteren. Trifft man früh im Lager ein, und ist das nöthige Material leicht zu beschaffen, so werden, wenn kein Rasthaus vorhanden ist, noch einige Strohhütten errichtet, unter denen man während des Tages kühleren Aufenthalt sucht. Die zeltlosen Träger bauen sich Gras- oder Laubhütten für die Nacht. Manchmal ist es mit Mühe verknüpft, einen ebenen Platz für die Zelte zu finden, so daß mit Kreuzhacke und Spaten vorgearbeitet werden muß. Wohl keinem Reisenden werden schlechte Lager in öder trostloser Landschaft erspart bleiben, die in seiner Erinnerung als unerfreuliche Tage haften bleiben. Meist aber wird, zumal in allen Gebirgsländern und an den großen Seen auch der verwöhnte Naturfreund stets aufs Neue entzückt sein von dem eigenartigen Reiz der ihn umgebenden Landschaft. Heute in der Steppe, morgen vielleicht am Fuße hoher Berge lagernd, befindet man sich nach einigen im Fluge vergangenen Wochen bereits weit im Inneren und so gut wie abgeschnitten von jedem Verkehr der Cultur und dem lärmenden Getriebe der Heimath. Ich kann nicht sagen, daß man dabei viel vermißt und sich nicht vollkommen wohl fühlt.

In friedlichen Zeiten ist im Allgemeinen irgend welche Marschsicherung nicht nöthig. Der Europäer thut nur gut, immer für einen wegekundigen Führer zu sorgen und für gewöhnlich nicht als Erster an der Spitze der Karawane zu marschiren. Er läßt am besten mindestens einen Eingeborenen vor sich hergehen. Dessen scharfes Auge nimmt alles Besondere eher wahr und er kann so den Europäer — zumal den unerfahrenen — vor manchem Unheil bewahren.

Längst hat der Neger gemerkt, daß es dem Weißen erwünscht ist, nach kurzem Marsch ins Lager zu kommen. Um ihm etwas Angenehmes zu sagen, — einem an und für sich also ganz löblichen Zweck zufolge — giebt er gern eine viel kürzere Marschzeit an, als der Karawane in Wirklichkeit bevorsteht, und freut sich über die ob der Aussicht auf einen kleinen Marsch so gute Laune des Europäers.

Wenn nun aber die angegebene Zeit längst verstrichen und das Lager noch immer nicht erreicht ist, wird der Weiße mißvergnügt, und der Führer, der es doch so gut meinte, bekommt die Schuld oder zieht sich sogar wegen Lügens ernstliche Unannehmlichkeiten zu. Da fand denn der Neger bald heraus, daß es vorzuziehen sei, dem Europäer zu lange Marschzeiten anzugeben, und so that er. Aus einem Marsche von 4 wurden 5 und 6 Stunden und der Bana Kuba (hohe Herr), der sich schon auf einen langen Marsch gefaßt gemacht

*) Im äquatorialen Afrika wird es mit geringen Schwankungen das ganze Jahr hindurch Morgens etwa um 5$^1/_4$ Uhr hell, und um 7 Uhr Abends ist völlige Dunkelheit eingetreten.

Digitized by Google

hatte, war angenehm enttäuscht und den ganzen Tag vergnügt, wenn ihm der Führer nach 4 Stündchen mit pfiffigem Gesicht erklären konnte: Wir sind da! — Sonderbar! Jetzt hatte er nie gelogen!

Da der Eingeborene ein ausgezeichneter Fußgänger ist und für unsere Begriffe sehr große Entfernungen spielend zurücklegt, erscheint ihm eine Wegstrecke noch klein, wenn wir bereits von einem starken Marsch zu sprechen gewohnt sind. Treffend kommt dies in seinen Entfernungsangaben zum Ausdruck, deren Variationen der Reisende allmälig alle kennen lernt. Ist die zu erreichende Stelle noch etwa eine halbe Stunde weit entfernt, so hören wir die beruhigende Versicherung: „Tu mekwicha fika“ (Wir sind schon da). Für 1 Stunde gilt das tröstliche Wort: „Karibu sana, tu ta fika sasa hivi“ (Es ist ganz nahe, wir kommen sofort an).

Die ungefähre Scala ist nun:

2 Stunden ist: Karibu, simbali (Nahe, nicht mehr weit).
3 „ „ Karibu, lakini mbali kidogo (Nahe, aber schon ein wenig weit).
4 „ „ Mbali kidogo, lakini karibu (Etwas weit, aber doch noch nahe).
5 „ „ Mbali kidogo, lakini simbali sana (Etwas weit, aber nicht sehr weit).
6 „ „ Mbali (oder Muendo), jua katikati (Weit — oder ein Tagemarsch, — ein Stück — die Sonne steht im Zenith.)

Heißt es: Mbali, kipande kikubwa (Weit, ein großes Stück) so kann man sich auf mindestens 7 Stunden gefaßt machen.

Peinlich berührt: Mbali sana! Kweli (Sehr weit, wahrhaftig!)

Unter 8 Stunden kommt man dann nicht davon!

Und ganz unerfreulich ist es, wenn man vernehmen muß: Mbali sana! Huwezi kufika leo! Es ist sehr weit, Du kannst heute nicht mehr ankommen!

Hat man einige Dutzend Märsche hinter sich, dann weiß man ungefähr Bescheid, was einem blüht und kann sich danach mit der Marscheintheilung richten.

Die Unechtheit der Pauliniſchen Hauptbriefe.

Von Dr. G. Schläger (Celle).

I.

Wenn auch im Verzeichniß der Schriften des Neuen Testaments, wie es jede Bibelausgabe bietet, 13 Briefe des Apostels Paulus aufgezählt werden, so ist es für nur einigermaßen theologisch gebildete Kreise doch kein Geheimniß mehr, daß die wissenschaftliche Forschung eine Anzahl der Briefe nicht als vom Apostel Paulus verfaßt ansieht, sondern sie als sogenannte Pseudepigraphen betrachtet, d. h. als Werke, die nach einer im Alterthum oft befolgten Praxis unter dem Namen einer anerkannten Autorität herausgegeben wurdeu, und mehr oder minder geschickt die Persönlichkeit und die Zeitverhältnisse des angenommenen Verfassers fingirten. Daß die Briefe an Timotheus und der an Titus unecht sind, ist bis weit hinein in conservativ gerichtete Kreise ausgemachte Sache. Auch einzelne der andern Briefe gelten für unecht, nur herrscht hier nicht so völlige Uebereinstimmung, indem der eine Forscher z. B. den ersten Brief an die Thessalonicher oder den an die Kolosser für echt hält, während ein Anderer ihn dem Apostel abspricht. Aber bei allem Schwanken über die Echtheit der Reihe der kleineren Briefe an die Thessalonicher, Epheser, Philipper, Kolosser, an Philemon, war man auch im Lager der historisch-kritischen Theologie einig über die Echtheit der vier großen Hauptbriefe des Apostels, des an die Römer, der beiden an die Korinther und des an die Galater. Sie werden oft als die allgemein als echt anerkannten Briefe bezeichnet, die unversehrt durch das Feuer der Kritik hindurchgegangen sind. Aber eine radicale Kritik will auch diese vier Briefe dem Apostel absprechen, und während man bei der Annahme ihrer Abfassung durch Paulus in ihnen die ältesten Schriften des Urchristenthums zu sehen hat, setzt die neueste Schule ihre Entstehungszeit ins 2. Jahrhundert und sieht die darin vertretenen Anschauungen, den Paulinismus, nicht als die originale Geistesarbeit der einzelnen geistesgewaltigen Persönlichkeit des Wanderpredigers und Heidenmissionars Paulus an, nicht als den Anfang aller in der ältesten Christenheit sich regenden Bewegungen, sondern vielmehr als den Niederschlag eines längeren Processes, als Ergebniß eines Kampfes zwischen verschiedenen Richtungen, die in der Werdezeit der Kirche miteinander in Reibung und Kampf standen. Auch diese radicale Kritik hat schon ihre Geschichte hinter sich, und nach der Meinung des um die neutestamentliche Forschung so sehr verdienten Julius Holtzmann ist sie so gründlich abgethan, daß sie ihrerseits schon der Geschichte der Kritik angehört. Aber Todtgesagte sollen ja lange leben, und so regen sich denn gerade in den letzten Jahren wieder besonders lebhaft die Anschauungen der radicalen Kritik und ringen um Anerkennung.

Schon im Jahre 1852 bestritt Bruno Bauer (nicht zu verwechseln mit dem Haupt der sogenannten Tübinger Schule, Ferdinand Christian Baur) in seiner „Kritik der Pauliniſchen Briefe“ auch die Echtheit der Hauptbriefe. In jeder Einleitung zum Neuen Testament wird er erwähnt, aber nur Wenige, die ihn anführen, werden selbst einen Blick in sein Buch gethan haben. Und es ist nicht zu leugnen, daß die Lectüre seiner Untersuchungen durchaus kein Genuß ist. Er behandelt den oder die Verfasser der einzelnen Briefe sehr von oben herab als ziemlich beschränkte Köpfe und ungeschickte Schriftsteller und sucht förmlich etwas darin, Widersprüche, Mißverständnisse, unlogische Verbindungen im Text zu finden. Er gehörte bald wegen seiner ganz extravaganten Anschauungen zu den ein- für allemal abgethanen Größen der Theologie, galt als ein kaum ernst zu nehmender Kritikus. Unabhängig von ihm kam dann in den 80er Jahren der holländische Gelehrte A. Loman zur Ueberzeugung, daß die Pauliniſchen Hauptbriefe nicht von dem bekannten Heidenapostel verfaßt seien. Andere holländische Gelehrte traten seiner Anschauung bei, man redet deßhalb auch von einer „holländiſchen Schule“. Als deren Wortführer trat der im Juli 1905 verstorbene Professor an der Universität zu Leiden W. C. van Manen auf, der seine neuen Ansichten in seinem dreibändigen Werke „Paulus“ niederlegte. Der zweite Band, der den Brief an die Römer untersucht, ist in vorigem Jahr auch in deutscher Uebersetzung erschienen*) und ermöglicht es des Griechisch kundigen Lesern, die wissenschaftliche historisch-kritische Begründung im Einzelnen kennen zu lernen. van Manen untersucht die Apostelgeschichte, den Brief an die Römer und die an die Korinther. Die Unechtheit des Galaterbriefs war schon vorher im Jahre 1888 durch einen deutschen Forscher, Professor Steck in Bern, ausführlich behandelt worden. Aber selbst die kritische Theologie wollte von diesen grundstürzenden Ansichten nichts wissen. Holsten, ein hervorragender Forscher und Kenner des Paulinismus, erhob in der Protestantischen Kirchenzeitung den ironischen Klageruf: „So ist denn der Grund, auf dem die kritische Theologie seit Semler in hundertjähriger, mühevoller und leidvoller Arbeit den Bau ihrer Anschauung von der Entwicklung des Urchristenthums aufgerichtet hatte, eitel Triebsand gewesen. Ein leichter Fußtritt zweier, dreier Männer — der Sand gerieth in Bewegung, wich, sank sofort, und der Bau über ihm brach zusammen.“ Einstweilen galt und gilt aber der Bau noch für sicher fundamentirt. In Commentaren zum Neuen Testament wird die radicale Schule wohl erwähnt, aber auf eine eingehende

*) Leipzig. G. Strübigs Verlag.

Digitized by Google

Widerlegung läßt man sich kaum ein. Nur das große zusammenfassende Werk von Professor C. Clemen in Bonn: Paulus. Sein Leben und Wirken — berücksichtigt die radicale Kritik in einer Weise, die nach dem Vorwort des Verfassers selbst Manchem zu ausführlich erscheinen möchte, wie er befürchtet.

Viel Aufsehen erregten dann A. Kalthoffs Ansichten über die Entstehung des Christenthums. Auch er setzt die Paulinischen Briefe in spätere Zeit. Die kleine Skizze von C. Promus: „Die Entstehung des Christenthums" schließt sich auch in diesem Punkte an ihn an. In England ist im Jahre 1904 ein Auszug aus van Manens Werk erschienen: The origins of christianity, herausgegeben von Thomas Whittaker, der van Manen als einen Kopernikus auf dem Gebiet neutestamentlicher Kritik preist. Unabhängig von dem Leidener Gelehrten hat dann W. B. Smith, Professor an der Tulane University in Louisiana, die Unechtheit des Römerbriefs behauptet. Auch in seinem jüngst in deutscher Uebersetzung erschienenen Werke: „Der vorchristliche Jesus" ist ein ganzes Capitel dieser Frage gewidmet. So züngelt die Flamme der radicalen Kritik, die auch vor den Hauptbriefen nicht Halt hatte machen wollen, die aber doch gelöscht zu sein schien, hier und da wieder von Neuem hervor, und wer weiß, ob sie nicht noch einmal mächtiger aufschlagen wird als zuvor.

II.

Stellt man die Frage, aus welchen Gründen der Brief an die Römer, um diesen einmal herauszunehmen, echt sein soll, so kann man ja auch die Gegenfrage stellen: welche Beweise für die Echtheit liegen vor? Und da liegt die Sache doch so, daß directe Beweise für die Echtheit nicht erbracht werden können. Zunächst wird man fragen, wann denn der Brief zum ersten Mal in der christlichen Literatur benutzt oder, was schon mehr beweisend wäre, als Brief des Paulus erwähnt wird? Die Antwort ist für die Behauptung der Echtheit recht ungünstig. Bis etwa zum Jahre 150 finden wir keine sichere Spur davon, daß der Römerbrief von einem Schriftsteller benutzt sei. Es läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, daß ein Gedanke oder ein Satz aus diesem Brief genommen. Kein Citat aus diesem Brief, der doch in hohem Ansehen gestanden haben müßte, giebt uns Kunde von seiner Existenz. Selbst der berühmte Justin der Märtyrer erwähnt in seiner Apologie mit keinem Worte einen Brief des Apostels. Wohl glaubt man hie und da in einigen Schriften Anklänge an Paulinische Briefstellen zu finden, aber wir haben keine directen Citate. Und dann sind auch die in Betracht kommenden Schriften, wie z. B. der Brief des Clemens Romanus an die Korinther, selbst noch nicht mit Sicherheit datirt. Mag auch gelehrter Streit sein über Einzelheiten, so steht doch im Großen und Ganzen fest, daß der nach der herrschenden Anschauung ums Jahr 59 geschriebene Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde zu Rom in der Literatur bis ums Jahr 150 keine Rolle spielt. Der oben erwähnte Smith nennt es eine vollkommene Paradoxie: „Bis zum Jahr 150 wahren die christlichen Schriftsteller ein unverbrüchliches Schweigen über diesen Paulinischen Hauptbrief; selbst der gelehrte und philosophische Justinus verräth keinerlei Kenntniß von seiner Existenz. So fließt der Strom des christlichen Lebens und der Literatur fast 90 Jahre, drei Generationen, dahin, breitet sich aus, ungewirbelt durch einen Wurf dieser Bergesmasse, die von der Cyklopenhand des großen Apostels mitten hinein geschleudert wäre." Es steht mit der äußeren Beglaubigung durch andere Zeugen um die Hauptbriefe durchaus nicht besser als z. B. um das Johannesevangelium, dessen späte Abfassung doch allen kritischen Theologen sicher ist. Erst am Ende des 2. Jahrhunderts finden wir dann eine reiche Benutzung des Briefes.

Doch wir wollen uns auf diese wenigen Bemerkungen über das Auftauchen des Briefs beschränken. Es genügt die Thatsache festzustellen, daß der Brief an die Römer erst spät nach seiner Abfassung erwähnt wird. Was für ihn gilt, gilt in ähnlicher Weise auch für die andern Hauptbriefe, wie denn ja überhaupt bei der nahen Verwandtschaft der Briefe unter einander von selbst klar ist, daß die Unechtheitserklärung des einen die der andern jedenfalls nach sich zieht. Gehen wir jetzt auf die Briefe selbst ein und sehen sie uns, soweit es ohne genaue Fachkenntnisse möglich ist, in Bezug auf ihre Echtheit an. Wir werden dabei den Brief an die Römer bevorzugen.

Der aus der Apostelgeschichte bekannte Apostel Paulus soll die Briefe geschrieben haben. Da ist es von vornherein auffällig, daß die Apostelgeschichte, die einzige Quelle, aus der allein wir ja eigentlich nur über die rührige Thätigkeit des eifrigen Missionars erfahren, nicht mit einer Silbe irgend einen Brief des Apostels, irgendwelche Correspondenz erwähnt. Gewiß ist dies Stillschweigen kein durchschlagender Beweis, daß der Apostel nicht ein eifriger Briefschreiber gewesen sei. Aber man sollte denken, daß an irgend einer Stelle doch leicht hätte gesagt werden können, der Apostel habe an die oder die Gemeinde einen Brief geschrieben. Auffällig und beachtenswerth ist die völlige Nichterwähnung der schriftstellerischen Thätigkeit des Apostels jedenfalls.

Paulus soll diese „Briefe" an die Gemeinden geschrieben haben. In der That wahren die Schreiben auch die Form von Briefen, indem sie mit einer Adresse beginnen, indem häufig die Leser direct angeredet werden, indem am Schluß häufig Grüße aufgetragen werden, und was dergleichen mehr ist, was ein Schreiben zu einem Brief macht. Aber solche Briefform kann ja auch bei den Hauptbriefen gerade so gut schriftstellerische Form, Einkleidung sein, wie wir sie bei den für unecht gehaltenen Briefen als solche durchschauen. Ein geschickter Schriftsteller konnte und mußte natürlich einige individuelle Züge in seinen „Brief" hineinbringen, das erforderte die Absicht, das Schriftstück als Brief des Paulus erscheinen zu lassen. So bringt ja auch der zweite Brief an Timotheus, Cap. 4, 13, die Notiz: den Mantel, den ich zu Troas ließ bei Karpus, bringe mit, wenn Du kommst, und die Bücher, sonderlich die Pergamente. Aber wenn der sonstige Inhalt des Briefes gegen die Autorschaft des Briefes spricht, sind wir doch nicht naiv genug, solche Bemerkungen für unerfindbare persönliche Beziehungen zu nehmen.

Schrieb man einmal unter dem Namen des Paulus, so mußte man diese Rolle auch möglichst gut durchzuführen suchen. Deßhalb beweisen solche rein persönlichen Bemerkungen, Erwähnungen eigener Erlebnisse oder Absichten an und für sich gar nichts für die Echtheit der Briefe, derartiges gehört zur schriftstellerischen Technik. Wenn auch die Form eines Briefes gewahrt ist, so ist der Inhalt eines jeden der Hauptbriefe denn doch nicht so, wie wir ihn bei einem wirklichen Briefe an eine einzelne bestimmte Gemeinde erwarten sollten. Vielleicht wird man nicht zugeben, daß jeder einzelne Brief als Brief betrachtet ungehörig lang ist, da ein Normalmaß für die Länge eines Briefes fehlt. Aber vor allen Dingen macht doch der Inhalt jedes Briefes eher den Charakter einer lehrhaften Abhandlung. Darlegung, Beweisführung, Polemik, zwischendurch oder hinterdrein Ermahnungen, Alles das läßt eher an das Werk eines Schriftstellers denken, der vor einem großen Publicum auftritt, als an einen „Brief" eines Apostels an eine bestimmte einzelne Gemeinde. Besonders lebhaft hat man von jeher beim Römerbrief empfunden, wie wenig er eigentlich ein Brief mit individueller Prägung ist, wie er vielmehr ein Lehrbuch, eine systematische Abhandlung ist. Man sieht gar nicht ein, warum und weßhalb gerade die römische Gemeinde diese lehrhaften Auseinandersetzungen vorgetragen bekommt und nicht irgend eine andere. Auch Bernhard Weiß, dem der Gedanke an die Unechtheit des Briefes völlig fern liegt, meint, daß die Veranlassung zu den Ausführungen des Apostels „nicht sowohl in Bedürfnissen der

Digitized by Google

römischen Gemeinde, als vielmehr in einem Bedürfniß des Apostels selbst" gelegen sei, welcher der Nöthigung gefolgt sei, den geistigen Ertrag der unmittelbaren Vergangenheit sich selbst zum Bewußtsein zu bringen und durch eine schriftstellerische Darstellung zu fixiren. Dagegen wendet Holtzmann mit Recht ein, daß aus reiner Freude an der Kunst der Selbstdarstellung im apostolischen Zeitalter Niemand zur Feder gegriffen habe. Auch der erste Korintherbrief bringt eine Reihe von Erörterungen über verschiedene Punkte, z. B. in Cap. 7 über eheliche Fragen, Cap. 8 über Götzenopfer, Cap. 12 über geistliche Gaben, Cap. 15 über die Auferstehung, — Erörterungen, die wohl einem weiteren Leserkreis als der einzelnen Gemeinde zu Korinth Aufklärung und Belehrung bringen konnten und, wenn der Brief unecht ist, nach Absicht des Verfassers bringen sollten. Zwar erwähnt der Korintherbrief Beziehungen zwischen dem Apostel und seinen Lesern. Er hat von den Leuten der Chloe erfahren, daß Streitigkeiten in der Gemeinde sind, Cap. 1, 11. Wie er ihnen schon einmal geschrieben hat, 5, 9, so haben auch sie sich mit einer Anfrage an ihn gewandt, 7, 1. Aber das sind so allgemein gehaltene Angaben, daß es nicht schwer ist, sie als Fictionen zu durchschauen, wenn sonst gewichtige Gründe gegen die Echtheit sprechen. Im Römerbrief blickt niemals durch, daß jemals irgendwelche Beziehung zwischen Paulus und den Christen zu Rom bestanden habe. Keine Spur von directen Nachrichten, die der Apostel aus der Gemeinde oder die diese von ihm empfangen hätte. Er ist niemals in Rom gewesen, er kennt seine Leser nicht von Angesicht. Aber doch weiß er, daß man von ihrem Glauben in aller Welt sagt? (1, 8.) Doch weiß er, daß sie selber voll guter Gesinnung sind, erfüllt mit aller Erkenntniß, daß sie sich unter einander zurechtweisen können? (15, 14.) Aber warum tritt er dann in eine so breite Entwicklung von Lehre und Lebensgrundsätzen ein? Woher nimmt er die Zuversicht, an eine ihm fremde Gemeinde „etwas kühner" zu schreiben? (15, 15.) Obendrein will er doch seinen schon lange gehegten Plan, nach Rom zu kommen, nun bald ausführen (1, 13; 15, 22—29). Warum denn noch vorher diese lange und für einfache Gemeindeglieder doch nicht gerade leicht verständliche Abhandlung?

Die Komödien des Menander.

Von Woldemar Schütze (Hamburg).

Professor Maspero giebt in den Pariser „Débats" einen höchst interessanten Bericht über die Entdeckung von Fragmenten verschiedener griechischer Theaterstücke des Menander in den Ruinen der Stadt Komishagon. Diese Fragmente sind auf Papyri geschrieben und bereits theilweise von Lefèbvre entziffert worden, dessen Vorgänger Quibell in jenem District schon verschiedene Instrumente und Gegenstände, die aus der frühen koptischen Aera stammen, ausgegraben hat. Vor etwa fünfzehn Monaten stieß Lefèbvre auf einige verstümmelte Fetzen von Papyrus, auf denen er sofort Stücke eines Dialoges aus einem unbekannten griechischen Theaterstücke erkannte. Er sammelte alsbald die erforderlichen Geldmittel, um seine Forschungen auszudehnen, und kaufte ein ganzes Viertel des auf dem Ruinenfelde aufgebauten Dorfes an. Die Arbeit weniger Tage förderte einige dreißig Rollen griechischer und koptischer Papyri und mehrere Manuskriptfolios mit dem Namen Menanders ans Licht.

Die Entdeckung wurde nahezu ein Jahr lang geheim gehalten, um den Gelehrten Zeit zu lassen, die Manuskripte zu entziffern und die Ausgrabungen fortzusetzen. Die mit den Manuskripten gefundenen Familien-Papyri gehörten einem dort ansässigen Rechtsanwalt aus dem sechsten Jahrhundert, dessen Besitzungen zumeist in Antinoë gelegen haben dürften, das nur wenig vom „Unteren Aphroditopolis" entfernt ist, wie Komishagon ehedem genannt wurde. Wenn weitere Fragmente existiren, sind sie also mit größerer Wahrscheinlichkeit in Antinoë zu finden. Mit unendlicher Geduld hat Lefèbvre 1328 Verse reconstruirt und übersetzt; nach seiner Ansicht gehören sie vier Komödien an, dem „Epitrepontes" (Das Urtheil), der „Perikeiromene" (Das geschorene Schaf), und wahrscheinlich auch dem „Heros" und dem „Samier". Der Epitrepontes ist ein Spiel in sechs Acten und behandelt ein bei den alten Griechen beliebtes Thema: ein betrogenes Mädchen, ein Kind, dessen Abkunft Jedermann außer der Mutter ein Geheimniß ist; und die Verwicklungen, die sich daraus ergeben, lassen dem Autor freie Hand für die Entfaltung seiner Phantasie und seine Kunst des Dialoges. Die Popularität des Menander basirte nicht auf seiner Erfindungskraft, sondern auf der Leichtigkeit, mit der er alte Typen umformte und seinem Auditorium in einem glänzenden Gemälde zeitgemäßer Manieren, mit den gewähltesten Redeblumen geschmückt, auftischte.

In dem „Epitrepontes" ist Smikrines alles, was man von einem guten Richter verlangen kann, selbstverständlich mit einigen natürlichen Temperamentsfehlern, die seinem Charakter Leben und Wahrheit verleihen. Vielleicht ist die Urtheilsscene das Beste aus den entdeckten Fragmenten. Smikrines geht die Straße hinunter, ganz in seine Privatangelegenheiten versunken, als ihm Daos, der Schafhirt, und Syriskos, der Köhler, begegnen und ihn bitten, zwischen ihnen zu richten. Zuerst will er sie fortschicken mit den Worten: „Ihr armseligen Kreaturen mit Fellen auf dem Rücken wollt mit mir über Gesetzesworte reden?" Aber als sie darauf bestehen und versprechen, sich seinem Urtheilsspruche zu unterwerfen, willigt er ein, sie anzuhören, „denn, schließlich, warum sollte ich nicht?" und giebt das Wort zuerst dem Daos, der ihm von beiden der am wenigsten Schwatzhafte zu sein scheint. Daos erzählt ihm dann, wie er vor einem Monat, als er seine Heerde weidete, in einem Gehölz ein kleines Kind fand, das Halsgeschmeide und andern Tand trug. Hier versucht Syriskos zu unterbrechen; aber Smikrines weist ihn zurück: „Wenn Du unterbrichst, werde ich Dich mit meinem Stabe schlagen!" Daos fährt in seiner Erzählung fort, er habe dann den Syriskos getroffen und diesem gesagt, daß er betrübt sei, das Kind aufgelesen zu haben, da er nicht wisse, was mit ihm beginnen. „Da, bevor ich noch enden konnte, fiel mir Syriskos ins Wort und sagte: ‚O, Daos, mögen Dir alle Deine Unternehmungen gedeihen', und er zählte alle die guten Dinge auf, die ich mir wünschen möchte, und schloß mit den Worten: ‚Gieb mir das Kind und mögest Du glücklich sein und frei von Sorgen! Ich habe ein Weib, das gerade ein Kind verloren hat!' womit er die Frau dort meinte, die das Kind in ihren Armen hält."

„Du batest ihn, Syriskos?"

„Ich that es, edler Mann."

Daos: „Er verfolgte mich den ganzen Tag und schmeichelte und setzte mir so hart zu, daß ich zuletzt einwilligte. Ich gab ihm das Kind, und er ging fort, indem er mich segnete und sogar meine Hand nahm und sie küßte." Nachdem er die Sache überlegt habe, sei nun Syriskos zu dem Schlusse gekommen, daß, wenn er das Kind nehme, er auch die Juwelen, die es trug, haben müsse; doch er, Daos, sei andrer Meinung gewesen. „Allein fand ich es, und Du, der Du nicht einmal dabei warst, verlangst Alles! ... Um es kurz zu sagen, ich gab Dir freiwillig etwas, was mir gehörte. Wenn diese Gabe Dir noch gefällt, behalte sie; wenn nicht, so gieb sie mir zurück, und Dir wird kein Unrecht von mir geschehen sein, noch mir von Dir. Jedenfalls kannst Du nicht alles haben, die Hälfte freiwillig und die andere Hälfte, indem Du mich zwingst. Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte."

Der Richter: „Er hat seinen Spruch gesagt. Hörst Du ihn nicht? Er hat gesprochen."

„Sicherlich! Und jetzt trifft die Reihe mich!" Und

Digitized by Google

dann bringt Syriskos seine Entgegnung vor. Er giebt die Wahrheit dessen zu, was Daos berichtet hat; aber da er im Namen des Kindes rede und als sein Vormund, beansprucht er die Juwelen, nicht für seinen eigenen Gewinn, sondern damit sie an einem zukünftigen Tage dazu dienen mögen, des Mündels Identität festzustellen. Und er citirt die Beispiele des Neleus und des Pelias, der berühmten Heroen, die in einem ähnlichen Falle aus Schafhirten Könige wurden. „Ich habe gesprochen. Nun richte, wie es Dir recht dünkt."

„Es ist leicht, diesen Fall zu entscheiden. Alles, was an dem Kinde war, gehört ihm." So giebt kurz Smikrines sein Urtheil ab. „Aber das Kind selbst?" fragt Daos. Und Smikrines: „Ich werde nicht zu Deinen Gunsten entscheiden, der Du nur Böses wünschest, sondern vielmehr zu Gunsten des Mannes, der seine Interessen gegen Dich zu vertheidigen wünscht, da Du jene nur zu schädigen suchst"

Daos remonstrirt, aber er muß sich unterwerfen. Smikrines nimmt ihm den Beutel ab, der das Vermögen des Kindes enthält, giebt ihn dem Syriskos und geht ab, ohne der Sache einen weiteren Gedanken zu widmen. Die beiderseitigen Plaidoyers sind drollig, aber noch drolliger ist die Art und Weise, mit der Smikrines sich seiner Aufgabe entledigt. Er öffnet kaum den Mund, während die beiden Anderen discutiren, doch seine wenigen Fragen sind bewunderungswürdig darauf berechnet, die Ehrenhaftigkeit und das gute Herz des Syriskos ans Licht zu bringen.

Dieser Fund ist um so interessanter, als bis jetzt der dem Menander zugeschriebene Ruhm nur ein Nachsprechen des Rufes ist, dessen er sich unter seinen Zeitgenossen erfreute, während wir seine Komödien nicht kannten. Jetzt können wir nun selbst beurtheilen, ob das wahr ist, was Cäsar behauptet, daß nämlich Terentius „nur die Hälfte des Menander" ist. Aus diesen Fragmenten können wir die Beiden miteinander vergleichen und erkennen, daß die Helden des Menander mit einer stärkeren Hand gezeichnet, die Situationen zwingender sind und der Styl nervöser ist, als bei Terenz. Aber die Charaktere sind conventionell und die Themata fadenscheinig. Was die Armuth der Handlung aufzuwiegen pflegte, war die Reinheit des Styls und mehr der Humor, als die Wahrheit der Beobachtung. In der Gegenwart giebt es nur Wenige, die des Griechischen genügend Herr sind, um diese Eigenschaften so zu genießen, wie dies das Auditorium des Menander that.

Maspero schließt daher seine Mittheilungen, denen der obige Auszug entnommen ist, mit der folgenden Bemerkung: „Menander wird ein Genuß sein für einige Wenige, die gern sein Lob singen werden; für den Rest der Welt aber wird er bleiben, was er zuvor war, ein großer Mann nach dem Urtheil Andrer!"

Das Berliner Theaterjahr.

Ein Rückblick von Dr. Oskar Anwand (Berlin).

II.

Es wird also für das Deutsche Theater, sofern es die führende Berliner Bühne bleiben will, eine Lebensfrage bedeuten, ob es das Programm seiner Neuheiten, die im vorigen Jahre auf unsympathische Nichtigkeiten wie den „Gott der Rache" und den „Liebeskönig" beschränkt blieben, diesmal zu erhöhen und zu erweitern vermag. Sonst muß es jungen Theaterleitern trotz aller Rührigkeit Reinhardts gelingen, das Interesse Aller, denen unsere Literatur am Herzen liegt, von ihm abzulenken. Dabei sollen seine Verdienste um die Schauspielkunst, wie Reinhardt ja in erster Linie ein vortrefflicher und sein eigener bester Regisseur ist, voll anerkannt werden. Man muß gestehen, daß er die Kunst einheitlicher Regieführung, die auch aus Schauspielern mittlerer Begabung durchaus anerkennenswerthe Leistungen herausholt, auf eine Stufe gehoben hat, die vorher noch nicht erreicht war. Zugleich wird feinstes Zusammenspiel, das Hervorheben von Contrasten und Abtönen der Uebergänge durch die Intimität des Kammerspielhauses unterstützt, das im vorigen Jahre eröffnet worden ist. Zu den besten Aufführungen gehörten: Gerhart Hauptmanns „Friedensfest" und Ibsens „Gespenster", die Reinhardt freilich auf Brahms Wegen zeigen, zugleich aber Maeterlincks „Aglavaine und Selysette", Hebbels „Gyges und sein Ring" und in den meisten Parthien Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen". Daneben darf aber auch die gänzlich verunglückte Aufführung von Ibsens „Hedda Gabler" nicht verschwiegen werden. Bei alledem sollte man sich nur vor den übertrieben langen Spielpausen hüten, die im Grunde eine Ueberhebung des Schauspielers sind, der ohne des Dichters Wort als bleierner Vogel zu Boden sinkt. Eine Stimmung wortlos ausklingen zu lassen und überzuleiten vermag er sehr wohl; eine Stimmung vorzubereiten mißlingt ihm häufig.

Was Reinhardts Classiker-Aufführungen, wie z. B. „Romeo und Julia" anlangt, so trat an Stelle eines frischen „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" vielfach Snobismus, Ziererei, gesuchte Einfachheit und ein falscher Styl. Reinhardt ist eben nicht für das Gerade und Starke, sondern für das Aparte. Wenn er z. B. Goethe spielt, giebt er gewiß nicht „Faust", sondern etwa die Geschwister, in denen das für Berlin W. so interessante Motiv der Geschwisterliebe stark unterstrichen wird, oder „die Mitschuldigen". Die Frische nimmt er hinweg und giebt den schwülen Zug doppelt, die Größe bringt er in Duodez. Daran sind Künstler wie Orlick mit schuld, die Reinhardt für die Ausstattung seiner Stücke gewonnen hat, und die wohl gefällige Bilder im Biedermeiergeschmack ausführen, aber selbst die Sehnsucht starker Dichter mit diesem spielerischen Schmetterlingsnetz fangen wollen. Reinhardt möchte unserer Zeit einen Styl schenken, den weder sie noch er besitzt, und so muß er naturgemäß scheitern.

Was uns aber eine Gewähr dafür bietet, daß er, auf den wir immer noch unsere größten Hoffnungen setzen müssen, seinen Kreis des Aparten und Gesuchten durchbrechen wird, sind die Neuengagements, von denen man hört. Künstler und Künstlerinnen wie Bassermann und Else Lehmann, die freilich erst in zwei Jahren das Deutsche Theater betreten, werden mit Friedrich Kayßler und Paul Wegener, die jetzt schon aus Reinhardts Ensemble herausragen, einen frischen Hauch hineinbringen. Bisher ist Reinhardt durch sein Ensemble immer weiter auf der eingeschlagenen Bahn fortgeschoben worden. Denn Gertrud Eysoldt, Tilla Durieux, Alexander Moissi und andere seiner Darsteller eignen sich eben nur für ganz bestimmte Rollen eigensten Gepräges.

Einen gründlichen Gegensatz zu dem Deutschen Theater bildet das „Königliche Schauspielhaus", das sich der Pflege der „anerkannten", allzu anerkannten zahmen Autoren widmet. Freilich wird sich selten eine königliche, also conservativ-gesinnte Bühne finden, die der jungen, vielfach revolutionären und freigeistigen Dichtung als Schild und Piedestal dient. Immerhin könnte uns das Königliche Schauspielhaus, und sei es durch Classiker-Aufführungen, die das theilweise vorzügliche Schauspielermaterial bei guter Regie zur Wirkung brächten, mehr bedeuten. Trotzdem ist die völlig ablehnende Haltung, die die Berliner Presse aus leicht erkennbaren Gründen dem Schauspielhaus gegenüber einnimmt, nicht gerecht. Auch diesmal hat es mit Ernst von Wildenbruchs „Rabensteinerin", dieser weiblichen Pendant-Figur zu Goethes Götz von Berlichingen (wenn man Kleines Großem gegenüberstellen darf) zum Mindesten nachdenklich gestimmt. Denn bei diesem heißblütigen altjugendlichen Stürmer fand sich so Manches, was unser modernes Drama achtlos bei Seite geworfen hat, und zu dem es sich heute zurücksehnt. Da war ein dramatischer Aufbau, der auf

Digitized by Google

die Blüthezeit unseres Dramas hinwies, lebte eine Kraft, die sich das Theater und seine Gesetze unterthan gemacht. Freilich fehlten wiederum die Errungenschaften unserer Zeit, sichere Charakteristik und Sinn für Wahrscheinlichkeit, ohne welche die Bretter für uns nicht mehr die Welt bedeuten können. Ferner bot hier Oskar Blumenthals „Glashaus" eine derb zubereitete Kost für einfache Gaumen, und mit Gustav Renners Tragödie „Merlin" gelangte eines jener banalen und confusen, gänzlich dilettantischen Jambendramen auf die Bühne, bei dem man sich nur fragen mußte, wer die Schuld der unfaßlichen Annahme auf sich geladen.

Etwa im Fahrwasser des Königlichen Schauspielhauses ist auch das Neue Theater unter der Leitung Alfred Schmiedens gesegelt, obwohl es sich naturgemäß freier entfalten konnte. Jedenfalls hat es mit den pathetischen „Condottieri" Rudolf Herzogs ein Drama auf die Bühne gebracht, dessen Styl an Wildenbruch gemahnt, obgleich sein Stoff mehr aus den Geistesinteressen der jüngeren Zeit mit ihrer neu erwachten Sehnsucht nach den Gestalten der Renaissance geschöpft ist. Der Erfolg dieses Dramas war nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland und darüber hinaus im Auslande ein starker, so daß das Neue Theater unserer Bühne mit den „Condottieri" immerhin ein Drama geschenkt hat. Freilich die Aufführung von Hans von Kahlenbergs „Meißner Porzellan" hätte unterbleiben sollen. Ein Ausstattungsstück ohne dichterischen Werth wird auf einer Bühne von ernstem Charakter auch dadurch nicht entschuldigt, daß es von einer noch so biederen patriotischen Gesinnung dictirt ist und von himmelblauer Loyalität überquillt. Ebenso kommen die übrigen Neuheiten, die uns Schmieden gebracht hat, nicht in Betracht.

Gleichfalls als eine Bühne, die derbe Hausmannskost dem kunsthungrigen Volksmagen, und zwar in protziger Zubereitung vorsetzt, ist das „Neue Schauspielhaus", in dem Max Dreyer mit seiner „Hochzeitsfackel" und Max Bernstein mit „Herthas Hochzeit" zu Worte kamen. Beiden fehlte der tiefere dichterische Gehalt.

Das Lustspielhaus hat sich immer mehr zu einer jener Berliner Bühnen zweiten Genres entwickelt, die nur auf einen Schlager warten und ihn dann scrupellos in 100, 200, selbst 300 Aufführungen — am Sonntage des Nachmittags und des Abends zugleich — zu Tode hetzen, solange der Lenker von den Fahrgästen noch erträgliche Preise erzielt. Diesmal war es die Tanz-Husaren-Episode, die von der Firma Gustav Kadelburg und Richard Skowronnek nach allen Regeln der Kunst auf ihre humoristischen Effecte hin ausgeschlachtet worden ist. Dadurch sind ja die Bühnen in ganz Deutschland von dem „Husaren-Fieber" inficirt worden. So thut das Lustspielhaus, nur etwas offener dasselbe, wie alle übrigen Berliner Theater. Es geht dem Geschäfte nach, wobei glänzende Resultate erzielt werden.

Fast völlig für unsere Literatur ist auch das Kleine Theater (Unter den Linden) verloren, das fast ausschließlich ausländische Stücke aufführt. Auch hier erkennt man die specifische Note Berlins, das mit seiner Sensationslust allem Fremden, sofern es nicht aus der „Provinz" stammt, das regste Interesse entgegenbringt. Wenn Wildes „Idealer Gatte", dieses flache Conversationsstück nach Sardous Muster, einem deutschen Autor sicherlich verübelt worden wäre, so erzielte es als Arbeit Wildes, des augenblicklichen Modedramatikers Berlins, einen anhaltenden Erfolg. Ferner wurden hier Shaws „Verlorener Vater", Henri Bernsteins „Kralle", Gorkis „Feinde" und Andrejews „Zu den Sternen" aufgeführt; vergebens sucht man nach einem deutschen Namen.

Das ist Alles, was Berlin für unsere Literatur im vergangenen Jahre bedeutet hat — Berlin, dieses unanfechtbare Vorbild für das Theaterleben ganz Deutschlands. Dabei leben wir in einer Zeit, die auf allen Gebieten von neuem Streben, von Entwürfen und Gedanken überquillt. Und die dramatische Literatur Deutschlands einzig und allein sollte als träger, fauler Morast daliegen?! Wer wollte das glauben! Die Leiter der Berliner Theaterbühnen geben nur den jungen Kräften nicht Raum; sie besitzen nicht die Wünschelruthe, Quellen zu entdecken, und haben nicht die Zeit, auf die Stimme der Zukunft zu lauschen; denn hier ganz besonders ist das Theater ein Geschäft. Was geht den Director im Grunde die Literatur an! Weit wichtiger ist es ihm, sein Publicum zu kennen und ihm zu bieten, was ihm gefällt. Daher die specifische Note, die jedes Berliner Theater aufweist; daher die geringe Ausbeute für die Kunst.

Und bequem und gedankenlos wandeln die Theaterleiter der Provinz in Berlins Spuren und machen sich des Vergehens an unserer Literatur mitschuldig. Ja, die meisten gestehen es offen, oder handeln heimlich nach dem Grundsatze, nur Stücke, die in Berlin sicheren Erfolg hatten, auch ihrerseits in Erwägung zu ziehen. Und ihr Publicum duldet diese Sclaverei! Dabei gehen sie noch dazu von einem Standpunkt aus, der sich oft genug als falsch bewährt hat; denn, Gott sei Dank, ist das Berliner Premieren-Publicum nicht das deutsche Theater-Publicum. So wäre es Zeit, daß sich die Bühnen von Berlins Vorherrschaft mehr und mehr befreiten.

Das Lied der Trauer.

Nach Li-tai-pe. Von Julius Berstl (Leipzig).

Schenkwirth! Gieb her den Krug voll Wein!
Ihr aber, gießt mir noch nicht ein!
Erst neigt das Haupt und schweigt und sinnt
Und horcht. Mein Trinklied beginnt:
Das Lied von der Trauer!

Kommt erst die Trauer, so sing ich nicht mehr,
So lach ich nicht mehr, so weiß Niemand mehr,
Was tief in meinem Herzen sich regt,
Was brennt und wühlt und um sich schlägt
— Wenn die Stunde der Trauer naht!

Der Schenkwirth hat Weinkrug an Weinkrug gestellt.
Ich — hab meine Laute für diese Welt.
Ich spiele die Laute. Ich trinke den Wein.
Wie könnt es auch jemals anders sein?
O, Du dreisaitige Laute!

Ich spiele die Laute. Mich labt der Trank.
Ich weiß ihm wohl für mein Leben Dank.
Der Wein, zur rechten Zeit verzehrt,
Ist hundert Unzen an Golde werth.
Denn — die Stunde der Trauer naht!

Wohl glaub ichs: der Himmel wird niemals vergehn!
Die Erde wird wahrlich noch lange bestehn!
Doch unser Goldschatz und Seidentand
Wie lange halten wir den in der Hand?!
— Sinds hundert Jahre?!

Da liegt die Schranke. Was nützt alles Hoffen?
Es stürzt und taumelt, ins Mark getroffen.
Leben und Sterben! Immer im Kreis!
Das ist das Einzige, was ich weiß!
— Nun naht die Stunde der Trauer!

Ihr Alle, denen des Mondes Licht
Noch wächsern fluthet ins Angesicht,
Hört, wie geduckt, durch die Einsamkeit,
Der Affe über den Gräbern schreit!
— Die Stunde der Trauer naht! —

Mir aber schenkt ein. Ich schwatzte genug.
Ich leere das Glas in einem Zug,
Ehe die Stunde der Trauer —
Die Stunde der Trauer naht!!

Digitized by Google

Mit Blindheit geschlagen.

Von Rosika Schwimmer (Budapest).

Im Friedhofe der Menschheit war es. Eine Zusammenkunft der Seelen aller gestorbenen, verdorbenen, gemordeten und niedergemetzelten Menschen.

Alle waren da. Alle.

Sie hatten sich eingefunden, um von einander Rechenschaft dafür zu fordern, was ihnen vorenthalten blieb.

Der Hauch schmerzvoller Stimmen durchzitterte die mitternächtliche Lautlosigkeit. Erst schwebten die Töne im unendlichen Raum, allmälig wurden sie mächtiger, bis sie endlich die Nacht erfüllten.

Aus dem Chaos der Stimmen bricht nun kraftvoll die Klage:

„Wir suchten Gefahren, spotteten unserer Schmerzen, gierten nach Leiden, und jubelten über den Tod, weil wir für alle irdische Qual Lohn erwarteten, glaubten: je größer die Pein unseres Leibes, desto größere Seligkeit erwarte unsere Seelen."

Da und dort übertönt eine schärfere Stimme den Chor der Märtyrer:

„Nicht genug an unserem vergeudeten Leben! Unser Beispiel wirkte und — wehe — die Menschheit folgt uns blind ins Nichts, in die finstere, gänzliche Vernichtung. Millionen blicken ehrfürchtig zum Horizont. Dort suchen sie die Glorie unserer Seelen, dorthin sehnen, dorthin drängen sie, wo wir doch nicht sind, wohin auch sie keine Macht bringen kann."

Wilde Verzweiflung dringt durch:

„Und wir?

Wir geißelten uns, wichen den Freuden des Lebens aus, versagten uns der Liebe! Mit glühenden Eisen, Knutenstreichen straften wir unseren Körper, weil er sich unserem thörichten Glauben entgegensetzte und nach irdischer Seligkeit schmachtete.

Wie konnten wir an Besseres glauben, als an die Freiheit des lebendigen Lebens? Wie können unsere Nachfolger in den andächtigen Gefängnissen das grausame Märchen glauben, das sie in den Staub erniedrigt und sie des Genusses des Lebens beraubt? Das ihnen unbarmherzig die Erschöpfung der Lebensfreuden unmöglich macht?" Schluchzen erstickte die Klage Jener, die einst die Klöster bevölkert hatten. Bis zum letzten Athemzuge ihrer, heilige Psalmen mit frommer Andacht singenden Lippen waren sie Sclaven einer großen Täuschung, die nur mit ihrem Herzschlag zugleich aufhörte.

Die entsetzliche Erkenntniß des Unwiederbringlichen, nicht mehr Gutzumachenden gab der Klage, die jetzt aus Myriaden der Seelen brach, einen furchtbaren Klang:

„Schrecklich, entsetzlich hat man uns betrogen. Den Glanz der Wahrheit, die schönsten Melodien, die Harmonie des Lebens hat man uns geraubt. Dafür gab man uns die buntglitzernde, falsch funkelnde, brüllende Lüge, der wir nicht ins Antlitz zu schauen wagten, weil uns ihre Kraft, ihre tyrannische Gewalt einschüchterte. Eingeredet hat man uns, wir *könnten* ihr nicht in die Augen blicken, wir dürften nicht. Feige glaubten wir es, weil wir in die grellen Farben einzugreifen nicht wagten, uns vor dem leeren Getöse fürchteten. Eine einzige Lüge genügte, um ewige Zeiten hindurch Generation auf Generation vergehen zu lassen, ohne daß die Menschheit sich die Freuden und das Glück des Lebens gönnten. Wie fest bauten wir auf die überirdische Seligkeit. Ha, ha, ha," klingt es in grausigem Hohn — „wir haben gut gebaut!"

Das Blut ließen wir uns aussaugen, die Seelen aus dem Leibe treten, unsere Kinder warfen wir dem Moloch in den Rachen. Freudig. Gaukelten uns doch für die irdische Pein, die süßen Wonnen des Jenseits vor!

Wenn die Thränen überströmten, und unsere Zähne vor unerträglichem Schmerz knirschten, dankten wir mit ergebenen Wimmern für die Prüfung, die uns Auserwählten auferlegt war. Dafür sollten wir doch im besseren Jenseits bevorzugt werden.

Was galt uns die Qual eines kurzen Lebens gegen die ewige Seligkeit?

Zu sterben waren wir immer bereit. Liebevoll sahen wir dem Tode entgegen, fielen ihm vertrauensvoll in die Arme, weil wir ihn für den Wegweiser der Seligkeit hielten. Aber wie betrog uns unser Glaube!"

Mit grenzenloser Wuth dröhnt es durch die Nacht:

„Betrogen, betrogen!"

Aus dem Stimmengewirr erhebt sich wieder scharfe Klage:

„Unsere Augen schlossen sich, die Herzen schlugen nicht mehr, aber ach, statt Seraphengesängen hörten wir nur das Nagen der Würmer. Statt glanzvoller Pracht umgab uns die dumpfe, drückende Enge der Sargbretter.

Nichts, nichts, als die schwarze Stille, Einsamkeit.

Warum beraubt man uns der Schätze des Lebens, warum lähmte man unseren Willen, der uns Seligkeit geschaffen hätte, dort, wo Seligkeit möglich ist. Wo die Pracht des Wissens, der Liebe, des Ruhmes und der Glorie darauf wartet, genossen zu werden, wo alle Blumen für den Menschen blühen, jedes Lied für ihn erklingt, wo jede Wonne sein ist!

Wir wichen den Blumen aus, achteten nicht der Lieder und kannten nur eine Wonne: die des Glaubens an eine überirdische Seligkeit.

Wehe uns, tausendmal wehe, daß wir lebten, ohne unsere Bestimmung erkannt zu haben.

Wehe uns, tausendmal wehe!

Die Lüge hat uns überwältigt, obwohl wir sie mit einem kräftigen Griff im Keime ersticken hätten können. Wir berührten sie aber nicht. Mit unserem Herzblut nährten wir sie, opferten ihr unsere Glückseligkeit und verleugneten unsere innerste Natur. Wegen einer Lüge, Lüge!"

„Stille, Ihr da! Was knauft Ihr, feiges Gewürm? Jetzt ist Euer Jammern zu spät. Wer hat Euch übrigens zum Besten gehalten, wer Eure Empfänglichkeit für irdisches Glück ertödtet?"

Auf den herrischen, höhnischen Anruf verstummte der wogende Chor der Seelen. Bald erkannten sie aber die Stimme. Es war dieselbe, die sie auch im Leben beherrschte, ihre nüchterne Lebensfreude mit dem Weihrauch falscher Salbung ausgeräuchert hatte.

Aber jetzt ergeben sie sich nicht. Heute sind die Seelen gleich.

„Heute befehlt Ihr nicht. Heute fordern wir von Euch überirdische Seligkeit, für die Ihr uns die irdische nahmt."

„Befehlen wollt Ihr uns? Ihr? Uns? Was nicht gar! Muthig seid Ihr, nun, da zu kämpfen nicht mehr möglich ist."

Die höhnische Verachtung, mit der sie einst auf die Menschheit niedergeblickt hatten, drückte sich auch jetzt in ihrer Rede aus. Hochmüthig zogen sie sich zurück. Eine kleine Gruppe gegenüber der unermeßlichen Schaar der Seelen.

Unbändiger Hohn sprach aus ihren Worten:

„Von uns habt Ihr nichts zu fordern. Ihr seid an Allem schuld. Ihr habt Euch selbst betrogen, habt Euch selbst die Lüge, das Märchen erfunden, das Euch betrügte und betäubte. Ihr suchtet Betäubung vor dem Gespenst des Todes. Kraftlos fielen Eure Hände hinab, da Ihr mit dem Leben kämpfen, ihm seine Freuden abringen solltet. Ihr fürchtetet den Kampf und erstarrtet bei dem Gedanken, das Ende Eures leeren, öden Lebens sei vollständige Vernichtung.

Die Ausgeburt Eurer Schwäche war das Märchen, dem Ihr jubelnd Alles opfertet, das stark, das schön, das würdig war."

Digitized by Google

„Warum befreitet Ihr uns also nicht, wenn Ihr unser Elend erkanntet?“ ächzt der Chor der Seelen.

„Weil wir in Eurem Schwachsinn schwelgten, daraus unsere Ueberlegenheit schöpften. Eure Stumpfheit, Einfalt nährte uns. Warum also hätten wir Euch stören sollen? Uns war wohl, besser konnten wir es überhaupt nicht wünschen.“

„Elende, E—len—de —“ heult die unendliche Menge der Seelen.

„Fluchet nicht —,“ ertönt ein sanfter, milder Ruf. „Ihr seid schuld, daß Jene schlecht waren, Ihr habt sie dazu gemacht. Ihr begabt Euch willig in ihr Joch und reichtet ihnen flehend Eure Ketten, damit sie Fesseln daraus schmieden!

Wir wissen es am besten, die wir Euch aus dem geistigen Sclaventhum retten wollten. Aengstlich hütetet Ihr aber Eure Fesseln, und wir waren zu schwach, sie Euch zu entreißen. Ihr wolltet nichts mit uns gemein haben. Vor ihnen aber, denen Ihr jetzt flucht, fielet Ihr demüthig in den Staub.

Damals hießet Ihr uns Elende, weil wir Euch abnehmen wollten, was Ihr als größten Schatz behütetet. Wir boten Euch zum Tausch erquickende Wahrheit, echtes, pulsirendes, starkes Leben. Ihr mochtet es nicht, hinget am täuschenden Glitzern der erstarrten Lüge.

Ihr aber, die Ihr auf Erden im Schmucke der Frauenkörper prangtet, Ihr vertheidigtet das Joch am stärksten, ergötztet Euch am meisten am Klirren Eurer Ketten.“

„Auch jetzt gebt Ihr noch uns die Schuld?“ klingt die Antwort. „Auch jetzt noch, da wir schon alle gleich sind, da wir unsere Thorheit gleichermaßen erkennen? Ihr ertödtetet doch den Wunsch in uns, die lähmende Macht zu überwältigen; Ihr zwanget uns, die Augen vor dem Mysterium des Seins zu schließen. Was fraget Ihr auch jetzt noch, warum wir uns ans Joch klammerten?“

Nur die sanften Stimmen antworten:

„Klagen und jammern mögen wir noch, zur Rechenschaft können wir Niemanden mehr ziehen.“

„Klagen, jammern,“ wiederholt der Chor der Seelen.

„Wir sind vergangen. Unsere Lebensbäume keimen nimmermehr. Ergeben wir uns darein.“

Düstere Stille. Dann erklingt es wieder:

„Wir können nichts mehr thun. Auch weiter verdorren die faulen Stämme im Walde des Lebens, ohne daß ihre kraftlosen Wurzeln versucht hätten, aus dem Mark der Erde Lebenskraft zu saugen.“

„Nein, nein, so kann es nicht bleiben für endlose Zeiten,“ dröhnt es durch die Reihen der Myriaden. „Unsere Stimme brause wie der Sturm, zünde unser Wort wie der Blitzstrahl, auf daß die Lebenden aus ihrer unheilvollen Starre erwachen und das zwecklose Elend erkennen, das sie von uns erbten.“

Ein tosender Donnerschlag durchbrauste die Erde und damit erstarb der letzte Laut im Friedhofe der Menschheit. Ewige, stumme, unendliche Stille ...

Die Menschen aber erwachten jäh aus mitternächtlichem Schlaf:

„Welches Unwetter,“ flüsterten sie verzagt; dann sandten sie ein Stoßgebet zum Himmel, und schliefen, andächtige Worte murmelnd, wieder ein.

Um diese Zeit.

Von Marsyas (Dr. Martin Beradt).

Es ist so, daß Eines sich vollendet und ein Anderes noch nicht angehoben hat; daß wir zwischen der geheimsten Frucht und der ausgethanen Saat stehn. In den vollen schweren Duft der Reife haucht sich der leisere, krankhaft bange ungeborener Dinge; um die üppige Süße legt sich feine Bitterniß. Noch nicht greifbar, kaum sichtbarlich in dieser noch immer fast zu grünen Welt; aber in einer Stunde des Entzücktseins schon zu ahnen, wenn von einem Kirchthurm das „Bettläuten“ angeht, schon hörbar erklingend, und ganz laut bei einem Zuge, der zum Friedhofe zieht. Die Früchte sind so reif, daß sie von selbst zur Erde fallen, während wir doch verflucht sind, die Früchte mühsam zu ernten. Es ist, als ob die Welt, in der wir stehen, über sich selbst hinausgewachsen ist, so daß sich unsere Augen verglasen und in Angst nach dem starren, was hinter diesem Ueberflusse sich entfalten wird, wenn er von den Oberflächen verschwunden sein und das herausdrängen wird, was wir aus der Erde wieder verschlossenem Schoße uns erwarten. Wenn man das Ohr an sie legt, hört man nicht einen Herzton wie aus einer gesegneten Frau. Wenn man den überglänzten Himmel befragt, findet man nur ein Kugelspiel, das man nicht weiter spielen kann. Und in den Lüften, in denen noch des Sommers weiche Erinnerungen liegen, spürt man schon die kühleren Züge eines sich verdrängenden Herbsts und das kalte Tasten einer Gewalt, die uns irgendwo treffen wird, nur daß wir noch nicht wissen: wo sie uns schlagen wird ...

* * *

Zu diesem unheimlichen Zustand der Dinge giebt es einen Stillstand der Welt. Nach einem Winter, den Hunderte von Erregungsreihen durchliefen, einem auch von menschlichen Keimkräften geschwellten Frühling und einem selten vollen Sommer laufen jetzt nur die alten Erregungsreihen zu Ende, toben sich die Frühjahrskeime aus und platzen die Früchte sommerlicher Reife. Eine Maroccaner Kriegsdrommete tönt, deren unterdrücktes Schrillen seit einem Jahre nicht zu überhören war. Aus Persien raunt man von einem betrunkenen Schah, dessen königliche Erfahrungen uns seit ebenso langer Zeit erzählt werden. Von Japan spürt man Zuckungen herüber, deren convulsivische Gewalt man seit langem geahnt hat. Und dann ist, wie unser Frühling nicht ihr Frühling ist, unser Herbst nicht der ihrige. In unseren Landen sind alle Erregungen verlaufen, und man hört selbst das satte Zerplatzen sommerlicher Früchte nicht. Selbst jene süddeutsche Mordgeschichte erzählt man sich stiller, mit minderer Leidenschaft und geringerer Ueberraschung. Die Bildner unserer Geschicke spinnen die neuen Fäden, die die verwichenen Monate an die winterlichen knüpfen, so unendlich still und dehnbar dünn, daß man die Welt für stillgestanden halten, in einer Laube sich rothen Wein einschenken lassen und in seinem schwanken Scheine zu lesen suchen kann, was um diese Welt ist, die in einen Schlaf verzaubert und zur Unwirklichkeit verwandelt scheint ...

* * *

Aber diese Angst vor dem, was sich nach großer Reife bilden mag, ist nicht jedermannes Art. Der Stillstand der Dinge giebt manchem gerade die Zeit zu Freuden ab. Mit dem Erlöse seiner Frucht baut er sich ein Haus, in das er ein Mädchen setzt, das sich des Sommers über Geld gemacht hat. Denn der Winter ist lang. Mit Trinken, Lesen und am Ofen wärmen wird er nicht kürzer. Wenn man aber eine Frau sich zulegt, an der man den Winter über herum scharmuziren kann, ist das anders. Der Bauer „heuratet“, der Scharwerker, Holzfäller traut sich wem an. Und die besseren Leute machen das zum Theil desgleichen. Wem es irgend in die Zeit paßt, wer dazu abkommen kann, macht das jetzt und in den nächsten Wochen ab. Die große Ungewißheit, die über der Erde liegt, spürt er nicht. Von der großen Fragwürdigkeit seines Schrittes fühlt er nichts. Er geht muthig darauf los und, weil die kälteren Züge des Herbstes wehen, steigt er hinab, an den Lago di Garda und das vielbesprochene Venedig, wo er den deutschen Hochzeitsreisenden mit Pathos und ohne Schelmerei posirt. Eng umschlungen hält er die jüngere oder ältere Erkorene und findet die Oliven schön, die um ihn unbekümmert ihr Silberbild in einen blauen Himmel heben, die Citronenbäume frisch, die sich von dem dort nicht gestorbenen Sommer sonnen lassen, und die Cypressen eigenthümlich, die er nicht versteht, die nur sein Landsmann im Norden begreift, der unthätig diesen Uebergang von einem Sommer zu einem Winter zusieht, der sich auf sich selbst zurück zieht wie die Cypresse, die ihre Zweige an sich preßt, um das Geheimnis ihres Leibes zu bewahren, dunkel, daß keinem ihre Farbe auffalle, aber groß, weil sie alle die kleinen sommerseligen Gebüsche überragt. Ja, unter diesen Cypressen, die wir im Norden haben müßten, weil sie unser Traumsein um diese Sonnenwende geben, spüren diese Hochzeitsleute auch nicht einmal den Hauch des Todes, dem sich keiner doch entziehen kann, der sich einer Cypresse gleichsam stylisirten Zug jemals in Andacht hingegeben hat ...

* * *

In diesen Zeiten des großen Todes kommen auch die ersten Tode, die einen erschüttern. Nicht die Abstürze in den Bergen, aber die Tode der ersten Leute, die der Winter heimsuchen wird. Ein Dichter etwa, der noch nicht vierzig geworden (man fragt sich, wozu nun das alles?), oder ein Componist von oben, von dem einen noch lang Melodien durch den Kopf gehen werden. Und man sieht sich um und fragt sich, wer sonst noch getroffen werden wird. Wer Vormänner hat, wird schlecht und denkt an die Leute, die an der Sonne sitzen. Die anderen sind milder und denken mit Bangen an diese Todessachen. Der hat den Knax und der jenen. Man denkt an alle, verwirft diesen und hält den für lebenszähe. Denkt auch an den Sommer zurück, den mancher nicht

Digitized by Google

mehr erleben wird, der ihn so gern gehabt hat. Und dann kommen ein paar Hochzeitsreisende vorüber, die sich wieder lächerlich umschlungen halten!! Man denkt an die Augen, die sich im nächsten Mai zum ersten Male aufthun werden, und die ein Ersatz sein sollen für die, die sich schließen wollen. Aber die aufgethanen Lider sind noch so fern wie die Knospen, die der nächste Mai zum Springen bringen wird. Die Winde sind rauh, die Dinge eingeschlafen, und wenn auf die Nacht heute der Morgen nicht mehr kommen, die Sonne ausbleiben sollte, würde man sich gar nicht wundern und mit der etwas aus dem Gleichgewicht verschobenen Seele selbst in der völligen Dunkelheit sich zurechtzufinden suchen, als wenn sie natürlich wäre. Wenn alles Geld erst niedergestoben, aus den Lüften die Sommererinnerungen gegangen und die Winde erfrischend kalt geworden sind, dann ist das anders. Dann schlägt die Politik ihre Pauken lauter, in den Parlamenten brechen die Reden hervor, die man so lange in sich verschließen mußte, die große Gesellschaft findet sich zusammen, deren Klatsch trotz Allem so amüsant ist, die Abenteuer, die Bücher kommen, und wenn wir bei Weihnachten halten, sind wir in unserem lieben deutschen Winter so fest darin, daß wir ihn für immer behalten möchten und den weichlichen Sommer mit seinen Dünsten fast verschmähen. Aber daß man überhaupt schon an Weihnachten denken kann, ohne ausgelacht zu werden, macht einen erröthen, weil ein Jahr mit ihm zum Ende neigt. Und unsere herbstliche Melancholie wird durch den Gedanken noch getrübter, daß auch dieses Jahr, dessen Zahl sich einem kaum erst eingeprägt hat, seinen größeren Theil schon vollendet hat, auf sein Ende abzielt und uns ein Jahr bald älter gemacht haben wird. Wir denken wieder an die Todten und überlegen, wie lange Menschen im Durchschnitt leben ... Jetzt ist es ein Glück, daß ein paar Hochzeitsreisende frohgemuth vorüberstiefeln ... Aber der Gedanke an die Augen, die bald aufgeschlagen werden und einen Ersatz für andere zu bilden berufen sind, macht wieder alles bitter, unheimlich und todt, und wir sehnen uns nach den Cypressen da unten, die sich so stolz zu trösten wissen, wie wir es nicht können und es niemals verstehen werden.

Mannheimer Impressionen.

Man hat sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, gewisse Städte, darunter vornehmlich München, Dresden, Düsseldorf, schließlich Darmstadt, Köln als specifische Ausstellungsstädte anzusehen, Ausstellung im Sinne von „Kunst-Ausstellung" verstanden. Die unserer Zeit eigenthümliche Verschmelzung rein künstlerischer und rein industrieller Bestrebungen hat immer mehr und mehr Ausstellungsprojecte gezeitigt. Ein Vorwand zum „Ausstellen" ist ja schnell gefunden. Zum Andenken an die sowundsovielhundertste Wiederkehr irgend eines mehr oder minder denkwürdigen Ereignisses erstand dann meistens eine Ausstellung, in der das betreffende Ereigniß selbst das letzte Wort mitzureden hatte. Der Fieberteufel Industrie bemächtigte sich der ursprünglichen rein künstlerischen Idee so schnell, daß die Ausstellungsleiter sich dessen nicht einmal immer bewußt wurden. Auch die Weltausstellungen gehören hierher. Was bot doch Lüttich vor Kurzem für ein seltsames Bild! Nie werde ich jenen grauen Frühlingstag echt vlämischen Gepräges vergessen, an dem ich zum ersten Mal durch die klösterlich nüchternen Straßen des Bahnhofsviertels der alten Bischofsstadt an der Maaß fuhr, wo mich dann die häßlichen Kinder mit grämlichen, des Lachens ungewohnten Mienen betrachteten und nicht einmal zu betteln wagten. Schmierige Gasthöfe ringsum, und dazwischen, grell hineinschneidend in dieses mittelalterliche Düster, ragten Fahnenmäste auf, und die rasselnden Droschken holperten über das runzlige Pflaster, das vor Wuth über die Landesfremden schier zu bersten schien. Soll ich es leugnen, daß der allererste Eindruck in Mannheim der gleiche war (selbstredend „praeter, propter" ...), daß auch dieses Mannheim mir nach wie vor eine der eingefleischtesten Industriestädte zu sein scheint, in der ein blühendes Künstlerleben — auf den ersten Blick! — schlechterdings undenkbar ist? Soll ich es leugnen, daß mich auch diesmal wieder, gerade wie vor Jahren, da ich in Heidelberg studirte und nur zu bedeutsamen Opernaufführungen in das — um mit dem Prospectgelehrten zu sprechen! — „benachbarte Mannheim" fuhr — daß mich auch diesmal wieder die aufdringlichen Fabrikschlote aus allen Himmeln rissen? — Du lieber Gott: ich kenne Eure Einwände, Ihr tiefgründigeren Universalisten: „Ohne industriellen Aufschwung kein künstlerischer! Bedenken Sie doch nur dies Wachsthum der Stadt: vor ein paar Jahren noch kaum 100000 — heute schon fast eine Viertelmillion Einwohner!" Alles zugegeben! Nur soll man mir nicht einreden wollen, daß etwa in München, wo die Brauereischlote häufiger sind als die Fabrikschornsteine, wo von blühender Industrie nicht einmal noch auf dem für München so nahe liegenden Gebiete, der Fremdenindustrie, die Rede sein kann, daß in München der künstlerische Geist geknechtet sei. Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß gerade das ganz schrittweise, allmälige langsame Durchsickern künstlerischen Lebens erst eine Stadt zur echten Künstlerstadt stempelt, und daß vor Allem eine organische Einheit einigermaßen zu spüren sein muß zwischen moderner Kunststadt und modernen Kunstmenschen. Und die wenn auch vielleicht immer bewußter hervortretende, aber doch nicht wegzuleugnende Künstlermenschencolonie, die das erbeingesessene Spießerthum überwiegt, ist denn doch wohl in München trotz alledem und alledem am stärksten unter allen deutschen Städten. Nur fehlt es leider den wohlhabenden Einheimischen, den reichen Brauereikönigen, an jener großzügigen Freigebigkeit, wie sie in Mannheim lebt. Eine Stadthalle, ein „Rosengarten", eine „Kunsthalle", wie sie Mannheim lediglich dem hohen Sinn seiner Mitbürger verdankt, sie werden in München wohl doch vorläufig nur „auf dem Papier" bestehen. Das ist ja eben das Tragische unserer Zeit: daß der amerikanistisch denkende, nüchterne Capitalist äußerlich wie der enragirteste Kunstfreund erscheint, sobald er nur irgend eine „hochherzige Schenkung" gemacht hat, daß man immer mehr das Gefühl, fast möchte ich sagen, das Gemüth für echte künstlerische Gesinnungsthaten verliert. Ein heißer Fieberodem von concurrenzwüthiger Aufschwungsgier durchzittert unsere deutschen Großstädte. Theater wachsen wie Pilze aus der Erde, jedes Bauernnest wird bald unter seinen Honoratioren einen Simplicissimusschüler als „künstlerischen Beirath" zählen, und doch nimmt der kaufmännische Betriebseifer — „erfreulicher Weise!" erwidern die „Praktischen"! — eher zu als ab! ...

* * *

Als bleibender Eindruck von meinen Mannheimer Tagen haftet mir im Gedächtniß vor allen Dingen die prachtvolle Mannheimer Kunsthalle, die Professor Hermann Billing mit einem Kostenaufwande von 600000 Mark errichtet hat. Denn auf diesen „Kostenaufwand" wird man beim Betreten des marmorstrotzenden Treppenhauses sofort hingewiesen. Dafür ist man eben in der Kunsthalle der mächtig emporblühenden Industriestadt Mannheim! ... Aber dieser materielle Gedanke verflüchtigt sich doch sehr, sehr schnell. Was zunächst als eine ganz köstliche Idee des Architekten bezeichnet werden muß, ist das völlige Zurücktreten der Fassade, überhaupt alles rein Architektonischen, hinter der Betonung des Innenraumes. Würden einen nicht die Aufschriften: „Zur Kunsthalle, dort!" sicher hingeleiten, man würde vielleicht das geheimnißvolle Haus nicht einmal bemerken. Als Ausstellungsbesucher ist man ja stets geneigt, nur das Wichtigste zu betrachten. Man kommt sich zuweilen fast wie ein Reisender für Baedeker vor, wenn auch für einen „Kunst-Baedeker!" Man muß doch „Alles" gesehen haben, als da sind die Industriehalle, die Gartenbau-, die Kunstausstellung —! Nun, die Gartenbau-Ausstellung kann man nicht verfehlen, denn die ganze Anlage der Ausstellung ist von Gartenkünstlern mit übrigens hervorragendem künstlerischem Tact und dabei feinst abwägendem Verstande geschaffen worden. Aber die Kunstausstellung pflegt eben sonst bei allen derartigen mehr universellen Expositionen nur als Appendix betrachtet zu werden. In Mannheim dagegen liegt der Fall ganz anders. Hier begeht eine Stadtgemeinde ihr Stadtjubiläum. Statt nun in conventioneller Weise etwa eine Specialausstellung „Alt-Mannheim" mit Giebelhäusern, die von Iffands und Schillers „bevölkert" werden, mit „Extra-Entrée" zu veranstalten, wie man dies ja bisher bei fast allen derartigen Jubiläumsausstellungen gethan hat, statt dessen zeigt uns Mannheim seine Zukunft. Die Mannheimer Ausstellung — das ist der Friedrichsplatz, dieser einzig dastehende moderne Promenade- und Festplatz, der sich zu Füßen des Wahrzeichens Mannheims, des alten „Wasserthurmes" ausbreitet, wie eine Zauberinsel mitten im Ocean dieser quadratirten behaglich-süddeutschen Bürgerstadt. Aus den Quadern des heimischen, rothen Schwarzwaldsandsteins haben da die Architekten eine Rundanlage von einheitlich und doch nicht eintönig gestalteten vornehmen Miethshäusern geschaffen, Häusern, die keine Villen sind, aber auch keine Miethscasernen, Häuser, die sich dem ruheathmenden Friedrichsplatz Wache haltend vorlagern, und die dem Platze gleichsam gebieten, sich seiner ragend stolzen, aber nicht kalten, nicht nur steif repräsentirenden Umgebung bewußt zu bleiben. Daß die Cascadenanlagen mit den rund verstreuten bunten Beeten ringsum keinen französischen Grundeindruck machen, dafür sorgen die echt süddeutschen (fast sollte man sie echt badische nennen) Laubengänge, in denen man, breit behaglich „mannemerisch" plaudernd der eigentlichen Ausstellung zuschreitet, ohne Hast, ohne die typische Festesneugier ... So kommt man dann im Schreiten, ehe man sichs versieht, auf eine große, große Pforte zu. Man ist versucht, an des Heiligthumes Thüren zu klopfen, wie Tamino in der „Zauberflöte", nur daß einem hier im blühenden Industriestaat kein unerbittliches „Nein!", sondern ein sehr energisches „50 Pfennige Entrée!" entgegenschallt!

— — — Doch die trocknen Worte des Dieners und die sonstigen Förmlichkeiten, die mit dem Betreten jedes öffentlichen Atriums nun einmal untrennbar zusammenhängen, reißen einen nicht lange aus dieser ganz erschütternden Gegensatzstimmung. Man durchmißt offenen Auges, sprachlos, in stummem Staunen dieses Hauses geräumige Säle. Drei Schulen der Raumausstattung sind in der Hauptsache vertreten: München, Darmstadt und Karlsruhe, und zwar durch ihre besten Meister, München u. a. durch den Bildhauer Hahn, durch Adalbert Niemeyer (ein wundervoll warm wirkender, braunvioletter Damast ist über die Wände gespannt), Darmstadt durch Olbrich und Karlsruhe durch Billing ... Man wird gezwungen, Raum für Raum prüfend zu durchschreiten, man entdeckt bei jeder dieser grundverschiedenen Individualitäten besondere Originalitäten — und man wünschte sich doch lieber eine einheitliche Billing-Halle. Hermann Billing zeigt in der geradezu genialen Raumausnützung, in der heiter geselligen Art und Weise, wie er die Räume an einander zu fügen und zu centralisiren verstand, er zeigt

Digitized by Google

in der völlig neuen Kuppelgliederung, die es versteht, Intimität mit Unsterblichkeitsschaudern zu vereinigen, er zeigt in den ornamentalen Entwürfen eine derartige Ueberlegenheit und absolute selbstsichere Stylistik, daß andere an sich noch so bedeutende Persönlichkeiten, — selbst Olbrich nicht ausgenommen! — doch mehr oder weniger an dieser Stelle als „Gäste", um nicht zu sagen „Eindringlinge" erscheinen. Wohl verstanden: Ich schätze die Mannigfaltigkeitsidee bei modernen Raumausstattungen durchaus: aber gerade in diesem Sonderfall, wo es sich doch um die ständige Ausstattung eines ständigen Museums und nicht um vorübergehende kunstgewerbliche Ausstellungsexperimente handeln soll, wäre mir ein Billing-Museum glücklicher erschienen ...

* * *

Mit der Empfänglichkeitsbeflissenheit des deutschen Kunstpilgers wandte ich mich an einem mir dazu besonders geeigneten Sondertage den Sondergärten zu. Ich war auf diesen Theil der Mannheimer Ausstellung besonders begierig. Habe ich doch seit Jahren in Paris ausgiebige Gelegenheit, die Gartenkunst an der Quelle zu studieren und nun Vergleiche zu machen, die denn auch recht instructiv ausfielen. Dort in Versailles, in St. Germain, St. Cloud — höfische Schloß-Prachtgärten im stets gleichen Typ: eine große Cascadenanlage als Abschluß des breit vorladenden Treppenhauses und als Fortsetzung dieser Wasserkünste eine rechteckige Teichanlage, von Alleen umgeben, die mit Statuen und Vasen reich geschmückt sind. Ist es denn nun bei den modernen deutschen Sondergärten ängstlich vermieden worden, an dem historischen Gartentypus festzuhalten oder verfallen diese Gartensecessionisten, die Läuger, Peter Behrens, Heinrich Henkel unwillkürlich auf alte Vorbilder? Nun, in Franzosennachahmung sind diese Künstler nicht verfallen. Dieses Compliment muß man ihnen machen — wenngleich Peter Behrens' Idee, dem „Gartenhause" gegenüber eine Naturbühne zu errichten, rein äußerlich-elementar natürlich auf französische Vorbilder zurückgeht. Dafür zeigt aber der viel umstrittene Läugergarten unverkennbar antiken Charakter. Ich kann diesem durch niedrige Mauerballustraden nur recht schwächlich gegliederten Nebeneinander schattenloser Baumschulanlagen, kann dem Sommer- und Winterbadehaus wenig Geschmack abgewinnen. In unleidlicher Weise wird man auf die unsagbare Müh und Pein auf Schritt und Tritt verwiesen, die der Künstler nur allzu offenbar auf eine möglichst originelle „Anlage" verwendet hat. Aber wohl fühlen dürfte sich in diesem Garten nicht einmal der Gartenkünstler selbst. Er wird sicherlich empfinden, daß ihm nur eine Möglichkeit geglückt ist, die ihm vorschwebende Idee zu verwirklichen, und daß die Sache ganz in den gleichen Verhältnissen auch ganz anders hätte angelegt sein können. Als interessantes, aber auch marottenhaftes Experiment erscheint Heinrich Henkels Wasserpflanzenanlage. Recht naiv bekennt der Anwalt des Künstlers im Katalog, daß sein Client „die Anregungen, die er von der japanischen Gartenkunst empfangen hat, in keiner Weise verleugnen will." In der That wirkt dieser Garten im Großen und Ganzen nicht viel anders wie der Hôtelpark zu irgend einem Grand Hôtel Japanstyl in einem Luxusbadeort. Völlig verfehlt ist z. B. die Idee, den Teich mit den unzähligen Wasserpflanzen über den ganzen Garten zu vertheilen, statt sich nur mit einem kleinen traulichen Seerosenteich zu bescheiden. Für einen Botaniker allerdings mag dieser Garten ein Paradies bilden, sind doch aus allen Welttheilen Pflanzen hercommandirt worden, so daß die Wasserläufe theilweise künstlich erwärmt werden müssen. Aber sowohl diese Fülle von Pflanzenmaterial, wie die Ueberfülle von eingestreuten Architekturen (Pavillons, Steinlaternen, Tempelchen ꝛc.) geben einen sehr unruhigen Eindruck. Bei Weitem am interessantesten und theilweise wirklich neue glückliche Perspektiven eröffnend muthet der Garten eines vornehmen, reichen Mannes von Peter Behrens an. Hier ist vor Allem echte Gartenstimmung erzielt und zugleich malerisch Köstliches geleistet worden. Namentlich der Blumenteppich, der aus Blumen nur einer einzigen Art besteht und dem geräumigen, direct von der Straße aus zugänglichen, aus einem einzigen Raume bestehenden Gartenhause zu Füßen liegt, wirkt geradezu bezaubernd. Das hat ein Malerauge nicht einfach nur gesehen, sondern empfunden und damit der Gartenkunst die Malerei praktisch zugänglich gemacht. Die ganze Anlage lädt zu traulicher, vornehmer, deutscher Geselligkeit ein. Ein reicher Mäcen mag sich so einen Garten anlegen und dann an bestimmten Tagen auch auf der schon erwähnten kleinen Plein-air-Bühne kleine Spiele veranstalten (wie dies auch von Seiten der Ausstellungsleitung selbst geschehen soll). In den seitlichen Wandelgängen läßt sichs gut wandeln und plaudern, wenn auch vielleicht nicht gerade von Natur träumen ...

* * *

Für die mehr ans Menschlich-Leibliche streifenden Bedürfnisse der Ausstellungsbesucher sorgt ein Vergnügungspark, dessen Anlage nicht eben vom Herkömmlichen abweicht. Ein idealeres Vergnügen bereitete Isadora Duncan den Glücklichen, die ihrem „Attischen Feste" beiwohnten. Auf der Cascadenanlage war ein Podium errichtet, das von Scheinwerfern in fahles Traumlicht getaucht ward. Hier tanzte nun die Duncan und ihre kleinen Schülerinnen Gluck und Johann Strauß: alte Helenencultur verschwisterte sich mit moderner Lebenslust: ein Symbol des in eifrigem künstlerischem Streben und in fröhlicher Arbeit neuen Idealen zustrebenden mühelos reich gewordenen Mannheim, das denn auch sein Jubiläum bezeichnender Weise mit Operettenfestspielen beging, die in dem alten Hof- und Nationaltheater stattfanden. Da spielte das Münchner Kaimorchester, das ein Felix Weingartner einstens zu einem der besten modernen Beethovenorchester disciplinirt hat, Operettenpartituren, (darunter übrigens auch eine nicht üble neue Partitur „Der fidele Bauer" von Leo Fall) — aber es verleugnete sich in dieser Idee doch wieder einmal nicht die Industriestadt Mannheim. „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn!" dies ist ja der Grundsatz des Bürgers. Also nur keine Anstrengung im Theater! Gar Wagner oder gar Schiller — oder Ibsen?! Brrr! ... Wenn schon gefestspielt werden muß, dann „allerhöchstens" Straußens „Fledermaus"! Uebrigens brachten diese Festspiele wirkliche Genüsse darstellerischer Natur. Besonders Louis Treumann der „créateur" des Danilo in der „Lustigen Wittwe" und des „Fidelen Bauer" ist ein Charakterschauspieler, nicht nur ein Operettencharmeur.

Dr. Arthur Neisser (z. Z. Mannheim).

Bülows Traum.

Wie streckte auf dem Kanapee
Fürst Bülow sich gemüthlich!
Gemundet hatte das Diner,
Und nun verdaut er friedlich.

Er lag in weltvergeßner Ruh,
Fern allem Leid und Kummer,
Und macht' die müden Aeuglein zu
Und fiel in leichten Schlummer.

Sein Antlitz zeigte die Geduld
Und Huld des Patriarchen;
So schlief er herzig, eingelullt
Von seines Mohrchens Schnarchen.

Nicht lange währt des Friedens Sieg,
Der Kampf fegt durch die Räume,
Die böse Hexe Politik
Wob sich in seine Träume.

Er träumte vom Regierungsblock
Beständig intensiver —
Da, plötzlich, naht im Bratenrock
Ein Erzconservativer.

Der machte seine Reverenz:
„Mon dieu", in allen Ehren,
Herr Kanzler, Deine Eloquenz —
Nicht kann sie uns bethören.

„Die großen Führer der Partein,
Der Rechten und der Linken —
Du ludest huldvoll sie Dir ein:
Erlaub mir, abzuwinken.

„Zu klaffend ist nun mal der Riß!
Belieb es, einzusehen,
Daß wir zu einem Compromiß
Uns nimmermehr verstehen.

„So halt, wie vordem, es hinfür
Mit dem Agrargeschlechte —:
Was frommt die schwache Linke Dir,
Viel stärker ist die Rechte.

„Darum, Herr Kanzler, willst Du ein
Beschaulich Glück genießen,
Verschreib der ‚Rechten' Dich allein
Und laß die ‚Linke' schießen ..."

Da schnellt Fürst Bülow jäh empor,
Schlägt auf die Büchmann-Fibel:
„Herr Junker, seid ein blöder Thor!
Nehmt mir's nicht weiter übel.

„Ihr dürft nicht mehr der Linken grolln,
Ein eitler Splitterrichter!
‚Wir sind ein Volk, und einig wolln
Wir handeln!' sagt der Dichter.

„Zwei Arme habt Ihr. Sonder Harm
Möcht ich nur eines wissen:
Weil stärker Euer rechter Arm —
Wollt Ihr den linken missen?!"

Julius Knopf.

Geschäftliche Notizen.

Das Technikum Eutin in Ost-Holstein ist eine höhere technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, Hoch- und Tiefbaues. Die Schule gehört zu den Fachschulen, welche keine Massenausbildung pflegen und hat besondere Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Im Wintersemester beginnen die Hauptkurse am 1. November, die Vor- und Repetitionskurse am 3. Oktober. Programme sind von der Anstalt unentgeltlich zu beziehen.

Digitized by Google

Technikum Eutin.
Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.
Progr. gratis. Dir. Klücher.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Selbstverleger!
Inhaltlich gediegene Werke, die im Selbstverlag erschienen sind und bisher nur geringen Absatz fanden, übernimmt tüchtige Verlagshandlung, gibt denselben geschmackvolle Neuausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. c" die Expedition der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag, Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Abonnement auf das IV. Quartal 1907.
Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.
Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.
Verlag der Gegenwart in Leipzig.

Echte Briefmarken = alle verschieden. =
505 Stück nur 4.05 M.
1010 „ „ 12.10 „
1515 „ „ 30.15 „
2020 „ „ 48.20 „
Gebrüder Senf in Leipzig.

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung., milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch**, 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

Moderne Bügel-Koffer
von starker festgewalzter Pappe (Faserstoff) mit doppelt gefirnißtem havannabraunem Segeltuch bezogen und Rindleder-Einfassung

Leicht und dauerhaft.

Solid und elegant.

	Länge:	Breite:	Höhe:	Preis:
Nr. 691.	66 cm	45 cm	33 cm	M. 35.—
„ 692.	76 „	47 „	38 „	„ 40.—
Nr. 693.	86 cm	49 cm	40 cm	M. 45.—
„ 694.	96 „	51 „	43 „	„ 55.—

Nr. 695. 106 cm lang, 54 cm breit, 47 cm hoch M. 65.—.
„ 696. 116 „ „ 58 „ „ 50 „ „ „ 75.—.
Nr. 691, 692, 693 sind mit je 1 Schloß u. 1 Einsatz, die übrigen mit je 2 Schlössern u. 2 Einsätzen versehen.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.
Illustrierte Preisliste gratis und franko!
Verkaufslokale: Leipzig, Petersstr. 8. Berlin, Leipzigerstr. 101/102. Hamburg, Neuerwall 84. Frankfurt a. M. Kaiserstr. 29.

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental"
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

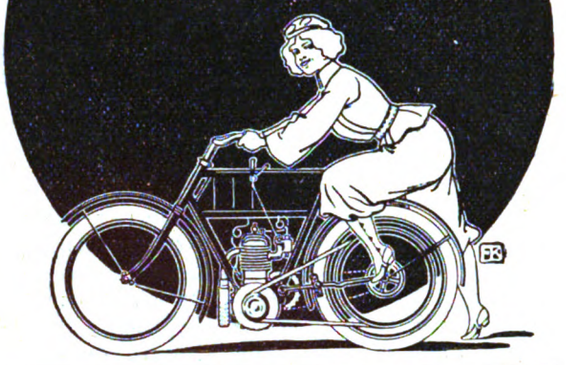
Digitized by Google

Wer will „Mono"-Apostel werden?

Es handelt sich um keine neue Religion oder Lebensphilosophie, sondern um ein neues großartiges, geradezu geniales Sammelobjekt. Die **„Internationale Mono-Gesellschaft München, Contorhaus"** sucht allerorts für den neuen Sammelsport gebildete Vorkämpfer, die sie nach Kräften in ihrer Tätigkeit unterstützen wird. — Das „Mono" wirkt unterhaltend, belehrend, geschmackveredelnd; jedermann, Arm und Reich, kann sich eine Mono-Sammlung anschaffen. Kein Geringerer wie **Se. Majestät der Deutsche Kaiser** selbst haben dem Unternehmen allerhöchstes Lob zu teil werden lassen, ebenso wie bedeutende Schulmänner, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller und einfache Bürger. Eltern und Lehrer und die heranwachsende Jugend sollten sich mit „Mono" vertraut machen. Die oben genannte Gesellschaft liefert gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken je ein Ansichts- und ein Künstler-Mono nebst Broschüre franko an jede Adresse. — Die Monos sind durch alle besseren Buch- und Papierhandlungen zu beziehen.

DÜRKOPP

MOTOR-RAD

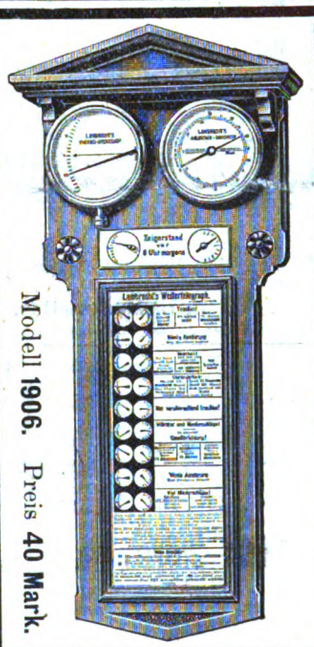


DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die **„Gegenwart"** beziehen.

Verlagsanstalt

erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**



Modell 1906. Preis 40 Mark.

Original

Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Voraussbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht

Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

Wollen Sie

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.,

Berlin.

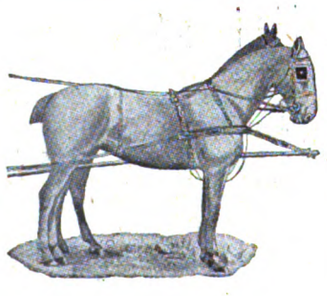
Detail-Verkauf:

Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

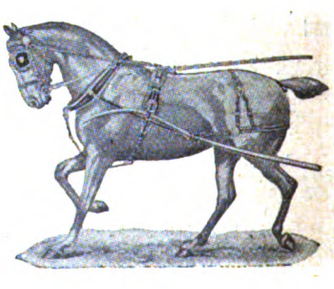
Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Speziallisten gratis.**



Max Stier

Erste Berliner Luxus-Pferdegeschirr-Fabrik

Berlin N. 20, Drontheimer Straße 31.



Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 28. September 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

„Offizierberuf und Offiziermangel". Von Generalleutnant v. d. Boeck (Cassel). — Internationalismus und Nationalismus. Von Otto Corbach (Berlin). — Die Unechtheit der Pauliniſchen Hauptbriefe. Von Dr. G. Schläger (Celle). II. — Was iſt Architektur? Von Joſ. Aug. Lux (Dresden). I. — Ein ungedruckter Brief Immanuel Kants. Mitgetheilt aus dem Dresdener Archiv von Dr. Adolph Kohut (Berlin). — Bildwandel. Nachgelaſſenes Gedicht von Wolfgang Kirchbach. — Zwei Gedichte. Von Leo Heller (Berlin). — Kurzes Glück. Novelle von Hans Bethge (Steglitz). — Von den Berliner Bühnen. — Notizen. — Geſchäftliche Notizen. — Anzeigen.

„Offizierberuf und Offiziermangel".

Von Generalleutnant v. d. Boeck (Caſſel).

Giebt es einen Mangel an Offizieren in der deutſchen Armee? Und liegt dieſer Mangel an den großen Koſten, die der Offizierberuf mit ſich bringt? Ueber dieſe Fragen wurde vor einiger Zeit in einem viel geleſenen Berliner Blatt eine Discuſſion eröffnet, und zahlreich waren die daraufhin eingegangenen Aeußerungen. Es ſei mir geſtattet, auch hier auf dieſe Frage einzugehen, wobei es nicht unintereſſant ſein dürfte, die damals veröffentlichten Aeußerungen kurz in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Naturgemäß war die Stellungnahme zu den aufgeworfenen Fragen eine verſchiedene, und beſonders gingen die Anſichten darüber, ob ein Mangel an Offizieren im deutſchen Heere überhaupt beſtehe, auseinander. Während dies von einer Seite rundweg beſtritten, und deßhalb das Grübeln über den Grund des Fehlbetrages als müßig erachtet wurde, wurde von anderer Seite zutreffend geltend gemacht, „daß zur endgiltigen und präciſen Beantwortung dieſer immerhin wichtigen Frage allein die Heeresverwaltung im Stande ſein dürfte". Da dieſe aber gelegentlich der Berathung militäriſcher Forderungen im Reichstage das Beſtehen gewiſſer Schwierigkeiten in der Erlangung ausreichenden und guten Offiziererſatzes zugegeben hat, ſo wurde dieſe Frage in den meiſten Aeußerungen bejaht, wenn auch unter gewiſſen Einſchränkungen. Dabei wurde mit Recht hervorgehoben, daß der Erſatz von Offizieren aus denjenigen Kreiſen, die ihn bisher in erſter Linie und in beſter Weiſe geliefert hatten, fraglos in den letzten Jahren zurückgegangen ſei.

Bei der Erörterung der Gründe für dieſe bedauerliche Erſcheinung trat Einſtimmigkeit darüber hervor, daß dieſe nicht durch zu große Koſten für die Vorbereitung zur Offizierslaufbahn bedingt wird. Und in der That muß anerkannt werden, daß kaum einer der gleichberechtigten höheren Berufe ſo geringe Vorbereitungskoſten erfordert wie der Offiziersberuf; darin ſowie in dem frühen Bezug eines wenn auch geringen Gehalts iſt ja gerade neben gewiſſen mehr äußerlichen Gründen die Urſache zu erblicken, daß ſich heutzutage in viel größerem Maße als früher junge Leute aus gering bemittelten Familien der Offizierlaufbahn zuwenden. In einer der veröffentlichten Aeußerungen war berechnet, daß ein Aſſeſſor in den zehn Jahren ſeiner Vorbereitung mindeſtens 25000 Mark gebrauche, während der Leutnant in der gleichen Zeit ſchon 18000 Mark eingenommen habe, was für den väterlichen Geldbeutel einen Unterſchied von 43000 Mark ausmache.

Wenn nun auch zugegeben iſt, daß eine wirklich zutreffende Erklärung für die hervorgetretenen Schwierigkeiten in der Beſchaffung des Offiziererſatzes ſchwer zu finden ſein wird, ſo dürfte es doch bei der Wichtigkeit der Angelegenheit angezeigt ſein, die hierfür in Frage kommenden Gründe kurz zu beleuchten.

Daß dieſe Gründe in erſter Linie auf materiellem Gebiet zu ſuchen ſind, wurde faſt übereinſtimmend hervorgehoben und wird auch kaum zu beſtreiten ſein; ſelbſt bei der idealſten Auffaſſung des Offizierberufs muß man doch zugeben, daß die Frage des Offiziermangels hauptſächlich eine Geldfrage iſt. Daneben kommen der gegen früher erhöhte Bedarf für die Armee, die immer mächtiger anwachſende Marine und für andere gleichberechtigte, beſonders techniſche Berufe, ferner ſchlechtes Avancement, zu anſtrengender Dienſt aus Anlaß der zweijährigen Dienſtzeit und vielleicht auch das Abhängigkeits-Verhältniß, in dem ſich der Offizier faſt dauernd befindet, in Betracht.

Der größere Bedarf an Offizieraſpiranten für Armee und Marine ergiebt ſich aus dem andauernden Anwachſen derſelben ſo von ſelbſt, daß es dazu einer näheren Begründung nicht bedarf; damit hat ſich auch der Kreis derjenigen Stände, die den Offiziererſatz ſtellen, gegen früher weſentlich erweitert. Dazu kommt, daß Söhne von Adelsfamilien, aus denen ſich noch vor hundert Jahren das preußiſche Offiziercorps allein recrutirte, ſich jetzt bei uns, wie in England ſchon früher, nicht ſcheuen, in kaufmänniſchen Geſchäften und in der Induſtrie Beſchäftigung zu ſuchen. — Handel und Wandel, Induſtrie, Gewerbe und beſonders Technik haben aber in Deutſchland einen ſolchen Aufſchwung genommen, daß auch ſie gegen früher einen viel größeren Theil junger Leute abſorbiren.

Ob die Avancementsverhältniſſe thatſächlich einen weſentlichen Einfluß auf die hervorgetretenen Schwierigkeiten des Offiziererſatzes ausüben, ſcheint zweifelhaft; von einer Seite wurde es ſogar direct beſtritten, und man muß zugeben, daß dieſe Verhältniſſe ſo ſchwankend ſind, daß ſich dadurch kaum viel junge Leute vom Ergreifen der Offizierlaufbahn abhalten laſſen werden, wenn ſie ſonſt Neigung und Befähigung zu derſelben beſitzen. Wer heute unter ſchlechten Avancements-Verhältniſſen eintritt, kommt vielleicht gerade in den entſcheidenden Jahren ſeiner militäriſchen Dienſtzeit in eine gute Avancements-Periode und umgekehrt. Uebrigens ſind auch

Digitized by Google

in anderen Berufen die Avancements-Aussichten zur Zeit kaum bessere, wie in der Offizierlaufbahn, und es ist daher begreiflich, daß vielfach nach Mitteln zur Verbesserung der Beförderungs-Verhältnisse gesucht wird.

Ein recht beachtenswerther Vorschlag wurde von einer Seite gemacht, um das Avancement bei der Infanterie, bei der es bekanntlich am Schlechtesten zu sein pflegt, und bei der auch der größte Offiziermangel besteht, zu verbessern. Dieser Vorschlag geht dahin, die großen Infanterie-Regimenter zu drei Bataillonen durch kleinere, nur sechs Compagnien starke zu ersetzen, was auch aus taktischen Gründen zu empfehlen wäre; damit würde allerdings „das zeitgemäße erwünschte Avancement der Infanterie als reife Frucht in den Schooß fallen." Der Gedanke, kleinere Infanterie-Regimenter zu formiren, ist nicht neu; denn bekanntlich hatte schon der Kriegsminister v. Bronsart II, als er die eingehenden vierten Bataillone in Regimenter zu nur zwei Bataillonen zusammenfaßte, die Absicht, nach und nach alle Infanterie-Regimenter auf zwei Bataillone zu bringen.

Ebenso wenig wie durch die zeitweise schlechten Beförderungs-Verhältnisse läßt sich der Offiziermangel durch den anstrengenden Dienst, der verkürzte Dienstzeit mit gleichzeitiger Steigerung der Anforderungen bedingt, erklären. Wer wirklich Anlage und Neigung zum Offizierberuf hat, wird sich dadurch nicht abhalten lassen, ihn zu ergreifen, und wer es etwa doch thun sollte, an dem haben Armee und Marine nicht viel verloren. Der junge Mann, der heutzutage Offizier wird, muß sich allerdings darüber klar sein, daß er zwar einen schönen, angesehenen, aber arbeits- und entsagungsvollen Beruf ergreift; auch Reichthümer sind in diesem Beruf nicht zu sammeln, denn der Offizierstand ist alles Andere, nur kein erwerbender Stand. Aber gerade deßhalb müssen seine Angehörigen von Staats wegen finanziell so gestellt sein, daß sie, wenn auch bescheiden, so doch wenigstens auskömmlich leben können.

Damit komme ich zu dem Hauptpunkt der ganzen hier zur Erörterung stehenden Frage, dem Geldpunkt.

Fast übereinstimmend trat in den veröffentlichten Aeußerungen die Ansicht hervor, daß die Gehälter der niederen Offiziers-Grade, der Leutnants, Oberleutnants und Hauptleute zweiter Classe zu gering bemessen seien, eine Auffassung, der kaum widersprochen werden dürfte. Bis zum Hauptmann ꝛc. II. Classe ist der Offizier heutzutage vom Geldbeutel seiner Eltern und Verwandten abhängig; erst der Hauptmann pp. I. Classe kann — wenn er keine Schulden abzutragen hat — einigermaßen sorgenfrei leben, ohne daß er daran denken könnte (als Mann von 40 bis 45 Jahren) mit seinen staatlichen Bezügen allein eine Familie zu begründen; dazu reicht allenfalls das Gehalt des Stabsoffiziers aus. Die Höhe der erforderlichen Zulage ist naturgemäß verschieden; sie wird sich nach den Verhältnissen des betreffenden Offiziercorps und des Standorts richten müssen. Im Allgemeinen wird für den Linien-Infanterie-Offizier eine monatliche Zulage von 40 — 50 Mark für ausreichend erachtet, während bei der Garde, bei einigen Linien-Infanterie-Regimentern und bei den berittenen Waffen mehr gefordert werden muß. Ich weiß sehr wohl, daß es Finanz-Genies giebt, die mit Weniger auskommen, aber ohne jede Zulage, und wenn es auch nur die Kaiserliche Gnaden-Zulage von 20 Mark monatlich sein sollte, dürfte heutzutage wohl kaum ein Offizier existiren können, ohne Schulden zu machen.

Nun ist es ja allerdings kaum vom Staat zu verlangen, daß er den jungen, eben eintretenden Offizier bereits pecuniär derartig stellt, daß er ganz ohne Zulage leben könnte; aber mit einem gewissen Alter sollte dies doch der Fall sein, damit der Offizier nicht gar zu lange in Abhängigkeit von Eltern und Verwandten bleibt. Hier ließe sich vielleicht, wie von einer Seite vorgeschlagen worden ist, dadurch Wandel schaffen, daß wenigstens für die unteren Dienstgrade ein System von Dienstaltersstufen, wie bei den Beamten, derartig eingerichtet würde, daß die höchste Altersstufe des Oberleutnants dem Gehalt eines Hauptmanns II. Classe fast gleichkommt; noch wirksamer würde dieses System naturgemäß werden, wenn es bis zum Stabsoffizier-Gehalt ausgedehnt und zugleich mit einer Durchschnitts-Erhöhung der unteren Gehälter verbunden werden könnte.

Wenn von einer Seite der Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, daß den hier skizzirten mißlichen finanziellen Verhältnissen des Offizierberufs dadurch künftig abgeholfen werden würde, daß sich immer mehr Söhne reicher und unabhängiger Familien diesem Beruf widmen möchten, so muß im Interesse des Offizierstandes dem Wunsche dringend Ausdruck gegeben werden, daß diese Hoffnung sich niemals erfüllen möge. Der Materialismus unserer Zeit und der mit ihm verbundene Hang zu Luxus und Wohlleben sind natürlich auch an unserem Offiziercorps nicht spurlos vorübergegangen, wenn auch das Vorhandensein des Strebens nach einfacher Lebensweise in ihm nicht geleugnet werden soll. Werden nun immer mehr wohlhabende Elemente unserem Offiziercorps zugeführt, so entsteht die wohl berechtigte Besorgniß, daß die erwähnten bedauerlichen Erscheinungen der heutigen Zeit auch im Offiziercorps mehr und mehr Eingang finden werden, was zur Stärkung unserer Wehrkraft gewiß nicht beitragen kann. Wird anerkannt, daß die Besoldungen unserer Offiziere unzulänglich sind, dann hat auch der Staat die Verpflichtung, sie angemessen zu erhöhen, damit der Offizier den Anforderungen seines Standes entsprechend leben kann.

Indeß alle bisher erörterten Gründe können die hervorgetretenen Schwierigkeiten in der Erlangung ausreichenden und guten Offiziersatzes doch nur theilweise erklären, sie treten zurück gegen den Hauptgrund, der zugleich den Kernpunkt der ganzen Frage darstellt, das ist die unsichere Zukunft des Offizierberufs.

Während bei uns die Beamten mindestens bis zu ihrem 65. Lebensjahr im Dienst und somit im Vollgenuß ihres Gehalts bleiben können, scheidet die größere Masse der Offiziere spätestens mit dem 50. Lebensjahre aus dem Heere aus, also in einem Alter, in dem die meisten noch in der Vollkraft ihrer Jahre stehen. Das ist bedauerlich, wird sich aber wohl kaum ändern lassen; alle nach dieser Richtung schon gemachten Vorschläge sind im Interesse der dauernden Schlagfertigkeit unseres Heeres praktisch nicht durchführbar: denn Armee und Marine dürfen niemals zu einer Versorgungs-Anstalt herabsinken. Dagegen hat der Staat die Verpflichtung für die nach einer gewissen Reihe von Dienstjahren vorzeitig ausscheidenden Offiziere entweder durch eine ausreichende Pension oder durch Anstellung im Civildienste oder durch beides Sorge zu tragen.

Nun haben ja fraglos die Militär-Versorgungsgesetze von 1906 in dieser Beziehung manchen Uebelstand beseitigt, aber die Pensionen sind doch immer noch nicht so bemessen, daß ein etwa mit 50 Lebensjahren als Major oder Oberstleutnant ohne Regiments-Commandeur-Competenzen in den Ruhestand tretender Offizier, der einen anderen Beruf dann kaum noch ergreifen kann, mit seiner Familie bescheiden, aber standesgemäß leben könnte. Auch haben diese Gesetze manche Härten und Ungerechtigkeiten besonders gegenüber den vor ihrem Inkrafttreten ausgeschiedenen Offizieren gezeitigt, die nicht ohne Einfluß auf die hier erörterte Frage geblieben sein dürften. Das ist besonders auch deßhalb zu bedauern, weil gerade die Offizierssöhne mit seltenen Ausnahmen immer noch den geeignetsten Ersatz für unser Offiziercorps bilden.

Neben der materiell unsicheren Zukunft der Offizierslaufbahn spielt aber bei dieser Frage auch die frühe Verurtheilung zur Beschäftigungslosigkeit eine große Rolle. Besonders gilt das hinsichtlich derjenigen Offiziere, die in verhältnißmäßig noch jungen Jahren den Dienst ver-

Digitized by Google

lassen müssen, und denen es meist außerordentlich schwer wird, anderweitig passende Beschäftigung zu finden. In dieser Beziehung ist bei uns für die Unteroffiziere viel besser gesorgt wie für die Offiziere. Allerdings stehen ja auch dem mit Aussicht auf Civilanstellung ausscheidenden Offizier die den civilversorgungsberechtigten Unteroffizieren vorbehaltenen Stellen eventuell offen und mitunter tritt bei der Bewerbung um eine solche der Vorgesetzte mit dem früheren Untergebenen in Wettbewerb. Mit wenigen Ausnahmen muß man aber diese Art Stellen als für den Offizier ungeeignet bezeichnen. Dagegen bietet die Heeresverwaltung selbst, wie auch die allgemeine Staatsverwaltung zahlreiche geeignete Stellen, die der Offizier nach kurzer Vorbereitung sehr wohl auszufüllen im Stande sein würde. Dazu müßte ihm aber, wie von einer Seite sehr richtig vorgeschlagen wurde, nicht, wie bisher nur die Aussicht, sondern, wie den Unteroffizieren, nach einer gewissen Reihe von Dienstjahren die Berechtigung verliehen werden.

Auch der Uebertritt in eine Civilstelle oder in Privatbeschäftigung müßte den vorzeitig mit geringer Pension in jüngeren Jahren ausscheidenden Offizieren mehr als bisher erleichtert werden. Zwar hat das Offizier-Versorgungsgesetz von 1906 nach dieser Richtung insoweit eine Besserung gegen früher gebracht, als den Offizieren bei ihrem Ausscheiden noch für drei Monate annähernd die bis dahin bezogenen Competenzen belassen werden; aber das genügt durchaus nicht, um die sich naturgemäß in dieser Uebergangszeit ergebenden Schwierigkeiten zu überwinden. Auch in dieser Beziehung ist der nach zwölfjähriger Dienstzeit ausscheidende civilanstellungsberechtigte Unteroffizier besser daran als der Offizier, indem er neben dem Bezuge einer recht beträchtlichen Dienstprämie erst mit erlangter Civilanstellung ausscheidet.

Der mit der Civilanstellung im Zusammenhang stehende frühere Uebelstand, daß die Militärpension bei der Anstellung im Staatsdienst erheblich gekürzt wurde, ist zwar durch erweiterte Kürzungsgrenzen gemildert, aber keineswegs, wie von einer Seite irrig behauptet wurde, beseitigt. Die Zahl Derjenigen, die jeder derartigen Kürzung die Berechtigung absprechen, ist keine geringe und am allerwenigsten durfte diese Kürzung wieder auf die im Communaldienst angestellten früheren Offiziere ausgedehnt werden, wie es das neue Offizier-Versorgungsgesetz von 1906 leider gethan hat.

Hiermit dürften im Wesentlichen diejenigen Gründe erschöpft sein, die vermuthlich die hervorgetretenen Schwierigkeiten des Offiziersatzes beeinflussen, und damit ist zugleich der Weg gekennzeichnet, auf dem diese Schwierigkeiten beseitigt, oder doch in ihrer Wirkung abgeschwächt werden könnten. Bei der Wichtigkeit, die ein guter und ausreichender Ersatz des Offiziercorps für die Schlagfertigkeit des Heeres und der Marine hat, darf der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß an die erörterten Uebelstände bald die bessernde Hand gelegt wird. Geschieht dies, dann werden sich auch diejenigen Kreise dem Offizierberuf wieder zuwenden, die früher einen so besonders geeigneten Nachwuchs für diesen Beruf stellten; dann wird jener Garde-Hauptmann Nachahmer finden, der in vielleicht etwas übertriebener, aber doch wohlthuender Begeisterung für unsern schönen Stand seine bezügliche Aeußerung über diese Frage mit den Worten schloß:

„Fürwahr, wenn ich ein halbes Dutzend Söhne hätte, ich ließe sie, bei Tauglichkeit des Körpers, nicht nur aus Ueberzeugung — nein, mit Begeisterung sämmtlich Offizier werden."

Internationalismus und Nationalismus.

Von Otto Corbach (Berlin).

Was man auch neuerdings von einem Wiederaufleben des Nationalbewußtseins in den einzelnen Völkern reden mag: der Internationalismus beherrscht doch noch alle großen modernen Bestrebungen. Uebereifrige Patrioten mögen das bedauern; es bedeutet aber doch nur ein ohnmächtiges Aufbäumen gegen einen mit Naturnothwendigkeit sich vollziehenden Entwicklungsvorgang, wenn man sich krampfhaft bemüht, mit künstlich gesteigertem Nationalbewußtsein gegen den weltbürgerlichen Strom der Zeit zu schwimmen. Rathsamer ist es, den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen; dann wird man finden, daß sie durch weltwirthschaftliche Veränderungen bedingt ist, die vorübergehender Natur sind, also keine dauernden Wirkungen ausüben können, und Jeder, der sich wegen eines ihm überkommenen starken Nationalgefühls mit dem nivellirenden Zuge der Zeit nicht vertragen mag, darf sich auf eine vielleicht nicht mehr ferne Zukunft vertrösten, wo der Rassenfactor und das nationale Imponderabile wieder größere Bedeutung erlangen müssen als aller Internationalismus.

Der Internationalismus ist nicht eine Besonderheit der proletarischen Bewegung. Diese hat ihn mit vielen andern Bestrebungen gemein: von den tausend wissenschaftlichen Congressen an bis zum internationalen Arbeitsamt in Basel und dem Internationalen Landwirthschaftsinstitut in Rom. Aber am socialistischen Internationalismus läßt sich am besten zeigen, daß die Gefühle für Rassenunterschiede und nationale Eigenart in den modernen Culturvölkern durch wirthschaftliche Veränderungen nur betäubt, nicht ertödtet wurden. Um das zu verstehen, braucht man nur zu wissen, wie der Internationalitätsgedanke in der Arbeiterschaft entstanden ist. Die Socialisten, soweit sie auf Marx' Schultern stehen, sehen in der menschlichen Arbeit die Grundlage des Volkswohlstandes und -reichthums. Das ist eine Illusion, die nur bei Menschen entstehen konnte, die das Maschinenzeitalter von der Scholle loslöste und durch Entwicklung des Exportindustrialismus von der heimischen Landwirthschaft unabhängig machte. Dieselben Schiffe, die die Erzeugnisse der Industriestaaten nach überseeischen Ländern tragen, bringen, zum Theil als Ballast, Getreide, Nahrungsmittel, Rohproducte zurück, Erzeugnisse, die durch extensive Bewirthschaftung neuer jungfräulicher Böden bisher drüben in Hülle und Fülle spielend leicht gewonnen werden konnten. So wurde in den Exportländern gleichsam Arbeit aus- und Boden eingeführt. Die Bevölkerung konnte ungehindert anwachsen, und deren Lebenshaltung in Folge Steigerung der Productivkraft, die ihre Concentration bewirkte, sich ständig heben. Daß das Vorhandensein überseeischer, unerschlossener jungfräulicher Böden die Voraussetzung für das rasche Tempo der Reichthumsvermehrung bildet, daß überhaupt unsere Bedarfsdeckung trotz aller Fortschritte der Technik immer noch im Wesentlichen von der Ergiebigkeit des Bodens abhängt, kam den Industriearbeitern nie zum Bewußtsein. Ihnen mußte es, fern von den Stätten der Urproduction, scheinen, als zauberten sie mit ihrer Muskelkraft die Mittel zum Lebensunterhalt aus dem Nichts hervor, und als könne es mit dieser Zauberei nie ein Ende nehmen. Dazu ist noch Folgendes zu erwägen: Jene Nationen, die bisher die Träger des modernen Capitalismus waren, hatten, bevor das Maschinenzeitalter begann, seit Jahrhunderten in regem Verkehr miteinander gestanden, und ihre Kräfte häufig genug aneinander gemessen und zu einander ins Gleichgewicht gesetzt, um mit nicht wesentlich unterschiedlichen Bedingungen in das Jahrhundert der Aufklärung und Technik einzutreten. Der Geist der Heiligen Allianz, der an den Höfen von Petersburg, Berlin und Wien seit Napoleons Tagen für alle ost- und südosteuropäischen Angelegenheiten ausschlaggebend blieb, verhinderte es dagegen,

Digitized by Google

daß die slavischen Völkerschaften aus ihrem geistigen Marasmus aufgepeitscht und in den Stand gesetzt wurden, sich an dem wirthschaftlichen Wettlauf der westlichen Völker zu betheiligen und vielleicht vermöge ihres Sondercharakters, ihrer besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten ein Gegengewicht zum socialistischen Internationalitätsgedanken zu schaffen. Aehnlich konnten auch Italiener und Spanier in Folge rückständiger politischer Verhältnisse nicht die nöthige Energie entwickeln, um durch ihre nationale Eigenart die sociale Bewegung des 19. Jahrhunderts in einer dem Internationalismus entgegengesetzten Richtung beeinflussen zu können. Das Alles wirkte zusammen, damit die Reibungsflächen, die früher zwischen den Culturvölkern bestanden, immer mehr verschwanden. Solange es noch unerschlossene jungfräuliche Böden in genügender Ausdehnung giebt, können auch deutsche, englische, belgische, französische u. a. Arbeiter einträchtig neben einander wirken und schaffen; denn so lange giebt es für die Unternehmer noch unbegrenzte Möglichkeiten. Diese können jede neue Reservearmee, die die Landflucht stellt, billig ernähren, kleiden und mit Wohnung und Comfort versehen und folglich auch beschäftigen. Wie grundfalsch gerade für die Vergangenheit die socialistische Verelendungstheorie ist, lehrt am Besten der Umstand, daß auch die deutsche Arbeiterschaft sich ganz unvermerkt verschiedener niederer Arten von Arbeiten entwöhnte und diese neidlos billigeren ausländischen Arbeitern überließ. Kein Unternehmer, der z. B. eine Thalsperre zu bauen hat, würde wohl, es sei denn zu ganz unverhältnißmäßig hohen Löhnen, für die nothwendigen Erdarbeiten genügend deutsche Arbeitskräfte finden. Deutsche Arbeiter sind dafür gewissermaßen schon zu vornehm geworden.

Wenn es aber einmal mit den überseeischen jungfräulichen Böden zu Ende geht, ja schon wenn sie knapp zu werden beginnen, was ja nur eine Frage der Zeit ist, dann erhalten die Dinge ein anderes Gesicht. Dann wird es sich zeigen, daß die Erde nicht Raum genug hat für eine unbegrenzte Vermehrung und Entwicklung der Industrievölker. Gewiß ist diese Erkenntniß in den gebildeten Schichten moderner Culturvölker schon lebendig; denn in ihr wurzelt alle Colonialpolitik; aber die breiten Massen wird erst die Noth dazu bringen, bewußt an dem Kampfe um die Futterplätze der Erde Theil zu nehmen. Schon die Rücksichtslosigkeit, womit nationale Arbeiterschaften weißer Völker sich überall die Concurrenz von Arbeitskräften fremder Rassen vom Leibe zu halten wissen (siehe Chinesenausschließung in Amerika und Australien), lehrt, wie wenig gerade die Arbeiter auf den Internationalismus etwas geben, sobald er mit ihren Interessen nicht mehr vereinbar ist. Schon hat die Menschheit ihren Lauf auf der Bahn zum Internationalismus verlangsamt und bereitet sich darauf vor, wieder dem Nationalismus sich zuzuwenden. Das lehrt die wachsende Bedeutung der Bodenfrage in der internationalen Politik. Um den Boden kämpften die Japaner und Russen in Ostasien, kämpfen die Deutschen mit den Polen, Magyaren, Rumänen im Osten, mit den Slovenen und Italienern im Süden Europas. Die Sorge der Völker, für ihre wachsende Brut den Boden zu sichern und zu vergrößern, weckt bei ihnen das Bedürfniß nach Ausdehnung und Abschließung. Japan, Frankreich, in geringerem Maße Deutschland, und selbst so große Reiche wie Rußland und die Vereinigten Staaten befolgen mit aller Entschiedenheit eine solche Politik; England wird ihnen folgen, mag sich Chamberlain mit seinem Ideal auch vorläufig in den Hintergrund gedrängt sehen.

Die Unechtheit der Pauliniſchen Hauptbriefe.

Von Dr. G. Schläger (Celle).

II.

Diese und ähnliche Fragen, die man stellen muß, wenn man den Brief als wirklichen „Brief“ verstehen will, sind bei Annahme der Echtheit nur schwer zu beantworten. Sie brauchen aber nicht aus der Wirklichkeit des Lebens heraus beantwortet zu werden, wenn man in der Briefform eben nur eine schriftstellerische Form sieht, die eine lebensvolle Wirklichkeit in schwachen Umrissen anzudeuten sucht.

Gehen wir nun auf den Inhalt selbst etwas näher ein. Wir finden ein reich entwickeltes theologisches Denken. Es weht eine ganz andere Luft als in den Evangelien. Wir verspüren nicht eine schlichte, jüdisch gefärbte Frömmigkeit, sondern werden überschüttet mit einer Fülle dogmatischer Begriffe. Gerechtigkeit aus Glauben und aus des Gesetzes Werk, Sündigen ohne Gesetz und im Gesetz, Erlösung, Getauftwerden in Christus, Leben nach dem Fleisch und nach dem Geist — davon wird geredet, als ob es schon längst bekannte Begriffe seien. Judenthum wird aufs Schärfste bekämpft. Nun erklärt man diese von der schlichten Art der urchristlichen Frömmigkeit so ganz abweichende Gedankenwelt aus der Originalität des Apostels Paulus. Aber es ist psychologisch doch kaum zu verstehen, daß der Pharisäer Paulus, der durch das Ereigniß bei Damaskus aus einem eifrigen Verfolger des neuen Glaubens zu dessen eifrigem Verkünder geworden war, eine so durchgreifende Umbildung der gesammten religiösen Gedankenwelt vorgenommen hätte, wie sie seine Briefe im Verhältniß zum Glauben der ersten Jünger zeigen. Es ist doch an und für sich nicht wahrscheinlich, daß Jemand, der einer schon bestehenden religiösen Gemeinschaft, einer neuen Lehre sich erst spät anschließt, diese Richtung nun gleich ganz und gar umbiegt. Es ist kaum denkbar, daß dieser ehrliche Eiferer für Israels Gott, für Israels Gesetz, Sitten und Gebräuche so schnell, nachdem er das Aergerniß des Kreuzes überwunden und sich dem neuen Glauben angeschlossen hatte, nun auch gleich als Reformator in diesem eben angenommenen Glauben aufgetreten sei und ebenso radical das verworfen habe, was er bisher mit glühendem Eifer vertheidigt hatte, und woran doch zum großen Theile die meisten Anhänger der neuen Lehre auch noch festhielten. Gewiß können solche vollständigen Umwerthungen vorkommen, aber sich neu bildende, in Entwicklung begriffene Gemeinschaften vertragen doch nicht solch jähen sprunghaften Wechsel und verehren nicht gleich den Neuling und Umstürzer als Autorität. In unserm Falle kommt dann noch hinzu, daß die Apostelgeschichte uns ein ganz anderes Bild von Paulus liefert als die Briefe. Da ist er gar nicht von vornherein der Apostel der Heiden, sondern er wendet sich mit seiner Predigt zunächst an die Juden, was doch auch für die aus jüdischen Kreisen hervorgegangene religiöse Bewegung das Natürliche und Naheliegende ist, und geht erst später in Unmuth über seine Mißerfolge bei ihnen zu den Heiden (Apgesch. 13, 46). In der Apostelgeschichte erscheint Paulus als Wanderprediger und Missionar der neuen Lehre, deren Neuheit in der Predigt besteht, daß Jesus der Christus ist (17, 3; 18, 28 und öfters). Aber die Lehre der Briefe bewegt sich auf einem ganz anderen Niveau, stellt viel höhere Anforderungen an die Fassungskraft der Leser als jene schlichte Predigt. Nun ist ja gewiß auch die Apostelgeschichte keine geschichtlich zuverlässige Quelle, aber gegen früher hat sich ihr Werth als solcher doch gehoben, und keinenfalls darf man das von ihr gelieferte Bild des Apostels ganz übersehen oder beiseite schieben.

Der Abstand zwischen der religiösen Gedankenwelt der Briefe und dem, was wir als Glauben der ersten Jünger kennen, erklärt sich viel besser durch die Annahme, daß ein Christ der späteren Zeit die reich entwickelten Anschauungen

Digitized by Google

seiner Zeit als die von Alters her giltigen durch die Autorität des Paulus vertreten sein läßt, als daß das Pauliniſche Syſtem wie die Athene plötzlich aus dem Haupte des einzigen, originalen und geiſtesgewaltigen Paulus entſprungen ſei. Immer wieder betonen die Vertreter der neuen Kritik, daß Zeit, viel Zeit nach dem Auftreten der erſten Jünger vergehen mußte, ehe eine neue Richtung mit dieſem Gedankeninhalt auftreten konnte. Viele übereinſtimmende Züge im Pauliniſmus und im Gnoſticiſmus ſind vorhanden. Beide Richtungen athmen denſelben Geiſt, reden eine ähnliche Sprache. Schon 1870 ſchrieb Hilgenfeld: wir haben ſchon bei Paulus einen guten Theil des Materials zuſammen, welches der Gnoſticiſmus für ſeine Weltanſchauung gebraucht, wie auch Harnack ſagt, daß die meiſten gnoſtiſchen Unterſuchungen zu Stande gekommen ſind unter Benutzung Pauliniſcher Ideen. Berühren ſich ſo die Pauliniſchen Briefe inhaltlich mit der Gedankenwelt und der Ausdrucksweiſe des Gnoſticiſmus, dann liegt es nahe, ſie auch zeitlich an die Periode des Gnoſticiſmus, alſo etwa ans Jahr 120, heranzurücken.

Wir gehen auf die einzelnen Punkte des theologiſchen Syſtems nicht ein und ſtellen im Folgenden allerlei Anzeichen zuſammen, die die ſpätere Abfaſſung der Briefe doch verrathen. Welche Gemeindeverhältniſſe ſetzen die Briefe voraus? Die Gemeinde zu Rom beſteht ſchon ſo lange, daß ihr Glaube „in der ganzen Welt“ bekannt geworden iſt (1, 8); die Zeit, da der Pauliniſche Glaube von den Leſern angenommen wurde, liegt ſchon weit zurück, denn das Heil iſt jetzt näher, „denn da wir gläubig wurden“ (13, 11). Das Chriſtenthum muß ſchon weit verbreitet ſein; denn der erſte Brief an die Korinther iſt auch adreſſirt „an Alle, welche anrufen den Namen unſers Herrn Jeſus Chriſtus an jedem Orte“. Es giebt ſchon verſchiedene Lehrformen des Chriſtenthums: die Leſer ſind gehorſam geworden dem Vorbilde, nach dem Urtext: dem Typus der Lehre, welchem ſie ergeben ſind (Röm. 6, 17). Paulus lobt die Korinther (11, 1): weil Ihr in allen Stücken meiner gedenkt und, wie ich Euch die Ueberlieferungen übergeben habe, ſie feſthaltet. Die Leſer des Römerbriefs haben eine Anzahl Ermahnungen nöthig, die den Eindruck machen, als wären ſie für eine ſchon lange beſtehende Gemeinde beſtimmt, Cap. 12—14. Es giebt ſchon eine Reihe von Aemtern, es giebt Propheten, Diaconen, Lehrer, vermahnende, austheilende Brüder, Vorſteher, Barmherzige, und es ſcheint nöthig, daß Jeder daran erinnert wird, woran er ſich zu halten hat. Der Prophet muß in den Grenzen des angenommen Glaubens bleiben, er muß weisſagen „nach Analogie des Glaubens“ (12, 4—8). Aber trotz aller Ermahnungen erhalten die Brüder doch das Lob, daß ſie voll guter Geſinnung ſind, erfüllt mit aller Erkenntniß (15, 14), und wenn der Apoſtel kommen will, der Gemeinde „eine geiſtliche Gabe“ zu bringen, ſo will er doch auch geſtärkt werden „durch euren und meinen Glauben“ (1, 11—12). Die Gemeinde ſteht alſo eigentlich auf der Höhe. Man darf daher wohl ſagen, daß der Briefſchreiber ſie durch die Brille der Bewunderung der guten alten Zeit anſieht. Genau derſelbe Sachverhalt liegt im erſten Korintherbrief vor. Auch da heißt es (1, 4—7): ich danke ..., daß ihr ſeid durch ihn an allen Stücken reich gemacht, an aller Lehre und in aller Erkenntniß, alſo daß ihr keinen Mangel habt an irgend einer Gabe. Wie aber reimt ſich mit dieſem Lob, daß er zu den Korinthern nicht reden kann als zu Geiſtlichen, ſondern als zu Fleiſchlichen, die da fleiſchlich ſind und wandeln nach menſchlicher Weiſe (3, 1—3)? Beſtand wirklich eine Beziehung zwiſchen dem Verfaſſer und den Leſern, kannte er ſie von perſönlicher Anweſenheit her, wie es bei den Korinthern der Fall war, dann hätte er nicht ſo übertriebenes Lob geſpendet und daneben doch ſo viel Ermahnungen gegeben. Verſtändlich wird dieſe Schriftſtellerei, wenn ein Späterer für ſeine Zeit ſchreibend eine Epiſtel an eine Gemeinde richtet, die im Helldunkel bald als ideale Gemeinde auftaucht, bald wiederum als eine irrende mangelhafte Gemeinſchaft auch ihrerſeits ſchon ſich vom Apoſtel Paulus Allerlei hatte ſagen laſſen müſſen. — Auf eine ſpätere Zeit weiſen auch die Anſpielungen auf blutige Verfolgungen, die die Gläubigen ſchon in weitem Umkreis erlitten haben. Sie ſollen in Trübſal geduldig ſein und ſegnen, die ſie verfolgen, Röm. 12, 12—14. Die Chriſten überall erleben trübe Tage: wir rühmen uns auch der Trübſale, 5, 3. Sie können reden von den Leiden dieſer Zeit, die der zukünftigen Herrlichkeit nicht werth ſind, 8, 18. Ihnen drohen: Trübſal oder Angſt oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert, wie geſchrieben ſtehet: um Deinetwillen werden wir getödtet den ganzen Tag, wir ſind geachtet wie Schlachtſchafe, 8, 35—36. Aber vor Nero treffen wir keine Spur einer derartigen Verfolgung in Rom, und was in der Hinſicht nach dem großen Brande von 64 geſchehen ſein ſoll, trägt nicht den Charakter einer allgemeinen Chriſtenverfolgung und könnte überdies ja auch nicht der Anlaß ſein zu dem, was Paulus fünf Jahre früher geſchrieben hatte. Der Verfaſſer des Römerbriefs muß alſo zu ſpäteren Zeiten gelebt haben, wo die Chriſten ſchon verfolgt waren.

Die für ſich abgeſchloſſenen Capitel Röm. 9—11 beſchäftigen ſich mit der für die frommen Gemüther der Chriſten räthſelhaften Thatſache, daß die Juden, Gottes auserwähltes Volk, dem Chriſtenthum ferngeblieben ſind. Der Verfaſſer ſucht dieſen Umſtand aus der providentiellen Abſicht Gottes zu erklären, daß „Blindheit Israel zum Theil widerfahren iſt, bis die Fülle der Heiden eingegangen ſei“, 11, 25. Die Beantwortung der Frage kümmert uns hier nicht, wohl aber die Thatſache, daß man ſich mit der Frage überhaupt beſchäftigt. Sie konnte doch erſt geſtellt werden, wenn thatſächlich Israel außerhalb des Chriſtenthums ſtand. Dann mußte aber das Evangelium ſchon in weitem Umkreis verkündigt ſein, auch den Juden in der Diaspora, wie ja Röm. 10, 18 die Frage: Haben ſie nicht gehört? mit dem Pſalmcitat beantwortet: wohl, es iſt ja in alle Lande ausgegangen ihr Schall und in alle Welt ihre Worte. Die Miſſion außerhalb Paläſtinas war aber zur Zeit des Paulus eben erſt in vollem Gange. Israel, wenigſtens Israel in der Zerſtreuung, hatte noch nicht an allen Orten Gelegenheit gehabt, das Evangelium kennen zu lernen. Es hatte ſich noch nichts ereignet, was zu der Annahme berechtigte, daß dies Volk als ausgeſchloſſen betrachtet werden mußte, als abgehauen von dem Stamm, als von Gott verworfen, 11, 17—21, nichts, worin man eine Offenbarung der „Strenge Gottes“ ſehen konnte, nichts, warum die Juden ſchon „gefallen“ genannt werden konnten, 11, 22. Dazu war mindeſtens Jeruſalems Fall im Jahre 70 nöthig, das erſte große Ereigniß nach Jeſu Tode, worin die Chriſten ein Strafgericht ſehen konnten. Aber zu des Paulus Zeiten war das Bedauern um die Verwerfung Israels eine „unzeitgemäße Betrachtung“. Zeitgemäß wurde ſie eben erſt in beträchtlich ſpäterer Zeit. — Eine Stelle, die, mit Stecks Worten zu reden, es geradezu herausſchreit, daß ſie Verhältniſſe einer ſpäteren Zeit vorausſetzt, und bei der man ſich nur wundern muß, daß ſie nicht ſchon viel mehr aufgefallen iſt als es der Fall war, iſt 1. Kor. 15, 29. Es wird der Brauch erwähnt, daß man ſich für Tote taufen laſſe. Dieſe Sitte wird aber erſt für das zweite Jahrhundert bei den Marcioniten und Kerinthianern bezeugt. Ihr Beſtehen ſchon zur Zeit des Paulus iſt ſo unwahrſcheinlich, daß man die verſchiedenſten Deutungen verſucht hat, um den einfachen Sinn der Worte hinwegzukommen. Auch hat man vorgeſchlagen, den Vers 29 als ſpäteren Einſchub zu ſtreichen. Das iſt eine recht bequeme und willkürliche Art, der Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen. Halten wir uns an den überlieferten Text, ſo haben wir eben ein deutliches Anzeichen für die Abfaſſung des Briefes in einer ſpäteren Zeit. Der Verfaſſer begeht einen Anachronismus

Digitized by Google

und nimmt die ihm bekannte Sitte seiner Zeit als auch schon in der apostolischen Zeit des Christenthums vorhanden an.

Gegen die Bestreiter der Echtheit wendet man häufig ein, daß die Briefe ein unnachahmliches persönliches Gepräge trügen; man verspüre den frisch pulsirenden Herzschlag einer eigenartigen kraftvollen Persönlichkeit. Wir wollen einige Züge dieser „Persönlichkeit" im Folgenden etwas schärfer hervortreten lassen, als gewöhnlich geschieht.

Jedenfalls redet in den Briefen eine ihrer selbst gar wohl bewußte Autorität. Paulus selbst hat das Gefühl seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Besonders als „Heidenapostel" berufen (Röm. 1, 5), ist er ein Schuldner der Griechen und Barbaren, der Weisen und Unweisen (1, 15). Er weiß, daß er sein soll „ein Diener Christi unter den Heiden, priesterlich zu warten des Evangeliums Gottes, auf daß die Heiden ein Opfer werden, Gott angenehm, geheiliget durch den heiligen Geist" (15, 16). Er sagt von sich, daß er durch Kraft der Zeichen und Wunder und durch Kraft des Geistes Gottes von Jerusalem an und umher bis an Illyrien Alles mit dem Evangelium Christi erfüllet hat (15, 19). Nun hat er keinen Raum mehr in diesen Ländern (15, 23). Ist das nicht greifbare Uebertreibung, die den Einfluß der dichtenden Phantasie einer späteren Zeit verräth, die voll Bewunderung auf die Wirksamkeit des eifrigen Heidenapostels hinschaut? Ist es nicht sittlich bedenklicher Selbstruhm, übertriebene Selbsteinschätzung, wenn Paulus schreibt: Grüßet die Priscilla und den Aquila, welche haben für mein Leben ihren Hals dargegeben, welchen nicht allein ich danke, sondern alle Gemeinden unter den Heiden (16, 3—4)? So schreibt nicht eine lebendige, wirkende Person, sie müßte sonst sehr eingebildet auf ihre Bedeutung sein, sondern so bringt ein Späterer seine Verehrung für den großen Meister zum Ausdruck, dem die Gemeinden der Heiden dankbar waren oder dankbar sein sollten. Soll der Wanderprediger Paulus mit Wahrhaftigkeit haben sagen können: Ich werde täglich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden (2. Kor. 11, 28)? Ist es unter concreten geschichtlichen Verhältnissen denkbar, daß Paulus einen Gruß bestellt: es grüßen euch alle Gemeinden Christi (Röm. 16, 16)?

Welch hohes Selbstgefühl spricht aus der Mahnung: Seid meine Nachfolger (1. Kor. 4, 16) und: seid meine Nachfolger gleichwie ich Christi (11, 1), ferner aus den Worten: Daß Timotheus euch erinnere an meine Wege, die in Christo sind (1. Kor. 4, 17). Er tritt den Gemeinden gegenüber als unbedingte Autorität auf: gleichwie ich an allen Enden in allen Gemeinden lehre (1. Kor. 4, 17); so ordne ichs in allen Gemeinden an (7, 17); das Andre will ich ordnen, wenn ich komme (11, 34); wie ich den Gemeinden in Galatien angeordnet habe, also thut auch ihr (16, 1).

Es ist ja möglich, daß der Apostel Paulus so selbstbewußt an die Gemeinde geschrieben hat. Aber solch gebietenden Ton anzuschlagen, kam ihm doch eigentlich nicht zu und war doch auch unvorsichtig, weil er dadurch ja gerade leicht den Widerspruch selbstständiger Naturen in der Gemeinde hervorrufen konnte.

Der energische hierarchische Ton läßt sich doch weit besser erklären, wenn ein Späterer unter der Autorität des Stifters und Patrons der christlichen Gemeinden schrieb. Es verräth schon die werdende katholische Kirche, daß die Gleichmäßigkeit, die Uniformität der Anordnungen in allen Gemeinden so häufig betont wird.

Durch einige Stellen im ersten Brief an die Korinther schimmert durch, daß das Leben des Apostels schon wie ein abgeschlossenes Ganzes zurückliegt. Gott hat „uns die Apostel" — also einen festbegrenzten Kreis — für die Allergeringsten dargestellt, als dem Tode übergeben. Denn wir sind ein Schauspiel worden der Welt und den Engeln und den Menschen (1. Kor. 4, 9). Wir sind stets als ein Fluch der Welt und ein Fegopfer aller Leute (4, 13). Von solchem „Schauspiel für die Welt" konnte der historische Paulus ums Jahr 60 doch wohl noch nicht gut reden; die Schilderung läßt an Märtyrer denken, die für ihren Glauben vielerlei, sogar den Tod erlitten haben. Die Legende bemächtigte sich auch der mancherlei Unbill, die Paulus auf seinen Missionsreisen erlitten haben mochte, vergrößerte und steigerte sie, damit die Christen in Zeiten der Verfolgung an dem Vorbild des großen Apostels sich in Geduld und Tapferkeit stärken konnten. So finden wir häufig Aufzählungen seiner Leiden. Es heißt 1. Kor. 4, 11: bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst und sind nackt und werden geschlagen und haben keine gewisse Stätte; 1. Kor. 6, 4: in allen Dingen beweisen wir uns als die Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten; 2. Kor. 11, 24: von den Juden erhielt ich fünfmal vierzig Geißelhiebe weniger einen. Dreimal wurde ich mit Ruthen geschlagen, einmal gesteinigt, dreimal litt ich Schiffbruch, einen vollen Tag habe ich auf der Fluth zugebracht; durch Reisen vielfach, durch Gefahren von Flüssen, durch Gefahren von Räubern, durch Gefahren von stammverwandter, durch Gefahren von heidnischer Seite, durch Gefahren in der Stadt, durch Gefahren in der Einöde, durch Gefahren auf dem Meere, durch Gefahren unter falschen Brüdern, durch Mühsal und Beschwerde, in Nachtwachen vielfach, in Hunger und Durst, in Fasten vielfach, in Kälte und Blöße. Ja, man wußte sogar zu erzählen, daß er in Ephesus mit wilden Thieren gekämpft habe (1. Kor. 15, 32).

Man kann schon einen Rückblick auf den Erfolg der Missionsthätigkeit werfen. Paulus, dem Christus nach seiner Auferstehung als „dem Letzten von Allen," als „dem Geringsten unter den Aposteln" erschienen ist, hat „viel mehr gearbeitet denn sie Alle" (1. Kor. 15, 8—10). Er, der den Juden ein Jude, den Gesetzesfreien ein Gesetzesfreier, den Schwachen ein Schwacher geworden ist, kann mit dem Worte auftreten: Allen bin ich Alles geworden (1. Kor. 9, 20—23). Er kann sagen, daß er „in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt hat" (2. Kor. 1, 12). Er steht in nichts den „übergroßen Aposteln" nach, und im Streite um sein Apostelamt beruft er sich auf des Apostels Zeichen, die geschehen sind mit aller Geduld, mit Zeichen und mit Wundern und mit Thaten (2 Kor. 12, 11—12), wie auch Röm. 16, 19 von „Kraft der Zeichen und Wunder" die Rede ist. Um ein wahrhaft menschliches Lebensbild des Apostels zu erhalten, hat man wohl diese Verse mit den Zeichen und Wundern als unecht, als spätere Einschübe in den Text erklärt. Aber das ist eine recht willkürliche, aus dogmatischen Rücksichten vorgenommene Operation. Und was ist schließlich damit gewonnen, wenn wir auf die gesammte Höhenlage achten, auf der der Apostel sich bewegt. Er erscheint doch als eine über menschliches Maß hinausgehobene Idealgestalt, in der Verklärung, wie ihn eine spätere Generation ansah. Neben Allem, was wir schon erwähnten, ist für diese Idealisirung und Steigerung besonders charakteristisch, was wir 1. Kor. 5, 3 f. lesen: Ich zwar, als der ich mit dem Leibe nicht da bin, doch mit dem Geist gegenwärtig, habe schon als gegenwärtig beschlossen über den, der solches gethan hat: in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, wenn ihr versammelt seid und mein Geist, mit der Kraft unsers Herrn Jesu Christi ihn zu übergeben dem Satan. Bruno Bauer schreibt dazu: „Wie gefährlich wäre das Wagestück gewesen, wenn es der Apostel wirklich gewagt hätte, nicht nur sogleich zum äußersten Mittel zu greifen und auf das bloße Gerede der Leute hin einen höchsten Gerichtstag zu halten, sondern auch sich ohne Weiteres darauf zu verlassen, daß er eine Gemeinde, die seine Autorität nicht unbedingt anerkannte, von der sogar ein großer Theil in offenem Aufstande sich gegen ihn befand, sogleich zur Zustimmung zu seiner Meinung bringen würde. Allein die Gefahr verschwindet für den Apostel, da sein Name nur der hierarchischen Fiction dient. Nur der fingirte

Digitized by Google

Paulus, nur eine imaginäre Person war im Stande, ein so colossales Strafwunder zu dictiren — einem wirklichen Menschen im Verhältniß und Kampf mit seines Gleichen ist dies abenteuerliche „Bewußtsein der Wundermacht", welches die Apologeten auf Grund dieser Stelle, deren Paulinischen Ursprung sie vielmehr erst beweisen müßten, dem Paulus und seinen apostolischen Mitarbeitern zuschreiben, nicht gegeben." Erwägt man alle von uns angeführten Stellen, dann kann man sich schwerlich dem Eindruck verschließen, daß hier nicht ein Mann von Fleisch und Blut, der Zeltweber und Wanderprediger aus Tarsus das Wort führt, sondern daß unter dieser im Allgemeinen ja ganz gut aufgesetzten Maske eine von der frommen Verehrung verklärte idealisirte Autorität ihre Rolle spielt, ein solcher Apostel Paulus, wie er in der frommen Phantasie einer späteren Generation lebte.

Damit haben wir im Wesentlichen, ohne Einzelheiten theologischer Gelehrsamkeit anzuführen, dargelegt, wie eine radicale Kritik zur Verwerfung der gesammten paulinischen Briefliteratur kommt. Wer zum ersten Mal von diesen Ansichten hört, ist wohl zunächst starr vor Erstaunen, daß man sich von einer Jahrhunderte lang gehegten kirchlichen und auch wissenschaftlichen Tradition lossagt. Aber hoffentlich haben die vorstehenden Ausführungen denn doch in etwas das Verständniß dafür erschlossen, auf welche Gründe und Erwägungen gestützt man die Unechtheit auch der Hauptbriefe behauptet. Selbstverständlich muß die radicale Kritik auch positiv die Beantwortung von Fragen versuchen, von wem denn nun, wann und wo die Briefe verfaßt seien. Aber es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß die positiven Angaben über Verfasser, Entstehungszeit und -ort nur allgemein gehaltene Vermuthungen sein können. Man nimmt etwa an, daß die Briefe in dem Zeitraum von 120—150 als das Werk einer theologischen Schule, einer bestimmten Richtung im Schooße der werdenden katholischen Kirche veröffentlicht worden sind, vielleicht in Syrien, der Wiege der christlichen Gnosis, vielleicht in Rom. Im Einzelnen ist natürlich noch vieles strittig, wie ja überhaupt manche Frage, wie immer bei unechten Briefen, nie genau zu beantworten sein wird. Wenn aber erst eine größere Zahl von Gelehrten unter dem neuen Gesichtswinkel die älteste Geschichte des Christenthums durchforscht, wird gewiß mancher dunkle Punkt noch mehr erhellt werden. Der Streit um die Richtigkeit der neuen Anschauungen muß von den Fachleuten auf dem Felde der Wissenschaft geführt werden. Aber auch der interessirte Laie darf zum Mindesten von der Existenz dieses Kampfes wissen und kann auch im Allgemeinen die Positionen der Angreifer kennen lernen und beurtheilen. Dazu wollte der Aufsatz ihm ein Führer sein.

Was ist Architektur?

Von Jos. Aug. Lux (Dresden).

I.

Die Wenigsten wissens. Wenn man einen Styl-Architekten fragt, so wird er etwas von Monumentalität reden. Bitte, was verstehen Sie unter Monumentalität? In die Enge getrieben, wird der Styl-Architekt auf das Beispiel der alten Baustyle hinweisen. Wenn dieser Styl-Architekt zufällig modernisirt ist, so wird er sich beeilen, hinzuzufügen, daß er nicht die Nachahmung der alten Baustyle im Sinne habe, sondern, daß er das ruhmwürdige Beispiel abstract auffasse, im Sinne des architektonischen Princips der Charakterisirung nach der repräsentativen Seite, um je nach dem ideellen Zweck wuchtigen Ernst, Feierlichkeit oder Zierlichkeit auszudrücken, wofür die Architektur ihre allgemein giltige Formensprache, ihre Säulen und Profile ausgebildet und zur freien Verwendung überliefert hat. Hier ist vorläufig keine Offenbarung zu erwarten. Aber der Wißbegierige ist nicht so leicht entmuthigt. Ist das Kunstgewerbe Architektur? Diese verblüffend selbstverständliche Frage bereitet diesem Architekten sichtliches Unbehagen. Hm, ja, nein! Wie kommen Sie überhaupt auf die Frage? Sehen Sie, das Kunstgewerbe ist eine nothwendige, aber immerhin untergeordnete Ergänzung der Architektur, aber Architektur an sich ist sie natürlich noch lange nicht. Sie werden gleich den Unterschied merken, der das Kunstgewerbe von der Architektur trennt, wenn ich Ihnen sage, daß für das Kunstgewerbe die Grundsätze von Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit maßgebend sind. Das ist recht gut und schön und mit diesen Grundsätzen reicht ja das Kunstgewerbe für die kleinen Alltagsaufgaben ganz gut aus. Aber wenn es sich um die monumentalen Wirkungen handelt, um ideelle Forderungen, die über Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit weit hinausragen, dann muß das Kunstgewerbe versagen und das specifisch Architektonische tritt an seine Stelle. Die architektonische Disposition wird Selbstzweck. Die Selbstherrlichkeit der Architektur tritt in ihr Recht. Die Architektur an sich.

Hm! Die „Architektur an sich"! Die Architektur, die das Monumentale, Repräsentative, Feierliche für sich in Anspruch nimmt und die Forderungen der Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit allein dem niedrig geachteten Kunstgewerbe zuweist! Die Architektur als Specialistenthum des Monumentalen, Feierlichen, Repräsentativen! Dieses Jenseits der gemeinen Vernunft von Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit! Ich bin ganz fest überzeugt, daß wir nur deßhalb keine lebendige volksthümliche Architektur haben, weil wir eine solche „Architektur an sich" haben. Sehen Sie sich doch unsere modernen Städte, die Straßen und Plätze und die einzelnen Gebäude darin ein Wenig genauer an, wenn Sie es vermögen, Ihren begreiflichen Widerwillen und Ihre Gleichgiltigkeit zu überwinden. Ich begreife es, Sie sehen sich lieber ein neugebautes Automobil oder ein elegantes Ruderboot an, aber bitte, thun Sie mir diesmal den Gefallen. Vielleicht ist die Hoffnung nicht ganz vergeblich, daß wir auch unsere Architektur auf die ästhetische Höhe unserer eleganten Ruderboote und unserer modernen Fahrzeuge bringen. Ich glaube sogar, es muß unter allen Umständen dahin kommen, wenn wir wieder eine lebendige Kunst haben wollen und wenn die Architektur über den todten Punkt, auf dem sie verharrt, hinausgebracht werden soll. Sehen Sie sich also diese Häuser und ihre Fassaden an. An jeder Miethskaserne haben Sie Architektur an sich. An allen Fassaden finden Sie die mehr oder minder verballhornte architektonische Formensprache, damit die Architekten Monumentalität oder wuchtigen Ernst oder würdige Heiterkeit auszudrücken vermeinen. Es ist überall das gleiche Bild. Im Inneren der Häuser, im Grundriß, im Stadtbauplan ein mehr oder weniger geistloses Schema, die Schablone und an der Außenseite ein pseudoarchitektonischer Ueberguß nach mehr oder weniger mißbrauchten akademischen Recepten. Sie können mir mit einigem Recht einwenden, wenn es auch im Allgemeinen noch schlimm steht, so sind doch da und dort anerkennenswerthe Versuche zu sehen, die auf eine bessere Zukunft hoffen lassen. Trotzdem gebe ich den Styl-Architekten die Schuld, daß wir keine eigentliche Architektur mehr haben und gerade die Tüchtigen unter diesen sind die gefährlichsten, denn die sorgen dafür, daß der akademische Architekturbegriff, der nicht zum Leben befähigt ist, nicht aussterben kann. Die Hoffnung auf eine wirkliche baukünstlerische Zukunft ist erst dann begründet, wenn die Architekten sich ernstlich Mühe geben, den Akademiker zu verstecken. Sonst ist diesem Geschlecht wenig zu helfen. Es ist größtentheils in der Anschauung befangen, daß Architektur in der Anwendung von Stylmotiven bestehe. Diejenigen unter ihnen, die einen Schuß Modernität haben, copiren zwar nicht mehr die alten Stylmotive, sondern verändern sie, setzen neue an

Digitized by Google

ihre Stelle, die häufig nur eine willkürliche Ableitung der alten Motive sind und im Uebrigen behalten sie die Anwendungsart im Sinne der abgezogenen Architekturbegriffe von Monumentalität und ähnlichen Abstractionen. Es hilft nichts, daß neuer Wein in die alten Schläuche gefüllt wird. Das geistige Bild ist unschwer zu erkennen, aus dem die starren Architekturschemen abgezogen sind, in die unsere neuen Baustoffe, unsere neuen Bedürfnisse hineingezwängt werden. Für diese Auffassung ist der Ausgangspunkt nicht die Besonderheit des Lebens und seiner Bedürfnisse, sondern der abgeleitete blinde Architekturbegriff, die architektonische Formensprache, die ihm als das einzig Verbindliche erscheint. Nur zögernd wagt die Architektur, die Consequenz aus der veränderten Lage der Dinge zu ziehen. Wenn eine Brücke zu bauen ist, so zwingen zwar die Umstände, einen modernen Baustoff, wie etwa Betoneisen zu verwenden, wobei indessen nicht der Architekt die Brücke baut, sondern der Ingenieur, der sie berechnet hat; aber der Architekt wird seinen ganzen Einfluß aufbieten, der schlanken Betoneisenbrücke eine Steinmaske umzuhängen, was den Anschein erweckt, als habe der Architekt einen massiven Steinbau hergestellt. Wenn er eine Kirche oder ein Rathhaus zu bauen hat, dann schweben ihm zuerst die sculptirten Steinconstructionen gothischer Rathhäuser und Kirchen im gespenstigen Umriß vor, obzwar er genau wissen müßte, daß seine Aufgaben mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu ganz anderen Ausdrucksformen drängen. Wenn er ein Gebäude für ein modernes Restaurant zu errichten hat und wenn er in den Geldmitteln nicht gar zu beschränkt ist, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er eine solche lächerliche Summe von architektonischer Monumentalität aufbringen wird, die schließlich lärmend und aufreizend wirken muß und nur Staunen und Kopfschütteln über die Maßlosigkeit erregt. Berlin giebt uns in dieser Beziehung gerade jetzt einige solcher Beispiele. Man muß sich fragen, was der Architekt, der eine Alltagsaufgabe, wie ein Wirthshaus, mit einer solchen unerhörten Verschwendung ausstattet, anfangen würde, wenn er etwa eine Kirche oder sonst ein hohes, feierlichen Zwecken gewidmetes Haus zu bauen und die entsprechende weitere Steigerung des Ausdruckes und der Monumentalität zu erzielen hätte. Hat schon die Maßlosigkeit der Architektur an solchen Restaurants eine abstumpfende Wirkung, um wie viel mehr muß sie abstumpfen, wenn er bei den höheren Aufgaben die Maßlosigkeit in Maßlose steigern muß. So ist die Architektur auf den Kopf gestellt. Sie trug eine fremde Auffassung in unser heutiges Gestaltungswesen herein, die unserem Empfinden und unseren Instincten genau so fremd ist, wie unserem Rechtsempfinden das uns aufgedrängte römische Recht. Architektur dieser Art steht im völligen Widerspruch zu dem, was das Leben und der Genius des Volkes fordert. Ob der Architekturbegriff aus monumentalen Werken der Antike, der Gothik oder palladianischen Schöpfungen abgezogen ist, er bleibt ein an sich völlig lebloses und blutleeres Schema, das niemals mit dem nationalen Leben zu einer organischen Einheit verwachsen kann, trotz der vereinzelten Versuche, in ornamentaler Hinsicht neuen Geist zu bethätigen. Diese Auffassung muß nothwendig dahin führen, daß das Kunstgewerbe nicht Architektur ist, und daß die Architektur an sich in mehr oder weniger akademischer Erstarrung von dem Blutumlauf des ewig neu bildenden fruchtbaren Lebens unberührt bleibt. Ebenso folgerichtig ist, daß dieses warme, pulsirende, ewig nach Nothwendigkeit, Zweckdienlichkeit und Sachlichkeit schaffende Leben, eine neue Architektur hervorbringt, die geistig verwandt mit den neuen Werthen ist, die sich in den ausgezeichneten Ergebnissen der heutigen Technik, des Verkehrs, des Kunstgewerbes und unseres vorurtheilslosen Denkens und Fühlens darstellen und keine Concession zu Gunsten irgend eines vorgefaßten Styles dulden. Das Glaubensbekenntniß der akademisch beschränkten und verknöcherten Architektur, deren erster Satz lautet: Im Anfang war die Architektur, ist ein Irrglaube, an den heute nur mehr die rückwärtsschauenden Architekten glauben. Dieser Glaube hätte eher noch Bestand, wenn die officielle Architektur ihren Ausgangspunkt bei den primitiven Ueberlieferungen des Volkes genommen hätte. Aber das künstlerische Vorbild, das heute vielfach noch den Architekten vorschwebt, ist nicht die natürliche, primitive, zweckmäßige und darin oft wahrhaft monumentale Schaffensweise des niederen Volkes, die uns in ihrem ganzen Umfang und in ihrer ganzen Tragweite gar nicht genügend bekannt ist, sondern der Ausgangspunkt unserer akademischen Architektur ist bis heute noch der officielle Ueberrest classischer Kunst, die Tempel, Kirchen und Paläste, als vereinzeltes Endergebniß der baukünstlerischen Kraft vergangener Geschlechter und Culturen, die Synthese der volksthümlichen Schaffenskraft, die es darin zu einem repräsentativen Symbol gebracht hat. Was also das Ende war, betrachtet die akademische Architektur als ihren Ausgangspunkt und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein solcher Art befangenes Schaffen nur Trugbilder hervorbringt und der Seele des heutigen Volkes völlig fernsteht. Nur der wissenschaftliche Betrieb unserer Erziehung hat es dahin gebracht, daß die Gebildeten der heutigen Zeit, nicht durch unmittelbare Anschauung und Empfindung, sondern durch reflexives Denken und geschichtliche Gleichnisse zu urtheilen vermögen und mit Begriffen operiren, die nicht aus der Erfahrung und dem Leben gewonnen, sondern im Wege der Bildungsschablone fix und fertig bezogen werden. Von diesen Gebildeten oder Verbildeten der heutigen Zeit fristet die akademische Architektur ihr Dasein. Mehr aber als eine historische Beispielsammlung und Belegmaterial für die kunstgeschichtliche Ueberlieferung kann die Durchschnittsbildung auch in der heutigen Architektur nicht sehen. Dagegen aber ergiebt sich bei richtigem Verständniß der Culturentwicklung ohne Weiteres die Thatsache, daß nicht, wie die Architekten meinen, die sogenannten niederen Künste, das Gewerbe und in seiner Veredlung das Kunstgewerbe aus der Architektur hervorgegangen sind, sondern daß umgekehrt die Architektur aus dem volksthümlichen Kunstgewerbe hervorgegangen ist. Die erhabensten Schöpfungen der Baukunst sind nichts weiter als die Steigerung des kunstgewerblichen Schaffens eines Volkes, hervorgegangen aus dem Drang, mit diesen Mitteln das Höchste darzustellen, wozu seine Macht und seine Gottesidee es befähigen. In diesem Sinne sagt Gottfried Semper, daß der Nileimer gleichsam wie im Embryo Alles darstellt, was die egyptischen Baustyle späterhin auszudrücken vermochten. Nicht die Architektur an sich war im Anfang, sondern die Nothdurft des Lebens, die dazu brachte, Felle zu gerben, Stoffe zu weben, Bäume zu fällen, Steine zu hauen, die Töpferscheibe zu drehen, den nothdürftigsten Hausrath herzustellen, Kleider, Waffen, Werkzeuge zu verfertigen. Aus dem Handwerk, wenn wir wollen aus dem Kunsthandwerk, ging die Architektur hervor, die sich stufenweise vervollkommnete, als die gewerbliche Grundlage vollkommener wurde. Die ersten Hausbauer oder Architekten waren die Zimmerer. Sie haben das Holzconstructionsprincip bis zur Vollendung herausgebildet und noch weit ins Mittelalter herein ist im Backsteinbau ihre tektonische Herrschaft zu spüren. Bis auf den heutigen Tag ist der Holzconstruction nichts gegeben worden, was sie nicht schon in geistvoller Durchbildung von Alters her besessen hat. Die ehrfurchterregenden mittelalterlichen Dome, Wunderwerke der Steinarchitektur, sind nicht von Architekten im akademischen Sinne, sondern von Steinarbeitern, Steinmetzen gebaut und durch ihre sinnvolle Bildnerkunst durchgebildet worden. Wer die Geschichte der Bauhütten einigermaßen auf ihren Ursprung hin verfolgt, wird zu jenen lombardischen Steinarbeitern gelangen, die als Handwerks- oder Arbeitsverbände ihre Kunst ausbildeten und weit über den Norden Europas hin verbreiteten. Aber auch hier, in den mittelalterlichen Städten war keineswegs der Dom die Architektur an sich, sondern die gesteigerte Anwendung

Digitized by Google

der Alltagsmittel im Dienste der Gottesidee und beruht vollends auf den gegebenen gewerblichen Voraussetzungen des Volkes.

Ein ungedruckter Brief Immanuel Kants.

Mitgetheilt aus dem Dresdener Archiv von Dr. Adolph Kohut (Berlin).

Wir wissen, daß Immanuel Kant im Jahre 1781 sein Hauptwerk: Die „Kritik der reinen Vernunft" veröffentlichte, dem in kurzen Zwischenräumen, nämlich zwei Jahre darauf, die „Prolegomena zu einer künftigen Methaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können", 1785 die „Grundlegung zur Methaphysik der Sitten", 1786 die „Methaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft", 1788 die „Kritik der praktischen Vernunft", 1790 die „Kritik der Urtheilskraft" und mehrere andere folgten. Man sollte denken, daß eine so umfassende, so gründliche und so viel Nachdenken und Zeit erfordernde Thätigkeit ihn völl in Anspruch genommen hätte, so daß ihm keine Muße mehr übrig geblieben wäre, noch einzelne Abhandlungen für Zeitungen und Zeitschriften zu verfassen. Und doch war dies der Fall. Er hegte nämlich eine besondere Vorliebe für die seit 1783 von F. Gedicke und J. E. Biester herausgegebene „Berlinische Monatsschrift" (Berlin bei Haude und Spener), schon aus dem Grunde, weil dieses Journal in durchaus freiheitlichem und freisinnigem Geist geleitet wurde, für Aufklärung, Duldung, Recht und Wahrheit begeistert eintrat und sich überdies in der damaligen Lesewelt einer beträchtlichen Verbreitung erfreute. So war er denn fleißiger Mitarbeiter der „Berlinischen Monatsschrift", und manche Abhandlung von ihm erschien darin.

Während wir jedoch fast alle Arbeiten, die Kant beispielshalber in Wielands „Deutschem Merkur" publicirte, kennen, und die meisten dieser Publicationen in der Gesammtausgabe seiner Werke Aufnahme fanden, sind die von ihm in der „Berlinischen Monatsschrift" veröffentlichten weniger benutzt worden. Eine Ausnahme davon machen die beiden Aufsätze: „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" — abgedruckt in der „Berlinischen Monatsschrift" (7. Bd., 1. Stück, Januar 1786) und „Was heißt sich im Denken orientiren" (8. Bd., 10. Stück, October 1786).

Ich bin nun in der Lage, hier das bisher ungedruckte, recht interessante Begleitschreiben Kants bei der Uebersendung der beiden Abhandlungen an J. E. Biester mittheilen zu können. Es befindet sich unter den Autographenschätzen der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden und zwar unter den Ebertiana (Vol. 3. R. 185) und wurde mir auf meinen Wunsch von dem Oberbibliothekar der genannten Bibliothek gütigst zur Verfügung gestellt. Diese Zuschrift hat folgenden Wortlaut:

„Inliegende Stücke überliefere ich, würdigster Freund, zum beliebigsten Gebrauch; gelegentlich wünsche ich wohl zu vernehmen, nicht sowohl was das Publicum davon beifallswürdig, sondern noch zu desideriren finden möchte. Denn in dergleichen Aufsätzen habe ich zwar mein Thema vollständig durchdacht, aber in der Ausführung habe ich immer mit einer gewissen Hinneigung zur Weitläufigkeit zu kämpfen, oder ich bin sozusagen durch die Menge der Dinge, die sich zur vollständigen Entwicklung darbieten, so beläftigt, daß über dem Weglassen manches Benöthigten die Vollendung der Idee, die ich doch in meiner Gewalt habe, zu fehlen scheint. Der Wink eines einsehenden und aufrichtigen Freundes kann hierbei nützlich werden. So möchte ich manchmal wohl wissen, welche Fragen das Publicum wohl am liebsten aufgelöset wissen möchte.

Nächstens werde ich in zwey von den bisherigen verschiedenen Felder ausschweifen, um den Geschmack des gemeinen Wesens zu erforschen. Da ich beständig über Ideen brüte, fehlts mir nicht an Vorrath, wohl aber an einem bestimmten Grunde der Auswahl, desgleichen an Zeit, mich abgebrochenen Beschäftigungen zu widmen, da ich mit einem ziemlich ausgedehnten Entwurfe, den ich gern vor dem herannahenden Unvermögen des Alters ausgeführt haben möchte, beschäftigt bin. Meine moralische Abhandlung war etwa 20 Tage vor Michaelis bei Grunert in Halle, aber er schrieb mir, daß er sie auf die Messe nicht fertig schaffen könnte, und so muß sie bis zu Ostern liegen bleiben, da ich dann von der Erlaubniß, die Sie mir gegeben, Gebrauch machen werde.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr ergebener

Königsberg, den 31. Dezember 1784. I. Kant.

* * *

Der hier mitgetheilte Brief Kants ist in mehr als einer Beziehung interessant und werthvoll. Wir erfahren daraus, daß der große Denker es nicht verschmähte, für das große gebildete Publicum zu schreiben, wiewohl er sich dessen bewußt war, daß es ihm leider nicht gegeben, so volksthümlich, lichtvoll und klar, wie z. B. Moses Mendelssohn zu schreiben, den er deßhalb wiederholt rühmt.

Wir entnehmen daraus aber auch, daß ihm nicht daran lag, nach dem wohlfeilen Beifall der Menge zu haschen und in vielgelesenen populären Zeitschriften sein Licht leuchten zu lassen, sondern daß er vor Allem darauf sah, Licht und Klarheit zu verbreiten und einen gewissen Contact zwischen sich und der Lesewelt herzustellen, um von seiner Studirstube aus die Bedürfnisse derselben kennen zu lernen. Man kann ferner gleichsam urkundlich dessen inne werden, wie sehr der kühne Philosoph mit den ihm fortwährend zuströmenden neuen Gedanken zu kämpfen hatte, so daß die Grundidee, über die er sich stets klar war, und die ihm immer vor Augen schwebte, in der literarisch-wissenschaftlichen Darstellung nicht immer mit jener Schärfe und jener Präcision hervortrat, die der Verfasser ihr so gern gegeben hätte.

Schließlich tritt auch hier die bescheidene und schlichte Art Kants zu Tage, indem er, nicht voreingenommen und von seiner Unfehlbarkeit nicht durchdrungen, gern die Winke und Rathschläge eines einsichtigen und aufrichtigen Freundes annahm, dankbar dafür war, wenn man ihn auf Dieses oder Jenes aufmerksam machte, und er sich über die herrschenden Ideen, die die Laienwelt beschäftigten, orientiren konnte.

Bemerkenswerth sind auch die hier gemachten vertraulichen Mittheilungen über die Arbeiten, mit denen Kant sich damals beschäftigte, und die Zukunftsentwürfe, die seine Zeit und sein Denken in Anspruch nahmen.

Obschon die Philosophie Kants damals bereits die ganze öffentliche Meinung Deutschlands und der gebildeten Welt beherrschte, und die Zeitungen und Zeitschriften zahlreiche Recensionen über seine Werke veröffentlichten, hat Biester die ihm, wie schon gesagt, Ende des Jahres 1784 eingesandten beiden Abhandlungen nicht, wie man doch hätte annehmen müssen, sogleich veröffentlicht, sondern die erste erst im Januar 1786, also ein volles Jahr später, und die zweite sogar erst nach $1^3/_4$ Jahren herausgegeben. Man lebte damals eben in keiner Zeit der krankhaft bewegten Actualität, und selbst europäische Berühmtheiten mußten es sich gefallen lassen, daß ihre literarischen Erzeugnisse verspätet das Licht der Druckerschwärze erblickten. Speciell Kant zeichnete sich durch die Tugenden der Geduld und des Wartens aus. Die Berühmtheiten der Gegenwart besitzen dieses Arkanum im Allgemeinen nur in spärlichen Dosen.

Digitized by Google

Bildwandel.

Nachgelassenes Gedicht von Wolfgang Kirchbach.

Körnerwurf sah ich gesäet
Auf dem weiten Ackergrunde,
Aus dem braunen Furchengrunde
Körnlein pickt ein Vöglein auf.

Grüne Keime sah ich sprießen
Aus der Erde lieblich drängend,
Schwer von Aehren niederhängend,
Wurden gelbe Halme draus.

Zwischen Halmen, zwischen Blumen,
Auf dem schmalen Raine schritt ich,
Aehren streifend, darin glitt ich
Bis zur Schulter hoch versteckt.

Doch gemäht nun sind die Saaten,
Auf dem hohen Erntewagen,
Auf den reichen Aehrenlagen
Ruht ein rosig Mägdelein.

Zwei Gedichte.

Von Leo Heller (Berlin).

Epitaph.

Wie ich mich mühte, nimmer war
Der Inschrift Sinn mir offenbar;
Es war ein einziges Wort zu lesen,
Es ist das Wort „beatus“ gewesen.
Und weiter konnte ich nichts erhaschen,
War alles vom Regen weggewaschen.

Beatus! — Es ist sonderbar,
Daß just dies Wort geblieben war,
Dies eine Wort voll zärtlichstem Segen.
Als hätten Schnee und Sturm und Regen
Verstanden, was dies Wort bedeutet
Und ihren Haß vorbeigeleitet — — —

Spuk.

Nacht ist es, und ich schaue
Ins Ferne, so weit ich kann.
Da drüben geht ins Graue
Ein alter Mann.

Ob er vom späten Schnitte
Im Felde, zur Heimath strebt?
Vor seinem dumpfen Schritte
Mein Herz erbebt.

Zwölf dröhnt es von dem Thurme,
Der Mann — — — Da schlägt im Nu,
Im mitternächtgen Sturme
Mein Fenster zu.

Kurzes Glück.

Novelle von Hans Bethge (Steglitz).

An einem Herbsttag, als die Ahornblätter in der Sonne wie Messing waren, sah ich Ebeth das erste Mal. Es war in einem Vergnügungsgarten vor den Thoren der Stadt. Sie fuhr mit einer Freundin auf einem von Glasbehängen überglitzerten Carousſel, zu dem eine Drehorgel spielte, in den Accorden der Melancholie. Die Mädchen aßen Schocolade, saßen lachend quer über glotzäugigen Holzpferden da, und an Ebeth floß ein weißes, welliges Kleid herunter. Sie wiegte sich sacht in den Hüften, zur Melodie des klagenden Walzers. Wie hell und lustig war ihr Lachen, wie weich war dieses Wiegen der Hüften, wie wallte das Kleid an ihren schlanken Gliedern hin! Nachher tanzten wir, bis in die Nacht. Ich fühlte sie kaum beim Tanz, sie tanzte nicht hüpfend, sondern schwebend, und man hatte das Empfinden, daß sie Einem zwischen den Armen zerrinnen könne wie ein Gebilde aus Nebel.

Als Ebeth das erste Mal zu mir kam, hatte sie weiße Schuhe an den Füßen, und unter dem Kinn trug sie eine blaßblaue Schleife aus Seide — aber das Blau ihrer Augen war viel seidiger, zarter und schimmernder. Wie sie die Arme um mich warf! Mir war, ich sollte in einer Wolke duftender Rosen untergehen. Wie sie dann zu mir sprach, gleich einem zwitschernden Vogel, der Lieder singt, von denen er nichts weiß. Ihre Lippen waren roth wie Blutstropfen und hatten einen sanften rhythmischen Schwung. Sie waren es besonders, die dem Gesicht jenen schwer zu beschreibenden Reiz verliehen, dem man nicht widerstehen konnte.

Ebeth! Wenn ich an das Jahr zurückdenke, das wir zusammen durchlebten, so ist mir, ich sähe in einen Sommergarten mit unzähligen Blüthen und Düften und mit Sonne, in der die Flügel schillernder Schmetterlinge gaukeln. Wenn ich an Dich denke, so ist mir als höre ich den warmen Sommerwind leise wehend über die Felder treiben, die roth sind von wucherndem Mohn, und ich vernehme das geheimnißvolle Schlürfen kleiner, lange vergangener Schritte.

Wenn Ebeth zu mir kam, war Jugend, Glück und Licht in meinem Zimmer. Bis in die Stunden des Nachmittags arbeitete sie in einem Bureau. Dann kam sie. Meist brachte sie Blumen mit, zumal gelbe Rosen, die sie abgöttisch liebte. In gewissen übermüthigen Launen war sie fähig, ihr ganzes Vermögen für diese Blüthen hinzugeben. Sie hatte gar keinen Begriff von der Bedeutung des Geldes. Was sie hatte, gab sie ohne Bedenken aus, auch für Fremde und selbst auf die Gefahr hin, daß sie selber dadurch in Verlegenheit kam. Zu Haus hatte sie Berge von Schocolade liegen, die sie an Kinder zu vertheilen pflegte. Ihr gutes Herz litt es nicht, daß ein armer Blinder oder Lahmer an ihr vorüberging, ohne daß sie ihm eine Gabe zusteckte.

Geradezu eine Leidenschaft aber waren die Käufe in den Blumenläden. Sie war unverbesserlich darin, und alles Ermahnen blieb fruchtlos. Wenn ich ihr Vorstellungen über ihren Leichtsinn machte, stand sie mit ihrem Kindergesicht da, sah mich schweigend an, und wenn ich geendet hatte, wußte ich, daß Alles an ihr vorübergerauscht war wie an einer Wand. Einmal, es war im Februar, schleppte sie ein Rosenbouquet von der Größe eines Wagenrades ins Haus. Sie sei sehr glücklich, sagte sie, sie möchte am Liebsten allen Menschen etwas Freundliches sagen, denn die Sonne sei so goldig um Alles draußen und man merke ganz deutlich, daß der Frühling in Kürze kommen müsse. Da habe sie sich nicht bezwingen können, sie habe den wundervollen Strauß, der ihr aus dem Schaufenster so verlockend entgegengelacht habe, ohne Besinnen gekauft. Sie rankte sich an mir auf wie eine Rebe und wühlte in meinem Haar. Als sie sich beruhigt hatte, sagte ich ihr wieder, wie gut und lieb, aber wie unvernünftig sie sei. Meine Rede wurde sehr inständig, und als ich am Schlusse sicher glaubte, diesmal Eindruck auf sie gemacht zu haben, sagte sie:

„O wie hübsch — die Sonne spielt auf Deinem Haar.“

Einmal, als mir besonders strenge und beinahe häßliche Ausdrücke von den Lippen geglitten waren, sprach sie nicht ein Wort, sondern lachte nur, nahm meinen Kopf in beide Hände und küßte mich.

So war Ebeth.

Ganz aus dem Häuschen gerieth sie, wenn sie schöne Kinder zu Gesicht bekam. Hier fand ihre Zärtlichkeit keine

Digitized by Google

Grenzen, und nicht selten machte sie auf der Straße Halt, um sich in den reizendsten Liebkosungen zu ergehen, wenn sie einem solchen anmuthigen Wesen begegnete. Kein Kinderwagen war vor ihr sicher, sie mußte erst hineingeschaut haben. Sie verstand es so vertraut mit Kindern zu verkehren, als hätte sie nie in ihrem Leben etwas Anderes gethan. Wenn sie ein Kind auf den Arm nahm, strahlte etwas Mütterlich-Heimliches aus ihrem Wesen. Sie hat mir auch oft gestanden, daß es ihr sehnlichstes Wünschen sei, solch ein Geschöpfchen ihr Eigen zu nennen, und ich weiß, daß ihr nicht selten vor stillem Neid die Thränen nahe waren, wenn sie eine junge Mutter mit ihrem Kinde an sich vorübergehen sah.

Für gewöhnlich freilich erinnerte sie nicht an eine Mutter. Sie war vielmehr wie ein Kind: unbedacht in Allem, was sie that, immer nur dem Andrang des Gefühls nachgebend und unfähig über den Tag hinaus zu denken, an dem sie lebte. Sie war von einer Offenherzigkeit, die erstaunlich war; von einer Ehrlichkeit im Gebrauch der Worte, die ich bewunderte. Nie hat sie mich belogen, nie ein Gefühl geheuchelt, das sie nicht hatte, nie hat sie mir etwas verborgen, was in ihr vorging. Wenn wir zusammen durch die Stadt gingen und einem Manne begegneten, dessen Gesicht ihr gefiel, sagte sie einfach, wenn er vorüber war: „Der war schön, findest Du nicht?“ Sie sagte es in einer Weise, daß es mich gar nicht verletzen konnte. Freilich, ich war immer erstaunt, so oft sie es sagte. Ich verstand ihren Geschmack nicht recht. Die Gesichter, die ihr gefielen, auch die weiblichen, hatten immer etwas Stumpfes, Geistloses, und zuweilen fand ich sie von einer bedenklichen sinnlichen Rohheit, so daß ich mich nicht enthalten konnte, Ebeth gelegentlich zu fragen: „Sehe ich denn auch so aus?“ „Nein,“ sagte sie und schmiegte sich an mich, „das ist ja gerade das Gute, daß Du nicht so aussiehst.“

Sie hatte viel Sinn für Toiletten. Sie kleidete sich immer nett, sauber und geschmackvoll. Meist in heiteren Farben. Sie bevorzugte weiß und blau. Einmal im Frühling hatte sie sich einen kostbaren großkrempigen Hut in diesen Farben hergestellt, der lange mein Entzücken war. Unter diesem Hute sah sie aus als wäre sie ein verirrtes Prinzeßchen aus dem Märchenwald. Ich fühlte, daß die Leute auf der Straße stille standen und ihr nachsahen, wenn sie plaudernd an meinem Arme hing.

Ihr Körper war so geschmeidig und wohlgeformt, daß die Kleider immer als etwas Herabrieselndes bei ihr erschienen. Als bade sie sich in den dünnen, gleitenden Wellen dieser Stoffe, die die schwebende Leichtigkeit ihres Ganges und den Liebreiz ihrer Bewegungen nur wenig behinderten.

Wenn wir ausgingen, gab es etwas, was wir aufs Peinlichste vermeiden mußten: nämlich einem Fuhrwerke zu begegnen, dessen Kutscher auf die Pferde einhieb. Wenn Ebeth sah, daß man ein Thier quälte, gerieth sie in eine heftige nervöse Aufregung, daß sie kaum mehr zu besänftigen war. Ich habe eine ganze Reihe von Scenen mit ihr durchgemacht, wo sie Fuhrleute zitternd mit den liebevollsten Worten zu bewegen suchte, von dem Aufpeitschen auf die Pferde abzulassen, und sie konnte so rührend bitten, daß ihr Bemühen zuweilen von Erfolg gekrönt war. Brutalere Burschen suchte sie durch Geld zu bestechen, und wenn Alles nichts fruchten wollte, die rohen Gemüther zu erweichen, so hatte sie in der schmerzlichen, zuweilen wahnsinnig gesteigerten Erregung, in der sie nicht mehr von sich selber wußte, Worte der Beleidigung für jene Gesellen bereit, die, wenn sie ihr gerichtlich zur Last gelegt worden wären, was natürlich nie geschah, ihr obendrein noch ärgerliche Strafen zugezogen hätten.

Das Ende solcher Scenen war immer, daß Ebeth körperlich auf das Jammervollste ermattet war, quälende Athemnoth bekam und mitunter noch stundenlang nachher von Schüttelfrosten heimgesucht wurde. Sie sah dann bleich aus wie eine Wand, und ich ängstigte mich sehr um sie, denn ich wußte, daß ihre Gesundheit nur zart und besonders das Herz nicht ganz intact sei. Darum gab ich mir alle Mühe, sie vor jenen Erregungen zu bewahren. Ich lag auf der Straße eigentlich immer auf der Lauer. Sobald ich bemerkte, daß man irgendwo in der Ferne auf ein Pferd einschlug, machte ich schnell unter irgend einem Vorwand Kehrt oder bog mit ihr in die nächste Seitenstraße ein. In den meisten Fällen freilich hatte sie die Quälerei schon eher als ich bemerkt, denn ihr Instinct war nach dieser Richtung erstaunlich entwickelt.

Ebeths Kränklichkeiten machten mir Sorge. Ich wußte, sie tanzte zu viel. Aber sie tanzte so leidenschaftlich gern, daß es unmöglich war, es ihr ganz zu verbieten. Es war ihr fast nothwendig wie Brod und Athmen. Es gehörte zu ihr und war im Grunde nichts Anderes als eine Variation ihres leichten, silbernen Lachens, das nicht zu beschreiben ist. Ich wehrte natürlich, so viel es ging. Nicht selten hörte sie auch auf mich. Einmal aber übernahm sie sich so, daß sie gezwungen wurde, das geliebte Vergnügen auf lange hinaus ganz zu meiden.

Es war ein Frühlingsabend, lau, müde machend und verworrene Wünsche bringend, die man nicht zu nennen weiß. Wir saßen, es war ein Sonntag, mit einer kleinen Gesellschaft Bekannter im Tanzsaal eines Vergnügungsgartens, nachdem wir Nachmittags in den Wäldern gewesen waren. Ebeth sprudelte über von Laune und Lustigkeit. Aber sie sah blasser aus als sonst. Unter ihren viel zu glänzenden Augen lagen dunkle Schatten. Sie hatte ein paar gelbe Rosen auf der Brust, zu denen sie sich öfter niederneigte, um den Duft einzusaugen. Sie tanzte unbändig und trällerte obendrein die Melodien mit. Ich bat sie, sich mehr zu schonen, aber sie lachte nur. Ich sah sie hinschweben durch die Reihen der Tanzenden, verlor mich in die heitere Grazie ihrer Bewegungen und dachte: Kind. Da sah ich, wie sie erschlaffte, taumelte und umfiel. Ich sprang auf, eilte hinüber, nahm sie auf den Arm und trug sie in ein Nebenzimmer. Sie war bewußtlos und bleich wie der Tod. Ihr Athem röchelte. Ich knöpfte ihr die Brust auf und besprengte sie mit kaltem Wasser. Allmälig kam sie wieder zu sich. Als sie die Augen aufschlug, sah sie mich groß an und erkannte mich.

„... zuviel gekanzt ...“ murmelte sie und schloß die Augen wieder.

„Ja,“ sagte ich.

„... nicht böse sein ...“ flüsterte sie nun, lächelte und griff nach meiner Hand.

Wie hätte ich ihr böse sein können? —

Zuweilen gingen wir ins Theater. Auch Concerte besuchten wir, und hier bewies sie ein auffallend feines Verständniß. Die Musik wirkte am nachdrücklichsten auf sie. Es konnte geschehen, daß sie nach einem Concert, von dem sie besonders heftig bewegt worden war, noch im Traum die Melodien zu singen versuchte, die sie am Abend gehört hatte. Wir sangen auch gemeinsam in den Wäldern. Denn wir gingen viel in die dunkeln, leise rauschenden Kiefern, die sich um die Stadt hinziehen. Wir ließen uns auf dem hohen Ufer des Flusses nieder, wo die wilden Enten fliegen, sahen über den Fluß in die Ebene, ließen unsere Augen den großen Kähnen folgen, die langsam stromabwärts trieben, und Ebeths Hand ruhte auf meiner Schulter. Traumhafte Stunden des Sonnenunterganges, wo seid Ihr?

Es war an einem Regentage im Herbst. Wir waren in meinem Zimmer, Ebeth lag müde und blaß auf dem Divan, und der Regen sickerte sanft an das Fenster, in eintöniger Melodie. Ich saß neben ihr, griff Accorde auf der Guitarre, dann sang ich ein kleines Lied, das sie sehr liebte:

Ueberm Berg,
Ueberm Berg gehn die stille Stern.
Mein Schatz is weit,
Weit fern überm Berg.

Digitized by Google

Falle zwei Rösle in mein Schooß,
Zwei Rösle: eins weiß, eins roth —
Weiß i net, lebt mei Schatz
Oder is er todt.

„Noch einmal," sagte sie, und ich sang es wiederum.

Da merkte ich, wie sie zu weinen anfing, erst kaum hörbar, dann heftiger. Plötzlich schlang sie die Arme um mich, zog mich an sich und drückte meinen Kopf unsinnig heftig an ihre Brust, während sie ganz vom Weinen durchschüttert war. Ich sagte nichts. Allmälig wurde sie ruhiger. Dann nahm sie auf einmal meine Hand, biß mit aller Kraft hinein, daß das Blut kam, und wollte sich todtlachen. Die Narbe dieser Wunde ist eine der wenigen Erinnerungen an Ebeth, die ich habe.

Einige Tage später war ein Sonnentag; dennoch sieht dieser Tag grau aus in meiner Erinnerung.

Sie kam des Nachmittags, Rosen in der Hand, und war wie immer. Nur etwas hutsamer schien sie und ein klein wenig ernster als sonst. Wir tranken Kaffee, plauderten, und Ebeth nähte etwas. Als dann das röthliche Licht der Abendsonne in den Gardinen hing, setzten wir uns ans Fenster und sahen den feinen, schnell dunkelnden Wolken über den Dächern zu. Ebeth saß auf meinem Schooß, und ihre Augen blickten schimmernd in die Ferne. Als ich genau in sie hineinsah, fand ich, daß doch etwas darin war, was ich noch nicht kannte. Wir schwiegen. Ein paar Mal war mir, als wolle sie etwas sagen. Endlich sprach sie, ohne mich anzusehen, während sie ein Haar von mir zwischen die Zähne nahm:

„Weißt Du, daß wir uns trennen werden?"

Ich fühlte einen Stich in der Brust, bezwang mich jedoch und fragte:

„Wie meinst Du das?"

„Frage nicht," sagte sie, „bist Du mir böse?"

„Nein," sagte ich, „Du darfst doch thun, was Du willst."

Wir waren wieder still. Die Zeit rann, als habe sie bleierne Gewichte an den Füßen. Endlich sagte Ebeth:

„Ich werde Dir öfter schreiben, — darf ich?"

„Gewiß," sagte ich und lächelte, „ich werde es immer gern sehen."

„Du bist gut," sagte sie.

Ich wurde mir auf einmal der süßen Last auf meinen Knien bewußt. Ich sollte sie nie mehr so bei mir haben?

„Komm, wir wollen in den Stadtpark gehen," sprach sie, „die Abendstunde ist so schön unter Bäumen. Willst Du?"

Ich nickte. Sie stand auf. Ich half ihr in das Jacket. Sie setzte den Hut auf, und ich band ihr den Schleier fest. Ehe wir das Zimmer verließen, schob sie den Schleier hoch und küßte mich. Es war das letzte Mal, daß sie es that.

Dann gingen wir in den Park, und sie hing an meinem Arm wie sonst. Sie plauderte vom Meere, wo ich im Sommer einige Tage mit ihr gewesen war, und ich merkte, wie sie sich Mühe gab, ungezwungen und heiter zu sein. Die gleiche Mühe gab auch ich mir. So unterhielten wir uns recht gut, lachten sogar, und die Leute, die uns sahen, mußten meinen, daß wir ein jung verliebtes Pärchen seien.

Wir traten in ein Caféhaus und tranken etwas. Mitunter mußte ich Ebeth starr ansehen, verwirrt, staunend und gewillt mir jeden Zug ihres Profils deutlich einzuprägen. Als wir das Café verließen, brannten draußen die Laternen schon.

„Jetzt gehe ich," sagte sie, sah an mir vorüber und reichte mir die Hand.

„Adieu, Ebeth," sagte ich.

Sie wollte noch irgend etwas sprechen, aber ich wandte mich und ging.

Der Lärm der Menschen quoll um mich her. Der Himmel war ganz dunkel geworden. Ich schlenderte langsam durch die Straßen, dösig und beklommen. Als ich nachher in mein Zimmer trat, setzte ich mich in die Dunkelheit, in der noch der feine Duft ihrer Kleider war, bog den Kopf in die Hände und war sehr unglücklich.

Hin und wieder kamen Kartengrüße. Grüße in der feinen, langgezogenen Kinderhandschrift mit den capriziösen Schnörkeln. Dann blieben auch die aus, und ich hörte nichts mehr von ihr. Mein Leben lief weiter, auch ohne sie, aber ich gedachte ihrer oft, ihrer schwebenden Füße, ihres Leichtsinns, ihres Lachens. An einem Wintertag, um Weihnachten, als weiße Flocken vom Himmel trieben, sah ich sie unvermuthet wieder. Sie sah schlecht aus, sehr blaß, müde und ein wenig verwahrlost, was mich am meisten Wunder nahm. Als ich den Burschen sah, an dessen Arm sie hing, erschrak ich. Es war, wie ich befürchtet hatte, eins jener stumpfen, dabei stark sinnlichen und rohen Gesichter, an denen sie zu meinem Unwillen schon früher Geschmack gefunden hatte. Diesen Menschen also liebte sie?

Wieder sah ich sie lange nicht. Mir war immer, als ob sie mir eines Tages schreiben müßte, einen armen, elenden Brief, und es gab Stunden, in denen ich darauf geschworen hätte, daß sie mir einen Brief von Ebeth bringen müßten — aber ich irrte mich.

Dann freilich kam dennoch ein Brief. Nicht von ihr zwar, sondern von ihrer Vermietherin, aus einem der ärmlichsten Theile der Stadt. Die Person schrieb in kaum zu entziffernden Buchstaben, daß das Fräulein schwer krank liege und öfter von mir spreche. Das Fräulein würde sich gewiß sehr freuen, wenn ich sie einmal besuchen würde. Sie sei sehr hinfällig.

Ich ging also hin. Es war eine armselige Kammer, in die ich geführt wurde. Dort lag Ebeth in einer Ecke auf schmutzigem Bett, abgemagert, mit müde flackernden Augen, ein Bild des Jammers. Als sie mich kommen sah, zog ein Schimmer der Freude über ihr Gesicht. Sie streckte mir die Hand entgegen und lächelte, indem sie mich bei Namen nannte.

Dann erzählte sie. Der Andere hatte sie verlassen, gerade zu der Zeit, als sie sich Mutter werden fühlte, was sie sich immer so innig gewünscht hatte. Gleichzeitig habe sich ihr Herzleiden verschlimmert, wozu wohl besonders die vielen erregenden Scenen mit jenem Manne beigetragen hätten, den sie so liebe. Denn sie liebe ihn noch immer unbeschreiblich und werde niemals von dieser Liebe lassen, da er ihr das Theuerste auf der Erde sei. Sie habe ihre Arbeit aufgeben müssen und liege nun hier, bei einer herzlosen Frau, die ewig mißgelaunt sei, ihr schlechtes Essen gäbe und nur darauf ausgehe, sich an ihr zu bereichern. Jetzt sei sie soweit, daß sie nichts mehr bezahlen könne, und um das kommende Kindchen, das doch nur neue Kosten verursachen werde, trage sie die größte Sorge. Sie sei von allen verlassen, fühle sich krank wie nie und glaube, daß sie sterben müsse.

Sie weinte.

Ich gab mir Mühe, ihren Muth wieder aufzurichten, machte ihr Vorwürfe, daß sie sich nicht längst an mich gewendet habe und versprach ihr, daß sie aus diesen Verhältnissen herausgenommen und vor Allem der sorgfältigen Behandlung eines Arztes unterstellt werden solle. Dann werde Alles wieder gut werden.

Ihre Dankbarkeit war rührend. Sie suchte meine Hände zu küssen, was ich verhinderte. Ja, sagte sie, nun hoffe sie auch noch einmal. Sie werde bestimmt wieder gesund werden, sie wolle sich dazu zwingen mit allen Kräften, die ihr noch zu Gebote ständen, und wenn es erst erreicht sei, werde sie auch den Andern wiedersehen, und wenn sie wieder hübsch wäre, werde er sie auch wieder lieben. Dieser Gedanke schien der Gipfel aller ihrer Hoffnungen zu sein.

„Kannst Du ihn gar nicht vergessen?" fragte ich.

„Nein," erwiderte sie, mit einem seligen Glanz im Auge. „Ich weiß zwar, daß er schlechter ist als irgendeiner und tausendmal schlechter als Du, — aber für mich ist er das Liebste und Schönste in der Welt."

Digitized by Google

Ich ließ sie in eine saubere Wohnung schaffen, sie erhielt eine Diakonissin zur Pflege, der Arzt ging täglich zu ihr. Gleich nach seinem ersten Besuch hatte ich eine Unterredung mit ihm, in der er mir mittheilte, daß sie sterben müsse, da das Leiden schon zu weit vorgerückt sei.

Es wurde auch nicht wieder besser mit ihr. Sie wurde zwar zufrieden und in gewisser Hinsicht glücklich, aus Freude an der Reinlichkeit um sich her, an der liebreichen Pflege und meinen täglichen Besuchen. Aber das Bett hat sie nicht mehr verlassen. Sie glaubte selbst noch an Genesung. Doch war von Tag zu Tag zu beobachten, wie ihre Kräfte verfielen.

Eines Tages, als sie sehr verzagt war, eröffnete sie mir mit leise flehender Stimme einen Wunsch, den zu erfüllen mir nicht leicht wurde. Sie bat mich nämlich zu dem Manne zu gehen, den sie liebte, und ihn zu bitten, daß er noch einmal zu ihr kommen möge, sie könne es vor Sehnsucht nach ihm nicht ertragen. Sie habe auch das untrügliche Gefühl, daß, wenn sie ihn wiedergesehen habe, sie schneller genesen werde.

Ich ging zu ihm. Von seinem Benehmen zu mir, den Geberden, die er hatte, den rohen Worten, die er in den Mund nahm, erzähle ich nichts. Nachdem ich alle Mühen aufgeboten hatte, versprach der Mann, daß er am nächsten Tage zu einer festgesetzten Stunde zu Ebeth kommen werde.

Ich war zu der betreffenden Zeit bei ihr. Sie ordnete sich mit zitternden Händen das Haar, glühte vor Erwartung und sah ihm entgegen wie eine Braut dem Bräutigam. Als es klingelte, öffnete ich und ließ ihn in Ebeths Zimmer. Ich blieb draußen im Corridor. Ich hörte einen kleinen, erleichterten Aufschrei, als er eintrat. Nach fünf Minuten ungefähr kam er wieder heraus, schritt stumpfsinnig an mir vorüber und verließ die Wohnung. Ich ging zu Ebeth hinein. Sie lag mit dem Kopf nach der Wand zu, wie eine Todte. Nie ist mir ein Mensch bejammernswerther erschienen als sie in diesem Augenblick. Ich trat an das Fenster und sah in den Frühsommertag, durch den das freudlose Treiben der Großstadt fluthete. Dann hörte ich, wie Ebeth sich bewegte. Ich trat zu ihr, setzte mich neben sie und ergriff ihre Hand. Schüttelfroste wallten über sie hin, während sie das Gesicht in den Kissen verbarg. Als sie ruhiger wurde, merkte ich, wie der Schlaf kam, sie zu umfangen. Ich blieb bei ihr, ihre magere Hand in meiner, bis sie erwachte, als es dunkel war.

Drei Tage später, am Vormittag, wurde ihr Zustand so schlimm, daß man mich holen ließ. Der Arzt war schon da. Er gab mir ein Zeichen, daß es zu Ende gehe. Ich setzte mich zu ihr auf die Bettkante, sah in ihre großen, brennenden Augen, küßte noch einmal die Stirn der Lebenden und ihre Hand. Sie war auffallend unruhig, in einer dunkeln Vorahnung des Kommenden. Aus ihren armen hastigen Bewegungen waren tausend letzte Wünsche zu erkennen. Ich fragte, ob ich ihr irgend etwas zu Liebe thun könne. Sie schüttelte den Kopf. Ob sie noch irgend einen Menschen zu sehen wünsche, den sie gern habe, eine Freundin oder einen Freund.

„Nein," flüsterte sie.

Dann hauchte sie nur noch ein einziges Wort, das ich nicht verstand, während ihre Augen schon geschlossen waren. Zwei Stunden später starb sie in meinen Armen, bewußtlos, das Kind unter dem Herzen.

Zweimal im Jahre besuche ich ihr Grab, im Mai und im Herbst. Im Mai höre ich dort die Nachtigallen schlagen, im Herbst sehe ich die Blätter von den Linden treiben, sehe die letzte gelbe Rose über Ebeth welken und denke an den fernen Octobertag, da ich sie zum ersten Male sah, lachend, in weißem Kleid.

Auf ihrem Grabstein steht nur „Ebeth", mit großen Buchstaben in Gold.

Von den Berliner Bühnen.

Deutsches Theater.

Wenn Max Reinhardt in seinen Kammerspielen das neue Theaterjahr mit einer nicht guten Aufführung von Strindbergs excentrischer „Fräulein Julie" eröffnet hat, so ließ er ihr im deutschen Theater erfreulicher Weise eine aus dem Vollen schöpfende Darstellung von Heinrich von Kleists letztem vollendetsten Werke „Prinz Friedrich von Homburg" folgen. Die Regie, die in Reinhardts Händen selbst lag, war vortrefflich; das Zusammenspiel griff auch in den schwierigsten Scenen belebt in einander, und überall war die stürmische Frische oder der Humor, die sich in dem unvergleichlichen Werke durchdringen, voll ausgeschöpft. Der Prinz von Homburg hatte in Friedrich Kayßler einen Verkörperer gefunden, der die mächtigen Intervalle dieser jäh von einem Gefühls-Extrem in das andere stürzenden Persönlichkeit auszuschöpfen verstand. Selten ist wohl die Charakteristik dieses in dichtende Träume eingesponnenen Jünglings und Fanatikers der Individualität, der aus lichten Knabenträumen durch dunkelstes Todesgrauen zu gereifter Männlichkeit schreitet, mit so innerlichen Mitteln zum Ausdruck gebracht worden, wie hier. Selten hat eine solche, aus dem Tiefsten dringende Vornehmheit diese Gestalt auf der Bühne umleuchtet. Dem gegenüber vermochte Wilhelm Diegelmann als Großer Kurfürst nicht, die Entwicklung dieses Fanatikers des Altruismus und Staatsgedankens zu einer Höhe, die zugleich dem Herzen und dem Gesetz, der Individualität und den Kriegsartikeln gerecht wird, ebenso einheitlich zu gestalten. Aber im Einzelnen hatte der Künstler, der von seiner hohen Gestalt und vorzüglichen Mitteln unterstützt wird, besonders im Gespräch mit den Generalen recht gute Momente. Der alte Kottwitz, die dankbarste Rolle des Stücks, lag in den Händen Paul Wegeners, der auch eine herzerfrischende Gestalt dieses alten treuherzigen, märkischen Haudegens auf die Bühne stellte. Alles in Allem war es einer der besten Reinhardt-Abende.

Neues Theater.

Bis heute ist uns Director Schmieden den Befähigungsnachweis für den Leiter einer großen Berliner Bühne immer noch schuldig geblieben. Von den „Condottieri" abgesehen, hat bisher keine seiner Neuheiten tieferen Werth besessen, wie auch Regie und Schauspielkunst häufig zu wünschen übrig ließen. Sein letzter Premièren-Abend war gleichfalls ein mehr als halb verlorener.

Zuerst kam der begabte Lyriker Julius Berstl mit einem zweiactigen Drama „Jhavatrathe" zu Wort, demzufolge ihm die Bühne vorerst noch versagt zu sein scheint. Handlung: Eine exotische Prinzessin erhebt einen Sclaven zu ihrem Gespielen und, wie sie glaubt, zu ihrem Spielzeug. Er aber, mit Herrschersinn begabt, will sich mit ihrer Hülfe zum König, auch zu ihrem König, aufschwingen, worauf sie den Sclavenauspeitscher ruft und ihn in sein Nichts zurückstößt. Das Ganze spielt „im Osten", eine Bezeichnung, die für das Verschwommene der in Reden erstickten Handlung kennzeichnend ist. Folgerichtigkeit des Aufbaues und sichere Charakteristik fehlen, so daß Theilschönheiten aus dichterischem Empfinden verloren gehen. Kurz, Berstl hat hier ein Gebiet betreten, das ihm offenbar nicht liegt.

Die einactige Komödie „Liebe", die von dem Dänen Gustav Wied stammt, hatte besseren Erfolg. Auch er ist im Grunde kein Bühnendichter; doch wissen die Glitzerlichter seines Humors bei einem kurzen Einacter manche Leere zu überspiegeln. Die Handlung verträgt es kaum, wiedergegeben zu werden. Die Dorfschönen verlangen Romantik von ihren Geliebten und ziehen sich von einem michelhaften Tölpel zurück. Besser gefällt ihnen ein glatter Schwerenöther, der Blumensträuße u. s. w. überreicht. Da hängt sich der Tölpel auf, wird aber zur Zeit abgeschnitten, worauf sich das Blatt wendet, er der Held ist und sein Mädel bekommt. Aber Wied bricht der Handlung die Spitze ab, wenn sich der Tölpel nur zum Schein erhängen wollte und sich einen Stein unter die Füße gelegt hat, womit der Contrast zu dem Schwerenöther verloren geht. Die Gestalten, die sich in dieser Schaumblase spiegeln, sind trotz der Caricatur gut gesehen.

Notizen.

Das Ziel. Roman von Alfredo Baccelli.

Es ist weder üblich noch von bleibendem Vortheil, wenn man einen Schriftsteller zunächst als Sohn seines Vaters bei dem Leserkreise einführt. Indessen im Falle Alfredo Baccelli ist diese Klippe nicht zu umgehen. Guido Baccelli, der bekannte römische Kliniker und führende Politiker, eine Persönlichkeit von seltenem Kraftеindruck, strahlt so starkes Licht aus, daß bei seines Namens Klang der Verfasser des Romans: „La Metà" — das Ziel — zunächst in den Schatten treten muß. Der alte Baccelli, mehrmaliger Minister und begeisterter Beschützer der antiken Welt in Rom, hat zweifellos seinen schriftstellernden Sohn im höchsten Maße beeinflußt.

In Italien wurde die in Romanform erzählte Tragödie, die in einfacher Klarheit einen wohlthuenden Gegensatz zu der krankhaften

Digitized by Google

Neurasthenie der modernen Literatur aller Völker bildet, sehr freundlich aufgenommen. Die Uebertragung in andere Sprachen ist bereits Thatsache. Dem erotischen Zuge des Buches vermag ich für meinen Theil nicht zu folgen. Die Mühe, die sich der junge Baccelli gegeben, um psychologische Abgründe erst zu schaffen, dann zu überbrücken, ist zu offenkundig, hier sind die Heftfäden aus den Nähten noch nicht herausgezogen. Die Frau, die für eine Stunde des Glücks mit Jahren der Entsagung und der Aufopferung zu büßen hat, erscheint mehr wie eine Gattung als wie eine scharf umrissene Persönlichkeit. Weit besser ist es mit dem Helden bestellt. Umberto Savelli, der letzte Sproß einer der vornehmsten römischen Familien, ist auch ein Typ, aber ein Typ, wie er in den einst mächtigen, nun verfallenden Schlössern der Romagna aus und eingeht, wie er strebt und kämpft, leidet und lebt.

Mit seiner schwer leidenden alten Mutter weilt Umberto auf den Höhen von Courmayeur im oberen Aostathal, auf seinen Bergtouren weitet er sich die Seele beim Anblick des Montblanc, der hier in seiner ganzen Großartigkeit sichtbar wird. Jäh wird dieser Genuß durch die Ankunft des Vaters, Don Fabrizio, gestört. Der vertrauensselige Fürst ist bis auf den letzten Heller verarmt, er kann den Seinigen den völligen Ruin nicht mehr vorenthalten und bestraft sich selbst mit Verbannung, in welcher ihm kein langes Leben mehr vergönnt ist. Die harmonisch gezeichnete Märtyrerin, die heißgeliebte Mutter, findet in der düsteren Melancholie einer alten Burg ein schon geborstenes Dach. Betend und für anderer Sünden büßend erwartet sie das Ende.

Umberto, der bis zum Hereinbrechen der Katastrophe von dem Werth des Mammons so gut wie keine Ahnung besaß, der das Geld mit vollen Händen zum Fenster herauswarf, muß den stolzen Palazzo seiner Ahnen, muß eine fürstliche Villa den Gläubigern überlassen. Ein reiner Namen ist sein einziges Gut. Da in den letzten Jahrzehnten viele Geschlechter mit historischer Vergangenheit dergleichen Schicksalsschläge durchgemacht haben, so gewinnt hier das Werk den Charakter des Schlüsselromans. Vor Allem liegen Vergleiche zu den Borgheſe vor. Verfehlte Bauspeculation im großen Styl ist hier wie dort die Ursache des Zusammenbruchs. Indessen der Erbe der Savelli ist eine der bevorzugten Naturen, mit denen ein Geschlecht, eine Dynastie eher zu beginnen, denn unterzugehen pflegt. In seiner Verlassenheit erscheint ihm ein fernes Licht am Horizont, noch leuchtet es schwach, flackernd, aber es ist da, es muß erreicht werden. Mit jedem Tage gewinnt es an Gestalt, nun schimmern sie deutlich die beiden Sterne, die Liebe und die Wissenschaft, für die er mit frischer Energie, mit hoffnungsvollem Vertrauen kämpft.

Als Assistent an einer römischen Poliklinik hat sich Umberto Savelli mit seiner eminenten Begabung und seiner eisernen Energie bereits einen Namen gemacht, da ihm in Marcella Alberighi, deren ungetreuer Gatte in Amerika seinen fieberhaften Lebenshunger stillt, die Schwesterseele entgegentritt. In heißer Leidenschaft entbrennen Beide, kämpfen umsonst, werden besiegt und empfinden nun alle Qualen der Gewissensbisse. Besonders bei dem Mann, der Frieden und Glauben verloren hat, der selbst an der Geliebten zweifelt, die Arbeit vernachlässigt, erscheint solch schwere Trübung des Gemüthszustands nicht gerade einleuchtend. Marcella spricht endlich das befreiende Wort: „Nicht zum Alp soll Dir die Liebe werden. Erwache!“ Allein, in unbekannte Fernen verschwindet sie, wie ein Hauch, wie ein flüchtiger Traum.

Nach und nach findet sich Umberto im Dunkel zurecht. Er macht eine große wissenschaftliche Carrière, seine wunderbaren Curen ernten ihm Gold und den Dank der Genesenen ein. Den Sieg der Arbeit hat er errungen, und auch das Ziel reiner Liebe winkt dem Tapferen. Eine reizvolle Mädchengestalt ist sehr geneigt, dem Kämpfer Rosen in den Lorbeerkranz zu flechten.

Reiche Erfahrungen hat Alfredo-Umberto — der Verfasser ist häufig schwer von seinem Helden zu scheiden — in dem Roman nieder gelegt. Er sieht die Welt mit kritischen Augen an, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung mundet ihm nicht, er geht ihr beherzt zu Leibe. Baccelli ist Jurist, politisch tritt er in des Vaters Fußtapfen. Die Wähler von Tivoli haben ihn zu ihrem Vertreter in der Kammer erlesen und beweisen ihm bei jeder Gelegenheit ihr Vertrauen. Und doch kommen Jurisprudenz und Politik, zwei Rubriken, die in Italien eigentlich nur eine bilden, in denen er ganz zu Hause ist, bei seinen kritischen Ausfällen am Schlechtesten weg.

Was er anderem Können der Menschheit abspricht, das führt er, vertausendfacht, der Medicin zu. Hat doch der Held seines Romans den Stein der Weisen gefunden, der gepeinigten Menge der Lungenleidenden bringt er in seiner Erfindung eines Heilmittels gegen die Tuberculose das unvergleichliche Glück der Genesung. Da der internationale medicinische Congreß, auf welchem Umberto Savelli wie der leibhaftige Messias gefeiert wird, nur in einem Buche stattfindet, so wird das Heer der Neider schweigen, und kein Skepticismus kann angreifen, was in dieser Form unwiderlegbar ist. Auch der Freigebigkeit ist im Reiche der Phantasie keine Schranke gesetzt. Tief greift der König in die Schatulle, zwei Millionen zur Errichtung des ersten Sanatoriums für unbemittelte Lungenkranke in Rom giebt er her, und das Denkmal des großen Erfinders ist auch schon beschlossene Sache.

Die Schilderung des Freudentaumels, dessen sich die Welt beim Hören der frohen Kunde bemächtigt, ist unter directem Hinweis auf Robert Koch, den minder glücklichen Nebenbuhler Savellis, geschrieben.

Der Styl des Buches ist einfach und würdig, und es ist wohl anzunehmen, daß bei der Popularität des Namens, bei dem Anschneiden verschiedener actueller Fragen, das von Alfredi Baccelli angestrebte „Ziel“ erreicht wird. *E. Gagliardi (Rom).*

Geschäftliche Notizen.

Musikfreunde seien auf den neuen unentgeltlich zur Verfügung stehenden Pracht-Katalog der als gediegen bekannten Firma Aloys Maier in Fulda, Hoflieferant (gegr. 1846) aufmerksam gemacht. Besonders hervorzuheben sind die zahlreich abgebildeten Salon-Orgel-Harmoniums, anerkannt die seelen- und gemüthvollsten aller Hausinstrumente. Zu ihrer Herstellung wird nur das allerbeste dauerhafteste Material verwendet. Ueber ihre sachgemäße Behandlung wird in der Preis-Liste Belehrung ertheilt. Schul- und Hausorgeln sind in den verschiedensten Ausstattungen verzeichnet, für die einfachsten wie auch für die verwöhnteren Anforderungen. Den Instrumenten der Firma wird leichte Spielbarkeit, vollkommen reine Intonation und ein Ton nachgerühmt, der sich stets und ganz und gar mit der Registerbezeichnung deckt. Sie sind bereits in allen Welttheilen verbreitet. Die Preise müssen als sehr mäßig bezeichnet werden.

Digitized by Google

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

Berlin O. 27.

Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben!

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke

in 10 Bänden.

Herausgegeben von **Ludwig Schröder.**

Mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe.

Broschiert M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—.

Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Diese Gesamt-Ausgabe hat vor den früheren den Vorzug, daß sie — zum ersten Male — die Dichtungen in ganzer Vollständigkeit enthält, ferner die Übersetzungen, die einzige Erzählung Freiligraths und eine sorgfältige Auswahl charakteristischer Briefe des Dichters. Sie stellt sich somit als die weitaus inhaltsreichste aller Ausgaben dar.

Wer will „Mono"-Apostel werden?

Es handelt sich um keine neue Religion oder Lebensphilosophie, sondern um ein neues großartiges, geradezu geniales Sammelobjekt. Die **„Internationale Mono-Gesellschaft München, Contorhaus"** sucht allerorts für den neuen Sammelsport gebildete Vorkämpfer, die sie nach Kräften in ihrer Tätigkeit unterstützen wird. — Das „Mono" wirkt unterhaltend, belehrend, geschmackveredelnd; jedermann, Arm und Reich, kann sich eine Mono-Sammlung anschaffen. Kein Geringerer wie **Se. Majestät der Deutsche Kaiser** selbst haben dem Unternehmen allerhöchstes Lob zu teil werden lassen, ebenso wie bedeutende Schulmänner, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller und einfache Bürger. Eltern und Lehrer und die heranwachsende Jugend sollten sich mit „Mono" vertraut machen. Die oben genannte Gesellschaft liefert gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken je ein Ansichts- und ein Künstler-Mono nebst Broschüre franko an jede Adresse. — Die Monos sind durch alle besseren Buch- und Papierhandlungen zu beziehen.

Moderne Künstler Vorhänge

waschbar.

Großes Spezial-Sortiment.

Katalog und Farbtafeln zu Dienst.

Conrad Merz Stuttgart

Sanatorium 1. Ranges. Bilz Naturheilanstalt Dresden Radebeul. 3 Ärzte

Gute Heilerfolge. Prospecte frei.

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packungen, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch,** 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

Teppiche in allen Arten

liefert billigst

Versandhaus

Beneke & Lattey, Magdeburg

Illustrirter Katalog postfrei.

Abonnement auf das IV. Quartal 1907.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.

Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Leipzig.

Ehrenpreis u. 3 gold. Medaillen für hervorragende Leistungen

Wollen Sie

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:

Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

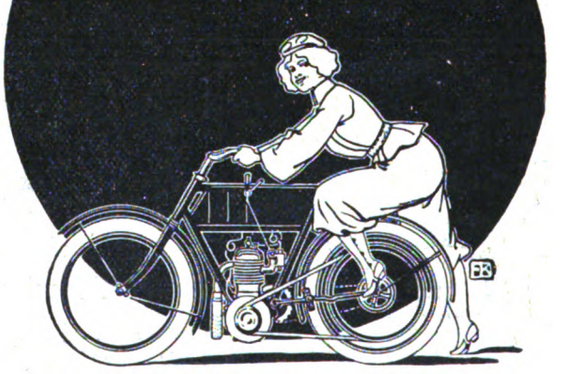
Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

DÜRKOPP

MOTOR-RAD



DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD.

Digitized by Google

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
Harmoniums mit wundervollem Orgelton. Katalog gratis.
Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista",** mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4stimmig Harmonium spielen kann.**

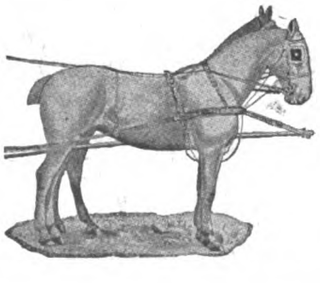
Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, **Oeflingen,** A. Säcking **(Baden).**
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
Globus
Illustr. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
Begründet 1862 von Karl Andree.
Herausgegeben von H. Singer
unter besonderer Mitwirkung von Prof. Dr. **Richard Andree.**
Vierteljährlich 12 Hefte. Preis 6 M.

Der „Globus" ist **die einzige wöchentlich erscheinende Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde,** die schneller als alle anderen die Vorgänge auf geographischem und ethnographischem Gebiete vermittelt und mit ihrem reichen und vielseitigen, aus allen Weltteilen schöpfenden Inhalt den Bedürfnissen des grossen gebildeten Publikums in vollkommenster Weise gerecht wird.
= Probehefte kostenlos =
durch den Verlag.
Bestellungen auf Abonnements nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen.

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental"
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die **„Gegenwart"** beziehen.



Max Stier
Erste Berliner Luxus-Pferdegeschirr-Fabrik
Berlin N. 20, Drontheimer Straße 31.

Wir erlauben uns, die Leser auf die dieser Nummer beigelegten Prospecte „Kunstwart", Verlag von Georg D. W. Callwey in München und „Deutsche Kunst und Dekoration", Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 5. Oktober 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Björnson und Apponyi. Von Theodor v. Sosnosky (Wien). — Das russisch-englische Abkommen und die Wiedererschließung des englischen Capitalmarktes für Rußland. Von Ernst Heinemann (Berlin). — Die Wahrheit über die Schlacht von Sedan. Von Karl Bleibtreu. I. — Die Tragik reicher Mädchen. Von Dr. Theodor Lessing (Hannover). I. — Vaterland. Von Richard Schaukal (Wien). — Karl Theophilus Döbbelin. Von Dr. Th. Landsberg (Berlin). I. — Was ist Architektur? Von Jos. Aug. Lux (Dresden). 2. — Zwei Gedichte. Von Cornelia Kopp (Freiburg). — Herbstkinder. Von Paul Friedrich (Berlin). — Jaffa. Von Karl Hans Strobl (Brünn). — Brände. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt). — Aus den Berliner Theatern. — Notizen. — Anzeigen.

Björnson und Apponyi.

Randglossen zum Briefe Björnsons.

Von Theodor v. Sosnosky (Wien).

Ob Björnson just befugt gewesen ist, sich in die Verhältnisse eines ihm fremden und sehr fern liegenden Landes einzumischen, wie er dies in seinem sensationellen Fehdebriefe an den Grafen Apponyi gethan hat, darüber kann man verschiedener Ansicht sein; namentlich die allzu schroffe Form ist nicht einwandfrei, sie hätte höflicher sein können und vielleicht auch weniger pathetisch. Aber mag man sie noch so scharf verurtheilen, mag man dem norwegischen Dichter überhaupt das Recht bestreiten, interne ungarische Angelegenheiten zu kritisiren: Eines muß man billigerweise zugestehen: dem Inhalt nach hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Es ist durchaus richtig, daß ein Mann, der in seiner eigenen Heimath dem grausamsten Despotismus fröhnt, der einen unbarmherzigen Krieg gegen alle Nationen führt, die nicht magyarisch sind, daß ein solcher Mann sich auf einer Friedensconferenz seltsam ausnimmt, daß er kein Recht hat, da mitzusprechen, daß seine Gegenwart eigentlich eine krasse Verhöhnung der Friedenstendenzen ist. Keine Frage: Graf Apponyi hätte besser daran gethan, hübsch zu Hause zu bleiben und, wenn er wirklich so friedensfreundlich ist, wie er thut, dies statt in salbungsvollen Worten lieber in befreienden Werken zu thun. Wenn die ungarischen Blätter den Brief Björnsons als eine Verirrung, als „Fallissement" bezeichnen und ihm völlige Unkenntniß der ungarischen Zustände vorwerfen, so sind das müßige Redensarten, die nicht im Stande sind, seine Worte ad absurdum zu führen. Daß er die ungarischen Zustände im Allgemeinen nicht kennt, mag ja richtig sein, ist sogar sehr wahrscheinlich; denn außerhalb der roth-weiß-grünen Schranken hat man von den Dingen, die sich innerhalb derselben zutrugen, meist nur sehr unvollständige Kenntnisse. Aber das thut der Wahrheit seines Protestes nicht den geringsten Abbruch; denn was er behauptet, ist unanfechtbar richtig, gleichviel, ob er zu dieser Erkenntniß nun durch eigene Anschauung gelangt ist oder durch einen wohlunterrichteten Gewährsmann. Was man am Inhalt seines Briefes ausstellen kann, ist höchstens der Umstand, daß er nur von den Slowaken als Opfern der magyarischen Tyrannei gesprochen hat, nicht auch von den Rumänen, Deutschen, Serben und Kroaten, die unter dem Sporenstiefel des magyarischen Regiments nichts weniger zu leiden haben.

Wie Graf Apponyi sein Amt als Unterrichtsminister auffaßt, darüber hat er sich mit einer Deutlichkeit ausgesprochen, die nicht den geringsten Zweifel an seinen Absichten zuläßt. Er verkündete: „Denjenigen Lehrern, die aus der Jugend nicht gute Magyaren erziehen wollen, entziehe und vereitle ich jedweden Unterricht. Gegenüber jedem Staatsbürger gilt der Grundsatz: in diesem Lande ist der Magyare Herr."

Und Graf Apponyi hat auch alsbald bewiesen, daß er der Mann ist, diese Drohung wahr zu machen: jeder Lehrer, der sich gegen die „Nation" vergeht oder vergangen haben soll, wird seines staatlichen Gehalts verlustig und dem Disciplinarverfahren unterzogen, also kurzweg brodlos gemacht. Wenn die Lehrer ihr Leben fristen wollen, müssen sie magyarisiren. Gelingt ihnen das nicht in dem Maße, das man im Unterrichtsministerium für wünschenswerth hält, so werden sie davongejagt. Zu ihrer Ueberwachung sind eigene Spione als „Aufseher" angestellt, und wehe dem Lehrer, der es als Rumäne, Slowake oder Deutscher etwa wagen sollte, sich nicht als Magyare zu geberden und nicht die eigene Nation zu verleugnen! Es giebt in Ungarn nur eine Nation und das ist die magyarische! Das ist das politische Dogma der Magyaren, und sie haben die Stirne, dies Angesichts der nahezu elf Millionen Deutschen, Rumänen und Slaven, die das ungarische Gebiet bewohnen, offen zu behaupten! Damit noch nicht genug, sucht man die nicht-magyarischen Lehramtscandidaten durch drakonische Strenge bei den Prüfungen aus der magyarischen Sprache vom Lehramt fernzuhalten, so daß allmälig nur mehr magyarische Lehrkräfte übrig bleiben sollen. Und wie die Lehrer sollen auch die Schulen magyarisch werden. Zu diesem Zwecke ist das famose Gesetz geschaffen worden, demzufolge eine deutsche, rumänische oder slavische Schule als Unterrichtssprache die ungarische annehmen muß, sobald zwanzig Magyaren unter der gesammten Schülerzahl sind. Wenn also z. B. eine Schule im Banat achtzig deutsche, rumänische oder serbische Schüler zählt uud zwanzig magyarische, so müssen die achtzig auf den Unterricht in ihrer Muttersprache zu Gunsten der zwanzig verzichten! Wollen Nicht-Magyaren aus eigenen Mitteln eine nationale Schule errichten, so wird ihnen das nur unter der Bedingung gestattet, daß die Unterrichtssprache die ungarische ist, wodurch der nationale Zweck der Schule illusorisch würde. All diese Zwangsmaßregeln blühen unter dem Regime Apponyis ebenso üppig fort wie unter seinen Vorgängern. Der „Europäer" Apponyi ist eben in nationalen Dingen derselbe Hunnensprosse, wie seine Vorgänger es gewesen sind.

Digitized by Google

Björnson hat somit, wie man sieht, im Grunde nur die volle Wahrheit gesprochen, als er in seinem Briefe Apponyi eines terroristischen Vorgehens zieh, und es war ganz und gar nicht nothwendig, diesem wunderlichen Friedensfreunde für die „Beleidigung" eine besondere Genugthuung zu geben. Ist die Form der Strafe auch nicht die unter Gentlemen übliche gewesen, so hat Apponyi diesen Denkzettel Angesichts der ganzen Welt doch vollauf verdient. Zu seiner Entlastung — Entschuldigung wäre zu viel gesagt — kann nur Eines dienen: daß diese Gewaltwirthschaft gegenüber den Nicht-Magyaren Ungarns nicht sein Werk im Besondern, daß er nur der Träger des in Ungarn seit Jahrzehnten herrschenden Systems ist. Eben weil er ein „Europäer" ist, wie ihn die Ungarn nennen, um seine allgemeine Weltbildung zu kennzeichnen (die übrigen Magyaren sind demnach wohl Asiaten?), eben deßhalb ist er vielleicht im Grunde seiner Seele mit all diesen Zwangsmitteln gar nicht einverstanden, zumal da er sich als kluger Kopf doch sagen muß, daß sie just das Gegentheil von dem erreichen, was sie bezwecken: aber anderseits ist er auf seine Popularität bedacht, und wie könnte er die wirksamer fördern als durch barbarisches Terrorisiren der „Nationalitäten"! Björnson hätte mit demselben Recht wie den Grafen Apponyi jeden andern Vertreter des Magyarisirungs-Systems angreifen können; daß er sich just ihn erkoren hat, erklärt sich daraus, daß er just ihn zur Hand hatte, weil Apponyi sich bemüßigt gefunden hat, sein „Europäerthum" durch seine Theilnahme am Friedenscongresse zu bekunden. — Jedenfalls darf man den bedrückten, verfolgten Völkern Ungarns die Genugthuung gönnen, daß einmal einer ihrer Peiniger vor aller Welt an den Pranger gestellt worden ist, daß alle Welt einmal erfahre, welch seltsames Gewächs der ungarische „Liberalismus" ist, der Freiheit nur den Magyaren gewährt, den andern Völkern Ungarns aber — Vogelfreiheit!

Das russisch-englische Abkommen und die Wiedererschließung des englischen Capitalmarktes für Rußland.

Von Ernst Heinemann (Berlin).

Durch die Erörterungen über das in diesen Tagen veröffentlichte englisch-russische Abkommen zieht sich wie ein rother Faden das Erstaunen, daß Rußland sich zu einem solchen Abkommen bereit gefunden habe, und vielfach sind die Erklärungsversuche, um das Vorgehen Rußlands in dieser Beziehung begreiflich erscheinen zu lassen. Man geht davon aus, daß Rußland ungeachtet seiner Niederlage in Ostasien im Grunde keine Veranlassung gehabt habe, die traditionelle Politik des Zuwartens und allmäligen Vordringens in Asien aufzugeben, und daß in erster Linie England daran hätte gelegen sein müssen, den asiatischen Interessengegensatz zwischen Rußland und England aus der Welt zu schaffen. Die verschiedenartigsten Combinationen, die in dieser Beziehung aufgestellt worden sind, laufen daher schließlich in der Erwägung aus, daß die englisch-russische Verständigung nur bis zu einem gewissen Grade publicirt worden sei, und daß wichtige Bestimmungen des Abkommens der Oeffentlichkeit nicht bekannt gegeben seien. Unter diesen Umständen mag es dahingestellt bleiben, in wie weit die Auffassung gerechtfertigt ist, daß es England gelungen sei, eine Ablenkung der russischen Expansionspolitik in Asien zu bewirken und Rußlands Aufmerksamkeit wiederum in erhöhtem Maaße der orientalischen Frage zuzuwenden, oder welcher Werth der Annahme beizumessen ist, daß höfische Einflüsse von Seiten Englands bei diesem Abkommen mitgewirkt haben: auf alle Fälle hat das Zustandekommen dieses Vertrages zweifellos auch einen sehr realen Untergrund, über dessen Bedeutung sich Diejenigen am Wenigsten im Unklaren sein dürften, die seit zwei Jahrzehnten die russische Finanzpolitik, insbesondere insoweit das Ausland dabei in Frage kommt, aufmerksam verfolgt haben. Es ist eine falsche Auffassung, zu glauben, daß nur England ein Interesse an dem Abschluß eines Uebereinkommens in Asien gehabt habe, — auch für Rußland lag ein zwingender Grund für eine Abmachung vor, ein sehr realer Factor: die ewige Finanznoth Rußlands, sein continuirliches Geldbedürfniß. Zweiundzwanzig Jahre hat England auf den Augenblick gewartet, in dem es wieder als einziger ernsthafter Geldgeber Rußlands in Frage kommt, und man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß es diese einzige Chance seinem asiatischen Rivalen gegenüber nur gegen wichtige politische Concessionen aus der Hand gegeben hat.

Um diese Verhältnisse klar zu erkennen, wird man bis zum Jahre 1885 zurückgehen müssen, als der russische General Komorow den Afghanen bei Pendscheh am Kuschk eine Schlacht lieferte und bei diesem Anlaß Rußlands Position gegen Indien von Neuem vorschob. Einer Tradition gemäß eröffnete England nunmehr einen regelrechten Finanzkrieg gegen Rußland, indem es durch radicale Austreibung der bis dahin hauptsächlich in England untergebrachten russischen Staatsfonds den russischen Staatscredit mit einem Schlage zu vernichten suchte. Es ist bekannt, daß England seine Differenzen mit Continentalmächten sehr oft durch dieses Mittel zum Austrag bringt, so z. B. mit Portugal, das bei dem Conflicte wegen der Delagoabai in Folge der durch die plötzliche Abstoßung der portugiesischen Staatswerthe bemerkten Erschütterung des Credits genöthigt war, seine Zahlungen einzustellen. Auch Amerika gegenüber hat man s. Z. dies Mittel aus Anlaß eines Streites wegen Venezuela angewendet, indem bei dieser Gelegenheit Unsummen amerikanischer Eisenbahnwerthe an den Markt geworfen wurden, und selbst Deutschland gegenüber bot die Transvaalaffäre einen Anlaß, einen Druck auf die in London cotirten deutschen Anleihen, natürlich ohne Erfolg, auszuüben. Unzweifelhaft wäre damals dem russischen Reiche das gleiche widerfahren wie Portugal, wenn nicht die Berliner Börse, bezw. das deutsche Capital als Retter in der Noth herbeigeeilt wäre. Unter gewaltigen Erschütterungen und unter anfänglichen schweren Verlusten für das deutsche Capital nahmen die russischen Werthe seit der Mitte der achtziger Jahre ihren Weg nach Deutschland, und erst später, in Folge der allgemeinen politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse in Europa, sowie in Folge des sinkenden Zinsfußes gestaltete sich das Eindringen der russischen Werthe in den deutschen Capitalmarkt zu einer für diesen wieder überaus günstigen Transaction. Da traten Ende der achtziger Jahre politische Verstimmungen zwischen Deutschland und Rußland ein, es kam das bekannte Lombardverbot betreffs russischer Werthe bei der Reichsbank und endlich als die Hauptsache, die russisch-französische Annäherung. Die Wirkung dieser Ereignisse gab zu einer neuen Umwälzung Anlaß. Die russischen Werthe wurden nach Paris getrieben, woselbst sie durch die chauvinistische Begeisterung der Franzosen auf eine noch nicht dagewesene Höhe emporgehoben wurden.

Der Uebergang der russischen Werthe nach Frankreich bildete thatsächlich den Glanzpunkt der russischen Finanzpolitik; in dieser Zeit gelang es dem russischen Finanzminister, eine 3%ige Anleihe zum Course von etwa 92, also 10% über dem jetzigen Cours der 3% deutschen Staatsanleihen, an der Pariser Börse unterzubringen. Allein die Capitalkraft Frankreichs, das bereits mehrere Milliarden russischer Werthe aufgenommen hatte, war doch nicht so stark wie die Fähigkeit Rußlands, den französischen Heißhunger nach russischen Werthen zu befriedigen, und der russische Finanzminister Witte mußte daher bei Zeiten seine Maßnahmen treffen für den Fall, daß Frankreichs Aufnahmefähigkeit versagen würde. Aus diesen Sorgen wurde der russische Finanzminister befreit, als im Jahre 1894 der deutsch-russische Handelsvertrag zu Stande kam,

Digitized by Google

und mit ihm die Wiedererschließung des deutschen Capitalmarkts für russische Werthe zur Thatsache wurde. Seit diesem Zeitpunkt haben Deutschland und Frankreich wechselseitig oder gemeinschaftlich im edlen Wettstreit gestanden, um durch Aufnahme neuer Anleihen die Geldbedürfnisse Rußlands zu befriedigen, während England die Rolle des Zuschauers bewahrte und sich die Taschen zuhielt. Die Wiederanknüpfung der Beziehungen zu Deutschland hinderte den russischen Finanzminister nicht, bereits im November 1894 zur Stabilisirung des Rubelcourses ein Rubelausfuhrverbot zu erlassen und hierdurch an der Berliner Börse eine „Rubelschwänze" in Scene zu setzen, die schwere Nachtheile für hiesige Firmen im Gefolge hatte, und zu Auseinandersetzungen zwischen dem russischen Finanzminister und der Berliner Börsenbehörde Anlaß gab. Wie wenig dies indessen die „guten Beziehungen" beeinträchtigte, zeigte sich vier Wochen später als die Berliner Börse sich dazu bereit fand, eine $3^1/_2\,\%$ 400 Millionen Francs-Anleihe zu $95\,\%$ mit französischen und englischen Häusern aufzulegen. So war es dem russischen Finanzminister gelungen, einen förmlichen deutsch-französischen „Zweibund" zur Befriedigung der russischen Geldbedürfnisse zu bilden; die Gegenleistung Rußlands bildete für den einen der beiden Contrahenten, für Frankreich, die russische Freundschaft, für den anderen der beiden Contrahenten, für Deutschland, gute Beziehungen und eine ansehnliche Emissionsprovision für die großen Emissionshäuser.

Dieses idyllische Verhältniß erfuhr eine erste Trübung im Juli des Jahres 1899, als der Besuch Kaiser Wilhelms, in den nordischen Gewässern auf dem französischen Schulschiff „Iphigenie" zu einem freundlichen Depeschenaustausch zwischen den Staatsoberhäuptern Deutschlands und Frankreichs führte. So sehr dieser Vorgang auch den Tendenzen der von Rußland einberufenen Haager Friedensconferenz entsprach, so wenig konnte sich Rußland doch mit Friedenstendenzen befreunden, die geeignet waren, seine politisch-financiellen Zwecke zu durchkreuzen. Ganz besonders unliebsamen Eindruck rief es in Petersburg hervor, als bei dieser Gelegenheit von gewissen Blättern („Figaro und „Matin") das bekannte Thema: „Alliance ou flirt?" wieder aufs Tapet gebracht und die Frage erhoben wurde, zu welchem Zwecke eigentlich Frankreich dem russischen Reiche eine Milliarde nach der andern zur Verfügung stelle, wenn man sich mit Deutschland auf gutem Fuß stellen wolle? Diese Erörterungen riefen in Petersburg starkes Unbehagen hervor. In einer Petersburger Zuschrift der „Politischen Correspondenz" vom August 1899 wurde ausgeführt, daß sich anläßlich des Depeschenwechsels und der daran in französischen Zeitungen geknüpften Erörterungen ein Umschwung vollzogen habe. Es könne, so hieß es in der betreffenden Zuschrift, „in Petersburg nur peinliches Befremden und Mißtrauen wachrufen, wenn auch nur ein sehr kleiner Theil der Franzosen im Stande sei, so leicht von einem Extrem zum andern zu schwenken, um bald mit Petersburg, bald mit Berlin zu liebäugeln." Die Folge war, daß der damalige Minister Delcassé im August 1899 nach Petersburg fuhr und — die Insignien des Alexander-Newsky-Ordens in Diamanten nach Paris mitbrachte. Damit war Frankreich wieder zum officiellen Geldgeber Rußlands „ernannt" worden. Wenn es diese Functionen nicht sogleich erfüllen konnte, so lag dies an einem andern Umstande, der nicht in so einfacher Weise aus der Welt zu schaffen war: an der intensiven Geldknappheit, die gleichzeitig gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf allen europäischen Märkten in die Erscheinung trat. Weder Deutschland noch Frankreich zeigten sich damals für größere Emissionen aufnahmefähig, und so blieb dem russischen Finanzminister gleichwohl nichts Anderes übrig, als wieder einen Fühler nach England auszustrecken. Am 25. April 1899 veröffentlichte die „Times" einen geheimen Bericht des Minister Witte an das Ministercomité über die englisch-russischen Handelsbeziehungen. Der Bericht besagte nach der „Times", England sei der einzige Markt, auf dem Rußland einen Ausgleich für die Depression seiner Landwirthschaft finden könne; ebenso komme England als Markt für die Unterbringung russischer Anleihen in Betracht. Solch ein Markt sei England auch vor den Wirren an der afghanischen Grenze gewesen; diese Unruhen hätten aber Rußland gezwungen, seine Anleihen in Berlin unterzubringen und später unter dem Drucke der politischen Verwicklungen in Frankreich. Diese Darstellung wurde zwar später in Petersburg dementirt; als aber bald darauf der Versuch gemacht wurde, eine größere Anleihe in London aufzulegen, schrieb die „Times" am 27. Mai 1899: Es möchte scheinen, daß Rußland so sehr auf unsere Gutmüthigkeit pocht, daß es glaubt, für *seine* Zwecke britisches Capital erlangen zu können, an dessen Verwendung in China es *uns* hindert. Es darf angenommen werden, daß sich britische Capitalisten mehr als einmal oder zweimal bedenken, ehe sie ihr Capital zu einem Zwecke hergeben, *der sich gegen sie selbst richtet*. In diesen letzten Worten der „Times" liegt der Kernpunkt der Frage: es ist dies beständige Zusammenhalten der politischen und der finanziellen Seite dieser Frage. Der Erfolg der russischen Anleiheversuche ließ sich daher voraussehen: nicht ganz drei Millionen Pfund (2975000 £), also nicht einmal ein Tropfen auf einen heißen Stein, wurden damals unter formeller Mitwirkung der englischen Börse aufgelegt.

Welchen Einfluß auch immer England auf den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges hatte, auf alle Fälle beweist die Entwicklung der letzten Jahre, wie Recht England von seinem Standpunkt hatte: seinen letzten Trumpf dem asiatischen Rivalen gegenüber, die Wiedererschließung des englischen Capitalmarktes, nicht aus der Hand zu geben. Im Jahre 1905 war Rußland genöthigt, eine $4^1/_2\,\%$ige Anleihe von $231^1/_2$ Millionen Rubel aufzunehmen, mit der außergewöhnlichen Bedingung, daß dem *Obligationsinhaber* vom 1. Januar 1911 ab das Recht der Parikündigung der Schuld eingeräumt werden mußte; dann folgten 400 Millionen Rubel $5\,\%$ige Anleihen und dann im Jahre 1906 die große Friedensanleihe im Betrage von $2^1/_4$ Milliarde Francs zum Course von $88\,\%$. Von dieser letztern war Deutschland ausgeschlossen, während England mit einem Antheil von 330 Mill. Francs bedacht war. Der rapide Rückgang der bei dieser Anleihe Anfangs gezahlten Prämie in London, sowie das Hervortreten eines Disagios an der Londoner Börse ließen den Kenner der Verhältnisse auch nicht im geringsten Zweifel darüber, daß man in London den internationalen Charakter der Emission benutzt hatte, um die Anleihen nach Möglichkeit wieder abzustoßen. Wer sich vergegenwärtigt, daß Rußlands Geldbedürftigkeit unverändert besteht, und daß England seinen Capitalmarkt dem russischen Darleiher nur gegen greifbare politische Concessionen zu eröffnen gewillt ist, damit die britischen Capitalisten, um mit der „Times" zu sprechen, ihr Geld nicht für einen Zweck opfern, „*der sich gegen sie selbst richtet*", wird über den wahren Grund, der Rußland zu dem Abkommen nöthigte, schwerlich im Unklaren sein. Für *das deutsche Capitalistenpublicum* dürfte sich den weiteren unter englischer Aegide abzuschließenden russischen Anleihen gegenüber *eine gewisse Reserve* empfehlen, damit wir durch Uebernahme dieser Anleihen nicht in die Lage kommen, die Vortheile zu bezahlen, die England in dem jüngsten Abkommen von seinem politischen Gegner erkauft hat.

Digitized by Google

Die Wahrheit über die Schlacht von Sedan.

Von Karl Bleibtreu.

I.

Das französische Generalstabswerk hat nun auch die Katastrophe des 1. September documentär behandelt. Wenig anschaulich und übersichtlich, häufig ungenau und flüchtig. Wirkliche Verarbeitung der Quellen darf man bei den Historikern der Rue St. Dominique nicht suchen, überall muß man Lücken selber aus Historiques und Rapporten ergänzen oder Unrichtigkeiten daraus corrigiren. Immerhin wird doch so viel neues Material beigebracht, daß für den Gefechtsstatistiker das Bild sich vielfach überraschend ändert. Da sich dies nur an Hand des Schlachtverlaufs nachweisen läßt, möchten wir daher eine kurze Uebersicht der verschiedenen Phasen bieten, wobei sich sowohl Irrthümer des französischen als besonders des deutschen G.-St.-W. am klarsten entwirren lassen. Den allerbösesten Wahn müssen wir aber zuvor zerstören: die unbegreiflichen, um kein anderes Wort zu brauchen, deutschen Angaben über den französischen Verlust und die Zahl der Capitulanten. Wir hatten schon früher statistisch erörtert, daß die „Armee von Chalons", welche das deutsche G.-St.-W. noch bei Sedan auf 124000 Mann berechnet, niemals diese Stärke selbst beim Ausrücken von Rheims erreichte. Außerdeutsche Autoren fielen auch nicht darauf herein und so steht denn in Berndt „die Zahl im Kriege" für Sedan: 90000 Franzosen, 468 Geschütze. Der französische G.-St. schweigt sich zwar hierüber, wie über alles wirklich Wichtige, geheimnißvoll aus, doch aus Aufzeichnungen des Hauptmanns Mulotte vom Corps Douay geht hervor, daß man mit 106000 Mann effectiv von Rheims aufbrach und daß in Folge Marschstrapazen und Beaumontverlust am 1. September nur 90000 bei den Fahnen waren. Für Unkundige sei aber bemerkt, daß man unter „Mann" sämmtliche Nichtstreitbaren (Train u. s. w.) mitversteht, während die deutschen Stärkeziffern immer nur Gewehre und Säbel als Streitbare angeben ohne Officiere, Artillerie, Nichtstreitbare, welch Letztere auch Musik, Fahnenwache, Unterofficiere bei jedem Bataillon und ähnlich bei jedem Reiterregiment einbegreifen. Um Gewehre und Säbel richtig zu beziffern, muß man daher 15% von der Effectivstärke abziehen, und dies ergiebt ungefähr 76000 Gewehre und Säbel Mac Mahons bei Sedan. So verwirrend wirkt aber die verschiedene Rechenweise, da die Franzosen stets „Mann" und die Deutschen stets „Streitbare" angeben, daß Berndt 90000 „Mann" gelassen 154000 Deutschen gegenüberstellt, während Letzteres eben nur Streitbare sind. Nach den Einzelschriften des deutschen Generalstabes fochten bei Sedan abzüglich Detachements rund 150000 Gewehre und Säbel. Stimmt aber unsere obige Berechnung der französischen, dann war also eine genau doppelte Uebermacht anwesend. Die Ziffer 468 Geschütze ist aber ebenso drollig, wie die deutsche officielle Angabe, daß 419 erobert seien. Diese Fälschung wagte man offenbar in der Annahme, daß alle bei Wörth vernichteten Batterien neu complettirt seien, was freilich bei 76 Batterien auch nur 456 Stück machen würde. Dies war aber keineswegs der Fall, sondern man hatte nur 440, wovon 27 (nicht 42, wie die deutsche Historie fabelt) bei Beaumont verloren gingen. Nun sind aber 23 Geschütze nach Mezières entkommen, so daß nur 390 in deutsche Hände fielen. Selbst wenn also zwei incomplette, nicht feldmäßig verwendbare Batterien, die man innerhalb der Festung Sedan verwendete, bei den Feldtrophäen mitgerechnet sind, könnte man nur 400 Geschütze erbeutet haben. Woher die 189 Festungsgeschütze stammen, die man erobert haben will, wissen die Götter. Es waren nur 12 schwersten Calibers und eine Reihe Zwölfpfünder vorhanden: man muß also wohl die ältesten ausrangirten Arsenalstücke der Vorzeit mitgezählt haben! Doch wir wundern uns über nichts mehr, wenn wir nun die sonstige Verlustangabe zählen: 3000 todt, 14000 verwundet, 21000 gefangen, 83000 capitulirt, 3000 entwischt. Daß 14000 Verwundete auf 3000 Todte allen sonst gebuchten Schlachtverlusten der Krieges widersprechen würden, betonten wir schon früher oft. Nun wohl, es waren laut officiellem Ausweis des französischen G.-St. 3000 Todte, 6800 Verwundete, einschließlich 788 Officiere, ganz normal! Die Zahl der Capitulanten schien allen Unbefangenen so verdächtig, daß Berndt naiv aus freier Hand zufügt „einschließlich der Verwundeten". Darnach hätten also, da er wieder aus freier Hand ein Tausend wegstreicht und 82000 Capitulanten rechnet, 68000 Waffenfähige capitulirt. Hier haben wir aber nun endlich genauen Ausweis der Corpsmarschjournale für den Bestand am 2. September, und da wir uns die Mühe machten zu addiren, erhielten wir 59500! Wir glaubten nun früher den Schlüssel des Räthsels gefunden zu haben, daß die „21000" Schlachtgefangenen einfach nachher noch mal doppelt bei den Capitulanten mitgerechnet seien. Doch so sehr uns dieser Tric empörte, bleibt dies noch weit hinter der Wahrheit zurück, denn es sind überhaupt nicht 21000, sondern höchstens 9000 Mann während der Schlacht gefangen worden! Das Verlusttableau des französischen G.-St. ist freilich bezüglich der „Disparus" insofern wirr und ungenau, als nur 8400 gebucht sind, die man als gefangen betrachten darf, dagegen fernere 6400 in der Luft herumschwirren, die bei den Fahnen fehlten, von deren Verbleib man aber nichts weiß. Nur ein aufmerksamer Forscher kann sich zurechtfinden, wenn bei Failly 500, bei Ducrot 2400, bei Lebrun 3500 „Disparus" nicht untergebracht werden können, die notorisch am 2. September fehlten, während umgekehrt Douays Gesammtverlustangabe um 400 Köpfe hinter den Einzelangaben seiner Regimenter zurückbleibt. Nun sind aber nicht 3000 oder, wie Berndt sagt, 5000, sondern mindestens 6000 nach Mezières entkommen (das schon am Vortag dorthin desertirte 3. Ligne ungerechnet). Die Zahl geht also ungefähr genau auf und mit rund 60000 + rund 23000 haben wir die wahre Gesammtstärke am Schlachttag, d. h. genau so viel, als man bloß Capitulanten rechnete!

Das Schlachtdrama spielte in drei Acten: 6—1 Uhr Exposition, 1—3 Uhr Peripetie, 3—5 Uhr Katastrophe.

Bazeilles: 6 bayerische Brigaden gegen 3 viel schwächere französische, Verhältniß von 3:1. Das Dorf ist nicht wirklich erobert, sondern auf Ducrots Geheiß freiwillig geräumt worden. Nur Einzelabtheilungen, die sich nicht mehr durchschlagen konnten, setzten den Kampf dort bis Mittag fort. Wimpfens Befehl, das Dorf zurückzunehmen, ward nicht nur nicht befolgt, sondern 1. 4. Marine besetzten nicht mal Balan, gingen dahinter nördlich zurück, das 2. hingegen nordöstlich nach Fond de Givonne, wo es Nachmittags mit gegen die Sachsen focht. Da in Balan nur 11. Ligne (abgezweigt von Division Goze) und daneben Brigade Carteret (von Ducrot geschickt) standen, konnte der Ort nicht gehalten werden. Die bayerisch-sächsische Artillerie wirkte überwältigend. Hier verlor Lebruns 3./14. Batterie allein 52 Todte und Verwundete, 8./14. verzeichnet gar 154, davon entkam aber der größte Theil Vormittags mit 6 Protzen nach Mezières. Zu bemerken ist noch, daß nicht 4. Marine, sondern 1. seitwärts am Park Monvillers focht und nicht 22. Cambriels, sondern 14. Lacretelle sich daran anlehnte, daß 3 Batterien Douays, nicht Ducrots, dort schon Morgens unter Lebruns Batterien einrückten.

Lamoncelle-Daigny. 4 sächsische Brigaden und 1 Gardebrigade gegen Div. Lacretelle, Grandchamp, Lartigue: ungefähr gleiche Kräfte. Ferner kamen bei Daigny Pellés 16. Chasseurs zu Hülfe. Lartigues Brigade Fraboulet schon Morgens von 4 sächsischen Bataillonen über die Givonne zurückgeworfen, Lartigue verwundet und, wie sein Stabschef bezeugt, gefangen, obschon das G.-St.-W. davon schweigt.

Digitized by Google

Nach Verlust von Daigny hielten Bellemare (Stellvertreter Lartigues), Grandchamp, 31. Lacretelles die Höhen nordwestlich von Daigny bis etwa 4 Uhr. Westlich davon wichen 20. 14. (General Louvent verwundet) und Marschbrigade Marquisan schon Mittags auf die Linie Balan-Fond de Givonne, hielten sich hier aber bis zuletzt. Lebruns Artillerie litt ungemein, verlor 20 Geschütze, 10 Protzen, 20 flogen in die Luft. Drei Artilleriegenerale (Labastie, Ouvrier, Mitrecé) bluteten.

Givonne-Garenne. Ducrots Division Wolff und Pellés Brigade Montmarie allmälig auf Fond de Givonne von der 1. Gardedivision zurückgetrieben. Wirkung der Gardeartillerie materiell lange nicht so groß, wie bisher geglaubt. Wolffs Artillerie litt am wenigsten von allen, Ducrots Reserve-Artillerie hatte zwei Drittel ihres Verlustes anderswo, nur 1. Zuaven litten ansehnlich. Ursprünglich feuerte auch Faillys und Pellés Artillerie gegen die Strecke Bazeilles-Daigny, machte aber dann Kehrt und ging an den Nordwestrand des Garennerwalds, Front nach Illy.

Floing. 4 hessisch-thüringische Brigaden, doppelte Uebermacht, gegen Division Liébert: beiderseits größte soldatische Leistung des Tages. Die Heldenthat des Halbbataillons Treuenfeld, das sich allein 2 Stunden in Floing hielt, wird übertrieben: I II 37 unternahmen hier erst spät Sturmangriffe, als schon deutsche Verstärkungen eintrafen. Brigade Guiomar hielt den Höhenrand oberhalb Floing bis 2 Uhr vollständig. Nach 3 Uhr erstiegen die tapfern Hessen den östlichen, die schneidigen Thüringer den westlichen Höhenrand, obschon dreimal durch Vorstöße des 5. Ligne und der Brigade Bastide bis zum Thal zurückgeworfen. 5. Ligne deckte den Abzug auf Cazal, wo 6. Ch. die Thüringer aufhielten. Ein wilder Gegenstoß des 53. scheiterte unter großem Verlust. Doch hielt sich Liébert bis Ende der Schlacht. Außer General Guiomar bluteten der Stabschef und Artilleriecommandeur. Dort feuerten 6 Batterien Douays 9 Lebruns (letzteres ganz neu) und litten verhältnißmäßig wenig, obschon von 25 deutschen in Front und Rücken beschossen.

Illy. 1 Brigade V. Corps, wovon 3 Bat. noch gegen Liébert eingesetzt, umgekehrt durch 3 hessische Bataillone an dieser Stelle ersetzt. Hier wäre das Mißverhältniß der Kräfte ganz zu französischen Gunsten, da hier Divisionen Dumesnil und Dumont stehen sollten. Erstere (3. Ligne nach Mezières desertirt) zählte aber nur 4500 Mann (incl. Artillerie, Officiere, Nichtstreitbare) und letztere wurde von Wimpffen südwärts befohlen, gerieth dabei auf kahler Hochfläche in Granathagel aus allen vier Windrichtungen und zerstob aufgelöst in den Garennewald. Ebenso wurde die Hauptmasse der Cavallerie vom Plateau Algérie nach dem Wald vertrieben, schon hier — nicht bei den späteren Attacken — fielen Generäle Tillard und Girard, wurde Divisionär Salignac verwundet. Sowohl jetzt als auch später nach den Attacken ritt die Reiterei Ducrots Brigade Lefebvre, die gerade vorrücken wollte, derart um, daß sie bis Sedan zurückgerissen wurde, ohne je zum Schlagen zu kommen. Divisionär Hériller blutete hier. Das gleiche Loos traf das 68. der Faillyschen Brigade Fontanges, die nach Illy abberufen wurde. Dagegen gelangte Faillys Brigade Maussion zum Aufmarsch, theilte sich aber in der unerträglichen Kanonade, so daß nur II 88 14 Ch. und ein Halbbataillon vom 49. unter Hauptmann (heut General) Vantoux den berühmtgewordenen Calvaire d'Illy erreichten, wo auf der Kirchhofkuppe Dumonts Batterien standhaft feuerten. Da aber 14 Batterien Kirchbachs von Fleigneux her ihre Geschosse mit denen der Gardeartillerie kreuzten, mußten Dumonts Geschütze, nachdem sie 7 Off., 7 Protzen verloren, das Feld räumen. Am Calvaire war nur III 83 der Brigade Bittard zurückgeblieben und hatte nicht hindern können, daß die Hessen Dorf Illy am Fuß der Höhe besetzten. Wahrscheinlich ist es dies Bataillon, von dem deutsche Berichte erwähnen, es habe sich vormittags mit Reiterei nach Belgien durchschlagen wollen, sei aber wieder auf den Weg zurückgewichen. Es gelang nämlich nicht weniger als $7^1/_2$ Cavallerieregimentern, außerdem noch Theilen von 1. 6. 7. Lanciers, nach Mezières zu entkommen, geführt von Generälen Michel und Bernis, während Divisionär Brahaut gefangen wurde. Außerdem entrannen 23 Geschütze und viele Protzen. Daß die Deutschen unterwegs 8 Geschütze abgefangen hätten, muß reine Erfindung sein, obschon sich das französische G.-St.-W. darüber nicht äußert. Nach dem genaueu Materialverlust-Tableau der Artillerie ist dies unmöglich, es werden wohl 8 Protzen gewesen sein.

Artilleriekampf bei Illy. Da der Calvaire ganz von Truppen entblößt, so beschwor Douay persönlich die Generale Dumont und Bittard, den Punkt zu bewahren. Nicht Brigade Bordas, von der nur III 72 mit Mühe und Noth heraufgeholt wurde, sondern das 82. Bittards besetzte die todbringende Kuppe wieder, wo zwölf Zwölfpfünder Douays auffuhren. Doch Batt. Nailly ward „in wenigen Minuten" zertrümmert, Batt. Huon zurückgenommen. Jetzt sprang Ducrots Artillerie ein und zwar die von Daigny zu Munitionsersatz abgegangene Artillerie Lartigues, der die Sachsen schon 3 Stücke geraubt hatten. Sie hielt sich westlich vom Calvaire lange und brav, ihr Führer selbst blutete; daß sie „die Hälfte ihrer Mannschaft" verlor, wird aus Verlustliste nicht ersichtlich. Härter litt links von ihr Dumesnils Artillerie, der 5 Stücke demontirt wurden, die aber standhielt. Sie und die Reitende Batterie Hartung, isolirt an einer einsamen Pappel, wirkten bedeutend gegen die Flanke der Floingstürmer. Unmittelbar am Calvaire fuhren jetzt 4 Reserve-Batterien Ducrots (nicht 3, wie das französische G.-St.-W. rechnet) mit großer Bravour auf, obschon 2 zertrümmerte Zwölfpfünder ihnen dort zeigten, was zu erwarten war. Besonders Reitende Batt. Perrin und Brives (schon bei Wörth brav) ertrugen schwerste Verluste und wichen erst nach 3 Uhr an den Waldrand, wo Faillys Reserveartillerie und die seiner Division Lespart eine zweite Linie bildeten. Rückwärts vom Calvaire schoß auch noch Pellés Artillerie nach dieser Richtung und es ist bemerkenswerth, daß auch die zweite Linie geradeso litt wie die erste: so weit reichte die deutsche Kanonade aus Süd, Ost, Nord. Insbesondere Lesparts Batterien, von denen nirgends die Rede ist, verloren 6 Off. (wobei der Oberst Montet) 115 Mann. Faillys Artilleriegeneral Liédot fand schon früher den Heldentod und haben seine nur noch 61 Geschütze relativ am meisten gelitten. Nächst ihm Ducrots Reserveartillerie (8, 165), da beim ungeheuren Verlust der Lebrunschen Reserveartillerie (4, 359) und Lacretelles (12,144) sehr viel nach Mezières Entwischte oder Gefangene abzuziehen. (Totalverlust Lebruns: 29, 632 Ducrots 23, 363 Douays 19, 291 Faillys 14, 251). Ganz Außerordentliches leistete die reitende Mitrailleusenbatterie Hartung (der Cav.-Div. Margueritte beigegeben), sie verlor 77 Mann (nicht 60, wie das incorrecte Verlusttableau angiebt, da von 91 Mann nur 14, nach andrer Angabe sogar nur 11 übrig blieben) und konnte zuletzt nur noch 1 Geschütz mit Hülfe der Officiere bedienen. Heldenhafter als die französische Artillerie bei Illy, geschickter als die bei Floing kann man sich also nicht benehmen und es ist auch hier wieder Mythe, daß sie gegen die preußische nichts ausrichtete. 4 zerschossene Hessengeschütze, Tod des Gardeartilleriechefs Scherbening gleich zu Anfang zeigten ihre Treffsicherheit und die mörderische Wirkung der Mitrailleusen (offenbar die Dumesnils und der Batt. Hartung) wird deutscherseits bezeugt. Das Fußvolk zeigte sich dagegen hier demoralisirt, obwohl lange nicht so schlimm wie bei St. Privat, wo fünf Bataillone Lafonts und Brigade Gibon bloß vor Granatenschwall ohne wirkliche Verluste ausrissen. III 72 wich zuerst, 82. um 3 Uhr, I 17 der Brigade Fontanges, rechts vom Wald heraufgerückt, hielt sich etwas länger. 1. Turcos (Brigade Gandil der Div. Pellé), das nun auch am Calvaire einrückte, will sich bis 4 Uhr behauptet haben.

Digitized by Google

Die Tragik reicher Mädchen.*)

Von Dr. Theodor Lessing (Hannover).

I.

„Ihr lernt: Das Haus des Mangels nur kenne die Schwermuth,
Nun seht im Prunke der Säulen die herbere Schwermuth."

Es ist tief im Wesen der menschlichen Seele begründet, daß nur solche Tragik anerkannt wird, die im Stande ist, die Aufmerksamkeit vieler Ohren und vieler Augen auf sich zu lenken. Der Arbeiter, dem an der Maschine ein Finger abgequetscht wurde, — der Bankerotteur, der im Bereiche der Neugier seiner Mitmenschen aus Höhen des Reichthums herabgestürzt ist, — der Verbrecher in der Eisenkette, oder jener Unglückliche, dessen Antlitz durch Blattern und Narben entstellt wird — sie alle können gewiß sein, daß ein philantropisches Zeitalter ihre Schmerzen zu würdigen weiß, und daß sich ihnen Mitleid und Liebe zuwendet, soweit Liebe und Mitleid unter Menschen heimisch sind. Aber es giebt unsichtbare Eisenketten und Kerker, unsichtbare Narben und Entstellungen der Seele, Bankerotteure und Schiffbrüchige inmitten von Glanz und manche Verunglückte in Seide und Purpur — von ihnen spricht man nicht, weiß man nicht und hat keine Maßstäbe für ihre Fähigkeit zu leiden ... Irgendwo in England, auf einem verschollenen weltfremden Landgut lebt ein armes verkrüppeltes frühreifes und überzartes junges Mädchen unter Blumen und Büchern. Die Sonne dringt in ihr Mädchengemach; die Sterne der Nacht sind ihre Vertrauten. Alles was Großes von menschlichen Schöpfern errungen ist, strömt ihr zu. Rastlos nährt und pflegt sie ihren Geist, ihre Cultur. An das welteinsame Lager gefesselt, erwächst sie zu einer großen englischen Dichterin. Es ist Elisabeth Browning, von der ich rede, die Gattin Robert Brownings. Wer hätte ihr Leben nicht bewundert? Wer nicht irgendwo von der sublimen und erhabenen Liebe dieser beiden „Höhenmenschen" gelesen? Von dem vornehmen Dichter, der zum Pfleger und Hüter einer zarten kranken Menschenblume wurde, von der tiefsinnigen Künstlerin, die an der Hand eines liebenden starken Mannes langsam zu Gesundheit und Lebensglück genas. Für die moderne Welt wurde dieses berühmte Liebespaar der Literaturgeschichte gleichsam zu einem Symbol, zu einem leuchtenden Vorbild der Lebenshaltung gleich den mythischen Liebespaaren der Vorwelt, „gleich Romeo und seiner Julia" — — Ich gestehe, daß ich niemals das Leben der Elisabeth Browning so tragisch und bewunderungswerth, noch auch ihr Frauenschicksal und ihre Liebe heroisch und sublim habe finden können. Diese Liebe ist zu artistisch, diese Lebenshaltung zu ästhetisch, als daß sie mich sehr zu rühren vermöchte. Zwei reiche, unabhängige, wohlgenährte, auch mit allen Culturen der Erde wohlgenährte Geistesmenschen sitzen in Florenz oder in Rom unter Kunstschätzen und erlesenen Bildern der Schönheit. Sie goutiren einander. Sie besingen einander in unsterblichen Sonetten. Sie schlürfen ihre Liebe wie eine köstliche und preislose Frucht. Was ist daran bewunderungswerth? Was heroisch an einer Leidenschaft, deren Voraussetzung zweifelsohne der Capitalbesitz und jene Freiheit von groben, vergemeinernden Kämpfen des Lebens und der Societät ist, ohne die solche Aestheten-cultur niemals gedeihen kann. Meine Erinnerung schweift zurück zu der armseligen Kammer, in der Gotthold Ephraim Lessing mit seinem Weib gelebt hat, unbeirrbar treu in fortwährenden Geldnöthen und Hungerssorgen, zwei gute Arbeitspferde in dasselbe Joch gespannt. Ich denke an die rührenden Briefe, die Moses Mendelsohn, ein armer verprügelter Jude, an sein Weib schrieb; ein ganzes langes Menschenleben voll Enttäuschung und aufreibender Seelennoth, in dem zwei Menschen, die einander gut sind, nur der eine den anderen kennt, tief verwurzelt, verankert in zahllosen Gemeinsamkeiten der Noth, und mit dem Blute aus vielen Wunden an einander gekittet. Warum preist man nicht diese als heldenhafte Vorbilder einer „großen Liebe"? Man sieht hier keine greifbaren Hemmnisse, an die man sich halten kann. Elisabeth Barret-Browning aber lag ein halbes Leben lang auf dem Sopha und war gelähmt; das ist genug, um ihr Leben „heroisch" zu finden — — Aber neben ihr Lebensbild will ich ein anderes stellen. Welche Frau dürfte nicht stolz sein, das Weib des großen Thomas Carlyle zu heißen? (obwohl im Allgemeinen ein zweifelhafter Vorzug ist, mit einem „großen Mann" verheirathet zu sein). Jane Welsh-Carlyle war eine unabhängige von aller Welt beneidete Frau. Man bewunderte ihren starken Geist, man pries sie glücklich als Geliebte eines großen Schriftstellers, eines Philosophen (von unvergleichlicher Unausstehlichkeit) den die Englisch sprechende Welt vergöttert. Und sie starb in ihrer Equipage auf einer Spazierfahrt im Hydepark, welch leichter und beneidenswerther Tod! In ihrem Nachlaß aber fand sich ein Tagebuch, ein sehr merkwürdiges Document eines vollkommen zerstörten, verzweifelt unglücklichen Frauenlebens und Keiner war erstaunter als der große und ehrliche Carlyle, aus den Tagebüchern seines Weibes zu erfahren, daß sie tief unglücklich war, während sie ihrem „Philosophenkinde" die abgerissenen Knöpfe nähte oder neue Methoden ersann, um seine überreizten, launischen und ewig hypochondrischen Nerven vor Lärm und Schlaflosigkeit zu bewahren. Denn daß er „besser schlafe" war die große Aufgabe ihres Lebens und an seine abgerissenen Knöpfe gab sie ihr größes Talent und die Eigenrechte ihrer seltsamen Persönlichkeit hin. Aeußerlich erscheint dieses Frauenleben als der typische Lebensweg einer gut versorgten, gesellschaftlich allgemein geachteten und wahrhaft glücklichen Gattin. Was wissen wir Menschen also vom Glück? Es läßt sich nicht an der Anzahl von Dollar messen, die einer im Leben für seine Bedürfnisse ausgiebt. Wir denken grob, wenn wir die Kette und den Hunger, die Pritsche und Galeere, Krankheit und Tod für Vehikel der Tragik halten. Die Mückenstiche nichtiger Sorgen sind schlimmer als der Kampf mit Löwen. „Es lebe die Bagatelle!" rief Swift, als ihm der Kopf bersten wollte. Es ist denkbar, daß die elegante Modedame in einer einzigen schlaflosen Nacht tiefer in das versteinernde Auge der Gorgo schaut als jemals die arme Heimarbeiterin vermöchte, von deren Elend im Frohndienste des Sweatingsystems die Statistiken unserer Congresse Schreckliches berichten. Ja, es giebt eine Classe seelischer Qualen und Belastungen, die sich allein in Muße und materieller Unabhängigkeit ausblühen. Es giebt schlaflose Qualen für die das Selbstvergessen der täglichen Sorge und jene Narkose der Arbeit und Moral, in der die meisten Menschen alt und grau werden, fast wie Erlösung scheint. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, und der Hunger der Seele ist endlos und unerschöpflich. Wir können nur sprechen: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne."

*) Der obige Essay war ursprünglich in englischer Sprache erschienen; dies mag rechtfertigen, daß vieles darin speciell auf englisch-amerikanische Verhältnisse Bezug hat.

Vaterland.

Von Richard Schaukal.

Es giebt keine „absolute" Wahrheit des Zuständlichen. Mein bewußtes Empfinden allein hat Realität — für mich. Bewußtsein aber hat die Einheit des Subjects zur constituirenden Voraussetzung. Und diese Einheit ist ein metaphysisches Absolutum.*) Ich habe vor einigen Tagen in

*) Es sei hier auf das großartige „Gefüge der Welt" von Dr. Hermann Graf v. Keyserling (München, Bruckmann 1906) verwiesen.

Digitized by Google

einem Wiener Künstlercabaret das Lied „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ von einem Maler in einem aus der Zeit der Türkenkriege stammenden Reitercostüm vortragen hören. Und als der schwere dunkle Mann, breit die Beine gespreizt, mit eherner Stimme das schwere alte Lied sang, in dem der Donner der Geschütze grollt, Fanfaren gellen und Rosse schnauben, Lagerfeuer durch die Ufernacht glühen und der Pulverdampf wölkt, dies alte Lied vom alten Gott, von der fernen Heimath und der großen Fremde, das Lied vom Muth und der Treue der Männer, von der thränenlosen Trauer und der beklemmenden Dunkelheit der entschlossen kauernden Vorabende, dieses Lied aus einer eisengrauen und schärpenbunten, einer großen handelnden Zeit: da quoll es wieder einmal herauf in mir und bedrängte mich selig: das war ja Oesterreich, mein Oesterreich! Prinz Eugenius und die Türken, der Rhythmus dieses Liedes und der Maler, der es sang „im Costüm der Zeit“, darin er stak wie hineingeboren, das Belvedere und die herrliche Barockcultur Wiens und ihr großer Maler Canaletto, das war ja alles eine Gefühlsmasse, dies, Geschichtliches nnd Künstlerisches, Soldatisches und Musikalisches, und die Leichtigkeit, in all dem die beseligende ästhetische Gewichtslosigkeit, der unnachahmliche Rhythmus all dieser schweren sonoren, dunkelfarbigen, tiefschattenden und so unsagbar erlauchten Dinge, das war ja Oesterreich, *mein* Oesterreich!

In einem unsrer Vertretungskörper ist das Wort gefallen: „Wir Oesterreicher sind arme, vaterlandslose Gesellen, wir haben eine Heimath, aber kein Vaterland“. Es sei, sagte der Redner, ein deutscher Politiker, den reife Einsicht und ein lebhafter Geist auszeichnen, die Aufgabe unserer Generation, einen Boden, ein Vaterland zu finden, das Allen gemeinsam wäre. Gewiß, der so sprach, hat gesprochen, wie er zu fühlen meinte. Aber — was heißt denn Vaterland anderes als dieses Einssein mit Luft und Boden, Farbe und Klang, Vergangenheit und Gegenwart? (Was ist künstlerisches, was religiöses Empfinden anders als Einheitsbewußtsein?) *Vaterland ist nicht Zukunft, Vaterland ist Vergangenheit.*

Kann ich willkürlich von mir abthun, was tausend Generationen geschaffen haben zu meinem Boden, meiner Luft, meiner Geschichte? (Renegaten sind immer Doctrinäre, Rassen können sich nie acclimatisiren.) Braucht man denn einen mit Linien eingefaßten Begriff zum *Dasein* im Gefühl? Und anderseits: kann ein Mensch dem ein Vaterland geben, der es nicht besitzt? (Und ich „besitze“ das Vaterland, wie ich im erkenntnißkritischen Sinne die Welt überhaupt „besitze“, kraft meiner organisch-lebendigen, einheitlichen Apperception.) Einen „gemeinsamen Boden“ soll man zu „finden“ trachten? Ist er denn nicht da, ein unsichtbares Königreich wohl nur für Realpolitiker?

Politik ist freilich keine Sache des Ressentiments, aber Politik hat dafür nichts zu thun mit den großen, nicht zu summirenden Werthen der Seele, wenn sie auch, wie Mephistopheles, dienend beiträgt zu ihrem Bestand, der immer wieder ein metaphysisches Ganzes ist. Das „Ganze“, die Einheit, ist eben kein logisches, auch kein psychologisches Problem, höher gehts hinauf — ins Musikalische, ins Rhythmische, das die große Form alles Lebendigen ist, metaphysisch, aber darum nicht minder „wahr“: der Pulsschlag Gottes in der Welt.

Politik sagt: es steht damit — dem Singularen — so und so, sollte aber, will ich, so und so stehn (natürlich ist das „so“ immer relativ, denn Politik ist nichts, existirt nicht ohne — Gegenpolitik). Die Seele empfindet das Ganze: Ich bin, wir sind. Politik sagt: „Aufgabe der Generation“ ist es u. s. w. Die Seele der Generation, die in den Meisten schläft, die Seele der Erben, die die Seele der Ahnen ist, weiß, wenn sie Einem sich rührt, nichts von Aufgaben, wohl aber von wirkenden lebendigen Kräften.

Weiß das Wasser von Aufgaben? Man kann es dazu „heranziehn“. Es wird sich fügen und — frei bleiben, denn Freiheit ist kein Aeußerliches, sondern ein Innerliches, das Gesetz des innern Zusammenhanges, der gefühlten Einheit. Weiß die ganze Natur von Aufgaben? Sie ist da und wirkt, indem sie ihrem Gesetz gemäß ist, d. i. beständig wird. Sind Generationen nicht Natur? Der Einzelne freilich ist ein armer Rechenmeister und Teleologe. Das Ganze aber ist — nennts ein Mysterium, es *giebt* Mysterien — eine formale Existenz, die im Bewußtsein lebendig wird, sonst nichts — und das ist mehr. Die Form, die Musik des Zusammenhanges ist Alles. Gott, Welt, Natur, Kunst und mein Ich sind nur immer wieder das Gesetz der Einheit. Aufgaben kann man „fixiren“, Gesetze nicht. Politik, sofern sie wirksam ist, schafft Realitäten, nahe Nützlichkeiten für Einzelne und summirte Einzelne. Politik, die Lebenswerthe postulirt, ist — Romantik. Dies sagt ein „Idealist“.

Ich fühle mich zusammenhängend mit der Geschichte meines großen Reiches, mit seiner Sitte, seiner Kunst, seiner Tradition, gewiß nicht mit den aufgedrungenen Surrogaten einer traditionsbaren Gegenwart, nicht mit „Cultur“werthen des schwatzhaften politischen Doctrinarismus. Ein neugieriger Fremder nur weile ich in England, in Frankreich, Heimweh wühlt mir im Eingeweide nach *meiner* kühlen Nadel- und Laubluft, nach Mährens welligen unendlichen Feldern, nach seinen dunkeln wildreichen Forsten, nach den grünen Bergen der österreichischen Alpen (eine andre Luft, eine fremde, eine trockene Luft weht mich in der Schweiz an), nach den blauen Gestaden der Adria, nach dem Rhythmus des österreichischen Lebenstyls, nach dem unzerstörbaren Geschmack seiner traditionellen Typen (des Fiakers so gut wie des Ballethabitués, des Briefträgers, des „Wasserers“), — fremd bin ich trotz dem innigsten Zusammenhange mit den geistigen großen Culturwerthen in norddeutscher Intellectskühle, — nach dem klangvollen Orchester der vielen Sprachen (näher steht mir — wozu das ableugnen wollen? —, trotz meiner geistigen Abstammung aus der deutschen Muttersprache, im lebendigen Leben, durch die Temperatur gleichsam aller gemeinsamen Lebensregungen der österreichische Slave als der Reichsdeutsche, der Sachse, der Preuße, der Rheinländer.) Ist dies nicht Besitz? „Wem gehört die Alpenwiese,“ fragt Peter Altenberg, „dem Bauer, der sie bewirthschaftet, oder mir, der ich sie *empfinde*?“

Mir gehört sie, mir gehört mein Vaterland, sein Herrscherhaus, die *Quintessenz* berückender natürlicher Noblesse, sein *katholisch-farbig-musikalisches* Gepräge, die große Wiener Frohnleichnamsprocession z. B. mit dem wundervollen Rhythmus ihres traditionellen Styles, den ich erschauernd, demüthig, glücklich *erlebe*; mir gehört sein Heer, diese prachtvoll bewegte, schmiegsame und doch so zähe Gliederung eines organischen Körpers, mir gehört seine autochthone Gesellschaft, dieser schwebend gelagerte Schichtenbau, der Freiheit, Elasticität und Gleichgewicht ausdrückt: der Bauer, der Edelmann (nicht mehr leider der entwurzelte Bürger); mir gehören seine Dichter, Bildner, Maler und Musiker, diese lange Reihe mit dem unverkennbaren Familienzug: — hat meine Generation, wenn sie wie ich empfindet, wirklich nichts Gemeinsames, soll sie es erst in „Aufgaben“ suchen müssen?

Wohl, diese *Generation empfindet nicht* wie ich. Sie ist zersetzt von Programmen und Rationalismen, von Utilitarismus und Opportunismus, sie krankt an *Hinfälligkeit des Einheitsbewußtseins*. Aber so lange noch ein einziger Oesterreicher liebend sich als Theil eines trotz allem herrlichen Ganzen fühlt, darf kein noch so kluger Mandatar für alle zu sprechen meinen, wenn er verkündet: „Wir Oesterreicher sind arme, vaterlandslose Gesellen.“ Ich habe ein Vaterland, das ich mit keinem tauschen möchte, ich liebe es, weil ich sein dankbares und — undankbares Kind bin, treu mit Blut und Geist. Hier steh ich, ich kann nicht anders!

Digitized by Google

Karl Theophilus Döbbelin.

Ein deutscher Theaterprincipal.

Von Dr. Hans Landsberg (Berlin).

I.

Die deutsche Theatergeschichte hat bisher nur dem Großen und Größten im Reiche der Schauspielkunst ihre thätige Theilnahme zugewandt. So haben die Neuberin, Ekhof, Schröder, die Devrients, wenn auch zum Theil erst spät ihre Biographen gefunden. Gewiß sind diese Schauspieler für die Entwicklung des Theaterwesens von hoher Bedeutung und ihre nahen Beziehungen zum zeitgenössischen Literatenthum verschafften ihnen das bevorzugte Studium einer jungen Wissenschaft, die als Zweig der Literaturgeschichte entstanden ist. Versuchen wir aber die theatralische Entwicklung als ein selbstständiges Arbeitsgebiet zu betrachten, so finden wir, daß gerade durch mittlere Begabungen, wie sie uns etwa in Lessings Freunde Johann Christian Brandes, in Großmann, dem Correspondenten der Frau Rath Goethe, und nicht zuletzt in Karl Theophilus Döbbelin entgegentreten, die eigentlichen theatralischen Zustände der Aera, den Durchschnitt in den künstlerischen Darbietungen, das Weh und Ach ihrer trostlosen socialen Lage, die ununterbrochenen Kämpfe mit dem Publicum und einer oft bösartigen Kritik, farbiger und lebhafter zu Tage treten als bei den Großen, denen trotz Schillers Wort ein unsterblicher Nachruhm gesichert bleibt.

Döbbelin, das Haupt einer bekannten Schauspielerfamilie, bildet gleichsam die Brücke vom alten zum neuen Theaterwesen. Seine Anfänge fallen noch in die Zeit der Haupt- und Staatsactionen, deren Styl seiner künstlerischen Ausbildung den eigentlichen, unverdorbenen Stempel aufdrücken sollte, fallen in jene kritische Epoche der Schauspielkunst und Dramatik, in der man der Hanswurstiaden und des Extemporirens Herr zu werden suchte, in der Anlehnung an die Franzosen das regelmäßige, aber ungeheuer langweilige Trauerspiel schuf, bis durch Shakespeares Einwirkung jener Wandel der künstlerischen Anschauung eintrat, als welcher die Entstehung eines nationalen deutschen Dramas vorbereitete. So wie wir Döbbelin heute sehen als Komödianten und Coulissenreißer alten Schlages, der mit dröhnendem Kothurnschritt, schröcklichen Gebärden und wuthbebender Stimme nach dem Beifall der Galerien haschte und in keinem Punkte dem Geschmack der Kenner, der langsam auf das Theaterwesen Einfluß gewann, entgegenkam, will es uns fast unbegreiflich erscheinen, wie sich dieser Mann aus einer primitiven, den Zeitgenossen längst fremd gewordenen Kunstwelt so lange in einflußreicher Position halten konnte. Döbbelin, der in der ganzen Art seiner Erscheinung an größenwahnsinnige Provinzmimen erinnert, eine brutale und ränkesüchtige Natur mit geringem menschlichen Einschlag, der Zeitgenosse eines Schröder, gegen den er während seiner Berliner Gastspiele im Jahre 1780 und 1782 neidische Intriguen spinnt, eines Lessing, den er von Wolfenbüttel nach Braunschweig herüberschleppt, um die neue „Emilia Galotti" in Anwesenheit des Dichters spielen zu können, Goethes endlich, dessen „Stella" ihm ebenso wie Wagners revolutionäre „Kindesmörderin" durch die Censur verboten wird! Man weiß nicht recht, ob die Anecdote seiner ersten Begegnung mit Friedrich Wilhelm II. wahr oder erfunden ist. In jedem Fall ist seine sorgsam vorbereitete Anrede an den König, der eben den Thron bestiegen hatte, ungemein charakteristisch. „Die deutsche Kunst in silbergrauen Haaren (auf sich zeigend) erkühnt sich, sich Ew. Majestät heißen Strahlen zu nähern, um eine Erwärmung, deren sie bedarf, zu empfangen, indem seit einem Decennium die heftigsten Nordwinde auf sie gestürmt haben. Ew. Königliche Majestät werden bemerkt haben, wie vor einigen Jahren die deutsche Kunst mit der französischen in der heftigsten Fehde lag, wo gallische Wellen um deutsche Gestade mit gräßlichem Brüllen anschlugen, und wo Döbbelin dennoch unerschüttert, wie ein Fels stehen blieb..." Man denkt bei diesen Worten, die Brachvogel, der Historiker des Berliner Theaters, wiedergiebt, unwillkürlich an den Ausspruch Lessings: „Döbbelin ist ein Narr, deßhalb habe ich immer geglaubt, wenn das deutsche Theater durch ihn emporkommen soll, so helf ihm Gott." Es dauert gewiß geraume Zeit, bis Döbbelin in Berlin festen Fuß fassen kann. 1766 kommt er zum ersten Male in die preußische Hauptstadt als Mitglied der Schuchischen Gesellschaft, ein Mann von 46 Jahren, der bereits eine Zeit lang in Erfurt, Weimar und den rheinischen Städten eine eigene Truppe gehabt hatte und jetzt von Neuem nach Selbstständigkeit strebte. Wie uns Johann Christian Brandes in seiner Autobiographie mittheilt, wußte er sich unter den Augen seines Principals ein Nebenprivilegium für Berlin und Umgegend zu erschleichen, mit dem er von Neuem auf die Wanderschaft ging, um 1775 dauernd in Berlin zu landen. Vorher, bei seinem Aufenthalt in Braunschweig, hatte er sich den Titel eines „Directeurs der deutschen Schauspiele" gesichert. Wir finden ihn hier Ende 1771 — Anfang 1775, wo er mit den prophetischen Worten Abschied nahm:

„Die Bühne werde nie in vollem Glanze blühen,
So lang ihr Schicksal noch so periodisch bleibt,
Und uns die Pflicht der Hoffnung nachzuziehen
Von Stadt zu Stadt umher durch Deutschland treibt.
Und von den ungezählten Mengen,
Die Anfangs sich zum neuen Schauplatz drängen,
Am Ende kaum ein ganzes Dutzend bleibt."

(Fritz Hartmann, Braunschw. Theatergesch. 1905.)

In diesen, von Eschenburg verfaßten Versen, tritt uns das ganze Elend der Wanderbühne vor Augen. Ein stetes Umherreisen mit primitiven Verkehrsmitteln, der Widerstand der sittenstrengen Stadtverwaltung, die öffentlich Warnungen erläßt, dem Komödianten nichts zu borgen, die Concurrenz der Seiltänzer und Acrobaten, die noch gar nicht streng von den Schauspielern geschieden waren. (Man denke an den Lebensgang Schröders!) Es war nöthig, ein Repertoire zu haben, das sich oft auf einige hundert Stücke belief und dementsprechend dargestellt wurde. Und fand ein Stück wirklichen Beifall, so blieb es doch auf wenige Wiederholungen beschränkt. Der drollige Großmann verfiel deßhalb zehn Jahre später in demselben Braunschweig auf den originellen Ausweg, mit Knigges Hülfe seinem Publico eine Speisekarte seiner Stücke vorzulegen, aus der es selbst nach seinem Gusto wählen sollte.

Döbbelin hat in Braunschweig keine Lorbeeren geerntet. Sein Repertoire war leidlich gut, wie er sich denn immer als Vorkämpfer der neuen deutschen Literatur gebrüstet hat. Er ließ Lessing vielfach zu Worte kommen, auch mit seinen Jugendstücken, spielte Beaumarchais, Voltaire, Destouches. Aber das Gute, was er bot, machte er auf der andern Seite durch derbe Geschmacklosigkeiten wett. So wenn er Weißes „Romeo und Julia", das man damals noch dem Original Shakespeares vorzog, mit den Worten anzeigte: „Dieses Trauerspiel ist ohne Zweifel eins der rührendsten, die auf der Bühne erschienen sind, und übertrifft an Regelmäßigkeit alle einzelnen Theile des ähnlichen Trauerspiels des englischen Dichters Shakespeares bei Weitem. Durch eine vorzeitige Aufführung der „Emilia Galotti", die in Berlin vorbereitet wurde, bringt er den Verfasser um so mehr in Verlegenheit, als die Fama in Braunschweig Zusammenhänge zwischen Orsina und der nach Goethes Ausdruck „überschönen Branconi", der eben verabschiedeten Geliebten des Herzogs construirt. Schon das Jahr vorher hatte Lessing, dem Döbbelin stets auf die Nerven fiel, an Eva König geschrieben: „Döbbelin mit seiner Truppe hatte schon vierzehn Tage gespielt, und ich mußte ihn doch wohl einmal sehen. Er hatte sich ohnedem schon eingebildet, daß ich etwas gegen ihn hätte, weil ich zu keinem von den Stücken hereingekommen war, die er von mir aufgeführet. Und doch würde ich mir den Weg um ihn auch noch nicht

Digitized by Google

gemacht haben, wenn er mich nebst seiner Frau nicht ausdrücklich abgeholet hätte. Nun habe ich ihn dreymal spielen sehen und bin wieder hier. Seine Frau ist hübscher als die Ackermannin, und doch will ich die Ackermannin (Sophie Charlotte Ackermann) unendlich viel lieber sehen." (11. December 1771). Es fällt auf, daß dieser glänzende Kenner der Schauspielkunst sich so gar nicht um eine Analyse des Döbbelinschen Spiels bemüht. Es lohnte wohl nicht der Mühe, denn Döbbelin „war der rasende Oedip in allen Rollen, spielte den Bauer Gurgel wie Richard III." Die alte Schule, der er angehört, hat keine Empfindung für Rhythmus und Periode. Die Mimik bleibt im Gröbsten stecken und ist unfähig zu jeder feineren Nuancirung. Dagegen illustriren Ton und Geste jedes bedeutende Wort mit brutaler Deutlichkeit. Wenn dem Darsteller eine wohl einstudirte Pose gelungen schien, so ging er nicht so rasch über in eine andere „Position".

So also war der neue Herr des Berliner Theaterwesens beschaffen, dessen Herrschaft von Ostern 1775 bis Ende 1783 währt. Wieder fragt es sich, wie das in einem Orte, den Brandes kurz zuvor in einem Festspiele als Stätte des guten Geschmacks gefeiert hatte, möglich war. Die Antecedenzien Döbbelins mußten bei dem lebhaften Interesse, das man damals allen Theaterdingen entgegenbrachte, in Berlin bekannt sein. In Halle war er nicht lange vorher von den Studenten ausgepocht worden und hatte durch eine gereizte Ansprache einen Aufsehen erregenden Theaterscandal hervorgerufen, der erst durch eine öffentliche Abbitte beigelegt werden konnte:

„Einst in Arcadiens Gefilden,
Da suchten Hirten sich zu bilden:
Allein sie pfiffen nicht wie hier,
Nein, Pans Apollens würdge Söhne
Erfanden ruhmerfüllte Töne.
Ihr Freunde, Gönner, glaubt es mir."
(Schmid, Das Parterr 1771.)

Was ist Architektur?

Von Jos. Aug. Lux (Dresden).

2.

Die Rathhäuser und Bürgerhäuser, wie überhaupt die Städte-Anlagen, sind als Architektur nichts weiter als die Syntheſe der gewerblichen und kunstgewerblichen Arbeit. Die wahrhaft monumentalen Wandteppiche, Bildwebereien, die im Holzbau des Freisassen, im Zelt der Heerführer, in den Burgen der Fürsten und Könige als wichtiges Architekturglied erscheinen, sind durchaus kunstgewerbliche Leistung, die zum Ganzen strebt. Geradezu lächerlich erscheint in diesem Zusammenhange die Meinung, daß das Kunstgewerbe auf seinen Grundsätzen von Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit monumentalen Anforderungen gegenüber versagen müsse. Das Zeitalter des Humanismus und der Renaissancebewegung hat allerdings eine neue Formensprache durch das Studium und die Wiederaufnahme der römischen antiken Ueberlieferung herbeigeführt, und den organischen Architekturverband des alten Kunsthandwerkes aufgelöst. Diese Bewegung, deren Productivität seit gut hundert Jahren abgeschlossen ist, hat den Begriff von Architektur als Selbstzweck vorgebildet. Diese Bewegung ist nun keineswegs so aufzufassen, als ob sie mit einem Strich alle volksthümliche Ueberlieferung abgeschnitten hätte. Im Gegentheil. Die volksthümliche, handwerkliche Ueberlieferung war so stark, daß sie die neue Formensprache in ihrem Sinn umzuschaffen und für den Ausbau ihres Lebens werthen konnte. Im Barock hat es den Anschein, als ob die künstlerischen Gegensätze, die der fremde Geist hereintrug, überwunden und im volksthümlichen Sinne ausgeglichen wären. Es darf aber nicht übersehen werden, daß sich trotzdem schon ein Bruch vollzogen hatte. Das Volk, so weit es für seine Bedürfnisse im Bürgerhaus und im Bauernhaus schafft, wurzelt in seinen eigenen alten Traditionen und bedient sich der neuen Formen in rein äußerlich ornamentaler Verwendung. Gothische Constructionselemente verbinden sich mit den formalistischen Decorationselementen, die noch immer in dem alten raumkünstlerischen Geist sparsam, aber trefflicher angewendet sind. Länder, die eine rein bürgerliche oder bäuerliche Cultur bewahrt haben und nicht unter dem Druck des Fürstengeschmackes stehen, wie zum großen Theil der deutsche Norden einschließlich Holland, haben sogar den Einbruch der neuen Formenanschauung ziemlich abzuhalten gewußt. Aber nicht überall und namentlich nicht im deutschen Süden und in der Umgebung kirchlicher und fürstlicher Residenzen arbeitete das Volk für sich. Es arbeitete für den kirchlichen oder fürstlichen Landes- oder Gutsherren. Das Barock ist vor Allem Herrenkunst, Fürstenkunst. Der Fürst ist Auftraggeber, Besteller, Consument im großen Styl. Er beherrscht in seinem Gebiet die Production. Seine Residenz ist der Mikrokosmus, in dem sich die kunstgewerbliche Thätigkeit seines Volkes als den natürlichen Brennpunkt sammelt und der seine Strahlen wieder ins Volk zurückwirft, daß wir einen Abglanz davon selbst in dem fernsten Waldthal, in den entlegensten Bauernhütten wieder finden. Der künstlerische Vertrauensmann des Fürsten ist der Hofarchitekt, der mit den neuen Aufgaben vertraut ist. Das ganze Leben empfängt einen Zuschnitt auf die Repräsentation. Der Ruhm der italienischen Städterepubliken und der prachtliebenden Fürsten wirkt nach und wird schließlich überstrahlt von dem Glanz des französischen Hofes, in dessen Bann das ganze Abendland stand. Aber noch sind die meisten Hofarchitekten italienischer Abstammung, und ganz sicher sind die untergeordneten Bauleute, die Steinarbeiter, Stuccateure, Frescomaler Italiener, die in ihrer Leistungsfähigkeit auf diesen Gebieten von keiner Concurrenz erreicht oder überboten sind. Das baukünstlerische Dreigestirn, Fischer v. Erlach, Lukas v. Hildebrand und Galli Bibiena mit großem Familienanhang leuchtet über das Europa des XVIII. Jahrhunderts, ganz so wie sechs volle Jahrhunderte vorher der Ruhm der Bauhütten über den ganzen mittelalterlichen Norden ging. Aber der Hofarchitekt war für seine Zeit immer noch ein volksthümlicher Mann. Er nannte sich mit Vorliebe noch Baumeister und besaß die lebendige Fühlung mit seinen Werkleuten, die ihrerseits an dem vielhundertjährigen Ruhm der lombardischen Bauhandwerker zehrten und in ihrer Geschicklichkeit bis auf den heutigen Tag unübertroffen dastehen. Diese Hofarchitekten oder höfischen Baumeister faßten immerhin im Geiste einer echten Architektur ihre Aufgabe als ein Ganzes auf, das alle Gattungen des Kunstgewerbes zur gesteigerten Anwendung brachte, annähernd in dem umfassenden Begriff der mittelalterlichen Kunst, nur mit dem Unterschied, daß nicht mehr wie früher die Gottesidee, sondern die Verherrlichung des absolutistischen Gedankens in der Person des Fürsten im Mittelpunkte stand. Entscheidend für die Frage, die uns beschäftigt, ist in diesem Stadium jedoch die Thatsache, daß die Architektur lediglich von der handwerklichen und gewerblichen Grundlage ausging und im Dienste der herrschenden Idee die gesteigerte Anwendung des Kunsthandwerks darstellte. Nur auf dieser Grundlage und mit Hülfe einer untrügerischen Empfindung für die rhythmische oder raumkünstlerische Zusammenwirkung der kunstgewerblichen Hervorbringungen im Dienste der Culturidee konnte eine Architektur entstehen wie diese, die obschon ihres inneren Bruches mit dem Volke noch immer volksthümlich und lebendig genug war, so daß der tonangebende Architekt noch das ganze Gestaltungswesen bis auf die Tracht in der Hand hatte. Erst im Beginne des XIX. Jahrhunderts, als mit Winkelmann das wissenschaftlich archäologische Studium

Digitized by Google

der Kunst begann, tritt eine entscheidende Wendung ein. Der Architekt, mit neuem historisch wissenschaftlichem Rüstzeug ausgestattet, zieht sich vornehm vom Gewerbe zurück, und der akademische Begriff von der Architektur an sich beherrscht fortan sein Denken. Aus dem Hofarchitekten wird der akademische Architekt, der seine Aufgabe nicht mehr geistig, sondern wissenschaftlich zu erfassen sucht. Schulen entstehen, die der Aufgabe obliegen, das baukünstlerische Schaffen früherer Epochen analytisch zu zerlegen und in abgezogenen Begriffen zu erfassen. Aus dem Hofstaat entwickelt sich der Bureaukratismus und der Fürst, mit den veränderten Zeitverhältnissen rechnend, wird selbst Beamter, Bureaukrat. Seine Selbstherrlichkeit ist nur mehr ein Schattendasein, und die Baukunst, auf seine Selbstherrlichkeit gestellt, schrumpft mit ihm zusammen und wird im bureaukratischen Staat eine bureaukratische Angelegenheit. Die Baubehörde übernimmt die Vormundschaft, statuirt fortab nur mehr Rechenexempel, die Bau-Akademien, die sich ausbilden, haben, als der staatlichen Aufsicht unterstellt, zunächst nur staatliche Bedürfnisse zu bedenken, und der Baukünstler als Lehrer, vollends von dem Zusammenhang mit dem Volke, das sich künstlerisch nunmehr allein abfindet, losgelöst, bildet an dem Studium der alten Kunst die Architekturschemata aus. Der moderne Staat und seine Verwaltung haben das Erbe des Fürsten übernommen und bewegen sich in den Abstractionen des erloschenen Gedankens der Selbstherrlichkeit scheinbar fort, wenn auch jede persönliche Initiative und damit jede schöpferische Möglichkeit erstickt ist. In der That kann man sehen, daß bis auf den heutigen Tag in den staatlichen Organisationen und den von ihnen abhängigen baulichen Entwicklungen das verblichene Fürstenideal fortwirkt. Noch bis vor wenigen Jahren war es vollständig ausgemacht, daß ein Staatsgebäude oder irgend ein öffentliches Bauwerk die historische Form im Styl der Renaissance oder des Barock haben muß. Für Kirchen und Rathhäuser wurde, wie schon erwähnt, die rein äußerliche Gestaltung des neugothischen Styls als selbstverständliche Forderung erhoben. Museen werden noch immer mit Vorliebe als Renaissancepalast oder als barocke Schloßarchitektur behandelt, was ungefähr dem Gedankengange entspricht, daß die alten italienischen Paläste und viele Schlösser aus der Barockzeit als abgestorbene Lebensformen heute als Museen verwendet und gezeigt werden. Ja sogar die modernen Zinscasernen müssen sich insofern der feudalen Zeit beugen, als das Hauptgeschoß, die sogenannte Bel-étage, äußerlich und innerlich vornehmer ausgestattet und die darüberliegenden Stockwerke wie im feudalen Schloß mit äußerlicher Zurücksetzung behandelt werden, ungeachtet, daß durch den Lift und die sonstigen durch die Bewohnerschaft gegebenen Voraussetzungen solche Rücksichten in das Gebiet der lächerlichen Maskerade fallen. Betrachtet man die Theater mit ihren Logen, ihre Grundrißdispositionen und ihre Ausstattung, sowohl hinsichtlich des Zuschauerraumes, als der Fassade, so ist ohne Weiteres der höfische Abklatsch der Barockzeit zu erkennen. Ja, selbst die Bankhäuser, Gerichtsgebäude, Bahnhöfe, Postgebäude und zahlreiche Waarenhäuser, von dem Nonsens der Privathausarchitektur gar nicht zu reden, zeigen den parvenühaften Hang nach irgendwie fürstlichem Aussehen bis tief hinein in den öffentlich geduldeten oder privilegirten Unfug der Speculationsbauerei. Wie tief diese künstlerische Abhängigkeit oder vielmehr Unselbstständigkeit in den Knochen steckt, beweisen selbst die üblichen Umgangsformen, die Begrüßung mit „gnädige Frau“ und „Küß die Hand“, die brieflichen Anreden mit „Euer Hochwohlgeboren“ und „hochachtungsvoll ergebenst“, die devoten Verbeugungen als Zerrbilder eines verunglückten Hofceremoniells, die Anpreisungen von „hochherrschaftlichen Wohnungen“ und ähnliche Phrasen und Aeußerlichkeiten, die nur ein fadenscheiniges Mäntelchen für die innere Armseligkeit und Unaufrichtigkeit sind. Auch diese Merkmale haben mit der Architektur zu thun und stehen in einem gewissen, wenn auch entfernteren Zusammenhang. Denn eine künstlerische Krisis ist bedingtermaßen auch eine moralische Krisis. Der neue, unpersönliche Staat, der sich auf den Grundlinien der alten, persönlichen Fürstenherrschaft aufgebaut hat, hat trotz seiner hohen gelehrten und akademischen Commissionen nicht die Kraft besessen, selbstständige, baukünstlerische Organismen zu entwickeln, die über den leeren Prunk einer inhaltslosen Feierlichkeit hinausgelangen und an Stelle des starren Schemas geborene Formen, die vom Leben erfüllt sind, zu setzen. Allerdings hat in der kunstgewerblichen Entwicklung, deren Grundlagen weiter unten entwickelt werden sollen, auch die hohe Architektur eingewirkt. Eine gewisse Beweglichkeit hat auch in dem akademischen Architekturbegriff Platz gegriffen, aber es hat sich bisher dabei um nicht mehr als um einige Aeußerlichkeiten gehandelt. Der heutige Styl-Architekt lebt noch immer ganz ausschließlich in dem Bann einer monumentalen Architekturvorstellung, die nicht aus dem Volke und seiner Lebensweise oder seinem gewerblichen Können herausgewachsen ist, sondern die sich als das wissenschaftliche Ergebniß des Studiums historischer Formen einstellt, die als monumental und als Architektur an sich bisher gegolten haben. Die akademischen Architekten sind alle durch diese Schule gegangen und nur mit wenigen Ausnahmen haben sie es vermocht, ihre Abstammung zu verleugnen. In vielen Fällen, selbst wo neue Baustoffe und neue Decorationsmöglichkeiten, also eine gewisse Art von Modernität Platz gegriffen hat, ist beim näheren Zusehen festzustellen, daß sich nur das äußere Kleid, der Fassadenaufputz geändert und daß in der Raumconception die alte officielle, historische Abstraction steckt. Mit einem Wort, daß im Wesentlichen der vorgefaßte Architekturbegriff und nicht das Leben mit seinen Bedürfnissen, seinen Mitteln und gewerblichen Voraussetzungen der Ausgangspunkt war. Es hat wenig Sinn, die Thatsache länger zu verheimlichen, daß eine solche Architektur vollkommen Schiffbruch gelitten hat und eine Form darstellt, die eigentlich nicht mehr in die Welt unseres realen Denkens paßt. Im Gegensatz zu dieser Architektur an sich haben sich jedoch auf neuer Grundlage selbstständige und neue Bildungen gezeigt, neue Bedürfnisse und neue Formen auf allen Gebieten der menschlichen Bethätigung, im Kunstgewerbe so wie in der Technik, im Verkehrswesen und in der Industrie, die zwar von den Akademikern hochmüthig und scheel angesehen werden, aber nichtsdestoweniger zur Architektur gehören, zur neuen volksthümlichen Architektur, die aus diesen Keimen hervorgehen wird. Insofern sind die neuen Bildungen selbst schon Architektur, als sie naturgemäß das Bestreben haben, im Weltgebäude zum Ganzen zu wirken. Auf die Frage, was Architektur ist und wie weit die Ausdehnung des eigentlichen zeitgemäßen Architekturbegriffes geht, soll der zweite Theil meiner Ausführungen eingehend antworten.

Zwei Gedichte.

Von Cornelia Kopp (Freiburg).

Frühherbst.

Das ist ein Abend wie gemacht zum Träumen!
Durch rothen Duft wellt seine Hügel das Gebirg,
Der blassen Nebel bläulich Dunstgewirk
Bläht mit dem Windhauch sich empor an Busch und Bäumen.

Mit grauem Hauch beschlagen sie den Weiher,
Den fleißgen Mäher, der dort in der Wiese emsig schafft
Und noch sein karges Oehmd zusammenrafft,
Verhüllen dicht und dichter sie mit kühlem Schleier.

Digitized by Google

Doch in der abendduftgen Weite theilen
Herbstrothe Sonnenpfeile grell der Dünste Fluth,
Und auf dem Bahndamm seh ich kupfrig-goldne Gluth
Auf blanken Schienen in die Ferne eilen.

Am Waldbrunnen.

Bleigraue Wolken streichen um die Bergeskämme;
In allen Zweigen hängt Gewitterluft,
Erdrückend schwül, und trägt den Moderduft
Mir zu vom Holz gefällter Buchenstämme.

In brennend rothen Büscheln zittern Vogelbeeren
An schwanken Stengeln; jäh emporgestreckt
Streift dort ein Rabe durch den Tann, gestreckt
Die Schwingen weit zum Flug, dem lautlos schweren.

Angstvoll ins Korn sich duckend, flieht ein Reh den fahlen
Lichtschein, der fern am Horizonte zuckt,
Und nur der Faun, gleichgiltig grinsend, spuckt
Ins Muschelbecken dünne Wasserstrahlen.

Herbstkinder.

Von Paul Friedrich (Berlin).

Das sind die Rosen, die im Herbste blühen,
Die duften schöner noch als ihre Schwestern,
Die purpurn in den Julinächten glühen
Und rasch entblättern wie ein welkes Gestern.
Das sind die Vögel, die im Herbste singen,
Die klagen lieblicher als ihre Brüder,
Ihr kleines Lied hat sammtne Wohllautschwingen
Und macht des Herzens Unrast sanft und müder.
Die späten Bäume, die vor Winter reifen,
Sind köstlicher, als die im Sommer tragen,
Und herrlicher, als all der Finken Pfeifen,
Ist später Wandervögel dunkles Klagen.

Jaffa.

Von Karl Hans Strobl (Brünn).

„Und als sie lagen vor Joppen,
Da faltet der Kanzler die Händ,
Jetzt langts noch zu einem Schoppen,
Dann sind die Ducaten zu End."

Als wir nördlich von Kreta ins Aegäische Meer herauskamen, trafen wir im Sturm den Enderle von Ketsch. Sein Schiff flog mit vollen Segeln vor dem Nordwest, der uns tief in das Wasser hineindrückte und, wenn wir auf dem Rücken einer Welle waren, unseren ganzen Kasten erschütterte. Das war höchst gespenstisch anzusehen, wie das Geisterschiff aus der Dunkelheit hervorkam und uns überholte. Der Enderle stand in Hemdsärmeln am Mast, wie ein behäglicher Gemeindevorstand eines pfälzischen Dorfes am Sonntag, und hinter sich hatte er einen Trompeter mit einer silbernen Trompete, der ihm unaufhörlich das Motiv des Fliegenden Holländers ins Ohr blasen mußte. Und dazu brüllte der Enderle im dröhnendsten Baß:

„Jetzt weicht, jetzt flieht, jetzt weicht, jetzt flieht
mit Zittern und Zähnegefletsch . . ."

Ich nahm das Sprachrohr, rief den Enderle an und stellte mich ihm vor. Es interessirte mich zu wissen, wie er zu dem Motiv gekommen war, das von Rechts wegen einem Anderen gehörte. Der Enderle war sehr höflich und theilte mir mit, daß sich in der letzten Zeit sämmtliche Seegespenster nach socialdemokratischem Vorbild organisirt hätten, um eine Herabsetzung der Arbeitszeit und eine Erhöhung der Löhne zu erreichen. Das Motiv des Fliegenden Holländers aber sei zum Erkennungszeichen und Bundesruf der Organisation erwählt worden. Vorläufig sei die Organisation nur erst auf die nordischen Gespenster beschränkt, aber da sei sie stramm, auch der Meermönch und sämmtliche Seegreise, sogar der Gott Aegir, der bis zur Composition des Sanges an Aegir brav kaiserlich gesinnt gewesen sei, hätten sich angeschlossen. Nur die Seeschlange sei zu faul, um sich an einer Action zur Verbesserung der Lage zu betheiligen. Sie liege auf dem Grund des Meeres und beantworte jede Botschaft mit der Ausrede, daß sie noch nicht ausgeschlafen sei. Hingegen hoffe man, später auch die romanischen Seegespenster einzubeziehen, die Tritonen und Nereïden und anderes antikes Wassergesindel. Sie seien zwar sehr unzufrieden, aber zu leichtsinnig, um sich der Organisation anzuschließen. Als ich ihn fragte, ob er mit den übrigen Gruppen der Organisation in Fühlung stehe, antwortete er, es sei die Pflicht jedes Mitgliedes, den „Vorwärts" und die „Arbeiter-Zeitung" zu abonniren, und aus diesen Quellen fließe ihre Wissenschaft um die gegenwärtige Lage. Dabei wies er voll Stolz auf die geblähten Segel seines Schiffes.

Ich sah zu meinem Erstaunen, daß diese Segel nicht aus Leinwand, sondern aus lauter ausgebreiteten und aneinander geklebten Blättern des „Vorwärts" und der „Arbeiter-Zeitung" bestanden und daß man also mit derlei Segeln ganz vortrefflich vor dem Winde zu fahren im Stande ist.

An den Enderle von Ketsch erinnerte ich mich wieder, als wir vor Jaffa Anker warfen. Ott Heinrich, der wackere und trinkfeste Pfalzgraf vom Rhein, war ihm ja auch begegnet, als er sich auf der Fahrt nach Jerusalem befand. Da lag das Land seiner Sehnsucht vor mir, wo die Weine um so viel besser sind, als die saueren Pfälzer und die Jungfrauen um so viel schöner und „lilienweißer". Bezüglich der Weine habe ich mich gründlich umgethan und kann von diesem Punkt aus den Entschluß des Pfalzgrafen nur loben. Ueber die Jungfrauen habe ich keine Erfahrungen sammeln können und möchte auf Grund oberflächlicher Beobachtungen nur behaupten, daß sie im Belang der Lilienweiße wohl kaum seinem Ideal nahekommen dürften. Da ich mich aber auch des großen Schreckens erinnerte, der den Pfalzgrafen erfaßt haben muß, als ihm der treue Mückenhäuser meldete, daß die Ducaten nur noch zu einem Schoppen langen dürften, faßte ich nach der Tasche und befühlte mit schmeichelnden Fingern den Creditbrief, der mir in Jerusalem freundlichen Empfang sicherte.

Darauf hob ich das Glas mit dem Rest des goldgelben, schweren Libanonweines, der an den Rändern bernsteingelb ist und nach Chopin duftet, und trank der weißen Stadt zu, die sich in Terrassen unmittelbar am Ufer aufbaut.

Aber sie ist weniger leicht zu betreten, als mit dem Gruß und dem Blick zu erreichen. Diese sonderbarste Hafenstadt, die ich je gesehen habe, zeichnet sich dadurch aus, daß sie keinen Hafen hat. Die Schiffe bleiben weit draußen liegen, denn ein Kranz von großen und kleinen Klippen, über und unter dem Wasser, verbietet das Näherkommen. Und der fast beständig wehende Westwind, der von Gibraltar bis nach Jaffa ungebrochen seine Kraft entfalten kann, wirft eine wüthende Brandung gegen die Felsen.

Heute aber lagen die Klippen schwarz und starr, schlafende Meerungeheuer, auf einer glatten See. Nur ein leichter Schaum umsäumte sie wie ein zarter Spitzenkragen, ein seltsamer Gegensatz zu den tückischen dunkeln Körpern. Einige der Felsen aber waren von nackten Jaffabuben belebt, die da hinausgeschwommen waren und nun auf schwarzgrünem Tang in der Sonne lagen oder herumsprangen und uns zuriefen und winkten.

An eine dieser Klippen war Andromeda geschmiedet, die Tochter der Jope, und sie mußte die Besuche des scheußlichen Meerdrachen erdulden, bis Perseus sie befreite. Mit angst-

Digitized by Google

vollen Augen überflog sie den Horizont, ob zwischen den Wellenkämmen nicht schon das schuppige Haupt des Ungeheuers zum Vorschein käme, der rothe, leuchtende Fleischlappen, der ihm von der Stirn in die triefenden Augen hing, und die grünen, durch eine schlaffe Haut verbundenen Stacheln des Halses, den er mit einem zärtlichen Geröchel an ihre weißen Schenkel und Hüften schmiegte, um den Duft ihres Leibes einzuathmen.

Und diese Klippen sahen den Ungehorsam des Jonas gegen Gott, seine Flucht, mit der er sich dem Befehl entziehen wollte, den heidnischen Bewohnern Ninives Moral zu predigen.

Vom Strand stieß eine Menge von Booten ab, die unter Geschrei die schmalen Durchlässe zwischen den Klippen passirten und sich wetteifernd näherten. Allen voran zwei große Barken, deren Ruder gleichmäßig eintauchten und deren Ruderer uniformirt waren; die einen in rothen die anderen in blauen Hemden. Es waren die Bootsleute Cooks und die der Hamburg-Amerika-Linie, die ein Wettrudern nach den Passagieren der „Galicia" veranstalteten. Mit dem ganzen Leib gegen die Riemen gestemmt, rissen sie ihre Boote in großen Sprüngen durch das Wasser. Dabei schrieen die Rothen und die Blauen, als ob es um das Leben ginge, und wir, die wir von Bord dem englisch-deutschen Wettkampf zusahen, stimmten, von diesem sonnenüberglänzten Spiel der Kräfte hingerissen, von der Aufregung des Augenblicks der Besinnung beraubt, in das Geschrei ein, riefen, brüllten, fochten mit den Armen, winkten mit Tüchern und Plaids und strampelten mit den Beinen. Wir erlebten die Genugthuung, daß die Hamburg-Amerika-Linie zwei Bootslängen vor Cook ankam; die Schiffstreppe wurde von zehn Händen zugleich erfaßt und drei Sekunden später warb der Agent der Hapag Passagiere für sein Boot, während unten am Fuß der Schiffstreppe mit Rudern und Fäusten gekämpft wurde. Die Blauen hielten sich tapfer und gaben den Rothen erst dann den Durchgang durch ihr Boot frei, als der Agent sich seine Ladung schon gesichert hatte.

Wir beglückwünschten ihn zu diesem neuesten Sieg der deutschen Flagge im Osten und hofften auf eine Herabsetzung der Taxe für das Ausbooten. Der Agent dankte mit zuversichtlichem Lächeln, aber zu einer Herabsetzung der Taxe war er nicht bereit zu finden.

Von der Tüchtigkeit dieser arabischen Bootsleute sollten wir erst später bei der Einschiffung den richtigen Begriff bekommen. Das Meer hatte seine gutmüthige Glätte abgeworfen und bäumte sich unter einem starken Westwind. Die Klippen draußen schienen erwacht zu sein und von dem Leben der Brandungswellen zu heftigen Gegenstößen und -Schlägen gereizt. Heute wagten sich die Schwimmer nicht hinaus. Manchmal verschwanden die Blöcke vollständig unter den langen, weißen, anstürmenden Fronten, dann tauchten die Felsen schwebend wieder auf, mit einer Eleganz und Leichtigkeit wie badende, dunkelhäutige Frauen, während die Wasserwirbel über ihre Scheitel rannen und mit lautem Gegurgel durch die schmalen Durchlässe spielten und eine Möve im Flug über die Klippen hin einen zappelnden Fisch erhaschte, der auf einer von ihnen zurückgeblieben war.

Die Hafenbehörde hatte zwar angeordnet, wegen des starken Wellenganges den längeren Weg um das Ende der Klippenreihe herum zu nehmen. Aber die Burschen der Hapag kümmerten sich wenig um die Hafenbehörde und steuerten gerade auf die Felsen los. Wenn Allah es wollte, so konnten wir draußen gerade so umwerfen wie hier. Also Jallah! Los! Langsam und ein wenig ungleichmäßig rudernd näherten sie sich der gefährlichen Stelle, wo zwischen einem senkrecht aufsteigenden spitzen Felsen und einem unter dem Wasser verborgenen Block ein Durchlaß von nicht mehr als Bootsbreite ist. Noch spielen die Muskeln an den braunen Armen nur, noch kommen die Rufe vereinzelt und ohne Tact. Je mehr wir uns aber der Felsreihe nähern, desto rhythmischer werden die Bewegungen, desto lauter und zahlreicher werden die Rufe der achtzehn Ruderer. Hinter uns hockt der Steuermann auf seiner Bank. Noch raucht er seine Cigarette und unterhält sich lachend mit dem Agenten. Jetzt spüren wir die Wirkung der Brandungswellen. Das wunderbare Schaukeln beginnt, dem das Gefühl des Fliegens entspringt. Man glaubt, das Boot müßte sich von der Höhe der Welle ablösen und ein Stück frei in die Luft hinausschießen. Der Steuermann wirft seine Cigarette weg und giebt laut den Tact an. Der älteste der Bootsleute nimmt den Rhythmus auf und Alle stimmen in das Geschrei ein. Jetzt ist es kein Spiel mehr, jetzt ist es ernste Arbeit. Alle diese Männer haben einen einzigen Willen, sie sind ein einziger Organismus, der wie eine Maschine arbeitet, eine laut schreiende, brüllende aber verläßliche Maschine. Bei jedem Zug an den Riemen legen sie sich weit hintenüber. An den nackten Achseln, den Armen, den Stirnen perlt der Schweiß, der sich mit dem Staub des zerfetzten, umhergeschleuderten Wassers mischt. Die Brandung brüllt, aber das tactfeste Geschrei der Ruderer überbrüllt sie. Es gilt, sich so lang in unmittelbarer Nähe der Klippen zu halten, bis der günstige Augenblick zwischen zwei Wellen benützt werden kann. Der Versuch mißlingt, wir kommen zu spät, werden zurückgetrieben und müssen warten.

Wir haben einen Geschäftsreisenden im Boot, einen Wiener, der seinen Sohn auf die Reise mitgenommen hat. Ein sogenannter praktischer Reisender, der überall die billigsten Gasthäuser und Einkaufsquellen kennt und der seine Mitreisenden unaufhörlich belehrt. Aber jetzt ist alle Arroganz von ihm genommen und auf seinem Gesicht ist die Blässe der Todesangst. Er klammert sich an seinen Sohn und dieser klammert sich an seinen Vater und ihre hülfesuchenden Blicke wandern von einem zum andern. Ich kann es mir nicht versagen, ihn zu bestrafen und nehme meine Camera hervor, um sie auf die Brandung zu richten.

„Was machen Sie da? Was wollen Sie mit dem Apparat?" Es ist ihm, als ob ich Gott versuchte.

„Ich nehme unsern Untergang auf," antworte ich und bin grausam genug, ein höllisches Vergnügen über sein Entsetzen zu empfinden.

Noch ein zweites und drittes Mal werden wir zurückgeworfen. Die große Schönheit dieser Secunden ist betäubend und berauschend. Wir sind mitten in Wasserwirbeln, geblendet von einer fast unerträglichen Weiße, aus der auf einen Augenblick die schwarzen Felsen hervorschießen. Wenn wir auf den Rücken der Wellen gehoben werden, sehen wir draußen die Schiffe der Rhede, den weiten Kranz der überschäumten Felsen und unmittelbar unter uns Abgründe aus grünem Glas. Aber jetzt ist der entscheidende Moment gekommen. Ein große Welle rollt unter uns hin, weiter draußen hebt die zweite ihren Kamm, wie ein Basilisk, der sich heranschnellt. Der Steuermann ruft ein Commandowort, die Rufe der Ruderer vereinigen sich zu einem einzigen, langen Schrei, die Ruder setzen ein und wir sind zwischen Klippe und Block hindurch, aber auch schon wieder auf den Rücken der folgenden Welle gehoben, die im selben Augenblick heran ist.

Der Krampf der Todesangst löst sich auf und die Umklammerung von Vater und Sohn endet. „Ganz gut haben das die Leut' gemacht," sagt der Vater und wirft einen Blick zurück, der eine ungemeine Zufriedenheit mit seiner Haltung ausdrückt ...

Jaffa, die Stadt, die mit solchen Mühen erreicht und verlassen wird, hat nichts, was sie vor anderen Städten des Orients auszeichnete. Alles Geschichtliche ist durch aufeinanderfolgende Belagerungen und Einäscherungen weggeräumt, sie hat das sonnenverbrannte Gesicht mit den schmutzigen Gassenfalten, das so brüderlich vielen anderen gleicht. Und heute war dieses Gesicht von Staubschleiern überweht, denn

Digitized by Google

der heiße Südwind fauchte über die Stadt hin und trieb auf der Straße zur deutschen Colonie schwere Wolken vor sich her. Die deutsche Colonie, der weiter nordöstlich Sarona folgt (o wunderthätiger, milder rother Sarona-Wein) ist blitzblanke, saubere Gegenwart zwischen grünen Palmen- und Orangenhainen. Nur die Menschen tragen die Patina der Geschichte an sich, die Araber und die vielen Juden, die hier wohnen.

Und als wir in der Bierwirthschaft Lorenz saßen, in deren Garten wir vor dem Staubsturm geflüchtet waren, erinnerten wir uns bei einer Flasche Liesinger Export (ich sage: Liesinger Export, geliebter Leser!!) des Herrn Rosenbaum aus Jaffa, und des Stückes Geschichte, das er mit sich herumträgt.

Er war in Triest an Bord gekommen, als Deckpassagier, das heißt, er hatte die Ueberfahrt bezahlt und dadurch das Recht erworben, sich irgendwo einen Platz zum Schlafen zu suchen. Für sein Lager und sein Essen hatte er selbst zu sorgen. Er kam aus Südamerika und kehrte nach zehn Jahren in seine Heimath zurück. Sein Gepäck bestand in einem Koffer, seine Vorräthe in einem Stück Brod, das, als er aufs Schiff kam, schon drei Tage alt war und sein Geld, in einem Medschidie, den er nicht ausgeben durfte, weil er mit ihm das Ausbooten in Jaffa bezahlen mußte. Als ich ihn näher kennen gelernt hatte, glaubte ich nicht mehr so unbedingt an die Einsamkeit dieses Medschidie. Ich bin überzeugt, daß er irgendwo ein kleines Capital bei sich trug, in die Innenseite der Hosen eingenäht, unter dem Futter seiner Mütze versteckt, in den Stiefelsohlen verborgen. Aber er war entschlossen, dieses Geld nicht anzugreifen, es in die Heimath mitzubringen, vor den erstaunten Eltern auf den Tisch zu zählen und sich und die ganze Familie an dem Klang des Silbers zu erfreuen. Er hielt es zähe fest, mit aller Energie, mit der großen Willenskraft, die er darauf verwendet hatte, es unter schwerer Arbeit zusammenzuraffen. Und er spielte den armen Teufel mit solcher Virtuosität, daß sich ihm bald das allgemeine Mitleid zuwandte.

Die Nächte waren kalt und er suchte sich seinen Schlafplatz auf dem eisernen Rost über dem Maschinenraum, aus dem die schwere, dumpfe Hitze des Kessels strömte. Hier verbrachte er die Nacht, auf zwei oder drei alten, schmutzigen Kohlensäcken zusammengekauert und erhob sich am nächsten Morgen, halb gebraten und halb erfroren, an Gesicht und Händen schwarz wie ein Kohlenträger. Er mag auch einen Tag oder zwei nichts gegessen haben, und wenn man ihn nach seinem Befinden fragte, antwortete er mit einem uralten, fast gespenstischen Lächeln: „E Hünd hat's besser." Aber dann hatte er sich durchgerungen. Auf irgend einem Wege hatte er die Gunst des Koches erworben und leistete nun allerlei kleine Arbeiten für die Küche, er schälte Erdäpfel und rieb altgebackene Semmeln, er drehte dem Koch Cigaretten, die er mit seiner schwarzen Zunge beleckte. Dafür bekam er „zu fressen" und endlich räumte man ihm auch im Zwischendeck einen Platz zum Schlafen ein. „Jetz bin ich e Cavalier", sagte er und lachte vergnügt in sich hinein. Der Koch, der seine geniale Kunst durch ungeheure Mengen Wein befeuerte, hatte ein ganzes Fäßchen rothen Dalmatiner an Bord. Und Rosenbaum aus Jaffa bekam manchmal seinen Antheil an den verschwenderischen Libationen. Dann wurde er besonders aufgeräumt und begann zu erzählen, und wir hörten staunend, wie sich in solchen Köpfen die Welt malt.

Er sprach deutsch, französisch, englisch und spanisch. Und wenn er die andern Sprachen ähnlich behandelte, wie das Deutsch, in dem er uns seine Abenteuer erzählte, so mag er in vier Welttheilen große Heiterkeitserfolge gehabt haben. Er sprach von seinen Fahrten nach Südamerika. „Und da sennen wir gekümmen af ane Stell, wo es regenet immer und immer und immer. Fünftoisend Johr, seitdem die Welt steht, regenet es an der Stell. Und dann sennen wir gekümmen an den Aequator. Wissen Se, wos dos is, der Aequator? Dos is, wo die Sonne ganz niedrig steht über unsere Köpf. Und da kenn ma nischt im Hemd schlofen. Ma muß es ausziehn. Und zurück sennen wir gefahren 42 Täge. Und einmal war e großer fugges af Englisch . . ."

„Vielleicht: Nebel?"

„E Nebel . . . und da haben wir Anker geworfen, weil wir haben gor nischt gewußt ze fahren wohin und haben efort geläutet mit de Glock. Und nach vier Tagen, wie sich hat gehobben der Nebel, sind hinter uns gelegen noch vierhundert annere Schiff und alle haben se geläutet mit de Glocken . . ."

Während Rosenbaum aus Jaffa so erzählte, war es mir, als wendeten sich die vergilbten Blätter eines alten Buches langsam vor mir um. So abenteuerlich und fremdartig wurde mir die Welt, als blickte ich in die Reiseberichte des Marco Polos oder des Herrn von Gröben. Und ich fühlte die ungeheure Last der Geschichte, die auf diesem armseligen Menschen lag und daß seine Art ihre Wurzeln in dem Land hatte, das wir heute zum ersten Mal betraten — in Palästina.

Brände.

Von Marsyas (Dr. Martin Beradt).

Das wußten wir immer, daß es verschiedene Lebensaspecte giebt. Mit individualistischer Toleranz konnte man sie erdulden, mit verstohlener Ironie sich der lächerlichsten erwehren: Des vieux marcheurs, dessen Lebensanschauung Henri Lavedan mit dem Worte: „Je paye, donc je suis" typisirte. Des Dandy, den wir nun nicht mehr à la Brummel zu anglisiren brauchen, da wir ihn in Schaukals Herrn von Balthesser „à l'Autriche" haben. Des Uebermenschen, der im „Kammersänger" die glaubwürdigste Maske vorbekommen; des Pastors, dem der Simplicissimus die betontesten Conterfele schenkte; des Bureaukraten, für den wir keinen Gestalter brauchten, weil unsere Sinne ihn von Tag zu Tag erlebten. Doch ist Gelassenheit in der Betrachtung fremder Aspecte nur für Stimmungen etwas, in denen man sein eignes Sein aus dem der andern loszulösen gesonnen ist; wo man in die dunklen Weiher seiner eignen Gründe wortlos zu schauen hat. Nichts aber für streitbare Stunden, da man Fanfaren hört, da Hülferufe gellen . . . Da giebt es keine Toleranz. Alle individualistische Moral verschwindet . . . Man muß die Waffen einlegen und mit Stich und Stoß auf die Lebensaspicienten losrennen . . . Ich mag die stillen Stunden lieber — — — Auch die individualistische Toleranz . . . Aber es sind Hülfeschreie zu hören, aus zween verschiedenen Orten Hülfeschreie. Also muß man losrennen und mit Stich und Stoß — — —

* * *

Aus Blutdämmerungen ein Brand, ein Brand aus dem erwachenden Geschlecht. Eine erst Vierzehnjährige hat Feuer an eine Miethe oder ein Haus eines Dienstherrn gelegt. Der eine Lebensaspicient will auf den Kinderspuk von Schere, Feuer, Licht verweisen. Hätte sie die Hand von diesem Zeug gehalten, die Miethe und das Haus schauten unversehrt mit ihren Strohkapuzen in den Himmel. Aber diese Vierzehnjährige soll eine Sehnsucht gehabt haben, eine Sehnsucht nach Hause, wo es sicher eine Mutter, vielleicht auch einen Birnbaum, einen Brunnen und etwas Schmutz gegeben haben wird. Ein anderer Lebensaspicient beweist uns denn, daß auch dieses für uns gleich sein müsse. Denn was solle Sehnsucht? Wir alle müßten von der Scholle, und aus der Sehnsucht, die doch bloß Schwäche sei, schaue nichts heraus. Und dann, aus Sehnsucht nach der Heimath könne man wohl den Dienst verlassen (obwohl das strafbar sei), oder Gelder unterschlagen, um nach Hause zu kommen, (obwohl das noch strafbarer mache), doch niemals an die Kapuze einer Hütte oder eines Hauses roth den Brand thun. Aber diese Lebensaspicienten (die Intoleranz beginnt!) vergessen das erwachende Geschlecht, das um vierzehn stürmisch aus dem Unbewußtsein tollende Geblüt. Wissen nicht, daß solch ein Mädchen in solchen Stunden alle Himmel und alle Höllen spürt, und daß in ihren Krämpfen die Quellen für alle Frevel rauschen. Daß so ein dummes Mädchen in ihres Leibes Noth nach seiner Mutter winselt, müssen wir diesen Lebensaspicienten erst erzählen. Und daß die Sehnsucht Brände facht, ihnen in die Ohren tönen lassen als eine Weisheit, so alle Criminalisten kennen, die die Physiologie verstanden und von ihr gelernt haben, daß die Physis zu manchen Zeiten sich zur Hybris macht. Es giebt nicht einen, sondern hunderte von „Schweizern", die aus Sehnsucht an das Gebälk der Herrschaftsställe den Zunder schon gethan haben. Ob ihre aufgeregte Phantasie in lodernden Bränden sich

Digitized by Google

entladen mußte, wie Einige deuten, mag zu entscheiden unterlassen werden. Die Erklärung scheint nur spielerisch zu nennen. Die dunklen Zusammenhänge zwischen dem aufgerührten Blut und den ausgethanen Bränden sind aber auch in ihren Gründen gleich, da sie sicher in der Erfahrung ruhen. In einer Erfahrung, die solche Mädchen um die Geschlechtswende von allen Strafen befreien müßte. Wenn man die Brandlegung mit langer Einkerkerung belegen wollte, würde jenes Mädchen auch eine Warnung aus ihr empfangen, die ihr fürder doch nicht nützen könnte. Denn ebenso von der Erfahrung beschlossen ist, daß Kinder nur ein einziges Mal zum Weibe reifen ...

Darum mag das bloß noch gesagt werden — als Randglosse — und Rechtfertigung für den Ausfall gegen die Lebensaspicienten (mit Stich und Stoß!) —, daß jene Vierzehnjährige in diesen Tagen ein Jahr Gefängniß bekommen hat. Ja, das soll noch gesagt werden. Um des heiligen Zornes willen, soll es gesagt sein ...

* * *

Die Brände (im Fleisch) um vierzehn werden zur Wuth mit sechzehn. Nicht bei Allen — wir loben Gott den Herrn —, aber bei Einigen, deren Organe also eingerichtet. Diese Schlimmheiligen lernen dann früh eine Lust kennen. Die Polizei duldet es nicht, daß diese Lust sich wiederholt. Sie bringt die Lustdamen dann vielmehr in Anstalten, wohin sie nicht allesammt gehören. Denn zu den ganz Schlimmen kommen arglos Schlimme und Alle, die diese Lust einmal gespürt haben, sind um ihretwillen noch nicht anstalts-, sondern im Gegentheil vielleicht zum Leben reif. Was dann in den Anstalten mit ihnen geschieht, kann man denn auch nicht anders nennen, als das Büßen einer Lust. Die jungen Mädchen, die sich schon zu schmücken begonnen, werden in die Trostlosigkeit einer Anstaltsgewandung gethan. In Litaneien geben sie ihre Stimme hin, die Lieder von dunklen Schätzen schon zu singen hatte anheben dürfen. In geistlicher Vermahnung erschöpft sich alle geistige Zufuhr. Und ein Stock eines Pastors streichelt den Leib, der eben zum Streicheln durch Männerhände reif geworden war. Die Rache dieser Verelendeten und Vergewaltigten bleibt nicht aus. Die Schlimmheiligen thun sich hinter die minder Schlimmen, und der ganze bodenlose Unrath der Geschlechtlichkeit wird von ihnen den Anderen im Geflüster und Getätschel zugetragen. Man muß einmal das Mißbehagen gehabt haben, Briefe solcher Vergewaltigten lesen zu müssen. Wenn man selbst Aretinos Sonetti lussuriosi und Lorenzo Veniers La Puttana errante vorher gekostet hat, wird man noch solche Verstärkung bei ihnen gefunden haben, daß der Ekel einem einen Tag lang Fasten auferlegte. Das hindern die Pastorenstücke nicht, sondern mehren es. Denn dieser Lustdrang ist nicht zu unterdrücken. Wenn er nicht hinaus in das Leben kann, wohin er gehen will, wendet er sich nach innen zu der Gemeinschaft der Anderen. Daß eine Menge von Schlimmheiligen beieinander ist, macht es noch schlimmer. Und daß es eine Menge noch nicht Schlimmheiliger dabei giebt, macht, wir wissen das schon, die Sache am schlimmsten. Das bringt einem die Wuth in die Glieder und läßt einen gegen die Lebensaspicienten losrennen. Denn diese ganzen Anstalten sind bloß eine moralische Erfindung! Der Mensch, der das Schlimmheilige im Fleische hat, läßt sich nicht bessern, und von pastörlicher Gewissensrede ganz gewiß nicht fangen. Die Anderen haben aber ein Bessern gar nicht nöthig. Daß sie zu früh und vielleicht nicht passend jene Lust gekostet haben, läßt sich nicht fürder gut machen. Der „Defect" ist da, und geistliche Bekehrung giebt kein Pflaster. Wer je mit Mädchen dieses Schlages im Leben zu thun hatte — man trifft sie sicher als Moabiter — weiß auch, daß sie diese Anstalts- und Arbeitshäuser nur als die unvermeidlichen Ketten in der Lust des Lebens ansehen, daß sie auf die Stunde harren, wo sie sie losschütteln können, im Planen, die alte Lust erneut zu kosten, gewiß, sie bald wieder klirren zu hören, aber unbeirrt in ihrem Wüthen nach diesen Lustsachen. Und diese schwer zu behandelnden Damen werden einem Pastor anvertraut, der von dieser Art zu leben, wie man annehmen darf, so viel wie nichts erfahren hat. Segnen wir die Lebensaspicienten, die solches eingerichtet haben. Oder lassen wir lieber unsere Glieder sich zur Wehr (mit Stich und Stoß) auf diese seltsam fremden Lebensaspicienten richten. Denn in allem Ernste! es geht wirklich nicht mit Toleranz. Die rothen Brände und die blauen Flecke verbieten es, verbieten es ...

Aus den Berliner Theatern.

Königliches Schauspielhaus.

Dem Deutschen Theater in Berlin, das mit dem „Prinzen von Homburg" den Nachclassiker Heinrich von Kleist zu Worte kommen ließ, ist das Königliche Schauspielhaus mit der Einstudirung von Shakespeares „Viel Lärm um Nichts" gefolgt, wie überhaupt diese beiden Bühnen in der Aufführung classischer Werke gelegentlich wetteifern. Dabei hat jede ihre eigene Note, ihre Vorzüge und Mängel. Das Deutsche Theater sucht mit geistreicher Lebhaftigkeit den Stücken eine neue Seite abzugewinnen, das alte Gut flüssig zu machen und mit moderner Farbe zu überspiegeln. Das Königliche Schauspielhaus bewahrt zäher die Patina der Zeit und verlangt, daß wir uns mehr den Werken, als sie sich uns nähern. Die Vorzüge dort sind: vielfache Anregungen; die Mängel: Krampfhaftigkeit und gelegentliches Verfehlen des Geistes einer Dichtung. Dem steht bei dem Königlichen Schauspielhaus gegenüber: der Respect vor dem Dichterwort und seine getreue Pflege; als Kehrseite: eine gewisse Starre. Hier fehlt ein Regisseur, der alle Bühnen-Elemente — Schauspieler und Scenerie — im Feuer seiner Persönlichkeit einheitlich zusammenschmiedete. Im Uebrigen war die Darstellung von „Viel Lärm um Nichts", dessen Blendfeuer geistvoller, einander bekämpfender Scherzworte von dichterischer Bildkraft zu voller Wirkung gelangte, recht anerkennenswerth. Um so mehr, als es wahrlich keine leichte Aufgabe bedeutet, den sorglosen Frohsinn, der seine Strahlen leuchtkugelartig nach allen Seiten ausprudeln läßt, einzufangen. Hierzu kommt, daß Shakespeare, wenn er seine Handlung tragisch zusammenfaßt, es unbekümmert um Wahrscheinlichkeit thut und einen Theil seiner Figuren dabei beschädigt, ob sie ihm gleich am Faden weitertanzen müssen. Das kernhafte, in Wahrheit von Anfang an zusammengehörige Menschenpaar, das aber erst durch den Scherz seiner Umgebung aus Gegnern zu Liebenden wird (da man jedem von ihnen vorspiegelt, wie stark der andere in ihn vernarrt sei), war bei Herrn Patry und Fräulein Arnstädt gut aufgehoben, obschon diese die köstliche Herbheit der Beatrice nicht besitzt. Das andere Paar, mit dem die Liebe ihr ernsteres Spiel treibt, indem der Bräutigam durch Verleumdung zu Haß und Rache getrieben wird, bis auch von ihm die Binde fällt, gaben Herr Stägemann und Fräulein Steinfieck mit der Zurückhaltung wie sie jene unsympathische, diese allgemein gehaltene Figur verlangen. Freilich die köstlichste Leistung bot wieder Herr Vollmer als prächtig stolzirender Dümmling Holzapfel, dem Herrn Vallentins Gerichtsdiener Schlehwein gut zur Seite stand.

Notizen.

Einem neuen Sedan entgegen! Von Major Driant. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr. Autorisirte Uebersetzung.

Wann endlich werden die Schriftsteller aufhören, den Werth ihrer Arbeiten durch reclamegierige Sensationsartikel wider besseres Wissen und Wollen herabzusetzen — lediglich zu dem Zwecke, dem hochwohllöblichen Verleger zu leichterem Absatz der Exemplare zu verhelfen! ... „Jena oder Sedan?" Und nun wieder: „Einem neuen Sedan entgegen!" Im vorliegenden Fall wird die Tamtamschlägerei noch durch das Umschlagbild erhöht, das den deutschen Kaiser in großer Feldmarschallsuniform darstellt, wie er, den Herrscherblick fest geradeaus gerichtet, den Commandostab in der Rechten, das Manöver zu befehligen scheint! — Und doch haftet Major Driants Buche so absolut nichts von Verlegerauftragsmache an. Aus jeder Silbe dieses feurigen Appells an seine verblendeten Landsleute, an diese liebedienerischen Pseudopatrioten, die durch fanatischen Antimilitarismus und durch utopistischen Internationalismus echte Vaterlandsliebe ersetzen zu können glauben — aus jeder Silbe dieses mit Flammenzungen redenden Warnungsrufes an die französische Nation spricht das blutende Herz eines jener, im heutigen Frankreich nur allzu dünn gesäeten ruhig und vorurtheilsfrei denkenden alten Officiere, der nicht etwa mit der Verbitterung eines abgegangen-„worbenen" Officiers oder des enttäuschten politischen Strebers kein gutes Haar an der französischen Armee läßt! Im Gegentheil! Major Driant hebt mit der schlichten, verhaltenen Discretion des echten Patrioten die Ueberlegenheit des französischen „Kriegers" über den deutschen „Soldaten" hervor, rühmt und bewundert aber rückhaltlos die wie aus Erz gegossene, unerschütterliche Disciplin des deutschen Heeres. Als Grundmelodie des lehrreichen, übrigens sehr fließend und geschickt übersetzten Buches klingt ein vernehmliches „caveant consules!!" hervor. „Wenn man uns heute zu einem Kriege gegen Deutschland hetzt, so wird es ein Unglückskrieg sein. Wir werden geschlagen werden wie 1870." Aufs Leidenschaftlichste warnt Major Driant die Franzosen insbesondere vor der Revolutionspredigt des Herrn Jaurès und seiner „humanen" Anhänger. Vernichtung der Armee bedeutet ihm Zusammenbruch eines Staates! Mit einer schaurigen Vision, in der sich der ehemalge Officier die Zukunftsschlacht zwischen Deutschland und Frankreich ausmalt, schließt das erschütternde Buch, das seine tiefgehende Rückwirkung auf die betheiligten Stellen sicherlich nicht verfehlen wird.

Arthur Neißer.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuscripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Digitized by Google

Weck's Frischhaltung

und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Kochе auf Vorrat

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat „**Harmonista**“, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

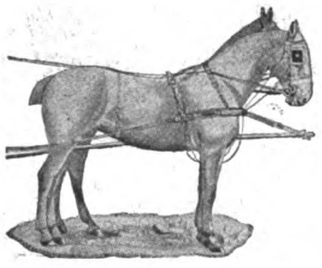
Teppiche
in allen Arten
liefert billigst
Versandhaus
Benecke & Lattey, Magdeburg
Illustrirter Katalog postfrei.

Abonnement auf das IV. Quartal 1907.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.

Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

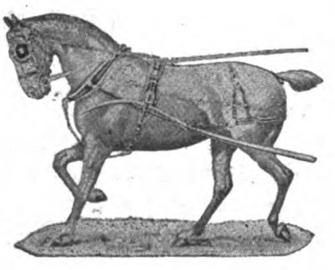
Verlag der Gegenwart in Leipzig.



Max Stier

Erste Berliner Luxus-Pferdegeschirr-Fabrik

Berlin N. 20, Drontheimer Straße 31.



Digitized by Google

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental"
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
Franz Kaiser. Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Cigarren.

Solange der Vorrat reicht, habe ich nachstehende erstklassige Marken Sumatra-Cigarren abzugeben.

Nr. 1 Mk. 1.90
„ 4 „ 2.25 } **per 100 Stück.**
„ 6 „ 2.60

Sehr eilige Sache!!

Schreiben Sie sofort, Sie werden staunen.

Einmaliges Angebot.

Versand durch ganz Deutschland gegen Nachnahme. Ausland Betrag vorher.

Garantie: sofort Geld retour, wenn nicht gefällt.

Versandhaus R. Rowien, Danzig 182.

Wollen Sie
Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:
Leipzigerstrasse 35a, Ecke **Charlottenstrasse,** und **Königstrasse 46,** Ecke **Hoher Steinweg.**

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Speziallisten gratis.**

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 12. Oktober 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: Toselli-Montignoso. Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz). — Graf Zeppelin und die Hindernisse der Motorluftschifffahrt. Von Regierungsrath Rudolph Martin (Berlin). — Die Wahrheit über die Schlacht von Sedan. Von Karl Bleibtreu. II. — Die Tragik reicher Mädchen. Von Dr. Theodor Lessing (Hannover). II. — Karl Theophilus Döbbelin. Von Dr. Hans Landsberg (Berlin). II. — Was ist Architektur? Von Jos. Aug. Lux (Dresden). 3. — Das ist, wenn die ersten Rosen blühn. Hinterlassenes Gedicht von Wolfgang Kirchbach. — Das Bild im Herbst. Novelle von Paul Friedrich (Berlin). — Abenteuer am Kamin. Von Marsyas (Dr. Martin Berndt, Berlin). — Muthiger Vormarsch. Von Terentius. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

Toselli-Montignoso.

Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz).

Die Ehe der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen und nachmaligen Gräfin Montignoso mit dem italienischen Opernsänger Toselli giebt in rechtlicher Hinsicht zu verschiedenen Erörterungen Anlaß, deren Ergebniß nicht ohne Einfluß auf die fernere Gestaltung des Lebenslaufs der anscheinend so außerordentlich liebebedürftigen Frau sein wird. Zunächst ist die Frage zu beantworten, ob denn überhaupt die Eheschließung der jetzigen Frau Toselli als rechtswirksam anzusehen ist? In der österreichischen Presse ist behauptet worden, die Ehe sei nichtig, weil Frau Toselli ungeachtet der Scheidung von dem König von Sachsen Mitglied des Habsburgischen Fürstenhauses geblieben sei und als Habsburgische Prinzessin weder überhaupt eine Ehe bei Lebzeiten ihres Mannes eingehen, noch sich ohne die Zustimmung des Kaisers von Oesterreich als Hauptes des Habsburgischen Fürstenhauses vermählen könne. Diese Ansicht dürfte kirchenrechtliche und civilrechtliche Gesichtspunkte mit einander vermischen. Die vormalige sächsische Kronprinzessin hat durch die Heirath mit dem König von Sachsen die sächsische und damit auch die deutsche Staatsangehörigkeit erworben, diese Staatsangehörigkeit hat sie durch die Auflösung der Ehe nicht verloren. Der Umstand, daß sie nach wie vor Habsburgische Prinzessin geblieben ist, ist auf die Staatsangehörigkeit ohne Einfluß. Es besteht weder in der Theorie noch in der Praxis des Privatfürstenrechtes ein Zweifel darüber, daß das Mitglied einer Familie des hohen Adels in technischem Sinne durch den Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit mit Nichten seine Mitgliedschaft dieser Familie verliert: Mitgliedschaft einer souveränen Familie und Staatsangehörigkeit sind nicht zwei einander deckende Begriffe. In dem ebenfalls eine „Eheirrung" betreffenden Ehestreit des Prinzen Philipp von Coburg gegen seine Gattin, die belgische Prinzessin, ist dies noch jüngst durch die Urtheile des Landgerichts Gotha und des Oberlandesgerichts Jena anerkannt worden. (Vgl. Revue de Droit International Privé, I p. 900 u. flgd.) Die Kronprinzessin blieb demnach Habsburgische Prinzessin trotz Verlustes der österreichischen Staatsbürgerschaft, wie beispielsweise der König von Rumänien trotz Verlustes der preußischen Staatsangehörigkeit Mitglied des Hohenzollernschen Fürstenhauses geblieben ist. Da nun die Gräfin Montignoso auch nach der Trennung ihrer Ehe die deutsche Staatsangehörigkeit besaß, so kam für die Frage, ob sie eine neue Ehe eingehen konnte, obwohl ihr die katholische Religion, der sie angehört, dies verbietet, das deutsche Recht in Betracht. Nach deutschem Recht ist katholischen Ehegatten die Wiederverheirathung ebenso möglich wie den einem anderen Glauben angehörigen, und der Umstand, daß die katholische Anschauung die zweite Ehe nicht anerkennt, beeinträchtigt ihre bürgerliche Wirksamkeit ganz und gar nicht. Es ist dieserhalb unrichtig, wenn behauptet worden ist, die Ehe sei sowohl nach deutschem als auch nach österreichischem, als auch insbesondere nach italienischem Recht nichtig; das Gegentheil ist bezüglich der Beurtheilung nach deutschem Recht der Fall. Die Entwicklung im internationalen Privatrecht ist auch mehr und mehr dahin gegangen, daß die auf der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses beruhenden Ehehindernisse, wie überhaupt alle diejenigen, welche religiöser Natur sind, von dem Staate, der sie nicht kennt, bei der Eheschließung von Ausländern, für die solche nach dem Gesetze ihres Heimathsstaates gelten, nicht beachtet zu werden brauchen. Das Haager Abkommen vom 12. Juni 1902 zur Regelung des Geltungsbereichs der Gesetze auf dem Gebiete der Eheschließung bestimmt in Artikel 3: „Das Gesetz des Ortes der Eheschließung kann ungeachtet der Verbote des in Artikel 1 bezeichneten Gesetzes die Ehe von Ausländern gestatten, wenn diese Verbote ausschließlich auf Gründen religiöser Natur beruhen. Die anderen Staaten sind berechtigt, einer unter solchen Umständen geschlossenen Ehe die Anerkennung als einer giltigen zu versagen." Diesem Vertrag sind Deutschland, Belgien, Frankreich, Luxemburg, die Niederlande, Rumänien, Schweden, Italien und die Schweiz beigetreten. Anders würde sich die Beantwortung der Frage nach Giltigkeit der Toselli'schen Ehe gestalten, wenn das österreichische Recht anwendbar wäre; nach diesem ist die Ehe rechtsunwirksam, weil in Oesterreich für die katholischen Staatsangehörigen der Grundsatz des kanonischen Rechts gilt, wonach die Ehe ex jure divino unlöslich ist. Nur solche Ehen können durch den Ausspruch des H. Stuhles gelöst werden, welche nicht durch die geschlechtliche Vereinigung consumirt sind (matrimonium ratum sed non consumatum). Durch die Verehelichung mit einem Italiener hat die Gräfin Montignoso aufgehört, deutsche Staatsangehörige zu sein, sie hat aber hiermit noch nicht ohne Weiteres die italienische Staatsangehörigkeit erworben; in dieser Hinsicht besteht zwischen dem deutschen und italienischen Recht ein Unterschied.

Weit erheblicheres Interesse, als die Frage, ob Frau Toselli in einer giltigen Ehe lebt oder nicht, hat in Deutschland die Frage erregt, ob das Ehepaar Toselli die kleine

Digitized by Google

Prinzessin Monica behalten kann, oder ob der König von Sachsen berechtigt ist, ihre Auslieferung zu verlangen, und ob die italienischen Behörden ihm hierzu Beistand leisten werden? Die Frage ist nach allen Richtungen im letztern Sinn zu bejahen. Als schuldiger Theil hat die Gräfin Montignoso das Recht der Sorge für die Person ihres Kindes verloren; wenn es ihr bislang belassen wurde, so beruhte dies auf einer anzuerkennenden Rücksicht des Königs gegen seine frühere Frau; ein Recht, das Kind zu behalten, stand der Gräfin Montignoso niemals zu, es steht selbstverständlich der Frau des Opernsängers Toselli erst recht nicht zu. Und es besteht kaum ein Zweifel darüber, daß, auch wenn ihr die Sorge für das Kind früher aus bestimmten Gründen Seitens eines Gerichts belassen worden wäre, die jetzige Verehelichung die sofortige Entziehung derselben zur Folge hätte. Da im Verhältniß zwischen Deutschland und Italien die Gegenseitigkeit verbürgt ist, die italienischen Urtheile in Deutschland somit nicht minder anerkannt werden wie deutsche Urtheile in Italien, so besteht für den sächsischen Hof kein Hinderniß, die Hülfe der italienischen Gerichte zum Zweck der Auslieferung der kleinen Prinzessin in Anspruch zu nehmen. Die italienischen Gerichte werden um so weniger Bedenken tragen, die Rechtshülfe zum Vollzug eines deutschen Urtheils zu gewähren, das die Herausgabe der kleinen Prinzessin verfügt, als auch nach italienischem Recht in gleichem Falle der Vater berechtigt wäre, die sofortige Herausgabe des Kindes zu verlangen. Es erübrigt sich also durchaus, daß der König von Sachsen vor dem zuständigen italienischen Gericht Klage auf Herausgabe des Kindes erhebt, das deutsche Urtheil kann vielmehr durch die italienischen Behörden auf dem in Italien vorgeschriebenen Wege mit dem sogenannten Exequatur versehen werden, d. h. mit der Erklärung, daß die Vollstreckung in Italien zu erfolgen habe. Mit der Auslieferung der Prinzessin wird dann wohl das juristische Interesse an dem Fall Montignoso-Toselli jedenfalls insoweit erschöpft sein, als Deutschland in Betracht kommt und das Wohl eines deutschen Fürstenhauses. Welche rechtlichen Folgen die Eheschließung der Frau Toselli auf ihre Stellung in dem Habsburger Fürstenhaus ausübt, ist an dieser Stelle nicht weiter zu erörtern. Für die publicistische Behandlung bietet aber überhaupt der Fall Montignoso-Toselli keinen Gegenstand mehr. Die ehemalige Kronprinzessin von Sachsen kommt für die Oeffentlichkeit ebenso wenig mehr in Betracht, wie irgend eine andere Frau, die ihr Liebesleben nach ihrem Geschmack einrichtet; es ist ihre Privatsache, ob sie in den Armen des italienischen Opernsängers dauernd ihre Befriedigung findet, oder früher oder später ihm einen Nachfolger geben wird. Die Publicistik, wenigstens die ernsthafte, die den Versuch, erotische Vorkommnisse in sensationeller Weise zu behandeln, weit von sich weist, hat in der That Besseres und Wichtigeres zu thun, als dem Liebesleben einer Frau nachzuspüren, die es verstanden hat, sich auch die Sympathien in denjenigen Kreisen zu verscherzen, in denen man — ob mit Recht oder Unrecht kann dahin gestellt bleiben — geneigt war, in ihr die unverstandene Frau zu erblicken. Die Acten über die Tochter des Großherzogs von Toscana, die berufen schien, die Krone der Wettiner zu tragen und über ein Land und ein Volk zu herrschen, dem eine ganze Anzahl der hervorragendsten Kaiser entstammten, sie sind geschlossen, nicht nur nach der juristischen Seite, sondern auch nach der menschlich-psychologischen. Ja, nicht einmal das vielmißbrauchte Wort läßt sich auf diesen Fall anwenden, der ohne die vormalige sociale Stellung der Frau Toselli ebenso wenig beachtet worden wäre, wie die zahlreichen anderen Fälle, in denen ein Weib über Bord fällt, das Wort: „Menschliches — Allzumenschliches“.

Graf Zeppelin und die Hindernisse der Motorluftschifffahrt.

Regierungsrath Rudolph Martin (Berlin).

Kaum waren die ersten Luftballons im Jahre 1783 in Paris in die Höhe gestiegen, so gab man sich der Hoffnung hin, daß die Luftschifffahrt lenkbar zu machen sei. Der damalige Leutnant und spätere General Meußnier entwarf bereits im Jahre 1784 die Zeichnung eines lenkbaren Motorluftschiffes, welches durch Schraubenflügel vorwärts getrieben werden sollte. Meußnier erkannte aber, daß die Kraft, welche die Schraubenflügel in Bewegung zu setzen hat, noch nicht erfunden sei, und sprach diesen Gedanken in seiner Denkschrift an die Akademie der Wissenschaften aus.

Erst der Automobilsport hat in den letzten zehn Jahren in dem immer leichter werdenden Benzinmotor die treibende Kraft erzeugt, welche Meußnier vermißte. Erst jetzt ist das wichtigste Hinderniß beseitigt, welches durch mehr als ein Jahrhundert die Entwicklung des Luftballons zum Motorluftschiff verzögert hat. Aber auch jetzt noch stellen sich der Entwicklung mannigfache nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten entgegen. Die Entwicklung der Motorluftschifffahrt in den letzten zehn Jahren kann keineswegs als eine schnelle bezeichnet werden. Bei der unglücklichen Fahrt des Dr. Wölfert am 12. Juni 1897 auf dem Tempelhofer Feld, die mit dem Tode der beiden Insassen in Folge von Explosion endete, fand zum ersten Mal ein leichter Benzinmotor Verwendung. Nach diesem unglücklichen Versuch bewies Santos Dumont viel Muth, als er am 18. September 1898 in Paris in einem Luftschiff, welches von einem Petroleummotor betrieben wurde, einen Aufstieg wagte. Santos Dumont hatte in den folgenden fünf Jahren die Mängel der vorangegangenen Luftschiffe schnell durch Neubauten verbessert, so daß er bis zum Jahre 1905 etwa ein Dutzend Motorluftschiffe geschaffen hat. Bei seinen vielen Fahrten hat der unternehmungslustige Brasilianer mancherlei Unglücksfälle glücklich überstanden.

Die Motorluftschiffe des Santos Dumont waren fast durchweg sehr klein. Sobald man dieses unstarre System, das heißt den nicht durch Metall oder Holz versteiften, cigarrenartigen Ballon, in größerem Maße ausbauen will, tauchen große Schwierigkeiten auf, in Sonderheit die Gefahr, daß die lange Ballonhülle in der Mitte durchknickt. Ein solcher Unfall könnte leicht Theile der Gashülle mit dem Benzinmotor in Berührung bringen und eine Explosion herbeiführen. Das neue Hinderniß lag also in der Aufgabe, einen großen Ballon, der einen starken, leistungsfähigen Motor sammt Benzinvorrath in der eisernen Gondel zu tragen vermag, die pralle Form möglichst lang zu erhalten. Das nicht zu verhindernde Entweichen des Gases raubt mehr oder weniger dem Ballon seine cigarrenartige Gestalt, durch die der Luftwiderstand am leichtesten zu überwinden ist.

Im Jahre 1900 machte Graf Zeppelin mit seinem großen Aluminiumluftschiff Nr. 1 drei Aufstiege am Bodensee. Durch die Aluminiumconstruction wollte Graf Zeppelin dem Luftschiff seine cigarrenartige Form auch beim Entweichen des Gases erhalten und den Ausbau des Luftschiffes in immer größerer Gestalt ermöglichen. Dasselbe Ziel suchte der Ingenieur Julliot, Director der Zuckerraffinerie der Gebr. Lebaudy zu Paris, dadurch zu erreichen, daß er die untere Seite der cigarrenartigen Ballonhülle auf einer Grundfläche von Stahlrohren festschnürte. Am 13. November 1902 stieg der von Julliot construirte „Lebaudy“ zum ersten Mal auf. So stand dem unstarren System des Santos Dumont und seiner Vorgänger, welches sich am meisten an den gewöhnlichen Kugelballon anlehnt, das halbstarre System des Ingenieurs Julliot und das starre System des Grafen Zeppelin gegenüber.

Seit dem erfolgreichen Aufstieg des „Lebaudy“ im Jahre 1902 sind wiederum fünf Jahre vergangen. Erst seit dem Jahre 1906 sind größere Fortschritte erzielt worden. Be-

Digitized by Google

günstigt ist die Entwicklung der letzten Jahre dadurch worden, daß das Gewicht des Benzinmotors in dieser Zeit von 5 Kilogramm auf 1 Kilogramm pro Pferdekraft gesunken ist. Vor 15 Jahren betrug das Gewicht noch 40 bis 50 Kilogramm pro Pferdekraft. Das ganze Problem der Eigenbewegung des Luftschiffes wird von dem Vorhandensein eines möglichst leichten und dabei möglichst leistungsfähigen Motors beherrscht. Die mathematische Berechnung ergiebt, daß die zu entfaltende Kraftleistung des Motors in der dritten Potenz der Fahrgeschwindigkeit wächst. Der Luftwiderstand aber wirkt auf die Fläche im Quadrate der Geschwindigkeit. Auch der Motor kann noch verbessert werden. Das soeben von der Motorluftschiff-Studiengesellschaft in Berlin erlassene Preisausschreiben wird hoffentlich einen noch leichteren und noch leistungsfähigeren Motor entstehen lassen. Den gemeinsamen Bemühungen der Motorenfabriken wird nach dem Urtheile erster Fachmänner diese Aufgabe unschwer gelingen.

Alle drei Systeme haben Schwierigkeit, besonders bei schneller Fahrt die Stabilität zu behalten. Und jedes der drei Systeme hat besondere Vorkehrungen getroffen, um durch Anbringung von Flächen die horizontale und die verticale Stabilität zu erhalten. Jedes der drei Systeme hat übrigens im Laufe der Zeit eine Reihe ihm besonders eigner Schwierigkeiten auftauchen sehen. Die Ueberwindung all dieser Hindernisse schreitet nur langsam vorwärts.

Das größte Hinderniß der Motorluftschifffahrt während der letzten fünf Jahre war aber die Beschaffung des Geldes. Hätte man im Jahre 1902 in Deutschland, in Frankreich, in England eine größere Anzahl von Luftschiffen aller drei Systeme gebaut, so wären alle technischen Schwierigkeiten viel schneller überwunden worden. Auch die Leichtigkeit des Motors konnte durch kostspielige Versuche von den Motorenfabriken in den letzten Jahren forcirt werden. Noch heut ist der Hauptmangel des Fortschritts in der geringen Anzahl der Versuchsobjecte begründet. Das starre Aluminiumsystem, welches augenscheinlich eine so große Zukunft hat, ist gegenwärtig nur in dem Luftschiff Nr. 3 des Grafen Zeppelin vom Jahre 1906 vertreten, und erst im nächsten Monat dürfte der Bau eines größeren Aluminiumluftschiffs Nr. 4 beginnen. Am besten ist noch für das halbstarre System durch die französische und neuerdings durch die deutsche Heeresverwaltung Vorsorge getroffen. Neben dem „Lebaudy" und der „Patrie" wird das französische Heer demnächst die gegenwärtig in Bau begriffenen halbstarren Luftschiffe „République" und „Démokratie" zur Verfügung haben. Ueberdies sind fünf weitere halbstarre Motorluftschiffe von Seiten der französischen Heeresverwaltung kürzlich in Auftrag gegeben worden. Neben dem kleinen deutschen Militärballon, der wahrscheinlich bestehen bleibt, wird gegenwärtig ein mehr als doppelt so großer Motorballon im Auftrag des Luftschifferbataillons hergestellt. Das unstarre System ist durch die großen Motorluftschiffe des Majors von Parseval in Berlin und des Petroleumraffineurs Deutsch in Paris neben den kleinen Motorluftschiffen des Comte de la Vaulx und des Santos Dumont vertreten. Außerhalb Frankreichs und Deutschlands giebt es an brauchbaren Motorluftschiffen kaum ein einziges. Die „Italia" des italienischen Grafen Schio kommt kaum in Betracht, so lang sie ihre Fähigkeiten nicht bewiesen hat. In Amerika giebt es nach dem vom Amerika Club herausgegebenen Buche „Navigating the air" zur Zeit nicht weniger als 15 Motorluftschiffe, während das erste schon im Jahre 1901 vollendet war. Aber von all diesen 15 Motorluftschiffen ist nicht ein einziges brauchbar. New York hat ebenso wenig wie irgend eine andere Stadt Amerikas den erfolgreichen Flug eines Motorluftschiffes bisher bewundert. Hingegen haben Paris und Berlin ebenso wie die Bevölkerung am Bodensee diesen genußreichen Anblick schon häufig gehabt. So stolz die Amerikaner auf ihre Erfindungsgabe sind, sie können nicht den Ruhm in Anspruch nehmen, die großen Hindernisse, welche dem Motor in der Luft entgegenstanden, aus dem Wege geräumt zu haben. Die drei deutschen Motorluftschiffe verdanken die finanziellen Mittel zu ihrem Weiterbau hauptsächlich der Initiative des Kaisers. Die Motorluftschiff-Studiengesellschaft, welche den Parsevalschen Motorballon erworben hat und das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff subventionirt, verdankt ihre Entstehung und Financirung durch hervorragende deutsche Firmen lediglich der Anregung des Kaisers. Die in dem noch unvollendeten Motorluftschiff schlummernden Eigenschaften sind glänzende, aber sie bedürfen noch der Entwicklung. In meinem Buche „Das Zeitalter der Motorluftschifffahrt" (Leipzig, Theod. Thomas) habe ich dem Motor in der Luft die Eigenschaft zugesprochen, jeden Punkt sowohl auf dem Lande, als auf dem Wasser, als in der Luft erreichen zu können. Und nicht genug, daß das Motorluftschiff jeden Punkt erreichen kann, es kann ihn auch auf dem kürzesten Wege, mit der größten Geschwindigkeit, mit den geringsten Kosten, mit der größten Sicherheit und mit der größten Annehmlichkeit erreichen.

Aber auch diese Eigenschaften werden erst in Zukunft vollkommen hervortreten, wenn noch mancherlei Hindernisse aus dem Wege geräumt sind. Wohl ist die Eigenbewegung der gegenwärtigen Motorluftschiffe wesentlich größer als die der schnellsten Oceandampfer. Einem Oceandampfer, der höchstens 37 Kilometer in der Stunde zurücklegen kann, sind bei nicht zu ungünstigen Windverhältnissen die gegenwärtigen Motorluftschiffe durchweg an Schnelligkeit überlegen. Das Zeppelinsche Aluminiumschiff hat eine Eigenbewegung von 50 bis 54 Kilometer, die „Patrie" von 45 Kilometer, der „Parseval" wahrscheinlich die gleiche. Da ein Motorluftschiff durch 3—6 Wochen gefüllt bleiben kann, vertheilen sich die Kosten der Gasfüllung auf die täglichen Fahrten derart, daß die einzelne nicht theuer zu stehen kommt. Die Sicherheit der Fahrt mit den neueren Motorluftschiffen läßt nichts zu wünschen übrig. Nur werden auch hier bei größeren Geschwindigkeiten und bei dem Vorhandensein vieler Motorluftschiffe in der Luft neue Gefahren auftauchen. Der Kreis derjenigen Personen, die mit einem Motorluftschiff gefahren sind, wächst in Frankreich wie in Deutschland von Tag zu Tag. In Tegel fuhr in den letzten Wochen der Commandeur der Verkehrstruppen General v. Lynker mit dem Militärballon und der frühere Staatssecretär des Reichs-Marine-Amts Admiral a. D. v. Hollmann mit dem Parsevalschen Motorballon. Den Neuling berührt die Erschütterung der Gondel durch das Vibriren des Explosionsmotors nicht angenehm. In geringerem Maße gilt dies auch von dem Lärm der Schraubenflügel. Beide Uebelstände lassen sich durch Errichtung besonderer Gondeln für die Passagiere nach fachmännischem Urtheil mildern.

Bisher läßt sich aber ein bestimmter Punkt für das Motorluftschiff nur erreichen, wenn er nicht außerhalb des noch sehr beschränkten Actionsradius der Motorluftschiffe liegt. In der Theorie haben wohl alle Motorluftschiffe einen bewundernswerth weiten Actionsradius. In der Wirklichkeit aber ist er noch sehr bescheiden. Nach der Darstellung der französischen Fachmänner kann die „Patrie" in 10 Stunden à 45 Kilometer nicht weniger als 450 Kilometer zurücklegen. Ihr Actionsradius beträgt also 225 Kilometer, das heißt, sie kann sich von ihrer Motorballonhalle eine Strecke von 225 Kilometer entfernen und wieder zurückkehren, ohne Gas oder Benzin einnehmen zu müssen. In Wirklichkeit hat die „Patrie" seit ihrer Indienststellung am 15. November 1906 noch niemals an Dauer die Recordfahrt des „Lebaudy" am 6. Juli 1905, nämlich 3 Stunden und 20 Minuten oder $96^1/_2$ Kilometer erreicht. Die längste Fahrt der „Patrie" am 14. Juli 1907 dauerte etwa 3 Stunden 14 Minuten. Bleibt sie länger in der Luft, so verliert die cigarrenartige Hülle durch das Entweichen des Gases ihre Form. Diese Schwierigkeit begrenzt zur Zeit bei dem halbstarren und un-

Digitized by Google

starren System in weit höherem Maße den Actionsradius als der Benzinverbrauch.

Am 24. September d. J. hat das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff Nr. 3 alle Recorde geschlagen. Ohne daß eine Dauerfahrt beabsichtigt war, legte es bei der ersten Probefahrt in diesem Jahre nicht weniger als 150 Kilometer zurück und befand sich nahezu $4^1/_2$ Stunde in der Luft. Bis Montag, den 30. September, war es im Ganzen fünf Mal aufgestiegen und hat jedes Mal sich als vollkommen lenkbar und manövrirfähig erwiesen. Die Befürchtung, daß dieser Riesencoloß aus Aluminium nur mit Schwierigkeit aufsteigen und landen könne, hat sich als ein Irrthum erwiesen. Auf Grund der beiden Motore von je 85 PS hat es auch in diesem Jahre wieder eine Eigenbewegung von 15 Meter pro Secunde oder 54 Kilometer pro Stunde erzielt. Wiederholt hat es 11 Personen an Bord gehabt. Das in Aussicht genommene Aluminiumluftschiff Nr. 4 dürfte bei vergrößertem Gasinhalt nicht nur eine vermehrte Tragfähigkeit, sondern auch eine höhere Eigenbewegung aufzuweisen haben. Noch wissen wir nicht, inwieweit die Praxis die theoretische Berechnung des Grafen Zeppelin über den Actionsradius seines Aluminiumluftschiffes Nr. 3 bestätigen wird. Nach dieser Berechnung kann das Luftschiff in 60 Stunden à 50 Kilometer eine Entfernung von 3000 Kilometer zurücklegen, wenn beide Motore in Thätigkeit sind. Selbst bei einem ungünstigen Wind will Graf Zeppelin 1700 Kilometer zurücklegen. Sein Actionsradius beträgt also 850 Kilometer. Die kommenden Wochen werden zeigen, inwieweit diese theoretische Berechnung richtig ist. Die am 30. September d. J. stattgefundene fünfte Probefahrt des Zeppelinschen Aluminiumluftschiffes Nr. 3 hat aber so großartige Leistungen aufzuweisen, daß man den theoretischen Berechnungen des Grafen Zeppelin über die Weite seines Actionsradius Vertrauen entgegenbringen muß. In siebenstündiger Fahrt hat dies Riesenluftschiff mit einer Besatzung von 11 Personen eine Strecke von 350 Kilometern zurückgelegt, und ist sodann noch eine achte Stunde in der Luft geblieben. Diese Riesenleistung übertrifft die höchsten Recorde des „Lebaudy" und des deutschen Militärballons an zurückgelegter Entfernung und Fahrtdauer um das Drei- bis Viersache. Nach dem Urtheil der Sachverständigen, die an dieser Fahrt theilgenommen haben, konnte das bei hereinbrechender Dunkelheit um $7^1/_2$ Uhr Abends landende Luftschiff noch mindestens 16 Stunden in der Luft bleiben. Es erscheint ganz unmöglich, daß irgend ein unstarres oder halbstarres Motorluftschiff in nächster Zeit diese Leistungen aufzuweisen hat. Das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff Nr. 3 ist das erste, welches die Atmosphäre wirklich beherrscht, und schon jetzt im Kriege wie im Verkehr von größtem Nutzen sein kann. Dieses Luftschiff erst hat die Menge der Hindernisse, die sich der Motorluftschifffahrt entgegenstemmen, siegreich überwunden, und den Menschen zum Herrn des Luftoceans gemacht.

Am 30. September ist Graf Zeppelin zum ersten Mal in erheblichem Maße landeinwärts gefahren. Wahrscheinlich wird er demnächst Stuttgart und später Berlin mit seinem Luftschiff besuchen wollen. Berlin ist 650 Kilometer vom Bodensee entfernt, während Paris nur 500 Kilometer vom Bodensee entfernt ist. Bei der Größe seines Actionsradius wird die Brauchbarkeit dieses Aluminiumluftschiffes nicht dadurch beeinträchtigt, daß es an die Bergungshalle gebunden ist wie der transatlantische Schnelldampfer an gute Häfen. Vom Bodensee aus könnte es in einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland der deutschen Armee sowohl in der Aufklärung als im Angriff einen erheblichen Dienst leisten. 80 Kriegsluftschiffe dieser Art kosten nicht mehr als 40 Millionen Mark oder als ein Linienschiff ersten Ranges. Die Theilnahme der Vertreter des Reichs-Marine-Amtes und des Großen Generalstabes an den diesjährigen Zeppelinschen Luftfahrten zeigen, daß nicht nur das Landheer, sondern auch die Marine die großen Vortheile dieses Aluminiumluftschiffes sich zu Nutze machen will. In der That wäre das Zeppelinsche Luftschiff mit seinem Actionsradius von 850 Kilometer für den Seekrieg, und in Sonderheit die Küstenvertheidigung von der größten Bedeutung. Die Reichskriegshäfen müßten ebenso mit Bergungshallen für die Aluminiumluftschiffe ausgestattet werden wie die verschiedenen Seen und Teiche an den Grenzen des Reiches.

Graf Zeppelin hat die der Motorluftschifffahrt entgegenstehenden Hindernisse mit seinem Genie und seiner Energie siegreicher bewältigt als irgend ein Erfinder vor ihm.

Die Wahrheit über die Schlacht von Sedan.

Von Karl Bleibtreu.

II.

Reiterattacke. Um Luft zu schaffen, befahl Ducrot der Cav.-Div. Margueritte nach 2 Uhr rücksichtslosen Todesritt. Auch ihr Chef fiel vor der Attacke, General (eigentlich noch Oberst) de Gallifet stürzte zweimal hintereinander mit fünf Chasseurregimentern durch die preußischen Schützenlinien. Hessen und Schlesier schlugen die Tapfern mit gleicher Tapferkeit ab, obschon Einzelne bis unter die feindlichen Geschütze eindrangen und auch viele Säbelwunden ausgetheilt wurden. Nicht weniger als 54 Off. 783 Mann kostete die heroische Schlächterei, wovon 10 reiterlose Officiere 271 Mann verwundet in Gefangenschaft geriethen. Doch ist davon abzuziehen, daß schon vormittags Gallifets eigenes Regiment, 3. Chasseurs d'Afrique, gegen die hessischen Geschütze anritt und dabei ein Drittel verlor. Der französische G.-St. corrigirt hier den Irrthum des deutschen, daß „zwei Lancierschwadronen" damals schon mitmachten, läßt aber den viel ärgeren Schnitzer unberichtigt, den das deutsche G.-St.-W. nachher macht. Denn die nämlichen Lanciers tauchen bei Marguerittes Attacke wieder auf, mit der Auslegung, daß 1. 7. Lanciers und außerdem Kürassierbrigade Girard ihr folgten. Sogar deutsche Einzelberichte fabeln von „Kürassieren". An dem Allen ist kein wahres Wort. Brigaden Savaresse und Girard rührten sich nicht von der Stelle, nur Douays Brigade Ameil focht mit einem Drittel, doch nicht gleichzeitig. Zwei Schwadronen 4. Lanciers und zuvor noch zwei 4. Husaren, wovon kein deutscher Bericht weiß oder es vielmehr wirr mit Attacke Margueritte zusammenwirft, attackirten nämlich bedeutend früher auf Befehl Liéberts (mit gleicher Bravour, verloren 18 Off. 105 Mann) und zwei Kürassierschwadronen erst abends, um sich durchzuschlagen, natürlich umsonst. Bei solcher wirren Verwechselung sieht deutsche Darstellung immer doppelt, um die französischen Geschwader als doppelt so stark bei der großen Attacke auszugeben. Diese konnte natürlich nicht gelingen und hatte nur den Zweck, den Feind einige Zeit aufzuhalten. Ducrot, dessen über jedes Lob erhabener Feuereifer hier geradezu Unglaubliches leistete, ritt wahrhaftig selber einen Theil der Attacke mit, wobei ihn deutsche Officiere achtungsvoll gegrüßt haben sollen, und stürzte sich dann zur Brigade Gandil, um sie, Degen in der Faust voran, dreimal zu Sturm auf Illy fortzureißen. Umsonst, vor dem entsetzlichen Granathagel lief zuletzt Alles in den Wald zurück. Die aufopfernd thätigen Generäle Dumont und Bittard lagen verwundet auf dem Platz, Geniegeneral Doutrelaine, dessen Riesenwuchs den Truppen als Richtpunkt und Wegweiser diente, wandte verzweifelt dem Kirchhof den Rücken. Ducrot selbst mußte, um nicht gefangen zu werden, nach Sedan flüchten, wo er auch Douay traf, der zu Fuß das Schlachtfeld verließ: „Nichts mehr zu machen!" Sein Com-

Digitized by Google

mandofähnchenträger sank noch in Sedan als der letzte Tote, denn schon regneten von allen Seiten Granaten in die Stadt, den Generalstabsgeneral Villeneuve tödtend, den Prinz von der Moskwa verwundend. Auch Lespart, der sich dort Befehle erbitten wollte, ward in Sedan vom Tod ereilt. Ducrot begab sich nun auf die Präfectur zum Kaiser.

Waldkampf. Die schon bei Wörth hervorragende Brigade Henning (Schlesier und Westpreußen) erstieg nun den Höhenrand zwischen Illy und Floing unter schwerstem Verlust. Rechts eroberte sie zwei verlassene Geschütze Liéberts (diese deutsche Angabe ist richtig laut Verzeichniß des Materialverlusts, obschon der französische Text darüber schweigt), links stieß sie Div. Dumesnil zum Garennewald hinab, von deren Thätigkeit man bisher wenig las, die sich aber hartnäckig schlug. III 99 II 47 feuerten bis zuletzt, ihr General St. Hilaire, schon bei Wörth verwundet, blutete hier wieder. Sein College Bretteville (nicht Brettevilois, wie deutsches G.-St.-W. verwechselt, letzterer war Geniestabschef) blutete schon bei Beaumont (nicht bei Sedan, wie man falsch angiebt). General Dumesnil selbst hielt sich zu lange auf und mußte sich am Waldrand ergeben. Offenbar ist dies der „alte General", von dem deutsche Regimentsgeschichte redet, nicht Fortanges, wie der französische G.-St. meint. Fontanges wurde erst gegen 5 Uhr verwundet gefangen, als sein 17. Ligne, zwischen Brigade Henning, hessischen Theilen und Garden eingeklemmt, die Waffen streckte. Schon vorher Theile von St. Hilaire und Pellés 1. Marschrgt., das sich feige benahm, weil seine Rekruten nicht mal das Laden verstanden. Die übrigen Haufen Dumesnils, Dumonts, Maussions liefen nach Sedan zurück, wohin auch Div. Wolff abströmte nebst Brigade Montmarie, deren III 50 jedoch zum Walde abgedrängt. Wolffs III 96 schlug sich brav noch Abends durch, III 1. Zuaven fiel nach ehrenwerthem Widerstand in Gefangenschaft. Ebenso III 50 und das 78. Pellés, das hier einen neuen Fröschweiler Wald fand. Nicht „ein Theil", wie der französische Generalstab sagt, sondern fast das ganze Regiment mußte umzingelt sich ergeben. So beichtet sein eigenes Historique und das des 50. macht die Angabe im Verlusttableau, wonach es nur 17 Vermißte verlor, ganz hinfällig. Angeblich sollen sächsische Officiere den französischen hier wegen der bewiesenen Tapferkeit den Degen gelassen haben. Auch III 17 hatte sich brav gewehrt. Ob Gardefüsilir Goldaker hier den Adler des 17. kämpfend eroberte und bei Daigny ein Sachse den Adler der 3. Turcos, wäre an sich glaubwürdig, obschon französische Berichte es verschweigen, wenn nur nicht die meisten deutschen Detailangaben sich als verdächtig oder nachweislich falsch herausstellten. 12600 im Wald gefangen, wenn man die Ziffern im deutschen G.-St.-W. addirt? Außer den genannten nur noch II 49 II III 82, außerdem Theile 52. 72. Diese Reste von etwa 12 Bataillonen können, selbst wenn man dem Verlusttableau nicht traut, schon ihrer Stärke nach nicht mehr als 6000 betragen haben, da doch viele todt und verwundet und auch noch manche einzeln entwischt. Auch bezüglich der dort genommenen Geschütze wird das deutsche G.-St.-W. hier der Unrichtigkeit überführt. Es sind nicht erst 10 und dann nochmals 10, sondern erst 8 und dann nochmals 8 im Wald abgefangen worden und erstere entschieden nicht „kurz vor Mittag", sondern etwa vor 3 Uhr. Welche es waren, überrascht: zuerst 8 Lartigues, die von Illy abziehend sich verirrten, dann um 4 Uhr 3 Ducrots, gleichfalls von Illy versprengt, und wohl erst um 5 Uhr 5 von Dumesnil, die von Balan umkehrten, wo sie am Schlußkampf theilgenommen hatten.

Schlußkampf. Sehr geringer Verlust des 11. Ligne in Balan läßt auf geringen Widerstand schließen, dagegen schlug sich Brigade Carteret hinter dem Orte gut und Marinebrigade Reboul drang wieder vor. Oestlich davon verstärkte Div. Goze (bei Beaumont auf die Hälfte geschmolzen) Div. Grandchamp und schlug die Sachsen zurück. Ihre Artillerie (Oberst Roland fiel) schoß lebhaft, Batterie Desmazières schloß sich später dem Vorstoß auf Balan an und legte, mitten ins Dorf hereinfahrend, Bresche. Grandchamp, dessen Brigadier Cambriels schon Mittags verwundet, wurde contusionirt (wovon des Generalstabs Verlusttableau wieder nichts weiß), seine Mitrailleusen arbeiteten mit erheblicher Wirkung. Der minimale Verlust der Div. Goze zeigt an, daß sie ungelockert blieb, und die 2200 Gefangenen, welche das deutsche G.-St.-W. nacheinander an dieser Stelle anführt für die letzten Kampfstunden, stimmen schlechterdings nicht dazu, daß das 22., hier meistbetroffen, nur 450 „Disparus" (das sind aber nicht alles Gefangene), beide Divisionen überhaupt nur 700 verloren. Lacretelles „Disparus" (auch nicht sehr zahlreich, beim 31. nur 150) kommen ja nur für früheren Kampf in Betracht, Lartigues ebenso. Hier setzten nur noch 3. Turcos den Kampf fort, 3. Zuaven waren mit dem Adler nach Mezières entronnen, ebenso III 56, ferner 200 von 1. 2. Turcos, 200 vom 45., sowie II 1. Marschrgt. Zusammen mit der entkommenen Reiterei und Artillerie mögen das vielleicht nicht 10000 gewesen sein, wie Vinoy angiebt, aber sicher nicht 3000, wie der deutsche G.-St. meint, sondern 6000. Dies entspricht genau den 6000 überzähligen „Vermißten", die am 2. September fehlten (siehe früher). — In dieser Richtung fand nur noch ein kurzer Vorstoß nach 5 Uhr statt, wo der tapfere General Wolff Versprengte um sich sammelte, doch verwundet fiel. Pellé und sein Brigadegeneral Montmarie, beide verwundet, hatten sich mit 16. Ch. II 50 dem Stoß auf Balan angeschlossen, desgleichen 45 I 96 Wolffs II 99 Dumesnils und 8. Lanciers, deren Hälfte, in dem Nordtheil des Garennewalds verirrt, dort umzingelt die Waffen niederlegte. (Die deutsche Einzelangabe von dort gefangenen Lanciers stimmt also, nicht aber, daß ihr Oberst gefangen sei, ebensowenig der Scherz von dem Zuavenobersten, der dort so gemüthlich sich ausgeliefert haben soll!) Ferner erschienen noch Wolffs 1. Zuaven und drei Geschütze, 14. Ch. von Maussion und die noch frische Brigade Abbatucci. Dagegen ist reiner Unsinn, daß Wimpffen das 47. als feste frische Truppe vorfand und zuerst nebst den Marinetruppen in Bewegung setzte, dies Regiment war am Wald auseinandergelaufen und seit Mittag bei Illy engagirt. Auch handelt es sich nicht um einheitlichen Kampf, wie der deutsche G.-St. es darstellt, sondern, wie auch der französische nicht deutlich auseinanderhält, um vier verschiedene Gefechte. Wimpffens Tollhausidee eines Durchbruchs kam dabei gar nicht in Frage, sondern die Nothwendigkeit, sich vorwärts Raum zu schaffen, weil die geworfenen Massen sich am Festungsglacis stauten. Dies hat Hauptmann Mochs (gestorben als Oberst) Broschüre ganz geklärt, welche der französische G.-St. ignorirt oder nicht kennt, da er nur Mochs officiellen Rapport citirt. Dieser Held warf sich nämlich mit einem Marschbataillon Lacretelles und zwölfhundert Versprengten in einen Park seitwärts, unterstützte den Angriff auf Balan wirksam und hielt sich unerschüttert bis zum Schluß. (Vgl. ausführliche Schilderung in unserm Schlachtbild „Sedan".) Ihn unterstützten dabei der Rest 17. Ch. Dumesnils, der schon bei Illy sich als freiwillige Geschützbedienung opferte (doch nicht bei der 3./20, wie der G.-St. schreibt, sondern 4./20, wie das Historique ausdrücklich anführt) und hier bei Balan vier Geschütze aus dem Feuer rettete. Der erste Angriff von Reboul, Carteret, 11. Ligne fand wohl schon um 1 Uhr statt und warf die bayrische 5. Brigade zurück, die 6. ward aber wieder Herr in Balan. Der zweite Stoß etwa um $^1/_2$3 Uhr (der G.-St. verwischt offenbar die Daten) trieb die Bayern von den Höhen südlich von Balan, der dritte um 4 Uhr aus dem Park von Balan und dem Dorf heraus. Abbatuccis 19. Ch. sollen sogar bis zum Bahnhof von Bazailles gelangt sein. Doch vernichtendes Feuer der bayrischen und sächsischen Artillerie, während den Franzosen fast gar keine

Digitized by Google

Artillerie mehr an dieser Stelle zu Gebote stand, jagte sie wieder nach Balan hinein und alle 6 Bayernbrigaden bewegten sich wieder vor, wobei Theile des Magdeburger Corps mithalfen. Nun begannen Angriffe verschiedenster Theile, wie oben aufgezählt, die Wimpffen aus Sedan herbeiholte. „Bazaine kommt", soll als Neuauflage des berüchtigten „Grouchy kommt" verbreitet worden sein, gleichwohl blieb es bei Theilstößen von ganz kleinen Haufen. So vom 14. 31. Lacretelles; vom 34. Grandchamp sind laut Moch nur 200 avancirt, die mit 200 Marins 50 Zuaven und Chasseurs den Kirchhof von Balan eroberten, doch sich zuletzt verliefen. Sogar vom 5. Ligne 6. Ch. Liéberts wandten sich noch Theile unter General Bastide hierher, bis endlich der verwundete Lebrun und Wimpffen das Spiel aufgaben. Man capitulirte. An Heldenmuth fehlte es aber nicht bis zum bittern Ende und solche schmähliche Panik wie am 16. August bei Rezonville, am 18. bei St. Privat, wo 11 Bataillone des gepriesenen Canrobert Fersengeld gaben, kam nirgends vor unter zehnfach schlimmeren Umständen. Wo bleibt nun die Verleumdung der Militärlegende, die „Armee von Chalons" habe weniger geleistet als die „Rheinarmee", weil zur Hälfte aus jungen Rekruten bestehend?

Da die Deutschen rund 8900, die Franzosen rund 9800 Todte und Verwundete (einschließlich Officiere) verloren, ist der Unterschied wahrlich nicht so groß, um daraus taktische Folgerungen über Wirkung concentrischer Beschießung abzuleiten. Besonders wenn man erwägt, daß eine gleich ungünstige topographische Lage des Schlachtfelds wohl nie wieder auf Erden für ein umzingeltes Heer eintritt und die qualitative Ueberlegenheit der Kruppschen Geschütze hier noch quantitativ (680 gegen 390 Geschütze) bei abnorm günstiger überhöhender Stellung verzehnfacht wurde. Nicht die materielle Wirkung der deutschen Kanonade, wie man bisher annahm, nicht mal ihre moralische, da die tapfern patriotischen Rekruten der Armee von Chalons sich viel zäher schlugen als die Troupiers der Rheinarmee, die sogar in ihren uneinnehmbaren Stellungen bei Point du Jour und Leipzic am 18. August wiederholt ausrissen, wie wir heut gegenüber Hoenigs schwülstigen Lobsprüchen auf das Corps Frossard zur Genüge wissen — nein, nur die unerhörte strategische Verstrickung in die Mausefalle eines rückwärts abgesperrten und dreifach zu engen Geländes hat den Untergang heraufbeschworen. Hatten die Deutschen die Höhen von Cazal, Illy, Givonne, so blieb schlechterdings nur Capitulation übrig. Eine so erbärmliche pflichtvergessene Führung, die sich selbst ans Messer liefert, zu bemeistern ist wahrlich kein Heldenstück. Das Entkommen so beträchtlicher Theile noch während der Schlacht beweist aber für Jeden, der sehen will, daß sofortiger Abmarsch am 1. früh die Armee mit Opferung einer starken Nachhut gerettet hätte. Auch Vinoy benahm sich kläglich, der von Mezières aus den Marsch des V. XI. Corps empfindlich hätte stören können. Wahrscheinlich verließ sich Douay darauf, denn es ist falsch, was deutsches G.-St.-W. behauptet, daß er 2 Bataillonen bis St. Menges aufklären ließ. Die hätten den Aufmarsch lange genug gehindert. Wenn Moltke schon am Vorabend (laut Hahnke) geäußert haben soll: „Nun haben wir sie doch in der Falle!" so zeigt dies verblüffenden Optimismus oder bloßes Bluffen. Krieg ist aber kein Pokerspiel. Denn wenn die Franzosen, wie Ducrot wollte, am Morgen auf St. Menges und Fleigneux abrückten, die Nachhut sich auf dem Höhenrand Cazal-Illy aufstellte und die Festungsgeschütze das offene Plateau zwischen Bazailles und Garenne fegten, so war unmittelbares Nachrücken ausgeschlossen und das V. XI. Corps, isolirt jenseits der Maas, von Vinoy im Rücken gefaßt, wären unfehlbar erdrückt worden. Das Schicksal hat hier Blindekuh gespielt. Doch selbst so hat wahrlich nicht Moltkes Directive, sondern die rüstige Thatkraft Kronprinz Alberts, der sofort Illy als den Schließungspunkt des Ringes erkannte, und Blumenthals rücksichtslose Entschlossenheit den Triumph ermöglicht. Hätte Letzterer, wie Moltke bloß vorschlug, nur ein Corps den gewagten tollkühnen Marsch auf St. Menges ausführen lassen, so wäre im Norden jeder Erfolg ausgeblieben. Daß auch noch das V. Corps seine ganze furchtbare Artillerie dort einsetzen durfte, gab den Ausschlag.

Freilich hat man die Geschützwirkung von dort maßlos übertrieben. Daß „40 Protzen" allein bei Douay in die Luft flogen, ist Fabel; es waren nur 19, wie wir genau addirten. Im Ganzen sind 56 Protzen gesprengt, nur 10 Geschütze demolirt worden, sehr wenig. Der französische Generalstab verfährt jedoch so unkritisch und geistlos, daß man sich all diese wichtigen Details mühsam aus den Dokumenten herausklauben muß.

Wie sich der deutsche G.-St. zu dieser neuen Stärke- und Verluststatistik verhalten wird? Wohl wie in seiner neuesten Ergießung über den 18. August, wo der französische Verlust (für den 16. bisher stets auf 17000 gefälscht statt 13600) kühllächelnd auf 16000 (statt 13218) erhöht wird, allen amtlichen französischen Ausweisdocumenten zum Trotz, in denen alle 4887 „Disparus" gewissenhaft angeführt. Es kennzeichnet diese voraussetzungslose Wissenschaft, daß mit falschem Pathos, um sozusagen betäubende Musik zu machen, schauerlich großartig versichert wird, daß keiner der Vertheidiger von St. Privat am Leben blieb — eine geradezu groteske Phantasie Angesichts der 2000 unverwundeten Gefangenen, die auch Lehautcourt für Canrobert eingesteht. Da wird sogenannte abgeklärte Kritik getrieben, die vielen unvermeidlichen Reibungen in einer so großen Armee betonend, als ob etwa Napoleons Heer bei Wagram und Leipzig kleiner gewesen wäre; da wendet man sich gravitätisch hin und her, um das an diesem Tage für alle Wissenden so traurig eingedunkelte Moltkeprestige zu retten. Aber das hütet man sich, irgendwie zu beleuchten, daß ein Bazaine, der während der Agonie seiner Armee weit vom Schuß Billard spielte und mit voller Absicht Canrobert zerschmettern und die Rückzugsstraße nach Westen absperren ließ, vollständig genügt, um selbst dem schlechtgeführtesten Gegner, zumal so erstclassigen Truppen wie den preußischen, den endlichen Sieg auf dem Präsentirbrett anzubieten. Ohne Ladmiraults heroischen Widerstand, den zum Dank dafür französischen G.-St. und Lehautcourt herunterputzen, hätte Canrobert sich keine halbe Stunde gehalten, dessen Corps sich theilweise spottschlecht schlug, aber dafür die ganze Ruhmesreclame erntete.

So schreibt man Geschichte. Natürlich auch wieder der alte Kniff für Unwissende, daß 40 französischen Bataillonen bei Amanvillers nur 23 deutsche gegenüber standen. Es waren 30 (incl. 7 Gardebataillone) mit 28000 Gewehren, von den 40 schwachen französischen in Stärke von höchstens 25000 Gewehren fochten 6 Montaudons gar nicht, außerdem feuerten 168 Geschütze gegen das Plateau, wo alle 90 Ladmiraults abfahren mußten. Wenn wir Aehnliches auch für Sedan nachwiesen, so thut dies dem Lorbeer der deutschen Soldaten keinen Eintrag, deren Leistung überall das Größte erreichte. Aber entgegen dem ekelhaften Chauvinismus, wie er in deutschen populären Schreibereien gepflegt und durch die „vornehm" vertuschende Generalstabshistorik genährt wird, müssen wir endlich der Wahrheit ihr Recht geben, daß die gleich braven französischen Truppen lediglich durch ihre unglaublichen „Feldherrn", einen geistlosen Haudegen wie Mac Mahon, einen aus Unfähigkeit und Schurkerei zusammengesetzten Bazaine, sich ihre Adler entreißen lassen mußten. Das ist die berühmte Disciplin der stehenden Heere: ein Gemeiner wird wegen des kleinsten Disciplinarfehlers fusilirt, ein Bazaine darf ruhig weiter das Leichenhemd seiner Armee nähen, nachdem er von Rechts wegen am 19. früh hätte standrechtlich erschossen werden müssen. Nur Verstocktheit ist es,

Digitized by Google

mit der sich deutsche Legende gegen die Erkenntniß wehrt, daß nur das Schicksal selber den unerhört jähen Zusammenbruch des tapfern Feindes besiegelte, nicht irgendwelche erstaunliche Strategie oder unbedingte soldatische Ueberlegenheit (am 14., 18. August sind bei Bellecroix und Gravelotte deutsche Paniken vorgekommen, wie nirgendwo bei Sedan französischerseits). Wenn der deutsche Chauvinismus sich auf unsere geistige schöpferische Ueberlegenheit stützte gegenüber der bloßen Form- und Verstandesausbildung der Welschen, so wäre dies berechtigt. Doch was versteht der große Haufe davon! Ihm genügt das wüste Prahlen, wie wir den Franzmann „verhauen" haben. Dieser rohen kindischen Albernheit, abstoßender als die wenigstens formal pompöse „Gloire" unserer eiteln Nachbaren, kann man nicht eindringlich genug zurufen: ein „Sedan" würde in ähnlicher Lage auch deutschen Heeren blühen, tapferer aber als die Capitulanten von Sedan hat man selten gefochten!

Die Tragik reicher Mädchen.

Von Dr. Theodor Lessing (Hannover).

II.

Wenn ich somit von einer Tragik reicher Frauen rede, so denke ich keineswegs an jene groben Documente der Wirthschaft, die überall, wohin wir auch blicken, darauf deuten, daß das Liebes- und Eheleben der Menschen von heute mit irgend einer Art wirthschaftlichen und commerciellen Interesses verknüpft ist. Der Kaufmann, der durch eine Heirath sein „Geschäft erweitern" will, der junge Officier, der reiche Schwiegereltern sucht, weil er „Zuschuß und Caution" haben muß, der „studirte Mann" (Arzt oder Rechtsanwalt) der sich für die Heirath bezahlen läßt, nachdem er lange genug für „Liebe" gezahlt hat, der Academiker, der mit der Hand einer Professorentochter das ersehnte Catheder für Philosophie oder Nationalöconomie erringt — sie Alle sind Consumenten und Käufer auf dem großen „Liebesmarkt", der sich auf Bällen, Maskenfesten und Routs nicht minder breit macht, wie in jeder Nummer einer jeden großen Tageszeitung (denn wenn wahr ist, daß der „Inseratentheil" das eigentliche „Rückgrat und Mark", in der Anatomie der Zeitungen bildet, so muß man sagen, daß die Zeitungen des Capitalismus ein venerisch vergiftetes Rückenmark besitzen). Aber diese ganze entsetzliche Verquickung von Wirthschaft und Liebe, dieses Institut der Eigenthums- und Nützlichkeitsehe, das fortbestehen wird so lange, wie die Phrase fortbesteht, daß Liebe und Ehe der „natürliche Beruf des Weibes" sei, es fundirt doch keineswegs die eigentlich „tragischen" Erlebnisse im Leben reicher Frauen. Das begüterte Mädchen ist mehr als irgend ein anderes im Stande, sich sein Leben nach eigener Einsicht und Wahl zu gestalten. Es kann verzichten, kann ein „freies Verhältniß" eingehen, ohne nach dem Urtheil der Welt fragen zu brauchen, kann in irgend einer der Individualität entsprechenden Arbeit seinen Lebensinhalt finden. Subtiler aber und unvergleichlich lebenbestimmender ist jene Tragik, die in einer verkehrten Psychologie des Eigenthums gründet, in der Thatsache, daß es Eigenthum und Zueigenhaben giebt, das keineswegs den „Eigenthümlichkeiten" des Besitzenden entspricht, sondern durch Zufall der Geburt, durch Glückszufälle und Erbschaft just an diesen statt an irgend einen anderen Menschen gerathen ist. Der Mensch aber, der sich in seinem Eigenthum unsicher fühlt, weil er es durch keinerlei innere Anrechte der Persönlichkeit gewonnen hat, lebt in einem ewigen Zweifel darüber, ob das, was er von Anderen empfängt, dem „Mana" und Werthen seiner eigensten Natur oder aber der Attraction seines Baarbesitzes und seiner Renten zu danken sei. Solch seelischer Conflict war nicht möglich in den Frauen einer alten patriarchalischen und aristokratischen Cultur, von denen ein bestimmter Besitzstand, eine bestimmte Kastenbildung und Bevorzugung vor allen übrigen Menschen eben als „ganz natürlich" hingenommen wurde. Er muß aber nothwendig entstehen in den Frauen einer neuen Parvenücultur, in der noch nichts feststeht, Alles Geld gewinnt oder verliert und Jedermann fühlt, daß alle Vertheilung der Lebensgüter nur Zufall und Sache der Regsamkeit und Speculation ist. Nun ist aber der moderne Mensch so sehr ein „Repräsentant des kinetischen Typus" (um ein Wort Whells zu gebrauchen), — er ist so sehr mit Interessen und Ehrgeiz durchsetzt, daß er auch in seinen Liebesgefühlen schlechterdings nicht unterscheiden kann, wie weit eine Frau „um ihrer selbst willen", wie weit sie um seiner selbst willen, das heißt aus tausenderlei egoistischen Begehrnissen geliebt wird. Das junge Mädchen aber träumt von jener Liebe, die mit Freude um des Anderen willen in die Flamme springt oder den Kopf auf den Block legt. Sie träumt von der heroischen Selbstaufopferung des Mannes um so mehr, als sie in sich selbst die Seelenkraft großer Opferthaten lebendig fühlt. Arme Seele, Du willst um „Deiner selbst" willen geheirathet sein, aber prüfe nur, wo die Grenze dieses „selbst" liegt und wo das beginnt, was „nur" Zubehör, „nur" Besitz und Geld, „nur" Peripherie und Lebensform am Menschen ist. Liebesempfindungen sind so subtil, daß der Besitz eines anderen Hutes, eines bunten Bandes, eine zufällige Nuance der Gewohnheit, bei manchen Naturen Leidenschaften auslösen die das Leben zerstören oder überdauern können. Der Liebende (und wenn er der ehrlichste und bravste Junge ist) kann in der That niemals sagen, ob er für den Gegenstand seiner Liebe auch durchs Feuer gehen würde, wenn sie die armen frostentstellten und schwieligen Hände einer Fabrikarbeiterin besäße, wenn Armuth die Feinheiten ihres Geschmackes und ihrer Sitten vernichtet hat oder wenn sie statt nach Veilchen nach Kuhmist zu duften pflegt. Jene Mädchen, die, um den Geliebten zu „prüfen" die Maskerade eines Dienstmädchens oder einer armen Bettelmagd spielen, handeln äußerst albern. Sie wissen ja selber nicht, ob sie auch feinfühlig und liebenswerth wären, wenn sie mit Kartoffeln und Schnaps, statt mit Roastbeaf und Plumpudding genährt worden sind, ob sie irgend etwas mit ihrer gegenwärtigen „Persönlichkeit" noch gemein haben, wenn die Bank an Papa keine Dividende mehr zahlt und sie in einer Metzgerei kalten Aufschnitt verkaufen. Auch sind jene viel citierten Beispiele vermeintlicher Neigungsehen, wo ein genialer Mann seine Köchin, (ein Goethe seine Christiane Vulpius), heirathet, in der Regel durchaus bequem, vulgär und unheroisch. — Die eigentliche „Tragik" vermögender Mädchen wurzelt also darin, daß in einer gegebenen geldwirthschaftlichen Ordnung alle Reactionen des Willens und Gefühls im Verhältniß der Menschen unter einander und insbesondere im Verhältniß der beiden Geschlechter, so sehr mit irgend welchen politischen Interessenfragen und Erwerbsfragen durchsetzt sind, daß es äußerst relativ und schwer zu entscheiden ist, wo die Hingabe an den Anderen, oder wo das Interesse, das Jeder an sich selbst nimmt, in Frage steht. Die Verwebungen egocentrischer und alterocentrischer, egoistischer und altruistischer Triebkräfte im Menschen sind so complicirt geworden, daß man selbst bei der scheinbar selbstlosesten That fanatischer Geschlechtsleidenschaft nicht mehr weiß, wie weit Eitelkeit und Machtwille im Spiele sind und daß auch umgekehrt eine Heirath, die ohne Opferwille und Hingebung eingegangen wurde, in ihren Erfolgen edler und viel mehr im Interesse der Nachkommenschaft gerathen kann, als jene unbesonnene und unpraktische Fortpflanzung, die durch nichts gerechtfertigt ist, als durch den reinen Willen und das volle, heiße Blut zweier junger, guter Menschen.

Wo giebt es aus diesen Finsternissen einen Ausweg?

Digitized by Google

III.

Der deutsche Professor weist ihn. Der deutsche Professor, in all der gesinnungstüchtigen Selbstgerechtigkeit und gelehrten Ernsthaftigkeit, die diese Blüthe der Erde so schön und liebenswürdig macht. Man möge legislative Maßregeln im Geiste biologischer Aufbesserung und Höherzüchtung des Menschengeschlechts treffen. Man knüpfe die standesamtliche Genehmigung der Fortpflanzung an den Aufweis eines ärztlichen Eheconsenses. Man schließe verkrüppelte, krankhafte, defecte und pathologische Individuen von der Heirath aus. Man beseitige das Institut der Mitgift, beschränke die Pflicht der Aussteuerung heirathender Töchter und reformire das Erbrecht in dem Sinne, daß das ledig bleibende Mädchen vor der heirathenden Schwester unbedingt bevorzugt wird, während die Heirathende officiell dem Manne keine Vortheile zubringt, die aus dem Zusammenhang mit einer begüterten Familie resultiren. Viele solche Erwägungen einer Art von Gestütsethik werden noch täglich aufgestellt und mit billigen Argumenten der Rassenhygiene und politischen Anthropologie unterstützt. Man sagt sehr richtig, daß ausschließlich das Interesse des Kindes die Liebessitten und Ehegesetze normiren müsse, aber Niemand weiß, worin denn eigentlich das Interesse der künftigen Menschengeschlechter zu suchen sei. Man weiß nicht einmal, ob nicht der Trinker oder Epileptiker, den man „an der Fortpflanzung hindern" will, vielleicht einem Genie der Musik oder der Kriegskunst das Leben geben kann, man weiß nicht einmal, wie man eigentlich abwägen und definiren soll, was man Stärke und Schwäche, Tüchtigkeit und Minderwerthigkeit, Gesundheit und Krankhaftigkeit des menschlichen Typus nennt. Man cultivirt mit solchen Ideen der Entwicklungsethik gerade immer nur die nackte Thatsache des Erfolghabens und Vorankommens und nennt Diejenigen, die am Leben bleiben, die „Besseren" oder „besser Angepaßten". Was aber von der Macht zu Boden getreten wird, das muß eben nothwendig die „schlechter geartete" Rasse sein. All diese sehr triviale und geistlose Uebertragung des Darwinismus auf sociale und wirthschaftliche Zusammenhänge, die durch die englische Evolutionsethik und zumal durch Herbert Spencer inaugurirt wurde — sie wird von tiefer blickenden Geschlechtern der Zukunft als Ausgeburt capitalistischer Denkart gebrandmarkt werden. Es schmeichelte denen, die in der Macht sitzen, auch obenein im Rechte zu wohnen. Es ist die beste Waffe dessen, der voran kommen will, daß er just seine Art als die werthvollere characterisirt. Solche Art Ethik ist also Ausdruck des Machtwillens und der Expansionspolitik. In den Problemen der Ehe und Sexualität aber ahnen wir nicht, wie tief wir mit all unseren Speculationen in dem Geiste androkratischer Gemeinschaftsformen befangen sind, der die moderne Familie und Hauswirthschaft gestaltet hat. Alles kommt noch darauf hinaus, daß die Frau „geschützt" und daß der Mann zur Gesinnung des „Versorgers" erzogen werden muß. Wenn man die heirathende Frau z. B. im Erbrecht verkürzt, so erreicht man damit freilich, daß die Anzahl der Geldheirathen in manchen Schichten der Bevölkerung eingeschränkt wird, aber man macht den Mann noch mehr als bisher zum Bevormunder und „Ernährer" der Frau und handelt nur aus dem Geiste jener Epoche der „Hörigkeit", gegen die seit Stuart Mills Vorgehen die ganze gebildete Welt Front macht. Man hat hier also keine andere Wahl als den Ersatz der Wohlfahrtspolitik durch Gerechtigkeit. Man muß in allen Maßregeln der Wirthschafts- und Socialpolitik „so thun", als ob die natürlichen biologischen Unterschiede zwischen Weib und Mann gar nicht vorhanden wären. Man darf nicht das Weib auf ihre normale Physiologie als auf einen „wirthschaftlichen Beruf" festnageln wollen.

Karl Theophilus Döbbelin.

Ein deutscher Theaterprincipal.

Von Dr. Hans Landsberg (Berlin).

II.

Wenn er trotzdem in Berlin festen Fuß zu fassen verstand, so verdankt er das neben verschiedenen Glücksumständen, wie dem Tode Kochs, des Nestors der deutschen Principale, der bisher das preußische Privileg inne hatte, seiner eigenthümlichen zähen Energie. Bereits bei seinem früheren Auftreten hatte Döbbelin es verstanden, sich bei den Berlinern leidlich in Gunst zu setzen. Man sah den unmäßigen Aufwand, den sein Principal Schuch in seinen letzten Jahren trieb — er gab große Fêten, hielt sich Equipagen und Jäger — mit scheelen Augen an und begrüßte den Biedermann Döbbelin bereits als kommenden Thronfolger. Der leicht erregbare Mann imponirt den Berlinern durch seine robuste Grobheit. Dazu kam noch, daß es mit dem guten Geschmack der Berliner in theatralibus eben nicht weit her war. Bis zum Jahre 1742 hatte Eckenberg, der „berühmte starke Mann", in seiner Bude in der Breiten Straße sein Wesen getrieben, dann kam der Luftspringer Bergé, der sich das Theater am Monbijouplatz baute, und noch Schuch hatte auf Harlekinaden gröbster Art keineswegs Verzicht geleistet, wie denn überhaupt die berühmte Verbannung des Hanswurst durch die Neuberin doch höchstens als symbolische Handlung bezeichnet werden kann und diese Species keineswegs beseitigt hat. Jedenfalls waren Hamburg, Leipzig, Mannheim den Berlinern in Sachen des guten Geschmacks weit voraus. Noch in der Epoche der Romantik gilt ja Berlin als die Stadt des ödesten Rationalismus, die erst langsam und allmälig durch die Emancipation und Culturarbeit der beweglicheren Elemente, nicht zuletzt der jüdischen Aristokratie goethereif wurde. Iffland ist der ideale Theaterdirector für diese Stadt. Gleichwohl sieht man, daß Döbbelin neben begreiflichen materiellen Schwierigkeiten auch mit einer starken künstlerischen Opposition zu kämpfen hatte, die der Führung der Vernunfthäuptlinge Nicolai, Engel, Ramler unterstand, die schließlich noch die vorgeschrittensten Geister waren. Und so kühl Fridericus rex den literarischen und theatralischen Angelegenheiten seiner Deutschen gegenüber stand — erst Ende der 70er Jahre erfolgte die Auflösung des französischen Hoftheaters — er hat die plumpe Dreistigkeit unseres Komödianten peinlich empfunden. Als Johann Christian Brandes, das ehemalige Mitglied der Truppe Schuchs 1779 nach Potsdam kommt, lädt ihn Princessin Amalia von Preußen zu sich ein. Sie sei erst seit der Lectüre und dem Genuß seiner Dramen eine Freundin der deutschen Schaubühne geworden. Ob er, Brandes, wohl Lust hätte, die Direction des hiesigen Theaters an Döbbelins Stelle, mit dem weder sie, noch ihr Bruder, der König, zufrieden wäre, zu übernehmen. Die Truppe sei gut, aber die Direction tauge nichts, Döbbelin sei ein schlechter Wirth. Im gleichen Jahre geht an Schröder, der hier den Hamlet und den Lear spielt, auch in seiner Glanzrolle als Wegfort in Sprickmanns „Schmuck" auftritt, eine directe Aufforderung durch den Minister Michaelis, an Döbbelins Stelle die Leitung des Theaters zu übernehmen. Döbbelin saß aber fest genug im Sattel, um sich gegen seine fürstlichen und bürgerlichen Feinde zu behaupten. Einen zum Mindesten sehr wohlwollenden Beurtheiler fand er in dem einflußreichen Kriegsrath Bertram, der die „Literatur- und Theaterzeitung" herausgab, als deren Fortsetzung dann, seit 1785, die „Ephemeriden der Literatur und des Theaters" erschienen. Ebenso erwuchs ihm in August Friedrich Cranz ein energischer Vertheidiger. In dessen längst verschollener „Charakteristik von Berlin" (Berlin 1784) heißt es, der Director habe es nie an vortrefflichen Stücken fehlen lassen und für würdige Auf-

Digitized by Google

führung gesorgt. „Man schiebt hier alle Schuld auf den Director Döbbelin, der ist zu stolz, zu übermüthig, der bequemt sich nicht genug nach dem vornehmen und niederen Pöbel; aber welcher Mann hat es je dem Pöbel recht machen können, findet dieser nicht immer was zu kritteln? Zur Schande der Einwohner ist das hiesige Komödienhaus eine Casematte, dagegen ein Boulevardtheater in der kleinsten britischen Stadt ein Palast ist. (?) In einer Vorstellung von „Romeo und Julia" habe er nur zwanzig Zuschauer angetroffen. Die höchste Einnahme des Hauses betrage 200 Thaler. Wie sei es möglich, damit ein Personal von 50 bis 60 Personen zu unterhalten? Derselbe Verfasser war schon 1782 in dem Streit zwischen Döbbelin und Schröder, der 1782 zu einer veritablen Theaterrevolution ausartete, entschieden auf Seiten des Berliner Principals getreten.*)

Das zweimalige Berliner Gastspiel Schröders, das mit glänzendem Erfolge absolvirt wurde, hatte die Eifersucht Döbbelins geweckt, der mit Odoardo, Lear, Macbeth, Othello dasselbe Rollenfach wie Schröder bekleidete. Der Rivale kommt auf der Durchreise nach seinem neuen Wirkungsorte Wien nach Berlin, in der sicheren Erwartung, zu einem Gastspiel aufgefordert zu werden. Er wollte nur spielen, „falls Döbbelin ihn dazu auffordere, was bisher nicht geschehen sei, aber dann ohne Honorar, da er sich als Kaiserlicher Hofschauspieler nicht für berechtigt halte, ohne Erlaubniß seiner Behörde für Geld wo anders aufzutreten." Des Abends besucht er, wohl nicht ganz absichtslos, das Schauspiel, um sich vor Schluß der Vorstellung zu Nicolai zu begeben. In seiner Abwesenheit wird das Theater zum Schauplatz einer lärmenden Demonstration. Schröder soll spielen, erschallt es von allen Seiten. Der Feldzug endete mit dem vollständigen Siege Schröders. Die zwischen ihm und Döbbelin in dieser Angelegenheit gewechselten Briefe, das allgemeinste Aufsehen, das die theatralische Revolution allenthalben erregte, das alles gewährt dem Historiker einen tiefen Einblick in eine Bühnenatmosphäre, die wirklich die Welt bedeutete.

Auch mit der Kritik hatte der eigensinnige, starrköpfige Mann oft erhebliche Differenzen. Hübsch ist der Brief, den er 1784 an Moritz, den damaligen Kritiker der „Vossischen Zeitung" sendet: „Mein Herr — Professor kann ich Sie nicht nennen — Zeitungsschreiber! Sie haben in der heutigen „Vossischen" vom Nov. mich, meine Direction und mein Theater auf die unwürdigste und unverantwortlichste Art angegriffen und behandelt. Ich bin zu alt, um von einem gallsüchtigen Menschen mich herumhudeln zu lassen. Ich habe zu lange als Märtyrer der Kunst gelitten. Wer hat zuerst Minna von Barnhelm aufgeführt? Döbbelin! — Wer hat Emilia Galotti zuerst und im Manuskript auf die Bühne gebracht? Döbbelin in Braunschweig! Wer hat's unter den Deutschen gewagt, „Nathan den Weisen" mit aller Würde, neu decorirt, neugekleidet, auf die Bühne zu bringen? Dieser von Ihnen unverantwortlich gehudelte D—. Ich bitte Sie um Gottes willen, lernen Sie mich besser kennen, oder Sie wagen zu viel, und hören alsdann auf, Zeitungen zu schreiben und Kritikaster zu sein. Gott verdamme mich, wenn Sie ein Frey-Billet bekommen, das der junge Herr Voß für Sie bei mir gesucht. Leben Sie wohl, bessern Sie sich, dieses wünscht Ihr tödtlich beleidigter Döbbelin, dem Sie das Brod zu stehlen suchen." Dieser erfrischenden Grobheit und Renommisterei sei eine Anecdote zugefügt, die, wie Friedrich Schulz berichtet, Döbbelins Komödianteneitelkeit noch strahlender erscheinen läßt. „Als ich im Jahre 1766 nach Berlin kam," erzählt Döbbelin, „in welchem Zustande fand ich die Bühne! Nur Hanswurst und wieder Hanswurst und alle Tage Hanswurst; aber wie erstaunte ich, als ich auch Nicolai, Ramler, Mendelssohn, Lessing unter den Zuschauern fand. „Wie," sagte ich zu Lessing, „Ihr, die Schöpfer, die Säule des guten Geschmackes, könnt das mit ansehen?" ‚Machts besser, wenn Ihr könnt', erwiderte Lessing. „Das will ich," versetzte Döbbelin; „in vier Wochen soll der Held herrschen und der Hanswurst vertrieben seyn." ‚Dann setz ich Euch eine Ehrensäule', antwortete Lessing."

Und diese Anecdote, so oft er sie erzählte, schloß er dann jedesmal mit den Worten: „Ich hab Wort gehalten; habe das Theater gereinigt, den Hanswurst vertrieben; aber Lessing ist mir die versprochene Ehrensäule schuldig geblieben; doch glaube ich, sie mir selbst dadurch gesetzt zu haben, daß ich seinen Nathan den Weisen auf die Bühne gebracht habe." Wir sahen, daß der Autor weniger entzückt von dem Schauspieldirector war. Gewiß ist das Repertoire, das Döbbelin den Berlinern geboten hat, nicht schlecht. Er spielt den Shakespeare, freilich noch so, daß „Der Widerspenstigen Zähmung" als Gaßner II (nach dem bekannten Teufelsaustreiber) erscheint, er giebt Goethes neue Dramen, Schillers „Räuber" bald nach der Mannheimer Uraufführung und „Kabale und Liebe" wenige Monate nach der Frankfurter Première, in einer durchaus glänzenden Besetzung mit dem jungen neu auftauchenden Sterne Fleck als Ferdinand, Mlle. Döbbelin als Lady Milfort und der Mlle. Withöft als Luise. Selbst vor dem gewagten Experiment, den „Hofmeister" Lenzens aufzuführen, schreckte er nicht zurück, so wenig das Publicum auch für die Kunst des neuen Genies zu haben war. Genauer betrachtet, erfährt das künstlerische Verdienst Döbbelins aber doch eine erhebliche Minderung. Er ist stets nur ein geschickter Nachahmer, der auf den Pfaden weiterschreitet, die ihm das Genie, ein Schröder etwa, gebahnt hat. Den Eifer für das regelmäßige Schauspiel, den er in seinen Berliner Lehrjahren bekundete, stammte aus seiner Neuberzeit, in der sich seine Principalin ganz von den Ideen Gottscheds ins Schlepptau nehmen ließ. Auch rein darstellerisch stand seine Truppe entschieden hinter den Leistungen der ersten zeitgenössischen Schauspielergesellschaften zurück. Mit Recht bemerkt Hagen in seiner „Geschichte des Theaters in Preußen", daß Döbbelin nicht im Entferntesten mit Männern wie Schuch d. ä., Koch, Ackermann und Schröder in Vergleich gestellt werden könne. Neben diesen soliden und ehrenwerthen Principalen, die Ekhofs Bestrebungen um eine sittliche und geistige Hebung des Schauspielerstandes fortsetzen, ist er trotz seiner Seßhaftigkeit der Wanderkomödiant geblieben, der als Mensch wie als Principal von der Hand in den Mund lebt und mehr als einmal ein so unverdientes Glück wie den Erfolg der „Minna von Barnhelm" erfährt. „Döbbelin war Komödiant in der gemeinen Bedeutung des Worts. Was glänzte und in die Augen fiel, was Lärm und Spektakel zu Wege brachte, war ihm das Imposante." Für die Entwicklung der Schauspielkunst und des Theaterwesens hat er nichts geleistet, und recht eigentlich ihm hat es Berlin zu verdanken, wenn es künstlerisch so lange im Hintertreffen blieb und auch geistig als eine Sandwüste galt.

*) Cranz, Döbbelin und Schröder. Berlin 1782. (Königliche Bibliothek, Berlin.)

Was ist Architektur?

Von Jos. Aug. Lux (Dresden).

3.

Der tiefe baukünstlerische Niedergang im 19. Jahrhundert, der seinen Tiefstand in den verflossenen zwei drei Jahrzehnten erreicht hat, fällt zusammen mit der ungeahnten Entwicklung der Technik und der Ingenieurkunst, die als wahrhaft volksthümliche Erscheinung das Interesse der Menschheit für sich allein in Anspruch nimmt. Gering ist das Interesse für die Architektur, die immer unfähiger wird, mit dem Tempo der Zeit Schritt zu halten. In einer Periode menschlicher

Digitized by Google

Entwicklung, wo in naturwissenschaftlicher und technischer Hinsicht auf dem Gebiet des Maschinenbaus, des Verkehrswesens, der Erfindungen alle Kräfte auf den Fortschritt, auf Eroberung und auf die Zukunft gerichtet sind, sucht die Architektur durch Rückbildungen dem Zeitgeist entgegenzuwirken und sich gegen die Einwirkungen des modernen Geistes zu verschließen. Daß wir zum Theil noch eine Architektur an sich haben, beweist, daß sie von ihrer Stagnation noch nicht erlöst ist. Seit den fünfziger Jahren bis in die achtziger Jahre hat sie auch das Kunstgewerbe in den Bann gelegt und zur Nachäffung mißverstandener Stylvorbilder gezwungen. Seit den neunziger Jahren hat das Kunstgewerbe begonnen, sich aus dem lähmenden Zusammenhang mit einer reactionären Architektur frei zu machen und dem Anstoß zu folgen, der, wie heute allgemein bekannt, Jahrzehnte vorher von England ausgegangen ist, wo sich bis zu einem gewissen Grade ähnliche Vorgänge abgespielt haben. Es ist jedoch irrig, zu glauben, daß einzig und allein das ausländische Beispiel die heilsame Wendung herbeigeführt hat. Wenn sich in Deutschland, wie überhaupt in der ganzen civilisirten Welt eine Bewegung, wie wir sie heute sehen, entwickelt, so geschieht es nicht allein deßhalb, weil ein bestimmtes Land mit dem Beispiel vorangegangen ist, sondern weil die Zeitverhältnisse überall die gleichen Vorbedingungen gegeben haben, aus denen einzig und allein eine solche Bewegung hervorgehen konnte. Das Kunstgewerbe, soweit es nicht wieder in Nachahmungen verrannt ist, thut weiter nichts, als daß es die natürlichen Stylgesetze übernimmt, die auf ganz anderen, der Architektur und dem Kunstgewerbe scheinbar fernstehenden Gebieten ausgebildet worden sind. Das Kunstgewerbe, wo es heute wirklich selbstständig und schöpferisch arbeitet, geht wieder von einer organischen Idee aus, indem es die Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit zur Richtschnur nimmt. Dadurch hat das Kunstgewerbe einen ungeheuren Vorsprung gewonnen. Die Architektur, die sich nicht aus diesen grundsätzlichen Forderungen heraus entwickelt, sondern irgend welchen vorgefaßten ideellen oder stylistischen Anschauungen folgt, hat aufgehört, lebensvolle Architektur und funktionirendes Glied im menschlichen Schaffenswerk zu sein. Auf dem technischen Gebiet sind Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit zuerst bis zur äußersten Consequenz ausgebildet worden. Ein gut gebauter und sinnreich ausgestatteter Eisenbahnwaggon, ein modern construirtes Schiff und seine angemessene innere Einrichtung, ein gutes Reiseautomobil, ein elegantes Ruderboot, ein Fahrrad, eine neue Schnellzugslokomotive sind im umfassenden organischen Sinne viel mehr Architektur als die akademische, in der Wiederholung verzopfter Stylformen zurückgebliebene Architektur im engeren Sinne, die heute kaum noch aus dem Starrbann erwacht ist. Alle diese specifisch modernen Schöpfungen des Zeitgeistes sind ohne Weiteres als Architektur aufzufassen. Es ist jene Architektur, die schöpferisch wirkt und der sich das ganze Interesse des heutigen Volkes zuwendet. Aus diesen gegebenen Grundlagen mußten die Architekten für ihre Kunst die Consequenzen ziehen, wenn sie wieder einen lebendigen Zusammenhang mit der Zeit finden wollen. Das Kunstgewerbe hat diese Consequenzen gezogen. Soweit es sich auf die gleichen Grundlagen wie die technischen Werthe, die unserem Leben die entscheidende Physiognomie geben, gestellt hat, ist es in dem einzig möglichen modernen Sinne Architektur geworden oder Architekturelement im entschiedenen Gegensatz zur akademischen Auffassung. Wie zu allen Zeiten der Culturgeschichte wiederholt sich auch heute der gleiche Vorgang, daß sich eine eigene selbstständige Baukunst als Ausdruck des eigenartigen Lebens nur aus den durch die Alltagsformen gegebenen Grundlagen entwickeln kann. Dem Kunstgewerbe, das auf den Grundsätzen der Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit beruht, und hinsichtlich des Materials und der soliden Arbeit hohen Anforderungen entspricht, wohnte ohne Weiteres eine architektonische Function inne. Wir müssen uns daran gewöhnen, auch in der landschaftlichen Natur, soweit sie von dem Einfluß der menschlichen Arbeit bestimmt ist, architektonische Beziehungen zu erblicken. Die Plastik und die Malerei, die wie jede hohe Kunst irgendwie angewandt ist, und im weitesten Sinne ebenfalls angewandte Kunst ist, hat eine architektonische Beziehung auszudrücken. Ganz so, wie das Möbel und das Kunstgewerbe überhaupt, hat auch die Malerei und die Plastik, die letztere namentlich als Schnitzkunst und Steinsculptur in unlösbarem Zusammenhange mit der Hausarchitektur Bestand und an ihr haben sich die Kunstzweige zu den großen Leistungen in der alten Kunst entwickelt. Mochte es auch bei den neuen Entwicklungen dieser Kunstzweige den Anschein haben, daß sie sich aus dem architektonischen Zusammenhang lösen und Selbst-Zweck werden, so daß es in der Zeit, da sich eine Architektur an sich entwickelte, auch eine Malerei an sich, eine Plastik an sich und ein Möbel an sich zu geben schien, so wird bei aufsteigender, gesunder Entwicklung die Tendenz der einzelnen Theile wieder zur organischen Einheit, zur Architektur, gerichtet sein. Architektur kann also nach diesen Darlegungen eine zweifache Bedeutung haben: sie kann die raumkünstlerische Zusammenfassung der einzelnen künstlerischen oder kunstgewerblichen Gattungen zum Zweck einer einheitlichen Wirkung und einer praktischen oder ideellen Bestimmung bedeuten, sie kann aber auch die raumkünstlerische Tendenz in jeder menschlichen Einzelschöpfung bedeuten. In jedem Falle bedeutet Architektur etwas Räumliches, nicht etwa im Sinne der mathematischen, geometrischen Raumgröße, sondern im Sinne einer angewandten Raumgröße, deren Maß der Mensch ist. In der Architektur ist also zugleich das Rhythmische, Einheitliche zu verstehen, das die einzelnen Glieder in ein ordnungsmäßiges, sinnvolles und beziehungsreiches Verhältniß zum Menschen setzt. Dieses Maß ist gar nicht anders zu finden, als durch Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, diese zwei Grundforderungen, die sich unwillkürlich ergeben, wenn wir in jeder Hinsicht das Maß nehmen. Darum allein schon ist jeder Gegenstand, der in jeder Beziehung maßvoll ist und vollkommene Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit ausdrückt, ein Stück Architektur. Auch unsere Kleidung. Sie befindet sich in voller Uebereinstimmung mit den übrigen erwähnten Erzeugnissen, die der specifische Ausdruck unserer Zeit sind. Wir können zum Ganzen der monumentalen Architektur nur gelangen, wenn wir von dem Naheliegenden, Zweckmäßigen, Sachlichen ausgehen, von dem, was unsere Zeit an wirklich modernen Stylelementen geschaffen, von dem Kunstgewerbe, von den Erzeugnissen der Technik und von den sonstigen eminent praktischen Einrichtungen, indem wir synthetisch vorgehen, wie die alten Egypter im Gleichniß von dem Nileimer, denn gerade in diesen kleinen und unscheinbaren Dingen ist ein fortwährendes Prüfen, Messen und Suchen nach menschlicher Angemessenheit. Ein Sattelzeug muß sehr gut angepaßt sein, wenn es die Form haben soll. Ebenso ein Gehrock oder ein Sportkleid. Oder ein Eisenbahncoupé. Oder ein Stuhl. Oder ein Schreibtisch. Gehen wir von hier einen Schritt weiter, auf denselben Voraussetzungen und Forderungen beruhend, zu den höheren Raumaufgaben, die sich von dem rein leiblichen Maß des Menschen um einiges entfernen und eine weitere räumliche Beziehung zum Menschen ausdrücken, zum Wohnraum. Hier finden wir schon eine ziemliche Complikation derselben Maße und Zweckelemente, zu einer weiteren, räumlich größeren Hülle erweitert, mit vielen Dingen, die einzeln wieder eine zweckmäßige und architektonische Angemessenheit ausdrücken und untereinander, sowie zum Menschen mit dieser architektonischen Eigenschaft eine lebensvolle Beziehung unterhalten wollen. Wir finden nicht nur die Größe, die Anzahl und die Art der Möbelstücke nach dem Grundsatz der Zweckmäßigkeit, der Sachlichkeit und des Bedürfnisses vorher bestimmt und zusammengestellt, wir finden nach denselben Grundsätzen die Höhe des Zimmers, das Ausmaß der

Digitized by Google

Grundfläche, die Art der Fenster, die Anbringung der Bilder und ähnliche Dinge durchgeführt und derart zu einer Gesammtwirkung vereinigt, daß sie in einem gewissen Rhythmus, von menschlicher Empfindungsart abhängig, sich als Einheit darstellt. Wir sprechen dann von einer ästhetischen Wirkung und von Schönheit, die ebenfalls als stillschweigende Voraussetzung der Architektur gilt. Gehen wir von dem einzelnen Wohnraum zu dem planvollen Gefüge mehrerer Wohnräume von verschiedener Bestimmung und verschiedenen Wesensmerkmalen, die auch ihre Lage und Beziehung zu einander bestimmen, über, so gelangen wir zu der auch äußerlich monumentalen Erscheinung der Hausarchitektur, die auf dem richtigen Wege der Synthese sich keineswegs aus irgend einem vorgefaßten Begriff von Monumentalität entwickelt, sondern, wenn sie in Ordnung sein soll, aus der Summe, von zweckmäßig, sachlichen Raumgebilden, die in ein beziehungsvolles, rhythmisches, vom Zweckgedanken erfülltes, einheitliches Ganzes aufgebaut sind. Was von dem einzelnen Haus gilt, gilt schließlich von der Stadt, von ihren Straßen und Plätzen, von den Gärten und Gebäuden, die einem öffentlichen oder idealen Zweck dienen. Ihre Größe oder ihre Monumentalität wird sich ergeben aus der Größe des Zweckes, den wir erreichen wollen, und aus den Mitteln des Alltags, die sich in gesteigerter Anwendung hier vorfinden und die das Maß und die Richtung geben und vermöge deren der hohe ideelle Zweckgedanke, die Staats- oder Gottesidee, die wir in solchen Bauwerken ausdrücken möchten, in Abhängigkeit und lebensvoller Beziehung zum Menschen der Gegenwart, seiner Arbeit und seiner Cultur hält. Aus denselben Gründen, warum wir ein Fahrrad, ein Automobil, ein gut gebautes, zweckdienliches, aus gutem Material hergestelltes Sofa für schön finden, müssen wir auch das Wohnhaus, das Rathhaus oder das Gotteshaus für schön finden können. Es wird ohne Weiteres schön sein und dasselbe Interesse der Gegenwart beanspruchen, wie die Technik und das moderne Kunstgewerbe, wenn die Architektur im engeren Sinne ihren Begriff von Monumentalität nicht mehr aus der Abstraction vergangener Style und vergangener Monumentalformen ablöst und als wesensfremde, starre und abgelebte Daseinsform der heutigen Lebensverfassung als Maske künstlich anheftet. So ist z. B. die Monumentalität, in dem Gebäude für ein Restaurant mit Gesellschaftssälen nicht in einer Häufung von Architektur- und Kunstformen und in einer verschwenderischen Anwendung von festlichen Eindrücken, die auf die Dauer nur abstumpfend wirken können, zu suchen. Die wahre Monumentalität eines Restaurants besteht in der sachlichen Erfüllung aller durch die besondere Art der Aufgabe gegebenen Voraussetzungen, in der Schaffung von zweckvollen, einfachen, hellen Räumen, die möglichste Ruhe und Abgeschlossenheit gewähren und möglichst frei sind von Zierrath und aufdringlichen Formen, sondern vielmehr durch absolute edle Zurückhaltung den Menschen darin zur Geltung bringen, seine Stimme, seine Bewegung, seine Geberde und überhaupt seine Erscheinung zur vollen Herrschaft bringen lassen und ihn wiederum zu dem angemessenen edlen Anstand nöthigen, der sich durch die vornehme Zurückhaltung der Räume auf dem Wege der Anpassung leicht ergiebt. Dagegen erzieht die lärmende Festlichkeit gewisser Räume dieser Gattung nichts weiter, als eine ungenirt lärmende Gesellschaft, die es der Architektur gleich thut durch Vordrängen, Uebertrumpfen und Ueberschreien. Ferner gehört zur Monumentalität eines Restaurants gar wesentlich die Vorzüglichkeit von Speisen und Getränken und die aufmerksamste, geräuschloseste Bedienung. Zur Monumentalität eines Museums, einer Sammlung und ähnlicher Gebäude gehört nicht wesentlich der übliche Wald von Säulen, die repräsentative Pracht von Freitreppen und der Aufwand von inhaltsloser Schauwirkung, in dem sich gewöhnlich das Wesen unserer leider so zurückgebliebenen Architektur erschöpft, sondern es gehören Räume, die das ausgestellte Kunstwerk, oder was immer der Museumsinhalt sein mag, zur vollsten Wirkung all seiner Eigenschaften bringen, ohne es durch Nebenabsichten zu stören; ferner gehören zu dieser Monumentalität eine Unmenge von zweckmäßigen Räumen für Studienzwecke, Arbeitsräume, Leseräume, Vortragsräume u. s. w., ein, für alle Bedürfnisse des modernen Lebens, soweit es sich in einem Museum einfinden mag, durchgebildeter Organismus, dessen Wesensmerkmale Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit im weitesten Sinne sind. Dieselben Grundsätze lassen sich für alle Arten von modernen, öffentlichen Gebäuden finden, deren architektonische Gesammterscheinung nicht gefunden werden kann, indem wir, wie nun wiederholt gesagt, irgend eine Architektur an sich als Selbstzweck vornehmen, sondern, indem wir alle praktischen Forderungen, alle Bedürfnisse auf das Eingehendste studiren und voraussehen und sie auf die sachlichste und demnach edelste Art zu erfüllen trachten.

Das ist, wenn die ersten Rosen blühn.

Hinterlassenes Gedicht von Wolfgang Kirchbach.

Wir leben im tiefverworrenen Grund,
In Moor und geborstener Erde,
Krank sind wir, denn der Erde Mund
Haucht Pfuhldunst, der uns nährte.

Wir sind wie Dornkraut, wuchern auf
Und hängen in eigenen Dornen,
Und die Stacheln im eigenen Lebenslauf
Wachsen, um Andre zu spornen.

Wir sind verstrickt, im Gestrüpp verstrickt
In den wilden Lebenscultуren,
In Krieg und Kampf erdrückt, erstickt,
Und zertreten die eigenen Spuren.

Wir sind verzaubert, sind gebannt
In verwucherte Moorgestalten,
Wir fühlen im Culturpfuhl die Hand
Der fremden Riesengewalten.

Doch einmal jährlich löst sich der Bann,
Wir werden zurückgegeben,
Wir werden entzaubert, es haucht uns an
Wie altes Menschenleben.

Das ist, wenn die ersten Rosen blühn,
Und die Primeln fröhlich ersterben,
Wenn die Buchen jung im ersten Grün,
Und die Falter die Kelche umwerben.

Das ist, wenn drüben vom Maienwald
Der andere Zauber locket,
Wenn der Kuckucksruf über Wiesen hallt,
Und fraget und lauschet und stocket.

Dann sehen wir Erlösten uns fragend um
Nach dem Lande der Frühlingswonnen,
Das so nahe scheint, und so fern darum,
Mit dem Seelen — lösenden Bronnen.

Und wir wandeln zum Zauber — lösenden Quell
Und möchten die Wonnen trinken,
Wir sehen ihn quillen, er blinkt uns hell,
Und er scheint uns entzaubert zu winken.

Doch wenn des Rufers Laut erstirbt
Im grünen Maienwalde,
Was uns von Neuem dann verdirbt —
Der Zauberpfuhl, der alte.

Wenn der Finke schlägt und die Lerche singt,
Entzaubert sind wir alljährlich,
Wenn das Herz in Frauenwonne schwingt
Und Küsse wachsen begehrlich.

Digitized by Google

Wenn die schönste Maid im Augengefecht
Wie Kuckucksruf uns entführet,
Wenn das Frauengeschlecht wie der Specht, wie
der Specht,
Nach Männern und Küssen spüret.

Das Bild im Herbst.

Novelle von Paul Friedrich (Berlin).

Draußen vor den hohen Fenstern der Villa, von denen zwei weit offen stehen, stirbt der Herbst leuchtend und langsam. Die gedämpfte Octobersonne breitet ihr zertheiltes kühles Licht über die einsame Straße. Die hohen Pappeln vor dem Eingang des Hauses schütteln ihre Blätter, die wie silberne Schiffchen durch die Luft segeln. Im Vorgarten glüht das Jahr in seiner letzten Pracht. Noch einmal leuchten alle Farben der Iris in üppiger Buntheit und mit dem Roth und Weiß der Aster und dem Rosa der Levkoje kämpft das brennende Posaunengelb der Sonnenblume. Starker Reseda- und Heliotropduft liegt in der reinen und klaren Atmosphäre. Ein steinerner Pan lugt gelb und zerbröckelt aus einer lauschigen Hecke und vor dem Haus steht eine weiße Nymphe in ihrer Nacktheit frierend, sich grell abhebend von dem dunkelrothen Weinlaub, das sich von Kletterrose und der purpurvioletten Klematis durchrankt am Hause hinaufschlingt.

Tiefe Vormittagsstille rings ... nur das leise ununterbrochne Herbstrauschen in den Wipfeln der Pappeln und der lautlose Blätterfall ...

Da öffnet sich eine seitliche Thür, zwei Menschen treten in die heilige Sterbestunde der Natur.

Die schlanke, hochgewachsene Frau im schwarzen, einfachen Kleid mit dem schlichtgescheitelten gelblichen Haar, das hinten zu einem starken Knoten geschlungen ist, hält in der Linken einen Gartenhut, an dem lange Bänder herabhängen. Ihre Züge sind von einer sanften, resignirten Prägung ... Der elegische Zug um die schmalen Lippen, zwei starke Falten neben der spitz aus dem weichen, blassen Oval des Gesichts hervorspringenden Nase und die tiefumfurchten, verschleierten Augen, die an graue Novembernachmittage erinnern, reden die deutliche Sprache des Alters. Und doch: die Erscheinung im Ganzen scheint eher einer Dreißigerin als einer Frau zu gehören, die jeden Morgen mit ängstlicher Spannung die Silberfäden in ihrem verblassenden Haar zählt.

Der Mann neben, eigentlich hinter ihr, macht einen ungewöhnlichen Eindruck. Seine einfache, etwas saloppe Kleidung, seine unbeholfenen Bewegungen lassen auf einen Menschen schließen, der mehr in Büchern als in der Welt gelebt hat. Sein dichter, buschiger Bart bedeckt das ganze Kinn. Er ist noch braun, aber auch in ihm glitzert schon der Reif der Lebenswende. Sein weiches, volles Gesicht wird lebendig durch den unbeschreiblichen Glanz großer, stiller Augen, die in tiefer, schwermüthiger Sehnsucht bald warm aufflackern, bald ruhig ein müdes Licht in die Ferne strömen.

Die schlanke, schwarzgekleidete Frau steigt langsam in gemessener Ruhe die Seitentreppe herab, auf jeder Stufe stehen bleibend und sich im Gespräch zurückwendend.

„Ja, es ist schön hier in dieser Einsamkeit ... Früher war es mir schwer, mich daran zu gewöhnen; als mein Mann noch lebte, war ich gewohnt, auf allen Festen und Bällen zu sein, ein wenig zu glänzen, meine gesellschaftlichen Talente zu pflegen und mich im Strom des wechselvollen Verkehrs dahintragen zu lassen wie in einer blumenübersäten Gondel an immer neuen Ufern vorbei. Als mein Mann starb, ließ er mir diesen reichen Besitz, aber zugleich eine ungeheure Leere, die durch nichts auszufüllen war. Was das Trauerjahr an endlosen Stunden der Todtenstille, einer herzzermarternden Lethargie, unausgefüllter Tage bringt — welcher Mann kann das sagen — das weiß das Frauenherz allein ... Umsonst, daß ich versuchte, in Büchern Trost zu finden, ich hatte nie die Kunst des wahren Lesens gelernt ... ich las freudige, heitere Erzählungen, die mich mit schrecklicher Deutlichkeit in die schöne Vergangenheit zurückrissen, die mich erinnerten an Alles das, was ewig nun vorüber war, ich las dunkle, traurige, und mein Herz schauderte bei diesem sich Einsfühlen mit fremden und doch nicht fremden Schmerzen ... nichts erhielt Nahrung als meine Melancholie und die Einsamkeit wurde dadurch nur unerträglicher. Umsonst, daß ich mich schließlich heimlich an den Flügel schlich, wie ein Dieb, den sein böses Gewissen peinigt, um einen Augenblick in Tönen Vergessenheit zu trinken; sowie die erste Saite klang, schrak ich auf, entsetzt, als sei etwas Namenloses geschehn, und ich hatte das Gefühl, dem Todten den Schlummer zu stören, den ich nicht stören durfte, nicht konnte und doch wie gern von ihm genommen hätte. Ich hielt das Alleinsein nicht aus! Eines Morgens schloß ich die Thüren des Hauses von außen und begab mich auf Reisen. Wie weit, wie weit kam ich auf dieser Fahrt. In Länder, die mein todter Mann zu sehen brennend gewünscht hatte, von denen er noch auf seinem Sterbebett phantasirte ... ich lebte und sah ihre vermeintliche Herrlichkeit und sah sie doch nicht. Denn mein Auge war gebrochen und es sah nur Ruinen, wohin ich kam. Ich stand im Colosseum und starrte hinunter in den schwarzen, zerfallenen Raum, aus dem mir der Tod mit kaltem Hauch entgegenwehte, ich wanderte durch das todte und dem Leben halb wiedergegebene Herculanum und sah die Lacerte um das Capitäl jonischer Säulen huschen und Italien mit seinem heißen, betäubenden Leben, dies ganze Italien erschien mir als ein ungeheures Schuttfeld, ein Museum des Staubs und der Lavaasche. Ich ging über Sicilien nach Afrika ... An den Ruinen von Karnak und Luksor hab ich gestanden, die Pyramiden hab ich gesehn und die furchtbaren Sphinxe, die Hüter des Geheimnisses alles Lebens, die steinernen Wächter einer längst versunkenen Welt! Schließlich floh ich vor all den Mumien und Todtenkammern begrabener Geschlechter, nichts Andres wünschend, als mich hier in diesem Haus lebendig einzumauern, so lang, bis mich der Tod fand.

Und, lieber Freund, nun kommt das Unerwartete ... Was ich nie glaubte, was ich nie gedacht ... nach und nach, ganz unmerklich — nahm die Zeit in ihrem stillen Gang einen Schleier nach dem andern von meinem Leben und der Schmerz, der blieb, war nur der unendlich rührende Rest von dem Furchtbaren, was mich von Stadt zu Stadt hetzte, ohne mich zu verlassen. So bin ich allmälig älter geworden und wenn ich heute in diese sterbensmüde Natur schaue, dann erscheint sie mir beinah unverständlich und ich wünschte mir, noch manchen Herbst und Sommer zu durchleben. Aber um auf Sie zu kommen, werther, erst seit Kurzem mir nähergetretner Freund, Sie scheinen mir, wie ich Sie beurtheile, mit jedem Mal mehr der sterbenden Natur in ihrem Geist näher und näher zu kommen."

„Ja und nein, werthe Frau. Mein Leben ist so von dem ihren verschieden, als es die Wege sind, auf die ich gewiesen war. Als junger Mann, damals, als ich hinaustrat ins Leben mit meinem Vollanspruch auf all seine Freuden und Güter, da glaubte ich nicht an eine Hand, die uns leitet, gleichgiltig ob wir ihr danken oder nicht. Da dachte ich wohl, daß es jeder Kraft an Unendlichkeit nicht fehlen könne und meinte, es werde mir ein Leichtes sein, mir selbst meinen Weg zu bahnen. Wenn ich mich heut umsehe, so lächle ich trotz allem Guten, was für die Menschen in ihren Illusionen liegt, darüber, ohne es zu belachen." „Haben Sie denn nie das Glück an sich vorübergehen sehn?" „Vorübergehen wohl, aber von weit. Einst schien es mir einmal ganz nah zu sein — da war es eine Fata Morgana gewesen, die das Ferne uns vor die Hände malt. Seitdem bin ich mißtrauisch gegen das geworden, was man Glück nennt. Mög-

Digitized by Google

lich, daß es noch manchmal in meine Nähe kam, ich hielt es jedenfalls nicht dafür und so wäre es heut müßig, darüber zu sinnen, ob es vielleicht ein Glück gewesen wär. So wurde mir die Einsamkeit erst ein kurzer, unerträglicher Schmerz, und nach und nach durch die Macht der Gewohnheit meine liebste Freundin, die Vertraute meiner bitteren Freuden. Aber es war da noch eine Schicht, die ungehoben lag und in ihr lag noch der ganze aufgespeicherte Hohn über die Tücke des Lebens, das mich ohne meinen Willen vereinsamt bleiben ließ. Schließlich fand ich einen Freund, einen Menschen, wie mein zweites Ich, nur besser, größer, vollkommener. Ich erlebte das taumelhafte Glück einer wahren Freundschaft, die seltner ist als Smaragde. Wir verstanden uns ohne zu sprechen, ein fragender Blick in seine festen, treuen Mannesaugen und all meine Schwankungen waren wie nie gewesen. Er fühlte meine Arbeiten nach, als wenn es nichts gegeben hätte, das außer ihnen von Werth war, aber er war dabei nicht blind, nicht voreingenommen, sondern prüfte wie ein ruhiger, sachlicher Arzt und entschied mit einem nach langem Ueberlegen unfehlbaren Sinn über Leben und Tod meiner Versuche. Wir verlebten zusammen ein halbes Jahr, neben dessen stiller, wunschloser Seligkeit alle Stürme und Höhen der Liebe wie unruhige Fieberphantasien sind. Da packte ihn in einem stürmischen und kalten Herbst die unsichtbare Eishand und ... als der October in dunkeln Regentagen zu Ende ging, starb er in meinen Armen." „Ich kann es Ihnen nachfühlen, wie Sie dieser Schlag traf ... erholen Sie sich ... gehen Sie ein wenig in die Laube ... vielleicht darf ich Ihnen noch einige Weintrauben bringen?"

„Zu gütig, werthe Frau und Freundin ... besten Dank! Alles, was in mir lag an Hohn und Verzweiflung kam nun herauf in furchtbaren Explosionen. Ich bekam Herzkrämpfe, in denen ich jedes Mal zu sterben glaubte ... entweder lag ich schlaflos oder ich hatte fürchterliche Träume, die mich peinigten und quälten ... bis ich schließlich den schauderhaften Muth fand und ..." „Sie versuchten sich zu tödten?" „Ja. Ich nahm die Pistole, die ich aus dem Nachlaß meines Freundes als „ein vielleicht nützliches Rettungsmittel" laut seines letzten Willens erhalten hatte, eines Nachts aus ihrem geheimnißvollen Etui und drückte ab mit offnen Augen ..." „Mit offnen Augen?!" „Ich fühlte nur, daß mir die Besinnung schwand. Nach langer, langer, banger Zeit, in der ich zwischen Tod und Leben an einem dünnen Fädchen hing, genas ich, ohne, wie Sie sehen, darunter merklich gelitten zu haben." „Ach, lächeln Sie nicht ... so." „Und was das Seltsamste war, mein Schmerz war verdampft mit der kleinen, weißen Rauchwolke in jener Nacht ... nach und nach entdeckte ich an mir eine Fähigkeit, die mir früher fremd war, mich tief hineinzuversenken in Andrer Leid." „Nicht Freude ...?" „Freude? Ich bin nicht fröhlich genug, um das zu behaupten. Und dann — giebt es nicht Tausende, die gern bereit sind, dort mitzumachen, wo man sich, wie man es nennt „freut?" Mitleid scheint nicht so häufig zu sein. Ich will mich nicht dessen rühmen, denn wie gesagt, es ist nicht mein Verdienst, daß es so kam. Ich hätte es nie geglaubt. Und so bin ich nun doppelt gern allein, so furchtbar auch die Einsamkeit zu Zeiten ist; ich habe jetzt alle Dinge in mir und kann in ihnen sein, wo und wann ich will. Ich bin ein rechter Schmarotzer, gnädige Frau, wie der Epheu, der sich um Gräber und Eichen schlingt, aber besonders gern um Gräber ... Und am stärksten fühl ich diese mein Unnatur so wie jetzt ... wenn der Herbst stirbt ... Hören Sie das leise, weinende Rauschen ..." „O, auch das Sterben ist schön, wenn man es so lebt wie Sie, mein Freund."

Und die schlanke Frau reichte dem Mann ihre feine, weiße Hand und sah ihm tief in die dunkeln Träumeraugen. Und um sie loderte in einer gewaltigen Liebeslohe die sterbende Lebenspracht!

Abenteuer am Kamin.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Nach den Gnaden dieses Sommers, dem das Natürliche entfloß, konnte man sich nicht besser an das Mondäne gewöhnen, das an den Gaben unsres Winters haftet, als daß man sich die beiden großen Liebesabenteuer zum inneren Besitz erwarb, von denen die letzten Wochen fast zu voll waren. Wo der amouröse Klang ertönt, horcht jedes Ohr, und Pan stirbt auf den Feldern nur, um mit tausend Köpfen in den Städten wieder aufzuleben. Man braucht den Brantôme nicht zu lesen und nicht Marmontel, wenn man dies Liebesabenteuer dieser beiden Damen übersinnt; wenn man sie gänzlich und mit Bedacht bedenkt, findet man freilich schwer in die zufriedenen Perspectiven zurück, die man unbedingt von Nöthen hat, wenn man — zum Winter — sich an den Kamin verkriechen und von der Ofenwärme seine Haut streicheln lassen will ... Aber welche Lust ist ohne Opfer? ...

* * *

Bei der ersten reizte der Verlust der Souveränität, der nun vollständig wurde; der um vierzehn Jahre jüngere Gatte, der auf furchtbar anspruchsvolle Sinne deutete; das Gerücht, daß diese Hochzeit um eines Pius Monicus Willen höchste Zeit gewesen. Auch war es recht behaglich auszumalen, daß eine Kronprinzeß a. D. als Varieteuse zu den Yankees ziehen wollte. Selbst wenn sie die Zigeunerfahrt nicht antraten, der Gedanke des Impresarios war so smart, war so der treffende Ausdruck einer jäh ins Gegentheil umgeschlagenen Stimmung unsres Volkes, daß schon der Gedanke amüsirte. Auszudenken, daß sie vielleicht, geschminkt und gepudert, einen Thron auf die Bühne stellen, sechs Pagen zur Rechten, sechs Pagen zur Linken, mit Puderperrücken und Escarpins, neben sich pflanzen, und jeder Besucher des Variétés an ihr vorüberdefiliren und seinen Mund devot auf ihre manicurten Finger neigen würde, war eine Phantasie, die den Bürgern abwechselnd entzücken und zum Gruseln bringen wollte. Wer reiche Phantasie hatte, dachte an die Artisten, die sie auf den Tourneen kennen lernen würde. Clowns mit unnatürlich rothen Lippen, Kopfstehmänner mit platt gedrücktem Schädel, Schleifenfahrer mit Mordinstincten, Musikal-Excentrics mit schauderhaft biegsamen Fingern, Jongleure mit lauter losen Gelenken, Athleten mit Muskeln für Erotomane und fünfzehnjährige Equilibristen. Der abgekühlte Sachse sah in ihr eine Wedekindsche Lulu und tausend Schigolchs um sie wimmeln. Toselli heftete man, obwohl grade er in einem Trauschein ihre Beständigkeit schriftlich bekommen hatte, das Zeichen des Vergänglichen an, und Leute, die sich erotische Erfahrung zuschreiben, räthselten nach seinem Nachfolger schon herum. Es lag eine Simplicissimus-Stimmung in der Luft, und die kleinen Mädchen, die noch nichts wissen dürfen, erregten sich. Alles, weil eine Dame declassirt war, als Declassirte dann das Tactgefühl verlor, das in ihrer Lage besonders schwer zu beseitigen war, und weil man — auch dieses muß man sagen — ihren siebenunddreißig Jahren einen feurigen Italiener von vierundzwanzig nicht mehr gönnte. So schwammen Neugier und Neid, Sinnlichkeit und Schadenfreude durch einander, und ein den erotischen Sensationen nicht abgeneigtes Geschlecht nahm diese Irrung als willkommene Abschlagszahlung für den Winter an, von dem es die noch pikanteren Duelle Moltke-Harden und Bülow-Brand zu erhoffen hat; Duelle, bei denen es sogar Perversitäten zu schmecken geben wird, die es bei Frau Toselli, geschiedener Königin von Sachsen, verlassenen Dame von Giron, geborenen Prinzessin von Toscana (leider!) nicht zu kosten giebt ...

* * *

Und doch war das Hineinfühlen in dieses Abenteuer mehr eine Erregung für die Sinne als für die Nerven. Wenn es auch eine halbe Legitimität war, eine hinuntergeglittene Legitimität, Legitimität war es doch. Jenes Abenteuer, das in Venedig mit einem Male endete, war dagegen alles Andere: romantisch, ungeheuerlich, unzuchtsvoll und voll Verbrechen. Schon die gewählte Gesellschaft, in der es spielte! Keiner wurde zugelassen, der nicht geschieden war. Frau Tarnowska, die aus einer Ehe und einem Abenteuer sich mit einem Male gelöst, indem sie ihren Gemahl den Namen des lästig gewordenen Liebhabers genannt hatte. Der hatte ihn niedergeschossen und sich von ihr dann scheiden lassen. Prilukow, der mit seiner Frau in Scheidung lebte, weil er der Tarnowska sich verschrieben hatte. Kamarowsky selbst, bei dem nicht feststeht, ob er wirklich seiner Frau bis zu ihrem frühen Tode treu oder vorher schon von ihr separirt gewesen. Und Naumour endlich, dem trotz seiner eleganten Jugend bereits Ehefessel und ihre Lösung nachgesagt wurden. Frau Tarnowska stand zwischen diesen Dreien, wie eine Circusdame, die drei Männer auf einmal tragen kann, einen auf dem Kopf und je einen auf jedem ihrer Arme. Dieses Spiel mit Dreien ist von einer dramatischen Geschicklichkeit, die von dem Processe viel erwarten läßt. Dieses Durcheinanderwirbeln Aller, ohne daß einer von ihnen spürte, daß noch Andere vorhanden waren, und er mit ihnen von einer Spielerin für ihre Zwecke durcheinandergewirbelt wurde; der genialische Gedanke, den einen Liebhaber durch den zweiten beseitigen zu lassen, um mit dem dritten und dem Gelde des ersten die Liebe zu kosten; die Raffinirtheit, diesen zweiten nicht zu dem Morde anzustiften, sondern bloß seine Eifersucht auf den ersten zu nähren, damit er aus

Digitized by Google

sich selbst den Mordplan finde; das Gegenspiel des Dritten endlich, der, um sich vor den Menschen zu salviren, dem ersten, den er haßt, auf dessen Tod er lauert, eine Leibwache auf eigene Kosten stellt — das ist so ersonnen, daß es in das Leben nicht hinein paßte, daß es an hundert Alltäglichkeiten scheitern mußte, und daß der Hörer von einem gruselnden Entzücken nach dem anderen gepackt wird. Dazu der zierrathschwere Rahmen für diesen Bilderprunk, das abenteuerliche Venedig für diesen Mord ... Hofmannsthalsche Gemälde aus seinem Abenteurerstück steigen langsam und schwer herauf. Casanova, dem sich Venedigs Gondeln und Dolche mit am reichsten schenkten, schickt seine Schatten zu uns empor. Und eine vergiftete Süße, ein berauschender Duft, wie ihn Weihrauch in uralten Kirchen hat, zieht in unsere Sinne, macht uns beklommen, läßt die erstaunten Augen weiter öffnen und in der Stille, in die wir uns eingebettet, fragen: Ist das das Leben? Ist das auch das Leben? Sollen wir den Winter voll mit solchen Ungeheuerlichkeiten haben? Und sind wir selbst, die wir an einem Kamine zu sitzen gedachten und von seinen grünen Kacheln die Wärme über uns kommen lassen wollten, vielleicht von solchen Fäden übersponnen? Können wir auch in solche Abenteuer hineingeschleudert werden? ... Der Kamin! Oh, der Kamin!!

Muthiger Vormarsch.

Wenn die Congresse Suppen kochen
Alljährlich um die Frühherbstzeit,
Dann schlag ich mir um meine Knochen
Den Paletot der Schweigsamkeit.

Wo Alles redet, strampelt, plappert,
Erwidert, schreit und referirt,
Geschiehts, daß, während Alles klappert,
Mir sanft das Maulwerk eingefriert.

Von allem Zorne bleibt kein Rest da,
Besonders, weil es zwecklos wär;
So halt ich meine Herbst-Siesta,
Ein still zufriedner Murmeler.

Doch nun die Jubiläen-Kette
Vorwinterlich die Glieder schlingt,
Da spring ich auf vom Lotterbette,
Zu sehn, zwieviels uns heuer bringt.

Da schlägt mein Herze wieder lauter,
Da kann man mich in Rührung sehn,
Mich freuts, daß so viel alte Krauter
Mal wieder irgend was „begehn".

Die Räthe im Vergnettrungsalter,
Die Herrn Beamten, froh des Knopfs,
Des Reiches Mehrer und Erhalter —
Sie tänzeln wie die Wiedehopfs.

Versetzung giebts, und Ehrenzeichen
Belohnen die Excellenz in spe,
Auch sieht man hier und da erbleichen
Ein Actenhaupt vor dem a. D.

Statthalter, Secretär, Minister,
Botschafter — kurz, was denken kann,
Verändert sich, und das Register
Nennt plötzlich einen andern Mann.

So wird die Zeit mit eins lebendig
Und kommt nun wieder recht in Fluß,
So daß man in- und außenwendig
Sich weidlich manchmal ärgern muß.

Doch grünt nun auch die Hoffnung dreister
Auf das, was noth dem Publicum:
Auf Gastempfang durch Bürgermeister,
Enthüllung, Taufe, Hochzeit ... Schrumm.

Terentius.

Geschäftliche Notizen.

Das Technikum Eutin in Ost-Holstein ist eine höhere technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, Hoch- und Tiefbaues. Die Schule gehört zu den Fachschulen, welche keine Massenausbildung pflegen und hat besondere Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Im Wintersemester beginnen die Hauptkurse am 1. November, die Vor- und Repetitionskurse am 3. Oktober. Programme sind von der Anstalt unentgeltlich zu beziehen.

Digitized by Google

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Ellenburgerstrasse 4.**

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental"
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Technikum Eutin.
Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.
Progr. gratis. Dir. Klücher.

Teppiche
in allen Arten
liefert billigst
Versandhaus
Boenicke & Lattey, Magdeburg
Illustrierter Katalog postfrei.

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Otto Boenicke
Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs
Berlin W. 8, Französische Straße 21
empfiehlt sein reichhaltiges Lager von
selbst importierten Havana-Cigarren
in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend
„der berühmtesten Marken".
Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.
Preisbücher über importierte Cigarren und über in
Deutschland gearbeitete Cigarren
in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über
Cigaretten, Rauchtabake usw.
kostenfrei.

Wollen Sie
Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:
Leipzigerstrasse 35a, Ecke **Charlottenstrasse,** und **Königstrasse 46,** Ecke **Hoher Steinweg.**

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

DÜRKOPP-

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD

Digitized by Google

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

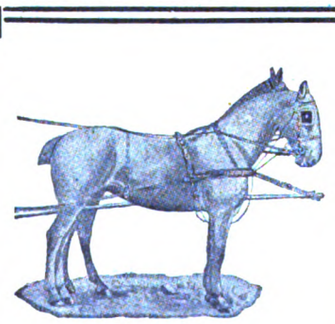
DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT)
DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Weck's Frischhaltung
und sonst nichts und weiter nichts und drüber nichts drum
Koche auf Vorrat

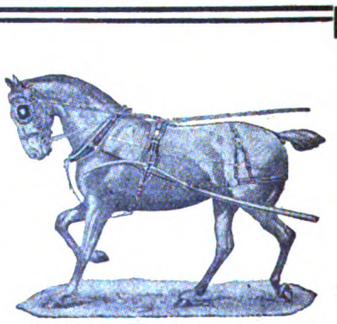
Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
Harmoniums
mit wundervollem Orgelton.
Katalog gratis.
Aloys Maier, Hoflief., Fulda.
Illustrierte Prospekte auch über den neuen Spielapparat „Harmonista", mit dem Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.

Abonnement auf das IV. Quartal 1907.
Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.
Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.
Verlag der Gegenwart in Leipzig.



Max Stier
Erste Berliner Luxus-Pferdegeschirr-Fabrik
Berlin N. 20, Drontheimer Straße 31.



Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect vom Lotus-Verlag, Leipzig, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 19. Oktober 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: Die anglo-russische Convention. Von Dr. Lindsay Martin (Gießen). — Offizier und Beamter. Von Agricola. I. — Das neue „Reichsstreichholz". Von Dr. Albert Neuburger (Berlin). — Die Tragik reicher Mädchen. Von Dr. Theodor Lessing (Hannover). 3. — Was ist Architektur? Von Jos. Aug. Lux (Dresden). 4. — Ueber die Pose. Von Franz Clement (Luxemburg). — Drei Gedichte. Von Felix Lorenz (Berlin). — Von Tod zu Tod. Novelle von Richard Schaukal (Wien). — Trübsinn. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Der XIV. internationale Hygiene-Congreß in Berlin und die Volksaufklärung. Von Oberstabsarzt Dr. Neumann (Bromberg). — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

Die anglo-russische Convention.

Von Dr. Lindsay Martin (Gießen).

Das Abkommen, das England und Rußland zur Abgrenzung ihrer Interessensphären am 29. August geschlossen haben und dessen Text nunmehr vorliegt, zerfällt in drei Theile, behandelnd Persien, Afghanistan und Tibet. Persien wird in zwei „ökonomische Einflußzonen" zerlegt. Die südliche Grenze der russischen Nordzone läuft von Kasr i Schirin über Ispahan, Jesd, Kahkh zu dem Grenzgebiet, in dem Russisch-Turkestan, Afghanistan und Persien zusammentreffen; die britische Regierung verpflichtet sich, in dieser Zone weder für sich selbst noch zu Gunsten britischer Unterthanen oder dritter Mächte irgend welche Concessionen politischer oder wirthschaftlicher Natur wie Eisenbahnen, Telegraphen, Wege, Transportmittel, Banken, Versicherungsgesellschaften u. s. w. zu erstreben. Die westliche Grenze der britischen Ostzone, für die Rußland analoge Verpflichtungen England gegenüber eingeht, zieht sich von Bender Abbas über Kerman und Gasik zum afghanischen Reich. Der Rest Persiens, das Hinterland des persischen Golfs, bleibt neutral. In Afghanistan verzichtet Rußland gänzlich auf seinen Einfluß und wird diplomatische Geschäfte nur noch durch Vermittlung Englands abwickeln, das dagegen erklärt, kein afghanisches Gebiet annectiren, noch in die inneren Angelegenheiten des Staats sich einmischen zu wollen, „vorausgesetzt, daß der Emir den Verpflichtungen nachkommt, zu denen er sich gegenüber der Regierung Seiner Britischen Majestät verpflichtet hat." Dem russischen Handel nach Afghanistan sollen außerdem dieselben Vortheile eingeräumt werden, die der britische augenblicklich genießt oder erlangen wird. Was Tibet anbelangt, so erkennen die contrahirenden Mächte die Suceränität Chinas an, verzichten Beide auf Concessionen für Eisenbahnen, Telegraphen, Wege, Minen oder andere Rechte und werden keine diplomatischen Vertreter in Lhassa unterhalten, was jedoch nicht unmittelbare Verhandlungen zwischen Britannien und den Machthabern im Reich des Dalai Lama wegen der Verpflichtungen ausschließen soll, die sich aus den Conventionen Englands mit Tibet und China vom 7. Sept. 1904 bzw. 27. April 1906 ergeben.

Soweit der hauptsächliche Inhalt des Abkommens, das man seinem Geist nach geradezu als ein classisches Document moderner Eroberungspolitik nach dem Princip der Beutetheilung, der Erdrosselung der Rechte dritter Kleinmächte durch den Interessenausgleich zweier Riesenmächte nennen kann — wenn man nämlich ein Doctrinär ist und sich für schwächliche Theorien begeistert, mit denen sich die robuste Dame Politik nicht abgiebt und abgeben kann, und die heute auch in England nur noch wenige, ultraliberale nationalistische Zeitungen vertheidigen. Afghanistan wird sein Besitzstand garantirt; aber die Clausel von der Erfüllung der Vertragsverpflichtungen ist vielsagend genug und hält England die Chance territorialer Machterweiterung jeder Zeit offen. Im Grunde handelt es sich um nichts Anderes als um die Einleitung eines ähnlichen Entmündigungsverfahrens, wie es angewandt worden ist, um die Fürsten der indischen Eingeborenenstaaten zu Vasallen Englands zu machen. Sicherlich würde sich kein machtbewußter Staat gefallen lassen, daß er „ökonomisch" zerhackt wird, wie es jetzt mit Persien geschieht; denn, um nur eine Seite dieser „Schlächtermeisterpolitik" hervorzuheben, das Verkehrswesen, das seiner Natur nach der innerpolitischen Einigung dienen soll, wird dadurch gegensätzlichen außenpolitischen Interessen entsprechend entwickelt und bereitet die Zerreißung statt die Festigung des Staatswesens vor. Diese ganze Diplomatie widerspricht offenbar den demokratisch-liberalen Grundsätzen, die das derzeitige britische Ministerium vertritt, stracks. Aber wie die liberale Partei selbst heute viele Imperialisten umfaßt, so kann auch ein liberales Ministerium den weltimperialistischen Ideen, von denen das Britenthum noch nie so stark erfüllt war wie jetzt, sich nicht mehr nach dem Beispiel des „großen alten Mannes" widersetzen. Nach seinem Vorsehungsglauben ist England die Aufgabe zuertheilt, abendländische nationale Freiheit, demokratisches Selbstbestimmungsrecht der Völker auf der ganzen Erde zu verbreiten; zu dem Zweck muß es ererbte Freiheit, autokratisches Selbstbestimmungsrecht morgenländischer Staaten vergewaltigen. Widersprüche gewiß; aber wer weiß nicht, daß alles Leben, aller Fortschritt, alles Große, alle Wahrheit nur unter Widersprüchen sich vollendet?

Zweifellos bedeutet das Abkommen einen bedeutsamen Erfolg Englands, der um so dauerhafter sich erweisen dürfte, als bei der Vertragsschließung kluge Mäßigung die Feder geführt hat. Die geschwächte Lage Rußlands wird nicht dazu benutzt, in exponirten Stellungen gegenüber dem Rivalen sich festzusetzen, die bei dessen späterer Erstarkung unhaltbar werden müßten. England begnügt sich, seine Grenzen und Interessensphären so festzulegen und zu erweitern, wie es der Sicherung seines indischen Besitzes und den großartigen Plänen dienlich ist, die es in Südasien abseits actueller russischer Interessen verfolgt und die darauf hinauslaufen, die verstreuten Positionen, die in Egypten, Arabien und am persischen Golf geschaffen sind, zu einer einheitlichen Macht-

Digitized by Google

sphäre zusammenzufassen, dem Britenthum dieselbe Suprematie im Süden Asiens zu schaffen, die das Slaventhum im Norden besitzt, die Herrschaft am indischen Meer und damit über die gesammte orientalische Welthandelsstraße für alle Zeit zu sichern. Es ist der Vorgänger des jetzigen Vicekönigs, Lord Curzon gewesen, der, ein glühender Imperialist, Englands Politik diese Wege vorgezeichnet hat. Curzon hat in seinen Büchern „Persia“ und dem viel bewunderten „The far East“ die englische Politik in Asien herb kritisirt, die allerdings gerade in diesem Erdtheil ihre specifischen Fehler, ihre Systemlosigkeit, ihre Abhängigkeit von Parteiregierungen mit deren wechselnden politischen Tendenzen, ihre militärische Unbeholfenheit besonders scharf hat hervortreten lassen. Die Geschichte der Conflicte Englands mit Afghanistan zeigt ein ewiges Auf- und Abschwanken energischen Vorgehens, schwächlichen Zurückweichens, großer Siege, größerer Niederlagen. In Persien mußte der britische Löwe Schritt für Schritt vor dem von Norden her herandrängenden russischen Bär zurückweichen. Als Lord Curzons energische Hand selbst die Zügel der Regierung in Indien ergriff, war er keineswegs allenthalben erfolgreich. Mit dem Pomp eines orientalischen Fürsten unternahm er die Fahrt nach dem persischen Golf; aber ein kleiner persischer Machthaber wie der Emir von Buschir weigerte sich, auch nur das Fallreep eines britischen Schiffes zu betreten. Um ein Gegengewicht gegen die rebellischen Hindus zu schaffen und zugleich dem Sultan mit seinem Kalifat über alle Moslems ein Paroli zu bieten, spielte sich Curzon als Protector des Mohammedanismus auf. Aber die Theilung Bengalens, die er in diesem Sinn vornahm und die künstlich eine muselmanische Mehrheit in der einen Hälfte dieses geistigen Centrums von Indien schuf, hat sich als ein schwerer Mißgriff erwiesen; seitdem ist die Stimmung der Hindus und namentlich der Bengalis noch weit aggressiver geworden, wie es die Haltung des Nationalcongresses im December vorigen Jahres und die Revolten im vergangenen Frühling neuerdings bewiesen. Die eigentlichen Erfolge der Curzonschen Politik liegen mehr in verdeckter, wirthschaftlicher und organisatorischer Thätigkeit. Sein strategischer Adlatus, Lord Kitchener, brachte das indische Heer auf eine für britische Verhältnisse ganz ungewöhnliche Höhe der Schlagfertigkeit. Den russisch-strategischen Bahnen Aschabad-Merv-Andischan und Orenburg-Taschkent gegenüber trieb Curzon von Indien aus Verkehrswege zur Erweiterung der britischen Einflußzone vor. Er eröffnete Karawanenstraßen nach Chorassan und Seistan, rüstete Handelsexpeditionen nach Laristan und Farsistan aus, drang auf dem Schienenweg von Kwette auf Muschki und Farah zu bis an das Herz Persiens. So schuf Curzon latente Energien, die dann plötzlich ihre productive Kraft zeigten, als Rußland im ostasiatischen Krieg seine Kräfte zerrieb. Jetzt konnte Oberst Younghusband mit seinen wohlgeschulten Eingeborenentruppen „das Glacis Indiens“, Tibet, in überraschend glücklichem Feldzug erobern. Jetzt sah sich der Emir von Afghanistan plötzlich veranlaßt, seine Schaukelpolitik zwischen Rußland und England aufzugeben; Habib Ullah reist im Januar dieses Jahres nach Indien, nimmt in Ziafat 21 000 Rupien in Empfang auf Grund der Rente, die England ausgesetzt hat und deren Annahme Abdurrahman zeitlebens stolz ablehnte, und erklärt bei der Begegnung mit Earl of Minto in Agra, „in das Haus seines Freundes zu kommen“. Nur in Persien blieb die Stellung Englands zweifelhaft. Persien ist eins der wenigen orientalischen Länder, das zur selbstständigen culturellen Arbeit in abendländischem Sinn befähigt sein dürfte. Wie erinnerlich, war es die letzte That des in diesem Jahre gestorbenen Schahs Muzaffer ed-Din, eine parlamentarische Volksvertretung zu schaffen. Mag man über die sonderbaren Gebräuche spötteln, die im persischen Ober- und Unterhaus herrschen, sicherlich haben beide Körperschaften in überraschend kurzer Zeit sich Ansehen zu verschaffen gewußt, namentlich dadurch, daß sie energisch gegen die von den Mollahs unterstützten Brodwucherer vorgingen. Der Babismus, der in Persien starker Anhängerschaft sich erfreut, zeichnet sich im Gegensatz zu dem schiitischen Mohammedanismus durch Indulgenz gegenüber anderen Religionen, durch großes Interesse für europäische Culturen und wissenschaftliche Strebsamkeit überhaupt aus. Der persische Bauer ist, wiederum im Gegensatz zu den meisten Bekennern des großen Propheten, fleißig und intelligent. Persien hat die Hülfe der russischen Bank, um seiner Schulden gegenüber England ledig zu werden, bereitwillig angenommen; aber ebenso stützt sich jetzt die liberale Partei auf die Hülfe Englands, um die russische Hofpartei niederzuhalten; „das Lamm, das bald der Bär, bald der Löwe zu zerreißen droht“, ist einstweilen noch in der Lage, auf Grund seiner eigenen Kraft die Gegensätze der britischen und russischen Nebenbuhler zu seinen Gunsten auszuspielen.

Der Vertrag, auf Grund dieser Entwicklung der Gefechtslinien der Contrahenten betrachtet, ist im Allgemeinen nichts als eine Fixirung der durch die Geschichte der letzten Zeit gegebenen Thatsachen. Eine Ausnahme hiervon scheint nur Tibet zu machen. England bringt sich hier, wie man glauben möchte, selbst um die Früchte seines Feldzuges von 1904. Aber der eigentliche Grenzwall Britisch-Indiens gegen Rußland im Nordosten bleibt der Himalaya. Tibet ist ein vorgeschobenes Fort, dessen Centrum, Lhassa, 1700 Meilen von der russisch-sibirischen Grenze entfernt ist und zudem von dort aus nur über riesenhafte öde Hochflächen zu gelangen ist. Ein Kenner wie Sven Hedin hat einen Angriff Rußlands auf Tibet unter derzeitigen Transportverhältnissen für eine Utopie erklärt. Dagegen hat England nach Lhassa nur 200 Meilen zu marschiren und besitzt dahinführende Gebirgsthore, gleich trefflich zum Ausfall wie zur Vertheidigung. Die Sachlage ist also die, daß die strategische Sicherheit Indiens keineswegs die britische Occupation Tibets erfordert, daß vielmehr England nur eine russische Besetzung nicht dulden kann, weil das eine ewige Beunruhigung seiner Grenzen bedeutete. Diese Garantie wird England von Rußland durch den Vertrag gegeben. Indem die contrahirenden Mächte die Suceränität Chinas anerkennen, ratificiren sie gleichsam nachträglich das seit 1720 — dem Jahr der Vertreibung der Dsungaren durch den größten Mandschukaiser Kanghsi — bestehende Gegenseitigkeitsverhältniß, die theokratische Autorität des Dalai Lama über die buddhistischen Reiche, das politische Protectorat Chinas über Tibet. An der Neige des Jahrhunderts ist viel gefabelt worden von einer Absage des Dalai Lama an China, einer Unterstellung unter den Schutz des Zaren; die Flucht des buddhistischen Pontifex maximus nicht nach Rußland, sondern nach China hat deutlich genug gezeigt, wie viel Begründung diesen Hypothesen innewohnt. Der natürliche Connex zwischen Lhassa und Peking als den religiösen und politischen Centren des Buddhismus bestehen offenbar fort; England dürfte es vortheilhaft gefunden haben, die religiösen Gefühle des gewaltigen Nachbarreiches der Mitte zu schonen. Dazu kommt, daß eine thatsächliche Herrschaft in Tibet angesichts der kriegerischen Natur seiner Einwohner nur mit großem militärischen Aufwand zu sichern wäre, und es ist ein officiös zugegebener Nebenzweck des Vertrags, die Militärlasten, unter denen Indien seufzt, erleichtern zu können.

Afghanistan galt bisher als Pufferstaat zwischen Rußland und England, wird das aber, dem Sinne des Vertrags nach, nur nominell bleiben. England wird, durch keine Gegenaction Rußlands mehr eingeengt, das Reich des Emirs nach dem Princip der pénétration pacifique sich botmäßig machen und die Reibungsfläche wird, statt ausgeschaltet zu sein, nur mehr nach dem Norden verlegt werden. Der Erfolg Englands erscheint hier besonders groß, wenn man bedenkt, daß noch 1878 General Stoljetows Einfluß den Emir veran-

Digitized by Google

lassen konnte, dem englischen Gesandten Sir Neville Chamberlain die Thür zu weisen. Dafür werden allerdings in Persien die reicheren Gebiete dem Einfluß Rußlands unterstellt, was jedoch England um so eher zugeben konnte, als hier vitale Interessen seiner Weltpolitik nicht in Betracht kommen. Eine endgiltige Lösung der Gegensätze giebt auch dieser Theil des Vertrages nicht. Politische Theoretiker mögen sich darüber streiten, ob es eine „Lebensfrage" für das an freien Küsten arme Rußland ist, sich am indischen Ocean Luft zu machen; Thatsache ist, daß alle seine südasiatischen Eisenbahnen nach der persischen Küste zustreben. Aber England hat niemals ein Hehl daraus gemacht, daß es die Durchführung solcher Absichten, die ein russisches Handelsemporium am persischen Golf schaffen wollen, als unfreundliche Handlung, will sagen als casus belli auffassen würde, und heute weist man von Downing Street aus, im Anschluß an die Veröffentlichung des Vertrags, ausdrücklich darauf hin, daß die Bestimmungen über die persisch neutrale Zone in keiner Weise ein Abweichen von den Grundsätzen bedeuten, die Lord Landsdowne 1903 im Oberhaus darlegte: „Ich erkläre ohne Zögern, wir würden die Errichtung einer Flottenstation oder eines befestigten Hafens am persischen Golf durch eine andere Macht als eine höchst schwere Bedrohung britischer Interessen ansehen und wir würden uns sicherlich mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln dagegen wehren." Der Vertrag hält also die Collision der drei größten europäischen Mächte am persischen Golf aufrecht. Rußlands, Deutschlands, Englands Bahnprojecte suchen den reichen südasiatischen Karawanenhandel auf dem Ueberlandweg an sich zu ziehen: Rußland durch die Verlängerung der Bahn Aschabad-Meshed nach Tschaubar, Deutschland im Bund mit der Türkei durch die Bagdadbahn, England durch den Ausbau der Bahn Kwette-Kirman durch Südpersien und Nordarabien nach dem Suezcanal. Aber keines dieser Projecte kann durchgeführt werden ohne schwerste Conflicte mit der einen oder anderen der rivalisirenden Mächte.

In der Tagespresse, namentlich in der deutschen, hat es nicht an Erörterungen darüber gefehlt, was der eigentliche Zweck dieses Vertrags sei, wobei es natürlich nicht an Phantasmen der politischen Teleologiker gefehlt hat, die bei jeder Action eines fremden Staates die verwickeltsten weltdiplomatischen Intriguen und Pläne wittern. Die durchschnittliche Meinung geht dahin, Rußland solle gestärkt werden, um die Gleichmäßigkeit im Concert der europäischen Continentalmächte, in dem Deutschland die Dominante angebe, herzustellen. In der That dürften die Anfänge der Verhandlungen, deren Ergebniß der heutige Vertrag ist, in die Zeit gesetzt werden, da Sir Grey in einer Rede vor der City Corporation (October 1905) erklärte, „es sei dringlichst wünschenswerth, daß Rußlands Einfluß im Rath der europäischen Völker wieder hergestellt werde." Aber ist nicht dasselbe von deutsch-officiöser Seite gewünscht und angestrebt worden, mit dem analogen Gedanken, gegen Englands Suprematie ein Gegengewicht zu schaffen? Ueberhaupt kann man im Grunde die dauernde weltpolitische Wirkung von derlei Verträgen gar nicht gering genug schätzen. Auch mit Japan hat England ein Abkommen geschlossen, das seinen asiatischen Besitzstand garantirt. Heute veröffentlicht Mac Kenzie ein Buch „Das entschleierte Japan" und kritisirt das Treiben der befreundeten Macht, deren Sendboten mit den aufrührerischen Bengalis in Indien conspiriren und Japans Hülfe in Aussicht stellen. Englands Autorität schwimmt heute in einem abundanten Strom von Verträgen, fast alle mehr aufgebaut auf der Basis accidentieller als natürlicher Interessengemeinschaften; aber je mehr es sich mit Mächten, die wieder unter sich Rivalen sind, durch Verträge bindet, desto geringer muß offenbar deren Gesammteffect sein.

Offizier und Beamter.

Eine zeitgemäße Randbemerkung zum Mangel an Infanterieoffizieren.

Von Agricola.

I.

Seit Jahren kämpft unsere Regierung mit stumpfen Waffen einen aussichtslosen Kampf gegen den zunehmenden Offiziersmangel. Enormer Andrang zu den berittenen Waffen, der Cavallerie und Feldartillerie, denen anzugehören ein Vorrecht der Begüterten verschiedenen Grades ist, 1600 unbesetzbare Stellen bei der Hauptwaffe, der Infanterie, deren des sportmäßigen Anstrichs entbehrender Dienstbetrieb nur dem weniger Bemittelten Genüge leistet. Wie kommt das? Die Bedeutung eines vollzähligen Offiziercorps, dieses Rahmens unserer Wehrkraft für den Kriegsfall, giebt dieser Frage einen Anspruch auf das Interesse weiterer Kreise.

Die Weisen haben sich seit längerer Zeit über sie die Köpfe zerbrochen. Bald sollte das schlechte Avancement schuld sein, bald die zweijährige Dienstzeit, ja gar die gesunkene Werthschätzung des Offizierstandes. Wenn gegen vor 25 Jahren heute die Beförderung bei allen Waffen verlangsamt ist, weil mit dem Fortfall der „Majorsecke" mehr Hauptleute Major werden, so kommt das der Allgemeinheit zu Gute und bedeutet eine Verbesserung des Avancements, gewiß keine Verschlechterung. Die technischen Truppen, die ihren Offizieren eine zur Noth auch im bürgerlichen Leben brauchbare Berufsbildung geben, haben trotz Fußdienst und zweijähriger Dienstzeit Offiziere genug. Das Offiziercorps schließlich ist, an seiner Vorbildung gemessen, gegen früher reifer, an seinen dienstlichen Leistungen den höheren Anforderungen entsprechend beruflich tüchtiger geworden. Nach seiner Zusammensetzung steht es dem Volke heute näher als ehedem. Seine in den letzten Jahren erworbenen Kriegslorbeeren dürfen sich den alten getrost zur Seite stellen, gewichtige Gründe für das deutsche durch antimilitaristische Ideen nicht angekränkelte Volk, es nicht weniger hoch zu schätzen als früher.

Der wahre Grund der Offiziersnoth, dieser der Lehrernoth wesensverwandten Erscheinung, ist ein ganz anderer. Bei den Fußtruppen, auf die sich der Mangel an Offizieren localisirt, dient der Wenigbemittelte. Ihn verweist seine Vermögenslage auf einen reellen Beruf, der wie der des Beamten seinen Mann ernährt. Die Offizierscarrière ist, heute wenigstens, alles Andere als das, nachdem der Staat in den letzten Jahrzehnten durch die ewige Verschleppung des Militärpensions-Gesetzes so deutlich seine Unfähigkeit bewiesen hat, den vertraglichen Fürsorgeverpflichtungen gegen seine Diener hinreichend gerecht zu werden. Diese Auffassung ist weitverbreitet. Die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts um Gleichstellung mit den Richtern, also um fast Selbstverständliches, kämpfenden Oberlehrer können ein Lied davon singen, die Volksschullehrer, der Stand, dem die Nation die Mehrzahl seiner politischen und wirthschaftlichen Erfolge verdankt, desgleichen. Und was ist davon zu halten, wenn der Staat dem ständigen Drängen der Volksvertretung zum Trotz erst ein Lebensalter nach den gewaltigen Kriegen, die ihn groß gemacht haben, sich seiner Kriegsinvaliden erinnert? Da hat es das erst zum modernen Culturstaat heranreifende Japan ganz anders gemacht. Von den Friedensinvaliden soll gar nicht die Rede sein. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Manko an spontaner staatlicher Fürsorge dem im Parlament einzig durch die Regierungsorgane vertretenen, mit den politischen Rechten, die dem Beamten einigen Einfluß auf die Geschicke seines Standes verbürgen, nicht ausgestatteten Offizierstand besonders gefährlich werden muß. So erklärt es sich, daß, während von einem wirklichen Nothstand der Beamten nie die Rede war, das „glänzende Elend" des Offiziers, speciell des verabschiedeten, bei uns

Digitized by Google

stets typisch geweten und auch geblieben ist, und daß die Neigung, Offizier zu werden, sich unter den wirthschaftlich abhängigen jungen Leuten mehr und mehr verflüchtigt hat.

Man kann nicht argumentiren, wer ohne reichliche Mittel Offizier werde, habe die aus vorzeitiger Verabschiedung sich ergebenden Verlegenheiten selbst verschuldet. Das wäre richtig, hätte nicht der Staat von jeher aus überwiegend eigensüchtigen Motiven durch die verbilligte, auf den Offizierberuf zugespitzte Cadettenhauserziehung, durch Zulagen an junge unbemittelte Offiziere u. s. w. den zahlreichen Zugang Unbemittelter zur militärischen Carriere herausgefordert und so die Erwartung genährt, die Consequenzen würden rechtzeitig gezogen werden. Das O.-Pens.-Ges. 07, mehr noch die bei dessen Entstehung gemachten Erfahrungen und die grundsätzlich ablehnende Haltung der Regierung gegen alle, selbst die ganz kostenfreien Aufbesserungsvorschläge entsprechen diesen Erwartungen nicht und lassen einen augenfälligen Abstand erkennen, zwischen dem bei gegebenen Gelegenheiten dem Offiziercorps zugesicherten Wohlwollen und dessen Bethätigung. Das hat in der Oeffentlichkeit den schon schwankenden Credit unverbriefter Forderungen an den Staat und denjenigen der im Heere bestehenden patriarchalischen Verhältnisse empfindlich geschädigt. Die Offiziernoth bringt dies äußerlich zum Ausdruck.

Das neue O.-Pens.-Ges. ist nicht geeignet, die Wurzel allen Uebels, die Nachtheile vorzeitiger Verabschiedung, völlig zu beseitigen. Die wenigen höheren Chargen klagen natürlich nicht. Aber mit Recht klagt noch immer der mit rund 50 Jahre außer Gefecht gesetzte Stabsoffizier. Anständigen Gehalt hat er nur 3—4 Jahre bezogen. In seinem Alter hat der Beamte noch 15—20 Dienstjahre vor sich und ist mit seinem in Alterszulagen anwachsenden Einkommen allen Sorgen um seine Familie enthoben. Erst recht klagt der verabschiedete alte Hauptmann, der von seiner Pension nicht leben kann. Beider Pension bleibt zum Theil erheblich hinter dem Einkommen des activen Hauptmanns erster Classe zurück, das die Verordnung über die Eheschließung der Offiziere — dieses behördliche Eingeständniß der unsicheren Wirthschaftslage des Offizierstandes — als zur Erhaltung einer Offizierfamilie gerade hinreichend bezeichnet. Dabei ist nicht zu vergessen, daß diese Festsetzung zu einer Zeit stattfand, wo noch mit anderen wirthschaftlichen Verhältnissen gerechnet werden konnte.

Nun ist das oberflächliche Urtheil vielfach geneigt gewesen, zu sagen, auch diese Chargen ständen sich trotz ihrer niedrigen Pension nicht übel, vergleiche man sie mit dem Beamten, der erst mit schweren Opfern seine Berufsbildung erkaufe. Dem Augenmaß nach einleuchtend, ist diese Ansicht in Wirklichkeit falsch. Deßhalb muß ihr Angesichts der für 1908 geplanten Neuordnung der Staatsdienerbezüge energisch begegnet werden.

Um uns davon zu überzeugen, wollen wir die Carrière von Offizier und Richter vergleichen. Letztere gilt mit Recht als ungünstig. Der Richter wird besonders spät angestellt. Und dieses Urtheil erhielt officielle Sanction, da man dem Richter einen demnächstigen Ausgleich mit dem juristischen Verwaltungsbeamten in Aussicht stellte. — Es sei der Fall gesetzt, daß von zwei im Alter von 19 Jahren mit dem Zeugniß der Reife die Schule verlassenden jungen Leuten der eine als Junker in die Armee tritt, der andere die Universität bezieht und Jura studirt. Ersterer soll, um einen ebenso häufigen, wie prägnanten Fall zu wählen, als mittlerer Hauptmann erster Classe felddienstunfähig werden, Letzterer es zwar nur zum Amtsrichter bringen, also auch auf der Unterstufe seines Berufs stehen bleiben, dafür aber im Amt die normale Dienstgrenze seines Standes erreichen. Nach der Statistik des Kriegsministeriums vollenden 75 Procent der Richter im Dienst das 65. Lebensjahr. Die Mehrzahl bleibt auch dann noch eine ganze Reihe von Jahren im Amt. Um aber recht niedrig zu rechnen, mag der Jurist nach Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze (vollendetes 65. Lebensjahr) abgehen. — Als Student, Einjähriger, Referendar und Assessor wird er nicht mehr brauchen wie der gleichaltrige Leutnant und Oberleutnant, dem an Gehalt, Servis, Wohnungsgeld, letztere beide noch im Durchschnitt der 1.— 3. Servisclasse und einer väterlichen Zulage von 900 Mark pro Jahr 2396 resp. 2996 Mark jährlich zur Verfügung stehen. Zu der Bestimmung des Offizier- und Richtereinkommens bemerke ich, daß nach dem vorjährigen Fortfall der zweiten und dritten Servisclasse, das Einkommen beider sich um eine Kleinigkeit höher stellt. Für den Leutnant und Oberleutnant beträgt der Unterschied gegenüber meiner Festsetzung jährlich 21 Mark. Da aber die uns allein interessirende ältere Generation beider Berufe die höheren Beträge erst ein Jahr bezogen hat, so ist, um kein falsches Bild zu bekommen, noch mit dem Durchschnitt der ersten bis dritten Servisclasse gerechnet. Für die Pensionen dagegen sind die Sätze des neuen Offizier- und Beamtenpensionsgesetzes gewählt worden. Unter diesen der Wirklichkeit durchaus entsprechenden Voraussetzungen stellt sich das Erträgniß der beiden Berufe wie folgt:

1. Berufsertrag des Amtsrichters bis zum 70. Lebensjahr.

A. Einnahmen.	Mk.
2 Jahre Assessor mit Remuneration à 180 Mk. pro Monat = 2160 Mk. pro anno	4 320
21 Jahre Amtsrichter, Durchschnittsgehalt = 4800 Mark und Durchschnittswohnungsgeld = 600 Mk. Ss. 5400 Mk.	113 400
12 Jahre Höchstgehalt = 6600 Mk. und Durchschnittswohnungsgeld = 600 Mk. = Ss. 7200 Mk.	86 400
5 Jahre Höchstpension = 5346 Mk.	26 730
Summa der Einnahmen	230 850

B. Ausgaben.	Mk.
Unterhalt für 3 Studienjahre à 2396 Mk. (= Leutnantseinkommen incl. väterlicher Zulage) . . .	7 188
Collegiengelder für 3 Studienjahre à 200 Mk . .	600
Lehrmittel	100
Einjährigenjahr als 7. Semester gerechnet . . .	2 396
Collegiengeld für 7. Semester	200
Einkleidungsgeld beim Truppentheil	160
Extrauniform	200
Examengebühr beim Referendarexamen.	100
5 Jahre Referendar à 2396 M.	11 980
Examengebühr für das Staatsexamen	100
2 Jahre unbesoldeter Assessor à 2996 Mk. (= Oberleutnantseinkommen incl. väterlicher Zulage) . .	5 992
2 Jahre Assessor à 2996 Mk. abzüglich 2160 Mk. Remuneration.	1 672
Summa der Ausgaben	30 708
Netto-Ertrag des Berufs	200 142

Das neue „Reichsstreichholz".

Von Dr. Albert Neuburger (Berlin).

Es giebt Gesetze, von denen man überhaupt nicht merkt, daß sie in Kraft getreten sind. Zu diesen gehört unstreitig das Gesetz über Phosphorzündwaaren, das seit dem 1. Januar dieses Jahres in Deutschland in Geltung ist, und von dessen Existenz das große Publicum wohl kaum eine Ahnung hat. Desto aufregender hat es auf die Kreise der Techniker und speciell auf die Streichholzindustrie gewirkt, die vor einem bedeutsamen Abschnitt ihrer Entwicklung steht, einem Abschnitt, der um so bemerkenswerther ist, als das, was nun kommen wird, schließlich Jedermann angeht; giebt es doch heutzutage wohl Niemanden, der nicht täglich so und so viel

Digitized by Google

Streichhölzer verbraucht! In heißem Bemühen ist man gegenwärtig bestrebt, ein einwandsfreies Zündholz, das Zündholz der Zukunft herzustellen, dem zwei Eigenschaften inne wohnen müssen: es muß erstens einmal vollkommen giftfrei sein, und dann soll es sich an allen Reibflächen entzünden. Sobald man sich über seine Zusammensetzung geeinigt haben wird, werden auch die bisher so beliebt gewesenen „Schweden" von der Bildfläche verschwinden!

Wir drückten uns eben sehr vorsichtig aus, indem wir sagten, „sobald man sich über seine Zusammensetzung geeinigt haben wird". Es giebt nämlich bereits eine ganze Anzahl von Zündmassen, die den erwähnten Anforderungen vollauf genügen; ja noch mehr, die Deutsche Regierung selbst hat es sich ein Stück Geld kosten lassen, ein derartiges Streichholz, also gewissermaßen das „Reichsstreichholz" aufzutreiben. Die Fabrikanten setzen aber seiner Einführung vorderhand — unter Gründen, auf deren Triftigkeit wir noch zurückkommen werden —, passiven Widerstand entgegen.

Die Ursachen, die zum Erlaß des mit Beginn dieses Jahres in Kraft getretenen Gesetzes über die Phosphorzündwaaren geführt haben, waren in erster Linie die Rücksicht auf die Gesundheit der in den Zündholzfabriken beschäftigten Arbeiter, andererseits aber auch Rücksichten auf die allgemeine Wohlfahrt, die, wie die Statistik zeigt, durch den Gebrauch phosphorhaltiger Zündhölzer in bedeutend höherem Maße geschädigt wird, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Dem Erlaß des Gesetzes sind umfangreiche Erhebungen und genaue statistische Ermittlungen voraufgegangen, und hierbei hat sich herausgestellt, daß die Zahl der Vergiftungen und Unglücksfälle, die durch die alten Phosphorhölzer hervorgebracht wurden, eine sehr beträchtliche ist. Das darf nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß die tödtliche Dosis des Phosphors etwa 0,015 g beträgt.

Noch erschreckender als die Zahlen der Unglücksstatistik sind diejenigen, die über die Erkrankungen der Arbeiter an Phosphornecrose Aufschluß geben. Man kann ruhig sagen, daß jeder Arbeiter, der in einer Phosphorstreichholzfabrik sein Brod verdiente, als Todescandidat anzusehen war. Schon nach kurzer Beschäftigung zeigten sich die ersten Anfänge der Berufskrankheit, die rasch erschreckende Formen annimmt. Strenge Vorschriften haben zwar eine bedeutende Besserung gegen jene Zeiten, die man vielfach die „guten alten" zu nennen pflegt, herbeigeführt. Diese Besserung bestand aber lediglich in einer Verzögerung des Auftretens der Krankheit, eine wirkliche Verhütung erwies sich als ebenso unmöglich, wie sich die Therapie als ohnmächtig gezeigt hat. So konnte denn zuletzt nur ein durchgreifendes Gesetz helfen, das unbedingter Weise eine bedeutende Industrie lahm legen mußte.

Trotz der Verbreitung, deren sich die „Schweden" erfreuten, hatte die Fabrikation der alten Phosphorzündhölzer stets in Blüthe gestanden. Beim Landvolk und in der Küche vermochten sich die „Schweden" nie recht einzuführen, die, wie hier nebenbei bemerkt sei, ihren Namen zu Unrecht tragen, denn ihr Erfinder ist ein deutscher Chemiker.

Auch die „Schweden", oder wie sie richtiger heißen, die „Sicherheitsstreichhölzer" entsprechen dem Ideal eines Zündholzes nicht vollkommen und genügen dem Bedürfniß nur theilweise. Der Umstand, daß sie sich nur an einer besonders präparirten Reibfläche entzünden, fällt für viele Fälle des praktischen Lebens sehr ungünstig ins Gewicht. Man kann sie zwar auch an einer Preßkohle, an einer trockenen Fensterscheibe, sowie an der trockenen Stiefelsohle anstreichen, aber einestheils sind die beiden letzteren selten trocken genug, andererseits wissen die wenigsten Menschen etwas von diesem Trick, und endlich gehört eine gewisse Uebung dazu, um an diesen nicht officiellen Reibflächen das Streichholz zum Entflammen zu bringen.

So stellte sich das Streichholz selbst in der verbesserten Form des Sicherheitsstreichholzes als ein Object dar, dessen Verbesserung nur noch eine Frage der Zeit sein konnte. Durch das Gesetz vom 1. Januar 1907 wurde diese Verbesserung zur Nothwendigkeit, um so mehr zur Nothwendigkeit, als durch dieses Gesetz die Fabrikanten der alten Phosphorzündhölzer beträchtlichen Schaden erlitten, und als die Kreise, die an dem bequemen, überall entzündbaren Phosphorholz gehangen hatten, das Bedürfniß empfanden, etwas Neues in die Hand zu bekommen, dessen Gebrauch mit den gleichen Annehmlichkeiten verbunden war.

Derartige Erwägungen waren es, die die Deutsche Reichsregierung zu einem eigenartigen Schritte veranlaßten. Sollte das Gesetz nicht den Ruin einer blühenden Fabrikation bedeuten, so war dieser unbedingt Ersatz zu schaffen. So hat denn die Regierung das Verfahren zur Herstellung eines Zündholzes angekauft, das eine höhere Entzündungstemperatur besitzt, als das gewöhnliche schon bei 50 Grad Celsius Feuer fangende Phosphorzündholz, das ferner ohne den giftigen, übel riechenden Phosphor hergestellt wird, und das sich endlich überall entzündet, das also den Anforderungen des praktischen Lebens, ebenso wie denen der Hygiene in jeglicher Hinsicht entspricht. Dieses Zündholz, das deutsche „Reichszündholz", eine Erfindung des Fabrikanten G. Schwiening in Cassel, ist auf Grund der neueren Forschungen über die Erscheinung der Katalyse hergestellt.

Die physikalische Chemie versteht unter Katalysatoren solche Stoffe, die die Geschwindigkeit einer chemischen Reaction beeinflussen. Besteht diese Beeinflussung in einer Erhöhung der Reactionsgeschwindigkeit, so nennt man die Katalysatoren positive, während diejenigen Stoffe, die eine Verminderung der Reactionsgeschwindigkeit bewirken, als negative Katalysatoren bezeichnet werden. Schon lange hatte man nun im chlorsauren Kali denjenigen Körper erkannt, der sich beim Reiben an jeder beliebigen Fläche leicht und schnell entzündet. Diese Entzündung war jedoch eine zu schnelle, sie erfolgte immer explosionsartig und umhergeschleuderte Theile brachten die Gesundheit in Gefahr. Es handelte sich also für die Zündwaarentechniker darum, die bei der Zersetzung des chlorsauren Kaliums auftretende heftige Reaction durch Beigabe eines richtig gewählten negativen Katalysators zu verringern. Der Ausführung dieser theoretischen Erkenntniß stellten sich aber insofern praktische Schwierigkeiten entgegen, als man zwar sehr viel positive, aber nur verhältnißmäßig wenige negative Katalysatoren kennt. Die verschiedenartigsten Stoffe waren schon versucht worden, aber stets ohne rechten Erfolg. In Frankreich z. B. hatte man in Staatsfabriken das Phosphorsesquisulfid eingeführt. Die mittelst desselben hergestellten Hölzer versagten jedoch beim Anstreichen. Abgesehen von dem Mangel an negativen Katalysatoren stellten sich speciell beim chlorsauren Kali noch andere Schwierigkeiten heraus. Wenn es überhaupt gelang, die bei seiner Zersetzung auftretende heftige Reaction zu verlangsamen, so war die dabei erzielte Verzögerung niemals eine gleichmäßige. Es erfolgte kein homogenes Entflammen und Abbrennen, an seiner Stelle traten vielmehr anstatt der bisherigen einzigen größeren eine Anzahl kleinerer Explosionen auf. Auch bei diesen wurde Zündmasse umhergeschleudert. Schwiening fand nun im Calciumsalz der Bleisäure, im Calciumplumbat einen brauchbaren negativen Katalysator. Das Calciumplumbat enthält das in der Zündwaarenfabrikation seit langen Jahren verwendete Bleidioxyd an ein Erdalkali gebunden. Das Bleidioxyd, das ein außerordentlich sauerstoffreicher Körper ist, giebt leicht einen Theil seines Sauerstoffes ab, und erhöht dadurch den Zündungseffect des Streichholzes. Dadurch aber, daß dieser Sauerstoff im Calciumplumbat an ein Erdalkali gebunden ist, das sich langsamer zersetzt, wird die Entzündung verzögert. Gleichzeitig tritt eine Umsetzung mit dem chlorsauren Kali ein, so daß auch dessen Entflammung eine Verzögerung erleidet. An Stelle der Explosion, die eintreten würde, wenn ein Gemenge von Bleidioxyd und chlorsaurem

Digitized by Google

Kali vorläge, erfolgt in Folge der Negativwirkung des Erdalkalis ein langsames und gleichmäßiges Abbrennen.

Mit dieser angenehmen Eigenschaft der neuen, aus chlorsaurem Kali und Calciumplumbat zusammengesetzten Zündmasse sind eine Anzahl weiterer günstiger Momente verbunden. Hiezu gehört vor Allem die sehr vortheilhaft liegende Entzündungstemperatur der „Reichszündhölzer". Sie liegt bei etwa 130—160 Grad Celsius, so daß jegliche Gefahr einer Selbstentzündung oder einer zufälligen Entzündung ausgeschlossen erscheint. Man kann das Schwieningsche Zündholz also ruhig und ohne Schachtel in der Tasche tragen, und wird dabei nicht eine Entzündung befürchten müssen.

Die auf die Schwieningsche Zündmasse bezüglichen Patente hat die deutsche Regierung angekauft und sie den Fabrikanten kostenlos zur Verfügung gestellt, um hierdurch eine Entschädigung für den Entgang des Verdienstes an der Fabrikation der alten Phosphorzündhölzer zu bieten.

So weit wäre also Alles ganz schön und gut. Aber warum, so wird der Leser fragen, sieht man bis jetzt überhaupt nichts vom neuen deutschen „Reichsstreichholz"? Zunächst einmal bricht sich bekanntlich jede Neuerung nur langsam Bahn, und so würde es schon unter normalen Umständen lange dauern, bis die Sicherheitsstreichhölzer, die „Schweden", an die man sich nun einmal gewöhnt hat, verdrängen würden. Dann kommen aber noch weitere Momente hinzu, die da mitspielen. Es soll im Leben zuweilen vorkommen, daß Jemand etwas geschenkt bekommt, aber auf das Geschenk verzichtet. In dieser Lage befinden sich gegenwärtig die Zündholzfabrikanten. Wenn sie für das neue Streichholz auch keine Patente erwerben, keine Licenzen zahlen müssen, so verursacht die Aufnahme eines neuen Fabrikationszweiges doch immerhin Kosten: man muß neue Maschinen anschaffen, vielleicht sogar die Fabrik umbauen, man muß die Arbeiter anlernen, und man muß — last not least — den Artikel bei der Kundschaft einführen. Diese endlich muß sich auch damit befreunden.

So wurde denn schon damals, als die ersten Anzeigen des neuen Gesetzes auftauchten, dagegen Sturm gelaufen. In der Reichstagssitzung vom 22. April 1903 hatte der Abgeordnete Schättgen alle möglichen Bedenken gegen die Schwieningsche Zündmasse, die gerade geprüft wurde, vorgebracht. Als auch das nichts half, erfolgten Eingaben an den Bundesrath um Hinausschiebung der Frist, zu der das Gesetz in Kraft treten sollte. Sie wurden abgewiesen. Dann folgten neue Eingaben um Entschädigung der durch das Verbot geschädigten Fabriken. Sie verfielen dem gleichen Schicksal, und seit dem 1. Januar 1907 giebt es Kraft des Gesetzes in Deutschland kein Phosphorzündholz mehr, d. h. es darf keins mehr fabricirt und in den Handel gebracht werden. Der Ausverkauf der alten noch vorhandenen Vorräthe ist hingegen gestattet.

Mit der Thatsache, daß das Gesetz jetzt Geltung hat, mußten sich also die Fabrikanten wohl oder übel abfinden. Das bedeutete aber für sie noch nicht die Versöhnung mit der Regierung in Form der Aufnahme einer Fabrikation unter Verwendung der Schwieningschen Zündmasse.

Diese soll, wie die Fabrikanten behaupten, alle möglichen unangenehmen Eigenschaften haben, die sich angeblich bei der Verarbeitung geltend machen. Es sollen Explosionen vorgekommen sein, durch die die Arbeiter gefährdet wurden. Ein verletzter Arbeiter konnte allerdings nicht vorgeführt werden. Nehmen wir an, daß dies alles richtig ist, so wird es doch die bevorstehende Einführung des phosphorfreien Zündholzes nicht hintan zu halten vermögen. Die Fabrikanten können sich zwar der Schwieningschen Masse bedienen, sie sind dazu aber keineswegs verpflichtet. Es ist ihnen gestattet, jede beliebige andere Zündmasse in den Handel zu bringen, vorausgesetzt, daß sie phosphorfrei ist. Damit ist dem freien Wettbewerb Thür und Thor geöffnet — sehr zum Vortheil des Consumenten! Es tauchen jetzt immer mehr giftfreie Streichhölzer auf, die sich an allen Flächen entzünden. So führte z. B. in der vorletzten Generalversammlung des Vereins der Zündhölzerfabrikanten Deutschlands der Stadtchemiker Landin (Stockholm) ein phosphorfreies Streichholz vor, das, so weit es sich aus der Vorführung und ohne längere Probezeit beurtheilen ließ, ganz vorzüglich functionirte. Die Fabrikanten haben nun die Wahl, welche unter den verschiedenen Zündmassen sie benutzen wollen, und so kann es vielleicht kommen, daß wir in Bälde die mannigfachsten neuen Zündhölzer auftauchen sehen.

Wir schreiben mit Vorsicht, „so kann es vielleicht kommen", und zwar deßhalb, weil wir trotz Allem an die Zukunft des „Reichsstreichholzes" glauben. Wer nämlich eine andere Zündmasse fabriciren will, der muß meistens das Patent auf sie erwerben oder sich vom Patentinhaber eine Licenz geben lassen. Beides kostet den Fabrikanten Geld. Die Schwieningsche Zündmasse kostet aber nichts. Und das ist der Grund, warum wir an die Zukunft des „Reichsstreichholzes" glauben!

Die Tragik reicher Mädchen.

Von Dr. Theodor Lessing (Hannover).

3.

Es ist möglich (und es ist vielleicht sehr wünschenswerth), daß eine große Anzahl von Mädchen in der Thatsache der Geburt, der Mutterschaft, der Pflege und Erziehung des Kindes für immer oder für eine bestimmte Zeitstrecke des Lebens ihren „Beruf" findet, aber dieses darf nicht zu einer Norm gemacht werden, so wenig wie man dem Manne vorschreibt, daß er „Gatte und Vater" werden müsse. Es ist somit klar, worin wir auch für die Frauen begüterter Classen die Erlösung von mancherlei Tragik sehen: in der täglichen Arbeit im Dienste eines freigewählten, individuellen Berufs. Jede Frau soll sich durch einen Beruf legitimiren. Auch Kinderpflege, auch Hauswirthschaft, auch Kochen, auch Nähen ist ein sehr ernster und heiliger Beruf. Auch die Gebärende leistet „Arbeit" und steht für die Zeit ihrer Geburt im Solde des Staates, wie der Mann für die Zeit seiner Militärpflicht. Keinenfalls aber giebt es eine „Arbeitstheilung", auf die man das Individuum von vornherein festlegen kann. Was die Frau auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Arbeit leisten kann, das wird sich zeigen. Aber der schädlichen und unmoralischen Untermischung des Liebes- und Ehelebens mit wirthschaftlichen Gesichtspunkten kann man nur dadurch begegnen, daß man die Geschlechter durch volle Gleichheit der Bildung und aller Erwerbschancen von einander unabhängig macht. Die Frau ist nicht mehr ein Wild für den Mitgiftjäger, wenn sie vollkommen unabhängig vom Manne dasteht und jene falsche Ethik der Lüsternheit und Galanterie überwand, die vorschreibt, daß eine Frau unwissend wie Grethchen und heilig wie die Madonna, stille dasitzen müsse „im Schooße der Familie", um zu warten, ob Jemand kommen wird, um „mit Papa zu reden". Es wird nichts Ungewöhnliches und Unstolzes sein, daß das Mädchen als activer und wählender Theil sich dem Manne nähert, der die einzige Garantie nicht als „Versorger" oder als gesellschaftliche Folie erjagt zu werden, auch seinerseits darin findet, daß die Frau so frei und unabhängig ist, wie er selbst. Dieses ist die Vorbedingung einer Befreiung der Liebe aus den Banden der Wirthschaft. Wie weit aber freiere Zukunftsgeschlechter in ihrem Liebesleben sich von allen Erwägungen wirthschaftlicher „Nützlichkeit" thatsächlich emancipiren werden, das ist eine neue, complicirte Frage.

IV.

Es wäre schön, sie im Sinne eines Ideals romantischer Liebesleidenschaft lösen zu dürfen, aber eine Analyse dieser

Digitized by Google

„romantischen Liebe“ lehrt uns, daß sogar in den Geschlechtsaffecten des künftigen Menschen ein radicaler Wandel psychologischer und ethischer Constellationen nicht unmöglich ist. Wir sind zunächst sehr geneigt, die Leidenschaft heilig zu sprechen, das starke innige Gefühl zu glorificiren und in dem Trieb und Instinct freier, differencirter Menschen die beste Sanction der Ehe und die sicherste Garantie für das biologische Interesse der Zukunftsgeschlechter zu sehen. Ja, die Ohnmacht unserer individuellen Vernunft gegenüber dem Geschlechtsmenschen, der uns unfrei und hörig macht, läßt gerade nnserem besten Stolze keinen Ausweg als ein Dreinergeben in diese Art von „Primat des Willens“, hinter der wir vielleicht mit Schopenhauer eine metaphysische oder religiöse Bedeutung suchen. Demgegenüber möchte ich aber auf die folgende ungewohnte Erwägung Werth legen. Die Geschlechtsleidenschaft ist in der Fortpflanzung der gegebenen Art gegründet. Sie ist wie Alles, was im Menschen Trieb, Instinct und Gefühl ist, eine durchaus conservative Seelenmacht, eine „Disposition“, die aus dem Thun und Wollen zahlloser Vorgeschlechter als Rückstand sich niedergeschlagen hat und unwiderstehlich ist, gleich Allem, was das Individuum an die Geschicke der Vorwelt zurückbindet. Die Geschlechtsliebe kann somit nur die Erhaltung und Fortpflanzung des Gegebenen fundiren. Niemals aber kann sie aus sich selber irgend eine Art von Höherzüchtung und Hinaufpflanzung des Menschengeschlechtes garantiren. Auch die leidenschaftlichste Liebe des besten und herrlichsten Menschenpaares kann nicht irgend eine weitere Differencirung und Bereicherung des gegebenen Typus aus sich herausstellen. Zu jeder Erhöhung des Typus wären bewußte Werthungen und rationelle Gesichtspunkte nöthig, die an sich ganz und gar nicht vom Wesen des Instinctes eingeschlossen werden. Wallace berichtet (um die historische Gebundenheit des Instinctes zu illustriren) von einer Art Tummlertaube, die man ausschließlich in Gefangenschaft unter Obhut des Menschen erhalten und fortpflanzen kann. Das Thier hat nämlich den Trieb, sich in Freiheit auf den Erdboden zu stürzen und dort so lange epileptiforme zuckende Bewegungen auszuführen, bis es todt liegen bleibt. Man erklärt das damit, daß diese Species ursprünglich über Wasser oder weichem, welligem Sande gelebt hat, wo diese Bewegungen beim Aufspicken von Nahrung zweckmäßig waren. Sie hat nun aber auch unter ganz veränderten Lebensbedingungen diese Impulse beibehalten, die nunmehr zum Untergange der Art führen müssen. Wir neuen Menschen sind in Vielem in der Lage dieser Tummlertaube. Zahllose Gewöhnungen, Zweckmäßigkeiten und Nothwendigkeiten der Vorfahren leben in uns als Impulse fort, die zum Untergang prädestiniren, wenn nicht aus bewußter Erkenntniß heraus der alte Adam brachgelegt und der neue angezogen wird. Ich bin daher skeptisch gegen die Behauptung, daß edle Leidenschaft und tiefe Gefühle als solche einen rassehygienischen und regenerirenden Werth besitzen, und bin sehr geneigt zu glauben, daß auch im Liebesleben der zukünftigen Menschen zahlreiche rationelle Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit als ein Ingredienz der „Liebe“ in die Gefühle der Menschen eingehen. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß (wie es heute geschieht) Heirathen aus Conventions- und Vernunftgründen und um der wirthschaftlichen Vortheile willen geschlossen werden sollen. Sondern die wirthschaftliche Zweckmäßigkeit ist eines unter sehr vielen anderen Momenten, das in die natürlichen gefühlsmäßigen Reactionen zwischen Mann und Weib wesensnothwendig mit eingeht.

Schon heute haben sich die Instincte so verfeinert, daß wenigstens keine Leidenschaften zwischen einem vornehmen Cultureuropäer und einem Hottentottenmädchen möglich sind und in einem verfeinerten Bewußtsein der „Mesalliance“ lebt bereits in Vielen die Ueberzeugung, daß die Promiscuität sehr verschiedenartiger Schichten der Cultur oder der Wirthschaft kein wünschenswerthes Ideal sei. Von den Idealen aber wird auch eine allmälige Umformung der Instincte ausgehen. Heute dagegen, wo wir sehr geneigt sind, die starken Instincte und Gefühle als solche hochzuschätzen und mehr auf das Pathos als auf das objective Ethos der That zu sehen, liegt der Fall oft so, daß die Menschen in subjectiver Unschuld objective Verbrechen üben und aus Motiven und Gefühlen heraus, die den Engeln alle Ehre machen würden, an einander zu richtigen Teufeln werden. Zumal bei den Frauen unseres Zeitalters finden wir einen Dualismus, der uns anmuthet, wie wenn eine mit allen Einsichten und erhabenen Willenszielen begnadete Heldin auf einer Hündin festgebunden einherreitet. Und wenn nun die Hündin in Dickicht und Nebel läuft, so kann man gewiß sein, daß die Heldin sehr erhabene Motive und unwiderlegliche Rechtfertigungen für diesen Lebensweg an der Hand hat. So können denn die schönsten und besten Werthe der Gemeinschaft zerstört werden, kann objectiver Verrath und objective Untreue mit robustem Gewissen über fremdes Lebensglück dahinschreiten, können werdende Werke und die schönsten Möglichkeiten unwiederbringlicher Zukunft brutal zertreten werden, — aber das alles geschieht „in gutem Glauben“ mit reinem Gewissen und scheint gerechtfertigt, wenn man sagt, daß es „um der Liebe willen“ geschah und durch unwiderstehliche Leidenschaft und große edle Gefühle geheiligt sei.

V.

Von der „Tragik des reichen Mädchens“ hab ich gesprochen, jener Tragik, die aus der Untermengung des Wirthschafts- und Liebeslebens steigt. Nur in den Durchschnittsgeschöpfen, die schön und dumm sind, naiv begehren und naiv begehrt werden, ist das Gefühl solcher Tragik noch nicht lebendig. Das kluge Mädchen der „besser situirten“ Volksclasse aber wird im Bewußtsein seiner capitalistischen Vorrechte zunächst wählerisch und capriciös, bis sie sich endlich unter den Prätendenten ihres Geldsacks, den Assessor mit stolzestem Schnurbartsbewußtsein und der vollendeten Schneidigkeit gutsitzender Hosen oder den Leutnant mit unwiderstehlichen Muskeln und schmelzendem Tenore aussucht. Sie vereinigen sich zu einer Ehe, die Dank dem Verständniß der Seelen und der Gemeinsamkeit der „Weltanschauung“ meistens „wahrhaft glücklich“ wird, der „Weltanschauung“, daß Wein besser ist als Bier, und Sect besser als Wein. Am schlimmsten aber sind jene Mädchen daran, die zugleich klug und körperlich nicht bevorzugt sind, denn in ihnen wird das ewig wache Mißtrauen, nur des Geldes wegen „geliebt“ zu sein, schließlich zur Verbitterung oder zur Abkehr vom Manne führen. Mit allem diesem will ich nicht so verstanden sein, als ob ich eine Tragik der besitzenden Mädchen auf Kosten der unbemittelten construiren und etwa die „Frauenbewegung“ zu einem Sport der „bemittelten Classe“ machen möchte. Das hieße Socialpolitik treiben nach dem bekannten Recept, das „den Armen“ glücklich preist, weil er nie an verdorbenem Caviar sterben wird, und ihm kein Fasanenknochen im Halse stecken bleibt, sintemalen er keinen Fasanen essen kann. Es waltet ein ungemein wichtiges Gesetz, das alle sociale Arbeit auch der Begüterten unhemmbar in den Dienst der jeweils bedrängtesten und bedürftigsten Volksschicht zwingt. Genau so wie im körperlichen Organismus alle Reservekräfte an der Stelle mobil gemacht werden, wo Hemmung und Störung vorliegt, und wo sich ein Schmerzgefühl geltend macht, so pflegen auch die Energien der Wirthschaft nur dort in Action zu treten, wo das Schmerzgefühl am stärksten und die vitale Stauung am bedrohlichsten anschwillt. Indem wir uns aber diesem vollkommen gerechten Gesetze fügen (ich habe es in meinem Buche „Schopenhauer, Wagner, Nietzsche“ das „Gesetz der kranken Minorität“ genannt und dort ausführlich dargelegt), soll uns die Nothwendigkeit principiell auf Seiten der Schwachen und Leidenden zu stehen, nicht dafür blind machen, daß es auch

Digitized by Google

ein weniger sichtbares Elend giebt, als alle jenen Jammer, den wir in den Miethcasernen der Vorstädte, in Zuchthäusern oder Unzuchthäusern, unter der Erde und über der Erde mit ansehen und erdulden müssen. Es ist nur der Wunsch nach Gerechtigkeit, der uns auch den Harm im Schmucke von Seiden und Perlen und die Thräne im Purpur nicht vergessen läßt, die selbe Gerechtigkeit, die uns immer und principiell auf Seite der Bedürftigen und Unterdrückten finden lassen wird.

Was ist Architektur?

Von Jos. Aug. Lux (Dresden).

4.

Indem wir, wie bewiesen, von dem Kleinen und Selbstverständlichen ausgehen und von unten her aufbauen, gleichsam synthetisch, und in dem Bauwerk die Idee ausdrücken, durch die uns ein guter Sessel, ein Fahrrad und ähnliche Dinge, bis ins Tausendfache als zeitgemäß scheinen, wohl angemessen und in letzter Bedeutung auch architektonisch vorkommt. Die Architektur in England hat sich, wenigstens im Umkreis der bürgerlichen und ländlichen Bau-Aufgaben auf diese moderne Grundlage gestellt und in dieser Gestalt die Wesenszüge des Geistes zu verkörpern getrachtet. Sie strebt die Einheit mit den Elementen des gesunden gewerblichen und technischen Schaffens an, die den Styl unserer Zeit tragen. Trotz der großen Rückständigkeit, in der sich unsere officielle Architektur befindet, ist im Einzelnen ein erfreuliches Neubilden auf Grund der elementaren Forderungen von Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit auch in unserer Architektur zu spüren. Das kann gar nicht ausbleiben, weil die Macht des schöpferischen Geistes, der in den Gebilden der Technik und des modernen Kunstgewerbes zu Tage tritt, nothwendiger Weise aus diesen Elementen, die im weitesten Sinne ein Stück lebendiger Architektur sind, das Weltbild in baulicher Hinsicht vollständig verändert und mit sich in Uebereinstimmung setzt. Deßhalb muß jener akademische Begriff von Architektur an sich, auch wenn er in moderner Decorirung auftritt, völlig von der Bildfläche verschwinden. In der That sind in den letzten Jahren auch bei uns Leistungen, namentlich in Betreff des Familienhauses zu verzeichnen, die auf unseren völlig neuen Voraussetzungen beruhen. Daß diese Wirkungen nicht nur auf Alltagsaufgaben beschränkt sind, sondern daß die Mittel unserer Zeit in gesteigerter Anwendung auf die höchsten Bau-Aufgaben wahrhaft erhebende, d. h. monumentale Wirkungen erzielen, ist ebenfalls in vereinzelten Fällen bewiesen. Aber wie vereinzelt sind diese Fälle! Wie drückend wirkt die große Uebermacht der rückständigen Architekturmache auf Staat und Gesellschaft und wie rückständig sind Staat und Gesellschaft heute noch in Bezug auf das wahre Wesen der Architektur. Es ist absolut nöthig, die Architektur aus der Enge und Beschränktheit des zünftlerischen Denkens, des Akademismus herauszuführen, von der Auffassung zu befreien, als handle es sich hierbei um die Sache einer besonderen Berufsclasse und den weitesten Umfang des architektonischen Wesens festzustellen, zu dem alle sichtbaren Erscheinungen und Gestaltungsformen gehören. Im Wesentlichen aber handelt es sich hierbei darum, die Keime der neuen Architektur, das ewige Werden derselben an den verschiedenartigsten specifisch modernen Leistungen unseres Lebens, namentlich der Technik, des Gewerbes, des Verkehrs, der Industrie ꝛc. aufzudecken, die selbst als Stück neuartiger, gewordener Architektur alles enthalten, was die Baukunst als räumliche und ideelle Zusammenfassung dieser Elemente auf Grund der Gesetzmäßigkeit, der gegebenen Mittel und Zwecke ausdrücken kann. Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit sind nun in der That die beiden Angelpunkte unseres Schaffens, nicht nur in der Technik, im Gewerbe, sondern auch in der angewandten Kunst, zu der, wie bewiesen, in architektonischer Auffassung auch die Gattungen der sogenannten hohen Kunst gehören. Es ergiebt sich in dieser Auffassung folgerichtig und nothwendig, daß auch das Wesen der Monumentalität auf keinen anderen Grundlagen beruhen kann, als auf diesen, daraus wir den allumfassenden Begriff von Architektur überhaupt schöpfen.

Vielfach wird behauptet, daß die Zweckmäßigkeits- und Sachlichkeitsforderung mit Kunst nichts zu schaffen habe. Kunst entstehe nicht, indem man die an und für sich nützlichen Forderungen dieser Art zu erfüllen trachtet. Kunst entstehe erst dann, wenn ein gewisser höherer Werth, ein Seelen- oder Stimmungselement hinzutritt, das als persönlicher Ausdruck ein persönliches Erlebniß zur Erscheinung bringt. Kurzum, Kunst frägt nicht nach Sachlichkeit oder Zweckmäßigkeit. Kunst will Erlebtes gestalten, gleichviel ob ein bestimmter sachlicher Zweck damit erfüllt ist oder nicht. Streng genommen hat das Kunstwerk keinen Zweck. Es ist Selbstzweck. Niemand wartet auf sein Erscheinen, durch keinen Machtspruch kann es hervorgerufen werden. Es kann nicht an dem Vergangenen gemessen oder aus bestehenden Gesetzen und Regeln abgeleitet oder gelernt werden. Es richtet sich nicht nach der bestehenden Auffassung der Menschen, sondern die Auffassung der Menschen richtet sich nach dem bestehenden Kunstwerk. Es tritt in die Welt wie ein Phänomen, anscheinend von neuen, unbekannten Gesetzen erfüllt und geregelt, zunächst völlig unerwartet, oftmals unwillkommen. Nichtsdestoweniger wirkt es fort mit der Kraft des Neuen, Ungewöhnlichen, Unerhörten und bewirkt eine Rebellion in der menschlichen Auffassung, bis sich eines Tages der Sinn der Menschen und ihr Schaffen nach den neuen Gesetzen gerichtet hat und ein anderes künstlerisches Phänomen die Welt abermals in Bewunderung oder Aufruhr versetzt. Auf die einzelnen Gattungen der künstlerischen Thätigkeit angewendet, hat es den Anschein, als ob auch die Architektur als Baukunst im Sinne der reinen Kunst als Selbstzweck ein natürliches Recht besäße, unabhängig von den praktischen Forderungen der Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit die hohe, geradezu religiöse Mission der Erlösung und Offenbarung, die in jeder neuen Wahrheit liegt, zu erfüllen. Diese Mission hat sie ganz unzweifelhaft in dem gleichen Maße, wie sie die anderen Künste haben.

Aber mit diesen landläufigen Erörterungen ist die Frage nur umgangen, nicht gelöst. Es ist ganz selbstverständlich, daß das höchste Maß von Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit nicht gefunden werden kann, wenn es sich nicht aus der lebendigen Empfindung, die geradezu zum dichterischen oder künstlerischen Anschauen gesteigert werden kann, unmittelbar ergiebt. Andererseits giebt es kein dichterisches oder künstlerisches Empfinden, dessen Schaffenstrieb nicht auf die zweckmäßigste und sachlichste Weise auszudrücken strebte, was sich wieder in der von äußeren und inneren Antrieben befruchteten künstlerischen Empfindungssphäre vorgebildet hat. Es kann darüber gar kein Zweifel bestehen, daß sich die individuelle Art des Künstlers um so schärfer offenbart, je unmittelbarer, d. h. je sachlicher und zweckmäßiger sie sich darstellt. In Bezug auf das Bauen und Bilden jeglicher Art, ist die persönliche Auffassung auf zweckmäßiger und sachlicher Grundlage ebenso vielfältig und ausdrucksvoll, als es Persönlichkeiten giebt. Die beiden Grundsätze, um die sich die Gestaltungsfragen drehen, sind also gar nicht auszuschalten. Für die gesteigerte dichterische Empfindung, für das malerische oder plastische Bilden, wie für das monumentale Architekturschaffen, sind sie ebenso grundlegend, wie für irgend eine praktische Alltagsaufgabe, für die Herstellung eines Stuhles, eines Reisekoffers oder eines Wohnraumes, ja, sie sind auch für die ornamentalen oder decorativen Erscheinungen absolut tonangebend. Niemand wird bezweifeln, daß die ornamentalen Gebilde in der Zeit der Gothik, der

Digitized by Google

Renaissance, des Barocks ebenso sachlich und zweckmäßig begründet waren, wie die Constructionsformen jener Zeiten und Style. Sie sind nur nicht sachlich und zweckmäßig, wenn wir sie heute unter gänzlich veränderten Verhältnissen wiederholen und äußerlich anwenden. Dagegen ist es zweckmäßig und sachlich begründet, wenn sich unsere geistige und seelische Verfassung, im Zusammenhange oder in Abhängigkeit von unseren heutigen Constructionsprincipien ornamental und decorativ auszudrücken versucht, sei es in Skulpturen, die unserem heutigen Wesen entsprechen, oder in Einlege-Arbeiten, oder Musterzeichnungen für unsere Möbelstoffe, Tapeten oder sonstigen Textilien. Die Art, wie wir hierin unsere persönliche Stimmung und Bildung in Farben und Mustern ausdrücken, ist ebenfalls architektonisch bedingt, insofern als jede ornamentale oder decorative Durchbildung, maßvoll und zweckmäßig auftritt, und irgend eine sachliche Bestimmung verkörpert. Insofern also ist decorativer oder ornamentaler Schmuck, das Flachornament und demzufolge auch das Musterzeichnen ein Stück Architektur, nicht nur hinsichtlich der planmäßigen Anordnung der zeichnerischen Elemente und der Farbenwerthe, um sie auch in der Wiederholung als rhythmische Ordnungen zu empfinden, sondern auch hinsichtlich der Charakterisirungen als Fläche, die als solche wieder als Glied der Baukunst auftritt und sich nach Maßgabe des verschiedenartigen Zweckes einzuordnen hat. Diese Verschiedenartigkeit des Zweckes und der Einordnung drückt sich in der Musterzeichnung und Farbengebung aus, wie in der zeichnerischen Idee überhaupt. Es sind also auch hier, wo anscheinend der Phantasie der freieste Spielraum gegeben ist, die Grundbedingungen der Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit aufs Neue betont. Das gesammte Weltbild, soweit es von der schöpferischen, ewig neugestaltenden Thätigkeit des Menschen bestimmt ist, jede künstlerische Thätigkeit, auch die freieste, ist nach inneren Nothwendigkeiten geregelt. Nach menschlichem Erkenntnißvermögen arbeitet auch die Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit. Somit trägt jedes Gebilde des menschlichen Schaffens und vor Allem das künstlerische Gebilde Nothwendigkeit und Zweck in sich. Das Weltgebäude, darin eine unübersehbare Vielheit von Schaffenszweigen zusammenwirken, ist nur nach Maßgabe seiner inneren Gesetze von Nothwendigkeit und Zweck zu begreifen. In diesem weitesten Begriff müssen wir das Wort Architektur verstehen, und auf jedes einzelne Erzeugniß anwenden können, um seinen Werth für den Zusammenhang zu beurtheilen. Das Große kann niemals werden, wenn es nicht schon im Kleinen gegeben ist. Es giebt keine monumentale Baukunst, wenn nicht die monumentale Kraft in den geringsten Erzeugnissen des Alltags zum Ausdruck kommt. Angesichts der herrschenden Schundindustrie ist es ganz gut verständlich, daß wir im eigentlichen Sinne noch keine moderne monumentale Baukunst haben können. Erst wenn die Grundsätze von Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit in ihrer vollen künstlerischen Tragweite erkannt sind, wird auch im Alltag der Schund und die Täuschung verschwinden und wir werden in unseren größeren Aufgaben jene Monumentalität erreichen, die in den guten Erzeugnissen der heutigen Technik und des modernen Kunstgewerbes schon vorgebildet ist und die wir deßhalb als Architektur ansprechen. Dagegen ist die Nachbildung einer Stylform der Vergangenheit, auch wenn sie mit einer gewissen unaufrichtigen Modernität verbrämt ist, weder zweckmäßig noch sachlich, weder Architektur, noch monumentales Ausdrucksmittel.

Ueber die Pose.

Von Franz Clement (Luxemburg).

Pose ist Lüge; nicht der Mund, die ganze Persönlichkeit lügt in der Pose. Sie wird also dieselben psychologischen Ursprünge haben wie die Lüge, dieselbe sociale Bedeutung und in bestimmten Lagen dieselbe Nothwendigkeit. In unserer Zeit der ethischen Besinnung und individuellen Moralbearbeitung löst man ein Problem wie das vorliegende nicht mit Ja oder Nein, mit Schädlich oder Nützlich u. s. w., man löst es mit gutem Willen, man untersucht. Eine Handlung an sich ist indifferent; das Individuum verschmolzen mit den Mächten, in deren Bannkreis es handelt, macht sie zur werthvollen oder unnützen oder bekämpfenswerthen.

Pose ist wie die Lüge ein Phantasie-Erzeugniß; das aber in einer besonderen Richtung, in der Richtung der idealen Bestrebungen des Menschen, der posirt. Jeder best veranlagte haßt sein Sein; liebt ein bestimmtes Soll, wünscht sich eine Art, die für ihn jenseits aller erreichbaren Sterne liegt; das ist die Tragik jedes besseren Menschen. Im Paradies-adam schuf die mythenbildende Kraft der Menschheit das erste starke eindringliche Symbol dieser Tragik. Also der Mensch will anders sein; da er dies nicht kann, will er anders gelten und das kann er, wenn er klug ist und schöpferische Phantasie hat. Die Pose ist die Befriedigung eines ganzen Bündels von Sehnsüchten. Trockene Menschen haben kein Bedürfniß nach Pose, weil sie keine Ideale haben oder keine Einbildungskraft, Ideale, die sie vielleicht doch haben, in einer menschlichen concreten Erscheinung zu verkörpern und die dann zu heucheln. Nüchterne Menschen haben suffisance, höchstens noch Pflichtbewußtsein.

Durch die Pose werden die Ideale der Menschen gerettet; sie gewinnen nämlich Erscheinung und können erst recht wirken. Wenn zu den Idealen und der Phantasie die Energie hinzukommt, wird die Pose einheitlich; sie wird künstliche Natur; aus einem Menschen werden zwei — welche Fruchtbarkeit durch die Pose. Ich kenne Dilettanten — der Anlage nach, — ich kenne Faulthiere — ebenfalls der Anlage nach — die viel und ernst arbeiten, die ganz Hervorragendes leisten. Und sie wundern sich selbst darüber am meisten; sie mimten Arbeitsamkeit und Ernst; sie schufen sich eine Pose und wurden deren gehorsame Diener. So kenne ich Männer mit greulichen Pedantenseelen, zum Philister bestimmt wie die Katze zum Mausen — und sie sind angenehme Weltmenschen, vorzügliche Causeure, reden und leben jenseits von Gut und Böse. Es kam nämlich die Pose; Jemandem, der mit ihnen umging, gefiel es, sie als Virtuosen des Lebens festzuhalten und zu bezeichnen — und sie boten alles auf, das zu sein, für was sie einmal vorübergehend gegolten. Das ist die Pose als Erziehungsmittel. Auf den Plätzen von Althellas standen schöne Marmormenschen und weckten in denen von Fleisch und Blut die Lust zur freud-, fried- und wundervollen Schönheit. Christliche Barbarei und nordische Wuth haben diese Gepflogenheiten verdorren lassen; der geknechtete Mensch erfand die Pose, um sich am schönen Schein zum schönen Sein aufzuranken. Vor Jedem von uns steht Einer, der nicht ist wie wir und der uns mit süßesten Tönen lockt.

Die Pose sind wir uns selbst schuldig. Wenn wir eine sichere Pflicht haben, so ist es die, uns selbst zu lieben. Und lieben wir uns denn, wenn wir uns nicht bemühen, den Andern möglichst liebwerth zu erscheinen? Lieben wir uns, wenn wir uns in die Lage setzen, uns schämen zu müssen? Und wer müßte sich nicht schämen, wenn er den scheinen wollte, der er wirklich ist? Von wem, ich frage besonders von welchen Frauen würden wir dann geliebt werden? Seien wir uns also selbst gut, seien wir schamhaft. O wie versteht es die Frau, hierin zu handeln! Wer ist mehr Instinktwesen als sie, mehr wildes Thier, mehr Naturkraft, und wie gebändigt giebt sie sich, wie ehrenhaft und lobenswerth, wie künstlerisch und klug verhüllt sie die Abgründe, in denen die Schlangen ihrer Leidenschaften nisten. Und deßhalb staunen wir so, wenn sie auf einmal ihrer Pose vergißt, wenn sie uns dann mit ihrer durch alle zähe Heuchelei hindurch unbändig gebliebenen Wildheit überschüttet.

Digitized by Google

Was wird auf Erden mehr geliebt — ich sage geliebt, nicht nur sinnlich begehrt — als die Frau — und — ich frage muthig, könnten wir sie lieben, wenn sie nicht im erbarmungsvoll verhüllenden Mantel der Pose schritte? Es sollen die Männer von den Frauen lernen; wenn unser Geschlecht nicht wäre, auf das die Geilheit des Weibes hinaus will, um unserer selbstwillen könnte man uns nicht lieben, so wie wir sind, wir haben nicht Schönheit genug, wir sind zu sehr wir selbst, zu wenig Schein.

Pose sind wir den Menschen schuldig, die uns sehen, die um uns sind. Wir haben so viel zu verbergen und dennoch den Muth, unsere Wunden, Schwären und Narben zu zeigen. Wir sind ja Alle krank! Ist das nicht schon Elend genug und dürfen wir darum hingehen und anderen Kranken unsere häßlicheren Krankheiten zeigen? Wie schonungsvoll und mitleidig ist die Pose.

Aber, sagen die „Aufrichtigen", wie mißfällt uns die Pose! Und Du, Du Lobredner der Pose, Dir möchte ich wünschen, um Dich seien einen Tag lang immer zwei Poseure; wie würdest Du nach der wilden Natur seufzen.

Und sie haben Recht; nur daß ich viel mehr Recht habe. Habe ich von Poseuren gesprochen und liebe ich Poseure, wenn ich die Pose liebe. Ebenso wenig wie ich Frömmler liebe, wenn ich das Gebet liebe, wie ich Pfuscher liebe, wenn ich die Kunst liebe. Weil wir nicht wissen, was es um das Gebet ist, haben wir Frömmler; weil wir nicht wissen, was es um die Kunst ist, haben wir Pfuscher, und weil wir nicht wissen, was es um die Pose ist, haben wir Poseure. Der Poseur kann nicht sein, was er sein soll und er ist zu blöde, um das scheinen zu können, was er sein möchte — er ist ein wandelndes Symbol der menschlichen Schwäche, und mehr noch hassen wir die Schwäche als die Häßlichkeit.

Wie alle herrlichen Dinge leidet die Pose Gewalt, und nur der, der Gewalt braucht, reißt sie an sich. Zur Pose gehört Klugheit und gehört ein Künstler. Eine Pose ist nichts Festes; sie ist — einzigartig — ein stets sich verwandelndes, stets sich erneuerndes Kunstwerk. Heut bin ich dieser und morgen der — mein Sach hab ich auf Nichts gestellt! Was für ein Aufgebot von Geist und Psychologie gehört schon dazu, mir zu sagen: dem Menschen bin ich diese und jener Frau bin ich jene Pose schuldig; alte verstaubte Waffen muß ich oft ausgraben und sie frisch erglänzen machen; neue muß ich dann wieder schmieden und zehnmal muß ich mein Lächeln verändern. Wer klug und edel ist, weiß, wer ich bin, und er weiß mir auch Dank, daß ich meine Häßlichkeiten nicht zeige, ihn nicht mit meinen qualvollen Heimlichkeiten peinige. Wer thöricht oder schlecht ist, soll nicht wissen, wer ich bin; seine Stumpfheit hat kein Recht auf meine Feinheit; vor ihm will und soll ich mich nicht schämen; er soll mich fürchten, weil er mich nicht kennt.

Aber dazu gehört Muth, Klugheit und Geschmack. Und gehört Arbeit vor Allem. Das ist der ethische Werth der Pose, daß sie uns zwingt, keinen Augenblick zu rasten und keinen einzigen Flecken Rost auf unsere Waffen kommen zu lassen. Der Sinn des Lebens ist Thätigkeit und Entwicklung ohne Ziel! Im Sinne des Lebens steht und wirkt die Pose!

Wie schön ist Geselligkeit! Und gäbe es deren auf einen Tag ohne die Pose. Schweigen ist Pose und Reden ist Pose, und wenn sie das nicht sind, so möge uns Gott vor ihnen behüten. Cultur und Pose: wer die eine nennt, nennt gleicher Zeit die andere. Pose ist Form, Pose ist Schönheit, und nur ein so tiefer Dichter wie Henri de Régnier konnte die Stanzen schreiben:

Car la forme, l'odeur et la beauté des choses
Sont le seul souvenir dont on ne souffre pas.

Drei Gedichte.

Von Felix Lorenz (Berlin).

Lieblingstraum.

(Nach Paul Verlaine.)

Ein unbekannt-bekanntes Wesen sehen
Will oft mein Blick in fremden Traumasylen.
Dem Weib, das mir erscheint, gilt all mein Fühlen;
Sie liebt mich auch und kann mich ganz verstehen.

Sie kann mein Räthselherz wie Glas durchsehen,
In seinen Tiefen ohne Frage wühlen,
Und meiner bleichen Stirne Gluthen kühlen,
Wenn ihre Thränen drauf herniederwehen.

Wie sieht sie aus? — Vermag es nicht zu schildern.
Ihr Name? — Weiß nur, daß er sanft erklungen
Wie theure Namen aus Erinnerungen.

Ihr Blick ist wie der Blick von Marmorbildern,
Und ihre Stimme tönt so fern und eigen
Wie die Geliebter, die schon lange schweigen.

Buddha.

Vor dem Thor der goldnen Stadt
Sprach der weise Bhagavat:

Meine Hände, die so schwach erst waren,
Haben in dem Reich, das ich erschaut,
Das der Himmel des Vergessens überblaut,
Mir ein enges Boot erbaut.
Sieh, ich bin hinüber drin gefahren.
Und ich sah das jenseitige Land,
Weil ich den schießenden Strom überwand.

Sieh! Jetzt brauch ich niemals mehr ein Boot,
Was mir auch auf der Nirwanafahrt begegne ...
Wenn Du willst, o Tag, erscheine rosenroth;
Wenn Du regnen willst, o Himmel, regne!

Kleine Ballade.

Es ging ein Sternenreigen,
Von lichter Fluth durchwallt,
Durch silberklares Schweigen
Hin über Burg und dunklen Wald.

Die Burg lag wie verfallen,
Von manchen Stürmen brach,
Doch zog das Sternewallen
Mit leiser Liebe um ihr Dach.

Und immer tiefres Glänzen
Drang in die Fenster ein,
Als wollt die Nacht bekränzen
Das ganze Haus mit Duft und Schein.

Denn drin im kleinsten Zimmer
Ging eines Athems Laut —
Da schlief im Sternenschimmer
Des jungen Königs junge Braut ...

Von Tod zu Tod.

Novelle von Richard Schaukal (Wien).

In seinem hohen, mit weißem rauhen Tuche bis unter den auf Carton gemalten Schattenfries bespannten Schlafgemache, durch dessen zwei Meter über dem Fußboden angebrachte, mit weißlackirten Rahmen eingefaßte breite Fenster die bleiche Sonne eines sterbenden Decembertages kraftloses Licht sandte, lag der letzte Graf von Thurm-Hocheck, Ferdinand

---

Aus einem demnächst bei Georg Müller in München erscheinenden Novellenbande „Schlemihle".

Digitized by Google

Maria Eugen Philipp, Herr auf Hocheck und im Vogtlande, Kämmerer und Deutscher Herr, in den letzten Zügen. Als er im Süden von den Aerzten erfahren hatte, daß ihm nicht mehr vergönnt sei, den Frühling zu erleben, den er mit seinen kräftigen, Eis treibenden Winden, seinem stahlblauen Himmel über federnden blassen Wolken, seinen kahlen schwarzen seinen Baumprofilen und seiner Macht über das Ahnen der Menschenbrust so liebte, hatte er sich von seinen Leuten das Jagdschloß Hocheck, auf dem er einsam, nichts von der Welt begehrend, unter kostbaren Büchern lange Jahre gelebt hatte, freundlich rüsten lassen wie zum Empfang einer jungen Herrin und war über die Alpen gefahren, in der Heimath zu sterben.

Nahe Verwandte besaß er nicht. Er hatte vermieden, von gefühllosen fremden Menschen umstanden zu werden in seinen letzten Krämpfen, nur sein Kammerdiener, ein Erbstück weiland seines Vaters, saß mit tiefgesenktem Greisenhaupt in geziemender Entfernung auf dem Rand des schweren grünledernen Armstuhles am Kamin, in dem mächtige Holzstücke prasselten.

Das Leben, das er gelebt hatte in reichen, wie ein Geschenk zärtlich verwendeten Jahren, das Leben der Fahrten und Irrgänge jagte an seinen flackernden letzten Augenblicken vorüber. Aus einer fernen Kindheit brachen Erinnerungen wie durch Nebel; er dachte seiner Mutter und wie sie gestorben war, ganz in Weiß, so leicht wie ein Hauch über einem Spiegel, weiße Rosen in allen Vasen um sie her; seines Vaters, Generals der Cavallerie, sehnig, hoch, mit der schwarzen Binde über dem rechten Auge, das er im Zweikampfe verloren hatte; seiner kleinen Japanerin dachte er, die er ein Jahr auf Probe geheirathet hatte, drüben im Lande der zarten Conturen und des Riesenstromes; seiner Werke über die Kunst des Byzantinismus und Diego Velasquez; seiner Ritte über die russischen Steppen; seiner Wanderungen in den Bergen Norwegens und an dem weißaufschäumenden Meere; seiner Yachtfahrten an den Küsten Spaniens und Afrikas; seiner edeln feinohrigen Pferde mit den warmen rosigen Nüstern; seiner großen schlanken lautlosen Hunde; seiner seltenen Stiche, Radirungen und Handzeichnungen drüben im Museum ...

Ein Zucken lief durch seinen Körper; von den Füßen, die wie Eisklumpen lagen, rann Kälte herauf; eine fürchterliche Angst warf sich ihm auf die Brust, und alle Gedanken wälzten sich wie dicke knotige Knäuel schmerzend in seinem Hirn. Vor den Augen schwand der matte Glanz der Schmiedeeisenbeschläge des hohen Bettendes; er rührte mit der Zunge krampfhaft im Munde, seine Finger krallten sich in die Decke — dann flog er.

Es war wie ein Stoß durch seine ganze Leiblichkeit, die er vergaß im Augenblicke, da er sich fliegen fühlte. Ein durch eine ungeheure Weite, die er ohne Sinne wahrnahm, schwingendes Schwirren war sein Fliegen ...

Behutsam war der Diener aufgestanden und an das stumme Bett getreten. Leise schluchzend sank er in die Knie. Der Graf war todt.

Groß, trocken und hager, das bleiche Haupt mit den feinen glänzenden leicht gewellten Haaren tief in den Kissen, weit aufgerissene unheimlich starre Augen in dem glattrasirten Antlitz, die Arme wie in Entsetzen gestreckt, lag die Leiche in der schneeweißen Pracht der Linnen.

Der Diener betete lange. Das schlichte gelbliche Haar war ihm über die gesenkte Stirne gefallen, aus seinen trüben verschwollenen Augen rannen langsam schwere Thränen in den schlaffen zahnlosen murmelnden Mund.

— — — — — — — — — — — —

Die Seele Ferdinand Maria Eugens Grafen von Thurm-Hocheck schwirrte mit den Millionen der den Weltraum erfüllenden Geister in der Finsterniß der Ewigkeit.

— — — — — — — — — — — —

Mit dem Glockenschlage zwölf, Ostersonntag-Mittag des Jahres 1877, gebar die zwanzigjährige Martha Neubauer ihrem Gatten, dem Papierhändler Gottlieb Friedrich Neubauer, kleine Nonnengasse 27, im zweiten Stock des alten finstern engen Hauses seinen ersten Sohn.

In der heiligen Taufe, die Osterdienstag halb elf Uhr Vormittag nach der Messe in der gegenüber gelegenen, hier durch den Eingang in die düstere Sacristei zugänglichen Pfarrkirche zur heiligen Elisabeth stattfand, erhielt das Kind, das während der feierlichen Handlung keine Miene seines winzigen, einem Quittenapfel ähnlichen Gesichtes verzog, die Namen Ferdinand Maria Gottlieb Neubauer.

Ferdinand Rambousek, bürgerlicher Anstreicher und Vergolder, Gemeinderath und Armenvater des 7. Bezirkes, war Pathe, Pathin Maria Kvičala, Schwester des glücklichen Vaters, Besitzerin des Kaffeehauses zum Goldenen Anker, Witwe nach dem ehemaligen Civilgeometer, späteren „Privatier" Wenzel Kvičala.

Damals als sich das Kind mit dem hellen schmetternden Gezeter eines unwilligen Thieres dem gequälten Leibe seiner bleichen, die Zähne zusammengepreßt heftig stöhnenden Mutter entrang und also sein Leben von dem ihren zu lösen durch ungeduldige Anstrengungen der Hebamme gezwungen wurde, war es unter Millionen im Weltraume schwingender Seelen der Seele des Grafen Ferdinand Maria Eugen von Thurm-Hocheck nach verhältnißmäßig kurzer Pein der Ewigkeit beschieden, sich in den Leib dieses kleinen Namenlosen zu begeben. Die unendlichen Raumgedanken, das schwirrende Leben des Bewußtseins in der Unendlichkeit verschrumpften gleichsam, und ein traumhaft vegetativer Zustand setzte ein, leise anknüpfend an die dunkeln Lebensgefühle eines reifenden Embryos, der bisher an den Schwingungen des Mutterbewußtseins als Frucht und Parasit theilgenommen hatte.

Dem Kinde Ferdinand, das stillsaugend an der Brust seiner zärtlich besorgten, sehr geschwächten Mutter lag, träumte der poetische Papierhändler eine helle Zukunft. Seine Beschäftigung verrichtete er mit dem Fleiße der Vorstädter, die seltener fast als die Bewohner kleiner Landflecken Anlaß haben, größere Wunschmaßstäbe an das Leben zu legen, weil sie zu Vergleichen keine Gelegenheit finden, im Centrum der Stadt wie verloren wandern und im Umkreise der kleinen Wohnstraße Tag und Traum bezirken. Diese reinliche und bescheiden ergiebige Beschäftigung des Papierhändlers einer Pfarrgasse hatte ihm nicht den Idealismus einer auf dem Lande verlebten frohen Jugend rauben können, und in seinen Schlaf schlichen sich die glänzenden Gestalten aus den Kalendern und Neujahrskarten, Gestalten mit leisen, fast vornehmen Bewegungen, blassen lackirten Gesichtern.

Gottlieb Neubauer war ein sorgsamer Vater und Gatte. Martha starb dem Kinde plötzlich weg, zu einer Zeit — Ferdinand zählte 5 Jahre —, da der Schmerz noch nicht tief genug war, um als begriffener Verlust sein Leben wie ein dunkler Vorhang zu verhängen. Desto vereinsamter fühlte sich der durch das gleichsam seines Hintergrundes beraubte Kind täglich nur allzu deutlich an die klaffende Lücke gemahnte Vater. Und aus des Vaters Worten, die wie in der Mitte zerrissen waren, stiegen dem Knaben seltsame Gefühle der Einsamkeit, Schauer des Todes auf. In seinen Spielen merkwürdig phantasievoll, stets auf schwierigen, von tiefen Farben überglühten Reisen, Altersgefährten meidend und vor den ausgelegten Büchern der Bubenantiquare des Wochenmarktes, noch eh er lesen konnte, von fieberhafter Sehnsucht nach fernen Dingen gepeinigt, erwuchs der blonde stubenblasse Knabe zu einem Fensterhocker in Dämmerstunden, zu einem Träumer ohne Lebenswillen, zu einem, wenn auch niemals eigentlich kranken, doch beängstigend krankhaften, wie hingehauchten Menschen, dem der alternd immer wortkarger gewordene Papierhändler fast scheu unter die feingezogenen Augenbrauen blickte. Die Schule brachte keine Heiterkeit.

Digitized by Google

Der Frohsinn seiner Classengenossen beleidigte etwas in ihm, das er nicht ganz begriff, nicht in Worte hätte fassen können; die Unterweisungen der Lehrer theilten ihm nichts mit, was er nicht reicher schon und farbentiefer in seiner Seele besessen hätte. Tadel über seine Schläfrigkeit, wie sie es nannten, beantwortete er mit einer stummen verneinenden Bewegung seines ganzen feinen gebrechlichen Körpers. Es gab Tage, an denen er dasitzen konnte und in sich selber lesen, traurig wie Einer, dem das Erleben durch Kerkerstangen verwehrt ist, erfahren wie Einer, der ein Buch über ein oft behandeltes Thema mit kritischem Urtheil, theilweiser Verwerfung vornimmt.

Eines Tages im Mai — er war in der achten Classe des Gymnasiums — schritt er, allein wie immer, wenn er nicht spät Abends den gebückten Vater auf den Lindenhügel geleitete, in den äußersten Anlagen des um die Stadttheile am Flusse geführten großen Grabenringes. Da war ihm plötzlich, als müßte er laut singen, feierlich, prophetisch; ihm graute vor einer Stimme, die in ihm Worte aus andern Zonen vernehmlich sprach, und als ein feines großes Mädchen an ihm vorüber ging, gefolgt von einem alten Diener in herrschaftlicher Livree mit schlaffer müder Unterlippe, fürchtete er sich, die junge Dame könnte hören, was in ihm sprach, und zog den Hut tief ins Gesicht, um nicht erkannt zu werden, wenn die Stimme da drinnen schamlos würde. Ohne daß er jemals dieses Mädchen auch nur aus der Ferne einer Abendwanderung gesehen hatte, war es ihm nicht fremd ...

— — — — — — — — — — —

Als Ferdinand am Abende, nach seiner Maturitätsprüfung mit lärmenden Collegen, die sich, kaum an die Luft gelangt, wie auf Commando Cigaretten anzündeten, von dem weißgetünchten, mit Medaillons der griechischen Gelehrten und Dichter geschmückten Gebäude des Gymnasiums durch die menschenleeren schmalen Gäßchen um die Jesuitencaserne zum Marktplatze schritt, hatte er die Empfindung, als ob etwas in ihm vor Qual weinte. Er begriff nicht, daß er sich nicht freuen konnte wie die Andern. Er sprach kein Wort, hielt den Kopf gesenkt, und seine magern Arme hingen schlaff von den schmalen Schultern herab. Der Religionslehrer der Anstalt kam der Schaar entgegen, ein mittelgroßer Mann mit einer Cäsarennase im gutgefärbten Gesichte. „Also Ferdinandus primus!“ mit diesen Worten blieb der Catechet, freundlich lächelnd und beide flachen Hände ihm hinhaltend, vor dem Abiturienten stehen. „Laus et salus!“ „Ich danke, Herr Professor,“ erwiderte der langaufgeschossene Jüngling. Seine Wangen brannten. Die Collegen harrten verlegen mit ihren Cigaretten, ohne Geschick gewillt, ein selbstbewußtes Wesen zur Schau zu bringen. „Na, also viel Glück zum weitern Wege!“ Und die Andern gleichfalls freundlich grüßend, schritt der Geistliche weiter. „Dummer Pfaff!“ meinte Carl Termann, ein dicker großer Kerl mit Bartstoppeln und einer unförmlichen Nase. Er hatte schon in der Quinta mit Mädeln zu thun gehabt und spielte täglich — auch vor und während der Matura hatte er's so gehalten — im Café Puschmann mit Freiwilligen der Landwehrinfanterie Tarok.

Ferdinand empfand den lebhaften Wunsch, irgendwo weit fort zu sein.

Die Sonne glühte auf dem Schieferdache des Rathhauses. Der „Wilde-Mann“-Brunnen rieselte. Ein Fleischer führte ein quiekendes Schwein auf einem grüngestrichenen rasselnden Wagen ...

Der Vater stand im düstern Hausflur. „Grüß Gott, Ferdinand. Na ...?“ „Auszeichnung, Vater. Und der Erste.“ „Ferdinand, alle Achtung! Bravo! Na, gieb mir einen Kuß.“

Eine leise Rührung kam über den jungen Menschen, dem der Vater den dicken grauen Schnurrbart an die schmalen Lippen drückte. „Das wollen wir feiern! Onkel Ferdinand und Tante Marie kommen. Auch dem Pfarrer von drüben könnt' ich sagen. ... Was meinst Du?“ ...

Dann saßen sie in der niedrigen Stube unter der großen broncirten Hängelampe, und es gab Backhühner mit Gurkensalat, Pilsner Bier und zum Schluß Gumpoldskirchner. Ferdinand saß theilnahmlos da. Er dachte angestrengt über eine Stelle im Tacitus nach, die er übersetzt hatte. Ein Finalsatz war anders aufzufassen gewesen.

Tante Marie Kvičala sagte in Thränenseligkeit: „Wenn Deine arme Mutter zuschauen könnte!“

Sonderbar. Bei dem Namen seiner Mutter war es ihm gar nicht feierlich, nicht einmal freundlich zu Muthe. Wie wenn von etwas ganz Fremdem die Rede gewesen wäre. Er lächelte. Sein Lächeln ließ immer zwei Zähne sehen. Dieses Lächeln war unsäglich wehmüthig. So lächelte er auch bei den Zoten der Kameraden.

„Und was wird denn der Ferdinand nun thun?“ fragte der Pfarrer. „Natürlich studiren,“ sagte der Vater. „Aber ...“ — „Na, Ferdinand, wozu haben Sie Lust?“

Ferdinand, der so ins Gesicht angesprochen worden war, mußte antworten. „Lust? Es wird halt doch so ein Lehrer herauskommen.“ — „Und die Medicin?“ meinte die Tante. „Hast Du die Idee schon ganz aufgegeben?“

„Wie meinst Du, Tante?“

— — — — — — — — — — —

Ferdinand studirte an der Wiener Universität Philosophie. Aber er war seinen Lehrern durchaus undankbar in seinem Herzen. Einer, ein ehemaliger Priester, der mit viel Selbstgefälligkeit psychophysiologische Vorträge hielt, war ihm besonders widerlich. Der gepflegte, immer wie auf der Kanzel vor einer Damenversammlung langsam gesticulirende Mann erinnerte ihn an ein Thier. Er wußte nicht, an welches. Aber eines Abends im Seminar wäre er fast aufgestanden und hätte vor die Bank gespuckt. In sein Tagebuch schrieb er an diesem Tage, dem 21. November 1895:

„Mich widern diese Thatsächlichkeiten an. Es muß doch mehr geben als was dieser ölige M ..... tradirt.“

Sein Tagebuch begann mit jenem Abend, als er dem Fräulein in der Allee begegnet war. Davon hieß es:

„In mir ist eine Stimme, die mich beunruhigt. Wünsche muß es geben, die wir noch nicht zu wünschen uns entschließen können.“

Am Abende des Examens stand geschrieben: „Wir fallen in die Berufe wie in einen Fluß im Winter.“

— — — — — — — — — — —

In der Nacht vom 24. auf den 25. December 1895, nach dem Abendessen — der kleine Christbaum erlosch langsam mit leisem Knistern der angebrannten Tannenzweige, der Vater saß stumm vor seinem Punschglase, und Tante Marie war eingenickt — hatte er ein seltsames innerliches Gesicht: Meer. Blaues, weites, flimmerndes Meer. Und von einem Garten aus mit Weinlauben und Orangenbäumen über weiße leuchtende Dächer durch Weinberge sah ers. Das Bild stand klar und rein im Licht einer sehr warmen, wunderbar warmen Sonne vor seiner Seele ... Plötzlich sah der Vater auf: „Das schneit heute! Richtige Weihnacht.“ Da erlosch das Bild. Die Kuckucksuhr tickte wieder, der Punsch glühte roth über das weiße Tischtuch.

Als er im Bette lag und nicht einschlafen konnte, hörte er mit einem Male Fiedelstriche. Sie dehnten sich fein und waren kühl wie Silber. Und dann entschlief er. Er träumte: Eine weite Steppe. Hohes dichtes Gras. Eine rostrothe Sonne. Und unter ihm wieherte ein kräftiges kleines Pferd ... Ein großer Strom, der bis in die fernste Ferne sich wand, eine Riesenschlange. Und hohe, scharfe Stauden ... Jemand, der da war ohne Erscheinung, sagte etwas. Dann kam eine kleine braune Frau. Ein schmaler Kopf mit anliegenden durchsichtigen Ohren. Und wieder war ihm, wie wenn eine warme, wunderbar warme Sonne herabflösse ...

— — — — — — — — — — —

Ferdinand beendigte sein Universitätsstudium im Jahre

Digitized by Google

1899. Als Doctor der Philosophie supplirte er in der Vaterstadt. Er hatte viele merkwürdige Bücher gelesen, viel zweckloses Zeug gelernt und trug Brillen. Sein Gang war unsicher. Seine Finger zuckten immer wie im Krampfe.

Der Director Obermayer hielt ihm eine Antritts- und Ermunterungsrede.

Als er zum ersten Mal in seiner Classe über Klopstocks Jugend erzählte, war der Director anwesend ... Ferdinand hielt einen kleinen rothen Jungen mit seinen Blicken wie eine Schlange. Der kleine Junge wurde ohnmächtig ...

Der Vater starb. In einem abgetragenen glänzenden Tuchrocke schritt der Supplent Neubauer hinter dem Sarge. Er hörte das Bellen von großen schlanken geschmeidigen Hunden, seine Mutter ging an seiner Seite, ganz in Weiß, eine hohe müde Frau. Und Alles duftete von weißen Rosen .... Als sie den Vater hinunterließen, trat er thränenleeren Auges an den Rand. Das Grab war so tief .... Ganz unten aber, wo jetzt der Sarg mit dumpfem Poltern aufstieß, brannte eine mächtige Flamme. Diese Flamme war eigentlich in einem Kamin, und vor dem Kamin saß ein alter grauer Diener ... Tante Marie schluchzte so laut, daß er zusammenfuhr. Ihn fröstelte. Der Octoberwind wehte scharf.

— — — — — — — — — — — —

„Stehen Sie auf, Herr Supplent!" Die Hauswirthin donnerte an die weißgestrichene Stubenthüre. „Es ist Jemand vom Gymnasium da." Keine Antwort ... Der Schuldiener legte das Auge an das Schlüsselloch. „Alles still," sagte er. „Fehlt ihm was?" — — — „O, dem fehlt immer was oder gar nie," meinte die Wirthin. „Er ist ein halber Narr," bemerkte der Schuldiener. „Wachens auf, Herr Doctor!" rief er jetzt und polterte. — — —

Sie erbrachen die Thüre. Der Körper des Supplenten Doctor Ferdinand Neubauer lag im blaugestreiften Nachthemde mager und lang in der Morgensonne. „Jesus Maria!" kreischte die Frau. „Na so was!" brummte der Schuldiener.

Die Seele Ferdinand Maria Eugens Grafen von Thurm-Hocheck aber schwirrte wieder mit den Millionen kreisender Seelen in der Finsterniß der Ewigkeit.

Trübsinn.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Man muß keinen Sinn für Temperamente haben, wenn man nicht mit einem irritirenden Nervenreiz den Spruch der Strafsenate über den Hochverräther erwartete. Dr. Karl Liebknecht konnte mit seinem etwas blechernen Organ, seinen stark irredentischen Neigungen und seinem ewigen, unklugen Dupiren der Richter einem selbst unsympathisch scheinen. Des Augenblickes, da über seinen Hochverrath, der bei ihm erblich war, Männer im Scharlach urtheilten, mußte man sich als eines großen Augenblickes bewußt sein. In Deutschland ist nicht der Hochverrath nur selber strafbar. Nicht der bloße Versuch schon ein Verbrechen, auch die Vorbereitung des Versuchs. Man soll in Deutschland vorsichtig sein, wenn man gegen die Verfassung strebt und auch in der Untersuchung eines Urtheils über Hochverrath sich wohl beschränken. Es lag ganz im Sinne dieser einen, andern Tendenz, daß zwei Minuten, ehe der Präsident der Reichsgerichtssenate das Urtheil verkündete, in dem Gebäude der Berliner Secession der Pariser Salon der Humoristen eröffnet wurde. Während in Leipzig eine Menschenmenge in begeisterte Rufe auf Lassalle ausbrach und Liebknechts Hände von Küssen überdeckt wurden, während der größte Starrkopf durch ein „Gottesgeschenk" zum Märtyrer hinaufgeurtheilt wurde, tanzten Guillaume, Forain, Léandre und Caran d'Ache vor den entzückten Augen der Berliner.

* * *

Aber die Seele hat einen Hintergrund, auf den die politischen Dinge heimlich strahlen. Da sind bemalte Gypsfiguren von Dehelle: Combes, Rouvier, Berteau und Déroulède. Wir kennen diese Männer doch. Aber wie lächerlich, mein Gott, sind diese Menschen. Das sind die Leute, die ein Land regieren? Das sind ja Clowne. („Hochverrath" wispert es im Hintergrunde.) Da hinten ist Fallières neben einem Schauspieler vom Odéon, neben einem Cabaretkünstler und der lesbischen Colette, die mit der Enkelin Auguste de Mornys Unanständigkeiten auf einer Pariser Vorstadtbühne im letzten Winter trieb und dem Roman Claudine, den man hoffentlich nicht kennt, als Vorbild diente. Und dieser René Bettrand hat wie Colette, wie Caliban vom Cabaret auch Herrn Fallière ironisch anzufassen sich erkühnt? War dieser Fallière nicht Frankreichs Präsidente? Ist er es nicht auch heute noch? Im Hintergrunde schrillt leise es: Umsturz der Grundlagen der Verfassung, Angriff auf die sacrosancte Person des Volksrepräsentanten ...

Ah bah, die Politik. Dieser graziöse Fernand Bac malt elegante französische Unanständigkeiten. Da sagt eine Mutter zu ihrer Tochter, deren Reize sie richtig schätzt: „Uns thut nichts weiter noth, um Dich zu lanciren, als ein großer Scandal." Aber man kann um diese Stunde wirklich nicht geniren. Das Reichsgericht erscheint als Mutter und Liebknecht als die Tochter voller Reize. Und hier derselbe Fernand Bac mit einem Familienrath, dessen letztes Wort ist: Il finira sur l'échafaud! Wer? Wer? Aber der Pariser hat doch nicht an Liebknecht denken können ... Wo ist man denn?

* * *

Dieser Herbstmittag ist so schön, an dem das Urtheil über einen Volksgenossen fiel. Politische Processe sind immer eine Herzenslast und eine Fracht im Blute. Man denkt an die Geschichte, die oftmals anders als die Gegenwart entscheidet. Man hat das Bangen, ob dieser Spruch dereinst bestehen wird. Vielleicht ist er recht. Vielleicht ist er unrecht. In die Geschichte rettet er sich sicher. Dieser Herbstmittag ist schön und Politik ist garstig.

... Dieser Abel Truchet hat da etwas Delicates geschickt. Ein Filletchen zeigt ihre schönen Strümpfe. Eine viel erwachsenere Dame hebt die jupes, um auch ihre Strümpfe, die sich sehen lassen können, aufzuzeigen. Entzückend, wenn nicht auch die jupes bei diesem Hochverrath gelüftet wären ... Die bestehende Gesellschaft zeigte ihre Macht, die in ihrem Rechte liegt, und die kommende, die Qualen, die in dem Ueberbordwerfen eines Mannes ruhen. Wenn die jupes darüber sind, merkt Niemand, wie die Gegensätze miteinander hadern. Nur zuweilen, wenn sie gelüftet werden, was pikant sein mag, aber stets gefährlich bleibt, ahnt man das Schreckliche der Classenkämpfe ...

* * *

Man muß sich einfach an diesen Frauen berauschen, dann kommt man davon los ... Ein erregendes Nachtbild, zu dem der Mond und die Kerze eines amants leuchten, mit dem geistreichen Worte: Au clair de lune et de l'autre. Galanterien von Guillaume, eine Farbenskizze einer Frau, die noch halbentkleidet ist, von Roubille, „Nachher" genannt, die Köstlichkeiten von Gottlob, bei denen der Name eine Blasphemie ist ... Ein Atelliersouper, wo die Dame nicht Gesellschaftstoilette trägt, ein großes leuchtendes Frou-Frou, von einem Pariser gemalt, eine Vertraulichkeit aus dem Cabaret Rabelais, die Intimitäten von Frauenkleidern, die Extremitäten von Frauenkörpern, die Cochonnerien von Cabaretisten, die Incroyables von Bett und Polstern ... Ah, in Paris, da muß es anders sein. Da läßt man sich mit Frauen ein, sieht ihnen nach, spricht sie an, läßt sich besuchen und besucht sie wieder, liest solche Bücher, die es hier nicht giebt, sieht Toiletten, wie man sie hier nicht kennt, ach in Paris, wo es diese Cabarets, diese Künstler, diese Frauen, diese lascive schöne Moral giebt ... ja, in Paris muß es schön sein ... Da irritirt nichts die Nerven, wie das heute ein Urtheil thut ... Da kann man lachen ... Da giebt es Humoristen ... Bei uns sind es Tragiken, die Geschichte machen, die die Bücher auf Hochverrath durchspüren, vielleicht auch von diesen Bildern einige noch censiren ... Man muß recht melancholisch werden ... Aber da man plötzlich vor einer Zeichnung, muß man lachen und sich umdrehen, ob keine Frau dabei steht und hinsieht, wie genau man dieses Bildchen da betrachtet. Bei Gott, solche kleinen Gouaches, die machen schon das Leben süß ...

* * *

Der Fürst von Ligne, den man als Gebildeter nicht zu kennen braucht (so wenig wie die Claudine Meister Willys), sagt, daß der Franzose seine Untreue gegen seine Frau durch sein Benehmen wieder gut mache. Das ist die Entschuldigung für alle Laxheiten, die auf diesem gemalten Weltrund sich befinden. Man macht die Dinge, die man nicht treiben soll, mit solchem Strome leichten Geistes, daß alle Runzeln strenger Patrone von der Stirne schwinden; daß man nach Paris gehen und mit diesen Künstlern sich betrinken, mit ihnen bummeln und sein Leben vergeuden, daß man aus diesem Deutschland will, in dem die Politik so beklemmende Erscheinungen schafft. Aber da springt auch einem schon die Dreyfußade jäh entgegen, man sieht die Plastiken von Berteau und André, und mit einer Wolke vollen Unmuths verläßt man diese Räume, grollend, daß in allen Ländern der innere Friede noch immer nicht kommen, daß einer umstürzen will und der andere ihn straft, und daß wir alle noch nicht Brüder sind, die, wenn auch nicht im Frieden leben, so doch nach außen jenen Schein erwecken. Aus jener Stimmung, die uns im tiefsten innren Frieden glaubte, hat ein Proceß uns jäh herausgerissen. Und wenn auch keiner zu glauben braucht, daß irgend einer noch auf ein Schafott bei uns zu kommen haben wird, so ist doch auch des Kerkers lindeste Form etwas, das uns mit Betrübniß über das Geschehniß erfüllt, das jene Kerkerstrafe heraufbeschwor ... Und leise murmeln wir, draußen schon, die Worte von Fernand Bac hin: „Il finira sur l'échafaud." Aber wir denken uns nichts mehr darunter ... Nur aus der Trübsal stammen sie der Stunde. Il finira sur l'échafaud ...

Digitized by Google

Der XIV. internationale Hygiene-Congreß in Berlin und die Volksaufklärung.

Die Ergebnisse wissenschaftlicher Tagungen für die allgemeine Aufklärung in der Hygiene dürfen nicht unterschätzt werden. Ob es richtig ist, wenn ein bekanntes Zeitungsunternehmen den speciell für den Fachmann berechneten Vortrag von Chantemesse über Typhusbehandlung vollständig bringt, bezweifle ich. Von einer solchen Aufklärung ist lediglich Verwirrung zu erwarten, weil es lediglich Schlagworte sind, die in die Masse dringen. Die Behandlung von Krankheiten ist eo ipso von der Aufklärung auszuschließen, sie muß die Domäne des Arztes bleiben, wenn es auch im Deutschen Reiche Jedermann erlaubt ist, Krankheiten zu behandeln. Nur „Arzt" darf er sich nicht nennen. Wohl aber ist die Verhütung der Krankheiten ein Object der Aufklärung. Dieser Unterschied zwischen Aufklärung in der Behandlung und in der Verhütung muß gemacht werden, soll es überhaupt zu einer ersprießlichen Aufklärung kommen. Zweck dieser Zeilen ist, festzustellen, welche Ergebnisse die wissenschaftliche Tagung für die allgemeine gesundheitliche Aufklärung gehabt hat. Breitung, Professor in Coburg, hat das treffende Wort seiner Zeit gesprochen, daß die hygienische Aufklärung die Pflicht habe, das Gold der Wissenschaft umzusetzen in gangbare Münze. Diese Aufgabe erfüllt in Deutschland nur ein Verein, der auf dem XIV. internationalen Congreß in seinen Führern vertreten war und dessen Generalversammlung der Congreßtagung unmittelbar voraufging: der Deutsche Verein für Volkshygiene, der sich das Ziel gesetzt hat, die hygienische Aufklärung zu vermitteln. Der gangbarste Weg dieser Vermittelung ist die Einführung eines biologisch-hygienischen Unterrichtes als Erziehung zur Hygiene in Schulen. Der Gedanke an sich ist nicht neu, wie ich an anderer Stelle nachwies — ich selbst bin einer der Ersten gewesen, der den Gedanken in Schulen und früher bei der Truppe in die That umgesetzt hat, noch ehe die officiellen Belehrungen in ihrem jetzigen Umfange in den Armeen Eingang fanden. Wissenschaftliche Ergebnisse in die passende Form umzuschmelzen, will gelernt sein. Von der vorhandenen überreichen hygienischen Aufklärungsliteratur kann man aber nicht sagen, daß sie überall das Richtige trifft, bald ist sie zu trivial, bald zu wissenschaftlich, bald zu romanhaft, wie theilweise die sonst so vortrefflichen Darstellungen Bölsches. Für das bildungsdifferente Publicum muß auch hier eine Auswahl nach Stoff und Inhalt vorhanden sein. So werden auch die in Tageszeitungen übergegangenen Referate der großen hygienischen Tagung in der Berliner Congreßwoche vom 21.—29. September ganz verschieden gewerthet werden. Und doch giebt es ein Allgemeines, das dem großen Publicum zugängig war, das ist die mit dem Congreß verbunden gewesene Ausstellung. Hygieneausstellungen sind an sich nichts Neues, sie sind aber stellenweise, wie andere sogenannte medicinische Ausstellungen, zu einem Jahrmarkt der Wissenschaft ausgeartet, die mit Wissenschaft nichts mehr zu thun hatten. Diese Auswüchse sind auf der diesmaligen Ausstellung vermieden worden, wie seiner Zeit bei der in München gezeigten Lingnerschen Ausstellung zur Bekämpfung der Volkskrankheiten, die lediglich wissenschaftlichen Inhalt hatte. Auf der Ausstellung in Berlin waren Demonstrationsvorträge vorgesehen, ein Mittel zur Aufklärung und wissenschaftlichen Vertiefung der Volksbildung. An der Ausstellung waren u. A. betheiligt das Kaiserliche Gesundheitsamt, das Königliche Institut für Infectionskrankheiten, die hygienischen Institute der Universitäten, die Medicinalabtheilung des Preußischen Kriegsministeriums, das Tuberculose-Wandermuseum des Deutschen Centralcomités zur Bekämpfung der Tuberculose, schließlich das Rothe Kreuz.

Unter den Gruppenausstellungen, die alle Gebiete der Hygiene umfaßten, wie die Gruppe der Säuglingshygiene, der Wasserhygiene, des Krankenhausbaus, der Gewerbekrankheiten, der Ernährung, Kleidung, Leichenbestattung, möchte ich eine Gruppe besonders herausgreifen, weil sie geeignet ist, die Ergebnisse des Congresses für die Volksbildung in eklatanter Weise zu zeigen. Ich darf auf diese Gruppe etwas näher eingehen.

Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuscherthums hatte eine bereits in Breslau und Meran gezeigte Sonderausstellung veranstaltet, deren Begründer Reisig-Hamburg und Alexander-Breslau gewesen sind. Diese nunmehr sehr erweiterte Ausstellung bildete das lebhafte Interesse der Besucher des Congresses und auch des Publicums, da sie gerade für dieses bestimmt war. Diese Gruppe liefert den offenkundigen Nachweis über den ungeheueren Umfang der Kurpfuscherei. Eine Reihe von Kurpfuscherpraktiken waren zur Schau gestellt. Die Reclame der Kurpfuscher war in Originalplakaten vorhanden, Originalbriefe von Kurpfuschern an Patienten waren gesammelt, Riesenannoncen der Zeitungen boten sich dar. Der kurpfuscherische Großbetrieb, wie er sich in mannigfacher Weise derer bemächtigt hat, die nicht alle werden, war als Warnung vorhanden. Die bekannten Heilinstitute, die werthlosen Apparate zur Heilung aller Krankheiten waren ausgestellt. Die Geheimmittel und Schwindelapparate waren dargestellt, die Originalmittel mit Reclamen u. s. w. ausgelegt. Die gegen die Kurpfuscherei vorhandene Literatur war gleichfalls vorhanden, die Schriften waren ausgestellt, die sich mit der Rechtslage der Kurpfuscher befassen, mit der Bekämpfung, die Verfügungen der Behörden, wie die von Karlsruhe und Berlin u. s. w. u. s. w. Die sogenannte Naturheilmethode, soweit sie nichts als Kurpfuscherei ist, war gleichfalls vertreten. Den Schluß bildete der Heilmagnetismus, die Hypnose, die Gesundbeterei, der Occultismus und Scientismus. Amulette und Heilsprüche waren in Originalen vorhanden, ebenso die Literatur, wie der Kinola-Occultismus, der 7. Brief Mosis u. s. w. Diese Sammlung, mühevoll zusammengestellt, liefert den Beweis, wie tief die Masse des Volkes aller hygienischen Aufklärung zum Trotze noch in Aberglauben und der Mystik steckt. Sie liefert aber den Nachweis, daß die hygienische Aufklärung nicht ruhen darf. Wenn diese Sammlung nicht bereits existirt, so mußte man sie zusammenstellen, und hier sehe ich das wichtigste Ergebniß der Kongreßtagung für die Volksbildung. Ich bin Optimist genug, um zu behaupten, daß gerade diese Gruppe Manchem die Augen öffnen wird. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß diese Gruppe zu einer Wanderausstellung werden soll, damit aller Orten diese Sammlung Aufklärung laut predigt. Ich glaube, diese demonstratio ad oculos wird wirksamer sein, als alle Aufklärung durch Wort und Schrift. Daß sie bereits wirksam gewesen ist, glaube ich daraus zu entnehmen, daß die Tageszeitungen mit wenigen Ausnahmen keine Notiz von ihr genommen haben. Neben dem Agenturvertrieb im Großen werden die kurpfuscherischen Mittel hauptsächlich durch die Tageszeitungen bekannt gemacht, für welche die Inserate eine ergiebige Einnahmequelle bilden. Die gesetzlichen Vorschriften über die Ankündigung von Heilmitteln werden, wie nachgewiesen, umgangen. Zu einer Gesetzesvorschrift, daß jedes Annonciren von Heilmitteln in anderen, als in Fachblättern, medicinischen oder in denen der Apotheker, verboten ist, wird es nicht kommen. Ob ein Gesetz gegen die Kurpfuscherei bei uns Erfolg haben wird, ist zweifelhaft, denn in Ländern, welche Kurpfuschereigesetze besitzen, blüht die Kurpfuscherei trotzdem.

Aus allen diesen Gründen giebt es nur ein einziges Mittel, den Kurirschwindel zu bekämpfen, das ist die systematische Aufklärung des Volkes über den unermeßlichen Schaden an Geld und Gesundheit, den die Kurpfuscherei anrichtet. Deßhalb ist eine internationale Bekämpfung eine notwendige Forderung, und so ist am 24. September 1907 in Berlin ein internationaler Verband der Gesellschaften zur Bekämpfung der Kurpfuscherei auf Veranlassung eines holländischen Comités geschlossen worden.

Neben der gesetzlichen Bekämpfung hat die Aufklärung durch Wort, Schrift und Demonstration in ihr Recht zu treten. Träger dieser Aufklärung sind die Aerzte, die diese sociale Pflicht auszuüben haben, sie sind auch die Veranstalter jener interessanten Ausstellung gewesen, die als werthvollstes Ergebniß der Congreßtagung zu betrachten ist. Hier ist der Nachweis geliefert worden, daß eine Volksaufklärung nothwendig zur Volkswohlfahrt wird, und dieses Ergebniß ist wichtiger als alle Referate der Tageszeitungen. Die Kurpfuscherei ist und bleibt ein Krebsschaden an der Volksbildung und Volkserziehung und das Mittel der Aufklärung, wie es die gedachte Ausstellung gab, ist ein wichtiges, zum Ziele führendes. Die Verhütung der Krankheiten steht obenan. Die Anwendung von kurpfuscherischen Mitteln dient zur Verschleppung der Krankheit, nicht zu ihrer Verhütung. Jede Warnung vor der Kurpfuscherei ist mithin ein Volksbildungsmittel. Diese Warnung halte ich für das wichtigste Ergebniß des Congresses in Bezug auf die Volksaufklärung.

Oberstabsarzt Dr. Neumann (Bromberg).

Geschäftliche Notizen.

Das Technikum Eutin in Ost-Holstein ist eine höhere technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, Hoch- und Tiefbaues. Die Schule gehört zu den Fachschulen, welche keine Massenausbildung pflegen und hat besondere Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Im Wintersemester beginnen die Hauptkurse am 1. November, die Vor- und Repetitionskurse am 3. Oktober. Programme sind von der Anstalt unentgeltlich zu beziehen.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Digitized by Google

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista“**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Die militärische Welt
illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,
herausgegeben von Oberleutnant **Karl Harbauer,** ist eine Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/1 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag
C. W. Stern, Wien I.,
Franzensring 16.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

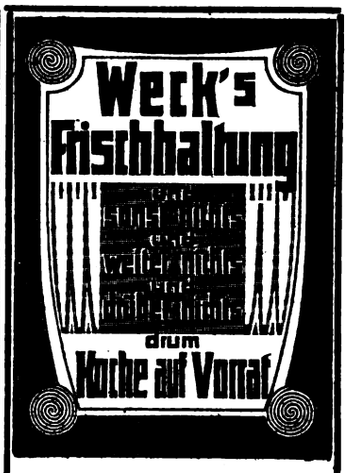
Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

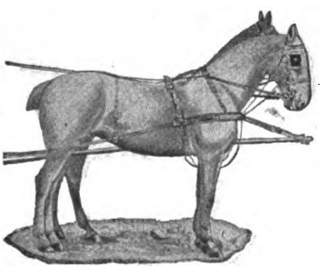
Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch,** 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.



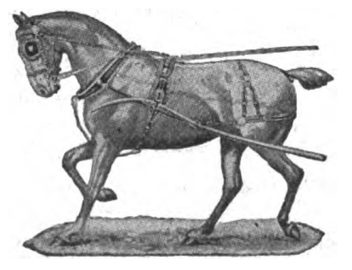
Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, **Oeflingen,** A. Säcking **(Baden).**
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Abonnement auf das IV. Quartal 1907.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.
Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.
Verlag der Gegenwart in Leipzig.



Max Stier
Erste Berliner Luxus-Pferdegeschirr-Fabrik
Berlin N. 20, Drontheimer Straße 31.



Digitized by Google

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Gsellius' sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8
Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945
empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften
zu billigsten Preisen.
Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**
Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.
Kataloge gratis und franko.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
Globus
Illustr. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
Begründet 1862 von Karl Andree.
Herausgegeben von H. Singer
unter besonderer Mitwirkung von Prof. Dr. **Richard Andree.**
Vierteljährlich 12 Hefte. Preis 6 M.
Der „Globus" ist **die einzige wöchentlich erscheinende Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde,** die schneller als alle anderen die Vorgänge auf geographischem und ethnographischem Gebiete vermittelt und mit ihrem reichen und vielseitigen, aus allen Weltteilen schöpfenden Inhalt den Bedürfnissen des grossen gebildeten Publikums in vollkommenster Weise gerecht wird.
= Probehefte kostenlos =
durch den Verlag.
Bestellungen auf Abonnements nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen.

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental"
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Technikum Eutin.
Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.
Progr. gratis. Dir. Klücher.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Teppiche
in allen Arten
liefert billigst
Versandhaus
Beneke & Lattey, Magdeburg
Illustrirter Katalog postfrei.

Wollen Sie
Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.
Belmonte & Co., Berlin.
Detail-Verkauf:
Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.
Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.
Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.
Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

DÜRKOPP-

Fahrräder.
DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 26. Oktober 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die englischen Colonien und das britisch-japanische Bündniß. Von Otto Corbach (Berlin). — Das Problem der Börsenreform. Von Ernst Heinemann (Berlin). — Offizier und Beamter. Von Agricola. 2. — Die höhere Schule und das Bildungsideal der Gegenwart. Von Prof. Dr. G. Budde (Hannover). — Einkehr nach der Reise. Von Rudolf Kurtz (Nieder-Schönhausen). — Die Schattenbühne als deutsche Volksbelustigung und das literarische, deutsche Schattenspiel. Von Prof. Dr. Georg Jacob (Tübingen). I. — Gedichte. Von Max Brod (Prag). — Der kleine Bär. Nach dem Russischen des Ab. Derman. — Indiana. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Theuerung. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

Die englischen Colonien und das britisch-japanische Bündniß.

Von Otto Corbach (Berlin).

Vom Standpunkte eines Continental-Europäers aus gesehen, scheint es so, als habe England seit Abschluß des Bündnisses mit Japan im Jahre 1902 eine gewaltige Zunahme an Macht und Ansehen erlebt. Es muß schon einer mit weitem Blick begabt und darin geübt sein, auch mit überseeischen Verhältnissen zu rechnen, um zu erkennen, daß bei der heutigen Weltstellung Englands nicht Alles Gold ist was glänzt. Die unheimliche geräuschlose Geschäftigkeit, mit der König Eduard die Interessen des Reiches zu wahren weiß, erinnert an die Rastlosigkeit eines Menschen, der seine Seele dem Fürsten der Hölle verschrieben hat, und deßhalb jede Minute seiner Erdentage zu eigenem Vortheil auszunützen trachtet. „Après nous le déluge“, das ist das Gepräge, das seit Jahren alle weltpolitischen Entschließungen der verantwortlichen Staatsmänner Englands an sich tragen. Die in Hinsicht auf die Zukunft des britischen Weltreiches unheilvolle Wendung in der auswärtigen Politik Englands datirt von dem Augenblick her, wo sich die Londoner Diplomatie nach den chinesischen Wirren im Jahre 1900 zu einem Bündniß mit Japan entschloß. Der Bedenklichkeit einer solchen Entschließung ist man sich damals in der Downingstreet voll bewußt gewesen. Lange genug hatte man auch gezögert und geschwankt. Viele Jahre hindurch ließ England sein Prestige in Asien ruhig zu Gunsten des russischen zurückgehen; es hoffte immer wieder in einem mit seiner Unterstützung reformirten, starken China einen zuverlässigen Rückhalt für seine asiatischen Interessen gewinnen zu können, und statt nach dem plötzlichen Zusammenbruch des chinesischen Colosses im japanisch-chinesischen Kriege gleich auf die Seite des aufstrebenden, die gleichen Ziele wie England verfolgenden Japan hinüberzuschwenken, ließ es die Retrocession von Liautung zu und that in der Folge nichts, um dem übermächtigen Vorschreiten Rußlands in Nordchina entgegenzuwirken. Erst während der Boxerunruhen suchte es Deutschland, das inzwischen in Kiautschau einen strategischen und handelspolitischen Stützpunkt für seine Interessen in China gewonnen hatte, für eine Zurückdrängung des russischen Einflusses im Reiche der Mitte zu gewinnen. Deßhalb schloß es mit diesem das Yangtse-Abkommen ab, das den status quo in China sichern sollte. Als man aber in London die Probe auf das Exempel machte, das Vorgehen Rußlands in der Mandschurei für unvereinbar mit jenem Abkommen erklärte, versicherte Fürst Bülow im deutschen Reichstage, er wisse nicht, was Deutschland gleichgültiger sein könne als das Schicksal der Mandschurei. Damit zerfiel die deutsch-englische Freundschaft und erst jetzt that die britische Diplomatie den gewagten Schritt, durch den es mit dem asiatischen Inselreiche in ein Bündnißverhältniß trat.

Der Vorsprung, den England gegenüber dem europäischen Continent seit Jahrhunderten inne hat, ist auf die unaufhörlichen Kämpfe zurückzuführen, die hier die Kräfte der verschiedenen Nationen so lange paralysirten. Gleichzeitig verschaffte die Seeherrschaft den Angelsachsen die Möglichkeit, bei der Besiedelung Nordamerikas, Australiens und Südafrikas das Hauptcontingent der Einwanderer zu stellen. Erst diese Colonien haben sie zu der größten und zur herrschenden Rasse unter den Culturrassen gemacht. Seit der Losreißung der Vereinigten Staaten von England ist indeß die relative Bedeutung der englischen Seemacht und damit der englische Einfluß in den noch übrig gebliebenen englischen Colonien stetig zurückgegangen, so daß in neuester Zeit wieder die isolirende Wirkung des Oceans auf den englischen Inseln zur Geltung kommt. Daher die unsinnige Furcht der Engländer vor einer deutschen Invasion, die abergläubische Scheu vor dem Project einer Untertunnelung der Straße von Dover, das Fremdengesetz; denn in all diesen Erscheinungen kommt das durchbrechende Gefühl der Minderwerthigkeit gegenüber den kampferprobteren Festlandsbewohnern zum Ausdruck. Dauernden Segen kann einem Volke eben nur eine Ausdehnung zu Lande bringen, weil in überseeischen Ansiedlercolonien das Interesse an einem Zusammenhange mit dem Mutterlande schwindet, sobald dieses ihnen nicht mehr auf so weite Entfernung hin militärischen Schutz und wirthschaftlichen oder politischen Vortheil bieten kann.

Ein Japaner hat einmal in einer englischen Zeitung mit großem Freimuth zum Ausdruck gebracht, was er und viele seiner Landsleute über das britisch-japanische Bündniß denken. Er bezeichnete es einfach als ein Anzeichen beginnender Decadence, daß England sich an eine asiatische Macht angelehnt habe. In Japan selbst ist man noch viel deutlicher. Nach Abschluß des zweiten, erweiterten Bündnißvertrages schrieb in der conservativen Zeitung „Nippon“ ein Politiker: „Englands Flotte war die beste zu Nelsons Zeiten; ein langer Friede hat sie geschwächt. Sie ist vielleicht schwächer als die russische war. Die englische Armee ist die schlechteste der Welt. Englands militärisches System hat den Gipfel der Decadence erreicht. Seine angeworbenen Truppen kämpfen für Geld. Die Offiziere sind Söhne reicher Eltern,

Digitized by Google

sie betrachten den Dienst als Zeitvertreib und sind ohne Bildung und Eifer. Die ganzen Einrichtungen sind erbärmlich und können auch im Kriegsfalle nicht verbessert werden." Wenn es demnach nicht anzunehmen ist, daß sich die Japaner von Englands Weltmachtstellung so sehr imponiren ließen, um deßwegen das Bündniß einzugehen, so kann sie lediglich das lockende englische Geld dazu bewogen haben. Die Vortheile, die England aus der Verbindung mit der gelben Großmacht erwachsen sind, verdankt es also hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, seiner Finanzkraft. Nach Friedrich List ist aber die Kraft Reichthümer zu schaffen wichtiger, als der Reichthum selbst, müssen also Tapferkeit und Tüchtigkeit bei einem Volke höher gewerthet werden als gefüllte Cassen, muß folglich auch eine geldgebende Macht gegenüber einer die Leistung vollbringenden am Ende den Kürzeren ziehen; und wer zuletzt lacht, lacht am besten. In Europa sieht man meist nur die Lichtseiten, die die Verkoppelung der beiden Inselreiche vom englischen Standpunkte aus aufweist. Indem Japan Englands gefährlichsten Gegner, Rußland, für absehbare Zeit lahm legte, indem es im zweiten Bündnißvertrage mit England diesem die Sorge um seine asiatischen Besitzungen abnahm, indem es schließlich durch seine halsstarrige egoistische Politik die Vereinigten Staaten zwang, sich auf einen Krieg mit dem Sonnenaufgangslande statt wie bisher auf einen solchen mit den angelsächsischen Vettern einzurichten, — schuf es die Voraussetzungen für die Concentration englischer Seemacht in europäischen Gewässern für eine entschiedene nachdrückliche europäische Politik der Londoner Regierung, die zur Entente cordiale mit Frankreich, zum bündnißähnlichen Abkommen mit Spanien, zur Annäherung an Italien und Rußland; Alles in Allem zu einer Isolirung Deutschlands als der einzigen europäischen Macht führte, die die Neigung hat, die Kreise der britischen Weltpolitik zu stören. Aber was kann schließlich bei der genialen Einkreisungspolitik König Eduards für England herauskommen? Ein Volk, das sich so leicht wie die Japaner zu Thaten anfeuern ließe, steht England in Europa nicht zur Verfügung. Im Uebrigen können alle Jerimiaden unserer Schwarzseher nichts daran ändern, daß König Eduard durch seine Politik dem Liberalismus in Deutschland nur in die Hände gearbeitet hat. Dieser raffte sich zu einem allgemeinen Sturm auf das in Mißcredit gebrachte „persönliche Regiment" auf, wogegen Bülow die traditionelle Machtsphäre der Hohenzollerndynastie nur dadurch zu schützen vermochte, daß er die Nebenregierung des Centrums auf dem Altare des Vaterlandes opferte. Die deutschen Liberalen dürfen sich also bei König Eduard und den Japanern bedanken; wenn es auf sie angekommen wäre, hätte die liberale Aera in Deutschland wohl noch eine Ewigkeit auf sich warten lassen. Gelingt es aber der englischen Diplomatie nicht, Deutschland in seinem Wachsthum zu hemmen, woraus früher oder später England Unheil entstehen muß, so hat König Eduard nur Sisyphusarbeit geleistet. Aus dem schönen Traum wird es ein schreckliches Erwachen geben, wenn man sich später den Schaden näher ansieht, den inzwischen die japanische Freundschaft in den englischen Colonien anrichtete.

Japan hat im zweiten Bündnißvertrage mit England den Schutz Indiens übernommen; aber was kann England diese Unterstützung auf die Dauer nützen, wenn es sie mit den Sympathien und der Treue der indischen Bevölkerung erkaufen muß. Die Stellung Englands in Indien ist in den letzten Jahren ersichtlich schwieriger geworden. Das lehrte die Boykottbewegung wegen der Theilung Bengalens, lehrte die letzte aufständige Bewegung, überhaupt das Anwachsen der nationalistischen Bewegung. Und in dem Maße wie der englische Einfluß zurückgeht, wächst der japanische. Die indischen Zeitungen meldeten vor einiger Zeit die Abreise von 53 Söhnen reicher muselmanischer Familien, die die Heimath verließen, um auf japanischen Schulen zu studiren, indem sie hervorhoben, daß der Aufenthalt in Japan um die Hälfte billiger sei als in Europa. Zudem haben die Japaner den Hindus den Zugang zu ihrem Lande erleichtert, indem sie eine directe Dampferverbindung zwischen Calcutta und Tokio einrichteten. Von der Bewunderung japanischer Erfolge kamen die indischen Muselmanen naturgemäß auf die Idee, daß, wenn eine so bedeutende Nation nicht muselmanisch sei, sie doch würdig wäre, es zu sein, und daß es nicht unmöglich sein möchte, daß sie es würde. Ein Scheich Namens Hussein, einer der ausgezeichnetsten Schüler indischer Universitäten, begab sich nach Japan, um dessen Sprache zu erlernen, dort den Islam zu predigen und gleich 25 Moscheen zu errichten, für die die Geldmittel durch Subscription aufgebracht wurden. So stiehlt Japan sich in Indien heimlich die Herzen von Unterthanen seines europäischen Verbündeten.

Ganz verschieden hiervon ist der Eindruck, den die Folgen des britisch-japanischen Bündnisses in anderen großen englischen Colonien hinterlassen haben, nur daß die britische Diplomatie dabei in gleicher Weise schlecht abschneidet. In Australien und Canada besteht eine starke Bewegung gegen die Ausschließung der gelben Verbündeten John Bulls von der Einwanderung. Für Australien kam das im Mai v. J. zu drastischem Ausdruck, als der Senator Dawson, der frühere australische Minister der Landesvertheidigung es ablehnte, eine Einladung des gerade in den australischen Gewässern weilenden japanischen Admirals an Bord dessen Flaggschiffes anzunehmen. Er wolle keine Unhöflichkeit begehen, erklärte er, nur traue er den Japanern nicht und könne sich nicht verstellen. Sie seien nicht gekommen, um einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, sondern um zu spioniren. Dawson äußerte ferner, er glaube fest daran, daß die Japaner einst versuchen würden, Australien zu erobern. Gleichzeitig kam aus Wellington eine Nachricht, wonach der neuseeländische Minister Seddon erklärt hatte, der Meinungsaustausch, der zwischen dem Colonialamt und den australischen Regierungen in Bezug auf die australische Fremdengesetzgebung stattfand, lasse auf Seiten der englischen Regierung die Tendenz erkennen, die Berechtigung der australischen Regierungen, die Einwanderungsfrage zu regeln, in Frage zu ziehen. Die englische Regierung möge sich aber darüber klar werden, daß Australien eifersüchtig über seine Berechtigung wacht, die Rasse rein zu erhalten, es könne in dieser Beziehung nicht nachgeben.

Diese selbe Frage ist inzwischen nun auch in Canada acut geworden. Der Chinesen erwehrt man sich dort schon längst durch eine Kopfsteuer, die 500 Dollar beträgt. Die Versuche, gegen die Einwanderung von Japanern einen ähnlichen Schutzwall aufzurichten, wurden bisher von der Regierung in Ottawa aus „diplomatischen Gründen", d. h. natürlich wegen des britisch-japanischen Bündnisses, vereitelt. Nach der Londoner „Times" befinden sich bereits etwa 8000 Japaner in Britisch-Kolumbia, und im Laufe der nächsten Monate werden weitere 2500 erwartet. Wie bitter die weiße Bevölkerung es empfindet, daß in diesem beängstigend starken Zustrom von Asiaten ruhig zusehen muß, geht aus Aeußerungen hervor, die „ein Mann in hervorragender Stellung" einem Correspondenten der Londoner „Morningpost" gegenüber gethan hat. „Für uns," sagte dieser, „bedeutet die Einwanderung von Asiaten eine ernsthafte Drohung. Wir haben Alles gethan, was wir thun konnten, um sie fernzuhalten, aber die Bundesregierung steht nicht hinter uns, und alle Maßnahmen, die wir trafen, mußten, wenigstens soweit Japaner in Frage kommen, rückgängig gemacht werden. Wir dachten außerordentlich bescheiden zu sein, als wir eine Maßnahme zur Beschränkung der Einwanderung vorschlugen, wie sie in Natal getroffen ist; aber zu unserer Ueberraschung hörten wir, daß selbst diese nicht erlaubt sein sollte." Von der eigenen Regierung im Stich gelassen, hat dann die weiße Bevölkerung von Britisch-Kolumbia mit den Californiern

Digitized by Google

Fühlung gesucht und gefunden. Wie die „Times“ vor Kurzem meldete, haben sich die verschiedenen, in den Vereinigten Staaten und in Canada an der pacifischen Küste bestehenden Gesellschaften für die Ausschließung von Asiaten von der Einwanderung die Hand gereicht, um sich gegenseitig in ihrem gemeinsamen Bestreben zu unterstützen. Der Abschluß einer Convention wird vorbereitet, geeignet, die elementare Kraft fühlbar zu machen, die hinter der japanerfeindlichen Bewegung an der pacifischen Küste Nordamerikas steckt. Inzwischen ist es in Vancouver zu wahren Straßenschlachten zwischen Weißen und Asiaten, namentlich Japanern gekommen. Der Unglimpf, der den „Verbündeten des Königs“, wie Sir Wilfried Lawrier in seinem officiellen Entrüstungstelegramm sich ausdrückte, damit angethan wurde, war schlimmer als Alles, was sich die Californier bisher gegen japanische Eindringlinge herausnahmen. Doch stellte man sich in London und Tokio so, als sei man unempfindlich gegen derartige Nadelstiche. Aber die temperamentvollen Canadier verdarben den britisch-japanischen Beschwichtigungsdiplomaten das Concept. Der Widerwille gegen die gelben „Verbündeten des Königs“ reicht in Britisch-Nordamerika bis in die höchsten Kreise. Der canadische Minister Tempelman hat in einer Versammlung der Victoria Liberal Association eine Rede gehalten, worin er hervorhob, er sei immer der Ansicht gewesen, daß für die Einwanderung nach Canada nur Elemente in Betracht kommen sollten, die fähig sind, dauernde und ganze Bürger des Landes zu werden, Angehörige von Rassen oder Nationen, die sich der vorhandenen Bevölkerung anpassen und in sie hineinheirathen, „so that in future we should have from Ocean to Ocean in Canada one great homogenous people.“

Nun denke man an die Möglichkeit eines amerikanisch-japanischen Krieges wegen der gelben Einwanderungsfrage in den Vereinigten Staaten. Daß dieser einmal kommen muß, unterliegt für jeden Einsichtigen keinem Zweifel. Die Gegensätze, die seiner Zeit Kriegsgerüchte hervorriefen, haben sich nur verschärft. Die japanerfeindliche Bewegung in Californien ist in Breite und Tiefe gewachsen und der überwiegende Theil der amerikanischen Kriegsflotte wird nun doch im December nach dem Pacific dampfen. Allen früheren Ableugnungen zum Trotz. Die amerikanische Presse macht auch heute gar keinen Hehl mehr daraus, daß sich diese Maßnahme gegen Japan richtet. Kommt es früher oder später zu einem Ausbruch der japanisch-amerikanischen Feindseligkeiten, so ist es sehr wohl möglich, daß Umstände eintreten, die die stolze britische Weltpolitik zwingen, vor dem Interesse des englischen Volkes an der Sicherung und Erhaltung der angelsächsischen Rasse die Segel zu streichen.

Das Problem der Börsenreform.

Von Ernst Heinemann (Berlin).

Man wird bis auf das Jahr 1890 zurückgehen müssen, um auf die ersten Ursachen zu stoßen, welche die gegen die Börse gerichtete Bewegung hervorgerufen hatten, eine Bewegung, die nunmehr anderthalb Jahrzehnte ununterbrochen angehalten hat, und deren Ausgang auch heute noch nicht recht abzusehen ist. Damals, an der Wende der neunziger Jahre, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine Anzahl Veruntreuungen im Bankgewerbe, die sich als die Consequenz einer auf einen Aufschwung folgenden Niedergangsperiode darstellten, in Anspruch genommen, Vorkommnisse, die eine gesetzgeberische Bewegung hervorbrachten, die nach Ablauf eines halben Jahrzehntes in der Schöpfung des Börsengesetzes ihren ersten Abschluß fand. Obschon somit die ursprüngliche Veranlassung des Gesetzes Veruntreuungen einzelner Banquiers waren, so zeigte sich doch im weiteren Verlaufe der Dinge, daß die Bestrebungen des Gesetzgebers sich immer mehr von dem eigentlichen Ausgangspunkte entfernten, und daß es den Machthabern in erster Linie darauf ankam, das zu schaffende Gesetz ihren Sonderinteressen dienstbar zu machen. In der That braucht man nur die erwähnte ursprüngliche Ursache dieses Gesetzes mit dessen eigentlichem Kernpunkte, dem Verbote des Getreideterminhandels, zusammenzuhalten, um sofort zu erkennen, daß jene Vorgänge für die agrarischen Machthaber nur einen willkommenen Vorwand bildeten, um ein ihren specifischen Interessen dienendes Gesetz zu Stande zu bringen.

Obschon das nunmehr ein Jahrzehnt bestehende Börsengesetz im Ganzen 82 Paragraphen enthält, so kann man dreist sagen, daß die Discussion sich bisher in der Hauptsache um zwei Neuerungen gedreht hat, um die Frage des Börsenregisters und um das Verbot des Terminhandels in Getreide und in Industriepapieren. Das Börsenregister war geschaffen worden in der Absicht, alle diejenigen Elemente, die mit der Börse nichts zu thun hatten, von der Speculation auszuschließen, diejenigen aber, die sich in das Register eintragen ließen, gegen den berüchtigten Differenzeinwand zu schützen. Man hoffte auf diese Weise, wie die Motive zu dieser neuen Einrichtung besagten, das börsenunkundige Publicum der Börse fernzuhalten, für die berufsmäßigen Börsenkreise aber klare und sichere Rechtsverhältnisse zu schaffen. „Wer eine wirthschaftlich berechtigte Veranlassung hat, sich des börsenmäßigen Terminhandels als eines Mittels zur Erleichterung und Sicherung seiner geschäftlichen Unternehmungen dauernd oder für wichtige Einzeltransactionen zu bedienen, kann ohne Bedenken dazu schreiten, seine dahingehende Absicht durch den formellen Act des Eintragungsantrages zu bekräftigen“ — so wörtlich die Motive zum Börsenregister. Gesetzt nun, es *hat* Jemand, wie der Gesetzgeber sagt, eine wirthschaftlich berechtigte Veranlassung, die die Eintragung nach der vorstehenden Ansicht des Gesetzgebers *unbedenklich* erscheinen läßt, — was soll ihn dann, nach geschehener Eintragung, noch abhalten, unter dem Schutze des Börsenregisters wirthschaftlich *unberechtigte*, reine Spielgeschäfte im beliebigen Umfange abzuschließen? Schon diese einfache Erwägung zeigte deutlich, daß die Eintragung in das Register im Gegensatz zu den Hoffnungen des Gesetzgebers nicht für den wirthschaftlich berechtigten Charakter der betreffenden Geschäfte beweisen konnte, sondern nur ersichtlich machte, ob die betreffenden Geschäfte *Anspruch auf Erfüllung* hatten, gleichviel, ob die Geschäfte, entsprechend den Voraussetzungen des Gesetzgebers, wirthschaftlich berechtigt waren oder nicht. Da nun die Rechtsgültigkeit der Geschäfte von der Eintragung *beider* Contrahenten in das Register abhängig war, das Publicum aber, und zwar ganz im Sinne der Intentionen des Gesetzgebers, die Eintragung ablehnte, so hatten naturgemäß auch die Banquiers nichts im Register zu suchen, und das Register ist bis auf den heutigen Tag im Großen und Ganzen unbenutzt geblieben. Der Versuch der Betheiligten, unter Ausschluß des Börsenregisters Geschäfte anderer Art, handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte, abzuschließen, wurde durch die Judicatur des Reichsgerichts erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, welches ohne Rücksicht auf die concreten Bestimmungen des Gesetzes aus der bloßen börsengegnerischen Tendenz des Gesetzes heraus jedes ihm nur irgendwie speculationsverdächtig erscheinende Geschäft als unklagbares Differenzgeschäft erklärte. Die Folge war, daß der berüchtigte Differenzeinwand, den man durch das Gesetz eigentlich beseitigen wollte, nun erst recht in Aufnahme kam, und daß dem großen Publicum kein Mittel schlecht genug war, um die Bankcommissionäre nach allen Regeln der Kunst mit dem gesetzlichen approbirten Differenzeinwand zu hintergehen. Schlug das Geschäft zu Gunsten des Clienten aus, so wurde die Differenz erhoben, war es dagegen verlust-

Digitized by Google

bringend, so wurde der Differenzeinwand und das Reichsgericht vorgeschützt.

Blieb mithin nach dieser Richtung hin das Gesetz vollkommen verfehlt, so war die Entwicklung in Bezug auf die Productenbörse erst recht darnach angethan, die Urheber des Gesetzes zu discreditiren, denn mit dem ersten Tage des Inkrafttretens des Börsengesetzes, am 1. Januar 1907, löste sich gerade diejenige Institution, der die Börsenreform in erster Linie galt, die Productenbörse, auf, und nicht weniger als drei und ein Viertel Jahre hindurch blieb die Productenbörse, die man reformiren wollte, leer. Niemals ist wohl eine Gesetzgebung schärfer durch die Entwicklung desavouirt worden, als gerade auf diesem Gebiete. Man kennt die einzelnen Phasen dieser Entwicklung: Die Productenhändler, die ursprünglich eine freie Vereinigung bildeten, mußten sich, da diese als „Börse" erklärt wurde, in Folge eines polizeilicherseits angedrohten Zwanges auflösen, sie gewannen den gegen die polizeiliche Verfügung angestrengten Proceß in erster Instanz, während das Oberverwaltungsgericht im November 1898 ihre Vereinigung für eine genehmigungspflichtige Börse erklärte mit der Begründung, daß hier ein Großhandel in fungibler Waare sich abwickle. Erst im April 1900, und nachdem man die Börsenordnung, die den Auszug der Productenhändler aus der Productenbörse eigentlich verursacht hatte, wieder geändert hatte, wurde eine Einigung erzielt und nach $3^1/_4$jährigem Exil kehrten die Productenhändler an ihre frühere Stätte zurück. Eine Veranlassung, sich zu der Rechtsfähigkeit ihrer Geschäfte zu äußern, hat bisher für das Reichsgericht nicht vorgelegen.

Es bedurfte erst solcher in die Augen springender Wirkungen, um eine Reaction hervorzubringen, die im Laufe der Jahre immer weitere Kreise erfaßt hat, so daß man heute dreist sagen kann, daß es wohl Niemanden mehr giebt, der nicht von der Nothwendigkeit einer Reform des jetzigen Börsenwesens überzeugt wäre. Das haben sogar die extremsten Börsengegner auf der Rechten zugeben müssen. Nur über das Wie? scheint man noch nicht im Klaren zu sein und zwar deßhalb nicht, weil man offenbar nicht weiß, was man in dieser Beziehung im Princip concediren soll. Und doch ist die Frage trotz der geradezu ins Uferlose angeschwollenen Börsenliteratur die denkbar einfachste. Die erste zu beantwortende Frage ist die Frage der Existenznothwendigkeit der Börse selbst; diese Frage ist Seitens sämmtlicher Parteien ohne Ausnahme zugegeben worden. Am 19. Februar 1903, um ein Beispiel zu erwähnen, erklärte Graf Kanitz im Reichstage, daß die Börse eines der wichtigsten Institute sei, die wir überhaupt im Lande haben, und der Abgeordnete Arendt gab 1904 die Erklärung ab, daß, wenn die Börse heute geschlossen würde, sie am nächsten Tage wieder aufgemacht werden müsse. Darf nach diesen Ansichten ausgesprochener Börsengegner angenommen werden, daß die Parteien hinsichtlich der Existenznothwendigkeit der Börse selbst in absolutester Uebereinstimmung sich befinden, so ist die zweite Frage die, unter welchen Voraussetzungen die Existenz dieser Institution überhaupt denkbar ist. In dieser Beziehung ist das entscheidende Moment der Zusammenhang zwischen Speculation und Börse, der Gesichtspunkt, daß mit dem Wesen der Börse die Speculation auf das Allerengste verknüpft ist. Minister Möller erklärte im Jahre 1904 im Reichstage „daß die Börse, um gut functioniren zu können, in erheblichem Maße speculative Elemente enthalten müsse, und daß weite geschäftliche Kreise nothwendig seien, die die Speculationsgefahren, die heute die Weltmärkte mit sich bringen, aufnehmen". Wenn unter diesen Umständen die conservative Partei den Grundsatz aufstellt, daß die „Härten" des Gesetzes beseitigt werden sollen, die Grundlagen aber erhalten bleiben, so müssen sie sich fragen, in wie weit bei dieser Sachlage das speculative Element der Böse erhalten bleibt, um die letztere überhaupt existenzfähig zu machen. Im Uebrigen muß darauf hingewiesen werden, daß die Absicht, die Härten des Gesetzes zu beseitigen, die Grundlagen aber zu erhalten, ein innerer Widerspruch ist und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Härten des Gesetzes die Grundlagen selber sind. Es giebt überhaupt nur eine einzige Härte und eine einzige Grundlage des Börsengesetzes und das ist die Frage des Differenzeinwandes! Es kommt alles darauf an, daß die geschäftlichen Transactionen wieder auf eine sichere Grundlage gestellt werden, um eben die Speculation wieder lebensfähig zu machen, da ohne die Speculation eine Börse nicht denkbar ist. Das letztere ist mit der größten Klarheit bereits durch das Urtheil des Oberverwaltungsgerichtes festgestellt worden, welches den Begriff der Börse damit definirte, daß die betreffenden Versammlungen „dem Handel mit nicht zur Stelle gebrachten vertretbaren Waaren dienen müssen und zwar so, daß der in ihnen betriebene Handel wiederum, zwar nicht ausschließlich aber doch in erheblichem Maße ein Handel von Großhändlern unter einander ist". So wörtlich die Definition des Oberverwaltungsgerichtes über den Begriff der Börse, deren enger Zusammenhang mit der Speculation durch diese Definition gleichsam richterlich festgesetzt wird. Diejenigen aber, für die im Princip die Erhaltung der jetzigen Grundlagen des Gesetzes mit der Vertreibung der Speculation aus der Börse zusammenfällt, dürften bei entsprechender Anwendung dieser Grundsätze in der Praxis auch jetzt wieder dieselben Erfahrungen machen, die sie bereits vor zehn Jahren bei Inkrafttreten des Börsengesetzes mit der Productenbörse gemacht haben.

Offizier und Beamter.

Eine zeitgemäße Randbemerkung zum Mangel an Infanterieoffizieren.

Von Agricola.

2.

Bevor wir zu dem militärischen Berufsertrag übergehen, müssen wir uns darüber klar werden, welche Ausgaben dem Offizier sein Beruf auferlegt. In Nachstehendem wird zunächst eine Uebersicht der monatlichen Chargenabzüge gegeben, wie sie an der Hand zahlreicher Gehaltsbücher als üblich ermittelt worden sind. Dabei sind nur die wenigst kostspieligsten Verhältnisse der Provinzialinfanterie zu Grunde gelegt, und ist alles außer Betracht gelassen, was bei selbstständigen oder bei detachirten Bataillonen eine wesentliche Erhöhung der Abzüge bedingt.

Monatliche Abzüge.

	Leut.	Hptm.	Major
	Mk.	Mk.	Mk.
Casinobeitrag	2.75	3.00	3.50
Commandocasse	0.75	—	—
Musikfond	2.50	6.50	10.50
Dispositionsfond	0.50	1.00	1.50
Krümperfond	0.50	0.75	1.00
Regimentsbibliothek	0.50	0.60	0.75
Offizierfechtgeräthcasse	0.30	—	—
Bataillonsschießverein	0.50	1.00	1.50
Tischcasse	0.30	—	—
Manövermenagecasse	0.40	0.40	0.50
Militärlesecirkel	0.30	0.40	0.50
Reitbahn	—	0.50	1.00
Fourage-Anfuhr	—	0.75	1.50
Militärische Lebens-, Unfall-, Haftpflichtversicherung, letztere für Pferdebesitzer	2.00	3.00	3.50
rund:	11.—	19.—	25.—

Digitized by Google

Es folgen weitere Standesausgaben auf anderen Gebieten. Zunächst ist hier die Bekleidung und Ausrüstung zu nennen. Das Preisverhältniß zwischen dem Ueberrock des Offiziers mit Abzeichen 80 Mark und einem ganzen Civilanzug 75 Mark, beide in der mittleren Preislage des Offiziervereins, ist charakteristisch für die Kostspieligkeit der Dienstbekleidung. Nun sagt man, die theuren Militärtuche trügen sich besser. Gut! Aber die Inanspruchnahme der Kleidung durch ständigen Aufenthalt im Freien, durch Wechsel von Staub und Regen, Schweiß, tägliches Hinlegen auf schmutzigen Boden, Waldgefechte ꝛc. ist auch enorm. Dazu die Empfindlichkeit des rothen und grauen Tuches, die Unzahl der zu unterhaltenden Stücke, die Vergänglichkeit der Vergoldungen und Versilberungen, der große Verbrauch an Schuhwerk und schließlich die vielen Uniformänderungen. Deßhalb wird man selbst dem Leutnant der Infanterie, also der billigsten Waffe, dem nicht uniformirten Beamten gegenüber eine monatliche Mehrausgabe von, äußerst niedrig gerechnet, 10 Mark zubilligen müssen. — Die dienstliche Casinogeselligkeit einschließlich der kameradschaftlichen Vereinigungen, Liebesmähler ꝛc. soll für den Unverheiratheten nur mit 10, für den Verheiratheten nur mit 15 Mark bewerthet werden. — Die Privatgeselligkeit spielt bei dem Offizier eine andere Rolle als bei dem Beamten. Es folgt dies daraus, daß der Commandeur für die geselligen Formen seiner Offiziere verantwortlich ist. Diese bilden den Gegenstand der jährlichen Qualificationsberichte, und eine abfällige Beurtheilung des gesellschaftlichen Auftretens eines älteren Offiziers ist für sein weiteres Aufrücken gefährlich. Man kann deßhalb nicht verkennen, daß hierdurch die häusliche Geselligkeit des Offiziers eine besondere Note erhält und zum großen Theil seinem persönlichen Belieben entrückt ist. Die geselligen Verpflichtungen der verheiratheten Stabsoffiziere und Hauptleute sind größer als die des Beamten, wenn man auch diesem zugiebt, daß er nach dem herrschenden Brauch innerhalb seiner Behörde solche Pflichten zu erfüllen hat. In einem Infanterieregiment ist die Zahl der Offiziere und Sanitätsoffiziere im Durchschnitt 65, davon sind etwa 20 verheirathet. Die Staatsanwaltschaft, das Land- und Amtsgericht mittlerer Städte, dieser übliche Verkehrskreis des Richters, setzt sich, Assessoren und Referendare eingerechnet, aus alles in Allem 25 Juristen zusammen mit der entsprechenden Zahl Verheiratheter. Kann demnach der Richter seinen Verpflichtungen — um auch niedrig zu rechnen — mit 180 Mark pro Jahr genügen, so wird der Offizier das Doppelte aufwenden müssen.

Selbst hiermit sind die Standesausgaben des Offiziers noch nicht erschöpft. Die Kosten der erst im Mobilmachungsfalle ersetzten Kriegsequipirung haben die an der Grenze stehenden Offiziere ganz, die übrigen zum großen Theil, bereits im Frieden zu tragen. Wer kann die Summen feststellen, die im Laufe einer längeren Dienstzeit für Truppenjubiläen, Denkmäler, Abschiedsgeschenke „angeregt“ und abgezogen sind? Die mehr oder weniger reglementirte Mildthätigkeit, der sich Niemand, ohne unangenehm aufzufallen, entziehen kann, ist bedeutend. So sind die Fonds zur Unterstützung, der Unteroffiziere und ihrer Angehörigen in erster Linie von den Offiziercorps aufgebracht worden. Die Hülfsvereine für Offizierwitwen und -Waisen bei den Armeecorps und andere mildthätige Stiftungen werden von ihnen erhalten. Schließlich sind die Differenzen zwischen Pferdepreisen und Pferdegeldern zu erwähnen, die nicht ersetzten Verluste an theuren Pferden, die Einbußen beim zwangsweisen Pferdeverkauf nach der Verabschiedung und die Umzugskosten in die Heimath. Das Alles giebt ein Capital von sehr beträchtlicher Höhe, das aber gar nicht einmal gerechnet werden soll.

Monatliche Standesausgaben:	Leut.	Hptm.	Major
	Mk.	Mk.	Mk.
Abzüge	11	19	25
Mehrkosten für Bekleidung u. Ausrüstung	10	12	15
Casinogeselligkeit	10	15	15
Mehrkosten d. Geselligkeit d. Verheiratheten	—	15	15
Sattler	—	6	11
Thierarzt, Hufbeschlag	—	8	12
	31	75	93
Mithin pro Jahr:	312	900	1116

Demnach stellt sich das Berufserträgniß im vorliegenden Falle wie folgt:

2. Berufsertrag des mittleren Hauptmanns I. Cl. (24 Dienstjahre) bis zum 70. Lebensjahre.

A. Einnahmen.

	Mk.
Bis zur Ernennung zum Offizier	639
10 Leutnantsj. incl. Serv. u. Wohnungsg. à 1562 Mk.	15620
5 Oberleutnantsj. „ „ à 2162 „	10810
4 Jahre Hauptmann II. Cl. „ à 3957 „	15748
4 Jahre Hauptmann I. Cl. „ à 5137 „	20548
27 Pensionsjahre. . . . . à 3289 „	88803
Summa der Einnahmen:	153168

B. Ausgaben.

1 Jahr Zulage bis zur Ernennung zum Offizier .	2925
15 Leutnantsjahre à 900 Mk. Zulage	13500
Leutnantsequipirung, Casino-Eintritt ꝛc.	1200
Pferde- und Stallausrüstung als Hauptmann . .	500
Standesausgaben als Leutnant 15 Jahre à 372 Mk.	5580
„ „ Hauptmann 8 Jahre à 900 „	7200
Summa der Ausgaben	30905
Netto-Ertrag des Berufs	122263
Netto-Ertrag des Amtsrichters	200142
„ „ Hauptm. I. Cl.	122263
Mehrertrag des Ersteren	77879

Es sei nochmals betont, daß nicht nur die Dienstzeit des Juristen zu niedrig angenommen ist, sondern auch die beruflichen Aufwendungen des Offiziers nicht annähernd vollzählig in Ansatz gebracht, die angesetzten vielfach zu niedrig bemessen sind. Die wirkliche Differenz ist thatsächlich noch erheblich größer. Sie wird erst recht groß werden, wenn die beabsichtigte Erhöhung der Richtergehälter perfect geworden sein wird. Und wie sind erst die dran, die am neuen O. P. Z. nicht theilgenommen haben! Der Unterschied dürfte bei ihnen 100000 Mk. annähernd erreichen.

Vervollständigt man obige Berechnung noch bis zum Stabsoffizier, so zeigt es sich, daß selbst dieser den Amtsrichter nicht einholt. Das Verhältniß zu den meisten anderen Beamten ist noch ungünstiger. Jedenfalls beläuft sich der Fehlbetrag des älteren Hauptmanns auf ein volles Vermögen. Das muß um so mehr drücken, als die Beamtengehälter ein durch Rücksicht auf den Steuerzahler gebotenes Minimum darstellen, hinter dem der des Richters momentan noch zurücksteht.

Man kann den Unterschied der Besoldung nicht mit der verschiedenen Berufsbildung erklären wollen. Es ist gewiß, daß nicht jeder Offizier ein guter Richter, aber auch daß nicht jeder Richter ein guter Offizier geworden wäre. Dazu bewegen sich die gestellten Anforderungen zu sehr in verschiedener Richtung. Trotzdem sind ihre Leistungen für den Staat, die den Maßstab der Besoldung bilden, unbedingt als gleichwerthig zu betrachten. Jedenfalls — und das ist die Hauptsache — gehören beide zu den höheren Staatsdienern. Die gemeinsame Herkunft der Angehörigen beider Stände, ihre gleiche sociale Stellung bedingen gleiche Lebens-

Digitized by Google

gewohnheiten und Bedürfnisse, diese wieder die Nothwendigkeit gleicher Einnahmen.

Der Nachtheil der Offizierlaufbahn hat mit der Höhe der Gehaltsbezüge gar nichts zu thun, er liegt allein in der normalmäßig zu frühzeitigen Verabschiedung. Ihn, wie es unumgänglich ist, zu beseitigen, ist nur auf dem Wege einer verständig geregelten, nicht wie heute künstlich erschwerten, Wiederanstellung der Verabschiedeten möglich. Das neue Gesetz hat aller Mahnungen ungeachtet in dieser Beziehung gar nichts gethan. Das läßt entweder auf ungenügende Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse oder auf ungenügendes sociales Verständniß der Militärverwaltung schließen. Beides bringt die nur noch im Heere bestehenden patriarchalischen Verhältnisse gründlich in Mißcredit und treibt diejenigen jungen Männer in andere Berufe, die das Offiziercorps zu seiner Completirung, besonders aber zur Auffrischung seiner „spartanischen" Eigenschaften bitter nöthig hätte. Graf Waldersee, der in militärischen Dingen gewiß Anspruch hatte, gehört zu werden, sprach schon vor Jahren warnend die Worte: „Ich sehe eine große Gefahr für die Zukunft der Deutschen Armee darin, daß die besten Elemente des preußischen Offiziersatzes, die Söhne alter Soldaten und Staatsbeamten, bedenklich in der Armee abnehmen, was seine natürlichen Gründe darin hat, daß den pensionirten Staatsdienern die Mittel fehlen, um bei der allgemeinen Werthsteigerung und der verhältnißmäßigen Beschränktheit ihrer Mittel ihre Söhne in die Offizierlaufbahn eintreten zu lassen." Was ist seitdem zur Abwehr dieser drohenden schweren Gefahr unternommen worden? Sind wir nicht weit über das zulässige Maß hinaus lässig gewesen, und wird dies der Staat nicht vielleicht einmal zu büßen haben? Die solide innere Structur unseres Offiziercorps, seine bewährten Traditionen stehen auf dem Spiel. Armeecorps können sie, die seither unsere Ueberlegenheit verbürgten, nicht aufwiegen. Schuld daran ist die herkömmliche materielle Rückständigkeit des Offizierberufs. Es fehlte seither das erforderliche Maß an Initiative und Muth, sie zu beseitigen.

Die höhere Schule und das Bildungsideal der Gegenwart.

Von Prof. Dr. G. Budde (Hannover).

Wenn man die mancherlei und verhältnißmäßig rasch auf einander folgenden Aenderungen in Betracht zieht, die unser höheres Schulwesen in den letzten Jahrzehnten in Bezug auf Organisation und auf die Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer erfahren hat, dann könnte man versucht sein zu glauben, daß für keine Institution des modernen Culturlebens das „Quieta non movere" eine größere Berechtigung hätte als für die höhere Schule, und gewichtige Stimmen führen dieses Argument gegen neue Reformvorschläge ins Feld. Aber, wie mir scheint, mit Unrecht. Dieser Grundsatz würde erst dann berechtigt sein, wenn wir in der Einrichtung unseres höheren Schulwesens die richtige Stellung zu dem gesammten Culturleben der Gegenwart gewonnen hätten, so daß sie in vollem Einklang stände mit dem Bildungsideal der Gegenwart. Aber ist dies der Fall?

Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir diese Frage verneinen. Allerdings nicht in dem Sinne der modernsten pädagogischen Revolutionäre, die da meinen, unsere gesammte Schuleinrichtung als einen Knäuel Unsinn abthun zu können, der verkümmerten Gehirnen entsprungen sei. Sie glauben Propheten der Pädagogik zu sein und kennen dabei, wenigstens wenn man nach ihren zeitweiligen Ergüssen urtheilen darf, nicht die elementarsten Grundbegriffe aller Pädagogik; sie wissen noch nicht einmal, daß der kleine unreife Knabe noch keine Persönlichkeit ist und deßhalb auch noch nicht steuerlos seinen persönlichen Neigungen überlassen werden darf. Aber es ist eine allgemeine Erfahrung, die sich auf den verschiedensten culturellen Gebieten bewahrheitet, auf religiösem, politischem und anderen, daß, wenn solche revolutionären Strömungen auftreten, sich in dem Gesammtorganismus der betreffenden Institution ein wunder Punkt findet, in dem diese Strömungen eine Quelle finden; daß diese Quelle zu einem wilden Flusse wird, dafür sorgen dann schon alle, die für die historische Entwicklung der Institution und die daraus sich ergebenden Entwicklungsbedingungen kein Verständniß haben.

Daß ein vorurtheilsloser Blick für die veränderten Verhältnisse der Gegenwart bei der Centralinstanz unseres höheren Knabenschulwesens vorhanden ist, erhellt für jeden unparteiisch Denkenden schon aus der im Jahre 1901 amtlich anerkannten Gleichwerthigkeit antiker und moderner Bildung. Aus ihr sieht man klar, daß diese Instanz mit einem Muth, der gegenüber dem latenten und offenen Widerstande betheiligter einflußreicher Kreise Achtung abfordert, sich auf den aus der historischen Entwicklung mit Nothwendigkeit sich ergebenden Standpunkt gestellt hat, daß die Zeit, in der kein Mann gebildet sein konnte, der nicht antike Bildung genossen hatte, definitiv vorbei ist, und daß man auch noch auf anderen Wegen als durch das Morgenland von Hellas und Rom in das Land wahrer Bildung gelangen könne. Auch noch, aber mehr auch nicht. Wenn man einen zweiten Weg zum Ziele findet, soll man deßhalb noch nicht den ersten, der sich seit langer Zeit bewährt hat, aufgeben, aber man soll es jedem überlassen, welchen von den beiden Wegen er gehen will. Das hat die preußische Unterrichtsverwaltung 1901 gethan und damit zugleich Verständniß für die veränderten Culturverhältnisse und historischen Sinn bethätigt. Daß es ihr von gewissen Seiten zum Vorwurf gemacht wird, daß sie nicht gleich den alten Weg zugeworfen, daß sie also nicht mit einem Schnitte die Verbindung der modernen Cultur mit der antiken gelöst hat, braucht sie nicht anzufechten; es wird ihr vielmehr von allen zum Lobe angerechnet werden, die wissen, daß ohne eine geschichtliche Continuität ein wirklicher Fortschritt nicht möglich ist.

So hat sich durch die 1901 geschaffene Organisation des höheren Schulwesens dieses in hervorragender Weise dem Bildungsideal der Gegenwart accommodirt, die für sich in Anspruch nimmt, auch ohne die antike Cultur aus ihrem eigenen Schooße nöthigenfalls die erforderlichen Bildungsfactoren liefern zu können, ohne deßhalb den Werth der antiken Bildungselemente zu bestreiten.

Und dennoch kann nicht zugestanden werden, daß unser jetziges höheres Schulwesen im Einklang steht mit dem Bildungsideal der Gegenwart. Es findet sich in seiner Organisation noch ein wunder Punkt, der radical und schnell beseitigt werden muß, und der wund ist, weil er sich fortgesetzt an der allgemeinen Culturbewegung reibt. Dieser Punkt ist die mangelhafte Berücksichtigung der individuellen Eigenart, der Persönlichkeit auf der Oberstufe unserer höheren Knabenschulen. Mit klarem Blick hat man an leitender Stelle auch diesen wunden Punkt bereits erkannt und Vorschläge zu seiner Beseitigung dankbar angenommen. Aber der Gedanke stößt auf vielseitigen Widerstand, weil die betheiligten Kreise noch zu sehr und in zu großer Zahl unter dem Bann eines veralteten Bildungsideals stehen und das neue noch nicht anerkennen wollen. Dieser Widerstand gereicht aber der höheren Schule zum großen Schaden.

Wir haben jetzt im höheren Schulwesen drei verschiedene schöne Gebäude, wenn ich von den Reformgebäuden vorläufig absehen darf, jedes hat Parterre und zwei Etagen. Im Parterre und der ersten Etage, also auf der Unter- und Mittelstufe, hat im Allgemeinen jeder Schüler, wenn er nicht durch außerhalb der Schule liegende Verhältnisse zu

Digitized by Google

alt geworden ist, seinen bequemen Platz, und er fühlt sich bei richtiger Behandlung wohl, außer wenn das sogenannte „Extemporale“ im Classenzimmer umgeht und ihm Geist und Gemüth verdüstert. In der zweiten Etage, also auf der Oberstufe dagegen herrscht viel Unzufriedenheit, weil dort ein Schüler mit ausgeprägter mathematisch-naturwissenschaftlicher Constitution auf einem philologischen Platze zu sitzen gezwungen wird und sich auf diesem unbehaglich fühlt oder umgekehrt, weil, allgemein gesagt, mit wenigen Ausnahmen keiner an seinem Platze voll und ganz die zu einem gedeihlichen Leben erforderliche Freiheit der Bethätigung findet. Es fehlt eben auf der Oberstufe unserer höheren Knabenschulen an der richtigen Anpassung an das Bildungsideal unserer Zeit.

Die vorhandene Organisation der Oberstufe, die von allen Schülern dasselbe fordert, ohne die individuelle Begabung zu berücksichtigen, entstammt einer Zeit, in der die maßgebenden Kreise als Bildungsideal den mit einer bestimmten allgemeinen Bildung von der Schule ausgestatteten und auf der Universität in seinem Specialfache ausgebildeten correcten, d. h. alle persönlichen Regungen und Neigungen ohne Murren dem Willen der höheren Instanzen unterordneten Beamten ansahen. Diese Kreise wehrten sich deßhalb ganz consequent gegen die auch bereits früher hervorgetretenen Bemühungen einsichtsvoller Pädagogen, schon in der höheren Schule der individuellen Eigenart zu ihrem Rechte zu verhelfen, weil ja durch ihre Pflege der von ihnen erstrebten unbedingten Subordination der Einzelpersönlichkeit unter übergeordnete Instanzen entgegengearbeitet wurde. Auch in anderen gebildeten Kreisen war damals das Individualitätsprincip, das die Gegenwart beherrscht, noch nicht zur Geltung gelangt; deßhalb stand damals die Einrichtung der Oberstufe der höheren Schulen auch noch nicht in offenbarem Widerspruch zu dem herrschenden Culturgedanken der Zeit, und deßhalb erhob sich auch damals gegen diese Einrichtung nur ganz vereinzelt Widerspruch. Das ist aber jetzt anders geworden. An die Stelle des alten Bildungsideals, das correct in der Schule gleichmäßig ausgebildete Beamte verlangt, ist ein anderes getreten, das Persönlichkeiten fordert, selbstständige, ihrer Eigenart entsprechend gebildete und handelnde Charaktere.

Und dies neue Bildungsideal hat sich mit einer solchen Wucht durchgerungen, es herrscht so unumschränkt auf den verschiedensten Gebieten der geistigen Bethätigung, wie ein jeder, der die Fühlung mit der allgemeinen Culturbewegung der Gegenwart nicht verloren hat, zugeben wird, daß es eine kurzsichtige Thorheit sein würde, wenn die höhere Schule glauben würde, dies Princip auch ferner ignoriren oder gar es besiegen zu können. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum, zu glauben, daß die Schule auf die Culturbewegung einen bestimmenden Einfluß ausübt. Sie leitet nicht diese Bewegung, wie Paulsen immer wieder mit Recht hervorhebt, sondern sie folgt ihr und muß ihr folgen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, von der Flutwelle der allgemeinen Culturentwicklung weggeschwemmt zu werden. Deßhalb droht unserer höheren Schule auch jetzt Gefahr, wenn sie nicht durch eine andere Einrichtung der Oberstufe, deren Schüler bereits mehr oder weniger eine ausgeprägte persönliche Eigenart zeigen, sich dem Bildungsideal der Zeit anpaßt. Es handelt sich bei der Forderung einer größeren Bewegungsfreiheit im Unterricht der oberen Classen nicht, wie viele, die das Verhältniß der Schule zur Gesammtcultur einer Zeit verkennen, glauben machen möchten, um unruhige Neuerungssucht, sondern um die durch eine mehrhundertjährige geschichtliche Entwicklung bestätigte Erkenntniß, daß nur die Schule eine Zukunft hat, die mit klarem Blick und sicherem Schritt der allgemeinen Culturbewegung folgt und sich dem herrschenden Bildungsideal der Zeit entschlossen anpaßt. Sie schafft nicht dieses Bildungsideal, dies entsteht außerhalb ihrer Mauern, aber sie muß ihm weit ihre Thore öffnen, wie es Anfang des 19. Jahrhunderts der preußische Minister v. Humboldt mit dem damals herrschenden neuhumanistischen Bildungsideal, das vorher unsere Classiker geschaffen hatten, machte.

Gottlob ist auch jetzt die leitende Instanz von der Richtigkeit dieses Gedankens durchdrungen; hoffentlich wird nun auch der Widerstand immer mehr der geschichtlichen Nothwendigkeit weichen, und dann die höhere Schule in ruhig fortschreitender Entwicklung sich den Bedürfnissen der Zeit anpassen. Dann werden auch den modernen pädagogischen Stürmern, die gerade die Nichtberücksichtigung der Persönlichkeit in unseren Schulen zum Hauptziel ihrer Angriffe machen und die damit, weil es sich hier thatsächlich um einen wunden Punkt handelt, viele Anhänger gewinnen und die Zahl der Feinde unserer höheren Schulen stark vermehren, die Waffen aus den Händen genommen werden. Dann werden diese offene Thüren einrennen und dabei bald den Athem verlieren.

Einkehr nach der Reise.

Von Rudolf Kurtz (Nieder-Schönhausen).

Die Reisezeit ist vorüber. Man ist zurückgekommen, mit Eindrücken und Empfindungen beladen, die sich erst in der Zeit ausgeben. Der Mensch hat unwillkürlich das Bedürfniß, seine Reisen als stärkere Bereicherungen seines Daseins zu empfinden, als die wären, wenn ihr Werth nur in der Betrachtung des schönen Ortes bestände. Gewiß sind die blauen und goldenen Landschaften wundervoll, aber das Bessere ist, was der Reisende von sich aus zuzugeben vermag, wie der Eindruck mit seiner Phantasie verschmilzt, welche Umbildung die Landschaft in ihm erfährt. Soweit Künstler ist jeder Mensch, der eine Reise mit stärkeren Absichten gemacht hat, als die, fremde Länder zu sehen und seinen Anekdotenschatz zu bereichern. Nur der Forschungsreisende wird die Objectivitätsmaxime des alternden Goethe adoptiren: „Ich hatte die Maxime ergriffen, mich so viel als möglich zu verleugnen, und das Object so rein als möglich in mich aufzunehmen.“ Der Reisende unserer Zeit reist mit erregterer Seele, die Objecte sind ihm nicht starre bewegungslose Dinge außerhalb seiner Seele, er findet Bahnen und Brücken, sie mit seinem Innern zu verbinden. Der Reisende fährt in die Welt, um seiner Seele neue Nahrung zu geben, „er hat sich als einen Thermometer zu betrachten“ nach einem Worte Taines. Das Steigen und Sinken der Leidenschaft, die ein plötzlicher Eindruck erregt, ist der stärkste Genuß der Reise. Uns ist der, der die Dinge mit kühler Sicherheit benennt und alles schon eher weiß, kein Reisender und kein Gefährte. Methode und Ueberlegenheit compliciren das einfache Verhältniß; es gilt die gleiche Maxime, die Hofmannsthal von dem Kunstfreund fordert, daß nämlich seine Anschauungen von den Dingen nicht auf einem Gespinnst von festen Begriffen, sondern auf „einem chaotischen Gemenge von verworrenen, complexen und incommensurablen inneren Erlebnissen“ ruhen. Dieser Reisende, der immer überrascht und erregt ist, dem die Landschaft fortwährend zu einem Symbol seiner Begeisterung, seiner Leidenschaften wird, ist der Künstler, der von jedem Ding aus das Unendliche sieht. Jeder wahre Reisende erlebt seine Fahrt so, vielleicht in schwächeren Graden, aber das Erlebniß berührt die gleiche Wurzel. Damit soll nicht gemeint sein, der Reisende treffe die billigen Vollkommenheiten eines Oeldrucks in dem Lande, oder er solle hinziehen mit einer schon vorher festgelegten Imagination; für diese phantasiearmen Menschen, die unfähig sind, eine Schönheit anders als in herkömmlicher und normalpräparirter Weise zu genießen, hat schon Goethe die rechte Be-

Digitized by Google

lehrung gefunden: „Jeder denkt doch eigentlich, für sein Geld auf der Reise zu genießen. Er erwartet alle Gegenstände, von denen er so Vieles hat reden hören, nicht zu finden, wie der Himmel und die Umstände es wollen, sondern so rein, wie sie in seiner Imagination stehen, und fast nichts findet er so, fast nichts kann er so genießen. Hier ist etwas zerstört, hier was angeklebt, hier stinkts, hier rauchts, hier ist Schmutz ꝛc., so in den Wirthshäusern, mit den Menschen ꝛc.“ Gewiß soll der Reisende ein Wunder erwarten, eine große Erschütterung, seine Seele soll empfänglich sein, aber nicht anders als ein Instrument, gefügig, auf jeden Druck eine tiefe und volle Resonanz zu geben. Goethe verstand es schon, auf der Reise zu genießen, und er wußte seine Principien zu rechter Zeit zu vergessen, wenn ein Genuß ihn lockte. Er verstand es, in der realen, meinetwegen auch verzerrten Landschaft den „Gedanken des Künstlers, die erste Ausführung“ herauszufühlen, sie abzuscheiden von Allem, was Zeit und Zufall unterworfen ist. Erst dann mochte er von sich sagen, „hatte ich den reinen bleibenden Genuß, um dessentwillen bin ich gereist, nicht um des augenblicklichen Spaßes oder Wohlsein willen.“ Mir scheint diese Art, das Ideal auf alle Fälle durchzusetzen, es gegen die Landschaft durchzusetzen, nicht die allein richtige; es ist jedenfalls reicher und wirksamer, die Eindrücke in sich spielen zu lassen, „den Gedanken des Künstlers zu erfühlen“, als Bestätigung seiner Absichten von den Städten zu verlangen. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts wandten sich die Absichten der großen Reisenden so: die Reflexe der Landschaft wurden willkürlicher, unterstrichener, und wenn man will, nervöser. Der Reisende sucht auf alle Fälle einen Ausgleich zwischen sich und seiner Umgebung zu erzielen, die Umgebung personificirt sich stärker. Man vergleiche eine Impression Stendhals, der sorgsam die realen Nebensächlichkeiten betrachtet, Gegensätze gern nebeneinander stellt, und dem das seelische Experimentiren wesentlicher ist als irgend ein ganzer Genuß, mit seinem nächsten Nachfolger Taine. Stendhal sieht in Italien nur das Land der großen Traditionen, der bezaubernden Ueberredung zum Leben, irgendwie Persönliches giebt ihm die Landschaft nie. Er notirt etwa in sein Tagebuch: „Mistgeruch in Mailand“ und dabei überkommt ihn eine gewisse Rührung, „daran merkte ich deutlicher als an allem Andern, daß ich wieder in Mailand war.“ Für das, was ihn in der Landschaft rührt, ihn zu sehnsüchtiger Melancholie und genießerischer Trauer stimmt, findet er kaum Worte, außer scheinbar abseitigen Seelenanalysen. Obenhin bemerkt er einmal „in dem Maße, wie meine Reise schöner wird, verschlechtert sich mein Tagebuch. Es geht mir oft so, das Glück schildern, heißt es verringern. Es ist eine zarte Blüthe, die man nicht berühren darf.“ Seine specifisch landschaftlichen Erregungen haben mit der italienischen Erde wenig zu thun. Er ergiebt sich der dunkelsten Romantik, wenn er Aehnliches zu schildern sucht. „In der Nacht, gegen ein Uhr Morgens, pflege ich auszugehen, um mir den Dom wieder anzusehen. Vom klaren Mondlicht beschienen, bietet diese Kirche einen Anblick von einziger, bezaubernder Schönheit.“ Unmittelbar darauf folgen moralische Betrachtungen über Architektur und Tod. Stendhal sieht von Italien nur die Temperatur und die Temperamente, Italien sieht er nie. Wie anders Taine! Er geht weit absichtsvoller dorthin, um Studien zu treiben. Er sehnt sich schwärmerisch nach italienischer Kunst, aber seine Augen vergessen die Landschaft nicht. Stendhal sieht nervös über Sonne und heitere Formen hinweg; Taine beschwört etwas gewaltsam Impressionen, und sucht Land und Kunst zu einer Harmonie zu einen. Seine Städte haben die tiefen und schweren Lichter, die man gern von Gemälden ablieſt; sie sind aus zarten Eindrücken gebaut, ausstrahlend von einem mehr ausgedehnten als tiefen Centrum, das Kenntniß der Geschichte, Begeisterung, Liniengefühl und Abenteuerlust speist. Taine ist die feinste Culturform des Reisenden, der im Genießen der Städte einen guten Theil seiner Kenntnisse genießt, des aufgespeicherten Maximen- und Thatsachenschatzes seines Gedächtnisses, und der, von vornherein auf das Außerordentliche eingestellt, in alles seine Wünsche zu projiciren, seine Begeisterung zu spiegeln weiß. Seine Reiseschilderungen haben für den Reisenden unserer Tage — außer dem selbstverständlichen Werth eines vollkommenen Orientirungsbuches — mehr die Bedeutung eines außerordentlichen Persönlichkeitsproductes, als gerade die besondere Qualität einer Reisebeschreibung. In Taine kämpft der moderne, auf Sensationen und psychische Ueberraschungen eingestellte Geist mit dem überkommenen, ordnenden und reflexiven, dessen unvergeßliche Blüthe wir eben in Goethe gesehen. Taine bemüht sich, das Object so rein herauszustellen, wie er es sieht, aber er sieht es mit beeinflußten Nerven, mit heimlichen Raffinements und uneingestandenen Leidenschaften. Wie mischen sich Literatur und einfache Anschauung, Erregungslüsternheit und Unmittelbarkeit in diesem Bilde eines nächtlichen Hafens: „Dieser stumme Hafen, dieses große, schwarze, leuchtende Becken ... seltsam! Die Maste und Taue durchziehen es mit noch schwärzeren Strichen. Drei Laternen glänzen fern wie Sterne, und der lange Lichtstreifen, der auf dem Wasser glitzert, gleicht einem stets zersprühenden Perlenband.“ Wie sehr ist dieses Auge auf das Typische eingestellt, wird man sagen, wie gering die Individualität des Marseiller Hafens gezeichnet. Dieser Beobachter empfindet die Landschaft schon als einen état d'ame, aber er haftet noch zu stark am Object, um die Besonderheit des Bildes in der Seele zu suchen und nicht im Bilde. Dieser Reisende, der als Forscher auszieht, und, trotzdem er überall nur Gemälde zu beschauen meint, doch die Landschaft als etwas Bewegtes, Schillerndes, Seelisches empfindet, ist ein ungeheurer Ausnahmefall, zu dem schon das angehende Genie eines Taine gehört. Sich von überlieferten Facten und Daten — trotz ihrer großen Verehrung — nicht einschüchtern lassen: das ist das Seltene des Falles. Der Reisende unserer Zeit, wie von ihm in einzelnen Beispielen jetzt gesprochen werden soll, läßt das Complicirende dieses Falles hinter sich; er reist ohne Absichten, er fährt mit der Seele. Er steht der fremden Stadt gegenüber wie Einer, der den Ton bereit hält und formen soll; er genießt, indem er in seiner Seele eine Correspondenz der sichtbaren Landschaft schafft. Er geht auf die Reise, und was er erlebt, sind Combinationen seiner seelischen Kräfte, bestimmt durch den Styl der Landschaft. „Die Landschaften werden mir zu inneren Erlebnissen“, lautet eine Aufzeichnung des Novalis, hier wie in vielen ein Jahrhundert vorwegnehmend. In Knut Hamsuns Reise „Unter dem Halbmond“*) gewinnen Städte und Anblicke diese seltsamen Farben, die sie von den Menschen Knut Hamsuns nicht unterschieden macht. Der Reflex der fernen Stadt ist in seiner Seele kein Anderer als der einer Begegnung, der vielleicht Leutnant Thomas Glahn sein Dasein verdankt. Das Leben hat die gleichen mysteriösen Humore, die gleichen grotesken Schattirungen, die seine Romane in dieses Helldunkel von Angst und Jubel, Humor und Tragik stellen. Ganz unscheinbare Menschen, die dem unbewaffneten Auge undeutlich und farblos erscheinen, erhalten eine besondere Bewegung, die uns aufmerken läßt, die aufdringliche Farbigkeit des Balkans mischt sich mit dunklen Streifen, zerrinnt zu opalisirenden Blasen, die nervös zucken und versinken. Aber schließlich ist Knut Hamsun nicht der Reisende, der aus dem Reisen eine neue Bethätigung macht, der nicht den Sehwinkel, sondern die Dinge revolutionirt. Den finden wir in zwei Reisebüchern, die das letzte Jahr nach Deutschland gebracht hat: Maurice Barrès: „Vom Blute, von der Wollust und dem Tode“**) und Johannes V. Jensen: „Die Welt ist tief...“***)

*) Verlag von A. Langen (München).
**) Verlag von J. Zeitler (Leipzig).
***) Verlag von S. Fischer (Berlin).

Digitized by Google

Barrès war der Messias der letzten Epoche in Frankreich. Er ist ein nachdenklicher Grandseigneur, der die Landschaft durch seine Seele fließen läßt, bis sie von allem Trüben gereinigt und nur noch der bezaubernde Schatten eines Seelenzustandes sind, eine lebhafte Folie für ein abstraktes Ereigniß. Die Landschaft wird zu einer moralischen Qualität, einer Bildnerin der Seele. Menschen, Städte und Seelen stylisiren sich zu einem wundervoll suggestiven Ornament. Barrès empfindet etwa das Gegensätzliche Italiens und Spaniens als einen Geschmack auf der Zunge, als einen artistischen Reiz. „Italien ist weniger einfach, viel zusammengesetzter, hier aber ist Alles unvermittelt und von beißender Schärfe.“ Es ist immer eine leise schwermüthige Stimme, die über die Städte spricht, und ihre Enthusiasmen und Leiden beschweren den Ton nie und wirken nur in den feinen Rändern der Bilder. Er setzt in seine Landschaften Menschen, die nichts als der materialisirte Geist ihrer Umgebungen sind. Die flüchtige Staffage dieser Menschen macht uns nicht irre, es sind einprägsame Mittel zu den anderen, den Seelenzustand dieses Ortes und dieser Stunde zu schildern. Alles ist auf das Echo der Seele abgestimmt: etwas selbstquälerisch, um die letzte Lust heraus zu destilliren, etwas melancholisch, weil die Farben so zart und traurig sind. Allegorische Landschaften voll romantischer Requisiten vergeistigen sich zu psychischen Erlebnissen, zu Landschaften der Seele, „die wunderbarer sind als der gestirnte Himmel“ (Hofmannsthal). Ein spanisches Kloster wird ihm die Schöpfung solcher erregten Seele. „Diese durch einander geworfene, von düsteren Leidenschaften zerquälte Landschaft, die das königliche Kloster wie einen erdrückenden Block bläulichen Granits trägt, schien ihm genau die Composition einer Landschaft zu sein, die ein meditirender Pascal seiner Phantasie schuf, um sie zu fixiren.“ Die Reisen Maurice Barrès sind ein leises Aufspüren der Plätze, wo seine sensible Seele Correspondenzen wittert, kaum ein Reisen mehr, das sich auf Dinge besinnt, sondern auf das Aroma gewisser Eigenschaften der Dinge. Die Empfindung des Vorwärtsbewegens, die das Fieber der Reise schafft, fehlt Barrès ganz; er zieht sich einsiedlerisch in sein Inneres zurück und achtet auf den Wechsel der Zustände, das Spiel der Landschaften. Dieses Gefühl der Vorwärtsbewegung des elektrischen Tempos, der reißenden Fahrt in die Unendlichkeit ist in dem Reisebuch Johannes V. Jensens. Dieser Reisende ist der Typus des letzten Moments, der globe-trotter mit den leidenschaftlichen Sehnsüchten, der gewissenlose Cyniker mit den heißen Farbendelirien. Mit dieser Gewißheit tritt er in die unberührte Cultur legendärer Urwälder ein. Er zieht selbst das Facit seiner Selbstanalyse. „Ich komme frisch aus der Uebercultur Europas. Nervös und bebend — nicht vom Trinken, denn Spiritus beruhigt —, sondern weil ich meiner bewußt bin, bis in die äußersten Verzweigungen meiner Nerven hinein, während ich gleicher Zeit ein blendendes Strahlenbündel heißer Einbildungskraft bin.“ Ihn treibt die Unruhe, die Sehnsucht nach Wäldern. Es ist in diesem kalten und nicht minder glühendem Buche etwas von dem melancholischen Pathos der Wildente; etwas von diesem Suggestiven, das in einem kleinen Gefäß ein Lebendiges ist, das die ganze unermeßliche Welt in Freiheit will. Oder zerrissene Bildsetzen aus der „Trunkenen Barke“ des achtzehnjährigen Arture Rimbaud, in deren mystischen und weißglühenden Flammen ein Fiebernder, derb und empfindsam zugleich, stammelnd nach Bildern ringt. Auch dieses Brutale in der zärtlichsten Sensibilität ist in Jensens Buch; eine gewissenlose Stärke, die seinen zitternden Aetherträumen eine stählerne Grundlage giebt. Am Anfang und Ende dieses Buches steht die Sehnsucht, die Sehnsucht nach den Wäldern, die er nie findet. Die Wälder ... das ist ein Mythos, ein Symbol von legendärer Kraft, nicht geringer, als wenn von Fausts Lippen sich groß und majestätisch das Wort: Die Mütter ringt. Die Wälder, das ist das Erlebniß, das stärkste seiner Seele. Dieser neue Rousseau, gesegnet mit dem heiligen Spleen, sucht den Ort, der ihm die Wälder seiner Jugend aus der Dumpfheit seiner Seele heraufbeschwört. So fließt seine Seele wie strömendes Wasser durch die Welt, groteske Visionen und glühende Brände durchschütteln seinen Körper, cynischer Witz verzerrt die Spiegel der Dinge, weil er die Wälder nicht finden kann, er, der Sclave Korras, der Welt, der Anderen. Eine furchtbare gedrängte Spannung ist in diesen Abenteuern, Eiseskälte und glühende Visionen. Dieser melancholische Diaboliker, dieser sehnsüchtige Verdammte sucht das Mystische, und er findet es nie, immer nur das Gewöhnliche. Landschaften, Menschen, Gesichte ... es sind Irrgänge, die ihn zu den Wäldern führen sollen. Zwischen Mensch und Wald abenteuert seine Phantasie; Mensch und Wald, das bedeutet ihm antithetisch Cultur und Wildniß, Enge und Freiheit. Für diese Antithese drängen sich ihm die Anklänge auf, und als er im Urwalde einen zahmen Affen sieht, erlebt seine Sehnsucht ein tiefes einziges Symbol, ein mystisches Fabelwesen. Und nachdenklich schreibt er, immer noch in Speculationen verloren: „So saß er hier auf der Grenze zwischen Wald und Mensch“. Und eine zutiefst aufgepeitschte Phantasie, belastet von der ewigen Sehnsucht nach den Wäldern, gehetzt vom Fieber der Bewegungen, löst die Eindrücke in ein Gewebe von Farben auf, das sich zu einem grotesken Bilde versteint, die helle Spiegelung eines état d'ame. Die Impression „Sevilla“ stilisirt sich ihm zu dieser abenteuerlichen und verwegenen Form: „Die Stadt liegt am Fluß, mitten unter der allmächtigen Sonne — ein Haufen zusammengekalkter Zellen, ein knochenweißer Kuchen von Häusern und Löchern, wie das Gespenst eines gestrandeten Fabelschwammes — Sevilla.“ Aus dieser wilden Vegetation reißt ihn die Sehnsucht nach den Wäldern, und ein mystisches Chaos von Urwald, Tigerkämpfen, Orgien mit Negerinnen, Delirien von Hitze und siedenden Getränken, phantastisch tropische Erlebnisse brausen wie ein Reigen wolkiger Fabelgebilde vorüber, durch die zitternd die Sehnsucht nach dem Mystischen, Reinen spielt. Ein Delirant, der mit kalter Ueberlegenheit seine Fieberkurve zeichnet. Und immer, wenn er den Wäldern nahe zu sein glaubte, waren es nur menschliche Siedlungen, kam Korra, der ihn betrog und aussaugte; und am Schluß bleibt ihm nur eine ironisch-verzweifelte Ausflucht, und mit melancholischer Selbstironie, nicht ohne einen Accent ungebärdiger Abenteuerlust sauft er in die Welt hinein, in der er zu Hause ist „in die donnernden Wälder der Civilisation aus Eisen und Stein.“

So spiegeln sich die Erlebnisse der Reise in den Generationen. Es zeigt einen sich steigernden Proceß der Ichcultur, der Flucht von der Landschaft zu der Seele, vom Gesehenen zum Gesicht. Das gilt von den Bildungsreisen des 18. Jahrhunderts, den Leidenschaftsfahrten Goethes und Stendhals, den energetischen Bereicherungen Taines bis zu den nervösen Wunderreisen Knut Hamsuns, den melancholischen Träumen Barrès und den heißen Eroberungen Jensens. Und was für den Künstler gilt, den Menschen der gesteigerten Sensibilität und der gleichsam funktionellen Ausdrucksfähigkeit, gilt für den Einzelnen, der seine Erlebnisse weniger deutlich, weniger geschieden aber in der gleichen Art empfindet. Und wem es Sommers ins fremde Land treibt, mag an solchen Büchern sein nur begieriges Abenteuern stählen und vertiefen, vor allem organisch an sein Ich anschließen lernen. Und wenn, wie in diesen Tagen, der Herbst mit langen Abenden naht, dann mögen sie den nun ganz erwachten Eindrücken zur vollendeten Erkenntniß verhelfen: alles Schöne, das an diesen in sich gekehrten Abenden plötzlich und ohne Wissen auftaucht, einreihen in den Reigen der Erlebnisse, die die Reise gewährte. Denn das Tiefste, Wirksamste der Reise sind die Stunden der Einkehr, die ihrem Gedenken gewidmet sind, in denen aus der Erinnerung große und zarte Blüthen erblühen, Dinge, an die keiner gedacht hat, als er die Land-

Digitized by Google

schaft noch fühlen konnte. Dann werden solche Bücher fruchtbar, die denen ihre beste Kraft geben, in denen noch Ungelöstes, dumpfe Erinnerung der Landschaften zu befreien ist.

Die Schattenbühne als deutsche Volksbelustigung und das literarische, deutsche Schattenspiel.

Von Professor Dr. Georg Jacob (Tübingen).

I.

Von deutschen Dichtern gedenkt zuerst B. Neukirch in einem Gedicht an Floretten, in dem er diese um ihre Liebe anfleht, des Schattenspiels:

„Ich weiß es zwar; Du wirst mir widersprechen,
Und sagen: Ach! es ist nur Schattenspiel.
Wer sich die Welt mit Worten läßt bestechen,
Der fällt, wenn er am besten steigen will."

Der Grundgedanke ist derselbe, der das Spiel schon seit dem indischen Alterthum begleitet.*)

Allmälig ging es mehr und mehr in deutsche Hände über.**) Der Sachsen-Waldeckscher Hofkomödiant Johann Ferdinand Beck pflegte die Zwischenacte seiner Haupt- und Staatsactionen, die 1731 zu Frankfurt am Main großen Beifall fanden, durch ein sehr kunstvolles Schattenspiel anziehend zu machen. Da das Auftreten dieses Künstlers auch für Nürnberg mehrfach bezeugt ist, wird er wohl auch Regensburg, das damals ein so reiches Leben entfaltete, gelegentlich aufgesucht haben. Vielleicht also gehen auf ihn die Reminiscenzen des zu Regensburg 1723 geborenen Friedrich Melchior Grimm, der in seiner Correspondance des ihm aus seiner Jugend bekannten „Schattenspiels" gedenkt; das deutsche Wort inmitten des französischen Textes beweist, daß die Sache zur Zeit der Abfassung des Briefes, d. i. im Jahre 1770 sich in Paris, von wo aus er schrieb, noch nicht eingebürgert hatte. Nach einer ferneren Notiz Weissteins ohne Quellenangabe wurden im Jahre 1752 wiederum zu Hamburg „in einer Bude auf dem Neumarkt große orientalische Schattenpantomimen hinter einer Leinwand dargestellt, wobei auch Marionetten und Tänzer mitwirkten." Die Frag- und Anzeigungs-Nachrichten von Frankfurt am Main berichten am 24. Februar 1764: „Mit gnädigster Bewilligung einer Hohen Obrigkeit wird Jedermann nach Standesgebühr bekannt gemacht, daß ein Künstler eines mechanischen Schattens allhier angekommen, der ein besonders sehenswerthes Kunstcabinet mit sich führet, welches aus einem Wolkennebel und in einem wohl abgemessenen Schatten vollkommene Figuren vorstellet, und nach dem Verhältniß derselben den Augen die angenehmsten Bewegungen darzeiget. Wobey zu wissen, daß dieser Kunstschatten alle Tage Abends um 6 Uhr in dem Gasthaus zum Langengang in der Allerheiligen-Gasse gezeiget werden wird, und ist sowohl in den angeschlagenen als ausgetheilten Zetteln mehrern beliebig zu ersehen."

Johann Georg Jacobi läßt in seinem Gedicht „Das Schattenspiel" einen kleinen Schattenspieler durch belebte Schattenbilder bei einem jungen Mädchen die Liebe erwecken:

„An der Wand, in bunten Schatten,
Wies er Chloen manches Bild;
Nachtigallen, die sich gatten,
In Gebüsche halb verhüllt."

Der Ausdruck „Bunte Schatten" ist beachtenswerth, denn er spricht jedenfalls gegen Silhouetten; da transparente farbige Figuren, gleich den chinesischen und türkischen, aus dem Abendlande nicht bekannt sind, wird man wohl an die Zauberlaterne zu denken haben. Es scheint, daß „Schattenspiel an der Wand" eine stehende Bezeichnung für diese war. Unter der später zu erwähnenden Darstellung eines Schattenspielers von Deisch stehen die Worte „Laterna Magika Zattenspiehl an der Wandt."

Goethe sah im April 1773 zu Frankfurt einen Schattenspieler und hat die Eindrücke im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, das im folgenden Jahr erschien, verwerthet. Der in demselben auftretende Schattenspielmann wird in seiner Sprache unverkennbar als Ausländer charakterisirt. War Goethes Vorbild ein Italiener, so könnte man an den Mailänder Johannes Conti oder (den vielleicht aus Bologna stammenden) Chiarini denken. Dem „Seh sie", „Guck sie" u. s. w. bei Goethe entsprechend liest man „Seh sie", „Schau sie", auch in Castellis Gedicht: „Der Italiener mit seiner Laterna magica." Doch scheint mir für die Frage nach der Nationalität des Gewährsmanns noch folgende Annonce der Frankfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten vom 27. September 1774 von Belang: „Das neue Chinesische Spectakel, oder die Chinesische Belustigungen, welche die angenehmste und einzige ihrer Art auf der Welt ist, und zu Pecking in China erfunden worden. Herr Marquis, welcher auf seiner Abreise begriffen und um ein geehrtes Publicum dieses sehenswürdige Spectakels nicht zu berauben, hat sich entschlossen die Preise der Plätze zu setzen ..." Man vergleiche —e für —en in „die Chinesische Belustigungen", „dieses sehenswürdige Spectakels" mit der Rede des Schattenspielmanns im Jahrmarktfest zu Plundersweilern:

„Habe gesunge gebet
Glaube mehr an keine Gott."

Sichere Schlüsse auf das Franzosenthum des Goetheschen Schattenspielmanns lassen sich freilich daraus wohl ebenso wenig ziehen wie aus seinem „lämpgen", „durkeinander", „erbärmlik", der Schreibung „Häide" und dem vereinzelten „Mesdames".

Der Franzose, welcher 1774 zu Frankfurt seine „Chinesische Belustigungen" zeigte, dürfte aber wohl wegen dieser Benennung in irgend welcher Beziehung stehen zu dem berühmten Ambroise, der im folgenden Jahre (1775) zu Paris sein „Théâtre des récréations de la Chine" eröffnete, und den wir 1776 in London antreffen; ein Namenswechsel würde bei ihm nach Magnins Mittheilungen mit Rücksicht auf seine Gläubiger nicht ausgeschlossen sein. Aus den Frankfurter Rathsprotocollen ist leider, wie es scheint, der Name des Schattenspielers, der im April 1773 dort Vorstellungen gab, nicht festzustellen, obwohl dieser Erlaubniß nachzusuchen hatte.

Das „Orgelum orgeley Dudeldumdey" des Goetheschen Schattenspielmanns im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern weist darauf hin, daß auch das deutsche Spiel wie das orientalische unter Musikbegleitung und zwar in diesem Falle Leierkastenbegleitung stattfand. Eine eingehende Schilderung des Schattenapparats jener Zeit nebst Abbildung einer Schattenbühne und Schattenfigur besitzen wir in Halles Magie. Die Darstellung eines Schattenspielers durch Deisch findet man reproducirt bei Max Herrmann, Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Ein Gemälde von Johann Georg Trautmann († 1769), einem jener Frankfurter Künstler, die Goethes Vater beschäftigte, eine umherziehende Bande darstellend, die Schattenvorstellungen giebt, befindet sich im Privatbesitz zu Mainz.

Aus meinen Sammlungen über das Fortleben des volksthümlichen Schattenspiels in Deutschland hebe ich nur noch wenige Notizen heraus: 1796 wurde ein Gesuch des Mechanikers Georg Geiselbrecht von Hessen-Hanau, der zu Nürnberg „seine chinesischen Kunstschatten" vorführen wollte,

*) Der schwäbische Dichter Gustav Pfitzer schließt ein Gedicht an Justinus Kerner mit den Worten:

„Bis uns am lichten Ziele
Nach langem Schattenspiele
Ein Engel ruft: es ist genug!"

**) Der Oesterreicher Anton Kühnel, der vor Prinz Eugen dem edlen Ritter spielte und von Friedrich dem Großen zur Hoftafel gezogen wurde, scheint im Wesentlichen Handschattenkünstler gewesen zu sein.

Digitized by Google

wegen der schweren Kriegszeiten abschlägig beschieden. 1809 sah Justinus Kerner zu Tübingen chinesische Schatten. „Die Schattenspiele", sagt August Zoller in seinen 1834 erschienenen Bildern aus Schwaben, „sind im Hause noch immer sehr beliebt; ebenso diejenigen, welche in kleinerem Format Abends auf offenen Plätzen aufgeführt werden. Die drei Könige und andere Scenen aus der biblischen Geschichte werden in der Regel zuerst gegeben. Dann folgen eine Art von Farce und zum Beschluß ein großes Wettrennen oder eine Jagd, nicht selten die Schicksale des wilden Jägers. — Eine zweite Gattung kann nur bei der Nacht auf öffentlichen Plätzen gegeben werden. Das Theater ist in der Form des Puppenkastens gebaut. Wo bei diesen der offene Raum gegeben ist, wird bei jenen grünes mit Oel getränktes Papier vorgeklebt; schwarze ausgeschnittene Figuren schweben hinter diesem Papier vorüber und spielen die Scenen durch, welche die dirigirende Person mit wenigen Worten exponirt. Am häufigsten sah ich da ‚Tyrabus und Krisbe' (Pyramus und Thisbe), die in einem Gefängnisse eingeschlossen worden, und ‚vor Liebeserfindung ein Loch durch die Mauer geschnitten haben.' Die Exposition wird in einer gar traurigen Monotonie gegeben, die den baaren Unsinn, — der übrigens mehr in der Erklärung, als in der Production der Figuren liegt, welche häufig mit historischer Genauigkeit ihre Scenen durchführen, — um so anschaulicher macht und viel Unterhaltung gewährt."

Eines großen Rufes als Schattenkünstler sollen sich in Deutschland vordem die Brüder Lobe erfreut haben, die auch den Faust als chinesisches Schattenspiel vorführten.

Gedichte.

Von Max Brod (Prag).

Die Waffen der Liebe.

O Du hast Düfte bereit,
Die mich wie Aexte treffen könnten,
Und in kürzester Zeit
Mein Bewußtsein umhacken könnten!

Deine Haare, gleich Netzen,
Wenn sie sich regen, gleich gelben Schlangen ...
Könnten sich dran ergötzen,
Mir das schlagende Herz zu umfangen.

Und Deine Haut, an Gluth
Geysirquellen wohl zu vergleichen,
Könnte mit heißer Fluth
Meine Seele versengend erreichen.

Zärtlich und zierlich geschaffen
Stehst Du vor mir im Flitterkleide.
Trägst so entsetzliche Waffen,
Die ich erkenne ... und doch nicht meide.

Die Einladung.

Tritt ein bei mir! Erfülle dies Gemach
Mit Deiner Schönheit innigem Geleuchte!
O segne meiner Augen Ackerfeuchte
Mit Deinem Reiz! Sie lag so lange brach.

Du bist ganz still und milde, halb nur wach,
Gewährst mir Deiner Lippen rothe Leuchte,
Die Brüste, warm wie Kinderschlaf. Das leichte
Battisthemd fällt den Röckenkreisen nach.

Nun küß mich ... ah so süß ... und jede Falte
An Deinen spüren meiner Lippen Falten.
Und wie ich Dich so in den Armen halte —

„Thun Sie nur als wie zu Haus,
„Liebes Fräulein Emma,
„Ziehn Sie sich das Rockerl aus.
„So ists angenehma ..."

O spottet nicht, ihr ewig Alten, Kalten! —
Dies Liedchen fällt mir ein. Nicht störts mich drum.
Vereint genieß ich Witz und Griechenthum.

Der Kuß.

Die Munde an einander geklemmt,
Athmen wir durch die Nasen
Ruhige Züge und ungehemmt.

Wie von blühendem Rasen
Blumige Düfte blasen.

Jeder athmet des Andern Duft.
Eine innerste Stimme ruft:
— Einst war ich Dir fremd.

Blau.

Ich sah Deiner Augen sanftes Blau
Strahlend im Wollustthränenthau.
So wie die Blume, vom Regen befeuchtet,
Sich stärker färbt, gesünder leuchtet,
So strahlte mir blauer Dein Aug entgegen,
Und ich, ich Seliger, — war der Regen.

In der Eisenbahn.

Zum offenen Fenster
Hinausgelehnt.
Die Luft fliegt.
Das Auge thränt.

Hinter mir
Sind laute Gespräche.
Vor mir der Wald,
Stürzende Bäche.

Der Wind kommt lau,
Lau und rund
An meinen Mund
Wie der Kuß einer Frau.

Laute Gespräche
Sind hinter mir.
Die Luft fliegt.
Der Kuß war von ihr.

Aus einem demnächst erscheinenden Gedichtbuch: „Der Weg des Verliebten". Verlag Axel Juncker (Berlin).

Der kleine Bär.

Nach dem Russischen des Ab. Derman.

In der Stadt K. war Alles zum Pogrom bereit, und die jungen Männer der jüdischen Bevölkerung organisirten schleunigst eine Selbstvertheidigung. „Gemeine" waren genug da; aber es machte sich ein Mangel an Führern, an „Corporalen" und „Hauptleuten" fühlbar, da die nervöse, überreizte jüdische Einwohnerschaft unter sich fast gar keine ruhigen, kaltblütigen, von Selbstvertrauen erfüllten Männer besaß, von denen zu erwarten gewesen wäre, daß sie im kritischen Augenblicke die Sache nicht durch zu frühes oder zu spätes oder auch ungeschicktes Handeln, durch einen falschen Schritt verderben würden. Daher wurden einige Corporalschaften nothgedrungen Leuten unterstellt, denen man nur wenig Vertrauen schenkte.

Von dieser Art war der Führer der vierten Corporalschaft, ein Unterprimaner des Gymnasiums, mit Vornamen Mischa; sein unschöner Familienname war Koltun (d. h.

Digitized by Google

Weichselzopf). Er war ein schwerfälliger, corpulenter, junger Mensch, mit gebückter Haltung, kurzhalsig, mit ausdruckslosen Augen in einem alltäglichen Gesichte, mit derben, schweißigen Händen und breitspurigem Gange; wegen seiner allgemeinen Plumpheit hatte er den Beinamen „Der kleine Bär“ erhalten. Er hatte zu wiederholten Malen zwei Jahre in einer Classe gesessen und sah in Folge des schmutziggelblichen, ungleichmäßigen Haarwuchses im Gesichte schon fast wie ein Erwachsener aus.

Es war ihm eine Corporalschaft in einer Gegend der Stadt übergeben worden, wo man den Anfang des Pogroms nicht erwartete, nämlich in der Hauptstraße, in der sich die Amts- und Gerichtslocale, die Kirchen und nur wenige jüdische Läden befanden.

Am frühen Morgen des Tages, an dem der Pogrom ausbrach, besuchte ich die Wachstube der vierten Corporalschaft. In einem Hintergebäude, in einem großen, niedrigen Zimmer mit einer Hobelbank, zwei breiten Betten, über welche schmutzige rothe Decken gebreitet waren, mit zwei kleinen Tischen und einigen Schemeln, lagen und saßen zwölf bis fünfzehn junge Männer umher. Ein dicker Tabaksrauch erfüllte den Raum, und es roch nach saurem Brode. In dem Qualm und bei dem matten Lichte des nebligen Herbstmorgens sahen die jungen Gesichter leblos, trübe, sozusagen körperlos aus, wie die Schattengesichter, die bei einem krankhaften Traume in dunkler Tiefe sich drängen.

Unerfreulich war der Morgen, unerfreulich die ganze Umgebung. Auf dem Tische stand eine halbgeleerte Flasche mit Branntwein und ein Teller mit Hering und Gurken. Die Gespräche bestanden nur aus kurzen, abgebrochenen Sätzen. In der Nacht hatten einige Wache halten müssen, und diese schliefen nun. Ab und zu redeten sie im Schlafe ein paar unzusammenhängende, sinnlose Worte.

Der kleine Bär ging mit breitgesetzten Füßen von einer Ecke nach der andern, ohne Jemanden anzusehen. Er hatte einen alten Tuchpaletot an, wie ihn Gymnasiasten tragen; oben war ein Knopf zugeknöpft, und wenn er umwendete, so flatterten die Schöße auseinander, als ob ein aufgescheuchter Vogel mit den Flügeln schlüge.

Ich trat an ihn heran und drückte ihm schweigend die schweißige Hand, die er einem immer zu reichen pflegte, ohne sie zu biegen, wie eine Leichenhand. In aller Kürze theilte ich ihm einen Auftrag des „Hauptmanns“ mit. Er sah mich mit seinen matten Augen an, die von gleicher Farbe waren wie der mißfarbige Flaum, der auf seinem Gesichte wuchs, und ihr Ausdruck änderte sich nicht. Und unwillkürlich sagte mir eine bedrückende, böse Ahnung: wenn sich in seiner Corporalschaft Leute mit Mannesmuth befinden, so wird er diesen Mannesmuth in ihnen mit seinen Augen ertödten.

Er blieb mitten im Zimmer stehen, blickte nach dem Fenster und sagte in gleichmüthigem, kaltem Tone, wobei er den Buchstaben r stets ganz wegließ:

„Kame'aden! Seht so'gfältig die 'evolve' nach. Nichts ohne Befehl thun. We' eigenmächtig schießt, wagt sein Leben, — da'an denkt. Die e'ste Salve jedenfalls in die Luft. Wenn ich falle ode' ve'wundet we'de, so geht das Commando an Stuptschis übe'; wenn auch diesem etwas zustößt, an Notkin.“

Der Befehl wurde ausgeführt. Die Hähne der Revolver knackten; deutlich war das Klappern der Kugeln zu hören, die in die Trommeln gelegt wurden. Aufmerksam revidirte und putzte der kleine Bär seinen eigenen Revolver; dann steckte er ihn in die innere Seitentasche seiner Bluse und nahm seine gleichmäßige Wanderung in der Diagonale von einer Ecke nach der anderen wieder auf.

* * *

Wider unser Erwarten hatten sich die Tumultuanten nun augenscheinlich doch dafür entschieden, mit der Hauptstraße anzufangen und nicht, wie wir gemeint hatten, mit einem äußeren Stadttheile oder dem Bazar. Die Volksmenge kam aus der Hauptkirche herausgeströmt; einzelne Gruppen sonderten sich davon ab und sammelten sich bei einem Branntweinladen. Aus den benachbarten Revieren erschienen schnell noch zwei Corporalschaften der Selbstvertheidigung, und das Obercommando ging nach allgemeingiltiger Vorschrift auf den kleinen Bären über, weil dies das Revier seiner Corporalschaft war.

Auf der einen Seite, neben dem Laden, stand bereits eine dichtgedrängte Masse, welche es auf Gewaltthaten abgesehen hatte; auf der gegenüberliegenden bildeten die Kämpfer der Selbstvertheidigung eine ausgedehnte Kette in Gestalt einer gebrochenen Linie, eines nicht geschlossenen Vierecks. Etwas vor dieser Kette ging der Gymnasiast in seiner krummen Haltung an ihr entlang hin und her, den obersten Paletotknopf zugeknöpft. Auf beiden Seiten herrschte das Schweigen höchster Spannung. Nur dumpfes Glockenläuten. Der Nebel bedeckte die Straße, und was rechts und links von den einander gegenüberstehenden Feinden geschah, blieb diesen unsichtbar.

Dem Laden näherte sich der kleine Prjadkin, der Gehülfe des Polizeimeisters, und sagte leise etwas zu den dort Stehenden. Als Antwort ertönte ein wirres, halblautes, zweideutiges Gebrumm der Menge, und finstere Blicke wurden von dort nach den Selbstvertheidigern hinübergeworfen. Prjadkin kam über die Straße herüber, wobei er den langen, zu seiner kleinen Figur nicht passenden Säbel in der Hand hielt, und wendete sich an den kleinen Bären; schon von Weitem lächelte er ihm wie einem lieben Freunde zu.

„Hören Sie mal, Herr Koltun,“ sagte er und machte einen Versuch, ihn um die Taille zu fassen, was aber der Gymnasiast durch eine plumpe Bewegung nach rückwärts verhinderte, „führen Sie Ihre Armee weg.“

„Füh'en Sie die Ih'ige weg,“ erwiderte der kleine Bär in gleichmüthigem, aber festem Tone.

Prjadkin wurde dunkelroth und war offenbar einige Augenblicke unentschlossen, ob er sich beleidigt fühlen oder es als Scherz aufnehmen sollte. Er entschied sich für das Letztere.

„Nein, ohne Spaß! Ich garantire Ihnen, daß nichts passirt. Die Leute haben sich hier einfach wegen des Festtages zusammengefunden, ohne alle verbrecherischen Absichten. Ueberdies, falls wirklich etwas vorfallen sollte, ist die amtliche Gewalt stark genug; darauf können Sie sich verlassen ... Sie regen die Leute nur auf!“

„Wi' haben gleichfalls keine ve'b'eche'ischen Absichten; unse' Zweck ist lediglich Selbstve'theidigung. Sie wissen ja doch selbst, daß wi' unse'seits keinen Pog'om ve'anstalten.“

„Nun, Herr Koltun,“ sagte Prjadkin, und das Lächeln verschwand von seinem Gesichte, „ich rathe Ihnen zum letzten Male, Ihre Truppe wegzuführen. Sie sind Gymnasiast und nicht dazu berufen, die Ordnung aufrecht zu erhalten ...“

„Beschwe'en Sie sich übe' mich beim Gymnasialdi'ekto'!“ unterbrach ihn Koltun.

„Wir können nicht zulassen, daß sich Jemand die Obliegenheiten der gesetzlichen Behörde anmaßt. Sie werden es bereuen.“

„Vielleicht,“ erwiderte der kleine Bär und ging von ihm weg.

„Macht, daß ihr von hier fortkommt! Nach Hause!“ befahl Prjadkin.

Niemand rührte sich. Zornig drehte er sich um und entfernte sich schnellen Schrittes. Wieder standen einander wie vorher die Feinde allein gegenüber.

In dem Haufen der Plünderungslustigen machte sich eine Bewegung bemerkbar. Dann wuchs dort ein Getöse heran, wie das Brausen einer anstürmenden Woge, und gleichzeitig erscholl der Ton zerbrochener Glasscheiben und

Digitized by Google

das Klirren der eisernen Gitter an den Fenstern und Thüren des Ladens.

Schnell wendete der Gymnasiast sich mit dem Gesichte dem Volkshaufen zu.

„Wi' we'den sofo't schießen! Weg von da!" rief er, und in seiner sonst gewöhnlich so matten Stimme lag etwas von dem Tone einer straff gespannten Metallsaite. Lautes Gelächter und Gejohle war die Antwort. Die Gitter krachten.

Der kleine Bär wendete sich zu den Kameraden um; unter seinem Blicke richtete sich ihre Linie von selbst gerade, und ich fühlte, wie sich meine Hände fest zusammenballten. Die Augen brannten ihm wie Kohlen im Kopfe; eine gebieterische Mannhaftigkeit lag in ihrem stählernen Glanze. Wie der Blitz liefen sie schnell durch die ganze Linie hin, und mit derselben metallischen Stimme rief er, indem er an den Flügel trat:

„Salve!"

Ein trocknes Knattern, wie der Ton eines nahen, kurzen Donners. Langsam zerflossen die Rauchwölkchen im Nebel. In dem Volkshaufen ertönten von Neuem Gejohle und Lachen und einzelne Rufe:

„Sie schießen mit Kartoffeln! ... Nieder mit ihnen! ... Die verfluchten Hunde!"

Aus dem Haufen der Tumultuanten sonderte sich eine Gruppe ab und trat vor, näher an uns heran.

„Kame'aden!" commandirte der kleine Bär scharf und bestimmt. „Die mittle'e Co'po'alschaft vo'wä'ts! Kame'aden! Denkt nicht an euch! Genau zielen! Muth im Kampfe!" wendete er sich an die vortretende Corporalschaft. „Salve!"

Fast gleichzeitig ertönten die Salven von der einen und von der andern Seite. Der kleine Bär und noch zwei Mann von der Selbstvertheidigung fielen; es folgte eine neue Salve der Selbstvertheidigung. Unter den Tumultuanten entstand eine Unruhe. Wir liefen über die Straße und verjagten sie. Seitwärts im Nebel paradirte eine Reihe von Dragonern. Eiligst kehrten wir zurück, hoben die Todten und Verwundeten auf und trugen sie nach dem Wachlocale der vierten Corporalschaft.

Der kleine Bär war durch eine Kugel, die ihm tief in die Brust gegangen war, sofort getödtet worden. Sein Gesicht war ruhig; in den kleinen Augen lag der starrgewordene Ausdruck grimmiger Entschlossenheit.

Und auf diesem unschönen Gesichte war jene Heldenhaftigkeit des begeisterten Anführers ausgeprägt, durch die er uns in dem Augenblicke, bevor er den Tod fand, in Erstaunen versetzt hatte. — — —

(Deutsch von H. Röhl, Halberstadt.)

Indiana.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Hundertfach wechselnd wie die Odalisken eines Sultans sind Eindruck und Stimmung eines Menschen. Ueber eine Galgengeschichte kann man nacheinander lachen, schaudern und erbrechen, von einem Abenteuer sich verzehren lassen, loswinden, es hassen und vergessen. Alles, was außen ist, geht mich nur an, wenn es in mich eingeht. Wenn es mich nicht mitnimmt, besteht es nicht, und wenn es in meine Tiefen geht, ist es der Erde Herzpunkt und der Welten Hauptbegebniß. Alle Geschichte wird erst durch mich, und meine Geschichte ist die höchste. Wenn ich sterbe, hört die Geschichte auf, und von dem Tag, da ich lebe, ist sie erst.

„Was willst Du thun, Gott, wenn ich sterbe?
Mit mir verlierst Du Deinen Sinn ..."

Wenn ein Prinz um eine Prinzessin freit, und mich kitzelt nicht der „Schrei der Liebe", so kann ich die Regenwolken herniederbeten, auf die Schranzen und Gaffer in Furcht blicken. Und schon morgen, wenn die Prinzessin mit dem Prinzen einzieht, kann ich wie ein Besessener im Hochzeitszuge springen und den reichen Drang meines Herzens mit dem Pech der Fackeln überlodern lassen. Mein Trübsinn von gestern raubt mir nicht das Recht auf Ausgelassenheit für morgen. Und wer einen Widerspruch zwischen der Tollheit und dem Trübsinn findet, der kennt nicht den Wechsel von Eindruck und Stimmung, der kennt nicht die hundert Odalisken des Sultans ...

* * *

Indiana ist ein Land, das weit von uns liegt. Es soll in Amerika sein, und das ist weit und groß. Tief drinnen aber in diesem Lande giebt es einen Ort, der seit einigen Tagen eine wüste Stätte ist. Man begreife: der in Trümmern liegt, den Gase, die aus Pulver geriethen, in Trümmer legten. Dabei sind Menschen, in einer Zahl, die jeder Tag anders nennt, (wie der Sultan die Frauen seiner Kammer) untergegangen oder mit Wunden übersät worden. In den Wagen der Eisenbahnen haben sich Menschen verletzt, Kohlengruben sind erschüttert, das Haus, in dem zweihundert Kinder fibel- und bibelfromm lernten, ist über zweihundert Häuptern zusammengefallen, und in einem Umkreis von sechzig Meilen hat man ein Beben und ein Schüttern gehört, wie man es sonst nur bei einem Erdbeben hören soll. Die Erde wankte.

Vor gar nicht Langem ist auf unserer Rothen Erde fast ein Gleiches geschehen. An der lieblichen Wasserscheide zwischen der Mark und Mecklenburg hat vor Kurzem eine gleiche oder ähnliche Explosion die Luft durchwölkt: beim Bereiten von Sprengstoffen sprangen Buden in die Luft und von dem gewaltigen Luftdruck dröhnten die Nahen und Weiten. Hände, die an Gefäßen arbeiteten, die der Pandora Büchse glichen, wurden in die Luft gerissen. Und viele Köpfe schwirrten zerrissen umher.

Das sind die Thatsachen, die uns gewiß sind, die Keiner bestreiten kann, die historisch sind: die Explosionen auf der rothen Erde, bei Dömitz und in Indiana, das weit und groß ist ...

* * *

Wie bist Du, sage es mir! Ich schlinge meinen Arm um Deinen Nacken, und mein Ohr kommt zu Deinem Munde, der wie die Linie eines Pfeiles ist ... Oder wie ein geschwungener Bogen ist? Oder wie eine gezirkelte Braue? Mit einer sinnlichen Wölbung? Oder einer starren Kälte? Ich neige mich zu ihm. Und Du sagst mir, wie Dir ist ... Innen, ganz innen, wo sich die Leidenschaften zubereiten, wo der Kochherd der Seele ist ... Ist da alles lau und schlägt kein Feuer los? Magst Du nicht hören, was draußen prasselt? Dich nicht empören, wenn Hände zerrissen werden und ein Kopf durch die Lüfte schwirrt? Das brauchst Du nicht: du bist Du und Dein Mund ist kalt. Du hast Deine Rechte, und ich werfe Dir nichts vor; denn Deine Stimmung ist Dein Himmelreich. — Du aber, ja, ich sehe Deine brennenden Augen, die grünlich schillern, und die blonde Last auf Deinem Haupte, in der Du ertrinken lassen kannst, wem Du Dich schenkst. Du, deren Lippen in einem ewigen Spiel sind, als müßten sie unterdrücken, was über sie an Bekenntniß und Beichte und Bitte schießen will, Du hast die Fackellohe in Dir, den Pulverdampf und die Sprengkraft des Dynamits. Du horchst dumpf in Dich hinein, denn eine Unruhe kommt aus Dir heraus, die alles in Nebel hüllt. Und hörst wieder, was draußen sich begeben, da, wo Indiana ist, groß und weit und weit und groß. Blutnebel schwimmen vor Deinen Augen. Der schreckliche Knall explosiver Stoffe posaunt Dir ins Ohr. Und zu den schwirrenden Köpfen treibt Dich Dein Mitleiden hin. Denn Du hast Angst um Deinen schönen Hals, mit Deinen brennenden Augen, die ins Grünliche schillern, mit Deinen Augen, die eine Angst haben, die Du mir nicht nennst, die ich nicht hören will und um die ich doch weiß. Denn was haben Frauen mit brennenden Augen, die ins Grünliche schillern, anders zu verbergen als das Eine, Eine, das verboten ...

* * *

So hört die Eine gar nicht den mahnenden Donner und die Andere, die ihn hört, nur, weil ein eigenes Echo in ihr ist, das von wirklichem Mitfühlen so weit entfernt ist, wie nur irgend etwas. Man sagt dann, daß Indiana weit ist, und daß es uns nicht angeht, weil das große Meer zwischen uns und ihm liegt. Aber wenn in dem Städtchen, das nun wüste Stätte ist, ein Deutscher gewesen wäre, der zerstückelt worden, dann griffe es tiefer, dann packte es an, wimmerte eine Angst in uns und unsere Hände könnten spenden. Ist der Bewohner anderer Welttheile ein Anderer als wir? Hat er nicht einen Kopf, in dem Augen sind, und Beine, mit denen er geht? Vielleicht auch mit den Hacken nach Innen und den Spitzen nach Außen? Ja, er hat das. Und wir wissen das alle. Aber Indiana ist weit, und wir können uns seine Menschen nicht vor die Seele stellen ...

Wenn man aber das Mitleid mehren will, von dem man sagt, daß es der Zeit entschwinde, so vermehre man der Menschen Phantasie ... Wenn wir Alles, was sich begiebt, bunt in unsere Sinne schließen könnten, dann würden wir sicher auch die spendende Hand und das volle Herz haben ... Man schenkt uns heute bereits Bilder von aller Welt. Wenn sie bunter und wahr, wenn sie rascher und reicher sein werden, wenn man unseren Kindern die Phantasie beläßt, die Alles schafft und aus sich bildet, dann werden späterhin leichter ahnende Seelen Vorstellungen gewinnen, die wir heute nicht haben; das Ferne so erleben wie eingeborenen Besitz. Fremdes Schicksal wird dann ein eigenes werden, und darin liegt, wie wir seit mehr als fünfundsiebzig Jahren wissen, der ewig fließende Quell von Mitleid und Hülfe. Noch immer wird dann der Eindruck, die Stimmung entscheiden, die der Einzelne

Digitized by Google

von den Begebnissen der Frau Welt empfängt. Aber in jedem werden schwirrende Köpfe, zerstückelte Leiber und der verwirrende Lärm explodirenden Pulvers diesen Eindruck erlösen. Alles, was heute noch nicht geschieht, da sich in Indiana, das so groß und weit ist, dieses begeben hat ... Denn die brennenden Augen, die grünlich schillern, sie zählen nicht, sie zählen nicht ...

Theuerung.

Es drang die Kunde in meine Stube,
Daß sich im Lande ein Stöhnen erhube,
Weil gegliches: Butter, Kartoffel und Ei
Und Zwiebel im Preise gestiegen sei.

Auch die Tränklein, die wir zur Gurgel führen,
Die Ehe-, Kindtaufs- und Sterbgebühren,
Die Seife, der Idealismus, das Schmalz
Vertheuerten schandbar sich ebenfalls.

Daneben die Junggesellen-Symposi,
Für gewisse Damen die amorosi,
Die Steuern und auch das Denkmalsheer —
Sie werden bedeutend kostspieliger.

Kein Knecht will mehr für drei gute Groschen
Von seinem Gutsherrn werden verdroschen,
Die Dienstmagd, als ein gescheites Huhn,
Wills auch nicht mehr für das Gleiche thun.

Und alle die Bürgerlustbarkeiten,
Die Damen, die winkend vorüberschreiten,
Der Kaffee, die alma mater, der Rum —
Kurz, Alles wird theurer dem Publicum.

Drum ob der Zeit, der mit Recht verdammten,
Ergrimmen nun selbst die braven Beamten
Und wollen mit unterthängem Geschrei
Der Zulagen viele und mancherlei.

Und siehe, der Staat, der immer rasche,
Er greift hinein in die magre Tasche
Und legt dem jammernden Volk was zu —
Nur der Poet bleibt die dumme Kuh.

Er stammelt bloß trübe sein „Wenn" und „Aber" —
Doch Keiner mehrt ihm das Bißchen Haber
Und giebt in den Hintern ihm einen Tritt:
„Poeten sind keine Beamten nit!

Und alle die Wissenschaftler und Denker,
Die alten papiernen Grübler und Stänker,
Sie haben ja Geist zu fressen genung —
Was wöllen die jetzt bei die Theuerung!!"

Terentius.

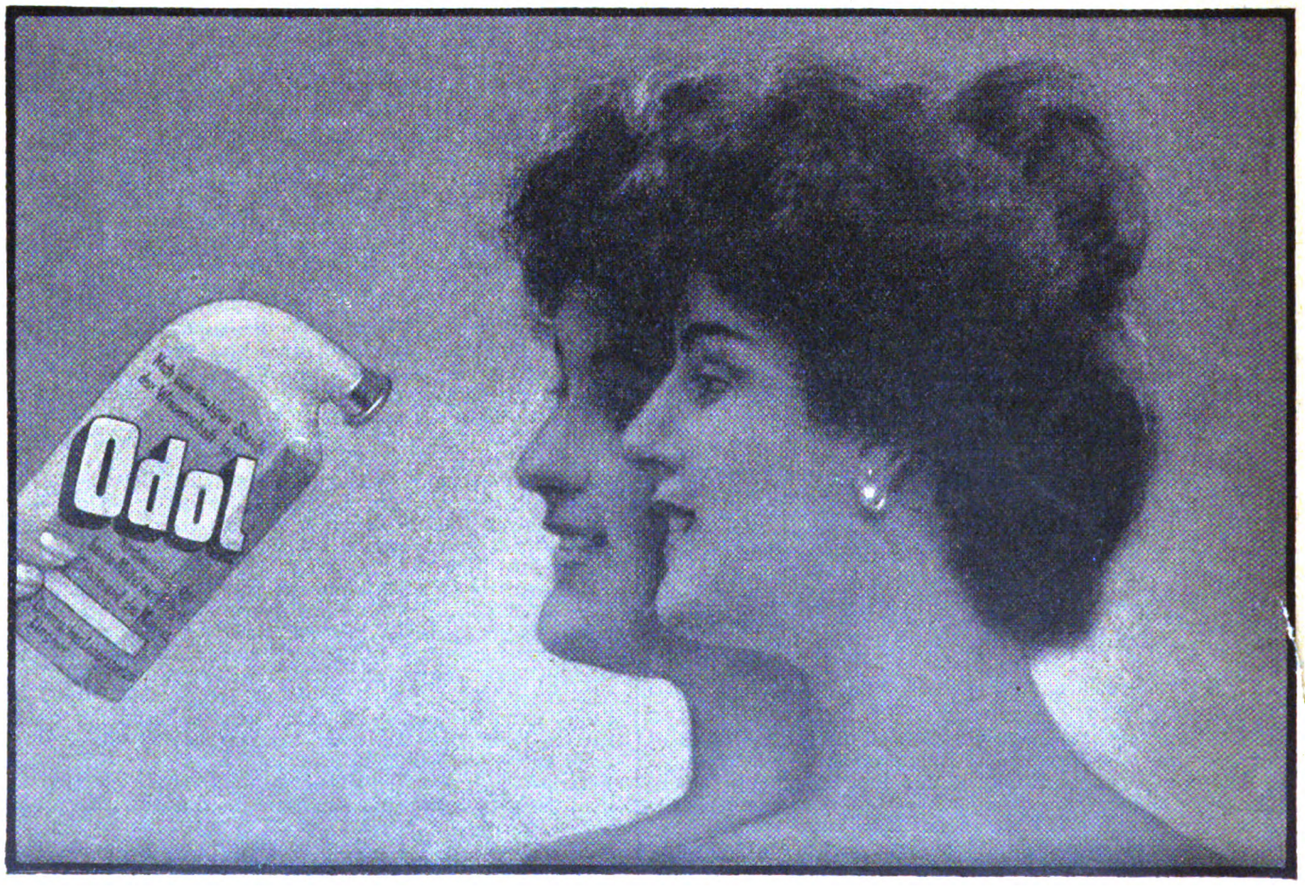
Notizen.

Ein neues Violin-Concert von Mozart.

Die soeben erschienene Nr. 91 der „Mittheilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig" bringt eine große Ueberraschung: Das 7. Violin-Concert von Mozart! Das Autograph dieses Concertes (Eigenthum von Habeneck in Paris bis 1837) ist verschollen, nur eine Abschrift wurde eifersüchtig von Eugène Sauzay, der sie Niemand zugänglich machte, gehütet. Es ist nun dem Vorsteher der Musikabtheilung der Kgl. Bibliothek in Berlin, Prof. Dr. Kopfermann, gelungen, eine zweite Abschrift des Autographes aufzufinden und nach dieser erfolgte erstmalig die Herausgabe. Nach einer Notiz auf dem Autograph ist das Concert am 16. Juli 1777 in Salzburg vollendet worden, also zwei Jahre später als die ersten bekannten Violinconcerte. Die Spuren der Zeit seiner Entstehung zeigt das Concert am deutlichsten in der Besetzung und Behandlung des Orchesters, das neben dem Streichquintett nur noch zwei Oboen und zwei Hörner verwendet. In dieser Beziehung hat der Componist unzweifelhaft die örtlichen, immerhin beschränkten Salzburger Verhältnisse berücksichtigt. Die Uraufführung erfolgt gleichzeitig in Dresden, Leipzig und Berlin am 4. November dieses Jahres.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.



Digitized by Google

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton. Katalog **gratis.**

Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZERSTRASSE 21.

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking **(Baden).**

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Technikum Eutin.

Maschinenbau. Hoch- u Tiefbau.

Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.

Progr. gratis. Dir. Klücher.

London W. 8|9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.

London W. 8|9 Colville Square.

Verlagsanstalt

erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Digitized by Google

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen **Fahrkarten, Auskunft** über **Reise** u. a. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Teppiche in allen Arten liefert billigst Versandhaus Benecke & Lattey Magdeburg
Illustrirter Katalog postfrei.

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch**, 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

Wollen Sie

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

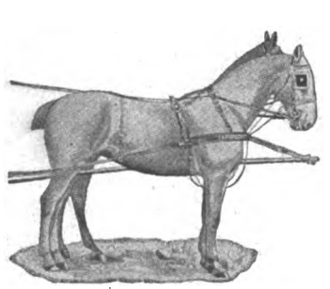
Detail-Verkauf:

Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

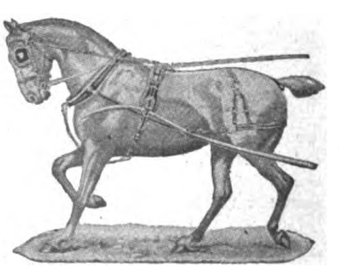
Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**



Max Stier

Erste Berliner Luxus-Pferdegeschirr-Fabrik

Berlin N. 20, Drontheimer Straße 31.



Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 2. November 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Von dem regierenden Centrum an der Isar. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Die Civilproceßnovelle und die Socialpolitik. Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz). — Stein, Preußen und die deutsche Nation. Von Max Lehmann (Berlin). I. — Unter den Buschmännern der Kalahari. Von Hubert Henoch (Berlin). — Die Schattenbühne als deutsche Volksbelustigung und das literarische, deutsche Schattenspiel. Von Prof. Dr. Georg Jacob (Tübingen). II. — Ein Aufsehen erregender Roman aus dem Jahre 1868. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin). — Drei Balladen. Von Oskar Wiener (Prag). — Herr von Balthesser phantasirt über das Thema „Die Dame". Von Richard Schaukal (Wien). — Ein Opfer. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Der Glaspalast in München. Von Roderich Frhr. v. Ompteda. — Deutsche Tugend. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

Von dem regierenden Centrum an der Isar.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Der am 27. September zusammengetretene bayerische Landtag hat jetzt also einen reichlichen Monat hinter sich. Geschehen war dort wenigstens in den ersten vier Wochen nur das Minimalste, und die Trägheit des Geschäftsganges schleppt auch unter dem neuen Wahlgesetz der Volksvertreter des zweitgrößten deutschen Einzelstaates nach. Als im verwichenen Frühjahr das norwegische Großthing ein Reisestipendium zum Studium der Geschäftsordnung auswärtiger Parlamente gestiftet hatte, schlugen wohlwollende Kenner des bayerischen Constitutionalismus vor, diese Untersuchung zum Zweck der beschleunigten Großthingsberathungen an der grünen Isar zu beginnen, weil dort die Berathungspraxis unerreicht sei. Das ist sie in der That und war es seit Menschengedenken, allerdings in ganz besonderer Weise. Die einschlägige Klage ist sehr alt und wird wohl noch beträchtlich älter werden.

Immerhin brachte die wirklich am 19. October mit Zuhülfenahme von Abendsitzungen zu Ende gebrachte Etatsberathung der zweiten Kammer einige reichspolitisch nicht ganz uninteressante Darlegungen. Die Beschwerde des Bamberger Domcapitulars Dr. Franz Schädler über die bayerische Bundesrathszustimmung zu der Reichstagsauflösung vom 13. December v. J. nöthigte dem Ministerpräsidenten Frh. v. Podewils eine ziemlich unzweideutige Kritik der damaligen Centrumstactik ab. Zwar verclausulirte der vorsichtige Herr sie durch die Bemerkung, daß bei jener Zustimmung irgend eine Tendenz gegen eine Reichstagspartei nicht mitgewirkt habe, und daß man lediglich von sachlichen Gründen bestimmt worden sei. Thatsächlich aber fiel gerade dadurch das Urtheil über den Reichstagsbeschluß vom genannten Tage, wie über die dabei maßgebend gewesene Partei desto nachsichtsloser aus. Der Minister bezeichnete diesen Beschluß als eine zweifellose Competenzüberschreitung, durch die der Reichstag in die Rechtssphäre der Executive, wie in die südwestafrikanische Kriegführung hinübergegriffen habe. Diesem Versuche mußte die bayerische Regierung grundsätzlich entgegentreten, und so hatte sie im Bundesrath schon voraus der Reichstagsauflösung zugestimmt, falls der einschlägige Ausschußantrag die Mehrheit des Reichstagsplenums gewinnen würde, was dann bekanntlich geschah. Herr Dr. Schädler hat sonst stets für einen sehr wohl überlegten Parlamentarier gegolten, desto bezeichnender für die Verstimmung des Centrums war es, daß gerade er sich jenen so gründlich abfälligen Bescheid systematisch provocirte. Man kann darin ein ironisches Moment erkennen: das Centrum betont bei jedem denkbaren Anlaß seine unbedingt föderalistische Gesinnung, thatsächlich aber greift es recht gerne bei Gelegenheit in die Executive und damit in die Competenz des Bundesraths hinüber, auf welche Anomalie schon Fürst Bismarck wiederholt aufmerksam gemacht hat.

Auch die übrigen Erklärungen vom Ministertisch in dem Saal an der Münchner Prannersgasse konnten der regierenden Kammerpartei keine besondere Freude bereiten. Die socialpolitische Rolle Bayerns im Bundesrath hob Herr v. Podewils mit Recht als besonders wirksam und mitbestimmend hervor, verwies dabei aber auf die Kosten der für die übrigen Staaten zum Muster gewordenen deutschen Socialreform und motivirte damit indirect die angekündigte Steuererhöhung. Dieselbe Note klang aus den Darlegungen des Verkehrsministers v. Frauendorfer hervor, der Angesichts des unbedingt zu wahrenden föderalistischen Standpunkts den Anschluß Bayerns an die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft für absolut undenkbar erklärte; dabei gab er den Entgang finanzieller Vortheile zu, den er aber möglichst bescheiden zu beziffern bemüht war. Dem föderalistischen Gesichtspunkt konnte sich das Kammercentrum natürlich nicht versagen, aber die Consequenz in der Steuerfrage wird sich deßhalb nicht weniger aufdrängen. Auch der einzige noch übrige evangelische Minister, die Finanzexcellenz v. Pfaff, behandelte dasselbe Thema in der Ablehnung der directen Reichssteuern als eines unitarischen Hebels. Gegen die Mittelstaaten und voran gegen Bayern wird sich die directe Reichsvorlage niemals durchsetzen lassen, aber die gerade in jenem Staate längst nur mühsam verdeckte Deficitwirthschaft kann dadurch nur verschlimmert werden. Relativ war beiläufig der jüngste finanzielle Jahresabschluß unerwartet günstig. Aber auch darin liegt von Neuem ein sehr merkbares ironisches Moment. Gerade die unversöhntesten Gegner des preußisch-deutschen Reiches in dem bayerischen Ultramontanismus müssen am eifrigsten eine möglichst gute Finanzirung des Reiches wünschen, um die Sonderstellung ihres Staates so lange wie möglich zu erhalten. Die dem Fürsten Bismarck 1879 durch Herrn Windthorst mit Hilfe des Linksliberalismus abgedrungene Franckensteinsche Clausel war gerade für den Particularismus eine sehr zweischneidige Waffe, und das seitdem ver-

Digitized by Google

gangene reichliche Vierteljahrhundert hat es zur Genüge dargethan.

Diese Finanzcalamität erschwert die Lage des regierenden Kammercentrums um so mehr, als es zu gesteigerter Rücksicht auf die bäuerliche Wählergefolgschaft eben jetzt die dringendste Veranlassung besitzt. Das socialdemokratische Bündniß hat der Partei ihre augenblickliche Machtstellung verschafft. Aber die dafür durch Herrn v. Vollmar präsentirte Rechnung zeigt sich bei näherer Betrachtung als keineswegs bescheiden oder unbedenklich. Das Centrum mußte in seine Kammersitze verschiedene schwarze Arbeitersecretäre aufnehmen, Herren, die ganz überwiegend ursprünglich Socialdemokraten gewesen waren, dann aber ihr katholisches Herz entdeckt haben — wie die Gegner spotteten den katholischen Taufschein — und zum Centrum übertraten, das diese Bekehrung dann durch Landtagsmandate belohnen mußte. Allerdings mußte, denn wie mehrere socialistische Agitationsredner ausgeplaudert haben, zwang die letztbezeichnete Partei dem Bundesgenossen diese Candidatur geradezu auf; nach dem Ausdruck eines dieser Redner „hatte vorher der Revolver tüchtig knacken müssen". Da alte Liebe nicht rostet, erfährt Ritter Georg v. Vollmar für sein Münchner Specialblatt von diesen dem Centrum zugehörigen Arbeitersecretären regelmäßig die internen Parteivorgänge und kann sie entsprechend ausbeuten; die Centrumsblätter haben das schon mehrmals officiell constatirt, damit aber nichts erzielt, als den Spott der übrigen Parteien. Das wäre das Wenigere: schlimmer ist, daß diese Landtagssitze aus der Haut der bäuerlichen Centrumsvertreter geschnitten werden mußten, da doch den geistlichen Kammersitzen kein Abbruch geschehen durfte und die Partei ihre Juristen, wie ihre Geburtsaristokraten nach Möglichkeit eher noch zu vermehren sucht.

Das letztere Capitel ist gerade in Bayern ein ganz besonderes. Das bezeichnete Kammerelement war geraume Zeit vom Centrum verfehmt und mit dem Nürnberger Parteigenossen Frhn. Haller v. Hallerstein zusammen Herr Georg v. Vollmar das einzigste geburtsadlige Mitglied der Abgeordnetenkammer. Die Rücksicht auf den Hof ließ das ändern, und schon der vorige Landtag sah wieder mehrere adlige Centrumsmitglieder; einer der letzteren, der Frh. zu Franckenstein jun. hat dann jetzt den clericaldemokratischen Dr. Heim aus dem Finanzausschuß der Kammer verdrängt. Der Vorgang ist nach mehreren Seiten hin sehr lehrreich. Gegen die ungezwungene Beredtsamkeit des letzteren Parlamentarius hatte sich in der Münchener Reichsrathskammer vor zwei Jahren ein Protest erhoben, wobei sich zu dem bejahrten Frhn. v. Soden die jungen Grafen Arco und Preysing hervorthaten. Der Skandal auf beiden Flügeln der Centrumspresse war groß; nun er allmälig wieder eingeschlafen war, erfuhr man, daß die Sache vom Reichstagscentrum in Berlin eingefädelt war; auch dort scheint sich also der oberpfälzische „Bauerndoctor" unliebsam bemerkbar gemacht zu haben. Einen wahrhaften Feuerbrand in die Centrumspartei des eigenen Landes aber drohte jetzt seine geplante Organisation der ländlichen Dienstboten, im genossenschaftlichen Sinne zu werfen. Die Großbauern müssen darin nothwendig eine Vorschule für die Socialdemokratisirung ihrer Dienstknechte erblicken, während Herr Heim darin gerade ein Bollwerk gegen die socialistische Propaganda errichten will und dabei bezeichnend genug den jüngeren Landclerus ganz überwiegend auf seiner Seite hat. Die trotz aller Abschwächung feststehenden Warnungen des Regensburger Bischof Dr. v. Henle gegen die parlamentarische Thätigkeit der Landgeistlichen gehören indirect in dasselbe Capitel und mögen das nach wie vor billig gebliebene Hofbräuhausbier den geistlichen Centrumsführern nicht gerade besonders würzen.

Wenn übrigens der vormals Dasbachische Wahlkreis Daun-Prün-Bitburg vom Centrum dem unterfränkischen Erbprinzen zu Löwenstein-Heubach übertragen wird, dann scheint das eine merkwürdige Einleitung der vom Centrum für das ganze Reich geplanten Wahlorganisation, die bisher formell nur für die Provinzen bestand. Für die Bayern enthält ja diese Candidatur eine große Aufmerksamkeit, aber sie verstärkt indirect den geburtsaristokratischen Einfluß bei dem bayerischen Centrum, und das kann dem linken Flügel jener Partei unmöglich willkommen sein. Die „preußischen" Gesinnungsgenossen als Danaer zu betrachten und entsprechend ihre Geschenke zu fürchten, ist auf jenem Flügel des bayerischen Ultramontanismus ein alt überlieferter Grundsatz.

Die Civilproceßnovelle und die Socialpolitik.

Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz).

Mit der Beurtheilung, welche der Entwurf eines Gesetzes zur Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Civilproceßordnung unter dem juristischen Gesichtspunkt gefunden hat, dürfte der Staatssecretär des Reichsjustizamtes wenig zufrieden sein. Aber auch die unter dem socialen und socialpolitischen Gesichtspunkt einsetzende Kritik hat keinen Anlaß, sich über den Hauptinhalt der Vorlage in anerkennender Weise zu äußern, mag auch immerhin zuzugeben sein, daß diese oder jene Vorschrift der Vorlage keineswegs durchaus schlecht ist. Diejenigen, die gehofft hatten, daß die mit großen Worten angekündigte Reform auch eine wirklich großzügige Reform sein werde, sind gründlich enttäuscht. Die Vorlage ist von dem Ehrgeiz, neuen Rechtsgedanken Eingang zu verschaffen, vollständig frei, sie begnügt sich mit einem recht bescheidenen Ziele; sie will das Verfahren bei den Amtsgerichten verbessern und beschleunigen, die Landgerichte etwas entlasten und — ganz nebenbei — dem Fiscus die Kosten für eine weitere Vermehrung der Gerichte und des Richterpersonals sparen. Da und dort ein neuer Lappen, auf dieser und jener Seite Flickarbeit, zum Theil ganz nothdürftige Flickarbeit, so könnte man vom formaljuristischen Standpunkte die Vorlage charakterisiren. Aber auch vom socialpolitischen Standpunkte kommen wir zu keinem besseren Ergebniß. Der Schwerpunkt der Aenderung der Gerichtsverfassung liegt in der Erweiterung der Zuständigkeit der Amtsgerichte, die nach der Novelle zuständig sein sollen, bürgerliche Rechtsstreitigkeiten vermögensrechtlichen Inhaltes zu entscheiden, bei welchen der Wert des Streitgegenstandes 800 Mk. nicht übersteigt. Auf diese Competenzverschiebung sind die Verfasser des Entwurfes anscheinend recht stolz, und sie glauben damit eine Abänderung des bestehenden Rechts in Vorschlag zu bringen, mit der gerade die wirthschaftlich schwachen Bevölkerungsclassen besonders zufrieden sein könnten. Und doch ist diese Competenzerhöhung gerade vom Standpunkte der socialen Beurtheilung alles eher, als ein Fortschritt: sie kann getrost als ein Rückschritt bezeichnet werden, und zwar als ein Rückschritt in plutokratischem Sinne. Gewiß, es giebt genug Rechtsstreitigkeiten, die sich ihrer Natur nach besser für die Entscheidung durch das mit dem Einzelrichter besetzte und rascher arbeitende Amtsgericht eignen wie für die Entscheidung durch das stets schwerfälligere Collegialgericht; allein sie werden nicht durch den Werth des Streitgegenstandes bestimmt, sondern durch die Natur des streitigen Verhältnisses, und es ist doch eine mehr als äußerliche Beurtheilung, wenn die Vorlage einfach den Wert des Streitgegenstandes als principium divisionis verwerthet. Daß das geltende Proceßrecht das Gleiche thut, ist keine Entschuldigung für die Novelle; denn diese soll ja unvollkommenes Recht durch minder unvollkommenes ersetzen. Vermag die Gesetzgebung dies nicht, so kann sie ruhig von der Abänderung des bestehenden Rechts Abstand nehmen. Wenn der Gesetzgeber alle Streitigkeiten aus einem Arbeits- und Dienstverhältniß, bei denen es sich um die vereinbarte oder übliche Vergütung handelt, den

Digitized by Google

Amtsgerichten zuweisen würde, so wäre dies durchaus berechtigt und würde auf Seiten der bürgerlichen Socialreformer mit vorbehaltloser Genugthuung aufgenommen werden. Nicht anders würden die Socialreformer bezüglich der Zuweisung aller Streitigkeiten aus einem Miethvertrag denken; das geltende Recht geht hierbei nicht so weit als es an sich wünschenswerth ist. Der Entwurf hat aber auf die Verwerthung der sachlichen Unterscheidungsmerkmale verzichtet, er schablonisiert, was ja allerdings einfacher ist. Als ob die Streitigkeit über eine Dienstbarkeit, über die Erfüllung eines verwickelten Specificationsgeschäfts, die Streitigkeit wegen der Bearbeitung eines Manuskripts mit den genannten und verwandten Streitsachen etwas gemein hätten, als ob sie sich eben so wie diese für die Behandlung durch den Amtsrichter eignete. Gewiß, man kann sich auf England und die englischen Einzelrichter berufen, man kann die Vorschläge des Frankfurter Oberbürgermeisters Adikes anführen, der in den mit „Richterkönigen" besetzten, monokratisch organisirten Gerichten das Ideal der Gerichtsorganisation erblickt. Nur schade, daß der Durchschnitts-Amtsrichter kein „Richterkönig" ist! Indem der Entwurf eine große Anzahl von Sachen, die sich für die Behandlung durch die Amtsgerichte mit nichten eignen, vor die Amtsgerichte verweist, vermindert er die Garantien für eine richtige Entscheidung, und zwar in erster Linie bezüglich der Rechtsstreitigkeiten der „Kleinen". Der Industrielle, der einen Proceß führt, bei dem es sich um 5000 Mark dreht, hat die Möglichkeit, ihn dreimal entscheiden zu lassen, nicht weniger als fünfzehn Rechtsgelehrte müssen sich damit befassen; wer aber einen Proceß hat, bei dem sich der Werth des Streitgegenstandes auf 799 Mark beziffert, hat nur die Möglichkeit, ihn zweimal entscheiden zu lassen und zwar nur durch vier rechtsgelehrte Richter. Heißt dies aber nicht für die Processe, bei denen es sich um geringere Objecte dreht, wesentlich schwächere Garantien der befriedigenden Entscheidung schaffen, als für die größeren und großen Objecte? Und doch hängt gar nicht allzu selten das Wohl und Wehe des Rechtsuchenden von dem Ausgang einer jener Processe ab, die fortan von dem Amtsrichter, und zwar im Tempo furioso erledigt werden sollen? Es ist gerade schon schlimm genug, daß man durch die Erhöhung der Revisionssumme die Anrufung des Reichsgerichts in Civilsachen für die große Mehrheit der rechtsuchenden Bevölkerung thatsächlich unmöglich gemacht hat. Wenn jetzt noch für diejenigen Streitsachen, an denen die minderbemittelte Bevölkerungsclasse vor Allem interessirt ist, auch die Zuständigkeit des Oberlandesgerichts ausgeschlossen wird, wenn sie sich mit einer erstinstanzlichen Behandlung begnügen muß, die der Behandlung durch ein Collegialgericht keineswegs gleichsteht, so muß dies als eine Aenderung der Justizorganisation bezeichnet werden, welche alles eher als „social" ist. Und mit einer solchen, jede Rücksicht auf die Systematik des geltenden Rechts entbehrenden Stückrevision glaubt man im Ernst den berechtigten Forderungen der Rechtsuchenden um Verbesserung der Civilrechtspflege gerecht zu werden! Wäre auch der übrige Inhalt der Novelle durchaus unbedenklich, was aber nicht der Fall ist, so würde die hervorgehobene Wirkung der Competenzverschiebung schon genügen, um unter dem Gesichtspunkte der socialen Beurtheilung die Ablehnung der Vorlage zu rechtfertigen. Gewiß, unser Civilproceßrecht bedarf dringend der Reform, vielleicht noch dringender als das Strafproceßrecht, aber einer von großen Gesichtspunkten ausgehenden Reform im großen Style, die in erster Linie die Laien zur Mitwirkung heranzieht und unter Beseitigung alles veralteten und überflüssigen Formelkrames bestrebt ist, dem Gedanken Anerkennung zu verschaffen, daß auch in dem Civilproceß der Staat die Aufgabe hat, dem wirklichen Recht, nicht nur dem formalen zum Sieg zu verhelfen. Mit einer solchen Reform würde sich die bürgerliche Specialreform einverstanden erklären, eine von kleinlich-fiscalischen Erwägungen getragene, am letzten Ende auf eine Verschlechterung der Garantieen für die Processe der kleinen Leute hinauskommende Aenderung des bestehenden Rechts muß sie dagegen ablehnen. Man mag immerhin sagen, daß auch auf dem Gebiete der Civilrechtspflege nicht mit Kanonen nach Spatzen geschossen werden dürfe. Aber anderseits muß doch gerade auf dem Gebiete der Rechtspflege dem Staat und der Gesellschaft die Hütte des Armen eben so hoch stehen wie der Palast des Reichen, und auch der Anschein kann nicht sorgfältig genug vermieden werden, als ob die sociale Differenzirung auch für die Rechtspflege etwas bedeutete. Zum Mindesten ist es aber der Vorlage nicht beschieden gewesen, diesen Anschein zu vermeiden.

Stein, Preußen und die deutsche Nation.

Von Max Lehmann (Berlin).

I.

Es giebt vielleicht in der Geschichte der Menschheit kein so schlagendes Beispiel für Hegels dialectische Methode, wie gerade die Entwicklung des preußischen Staates in den letzten 150 Jahren. Nirgends tritt es so klar zu Tage, wie der Begriff durch seine Begrenztheit zu seiner Aufhebung führt, in sein Gegentheil umschlägt, so ein neuer Begriff entsteht, der dann durch Verbindung mit dem ursprünglichen zu einer höheren Einheit gelangt. Das specifische Wesen des preußischen Staates verkörpert sich zuerst am vollkommensten in der Person Friedrich Wilhelms I. Er hat den altpreußischen absolutistischen Militär- und Beamtenstaat geschaffen und so seinem Staate die Organisation gegeben, die es seinem großen Sohne Friedrich ermöglichte, ihn mit so viel Glanz und unvergänglichem Ruhm in die Reihe der Großmächte einzuführen. Aber durch seine gewaltigen Siege schuf Friedrich gerade die Macht, die das eigentliche Wesen seines Staates in sein Gegentheil umkehren sollte: das deutsche Nationalbewußtsein. Aus Gleims Kriegsliedern und Klopstocks Oden, aus Goethes Dichtung und Wahrheit und vielen anderen Denkmälern jener großen Zeit klingt uns in mächtigen Tönen das Echo entgegen, das die großen Thaten Friedrichs des Einzigen in allen deutschen Herzen erweckte. Der Glanz seiner Persönlichkeit war es auch, der den jungen Reichsfreiherrn vom Stein trieb, in den sonst durchaus nicht verlockenden preußischen Dienst zu treten. Aber seine Absicht war nur, Deutschland in Preußen zu dienen, denn nur jenes sah er als sein einziges Vaterland an. Er erkannte, daß auf Preußen Deutschlands Zukunft beruhte. Aber ihm war das halbslavische Macht- und Herrschaftsprincip des alten Preußens verhaßt. In ihm hatte das deutsche Nationalbewußtsein ein urgermanisches, auf Staatsbürgerfreiheit und Selbstverwaltung beruhendes politisches Ideal erzeugt, und dieses zu verwirklichen, war das Ziel seiner großen Thätigkeit als Reformator Preußens. Er hat den friedericianischen Militär- und Polizeistaat umgewandelt in einen modernen Rechtsstaat und ihm jenen Schuß deutschen Wesens zugeführt, ohne den er seinen deutschen Beruf nie hätte erfüllen können.

Aber die conservativen Mächte des alten Preußens waren doch nicht völlig verdrängt worden, und nachdem das nächste Ziel der Reform, die Befreiung des deutschen Bodens vom Joche der Fremdherrschaft, erfüllt war, erhoben sie ihr Haupt mächtiger als zuvor. Auch der verzweifelte Ansturm des Jahres 48 führte nur zu halben Resultaten.

Erst der gewaltigen Persönlichkeit Bismarcks gelang es, indem er beide Principien, die friedericianische Tradition und das deutsche Nationalbewußtsein, vereinigte, zu einer höheren Einheit (im Hegelschen Sinne) zu gelangen: Preußen als Weltmacht und ausschlaggebender Factor im Deutschen Reich.

Digitized by Google

Die Entwicklung ist also scheinbar hiermit zu einem Abschluß gelangt. Dem ist aber nicht so, wenn wir den Verlauf der Entwicklung vom Standpunkte der deutschen Nation aus betrachten. Sie entdeckte zuerst ihr Wesen in dem Einheitstraum jener großen Zeit um die Wende des Jahrhunderts. Zu seiner Verwirklichung aber bedurfte dieser der Macht, denn die Widerstände waren zu groß; nicht Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern nur Blut und Eisen konnten sie brechen.

So fiel denn die Verwirklichung der deutschen Einheit und damit die Vormachtstellung im neuen Reiche gerade dem Staate anheim, der in seinem innersten Wesen trotz der Reform dem wahren Deutschthum noch immer fremd ist. Das Volk der Dichter und Denker, das berufen scheint, den andern Nationen auf der Bahn höchster Menschheitscultur als Vorbild voranzuschreiten, hat seine Verkörperung in einem Staate gefunden, der, aufgebaut auf dem Macht- und Autoritätsprincip, den anderen Nationen nur ein Gegenstand der Besorgniß ist und im Innern sich nicht als fähig erwiesen hat, die ihm gestellten großen culturellen Fragen, die sich nicht durch Disciplin und Organisation bewältigen lassen, zu lösen.

Diesen Gegensatz zwischen Preußenthum und Deutschthum, zwischen Macht und Freiheit (denn das ist die Basis deutscher Cultur) zu überbrücken, und so zu einer höheren Einheit zu gelangen, ist die große Aufgabe der Zukunft. Das hat übrigens schon Bismarck erkannt und ausgesprochen, hat es aber natürlich, seiner Natur entsprechend, nicht ausführen können. Um diese Aufgabe zu lösen, müssen wir wieder auf das alte Ideal Steins zurückgreifen, dessen Charakter und Entstehung wir uns deßhalb kurz vor Augen führen wollen.

* * *

Der Freiherr Karl vom Stein stammt aus einem alten Reichsrittergeschlecht. Diese Herkunft hat Stein immer als eines seiner kostbarsten Vermächtnisse betrachtet. Er strebte danach, in Allem stets ein echter deutscher Ritter und Edelmann zu sein, der „nichts Besseres sein solle, als der erste freie germanische Bauer, der an altem ritterlichen Rechte festhalten, der Vertheidiger, Führer und Beschützer der Geringeren sein und durch Barmherzigkeit und Treue Allen, und besonders den Armen, sich immer bereit und hülfreich zeigen müsse." „Ein Edelmann sei nicht geboren, auf seinen Schlössern und Gütern bloß wie ein blanker Herr mit den Rittersporen zu prunken und zu prassen und mit Jägern und Stallknechten sein Leben abzuspielen, sondern sein Beruf sei, in Arbeit und Sorge für alles Volk, im Krieg und im Frieden, in Rath und That der Vorderste zu sein." So spricht er es selbst aus, daß adlige Geburt für ihn nicht einen Anspruch auf höhere Rechte, sondern nur auf höhere Pflichten giebt. Deßhalb haßte er auch das kleine ostelbische Junkerthum, von dem er einmal zu Arndt sagte: „Ja, Sie meinen die in Mecklenburg und Hinterpommern und in den brandenburgischen Sanddünen, die nichts als hinterliche und hinderliche Gedanken und Ansichten haben können; da weht schon zu viel polnische und russische Luft herüber."

Der Stolz auf seine edle Herkunft gab ihm auch die rückhaltlose, ja oft rücksichtslose Offenheit, mit der er selbst Kaisern und Königen gegenüber seine Meinung sagte, den „Männerstolz vor Königsthronen", diese echt deutsche Eigenschaft, die in Preußen ein so seltenes Ding geworden ist.

Und echt deutsch war er in seinem Charakter. Ein schweres, heißblütiges Temperament kochte in diesem großen Herzen. Leicht brauste er auf in jähem Zorn und kannte dann keine Mäßigung; dazu gesellte sich ein fester, unbeugsamer Wille und eine gewaltige, unerschrockene Thatkraft. Was er einmal als richtig erkannt hatte, das ließ ihn nicht eher los, als bis er es ausgeführt hatte, oder der Lauf der Dinge die Unausführbarkeit erwies. „Geradeaus und geradedurch" war sein Lieblingswahlspruch.

Bei allen seinen Thaten stützte er sich auf eine innige, tiefe und ehrfurchtsvolle, aber doch nicht mystisch überschwängliche Religiosität. Er glaubte, aber er redete nicht viel von seinem Glauben, wie es die pietistischen Schwärmer seiner Zeit thaten, die stets den Heiland und Erlöser und „süßen Jesus" im Munde führten. Deßhalb hegte er auch einen Widerwillen gegen den Katholicismus mit seinem Heiligendienst: „Dr. Luther hat uns den Weg und Eintritt in den Himmel gottlob etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Ceremonienmeister und Thürhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch oft etwas abschüssig und gefährlich ist." Besonders aber haßte er die Jesuiten, denn „sie verstehen die Natternschlingungen und Umschlingungen und haben Natternzähne."

Die Entwicklung seiner Religiosität hatte die Erziehung durch seine Mutter, die geistvolle und gemüthstiefe Freundin Lavaters, noch gefördert. Ihren Einfluß charakterisirt er einmal mit den Worten: „Aus mir hätte ein Bösewicht werden können, hätte eine fromme Mutter und eine noch frommere ältere Schwester meinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht Zügel angelegt." Ihr verdankte er auch jene strenge Sittlichkeit, die ihm zum Leitstern auf allen seinen Wegen wurde.

So erscheint uns Stein als das Vorbild des deutschen Ritters und Edelmanns, wie ihn die Romantiker sahen: fromm und gottesfürchtig, streng sittlich bis zur Ungerechtigkeit gegenüber Andern, thatkräftig und willensstark, fürchterlich in seinem Zorn und innig in seiner Liebe, die Knechtschaft hassend und begeistert für Recht und Gerechtigkeit.

Wurzelt er so wie eine mächtige Eiche fest in der Vergangenheit, so nahm er doch andererseits bereitwillig die Ideen seiner Zeit auf. In seinen Lehrjahren an der Universität Göttingen lernte er die englischen Zustände und Einrichtungen kennen. Indem er sie verquickte mit seiner Anschauung von dem Wesen der altgermanischen Verfassung, schuf er sich jenes Ideal des Staates als sittlichen Organismus, der sittliche Zwecke durch Mitwirkung des freien Mannes am öffentlichen Leben verwirklicht. „Was Erziehungsanstalten für die Jugend", so sagt er einmal, „das ist Theilnahme an den staatlichen Angelegenheiten für den Aelteren; er wird genöthigt, seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit von dem Persönlichen auf das Gemeinnützige zu wenden, er handelt unter der Aufsicht der Oeffentlichkeit, eigennützige Absichtlichkeit und baare Eitelkeit würden von den Umstehenden bald entdeckt und gewürdigt."

Den Werth der Theilnahme der Regierten an der Regierung lernte Stein besonders hoch schätzen, als er nach seinem Eintritt in preußische Dienste im Westen der Monarchie als Verwaltungsbeamter wirkte. Hier, wo er in mehr als 20jähriger Thätigkeit vom Bergrath zum Oberpräsidenten emporstieg, bestanden noch die altdeutsche Bauernfreiheit und Reste der alten Landstände. Hier scheint auch sein Widerwille gegen die Pedanterie, Verknöcherung und Gleichgiltigkeit der Bureaukratie, den er schon von Hause aus hegte, sich verstärkt zu haben. Er bezeichnet es geradezu als seine Hauptaufgabe, als Verwaltungsbeamter „die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Thätigkeit hemmt, die Anhänglichkeit ans Mechanische zu zerstören, die diese Regierungsform beherrsche."

Man versteht, wie wenig ein Mann von diesem Charakter und diesen Anschauungen den ängstlichen, allen großen Entschlüssen abholden und streng autokratisch gesinnten Friedrich Wilhelm III. zusagen mußte, und daß dieser lange schwankte, ehe er sich entschloß, im Jahre 1804 Stein als Minister des Accise- und Handelsdepartements nach Berlin zu berufen. Auch Stein war sich dieses Gegensatzes wohl bewußt; weß-

Digitized by Google

halb er dennoch annahm, zeigt uns sein Ausspruch: „Wenn man innig überzeugt ist, daß Deutschlands Veredelung und Cultur fest und unzertrennlich an das Glück der preußischen Monarchie gekettet ist, so kann man gewiß nicht einen Augenblick zwischen Pflicht und Persönlichkeit schwanken."

Unter den Buschmännern der Kalahari.

Von Hubert Henoch (Berlin).

Dr. Leonhard Schultze, Professor der Zoologie an der Universität Jena, hat im Jahre 1903 von der damaligen Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes den Auftrag erhalten, die wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Grundlagen der Fischerei an der Westküste Südafrikas zu untersuchen. Das Curatorium der Humboldtstiftung für Naturforschung und Reise bewilligte ihm weitere Mittel für die Ausdehnung seiner Studien auf das Innere des Continents. Ueber die ersten Ergebnisse dieser Forschung veröffentlicht Dr. Schultze soeben seinen Bericht in einem 752 Seiten starken, reich illustrirten und mit guten Heliogravüren und Lichtdrucken versehenen Band.*) Der Verfasser bescheert uns damit ein Werk, das sich den großen Reisewerken aus der Feder unsrer besten deutschen Forscher ebenbürtig an die Seite zu stellen vermag.

Sein erstes Standquartier war die Lüderitzbucht, die damals weniger Bedeutung hatte als heute, da der gute Hafen Ausgangspunkt für eine ins Innere schneidende Bahnlinie ist. Von da aus betheiligte sich Schultze an den Küsten-Recognoscirungsfahrten von S. M. S. „Wolf", wandte sich dann den Inseln und der Küste südlich und nördlich der Swakopmündung zu und streifte zwei Monate durch das südliche Hererogebiet über das Komas-Hochland nach Windhuk. Der Rest des Jahres 1903 wurde dem Abschluß der Küstenstudien, der Januar und Februar 1904 dem vergleichenden Studium der englischen Fischerei am Cap der guten Hoffnung gewidmet. In Folge des Hereroaufstandes mußte die bis in alle Einzelheiten vorbereitete Expedition durch das Hereroland und die Kalahari zum Ngamisee unterbleiben. Ein Versuch, von Kubub aus Forschungen im südlichen Namalande zu betreiben, konnte auch nicht durchgeführt werden. Um nicht viertelverrichteter Sache nach Europa zurückzugehen, bereiste der Forscher das englische Klein-Namaland südlich des Oranje. Dann unternahm er, da ihm der Weg von Westen verlegt war, von Osten her über Mafeking einen langen Zug in die centrale Kalahari, die er er von Mitte October 1904 bis Anfang Februar 1905, also in der kleinen Regenzeit, durchwanderte, wobei er bis Lehututu vordrang. Zur Vervollständigung des Bildes und zur Verknüpfung der Beobachtungen arbeitete der Forscher mit einigen Schwierigkeiten noch in dem aufständischen Groß-Namalande, nahm auf diese Weise an der letzten größeren Umgehungsbewegung gegen Hendrik Witboi theil und drang mit Major von Estorff im September—October 1905 bis Rietfontein vor, also gleichfalls wieder in die Kalahari bis hart an die britische Grenze.

Professor Schultze behandelt in seinem Werke, einem wahren „standard work", demgemäß zuerst die Küsten und die Inseln von Deutsch-Südwestafrika, sodann die Namib, d. h. den etwa 150 km breiten Wüstengürtel längs der Küste unserer Colonie, das kleine Namaland, das innere Groß-Namaland und zuletzt die südliche Kalahari. Er beschäftigt sich als Zoologe am eingehendsten mit der Thierwelt, bringt aber auch zahlreiches geographisches, meteorologisches, botanisches und vor Allem ethnographisches Material bei. Sehr interessant und zum großen Theil neu sind seine Mittheilungen über die Buschmänner der südlichen Kalahari, die sogenannten Masarwa. Da von jeher diese letzten Ueberbleibsel eines räthselhaften Zwergvolkes das Interesse jedes Reisenden in hervorragendem Maße gefesselt hat, da in neuester Zeit aus Passarges Feder interessante Mittheilungen über das Volk veröffentlicht worden sind, allerdings über die Buschmänner der nördlichen Kalahari, so darf man bei der deutschen Leserwelt Interesse für dieses, dem sicheren Untergange geweihte, auf niedrigster Culturstufe stehen gebliebene Volk voraussetzen, zumal es auch ins deutsche Gebiet Streifzüge unternimmt. Ueber die Buschmänner ist weniger thatsächlich Beobachtetes bekannt, als Geschichten und Mythen; denn es giebt kaum einen Colonisten oder einen Eingeborenen der andern Stämme, der nicht allerlei vom Buschmann zu erzählen wüßte. Leicht ist es nicht, an diese räthselvollen Menschen heranzukommen; durch Jahrzehnte lange erbitterte Verfolgungen sind sie scheu und ängstlich geworden und entweichen vor dem Weißen, ehe er sie überhaupt zu Gesicht bekommt.

Schultze schildert die folgende erste Begegnung mit Buschleuten. „Noch ehe wir uns der Wasserstelle so weit genähert hatten, daß die dort Hockenden nach Rasse oder Geschlecht zu erkennen gewesen wären, sahen wir die dunklen Gestalten über den weißen Boden der Pfanne dem Dickicht zufliehen. Der Buschmann, der mich führte*), erkannte sie sofort als Weiber seines Stammes, die Wasser geschöpft hatten. Mit dieser Last konnten sie nicht schnell vorwärts kommen. Wir setzten uns also in Trab, und als wir in Hörweite waren, riefen wir ihnen freundlich zu; aber es war kein Halten mehr. Ich gab schnell entladend mein Gewehr dem Buschmann und hob die Hände hoch zum Zeichen meiner friedlichen Absichten, aber sie liefen und verschwanden im Busch. Erst als ich weit zurückblieb, und der Buschmann allein die Verfolgung aufnahm, konnten sie zum Stehen gebracht und nun auch von mir eingeholt werden. Da standen sie nun, die Furcht in allen Zügen, ihre leeren Rucksäcke mit wassergefüllten Straußeneiern auf dem Rücken, und erwarteten ihr Urtheil. Unter dem Vorwand, daß wir Wasser brauchten, bewogen wir sie mit vieler Mühe, zum Wagen zu kommen, und escortirten sie dahin. Um einen Theekessel am Feuer sitzend, frisches Erdferkelfleisch in der heißen Asche röstend, schienen sie bald volles Zutrauen gefaßt zu haben. Als ich aber auf den Wagen kletterte und das Zelt zuzog, um im Wechselsack neue Platten zu einer Aufnahme einzulegen, sahen sie darin, durch eine lachend von den umsitzenden Betschuanen aufgenommene Bemerkung eines Naseweisen in ihrem Verdacht bestärkt, Vorbereitungen zur Vergewaltigung. Und ehe ich meine Arbeit ohne Schaden abbrechen konnte, waren sie wieder auf der Flucht, und die Jagd im Busch begann von Neuem. Unter Heulen und Sträuben wurden sie eingebracht. Die Alte, die ich griff, weinte so erbärmlich, daß ich fürchtete, es endgiltig mit ihr und ihren Genossinnen verdorben zu haben. Aber nach kurzer Zeit saßen sie, durch Tabak und Zucker versöhnt, wieder um ihren Kessel, als ob nichts vorgefallen wäre. Hier hat man wirklich ein Recht, den Eingeborenen mit einem Kinde zu vergleichen. Nun lassen sie Alles über sich ergehen: Besichtigungen ihrer dürftigen Kleidung und des Schmuckes, Photographie und Körpermessung, und als sie Nachmittags, mit bunten Hemden und Glasperlen beschenkt, abziehen, sind sie die glücklichsten Menschen."

Wir müssen es uns versagen, über die Geräthe und den Schmuck der Buschmänner, über ihre Bogen, Pfeile, Köcher,

*) „Aus Namaland und Kalahari", Verlag von Gustav Fischer (Jena). Preis geb. Mk. 60.

*) Ein schon lange unter Betschuanen, d. h. in einer gewissen Cultur, lebender Buschmann.

Digitized by Google

Pfeilgifte und dergl. uns zu verbreiten. Ein Bild von diesem Leben, eine Anschauung von diesem Kampfe um das Dasein gewinnt man, wenn man die Buschmänner-Familie auf der Wassersuche begleitet. Hier finden wir das Schwerste, was je ein Mensch mit der Natur zu bestehen hat, und nur diese unermüdlich gestählten kleinen Körper und die den niederen Menschenrassen eigene geringe Einschätzung des Lebens befähigt den Buschmann zum Dasein in diesem Durstland.

Man sagt, er könne nicht nur auf Vorrath essen, sondern auch auf Vorrath trinken — wie ein südafrikanischer Treckochse. Schultze hält das für keine Fabel, daß der Buschmann sich bei weiten Wanderungen die heißen Stunden des Tages über, im Schatten ausgestreckt liegend, bis zum Halse in den Sand gräbt. Dort liegt er kühler und ungestörter. Der Schlaf stärkt dem vom Wassermangel Erschöpften nicht nur die Glieder, er lindert auch das Durstgefühl und erweckt den Eindruck bei dem Erwachenden, als ob er einen Schluck getrunken hätte. Die Hottentotten haben für diese Erfahrung einen sehr drastischen Ausdruck.

Die Buschleute sind im Stande, sich in der Trockenzeit auch die kleinste Menge Wasser, die sie finden, nutzbar zu machen. In ihren Köchern liegt, übrigens sorglos zwischen den vergifteten Pfeilen zerstreut, eine Anzahl zugeschnittener Saughalme, mit denen sie auch die kleinsten Wasserpfützen aufsaugen können. Freilich halten diese Natursöhne ihre Saugstellen, wo sie im Stande sind, aus feuchtem Boden tropfende Flüssigkeit zu gewinnen, sorgsam verborgen. Sie offenbaren auch nicht das Geheimniß der Bäume, die im Stamm oder Geäst nach starkem Regen in Höhlungen Wasser Monate lang halten.

Das Hausgeräth des Buschmanns ist im höchsten Grade einfach und primitiv. Reichhaltigeres Wasser in der Regenzeit bewahrt und befördert er in Straußeneiern, die er in der Regel durch Zeichnungen zu verzieren pflegt. Die weiße Fläche fordert ja auch gewissermaßen zum Zeichnen heraus. Die dabei angewandte Technik ist höchst einfach: das Muster wird eingekratzt und die geritzten Stellen werden mit Kohlenpulver geschwärzt. Solche mit Wasser gefüllten Straußeneier, deren Oeffnung mit Grasbüscheln verschlossen sind, werden als Vorrath für die Trockenzeit eingegraben. Daneben sind Holzschüsseln in Gebrauch, auch die Rückenschilder der großen Landschildkröte dienen als Gefäße für Wasser oder feste Dinge. Gegen Zahnweh soll ein fingerlanges Medizinhölzchen helfen, dessen erwärmtes Ende sie über den schmerzenden Zahn gegen die Backe drücken. Knochenpfeife, Rucksacknetze, ein Stück Sandstein zum Bearbeiten der Felle, das Feuerzeug bestehend aus einem harten und einem weichen Stabe, durch deren Aneinanderreiben unter Zuhilfenahme eines Bausches von dürrem Gras als Zunder eine Flamme erzielt wird, ein Lederbeutel mit einem als Rasirmesser verwendeten Stück Eisen, ein Päckchen Salz, ein Musikbogen, dessen eines Ende zwischen die Lippen genommen wird, während man mit einem Stäbchen die Saite anschlägt, das sind so die Habseligkeiten, die man im Wandersack eines Buschmannes findet.

Man kann es dem Forscher nachfühlen, wenn er im Kreise der Buschmänner einen Rest lebendiger Urgeschichte an sich vorüberziehen fühlt. „Eins lernt man gern an dieser Uncultur schätzen: da ist jeder noch der Träger des gesammten Könnens seines Stammes, da giebt es keine Theilmenschen, die nur unter dem Schutz der Gesammtheit lebensfähig sind, keinen anderen Schutz giebt es als selbstgeschaffenen. Das hat Menschen von unbändiger Freiheitsliebe gezüchtet. Die Gefahren der Wildniß haben für sie, die ihnen von Kindheit auf ins Auge zu sehen gewohnt sind, keine Schrecken mehr. Allezeit wache, unübertroffen scharfe Sinne, ungehemmte Impulsivität in entscheidender Lage, aber auch eine Zähigkeit ohnegleichen, wo Warten am Platze ist: diese Eigenschaften vervollständigen das Rüstzeug des Buschmannes. Und doch wird er, trotz so mancher hervorragender Eigenschaft, einmüthig von allen Bewohnern Südafrikas, Weißen und Farbigen, verachtet oder gehaßt. Sie Alle haben den Buschmann mit beispielloser Grausamkeit verfolgt. Wer es weiß, mit welcher Liebe, zuweilen zur Manie gesteigert, diese Hirtenvölker an ihrem Viehbesitz hängen, der ihre Nahrung, Reichthum, Ansehen, Macht und Stolz ausmacht, der kann den Haß ermessen, den die viehraubenden Buschmänner auf sich luden. Dieses unbezwingbare Verlangen nach fremdem Gute ist das Verhängniß des Buschmannes geworden. Vielleicht war er Anfangs doch im Recht, als er seine verborgene, aber endlich doch entdeckte Wasserstelle gegen den Andrang jener Hirten vertheidigte. Deren Unrecht war es sicher, daß sie in den häßlichen, braunen Zwergen niemals ein menschenwürdiges Wesen sahen. Dafür nahmen diese Geächteten dann Rache, wo sie konnten, überfielen die Heerden, tödteten das Vieh nutzlos in Massen, nur um sie ins Herz zu treffen. So wuchs der Haß auf beiden Seiten ins Ungemessene. Der Bur organisirte große Jagdexpeditionen auf Buschmänner, bei denen man von der Kopfzahl der Getödteten mit derselben Kaltblütigkeit wie ein Jäger von der Strecke sprach. Der Buschmann aber hauste in den einsamen Farmen, die er in Uebermacht überfallen konnte, schlimmer als ein Raubthier; der Verzweiflungskampf machte ihn zur Bestie, die für vogelfrei erklärt wurde."

Wer diese Menschen aber inmitten ihrer noch unangetasteten Heimath kennen gelernt und ihre treuen Dienste in mancher Lage erprobt hat, der braucht nicht sentimental angelegt zu sein, um die Tragik dieses Menschenschicksals zu empfinden. Hinter uns sehen wir eine Jahrhunderte lange Kette schwerer, wechselseitiger Schuld und Sühne. Vor uns steht, unabwendbar in diesem culturfernen Gebiet, als Ende dieses Kampfes der sichere Untergang des Schwächeren, das ist des Buschmanns. Dem Reisenden bleibt da nur übrig, aus den Trümmern des unglücklichen Volkes aufzulesen, was zum Verständniß seiner geistigen und körperlichen Eigenart sich retten läßt, daß wenigstens sein Bild in der Geschichte der Menschheit weiterlebe. Wir sollten im Namen der Wissenschaft Alles daran setzen, ein möglichst vollständiges Bild von den Buschmännern zu gewinnen! Nachträglich wird bekannt, daß ein junger deutsch-österreichischer Gelehrter Dr. Rud. Poech, der durch Forschungen im Bismarck-Archipel sich einen Namen gemacht hat, binnen kurzen eine Reise in die Kalahari antreten wird.

Die Schattenbühne als deutsche Volksbelustigung und das literarische, deutsche Schattenspiel.

Von Professor Dr. Georg Jacob (Tübingen).

II.

Von der Gasse wanderte das Schattentheater in die Kinderstube, in die Familie, in den Salon. Einige Anzeichen dieser Wandlung haben wir bereits berührt. Auch hier waren es zunächst die Romantiker, die, wiederum Goetheschen Anregungen folgend, ans Volksthümliche anknüpften.

Wir erwähnten, daß die „schweren Kriegszeiten" am Ende des 18. Jahrhunderts zu Nürnberg ein Schattenspielverbot veranlaßten. Bald aber sollten gerade die Weltereignisse dieser Bühne einen neuen Wirkungskreis, den der politischen Satire, erschließen. Dr. Michaelis in München machte mich auf einen einschlägigen Druck aufmerksam, der sich, wahrscheinlich als Unicum, in einem Sammelband der Münchener Universitäts-Bibliothek befindet und den Titel führt:

„Schönes Schattenspiel an der Wand, vorstellend die neuesten Weltbegebenheiten. Gedruckt in diesem Jahr, Da Wien eingenommen war", d. h. 1805.

Der Inhalt ist folgender: Die österreichische Kaiserfamilie spielt Maskerade im Tirolerhaus im Prater. Kaiser Franzl erscheint als „Nabuchodonosor" Kräuter fressend. Sehr un-

Digitized by Google

gelegen kommt Alexander I. zu Besuch und beginnt von politischen Sorgen zu sprechen. Franz erklärt, daß nicht der geringste Grund für solche vorliege:

„Es geht ganz charmant, und in ein paar Wochen
Wird schnurgrad in Paris eingebrochen.
Wir stoßen den fränkischen Kaiser vom Thron,
Und laufen dann mit seiner Krone davon.
Ich nehme mir Lothringen, Elsaß, Brabant,
Und Bayern dazu, und das römische Land.

Alexander.

Mit Gunst, Kaiser Franz, ich muß auch dabey seyn,
Euch jagt man nicht Alles ins Garn hinein.
Das römische Land gebührt mir allein.

Franz.

Was thut Ihr damit, habt Ihr denn noch nicht satt?
Der kann zufrieden seyn, der so viel schon hat.

Kaiserin.

Ihr Herren, ich bitte, thut euch moderiren.
Ich sehe den Mack herbeygaloppiren.

Johann.

Der arme Patron, wie sieht er denn aus,
Ich glaube fast, es fehlt ihm im Oberhaus."

General „Mack, der Allerletzte" überbringt die Nachricht, daß seine Armee verloren sei:

„Die Franzosen und Bayern schnell vorwärts ziehn,
In vierzehn Tagen sind sie in Wien."

Franz erkennt, daß es Zeit sei Frieden zu machen und hofft, sich für seine Person sicher zu stellen. Alexander flucht den Engländern:

„Vermaledeites englisches Gold,
Du bist uns ein verderblicher Sold.
Verfluchte Britten, die nie Ruhe geben,
Und wie die Meerkrebse vom Salzwasser leben."

Indem Alles bestürzt durcheinander ruft, daß die Franzosen kämen, fällt der Vorhang.

Zur Zeit der Gewaltherrschaft durfte der Unmuth sich höchstens im Spott über die vorangegangene Sorglosigkeit Luft machen, nach dem Sturz Napoleons wagt sich der Spott an den Gestürzten. So in einem Schattenspiel von Christian Brentano, dem Bruder des Romantikers, das den Titel führt „Der unglückliche Franzose oder der Deutschen Freiheit Himmelfahrt" und nach einem Manuscript von 1816 zu Aschaffenburg 1850 gedruckt wurde. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß solche Productionen eine traditionell übliche Unterhaltungsweise des Familienkreises seiner Verwandten in Frankfurt am Main waren. Die Anregung zu dieser Tradition wird auf jene in Frankfurt aufgetretenen Schattenspieler zurückgehen, deren wir im vorigen Abschnitt gedachten.

Neben Brentanos Bruder können wir Achim von Arnim nennen, der 1813 das Inclusa-Motiv in einem Schattenspiel „Das Loch oder das wiedergefundene Paradies" behandelte.

Hauptsächlich aber nahm sich Schwaben und seine Dichterschule der neuen dramatischen Gattung an; volksthümlich und dabei intim, weil wegen der kleinen Bühne zunächst auf einen kleinen Kreis beschränkt, von einem geheimnißvollen Schimmer umgeben, mußte sie diesem gemüthvollsten der deutschen Stämme besonders zusagen. Wie bereits mitgetheilt, sah Justinus Kerner im Frühjahr 1809 zu Tübingen chinesischen Schatten. Ganz begeistert schreibt er darüber an Varnhagen. Das Originelle und Magische des Spiels mußte eine Natur wie Kerner packen. Bald darauf trat er jene Studienreise durch Deutschland an, auf welcher sein allbekanntes Wanderlied entstand. Unter dem Eindruck der empfangenen Anregungen heraus erwuchs sein bedeutendstes Werk, die Reiseschatten, zunächst in Form von Schattenbriefen an Uhland. Im Winter 1809—1810 nahm Kerner längeren Aufenthalt zu Wien. Dort bearbeitete er, Uhlands Ausstellungen stets berücksichtigend, seine Schöpfung, vermehrte sie stark durch Tübinger Reminiscenzen und brachte sie im März 1810 zum vorläufigen Abschluß. Die 1811 unter dem Pseudonym eines Schattenspielers Luchs erschienene erste Ausgabe ist eine gesuchte Rarität geworden, und ein Neudruck derselben wäre wünschenswerth. Uhland hatte den regsten Antheil an dem Entstehen des Buches genommen. Vom Volksbuch „König Eginhard" begleitete ein alter Nürnberger Druck Kerner auf der Reise, den er zu einem „chinesischen Schattenspiel" verarbeitete und später den Reiseschatten einfügte. Auch dieses Schattenspiel, in dem vielfach Tiecksche Einflüsse zu erkennen sind, hatte er Uhland mitgetheilt, der ihm darauf am 26. April 1809 antwortet: „Du solltest mehreres auf diese Art bearbeiten, Volksromane, Novellen etwa aus den sieben weisen Meistern; du würdest ein neues und den ästethischen Theoretikern noch nicht bekanntes dramatisches Genre, das Schattenspiel, begründen. Heute werd ich es zur Feier meines 22. Geburtstags durch Felix Schaber und andere aufführen lassen mit einem Nachspiel, das Du hierbei erhältst." Uhlands humorvolles Nachspiel wurde erst nach seinem Tode herausgegeben. Von Wien zurückgekehrt ließ sich Kerner im October 1810 als Badearzt in Wildbad nieder. Hier folgte er der Anregung des Freundes, und es entstand im folgenden Jahre ein zweites Schattenspiel „Der Bärenhäuter im Salzbade". Der Stoff, dem neuerdings Gaismaier eine Studie gewidmet hat, beschäftigte ungefähr um jene Zeit auch Klemens Brentano und Achim von Arnim. Kerners Schattenspiel blieb zunächst liegen. Später überarbeitete er es auf Lenaus Veranlassung, der es 1835 in Frühlingsalamach zuerst veröffentlichte. Das der Ueberarbeitung Zugehörige löst sich nicht immer leicht vom alten Bestand. Natürlich kam es Kerner in seinen Schattenspielen nicht darauf an, alte Sagenstoffe zu dramatisiren; ihm ist das Ganze ein humorvoller Kampf für das Uebersinnliche und Romantische gegen Plattheit und Rationalismus. Daß auch in Kerners Hause die Kunst des Schattenspiels gepflegt wurde, bezeugt seine Tochter Marie Niethammer.*)

Ein häufiger Gast in Kerners gastlichem Haus zu Weinsberg war Mörike. Dieser hat bekanntlich seinem Hauptwerk „Maler Nolten" sein Schattenspiel „Der letzte König von Orplid" eingefügt, das in der umgearbeiteten zweiten Ausgabe des Nolten gleichfalls eine Metamorphose durchmachte. Wie im Einzelnen Mayne zeigt, sind es jedoch weniger Einflüsse der Reiseschatten als vielmehr Shakespeares, die in diesem Stück zu Tage treten. Bei der Aufführung im Roman handelt es sich aber nicht um „Ombres chinoises", sondern „bunte Schatten" und zwar um unbewegliche. Mörike läßt die Gräfin ihre Verwunderung darüber äußern, daß man in Deutschland von einer so schönen Erfindung wie der Zauberlaterne keinen „besseren Gebrauch als in der Kinderstube und selbst für diese nur den allerdürftigsten zu machen wisse. Die Bilder müßten ... Zusammenhang haben, eine Geschichte, ein Märchen begleiten, das Jemand daneben erzählte, ja eigentlich sei die Zauberlaterne so recht der Märchenpoesie zum Dienst geschaffen."

Mit Justinus Kerner stand gleichfalls in brieflichem Verkehr eine noch immer viel zu wenig gewürdigte unmittelbare Künstlernatur, Graf Pocci. Mörike läßt bei seinem Schattenspiel im Maler Nolten einen Schauspieler und einen Maler zusammen wirken. Pocci hat, als Componist, Dichter und Zeichner thätig, mit humorvoller Beobachtungsgabe deutsche und speciell bayrische Art in volksthümlicher Schlichtheit so rein und behaglich wie wenige zum Ausdruck ge-

*) Marie Niethammer: Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus, Stuttgart 1877: „Auch beim Schattenspiel gab er (der Vater) uns immer dramatische Vorstellungen zur Erläuterung der Bilder".

Digitized by Google

bracht und sogar auf Ludwig Richter nach dessen eigenem Zeugniß bestimmend eingewirkt. Als Zeichner vielleicht am meisten dem großen Japaner Hokusai congenial, schuf er zahllose Schöpfungen des Augenblicks, zugleich Romantiker und ein echtes Kind seiner Zeit.*) Seine Begabung auf verschiedenen Kunstgebieten, seine Vorliebe für die Kinderwelt, für das Volksthümliche, Romantische, seine angeborene satyrische Neigung mußten ihn auf das Schattenspiel führen. München hat am 7. März dieses Jahres dankbar Poccis hundertjährigen Geburtstag gefeiert; dort wirkt auch sein Geist noch nach verschiedenen Richtungen hin fort. Zu bedauern bleibt jedoch, daß die dortige berühmte städtische Pflegestätte seiner Casperle-Muse die Bestrebungen des Künstlers auf dem Gebiet des Schattenspiels nicht fortzuführen wußte.

Zeitlich und räumlich weit getrennte Entwicklungsphasen unseres Spiels weisen häufig überraschende Berührungspunkte auf. In Poccis „Was Du willst" erklärt ein Gedicht die von ihm gezeichneten Schattenbilder, was uns an das epische Schattenspiel, wie es in Ostasien vorkommt, erinnert, während die Liedereinlagen in der Rolle, die sie spielen, denen des türkischen Karagöz entsprechen. Im „Odoardo" ist dann Pocci wiederum zum dramatischen Schattenspiel übergegangen; nur der Explicator, der dem malaischen Dalang entspricht, deutet noch auf die frühere Form, hat aber hier zugleich die Rolle des Narren übernommen, der das prosaische Gegengewicht zu den Gestalten der Märchen-Phantasie bildet, und verkörpert die Ironie der Romantiker, welche besonders auch bei Kerner stark hervortritt. Die allegorischen Züge namentlich am Schluß des Odoardo erinnern wieder an die sufischen Elemente des älteren türkischen Spiels, und Brentanos Caricaturen des Franzosen und Engländers bilden eine völlige Parallele zu den türkischen Dialecttypen. Der Narr scheint hier überhaupt überall unvermeidlich. Mißlungene Nachbildungen und die beim Schatten sich leicht ergebenden Verlängerungen und Verkürzungen führen von selbst zur Caricatur. Die Steifheit und Ungelenkigkeit der Figuren erinnert an das unbeholfene Auftreten von Ausländern.

Obwohl die deutschen Schattenspieldichter manches Gehaltreiche schufen, blieb ihre Wirkung auf kleinere Cirkel beschränkt, theils weil sich die verschiedenen künstlerischen Talente, welche die Schattenbühne verlangt, nicht in einer Person vollkommen vereinigten, theils weil die Dichter es verschmähten, ihre Eigenart zu zügeln und so nur wenigen verständlich blieben. Bei so ausgesprochener Individualität und Innerlichkeit war es überhaupt von vornherein ausgeschlossen, fremde Spielleiter zu finden, denen namentlich das Schauspielerische hätte anvertraut werden können. So sind die deutschen Schattenspiele Buchdramen geblieben. Daß es nichts desto weniger auch auf diesem Gebiet möglich ist, wenigstens zeitweilig, große Erfolge bei einem weiteren Publicum zu erzielen, haben die Franzosen gezeigt.

* * *

Diese Abhandlung ist mit Erlaubniß des Verlages von Mayer & Müller (Berlin) der außerordentlich interessanten „Geschichte des Schattentheaters" des Tübinger Gelehrten entnommen, einem Werke, das gerade jetzt auf besonderes Interesse rechnen darf, da mehrfach Bestrebungen im Gange sind, uns die Schattenbühne wieder zu erobern.

*) Eine liebenswürdige Pocci-Ausgabe in zwei Bänden, das „Lustige Komödienbüchlein", mit zahlreichen Zeichnungen Poccis illustrirt, hat der Insel-Verlag (Leipzig) Anfangs des Jahres uns beschcert.

Ein Aufsehen erregender Roman aus dem Jahre 1868.

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).*)

Von Emil Steffanns „Leokadie" (Leipzig, Naumann 1868) wissen heute wohl nur noch die Literaturhistoriker oder ältere Leute, die sich des Aufsehens erinnern, das dieses Buch bei seinem Erscheinen hervorrief. Moderne Leser werden es schwerlich kennen. Aus unseren Leihbibliotheken ist das Werk verschwunden, in Antiquariatskatalogen kommt es nicht häufig vor; wenn es vorkommt, gewiß mit der Bezeichnung: selten und vergriffen. Unsere Handbücher wissen davon nichts zu melden. Der Name des Verfassers steht in keinem mir erreichbaren Conversationslexikon, er fehlt in der allgemeinen deutschen Biographie Band 35 unter St., wo er stehen müßte, so daß man schon daraus schließen muß, daß der Verfasser damals, 1893, noch lebte (vergl. unten). Das Pseudonymen-Lexikon verzeichnet seinem Prinzip getreu nur das Pseudonym: Gottfried Nessel, unter dem Steffann schrieb, und giebt ganz den wirklichen kurz Namen an. Dagegen wird in den größeren Literaturgeschichten, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gehen, von Koch und Bartels, in den Werken, welche das 19. Jahrhundert speciell behandeln, von Gottschall, Salomon, R. M. Meyer, Adolph Stern, Nachträge zu Vilmar, ja auch in Mielkes Geschichte des deutschen Romans der Name des Verfassers und seines Werkes nirgends genannt. Der einzige, der einige Notizen über ihn bringt, ist Brümmer in seinem Lexikon der deutschen Dichter; auch in diesem Werke, dessen neueste Auflage erst vor wenigen Jahren erschien, finden sich nur Daten bis 1885, in den Nachträgen ist von ihm nicht weiter die Rede.

Das Wenige, was man aus diesen Notizen entnehmen kann, ist etwa Folgendes: Emil Steffann ist am 24. Februar 1814 in Barmen geboren, studirte Theologie in Berlin, wurde Pfarrer in Westphalen und Lippe, folgte 1854 einem Rufe an die Bartholomäus-Kirche in Berlin, „wo er sich als ausgezeichneter Kanzelredner einen geachteten Namen erwarb". Nach diesen Worten fährt Brümmer fort „nach Veröffentlichung seiner Novelle Leokadie (keine ganz richtige Bezeichnung für ein dickes Buch von 472 Seiten) erhob sich in Berlin ein ungeheurer Sturm des Unwillens gegen den Verfasser. Man wollte in der Novelle Anschauungen niedergelegt finden, die mit dem Amte eines evangelischen Seelsorgers nicht verträglich seien; die Behörde hielt es daher für angemessen, Steffann einen anderen Wirkungskreis anzuweisen." 1875 trat Steffann in den Ruhestand und siedelte nach Tübingen über. Später zog er sich nach Gadderbaum bei Bielefeld zurück und ist, wie ich von dem dortigen Standesbeamten erfahre, daselbst am 6. Januar 1905 gestorben.

Der Roman, als dessen Autor sich Gottfried Nessel nannte, machte zur Zeit seines Erscheinens unliebsames Aufsehen. Seitdem veröffentlichte er bis in die 80 er Jahre noch manche Erzählungen, die aber ziemlich spurlos vorübergingen.

Betrachtet man das Werk nur als Roman, so thut man ihm Unrecht, denn der Nebentitel „Bilder aus der Gesellschaft" besagt schon, daß es dem Autor nicht darauf ankommt, von einem Menschenschicksal ausschließlich zu reden, sondern viele Kreise vor dem Leser vorüber zu führen. Daher ist die Liebesgeschichte des Candidaten Dorn mit Leokadie von Mannhardt, eine Geschichte, die tragisch endet, dadurch daß Dorn

*) Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, einen kleinen Nachtrag zu einem früheren Aufsatz Nr. 27 und 28 zu geben. Ich verdanke ihn dem aus Königsberg stammenden, in Hamburg lebenden Herrn Dr. H. Spiero. Er weist mich darauf hin, daß „Kähler der hochverehrte Lehrer Eduard Simsons war, und diesen wie seine Brüder getauft hat. Kähler war die einzige Königsberger Persönlichkeit, nach der Goethe sich 1829 bei Eduard Simson erkundigte. Kählers Andenken steht in meiner Vaterstadt Königsberg noch jetzt in hohen Ehren". Das Interesse Goethes ist um so merkwürdiger, weil es sonst nirgends bezeugt ist; weder in Goethes Gesprächen, noch in seinen Briefen kommt Kählers Name vor.
G.

Digitized by Google

Prediger in seiner Heimath und Leokadie „Schwester" im neugegründeten Krankenhause Bethanien wird, das wenigst Interessante am ganzen Buche. Sie wird kaum interessanter dadurch, daß eine ähnliche Entsagung eines adligen Mädchens einmal gleichfalls einem Candidaten, das andere Mal einem Arzte gegenüber in der Familie der Leokadie schon zweimal, und zwar von ihrer Mutter und ihrer Tante geübt worden ist. Für den Roman ist sie nur dadurch von Bedeutung, daß sie Gelegenheit zu vielfachen Erörterungen über Standesvorurteile, über Verbindung adliger Mädchen mit bürgerlichen Männern giebt.

Was die Romanform anbetrifft, so verräth sie eine große Ungeschicklichkeit des Autors und eine gar zu auffällige Nachahmung Gutzkowscher Manier. Die Ungeschicklichkeit tritt namentlich in dem beständigen Hervordrängen des „Ich" zu Tage. Nicht etwa, daß der Erzähler irgendwie von sich berichtet oder in die Handlung eingreift, sondern so, daß er sehr häufig von seiner Ansicht und seinen Gedanken spricht. Dies wird manchmal in geradezu kindlicher Weise vorgetragen; fast lächerlich wirkt es z. B. in folgender Stelle (S. 247): „Frau von Mannhardt schien tief bewegt. Wenn ich nicht irre, hatte sie geweint".

Die Nachahmung Gutzkowscher Manier tritt namentlich in drei Dingen hervor:

1. Der Roman des Nebeneinanders. Außer dem Mannhardt'schen Hause wird uns der Familienkreis des Herrn Dorn, auch der seiner Braut, die er um der Leokadie willen verließ, geschildert, ferner (die folgende Zusammenstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit) der Kreis des Grafen von Osten, des Herrn von Offen, ein Assessor von Arning mit seiner Frau, einer geborenen von Eberzahn; eine kleine Residenz mit Kammerjunkern, Assessoren und Offizieren; der Sitz eines Erzbisthums, in dem ein Cardinal mit Domdechanten und anderen vorgeführt werden; die Residenz mit ihren adligen und jüdischen Zirkeln; eine rheinische Stadt; Fabrikanten und eine Gemeinde der Stillen im Lande. — Die eigenthümliche „alte Manier" des Verfassers zeigt sich darin, daß er fast nie den Schauplatz seiner Handlung nennt, sich also damit begnügt, von einer „norddeutschen Residenz", von einer „Fabrikstadt" u. s. w. zu sprechen.

2. Das schlechte Mittel Spannung zu erregen. Die 40 Capitel des Buches geben nicht eine continuirliche Erzählung, sondern, wie dies schon aus dem unter 1. angeführten Umstande hervorgeht, führen nach den verschiedensten Orten. Nun ist es aber geradezu ein System des Autors, mitten in den spannendsten Momenten ein Capitel abzubrechen und in dem folgenden mit etwas gänzlich Fernliegendem zu beginnen und das Unterbrochene erst in einem folgenden wieder aufzunehmen. Ein solches Verfahren tritt nicht etwa ein paar Mal, sondern fast regelmäßig ein. Einige Beispiele mögen genügen. Das 11. Capitel schließt damit, daß der Kammerjunker Bohm, übrigens der Vetter der Leokadie, sich entschließt, dem Geheimrath Döhrenfeld sich als Cartellträger anzubieten (er nimmt dann seine Stelle ein und wird von seinem Gegner, dem Baron von Wüstenfeld, erschossen), — das 12. Capitel beginnt damit, daß Dorn nach Schloß Mannhardt zurückkehrt und seine inneren Kämpfe um Leokadie fortsetzt. Das 13. Capitel endet mit einem Gespräch auf einem Provinzschloß über das Duell; das unmittelbar darauf folgende 14. führt uns nach der Residenz und schildert eine Vorstellung im Opernhaus. Nachdem im 26. Capitel eine Gesellschaft bei dem Geheimen Commerzienrath Isaakfohn dargestellt ist und am Schluß der Gastgeber von einem Polizeirath herausgerufen worden, werden wir im 27. nach einer Baptistengemeinde geführt und eine Versammlung dieser Secte wird ausführlich dargestellt. Zu dieser verfehlten Manier gesellt sich dann noch der Uebelstand, daß gerade an dem Anfange solcher Capitel langathmige und doch völlig unplastische Landschafts- oder Gesellschaftsschilderungen mitgetheilt werden.

3. Die ganz besondere Nachahmung Gutzkows zeigt sich in der bestimmten Tendenz. (Nebenbei mag noch bemerkt werden, daß auch die Gutzkowsche Art der unendlich langen Gespräche hier eine Nachahmung findet, nur freilich mit dem Unterschiede, daß die geistvollen Declamationen Jenes hier durch oft recht öde Betrachtungen ersetzt werden.) Diese Tendenz ist freilich der Gutzkowschen entgegengesetzt. Höchstens könnte man eine Aehnlichkeit darin erblicken, daß auch unser Verfasser die Gefahren des Katholizismus darzustellen sich bemüht. Auch sonst leidet der Katholizismus manche Einbuße. In einer gräflichen Familie, die erst kürzlich „zur Kirche zurückgekehrt" ist, bereuen Töchter und Mutter den Entschluß und werden wieder Protestantinnen, und selbst der Vater, bei dem die Annahme der allein seligmachenden Kirche Resultat ernstesten Nachdenkens gewesen, wird durch Lectöre und Gespräche der ehedem von ihm aufgegebenen Kirche wieder zugeführt. Während Gutzkow jedoch die Reaction auf politischem und religiösem Gebiete bekämpft, ist unser Verfasser ihr entschiedener Anhänger. Den Triumph des Muckerthums, so könnte man den Roman nennen. Denn diejenigen Leute sind seine Helden, die aus der Bibel ihr ganzes Rüstzeug nehmen, kein Gespräch ohne religiöse Wendungen führen, Hausandachten veranstalten, den Herrn beständig im Munde führen (natürlich: HErrn), fleißig die Kirchen besuchen, kirchliche Anstalten gründen, so daß die Begründung des Krankenhauses Bethanien gleichsam als die Großthat der ganzen Zeit hingestellt wird. (Der Roman, obgleich 1868 erschienen und vielleicht auch dann erst geschrieben, weist durch einzelne Andeutungen ganz bestimmt darauf hin, daß er die Zeit vor 1866 schildern will. Aus einer Aeußerung S. 429 geht hervor, daß er während des österreichisch-französischen Krieges spielt.)

Gegenüber diesem strengen Protestantismus verblassen alle übrigen Richtungen. Die laxen weltmännisch gesinnten, dem Irdischen Ergebenen werden ebenso getadelt, wie die der Union Zugewandten. Besonders abfällig wird der Baptismus behandelt. Gegen ihn richten sich Aeußerungen wie S. 264 „geistige Impotenz und bornirter Hochmuth" oder S. 288 (die Ausführungen über den Baptismus, Schilderung eines Predigers und seiner Getreuen sind übrigens die einzigen Stellen, in denen sich ein Bißchen Humor zeigt). Fast ebenso schlecht kommt der Katholizismus fort. Wenn auch seltsamer Weise eine Uebertragung einzelner Gebräuche aus dem Katholizismus auf den Protestantismus für wünschenswerth erklärt wird, so sind einzelne Vertreter der katholischen Geistlichkeit recht unwürdige Gesellen: der Eine verliebt sich in ein adliges Mädchen; ein Zweiter ist ein Bauerntölpel, der von einem Grafen aus dem Hause geworfen wird; ein Dritter, ein weltmännisch feingebildeter Mann, zieht in Disputationen mit einem protestantischen Pfarrer den Kürzeren und scheint auf dem besten Wege, die Religion, deren Vertreter er ist zu verlassen.

Nur kurz soll darauf hingewiesen werden, daß auch das jüdische Element gestreift wird. Der schon genannte Baron Wüstenfeld, der einen alten Geheimrath, dessen Ehe er geschändet, schwer verwundet und einen Kammerjunker, der für den Verletzten eingetreten, getödtet hat, ein dunkler Ehrenmann, der wegen mancher Verbrechen von der Polizei gesucht wird, ein arger Spieler, entführt die Frau eines Adligen, die Tochter jenes Geheimraths Isaakfohn, stürzt den Schwiegervater, der dem Paare nachgereist ist, von einem Felsen herab, vermag sich aber des Alleinbesitzes des Geldes nicht lange zu erfreuen; theils durch seine Spielwuth, theils durch den nicht von ihm allein verschuldeten Ruin des Hauses geräth er in wirkliche Noth und endet durch Selbstmord. Die Schilderung des jüdischen Milieus ist ebenso conventionell wie die der anderen Kreise. Der reiche Commerzienrath, der mit Vorliebe Christen in seinen Salons sieht und seine Töchter an Adlige verkuppelt — unter seinen Gästen ist freilich auch

Digitized by Google

ein Pfarrer, der des Commerzienraths Weine trinkt, sich an Börsengeschäften betheiligen läßt, später aber durchaus nicht geneigt ist, christliche Milde zu üben — die ungebildete Gattin, die schwärmerischen Töchter, ein Commis, der um die Hand der älteren Tochter sich beworben hatte, dann, als er abgewiesen worden, bei dem herannahenden Sturz des Hauses sich als den Hauptfeind aufspielt, der an seiner Rache teuflisches Vergnügen findet, — das sind alles Züge, die nicht dem Leben abgelauscht sind, sondern durchaus in der Convention stecken bleiben.

Man begreift nach 40 Jahren kaum das Aufsehen, das ein solcher Roman machen konnte. Von dem Standpunkt des Romankritikers muß man das Werk als völlig verfehlt bezeichnen, aber auch der Culturhistoriker, wenn er gleich einzelne Belehrungen daraus erfährt, kann es in keiner Weise als Musterwerk gelten lassen.

Drei Balladen.

Von Oskar Wiener (Prag).

Der verstoßene Spielmann.

Drei schwarze Köhlerknechte
Decken den Meiler ein;
Sie haben viel hundert Nächte
Durchwacht beim Feuerschein,
Sie haben — von Sucht genesen —
Ihr Herz dem Wald geschenkt;
Der Wald ist wie ein Wesen,
Das für sie fühlt und denkt.
Der Wald und dessen Prächte
Sind wie ein Bild von Glas
Für jene schlichten Knechte;
So wachsen ihre Nächte
Weit über Raum und Maß.

Sie wachsen, werden wilder
Und klirren hart einher,
Doch die geschauten Bilder
Erschüttern Keinen mehr.
So oft erlebte Bilder
Lassen die Lauscher kalt —
Heut liegt ein namenlos milder
Zauber über dem Wald.
Breit hocken da und munkeln
Die Köhler wie gewohnt,
Viel Silbersterne funkeln
Und über den abenddunkeln
Wolken schimmert der Mond.

Da wird ein Traum geboren,
Den blau die Nacht umflicht:
Es wandert weltverloren
Ein Knabe durch das Licht.
Der Knab streicht eine Geige,
Die bettelt bang und droht:
„Zeig mir, mein Tröster, zeige
Den Weg ins Morgenroth!
Viel Jahre mußt ich wandern
Durch Gram und Herzeleid;
Ich sehn mich zu den Andern ...
Wie lang soll ich noch wandern
Durch diese Einsamkeit?“

Die Geige schluchzt und zittert,
Als ob sie Schmerzen litt,
Verstoßen und verbittert
Weint eine Seele mit.
Doch ohne Rührung lauschen
Die Köhler in die Nacht;
Es ist ein böses Rauschen
Im tiefen Tann erwacht.
Die greisen Stämme schwanken
Und tückisch murrt der Bach —
Ein Wolf mit dürren Flanken
Und Augen eines Kranken
Schleicht still dem Geiger nach ...

Marionetten.

Kam ein Zauber in die alte Stadt.
Dieser Abend war wie eine Geste,
Die der Fürst für seine Helden hat —
Dieser Abend war wie tausend Feste.

Und der Jahrmarkt lag im Fackellicht
Und die Menschen drängten um die Zelte,
Und ein Buckliger sprach ein Gedicht
Und die Narrenpauke gellte.

„Sommernächte sind so seltsam schwül,
Tollt das Lachen in den Tanztavernen,
Stehe ich verstört im Marktgewühl;
Meine Hände greifen nach den Sternen.

Groß und grausam liegt die weite Welt
Und mein rothes Herz verbrennt darinnen;
Nur herein — hereinspazirt ins Zelt,
Denn mein Trauerspiel muß gleich beginnen!“

Und das trübe Trauerspiel begann,
Und die Leute griffen in den Säckel —
Auf der Bühne stand ein junger Mann,
Und er war von Draht und Pappendeckel.

Aber seine Augen waren blau
Und er hatte zarte Mädchenhände,
Und er liebte eine blonde Frau ...

Lied aus den letzten Bezirken.

„Mutter, ich möchte ein neues Kleid,
Neues Kleid.“
„Kind, wir sind arm, sei doch gescheit,
Sei gescheit.“
„Ach, Nachbars Lene trägt seidnes Gewand,
Seidnes Gewand,
Modernen Hut, und rührt keine Hand,
Keine Hand.“

„Wir aber sind ehrlich und plagen uns recht,
Plagen uns recht,
Sprich nicht von dem Mädel, die ist schlecht,
Die ist schlecht,
Und ärmer, trotz bunter Fetzen als wir,
Aermer als wir —
Dem Hund auf der Gasse gehts besser als ihr,
Besser als ihr!“

Herr von Balthesser phantasirt über das Thema „Die Dame“.

Von Richard Schaukal (Wien).

Eine Dame ist eine virtuelle Vollkommenheit, die Mängel nicht ausschließt. Man kann eine Dame und rührend

Aus dem dieser Tage bei Georg Müller (München) in vierter verbesserter Auflage erscheinenden Buche „Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten“ von Richard Schaukal.

Digitized by Google

oder unverzeihlich dumm sein. Man kann Bücher schreiben und doch eine Dame bleiben. Man kann eine Dame sein und sich sogar schlecht kleiden. Man darf kokett, sehr kokett sein und kann doch eine unantastbare Dame bleiben.

An eine Dame kann Niemand heran. Eine Dame wird sich nichts vergeben, über ihr Benehmen nie im Zweifel sein. Sie wird aber nichts affectiren. Sie darf Launen und Passionen verrathen. Sie mag bornirt, bigott, adelstolz, hochmüthig, zimperlich (prüde), großzügig, leutselig, liebenswürdig, zuvorkommend, mürrisch, schlagfertig, jähzornig, sentimental, melancholisch, unterhaltungssüchtig, ehrgeizig, kindisch sein. Sie kann eine Königin der Mode, sogar eine Zierpuppe, eine Pretieuse sein. Sie hat aber keinen Hang zum Snobismus oder läßt ihn sich niemals anmerken. Sie mag hassen, verachten und spotten, selbst klatschen, sie wird aber nicht maulen, raunzen, greinen und tratschen.

Sie gestattet Schmeicheleien, aber sie glaubt nicht daran. Sie ist nicht laut, aber auch nicht schüchtern. Sie ist nicht grell, aber auch nicht farblos. Sie muß nicht platt und banal, sie kann glatt, schwierig, sie darf ein unauflösliches Räthsel sein. Sie muß nicht das Wort führen, wird es sich aber nicht nehmen lassen. Sie wird nicht „lauschen", aber beileibe keine Rede halten. Sie wird sich nicht in Scene setzen, sich jedoch niemals übersehen lassen, nie dominiren wollen und doch leise den Ton stimmen. In ihrer Nähe wird man nicht immer Ehrfurcht empfinden, gewiß aber nicht Unverschämtheit bethätigen. Sie wird nicht dictiren, und man wird sich ihr doch fügen. Eine Dame respectirt man. Eine Dame kann erwärmen und abkühlen. Denn eine Dame hat Tact und immer wieder Tact.

Dame kann man nicht werden. Ein junges Mädchen aus bürgerlichster Familie heirathet einen Vollblutaristokraten und „wird" Aristokratin —: sie ist es längst gewesen. Aber hätte sie einen Schnittwaarenhändler geheirathet, wäre es nicht aus ihr „herausgekommen".

Die Dame ist nicht an eine Kaste gebunden. Aber nicht in allen Schichten ist ihr Nährboden; unterhalb einer gewissen Sphäre ist der Begriff nicht anwendbar, bleibt die Erscheinung unerkannt.

Eine Dame kann sicherlich einen Omnibus benützen, wenn sie nicht in der Lage ist, einen Fiaker zu bezahlen, sie kann in der Küche das Essen zubereiten, das sie ihren Gästen auch selbst vorzusetzen den anmuthigen Stolz besitzt, sie kann eine Gewinn erzielende Thätigkeit entwickeln, Stunden geben, Handarbeiten anfertigen, aber — Kunden bedienen kann sie nicht. Es giebt Damen, die Ammen sind, große Damen sogar (der Säugling ist freilich ein Prinz des Herrscherhauses), es giebt Damen, die den Dienst von Kammerfrauen versehen und sich eine Ehre daraus machen (der Geschmack daran ist Erziehungssache), aber keine Dame wird an einem Schauturnen sich betheiligen oder in öffentlicher Versammlung einer socialethischen Doctrin huldigen, während es hinwiederum vorkommen soll, daß sich unter Schauspielerinnen Damen finden (der Geschmack daran ist Talentsache).

Die Dame muß durchaus nicht amüsant, braucht aber auch nicht langweilig zu sein. Sie wird den Anspruch nicht verlieren, wenn sie von Vergangenheiten umflüstert und wechselnden Gegenwarten geneigt ist. Man darf die Ohren spitzen, aber sie müssen das Gras über Begebenheiten wachsen zu hören begabt sein. Es giebt eine thönerne Schaale des Begriffs Dame, die tausend Risse, und nicht nur feine Haarrisse, sondern recht derbe Sprünge aufweisen kann, ohne zu zerscherben. Man wird innerhalb eines Gesellschaftskreises aus tausend Gründen der Eitelkeit, Rücksicht, Klugheit die Augen verschließen vor Thatsachen, die der Mund nicht nur nicht in Abrede zu stellen versucht, sondern sogar ganz behaglich wiederholt. Es giebt „Damen", die, längst zum gesellschaftlichen Tod verurtheilt, ein hohes Alter der äußeren Reputation erreichen. Es giebt Damen, über die man sich nicht genug entrüsten kann, und denen man doch nicht auf den leichten Fuß zu treten wagt.

Die Dame des Hauses ist die Seele des von ihr geladenen Kreises. Daß der Stil ihres Hauswesens sie ausdrückt, ist selbstverständlich. Aber die Dame belebt nicht nur stumme Mittel, sie dirigirt lebendige. Sie weiß Harmonie hervorzuzaubern aus ungefügen Elementen, weiß sie zu erhalten. Nichts ist bezeichnender für ein Haus als seine Geselligkeit. Nicht so sehr die Personen, die man heranzieht oder die sich einfinden, als ihre Stimmung. Das ist, so wenig man auch dem Hausherrn die Rolle verkürzen mag, den ihm gebührenden Einfluß mindern will, Sache der Dame. Niemals wird die Hausfrau ein Stocken des allgemeinen Gesprächs oder eine Stauung in der Circulation der Mitglieder ihres Kreises dulden. Niemals werden Längen eintreten, niemals wird ein unpassendes Presto-staccato die Leistungsfähigkeit ihres Orchesters vor der Zeit schwächen dürfen. Sie wird sie vielmehr zu beleben trachten, wird eine Art von Rausch in Permanenz erhalten, der beschwingt, aber ja nicht lastende Ernüchterung zurückläßt. Gesellschaften, denen man mit Gewissensbissen nachhängt, sind schlecht geleitet gewesen. Es ist Sache der Dame, die ihr zur Verfügung gestellten Talente nicht abzubrauchen. Sie muß zu gruppiren, nicht nur Situationen, sondern auch Skalen der Beziehungen zu schaffen wissen. Und darum muß sie zuerst unbedingt ihrer selbst sicher sein.

Worin besteht die Sicherheit des Benehmens? Sie ist nicht die Summe von Zügen. Summen sind immer brutal. Sicherheit ist nicht mit Ungeniertheit zu verwechseln. Befangenheit, hervorgerufen durch gesellschaftliche Situationen, denen man sich aus Mangel an gesellschaftlicher Bildung nicht gewachsen fühlt, das ist der Makel, der die Kleinbürgerin von der Dame unterscheidet.

(Das große Capitel der schlechten Manieren überschlagen wir.) Aber nicht nur die Befangenheit, auch, ja noch mehr fast die Unbefangenheit ist von Uebel.

Eine Frau, die nur Herren bei sich sieht, ist keine Dame. (Sie mag eine gewesen sein.) Eine Frau, die nur Frauenbesuch empfängt, muß aber darum noch keine Dame sein. Im Gegentheil: dies ist sogar ein (immerhin grobes) Zeichen für den Mangel der den Begriff constituirenden Eigenschaften. Frauen, die mit einander „verkehren", während die Männer einander nur im Caffeehause oder „Geschäft" begegnen, sind keine Damen. Ein solcher Lebens-„Styl" ist nicht die Atmosphäre, in der „Damen" gedeihen.

Man kann sehr zurückgezogen leben und doch eine große Dame sein (obwohl dies einigermaßen schwer ist, jedenfalls muß man, um den Titel mit Fug behaupten zu dürfen, eine Zeit lang wenigstens nicht zurückgezogen gelebt haben).

Die „große" Dame ist vor allem Aristokratin. Zu ihrer „Größe" gehört nicht nur ein „großer" Titel, sondern auch der unsichtbare Kronreif der Geburt. Sie ist in glänzenden Geldverhältnissen und weiß sie großartig zu nutzen. Man irrt, wenn man in der Gattin eines hohen Functionärs mit historischem Namen bereits eine große Dame zu erblicken wähnt. Nicht die Stellung, nicht der Name, nicht der Reichthum, sondern alles zusammen ergiebt die große Dame — und zwar erst dann, wenn sie in ihrer Persönlichkeit die Musik dazu hat. Man wird ebenso wenig eine große Dame, wie man ein Grandseigneur wird. Aber es ist sehr gut denkbar, daß man eine große Dame gewesen ist, aufgehört hat, es zu sein. Da man weder Persönlichkeit noch Namen aufgeben kann, wäre der Schluß naheliegend, die Verwandlung bloß auf das materielle Moment zu gründen; und sicherlich, wenn eine große Dame ihr Geld einbüßt, ihre Besitzungen verkauft, ihre Juwelen verpfändet, ihre Pferde losschlägt, ihre Lakaien entläßt, ist sie bereits depossedirt. Aber doch liegt es nicht in diesen aufzählbaren Factoren, sondern in ihrer Melodie.

Digitized by Google

Man kann nicht sagen, diese und jene Verengerung des gewohnten Rahmens sei die Grenze, hinter der sich die Züge der Erscheinung plötzlich wandeln. Sonst wäre es ja denkbar, daß Jemand sein ganzes Leben sich an die Grenzbalken lehnte.

Ein Opfer.

Moltke ./. Harden.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Die letzte Unruhe schwindet, als Graf Kuno Moltke sich erhebt. Seine beringten Finger, die in einem ewigen Spiele sind, gleiten nur noch einmal über das Gesicht. Als er sie von den Augen zieht, ist alle Starrheit aus ihnen gewichen. Er hat jetzt die Augen eines Kindes und seinen Mund umzieht ein Lächeln, aus dem Bekenntnißfreude blitzt. Der gut gewachsene Aristokrat mit der superben Nase, dem nicht ganz zur Figur zupassenden Rock, in Gamaschenschuhen, giebt nun ein Bild eines bloßen Fants, eines reinen Thoren. „Ich bin sechsundsechzig, als der Krieg ausbrach, mit dem Fürsten zu Eulenburg in Breslau eingetreten. Es weiß wohl alle Welt, so daß man es sagen kann, daß der preußische Dienst ein strammer ist. Ich habe etwas gesucht, das mich ausfüllte, wenn er vorbei war. Da hat mein Schwager Danckelmann mich auf die Musik gewiesen. Wir haben ein Jahrzehnt hindurch unsere freien Stunden mit ihr ausgefüllt. Damals ist Wagner aufgekommen. Wir haben die ganzen Nibelungen gespielt; er hat gesungen. Wir sind nach Bayreuth gefahren. Das ist Eldorado für mich gewesen. Dann ist Graf Danckelmann gestorben. Ich kann nicht darüber sprechen, was ich an ihm verloren. Da — ja damals habe ich, war das achtundsiebzig oder neunundsiebzig?, habe ich den Fürsten zu Eulenburg wiedergesehen. Er hat damals sein hübsches dichterisches und compositorisches Talent entdeckt. Nach den Manövern habe ich ihn öfter in München besucht. Ich habe mit ihm zusammen in Kreisen verkehrt, in denen es geistig hoch herging. Ich habe auch componirt, was ich so auf dem Herzen hatte. Es ist wohl nichts Besonderes gewesen, aber es ist sehr lieb gewesen, sich das herunterzubringen." (Die Augen leuchten.) „Wir haben bei Lenbach verkehrt, der dann später meine Nichte geheirathet hat, wir haben in der schönen Villa am Starnberger See bei ... bei ... Wir haben in guten Kreisen verkehrt, und ich habe mich wohl gefühlt. Wenn man sagt, ich habe an Eulenburg „Meine Seele" geschrieben, so klingt das so lächerlich, daß man nicht glauben könnte, ein so verweichlichter Mensch sei Commandeur der Leibküraſſire geworden. Aber wenn man hört „Meine alte Seele", so klingt das anders ... Ja, so ist das gewesen. Anders nicht."

Er setzt sich. Seine Augen leuchten noch immer.

* * *

Und die schlanke, nervöse Schauspielergestalt Maximilian Hardens erhebt sich. Seine Finger pressen erregt den Kragen weiter, als ob er die Kehle zuschnüre, fahren an der Cravatte auf und ab, trommeln einen violetten Schreibblock ab, greifen an einem Bleistift hin und her. Jetzt schlägt er die Faust auf den Tisch. Der Körper ist zurückgeneigt. Sein dunkelgefärbtes, sonores Organ erfüllt den Raum. Es schwillt an, immer mehr. Er jagt den Körper nach vorn. Schreckliche Falten, von Ohr zu Ohr, unter dem Kinn hinweg, graben sich in sein Gesicht. Seine Arme durchschneiden mit einer gewaltigen Spannweite die Luft. Er springt wieder zurück. Er zittert. Er schreit. Er keucht. Nein, er weint. Er wird weinen. „Ich ertrage es nicht mehr", wie ein angeschossenes Wild schreit er. „Seit Monaten gebe ich mich mit Nichts als Diesem ab, überschüttet man mich mit einem Wust von immer neuen Verdächtigungen. Wenn man es so weiter treibt, werde ich Ihnen Mitglieder des regierenden Hauses anführen ... Drängen Sie mich doch nicht!!" Und mit einer letzten, ausladenden Bewegung, mit einem Aufgebote letzter Kraft hineingeschrieen, hineingeheult in einen erschauernden Saal: „Es schreien es ja doch die Spatzen von den Dächern."

Dieses Pathos und sein Eindruck sind unbeschreiblich. Die Luft zittert von ihm. Hardens Hände gehen krampfig an der Cravatte, an dem Kragen auf und ab. Die gleiche Nervosität sitzt in allen Händen. Man will Etwas thun. Man will in die Luft schreien. Justizrath Bernstein erhebt sich, um Sachliches auszuführen. Maximilian Harden will ihn niederzupfen, ihn nicht den Ethos dieses Pathos verwischen lassen. Und während der Justizrath leise und eindringlich vor dem Gerichtshof seine Anträge formulirt, scheinen Worte durch die Luft zu rollen, dunkel, sonor: „Es schreien es ja doch die Spatzen von den Dächern."

* * * *

Wer die Verhandlung miterlebt hat, stand unter dem doppelten Eindruck der Sensation und der Qual. Sie war eine der großartigsten Sensationen, die überhaupt erdenkbar sind: Durch die Leidenschaft, mit der gestritten wurde, durch die Personen, die sich zerfleischten, durch die Stoffe, die man behandelte, die Aspecte, die es gab. Es waren Dinge, die zehn Jahre vorher in Deutschland nicht öffentlich sich hätten begeben können und auf die dabei fortwährend die bedeutendsten Schatten fielen. Aber gleich groß war die Qual: das leidende Gesicht der Frau von Elbe zu sehen, die, wenn die Geschichten ihrer Ehekammer angerührt wurden, die Lider völlig über die Augen ließ; ihren Sohn, Leutnant Kruse, dessen Hände in weißen Handschuhen unaufhörlich erregt an dem Küraſſierhelm putzten, als den Zeugen ihrer verschwiegensten Gefühle; Graf Kuno Moltke selbst, dessen Anblick zuerst erschütterte, als man ihn mit dem Ausdruck versteinerter Angst und feuchten Fiebers im Gesichte sah, der von sich hören und von sich sagen mußte, was keine Zeitung noch berichtet und auch in keiner Zeitschrift sich besagen läßt — vor Allem aber der Gedanke an das Opfer, das gebracht wurde, an das eine Opfer ...

* * *

Man weiß zur Stunde, da ich dies schreibe, nicht, wie die Entscheidung fällt. Es ist nicht einer aber, der nicht auf Hardens Freisprechung rechnete. Wenn sie nicht erfolgen sollte, würde man seines innersten Gefühles nicht mehr sicher sein. Was er behauptet hat, ist voll erwiesen: Die eigengeschlechtliche Veranlagung Kuno Moltkes.

Aber ebenso erwiesen ist, daß Kuno Moltke sie nicht in Handlungen umgesetzt; erwiesen, daß die Anderen aus dem Trio sie in Handlungen umgesetzt. Vom Grafen Lynar ist das so gewiß wie vom Grafen Hohenau, vom Fürsten Philipp Eulenburg ganz allgemein geglaubt. Vom Grafen Moltke glaubt es keiner. Er ist von Allen der Unbetheiligste gewesen. Fürst Philipp Eulenburg hat nicht den Muth gehabt, den Dornenweg der Beleidigungsklage gegen Maximilian Harden zu beschreiten. Er — oder Andere — haben Kuno Moltke aufgestachelt, ihn zu gehen. Er sei der Unschuldigste von Allen. Ihm werde gar nichts nachzuweisen sein. Seine Unschuld werde den Glauben an die Unschuld auch der Anderen wecken. Man hat vergessen, daß Niemand vorsichtiger hätte sein können, als Maximilian Harden es gewesen. Er hatte nur von normwidriger Veranlagung gesprochen. Dies hat das Beweisverfahren in vollem Umfange bestätigt.

Graf Kuno Moltke hat eine Veranlagung gehabt, die Niemandem geschadet! Der Sachverständige hat erklärt, daß normwidrige Veranlagung und selbst Bethätigung die politische Weisheit nicht zu mindern brauche. Er hat mit Nachdruck auf den großen Friedrich hingewiesen, von einer Reihe von bedeutenden Staatsmännern aus Preußens Vergangenheit gesprochen. Fürst Philipp Eulenburg soll jene Anlage bethätigt haben. Aber auch wenn sein politischer Einfluß schädlich gewesen, daß der Schaden aus seiner Perversion gekommen, ist keineswegs erwiesen. Von Herrn Lecomte, vom Grafen Hohenau gilt das Gleiche.

Sie sind mit Hinweis auf ihre geschlechtlichen Perversionen gestürzt worden. Daß ein unbedingter Erfolg darin gelegen, kann Niemand sagen, der nicht einseitige politische Zwecke verfolgt. Selbst wer jedoch ihren Sturz bejubelt — und man mag manchen Grund zum Frohlocken dennoch haben — wird bekennen müssen, daß dieser Moltke mit für ihre Sünden leidet. Denn was geht ein Volk sein sexuelles Leben an, wenn es nicht über die Grenzen seiner Persönlichkeit hinausgeschritten? Die Hardensche Motivierung seines Kampfes, daß ideale Männerfreundschaften das Reich gefährden, hat Doktor Hirschfeld nicht gelten lassen können. Er hat es ganz entschieden, völlig deutlich zurückgewiesen. Warum also Alles?

* * *

Herr Magnus Hirschfeld hat sich für Moltkes unbewußte Homosexualität erklärt. Wer jene Rede hörte, die ich oben nannte, schwört Stein und Bein auf diese Unbewußtheit. Graf Moltke mag von erotischen Excessen der andern selbst gewußt haben — was der Beklagte nur behauptete und keineswegs erwies — er kann die Excesse dabei, in Unkenntniß der eigenen Anlage, noch verabscheut haben. Da die Eigengeschlechtlichen ihre Anlagen meist cachiren, braucht er sogar von jenen Bethätigungen gar nichts, auch Nichts gewußt zu haben. Da ist ein Opfer also. Selbst wenn er sie gekannt und nicht verabscheut hat, bleibt er ein Opfer. Die Andern vielleicht auch, aber nicht so sehr. Als Harden auf die Andern zielte, durchbohrte ihn der Pfeil. Die andern streifte er. Denn gegen die Qualen solcher Verhandlung ist eine pure Entlassung eine Lust.

Man wird das vergessen wollen. Das Volk schrie ihm in Moabit, als er sich zeigte, schon ein böses Wort nach. Aber dabei wird man bleiben müssen, selbst wenn Harden als Triumphator wird gefeiert werden und gefeiert werden darf, da er etwas Gefahrvolles mit Glück überstanden hat — da ist ein Opfer!

Der Glaspalast in München.

Ein Rückblick.

Es kann und soll nicht Ziel und Zweck dieser Worte sein, einen peinlich kritischen Bericht über ca. 2250 Arbeiten, die durch 78 Säle vertheilt waren, auszugeben. Es soll hier auch nicht festgestellt

Digitized by Google

werden, ob Herrn Kunzes Bild günstig hing, ob Herr Hintze sich zu viel mit Blau abgab und warum Herr Reiter fehlte. Ich habe noch nie eine Bilderausstellung gesehen, die einen so gleichgiltig ließ, so ermüdet und abstumpft wie der diesjährige Glaspalast. Ein detaillirter Bericht über das Gesehene muß demnach noch langweiliger ausfallen als die grausame Wirklichkeit. Wie sollte man sich in diesem Bilderwaarenhaus wohlfühlen? Man könnte sich vielleicht der Mühe unterziehen und bei den einzelnen Gruppen eine Auslese halten: Luitpold-Gruppe, Scholle, Freie Vereinigung Düsseldorfer Künstler, Kunstgenossenschaft Karlsruhe, Verein für Originalradirung, Society of Scotish Artists, Glasgow Group u. a. m. Aber diese Auslese ist erschrecklich dünn und die sehenswerthen Bilder sind leicht aufzuzählen. Auffallend war das Fehlen einer corporativen Vertretung der Schweiz und Frankreich. Auch hatte uns die Mannheimer Ausstellung manches Werthvolle vorweggenommen. Es verblieb eine Bilderansammlung, die an Qualität mehr wie genug zu wünschen übrig ließ. Solche Riesenausstellung scheint zu den nothwendigen Uebeln zu zählen. Jedes Jahr schreibt man dagegen, man ereifert sich gegen die Rahmenmassen — diese Holzgarnitur ist nämlich oft das Beste an dem Expositionsobject — man spricht von Ueberproduction, von Eindrucksfosigkeit des Gebotenen und — Alles bleibt beim Alten.

Da ich nun einmal aus München schreibe, ist es mir eine besondere Genugthuung, zu constatiren, daß seine Künstler weitaus die besten Beiträge geliefert hatten. Luitpold-Gruppe und Scholle.

Aus meinen Ausführungen entnehme ich mir die Berechtigung, die auswärtigen Arbeiten ziemlich summarisch zu übergehen. Mein Entschluß rechtfertigt sich noch aus weiteren, naheliegenden Gründen. Die Secession fällt weg, die dieses Jahr getrennt ausstellte. Sie hinterließ eine empfindliche Lücke. Was dann außer den beiden erwähnten Gruppen übrig bleibt, mochte ja zum Theil ganz tüchtig sein, verdient aber nicht die Würdigung eines Berichtes nach Berlin. Es wäre eine nutzlose und höchst langweilige Arbeit. Nur einige Wenige verdienen den Vorzug einer Ausnahmebehandlung.

Heinrich Vogeler-Worpswede; der sich mit einer reizenden Radirung „Liebe" einstellte. Ferner Ubbelohde, dessen „Einsame Landschaft" mir besonders auffiel. Ritzenhofen (mir bis jetzt unbekannt) sandte einen sehr tüchtigen Knabenact, wenn er auch Landenberger nicht erreicht. Lavery vermißte ich. Vergeblich suchte ich nach Sargent. Es ist wirklich zu schade, daß von diesem Porträtmeister meines Wissens nie oder selten etwas hierher gelangt. Dann könnte wohl der beliebte Kaulbach einpacken, der in einem eigenen Salon seine glatten, müden, kraftlosen, und doch wieder ins Auge fallenden Bildnisse zeigte, die uns auf den ersten Blick zu fesseln wissen, dann aber ein starkes Gefühl der Oede zurücklassen. Er hatte sein Cabinet mit eigenen — Möbeln ausgestattet.

Heller fiel in der Luitpold-Gruppe auf. Besonders sein Bildniß der „Frau Pepi Glöckner" enthält starke malerische Qualitäten. Durch rastlose Arbeit, die ihm ein starkes Können einbrachten und durch besonderen, ausgewählten künstlerischen Geschmack in seinen Bildern hat sich dieser Maler eine Stellung verschafft, die er durchaus verdient. Ein langsames, aber gewisses Emporsteigen. Er gehört nicht zu Denjenigen, die mit Byron ausrufen können: „I awoke one morning and found myself famous".

Willy v. Beckeraths „Johannes", ein Wandbild in matter Oelfarbe, gehört nicht zu des Künstlers Arbeiten, über die man längere Betrachtungen anzustellen braucht. Seine Decorativwirkung beruht mehr auf der Größe der Leinwand, als auf gelungener Durchführung einer künstlerischen Idee. Schuster-Moldau hatte fünf Bilder ausgestellt, die mir nicht sonderlich zusagten, ihn aber immerhin als Stütze der Luitpold-Gruppe gelten lassen. Mit Freuden entdeckte ich Rudolf Sieck, der sich ja leider gar zu sehr wiederholt, aber einen als zartester Naturstimmungsschilderer gefangen zu nehmen weiß.

Ich gehe zur „Scholle" über.

Ihre Mitglieder bringen, Gott sei Dank, wieder etwas Leben in die müden Glieder. Es leuchtet und lacht einem entgegen, daß wir wieder munter werden.

Der populäre Tutz war mit sieben Arbeiten vertreten. Sein Rückenact „Vor dem Spiegel" ist ganz herrlich. Das ist lebendiges Fleisch! Ebenso erfreut „Sommerschwüle" und „Im Schatten". Temperament. Seine Neigung zu schleimigen Farben müßte er jedoch etwas einschränken. Münzers „Vor dem Spiegel" und „Actstilleben" sind sehr tüchtige Gaben. Ebenso des jüngeren Erlers Leistungen. Besonders entzückt sein „Sommer". Bechlers „Landschaften" hinterlassen einen starken Eindruck. Eine ausdrückliche Erwähnung verdient Max Eichlers „Die Apfelkammer", ein Bild, das in einheitlich abgeschlossener Wirkung starken Rühmens werth ist und zu den besten Bildern dieser Gruppe, ja der Ausstellung, zu zählen ist. Fritz Erler, der seinen Gönner, den berühmten Forscher Professor Neißer ausstellte, erwähne ich absichtlich zuletzt.

Ueber die Entwürfe zu den „berühmten" Wiesbadener Kurhausfresken muß hier Einiges gesagt werden. Sie waren in einem abgesonderten Saale wirkungsvoll angebracht. Mit großen Erwartungen betrat ich den Raum und wurde — angenehm enttäuscht. Die Bilder stellen die vier Jahreszeiten dar. „Frühjahr" und „Herbst" wirken am einheitlichsten. Weniger zusagen wollte mir „Winter" und „Sommer". Und zwar erstere Schöpfung wegen der etwas engen, allzu localen Auffassung des Sujets. Der Winter ist hier mit dem Fasching identificirt. „Doch sag ich nicht, daß das ein Fehler sei." Er dachte an München! Der „Sommer" aber kommt mir compositorisch wenig geschlossen vor. Erler hat seine Begabung als Raum- und Flächenkünstler eclatant bewiesen. Raum und Fläche! Nach diesem Leitgrundsatze der Freskomalerei arbeitet er einzig und allein. Wir haben, Gott seis gelobt, einen Künstler, der in dieser Kunst etwas leistet und noch mehr leisten wird. Das verspricht er.

Die sogenannte „Farbenfreudigkeit" konnte ich nirgends entdecken. Paßt doch gerade dieses Wort nicht auf Erler, der sich mit reinen Farben eigentlich gar nicht abgiebt. Es war richtig von ihm, die Wandgemälde, wie sie in Wiesbaden hängen, auch photographirt auszustellen, um die Wirkung seiner Werke in dem dafür bestimmten Raume nahe zu legen.

Ich darf meinen Bericht nicht schließen, ohne zwei Collectiv-Ausstellungen zweier Verstorbener zu erwähnen. Werke von Wilhelm v. Diez und Edmund Harburger. Wer sich die Lebensarbeit dieser beiden großen Künstler angesehen hat, konnte auf drei Viertel der übrigen Saalbilder ruhig Verzicht leisten.

Roderich Frhr. v. Ompteda.

Deutsche Tugend.

„Lande han ich viel gesehen,"
Also sang einst Walther süß und klar,
„Uebel müsse mir geschehen,
Könnt ich je mein Herze bringen dar,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Sitte —
O was hülfe mirs, wenn ich unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht über alle!"

Lieber Walther Vogelweider,
Deine Reime sind ein böser Trug,
Mit der Tugend sind wir aus dem Schneider,
Des Artikels han wir längst genug.
Manche bessern Menschen,
Die in Höhen wohnen,
Fragten drum: „wie kann uns Tugend lohnen —?
Raus mit ihr, der gar nicht vaterländschen!"

Und zu jeder guten Stunde,
Die Beruf und Amt verschenkten gern,
Uebten sich im Hintergrunde
Liebenswürdig die vieledlen Herrn.
Freundliches Gekose
Klang im Dämmerschimmer —:
„August, — Dank, daß Du kein Frauenzimmer!
O wie reizend ist die Männerhose!"

Und so ist der Spruch erlogen,
Den einst Walther sang, der edle Schwan:
„Deutsche Frauen, die sind wohlgezogen,
Recht wie Engel sind sie angethan." —
In der Völkerhalle
Staunt man ob der neuen deutschen Sitte;
Franzmann schreit und Brite:
„Deutsche ‚Zucht' geht über alle!"

Terentius.

Notizen.

Folgende neue Bücher, Brochüren u. s. f. sind uns zugegangen:

Heinrich Hart: Gesammelte Werke. Band I. Gedichte — Tul und Nahila — Nimrod. Vollständig in vier Bänden. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35. Preis compl. Mk. 16.

Gustav Roselieb: Heinrich Stilfrieds Brautschau. Ein Hamburger Tagebuch. Heckners Verlag (Wolfenbüttel). Preis geb. Mk. 1.60.

G. Kullmann: Die drei Daseinsstufen in der Entwicklung. Neue naturwissenschaftlich-philosophische Betrachtungen über den Zusammenhang des Körperlichen und Geistigen. Verlag Carl Ritter G. m. b. H. Wiesbaden.

Wilhelm Kotzde: Der Schwedenleutnant. Märkische Erzählung aus der Zeit des großen Krieges. Berlin W. 8. Albrecht Dürer-Haus. Preis geh. Mk. 1.

Seversernus: Das letzte Gesetz der Culturmenschheit. Eine sexuelle Studie. Verlag von C. V. Engelhard & Co. Hannover. Preis geh. Mk. 1.25.

Dr. Julius Reiner: Zarathustra. Verlag Hermann Seemann Nachfolger. Berlin und Leipzig. Preis broch. Mk. 1.

Digitized by Google

Hans Aanrud: Kroppzeug. Zwölf Geschichten von kleinen Menschen und Thieren. Deutsch von Walter R. Schmidt. Titelzeichnung von Max Looſe. Buchſchmuck von Gadſo Weiland. Verlag von Georg Merſeburger (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.25; geb. Mk. 3.

Bereits in 5. Auflage erſchien: S. Ulfers: Oſtloorn. Holländiſche Dorfgeſchichten. Deutſch von Karl Emrich. Verlag von Otto Rippel (Hagen i. W.) Preis geh. Mk. 3; geb. Mk. 4.

Theodor Leſſing: Theater-Seele. Studie über Bühnenäſthetik und Schauſpielkunſt. Verlag von Priber und Lammers (Berlin). Preis cart. Mk. 2.50.

Waldemar Bonſels-Bernd Iſemann: Das Feuer — Die große Paſſion. Nummerirte Ausgabe (300 Exemplare). Verlag von E. W. Bonſels und Co. (München). In Pergament gebunden. Preis Mk. 10.

Theodor Kappſtein: Eduard von Hartmann. Einführung in ſeine Gedankenwelt. Vorleſungen, gehalten an der Freien Hochſchule. Mit Porträt und Facſimile. Verlag Fr. A. Perthes (Gotha). Preis geh. Mk. 3.

Im Verlage von S. Fiſcher (Berlin) erſchienen:

Gabriele Reuter: Der Amerikaner. Roman. Geh. Mk. 4.

Georg Hirſchfeld: Der Wirth von Veladuz. Roman. Geh. Mk. 5.

Im Verlage der Concordia (Deutſche Verlagsanſtalt, H. Ehbock Berlin) erſchienen:

Karl Rosner: Sehnſucht. Roman. Preis geh. Mk. 4.

Robert Saudek: Dämon Berlin. Roman. Preis geh. Mk. 4.

Lucy Abels: Aus galliſchen Gärten. Auswahl franzöſiſcher Lyrik in autoriſirter Ueberſetzung.

Friedrich Adler: Vom goldenen Kragen. Mit Zeichnungen von Richard Teſchner (Prag). Verlag von Karl Bellmann (Prag).

Friedrich Werner vom Oeſteren: Der Weg ins Nichts Novellen. Verlag von Egon Fleiſchel und Co. (Berlin). Preis geh. Mk. 3.

Hans Freimark: Das Geſchlecht als Mittler des Ueberſinnlichen. Lotus-Verlag (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.

Phil. Stauff: Der Krieg und die Friedensbeſtrebungen unſerer Zeit. Gedankengänge. Selbſtverlag des Verfaſſers (Enzisweiler bei Lindau i. B.) Preis geh. Mk. 1.

Karl Reiſchel und Heinrich Falkenberg: Auch eine Literaturgeſchichte. Zwei Betrachtungen. Verlag der N. G. Elwertſchen Buchhandlung (Marburg).

Es handelt ſich in dieſer Broſchüre um ein hartes, aber vollauf berechtigtes Urtheil über die „Neubearbeitung“ von Vilmars bekannter „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur“ durch Macke, Profeſſor am Gymnaſium zu Siegburg. Dieſer Herr hat es fertig gebracht, den Vilmar für das geiſtige Niveau der Abonnenten des „Berliner Local-Anzeigers“ zu bearbeiten. Man weiß wirklich nicht, was man dieſer Bearbeitung mehr bewundern ſoll, den brillanten Styl des katholiſchen Herrn Bearbeiters, ſein treffſicheres Urtheil, ſeine literariſchen Kenntniſſe oder den Muth ... Es hat uns bisher an einer humoriſtiſchen Literaturgeſchichte gefehlt: hier haben wir die erſte. Zur Ergötzung des Leſers ſtehe hier nur ein Paſſus aus Herrn Mackes Definition des Romans:

„Eine von Vielen ſtark angefeindete, von Vielen als höchſte Offenbarung des Menſchengeiſtes und aller Poeſie ſeine Blüthe betrachtete Erſcheinung iſt der Roman. Der Ausdruck ſtammt aus dem romaniſchen Literaturgebiet und bezeichnet eine Gattung poetiſcher Erzeugniſſe, die in nicht gebundener Rede eine Fülle von Handlungen an uns vorüberziehen laſſen, welche weniger durch poetiſchen Gehalt als durch ihren abenteuerlichen Stoff (aventiure) wirken ſollen ... Der Roman iſt das Ergebniß eines niederen Barometerſtandes, bei ſchönem Wetter, bei ganz geſunden Verhältniſſen gedeihen keine Romane; es müſſen Bazillen, Krankheitskeime in der Atmoſphäre liegen, die ihn günſtig beeinfluſſen, und zu unſerer Zeit fehlt es wahrlich nicht hieran. Und daß die Zeiten des Romans krankhaft ſind, wird Jeder zugeben, der es in dieſer Dichtungsart verſucht: jeder Roman, welcher Richtung er auch dienen mag, will die kranke Zeit heilen, wenigſtens aber ihre Schäden aufdecken, von Conrad von Bolanden bis Zola; jeder Romanſchriftſteller will Pſychologe ſein, Seelenkenner, in den Tiefen des menſchlichen Herzens leſen und Jedem ein: „Ich kenne Dich“ zurufen.“

Risums teneatis.

Glücklicherweiſe exiſtirt der „unverſcherlte“ Vilmar nach wie vor. Er liegt uns jetzt in 26. Auflage (Verlag der N. G. Elwertſchen Buchhandlung, Marburg; Preis geb. Mk. 7.50) vor: das Werk Vilmars, dieſes ſein empfindenden, kenntnißreichen und aufrechten Literarhiſtorikers iſt durch den ſeiner würdigen, leider kürzlich auch verſtorbenen Dresdener Literarhiſtoriker Adolf Stern bis auf die Neuzeit fortgeführt worden.

Adolf Heilborn.

R. Parkinſon: Dreißig Jahre in der Südſee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarck-Archipel und auf den deutſchen Salomo-Inſeln. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann. Directorial-Aſſiſtent am Kgl. Muſeum für Völkerkunde zu Berlin. Mit zahlreichen Tafeln und Textbildern. Verlag von Strecker und Schröder (Stuttgart). 28 Liefgn. zu je 50 Pfg. Liefg. 10—21.

Parkinſon wird in den Kreiſen der Fachleute längſt als einer der beſten Kenner der melaneſiſchen Inſelwelt und der Papua geſchätzt. Seine während eines dreißigjährigen Pflanzerlebens im Archipel geſammelten Erfahrungen und Beobachtungen ſind nicht nur für den Fachmann und Colonialpolitiker von höchſtem Werthe, ſondern auch für jeden Gebildeten intereſſant. Das Buch iſt glänzend geſchrieben und bringt erſtaunlich viel Neues, Werthvolles. Brillant ſind auch die meiſten Abbildungen, die nach Originalphotographien Parkinſons hergeſtellt ſind; auch hier außerordentlich viel Neues und Werthvolles. Es wird auf das Werk, wenn es abgeſchloſſen vorliegt, noch ausführlich zurückzukommen ſein. Dr. A. Hn.

Dr. Alfons Leon: Die erſte italieniſche Weltausſtellung, ihr Schauplatz und ihre Vorgeſchichte. Verlag von Alfred Hödler (Wien).

Reinhold Frhr. v. Lichtenberg: Die ioniſche Säule als claſſiſches Bauglied, rein helleniſchem Geiſt entwachſen. Ein Vortrag. Mit 69 Abb. Verlag von Rudolf Haupt (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.

E. Kaliſcher: Aphorismen. Verlag von Carl Georgi (Bonn).

Prof. Dr. Joh. Strzygowski (Graz): Die bildende Kunſt der Gegenwart. Ein Büchlein für Jedermann. Mit 68 Abbildungen, in Büttenpapierumſchlag. Verlag von Quelle und Meyer (Leipzig). Preis geh. Mk. 4.

Martin Braeß: Thiere unſerer Heimath. Mit zahlreichen Bildern nach der Natur in Zeichnungen und Photographien. Herausgegeben vom Dürerbund. Verlag von G. D. Callwey (München). Preis geh. Mk. 3.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen unſerer Zeit, daß der Sinn für das Leben der Natur in den breiteſten Schichten unſeres Volkes erwacht iſt, geſünder iſt als je. „Dieſem Sinn“, ſo ſagt der Verfaſſer in ſeinem Vorwort, „ein wenig neue Nahrung zu geben, Alt und Jung immer mehr empfänglich zu machen für die wahre und große Liebe zu unſerer Allmutter Natur, dazu ſchrieb ich dies kleine Buch“. Die vorliegenden Schilderungen haben ihre Probe beſtanden: ſie haben beim Abdruck in einer der angeſehenſten Tageszeitungen ſo viel Freude erregt, daß auch der Dürerbund auf ſie aufmerkſam ward und beſchloß, ſie von ſich aus nach aller Möglichkeit zu verbreiten. Sie führen uns in einfachſter, allen verſtändlicher Weiſe die bekannteſten Vertreter unſerer Thierwelt vor, vom Edelhirſch und Fuchs herab bis zum Krebs und zur Spinne. Das Buch möchte ein rechtes Hausbuch werden, aus dem die Eltern erſehen, wie ſie die den Kindern angeborene Theilnahme für die heimathliche Thierwelt nicht unterdrücken oder gar vernichten, ſondern ſie ſorgſam pflegen und fördern ſollen, als eine Quelle reinſter Freuden für das ganze Leben. Es möchte die Jugend über ihre „zoologiſchen Freunde“ belehren, indem es die Lebensgewohnheiten der alltäglichſten Thiere in anſchaulicher und unterhaltender, oftmals heiterer und humorvoller Weiſe dem Leſer vor Augen führt. Dabei ſtreut Braeß viele Erinnerungen aus ſeiner eigenen Jugendzeit ein, die er im engen Verkehr mit der Natur verleben durfte. Kein Junge, dem man das Büchlein in die Hand giebt, wird auch nur eine Seite überſchlagen, ſo feſſelnd iſt es geſchrieben für die Jugend, und kein Erwachſener wird darin leſen, ohne daß ſeine eigne Kindheit mit vielen, vielen Einzelzügen lebhaft wieder aufſtiege vor ſeiner Seele.

Und noch Eins. Weit entfernt von jeder Sentimentalität tritt Braeß doch für einen geſunden Thierſchutz ein; mit ernſten Worten wendet er ſich z. B. gegen die ſinnloſe, brutale Vernichtung unſchuldiger Kriechthiere und Lurche, gegen den Dohnenſtieg, gegen jede frevelhafte Verödung der deutſchen Heimath. Dem ſo feſſelnd und liebenswürdig geſchriebenen Text entſprechen die zahlreichen Zeichnungen und Photographien, die dem lebenden Thiere abgelauſcht und künſtleriſch vollendet wiedergegeben ſind. Das ſchönſte Bild von allen iſt der prächtige Dürerſche Feldhaſe, der als Titelbild in Zweiplattendruck das Werkchen ziert.

Der Reinertrag aus dem Abſatze ſoll im Weſentlichen den gemeinnützigen Beſtrebungen des Dürerbundes zu Gute kommen.

Der Geſchäftsführer des Dürerbundes.

Bereits in zweiter Auflage liegt vor:

A. Seidel: Praktiſche Grammatik der Suaheli-Sprache, auch für den Selbſtunterricht. Mit Uebungsſtücken, einem ſyſtematiſchen Vocabular, einem Leſebuche und einem Deutſch-Suaheli-Wörterbuch. Verlag von A. Hartleben (Wien). Preis geb. Mk. 2.

Bereits in achter Auflage liegt vor:

Erdmann Graeſer: Lotte Glimmer. Humoriſtiſcher Roman aus dem Berliner Leben. Verlag von H. Seemann (Nachfg.), Berlin. Preis geh. Mk. 1.

Fürſt S. D. Uruſſow: Memoiren eines ruſſiſchen Gouverneurs. Kiſchinew 1903—1904. Einzig berechtigte deutſche Ausgabe. (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt). Preis geh. Mk. 4.

Fedor Sommer: Zwei Novellen. (Hans Ulrich. Der Narr zum Briege). Verlag von Rich. Mühlmann (Max Groſſe), Halle a.S. Preis geh. Mk. 2.40.

Paul Oskar Höcker: Was die Leute ſagen. Novelle. Illuſtr. von A. Mandlick. Verlag von Carl Krabbe (Stuttgart). Preis in farb. Umſchlag Mk. 2.

Paul Lindau: Tragiſche Novellen. Illuſtrirt. Ebenda. Preis in farb. Umſchlag Mk. 2.

Derſelbe: Die blaue Laterne. Berliner Roman. Verlag von J. G. Cotta Nachfg. (Stuttgart). 2 Bde. Preis geh. Mk. 6.

Peter Alvor: Der heutige Stand der Shakeſpeare-Frage. Verlag von A. Sponholtz (Hannover). Preis geh. Mk. 0.50.

Georg Haar: Parentheſen zu Leſſings „Laokoon“. Verlag von Clauß und Feddersen (Hanau). Preis geh. Mk. 1.50.

Joſeph Weisweiler: Das Schulconcert. Ein Beitrag zur Frage der Kunſterziehung am Gymnaſium. Verlag von Quelle und Meyer (Leipzig). Preis geh. Mk. 0.80.

Edmund Steppes: Die deutſche Malerei. Den Freunden der deutſchen Kunſt gewidmet. Verlag von Georg D. W. Callwey (München). Preis geh. Mk. 1.20.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Digitized by Google

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Kothe auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säcking (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Ellenburgerstrasse 4.**

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung., milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch**, 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. **W. Sklarek.**

Preis vierteljährlich 4 Mark.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist die „Naturwissenschaftliche Rundschau" ihrer hohen Aufgabe mit so großer Umsicht und Sachkunde gerecht geworden, daß sie sich schon seit Jahren in der Weltstellung eines **Zentralblattes für die gesamten Naturwissenschaften** befestigt und dieser hohen Bedeutung entsprechend ihren Abonnements und Leserkreis stetig erweitert hat.

Probenummern gratis!

London W. 8|9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.

London W. 8|9 Colville Square.

Digitized by Google

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen **Fahrkarten, Auskunft** über **Reise** u. a. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau

Adolf Schustermann

Berlin O. 27.

Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

Otto Boenicke

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs

Berlin W. 8, Französische Straße 21

empfiehlt sein reichhaltiges Lager von

selbst importierten Havana-Cigarren

in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".

Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.

Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren

in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über

Cigaretten, Rauchtabake usw.

kostenfrei.

Wollen Sie

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:

Leipzigerstrasse 35a, Ecke **Charlottenstrasse,** und **Königstrasse 46,** Ecke **Hoher Steinweg.**

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialllisten gratis.**

F. Freitag

(Inh. A. Meyer)

Schneidermeister

Berlin SW.

o Friedrichstr. 36 o

empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender **Herren- und Damen-Garderobe** nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in **Tailor made Kostümen, Jacketts, Mäntel** und **Röcken.**

(Ersatz für Maßarbeit.)

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 9. November 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die Wiederanstellung verabschiedeter Offiziere im Staatsdienst. Von Agricola. I. — Zwangs-Enteignung zu Ansiedlungs-Zwecken. Von H. H..... (Jena). — Ein dunkles Capitel. Von Theodor v. Sosnosky (Wien). I. — Stein, Preußen und die deutsche Nation. Von Max Lehmann (Berlin). II. — Zur Theorie des Lächerlichen. Von Prof. Dr. Adolf Mayer (Heidelberg). — Autor und Recensent. Ein paar principielle Worte von Otto Hauser (Wien). — Ellinor. Von Paul Friedrich (Berlin). — Das Liebesnest. Von Roderich Frhr. v. Ompteda (München). — Von den Schmerzen eines Empfindsamen. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Aufruf. — Notizen. — Anzeigen.

Die Wiederanstellung verabschiedeter Offiziere im Staatsdienst.

Von Agricola.*)

I.

Motto: „Da neben vielem Guten sogleich viel Schlechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Die Zeit ist im ewigen Fortschreiten begriffen und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt."

Goethe. Gespräche mit Eckermann.

In einer der Commissionssitzungen zur Berathung des neuen Militärpensionsgesetzes kennzeichnete der Staatssecretär des Reichsschatzamts die Stellung der Staatsdiener, zu denen auch der Offizier gehört, zum Staat, wie folgt: „Mit der staatsrechtlichen Literatur und der Judicatur des Reichsgerichts sind die verbündeten Regierungen darin einig, daß der Staatsdiener mit seinem Gehalt und seiner Pension keine Bezahlung seiner einzelnen Dienste erhalte, sondern mit der Anstellung seine ganze Arbeitskraft auf Lebenszeit in den Dienst des Staates oder Reiches stelle, wogegen dem Staate oder Reiche die Verpflichtung erwächst, für ihn bis an sein Lebensende zu sorgen."

Nach dieser klaren Rechtslage käme der Staat den bei der Anstellung seines Personals übernommenen Pflichten nicht nach, wenn er dem nur auf einem beschränkten Gebiet des Staatsdienstes unbrauchbar gewordenen Staatsdiener eine gewünschte Verwendung auf einem anderen geeigneten abschlagen und so die versprochene Ausnutzung „seiner ganzen Arbeitskraft" ablehnen wollte.

Dieser Ideengang führte zu dem in gesetzliche Norm gebrachten Wiederanstellungsanspruch der ausgedienten Unteroffiziere. Auf ihn ist ferner die jüngst den Behörden erneut zur Beachtung empfohlene alte Bestimmung zurückzuführen, nach der vor einer Verabschiedung von im Außendienst thätigen Beamten die Frage ihrer weiteren Verwendbarkeit in einer — NB. gleichbezahlten — Stelle des Innendienstes zu erwägen ist. Von einem Ausschluß derart versetzter Beamten von jeder Weiterbeförderung, wie sie mit der Ueberführung des Offiziers in den Innendienst verbunden ist, ist nirgends die Rede. Eine solche Beschränkung im Vorwärtskommen träfe den Beamten nicht einmal allzu hart. Schon die mittleren, für das Auftreten von Gesundheitsstörungen besonders in Betracht kommenden Beamtenstellen steigen in Altersstufen zu einem Einkommen auf, das den Durchschnittsbedürfnissen des Standes angepaßt ist.

Auch gegenüber dem felddienstunfähig gewordenen Offizier hat der Staat seine Wiederanstellungsverpflichtung anerkennen müssen. Er verwendet ihn im Innendienst des Heeres und gestattet ihm den Eintritt in verschiedene Zweige der Civilverwaltung. Im Jahre gehen vom Major incl. abwärts durchschnittlich 300 Offiziere ab. Von diesen sind nach amtlichen Ermittlungen in den letzten 15 Jahren nicht mehr als 10% in den Civildienst getreten. Dieser geringe Uebertritt würde überraschen, wenn nicht die bestehenden überaus mangelhaften, zum Theil geradezu widersinnigen Wiederanstellungsgrundsätze für ihn die Erklärung lieferten.

Der frontdienstunfähig gewordene Offizier wird, sofern in der Armee, bei einem Bekleidungsamt, der Gendarmerie oder in einer der hauptsächlich bei den Bezirkscommandos bestehenden inactiven Stellen verwendet. Dem Namen nach sind die Bekleidungsämter seit ihrer in den neunziger Jahren erfolgten Reactivirung mit felddienstfähigen Offizieren besetzt. Sie müssen hier aber erwähnt werden, weil der Offizier sich erst dann zu einem rein technischen Beruf zu melden pflegt, wenn ein felddienstunfähig machendes Leiden den Verbleib in der Front in Frage stellt. Stabsoffiziere werden bei den Bekleidungsämtern gar nicht, ältere Hauptleute erster Classe nur ausnahmsweise angestellt, weil man für die wenigen Stellen den jungen Offizier bevorzugt, dessen Anlernung sich noch durch einen längeren Verbleib in seiner Charge bezahlt macht. Die Gendarmerie nimmt von den Stabsoffizieren nur den Oberstleutnant und bevorzugt im Uebrigen gleichfalls den Jüngeren, da die Erreichung des Majorsgehalts nicht durch das Offizierdienstalter, sondern das Uebertrittsdatum bestimmt wird. Für den Stabsoffizier und älteren Hauptmann geeignete Civilstellen sind, wie der Kriegsminister im Reichstage hervorhob, auch nur ganz wenige vorhanden. So bleiben für diese Chargen fast nur die inactiven Stellen im Heere übrig.

Der junge Leutnant, den das neue Gesetz am besten bedacht hat, kann noch ohne große Schwierigkeiten umsatteln. Der im vierten Jahrzehnt des Lebens stehende Hauptmann zweiter Classe und Oberleutnant ist schon auf den Staats- oder Gemeindedienst und Entgegenkommen der Behörden an-

*) Vergleiche die Aufsätze des Verfassers in Nr. 42 und 43 der „Gegenwart".

Digitized by Google

gewiesen. Die im Gesetz 1907 für diese Chargen vorgesehene, bis zu zwei Jahren zahlbare Beihülfe erleichtert ihnen den Uebertritt und setzt sie zu dem Aelteren, der, falls er als Hauptmann erster Classe ohne Privatvermögen geheirathet und eine heranwachsende größere Familie haben sollte, erst recht einer Beihülfe bedarf, in einen nur dadurch erklärlichen Gegensatz, daß man mit dem Eintritt der älteren Offiziere in den Civildienst nicht mehr ernstlich gerechnet hat. — Besonders geartete Offiziere haben sich auch in diesem Alter noch mit verschiedenem Erfolg auf anderen Gebieten bethätigt. Das hat die der Militärverwaltung bequeme Fiction erzeugt, jeder normale Mensch höheren Alters könne sich noch in ganz fremden Berufsverhältnissen zurecht finden. Natürlich kann der Offizier mit 45—50 Jahren ebenso wenig noch Post-, Strafanstalts- oder Gefängnißdirector werden, als diese Beamten selbst nach längerer Vorbereitung ein Bataillon oder eine Compagnie übernehmen könnten. Daher die Klagen im Reichstage, daß die Militärpostämter sich nicht bewährt hätten. Bedenkt man außerdem, daß mancher ältere Offizier gehen mußte, weil der aufreibende Dienst nicht ohne Einfluß auf seine geistige Spannkraft geblieben war, so zeigt es sich, wie gedankenlos es ist, ihn, falls seine Pension zum Unterhalt seiner Familie nicht ausreicht, vor Aufgaben zu stellen, die eine das Normalmaß weit übersteigende, auch bei der Mehrzahl der nicht in gleichem Maße dem Verschleiß ausgesetzten höheren Beamten vergebens zu suchende Rüstigkeit voraussetzen. — Bei der geringen Stellenzahl vergehen zudem bis zur Wiederanstellung stets viele Jahre. So ist heute bei der Staatslotterie nicht vor 6—7 Jahren, in anderen Branchen auch nicht viel früher, anzukommen. Währenddem muß der Anwärter gerade in der kostspieligsten Zeit des Familienlebens bei vielfach direct ungenügender Pension sich kümmerlich durchschlagen, eine Zumuthung, wie man sie ähnlicher Art dem Beamten nicht stellen dürfte, ohne einen Sturm der Entrüstung hervorzurufen.

Demnach ist von einer Reform der Anstellungsgrundsätze als erstes: Mehr Rücksicht auf das Alter der Wiederanzustellenden zu verlangen. Heute, wo alle Stellen Allen zugänglich sind, will der Jüngere, der noch umsatteln könnte, aus Scheu vor neuen Verhältnissen von der Civilanstellung nichts wissen. Das führt zu einem zu großen Andrang zu den Heeresstellen und einem ungebührlich beschleunigten Wechsel ihrer Inhaber. Damit ist einem großen Theil der Aelteren die Möglichkeit genommen, wenigstens die Höchstpension ihrer Charge zu erdienen. Dabei kann dem jungen Offizier eine solche Stelle gar nichts helfen. Den Hauptmann zweiter Classe und Oberleutnant trennen von ihrer Höchstpension von 3321 resp. 2142 Mk. noch 17 resp. 23 Jahre, die sie unmöglich in einer inactiven Stelle bleiben können. Trotzdem erliegen die meisten, wie ein Blick in die Rangliste lehrt, bei den schlechten Civilanstellungsverhältnissen der Versuchung, den unumgänglichen Berufswechsel zu vertagen, bis die beste Zeit vorüber ist.

Es liegt daher im Interesse aller Betheiligten, grundsätzlich die Inactivstellen dem Stabsoffizier und Hauptmann erster Classe, die bei den Bekleidungsämtern, der Gendarmerie und im Civildienst dem jüngeren Offizier zu reserviren. Letztere haben noch nicht viel geleistet, arbeiten sich leichter ein und können in einen neuen Beruf noch hineinwachsen. Ihre Wartezeit ist nur kurz, da nach der Versicherung des Kriegsministers für sie Stellen reichlich vorhanden sind. Durch Zuweisung der ganzen Civilanstellung wird sie noch kürzer, damit der Werth der Wiederanstellung erhöht werden. Das liegt aber im wohlverstandenen Interesse des Staates, denn es besteht aller Grund, nicht nur den Pensionsfonds mit seinen unproductiven Ausgaben zu entlasten, sondern auch die im Heere ausscheidenden jungen Offiziere dem Staatsdienst zu erhalten. Für die ihnen zugedachten mittleren Beamtenstellen bilden sie nach Schulbildung, Erziehung und Gesinnung ein ausgesucht gutes Material, das nur zum Schaden der Allgemeinheit brach liegt. Der allmälige Uebergang der jetzt in den inactiven Stellen befindlichen 65 Hauptleute zweiter Classe und Leutnants in etatsmäßige Civilbesoldung gestattet dem Aelteren, einige Jahre länger im Dienst zu bleiben, und ergiebt eine für andere Zwecke frei werdende bedeutende Pensionsersparniß.

Nach Angabe des Majors im Kriegsministerium von Düring in seinem mit Genehmigung dieser Behörde herausgegebenen Commentar zum O.-P.-G., der noch öfter erwähnt werden muß, beabsichtigt die Heeresverwaltung in den inactiven Stellen „verdienten Offizieren, die ihre Felddienstfähigkeit verloren haben, noch einige Jahre neben ihrer meist niedrigen Pension eine Dienstzulage zu gewähren." Im strikten Gegensatz zum Beamten, der eine gleichbesoldete Stelle erhält, dessen Verbleib im neuen Amt und dessen weiteres Aufsteigen nur sein Gesundheitszustand bestimmt, erreicht der inactive Offizier meist erst nach Jahren sein früheres Einkommen wieder. Von jeder Beförderung ist er ausgeschlossen, dabei seine Pension vielfach so gering, daß trotz ihres Anwachsens um 1/60 pro Jahr die Endpension immer wieder ungenügend ausfallen muß. Der dicht vor dem Major abgegangene Hauptmann bringt es im günstigsten Falle zu einer Pension von 4200 Mk. — NB., wenn er nach 1907 abging. — Er hat dann 1000 Mk. weniger als das active Hauptmannseinkommen erster Classe beträgt, das, falls keine eigenen Mittel vorhanden sind, die Verordnung über die Eheschließung der Offiziere zum standesgemäßen Unterhalt einer Offiziersfamilie für unerläßlich hält, und 1146 Mk. weniger als der abgehende Amtsrichter. Dieses Ziel erreicht er aber gewöhnlich schon deßhalb nicht, weil er, ohne für seinen Posten untauglich geworden zu sein, nach „einigen Jahren" unter Umständen einem Leutnant Platz machen muß.

Unter Würdigung dieser Verhältnisse schlug Graf Oriola im Reichstage die Reactivirung der inactiven Offiziere vor. Ueber die Ablehnungsgründe der Regierung schreibt Major von Düring: „Die zur Zeit in den Stellen befindlichen Offiziere waren für felddienstunfähig erklärt worden, man konnte sie deßhalb nicht wieder für felddienstfähig erklären. Die Reactivirung hätte nur nach dem Ausscheiden der Wiederverwendeten geschehen können. Durch Besetzung der Stellen mit felddienstfähigen Offizieren hätte die Militärverwaltung keine Möglichkeit mehr gehabt, verdiente Offiziere, die ihre Felddienstfähigkeit verloren haben, weiter zu verwenden." In der Wahl der Mittel, das Wohlwollen der Militärverwaltung besonders zu unterstreichen, ist der Verfasser nicht glücklich. Die angeführten Gründe hatten seiner Zeit die von der Regierung gewünschte Reactivirung der Bekleidungsämter nicht verhindert. Wir sahen auch, daß bei ihnen nach wie vor nur felddienstunfähige Offiziere angestellt werden, was möglich ist, da der Gesundheitszustand der Uebertretenden keiner ärztlichen Begutachtung unterliegt. Ja um die Einwände völlig ad absurdum zu führen, wurde statt des inactiven Offiziers unter den nämlichen Verhältnissen der felddienstunfähige Unteroffizier der Halbinvalidenabtheilungen reactivirt. Angesichts dieser Thatsache scheint die Möglichkeit ausgeschlossen, dem Wohlwollen der Militärverwaltung selbst das allerbescheidenste Denkmal zu setzen. Thatsächlich hat man, um ein ganz hinfälliges Prinzip aufrecht zu erhalten, die schon in den Stellen befindlichen Unteroffiziere von der Aufbesserung ausgeschlossen, ohne sich der Willkür dieses Verfahrens bewußt zu werden. Auch nach den neuen Bestimmungen sind die in die Stellen zu versetzenden Unteroffiziere alle felddienstunfähig, haben also vor den schon in ihnen stehenden gar nichts voraus. Letzteren die Vortheile der Neuordnung vorzuenthalten, ist daher ebenso

Digitized by Google

unberechtigt als etwa der Ausschluß schon im Dienst befindlicher Staatsdiener von den Vortheilen irgend einer Organisationsänderung oder Gehaltserhöhung.

Zwangs-Enteignung zu Ansiedlungs-Zwecken.

Von H. H . . . . . (Jena).

In den politischen Zeitungen Berlins begegnete man im Laufe des verflossenen Sommers mehrfach der Nachricht, daß die Preußische Regierung sich mit der Absicht trüge, dem Landtage in der nächsten Tagung eine neue Ostmarken-Vorlage zugehen zu lassen. In diesem Gesetzentwurf soll, wie behauptet wird, als nothwendige Vorbedingung für die Fortsetzung des Ansiedlungswerkes auch ein Enteignungsrecht an Ostmärkischem Grund und Boden für die Staatsbehörden gefordert werden. Das Ministerium soll es für unausführbar halten, ohne Enteignung in großem Styl, geschlossene Siedlungsbezirke zu bilden; ausschlaggebend für die Forderung des Expropriations-Rechts soll aber gewesen sein, daß man zu der Ueberzeugung gelangt ist, in Zukunft müßte jeder Ankauf von deutschem Grundbesitz unterbleiben, um nicht die deutsche Majorität auf den Provinzial-Landtagen und den Kreistagen Posens und Westpreußens zu gefährden.

Wenn nun auch das Enteignungsgesetz vom Jahre 1874 formell genügen würde, um im Interesse des Ansiedlungs-Werkes mit der Expropriation in den Ostmarken vorzugehen, so thut die Regierung doch gut daran, wenn sie diesen Weg nicht zu beschreiten gedenkt und es verschmäht, ein älteres Gesetz auf andere Fälle anzuwenden, als auf diejenigen, welche seiner Zeit der Gesetzgeber im Auge gehabt hat; oder mit anderen Worten, ein im Wesentlichen wirthschaftlichen Zwecken dienendes Gesetz zu einem politischen zu machen. Es herrscht allem Anscheine nach auch außerhalb der Regierungskreise bei allen Politikern kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber, daß man sich, bevor zur Enteignung von Grund und Boden aus national-politischen Beweggründen geschritten wird, vergewissern muß, ob auch die preußische Volksvertretung von der Nothwendigkeit der Maßregel überzeugt ist.

In Preußen sind bis jetzt Enteignungen von Grundstücken zum Zweck der inneren Colonisation noch nicht vorgekommen; allerdings durchaus nicht aus Princip, sondern weil kein Bedürfniß dazu vorlag; es standen stets Ländereien in genügendem Umfange zur Verfügung, welche der Hauptsache nach durch Säcularisation in den Besitz des Staates gelangt waren. So entstanden die Colonien der Pfälzer und Schwaben in Westpreußen und dem Netze-Districte zur Zeit Friedrichs des Großen auf Gütern, welche der König den Bischöfen, den Dom-Capiteln und den Klöstern der beiden Landschaften bald nach der ersten Theilung Polens abgenommen hatte.

Wenn wir vom alten Rom absehen, so finden wir auch in anderen Ländern kein Beispiel von der Anwendung der Zwangs-Enteignung zur Beschaffung von Grund und Boden für Ansiedlungen, welche man im politischen Interesse begründete. In Rom aber hat sich das ganze Expropriationsrecht gerade bei den Ackeranweisungen an arme Bürger durch Zusammenwirken der beiden Factoren Kauf und Confiscation ganz allmälig entwickelt, indem man einerseits beim Kauf den freien Willen des Verkäufers zu beschränken suchte und andererseits die Härten der Confiscation milderte.*) Die römischen Geschichtsschreiber berichten uns von zwei Fällen, in welchen die Zwangs-Enteignung im Großen angewendet wurde, aus der letzten Zeit der Republik. Nach dem Siege von Philippi mußten 170 000 Mann der siegreichen Armee mit Grundstücken belohnt werden, welche der Hauptsache nach durch Expropriation beschafft wurden, und der zweite Fall ereignete sich nach der Schlacht von Actium, als Octavian zur Sicherheit seiner Herrschaft es für nöthig hielt, einen Theil seines Heeres in der Nähe von Rom anzusiedeln.

Auch bei uns in Preußen gilt, wie einst in Rom, der staatsrechtliche Grundsatz: „Salus publica suprema lex esto“, aber wie, wenn das Staatswohl so schonungslose Eingriffe in die Privatrechtssphäre, wie sie der Erlaß eines neuen Expropriations-Gesetzes für die Ostmarken herbeiführen würde, gar nicht erforderte? Freilich das Angebot von Gütern Seitens polnischer Besitzer hat so gut wie ganz aufgehört, und das ist sehr zu bedauern; aber falsch ist die Annahme, daß ein noch weiterer fortgesetzter Ankauf von Gütern aus deutscher Hand durch die Königliche Ansiedlungs-Commission dahin führen müßte, daß überall auf den Landtagen und in den Kreisvertretungen der Provinzen Posen und Westpreußen die Majorität den Polen zufallen würde. Nur in einigen Kreisen der Ostmarken ist, damit diese unerwünschte Folge weiterer Ankäufe nicht eintritt, Vorsicht geboten, wie z. B. in den westpreußischen Kreisen Strasburg und Briesen, wo die Ansiedlungs-Commission im Laufe ihrer 22jährigen Thätigkeit sehr erhebliche Theile der Kreisfläche aus Großgütern in Landgemeinden umgewandelt hat. In einer größeren Anzahl von Landrathskreisen Westpreußens haben die Deutschen noch eine solche Position, daß sie bei den Wahlen zum Kreistage im Verbande des Großgrundbesitzes über eine doppelt so große Stimmenzahl verfügen, als die Polen, so in dem Kreise Stuhm im Norden und Thorn im Süden der Provinz. In einigen anderen westpreußischen Kreisen fehlen polnische Großgrundbesitzer ganz, oder bilden eine verschwindende Minderheit, wie in den Kreisen Putzig, Marienwerder und Graudenz. Daß auf dem heute ganz deutschen Provinzial-Landtage Westpreußens die Polen jemals eine ausschlaggebende Rolle spielen sollten, ist völlig ausgeschlossen, da in 14 Stadt- und Landkreisen der Provinz die Polen nicht nur in socialer Beziehung, sondern auch nummerisch einen ganz untergeordneten Theil der Bevölkerung bilden. Nicht so günstig liegen die Verhältnisse in der Provinz Posen, aber auch hier giebt es noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Kreisen, in welchen ohne Bedenken nach wie vor Güter aus deutscher Hand gekauft werden können.

Eine andere Frage ist es, ob es in Zukunft möglich sein wird, gerade dort größere Güter in ausreichender Zahl zu kaufen, wo die Ansiedelungs-Commission geschlossene Siedlungsbezirke zu bilden die Absicht hat? Weßhalb aber geschlossene Siedlungen?

Friedrich der Große war in diesem Punkte ganz anderer Ansicht, als es angeblich zur Zeit die Ansiedlungs-Behörden sind. Er ordnete an, daß die deutschen Bauern, die er nach Westpreußen und dem Distrikte an der Netze kommen ließ, mit der einheimischen Bevölkerung gehörig „melirt“ würden, damit die Stockpolen in einen anderen „Schlenter“ kämen. Diesen culturellen Erfolg hat nun zwar die Colonisations-Thätigkeit des großen Königs im Osten kaum gehabt, aber die Nachkommen jener pfälzischen und schwäbischen Protestanten, welche in der Zeit von 1773 bis 1786 in das Weichsel- und das Netzegebiet einwanderten, haben ihr Deutschthum treu bewahrt, gleichviel, ob sie an der mittleren Netze ein geschlossenes Siedlungsgebiet innehatten, oder in ganz isolirten Colonien wohnen, wie es in Westpreußen und Kujavien die Regel ist. Bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen und der heutigen Verbreitung der Deutschen über alle Theile der beiden Provinzen können geschlossene Siedlungsgebiete noch viel besser entbehrt werden als am Ende des 18. Jahrhunderts, so daß wir auch den zweiten Grund, welcher für die Nothwendigkeit der Ertheilung des Expropriationsrechtes an die Ansiedlungs-Commission ins Feld geführt wird, nicht anzuerkennen vermögen.

Zwar verlautet nichts darüber, aber es wäre ja denk-

*) Dr. Georg Meyer. Das Recht der Expropriation. S. 17.

Digitized by Google

bar, daß das in der Vorbereitung befindliche Gesetz nur eine bestimmte Kategorie von Großgütern der Zwangs-Enteignung unterwerfen will, etwa solche, die erst nach Emanation des Ansiedlungs-Gesetzes von 1886 durch Kauf oder Tausch erworben worden sind.

Auch bei einer derartigen Begrenzung seines Umfanges würde ein auf Zwangs-Enteignung ganzer Landgüter hinzielendes Gesetz im Einzelfall eine bedauerlich herbe Wirkung ausüben können, falls seine Ausführung den Motiven entsprechen soll, welche zu seiner Empfehlung uns jetzt genannt werden. Nur die Nationalität des Eigenthümers soll entscheidend sein bei der Auswahl der zu enteignenden Besitzungen und der Werth dieser für die beabsichtigte Massirung der deutschen Ansiedler.

Auch den loyalsten Unterthan, auch den, der mit allen Fibern seines Herzens an der ererbten Scholle hängt, kann das Loos treffen, Haus und Hof verlassen zu müssen, weil er das Mißgeschick hatte, der Nachbar deutscher Bauern zu werden. Wir wollen deßhalb hoffen, daß ein Enteignungs-Gesetz für die Ostmarken, wie es auch immer gestaltet sein möge, nicht zu Stande kommt.

So entschieden wir aber die pessimistische Anschauung bekämpfen zu müssen glauben, daß das Ansiedlungs-Werk ohne neue gesetzliche Maßnahmen zum Stillstand verurtheilt sei, so bereit sind wir anzuerkennen, daß der Erwerb des für unsere Colonisation in den Ostmarken erforderlichen Grund und Bodens durch die Concurrenz der rührigen polnischen Agrar-Banken seit Jahren erschwert worden ist.

Um diese Concurrenz unschädlich zu machen, bedarf es keines Enteignungs-Gesetzes, es bietet sich noch ein anderer Weg dar, der uns dieses Ziel erreichen lassen würde, das ist die Verleihung des Vorkaufsrechtes an die Ansiedlungs-Behörden bei Veräußerungen landwirthschaftlich benutzter Grundstücke in den Ostmarken. Man wende gegen diesen Vorschlag nicht ein, daß das Vorkaufsrecht durch ein sehr nahe liegendes Auskunftsmittel illusorisch gemacht werden könnte, da ja nur nöthig wäre, den Vorkaufs-Berechtigten durch einen erdichteten Kaufpreis von übermäßiger Höhe davon abzuschrecken an des Käufers Stelle zu treten. Dem gegenüber können wir darauf hinweisen, daß wir es in der Hand haben, jeder Möglichkeit, die Ausübung des staatlichen Vorkaufsrechtes zu hintertreiben, ein Ende zu bereiten.

Unsere Preußische Landes-Gesetzgebung ist in der Lage, die unzulänglichen Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches über das Vorkaufsrecht im öffentlichen Interesse durch Strafbestimmungen zu ergänzen*), auch kann der Ansiedlungs-Behörde generell das Recht ertheilt werden, auf gerichtliche Untersuchung anzutragen und die eidliche Bestätigung des wirklichen Kaufpreises Seitens des Verkäufers herbeizuführen.

Wenn wir das Vorkaufsrecht des Staates in den Ostmarken zum Gesetz werden lassen, so greifen wir selbstverständlich auch in die Rechtssphäre des Einzelnen ein, es handelt sich dabei aber für den Käufer doch nur um den Verzicht auf eine Sache, welche er besitzen zu können hoffte und für den bisherigen Eigenthümer um den gewollten Verkauf an einen nicht gewollten Käufer. Die Ausübung des Vorkaufsrechtes durch den Staat erscheint deßhalb als außerordentlich harmlos gegenüber der Geltendmachung des Rechtes, die Eigenthums-Abtretung im Expropriations-Verfahren zu erzwingen.

Die gesetzgebenden Gewalten sind bisher in dem nationalen Kampfe, welchen der Preußische Staat in seinen Ostmarken zu führen gezwungen ist, vorsichtig und schonend von Etappe zu Etappe vorgegangen.

Man begnügte sich im Anfang damit, durch das Ansiedlungsgesetz vom 26. April 1886 100 Millionen Mark zum freihändigen Ankauf von Grund und Boden in Posen und Westpreußen zu bestimmen und demnächst jährlich eine kleine Anzahl, etwa 8 bis 10 deutsche Bauerndörfer zu gründen. Allmälig erkannte man, daß größere Geldopfer nöthig sein würden, um die Aufgabe zu lösen, die man sich gestellt hatte, „das deutsche Element in Posen und Westpreußen gegen polonisirende Bestrebungen zu stärken."

Was wollte die Thätigkeit der Ansiedlungs-Commission in dieser ersten Periode für die Erhaltung des Deutschthums in jenen national gefährdeten Provinzen bedeuten, wenn das Gesammt-Resultat ihrer Thätigkeit in 10 Jahren in der Unterbringung von nur 1900 Colonisten-Familien bestand? Noch zweimal entschloß man sich daher den Betriebsfonds der Ansiedlungs-Commission mit bedeutenden Summen aufzufüllen, zuerst mit 100, dann sogar mit 150 Millionen Mark, aber es stellte sich nun auch die Nothwendigkeit heraus, dem Treiben der Polnischen Agrar-Banken Schranken zu setzen, da sie das Ansiedlungswerk in jeder Weise hemmten und besonders auch bemüht waren, die deutschen Siedlungen durch neugebildete Polnische Colonien förmlich einzukreisen.

Die Schranke, welche man hiergegen aufzurichten sich entschloß, war die Gesetzes-Novelle von 1904, welche dem Zerschlagen von größeren Landgütern Seitens der Polnischen Banken thatsächlich ein Ende machte.

Wenn man aber geglaubt hatte, daß damit überhaupt der Kampf um den Grund und Boden in Fortfall kommen würde, so hatte man sich im Irrthum befunden, hatte man die Polnische Opferfähigkeit unterschätzt. Auch heute noch, bei den für den großwirthschaftlichen Betrieb viel zu theueren Preisen, kaufen die Polen ein Rittergut nach dem anderen, und vorläufig ist ein Ermatten ihrer Kauflust noch nicht sichtbar geworden.

Jetzt aber ist es für uns an der Zeit, einen weiteren Vorstoß zu machen; heute sind noch alle Vorbedingungen für eine kräftige Weiterführung der Ansiedlungs-Politik vorhanden, vor Allem giebt es sowohl in Posen als in Westpreußen noch große Landgüter genug, die angekauft und aufgetheilt werden können.

Erhält die Regierung das dingliche Vorkaufsrecht für die Ansiedlungs-Provinzen und dazu natürlich auch reichlich bemessene Mittel, um überall zugreifen zu können, wo es erwünscht erscheint, ein deutsches Bauerndorf entstehen zu sehen, dann ist uns geholfen.

Wir dürfen dann mit Sicherheit erwarten, daß es uns erspart bleiben wird, im Kampfe um den ostmärkischen Grund und Boden zum letzten Entscheidungsmittel greifen zu müssen, zur Entziehung des Eigenthums durch einseitigen Staatsact, der Expropriation.

*) Einführungs-Gesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch Art. 3 resp. 111 und 119.

Ein dunkles Capitel.

Ein Epilog zum Proceß Moltke-Harden.

Von Theodor v. Sosnosky (Wien).

I.

Wer etwa erwartet hat, in das dunkle Capitel der Homosexualität werde durch den Proceß Moltke-Harden Licht fallen, das Verständniß für sie werde gefördert werden, der hat sich gründlich geirrt; just das Gegentheil ist geschehen: sie ist mit so vielen andern Dingen verquickt worden, Dingen, mit denen sie an und für sich nichts gemein hat, daß das Publicum ein ganz verwischtes, verschrobenes Bild von ihr erhalten mußte. Um in diesem Wust von Tratsch, Ränken, Dienstvergehungen, Lügen, Sexualität und Politik klar zu sehen, bedarf es schon eines geschärften Blickes und sichern Unterscheidungsvermögens; beides ist aber just nicht Sache des großen Publicums.

Schon die ganze Anlage des Processes war dazu geeignet,

Digitized by Google

jenes zu verwirren. Graf Moltke war der Kläger, Harden der Angeklagte; aber das Bild, das die Oeffentlichkeit von diesem Verhältniß zu sehen bekam, stellte es gerade umgekehrt dar, war sozusagen eine Negativaufnahme: der Kläger saß auf der Armsünderbank und wand sich unter den vehementen Angriffen des Angeklagten; gewiß ein unnatürliches Verhältniß. Es war bedingt durch die Art der Beschuldigung, einer Beschuldigung, die dies in den Augen des Beleidigers eigentlich nicht einmal war, denn Harden hat sich wiederholt als Gegner des § 175 bekundet, demgemäß in dem Bestehen der Homosexualität also auch nichts Schimpfliches finden können. Nichtsdestoweniger fühlte sich Graf Moltke dazu bemüßigt, in dieser Behauptung Hardens einen Schimpf zu sehen und Harden dafür zur Rechenschaft zu ziehen; abermals ein innerer Widerspruch. Damit noch nicht genug, liegt noch ein dritter Widerspruch vor: Harden hat, was er stets betonte und was auch über jeden Zweifel erhaben ist, aus politischen Gründen gehandelt, nicht etwa aus sexualsittlichen. Nicht den Homosexuellen in Moltke hat er treffen wollen, sondern den Freund des Fürsten Eulenburg, das Mitglied der Kamarilla, für den er ihn hielt. Da er ihm aber anders offenbar nichts anhaben konnte, so erkor er sich für seine Angriffe die einzige verwundbare Stelle des Grafen Moltke, und die war eben dessen homosexuelle Veranlagung. Gegen diese drückte er also seine Pfeile ab; vernichten aber wollte er die Kamarilla. Ob es sich rechtfertigen läßt, was er gethan hat, ob es statthaft ist, Vorgänge des intimsten Privatlebens in die Oeffentlichkeit zu zerren, um ein politisches Ziel zu erreichen, das soll hier nicht näher erörtert werden, dazu mag sich Jedermann seinen eigenen Kommentar machen. Harden kann zu seinen Gunsten allerdings anführen, da sichs — wenigstens seiner Ansicht nach — um das Wohl der Allgemeinheit, ja um eine Rettung des Reichs und des Volkes aus ernster Gefahr gehandelt habe, hätten Rücksichten auf einzelne Menschen fallen müssen; die Existenz des Vaterlandes wäre wichtiger als die des Grafen Moltke und seiner Freunde. Das ist ja zweifellos ein Standpunkt, der sich nicht kurzweg von der Hand weisen läßt und dem, der ihn einnimmt, sogar ein erhabenes Relief verleiht: aber ebenso zweifellos gibt es für diesen Standpunkt auch eine andere Deutung, die weniger schmeichelhaft ist, nämlich die, daß Harden in dieser Sache den Grundsatz der Jesuiten befolgt habe, wonach der Zweck die Mittel heilige . . .*)

Durch dieses Vorgehen Hardens stellte sich die Sache dem Publicum so dar, als ob in dem Processe die Homosexualität die Hauptsache gewesen wäre; das politische Moment, also die eigentliche Triebkraft der ganzen Affäre, trat in den Hintergrund. Erst Hardens Plaidoyer in eigener Sache erinnerte am Schlusse des Processes daran, daß es sich darin eigentlich nicht um sexuelle Dinge gehandelt hatte, sondern um politische . . . .

Für den Sensationshunger der großen Menge war dieser Proceß ein wahres Göttermahl. Sexueller Schweinebraten ist ja von jeher ihr Lieblingsgericht gewesen und nun gar in pikanter, mit Hofklatsch gewürzter Sauce! So was gibts nicht alle Tage! Kein Wunder, daß daß Publicum den Eingang zum Gerichtssaal belagerte, um nur ja eines Plätzchens an der üppigen Tafel habhaft zu werden und ein paar saftige Bissen zu ergattern. Den Zeitungsberichten zufolge soll es zwar „entsetzt“ und „erschüttert“ gewesen sein, aber dieses „Entsetzen“ und diese „Erschütterung“ haben es nicht daran gehindert, bei Gelegenheit in „stürmische Heiterkeit“ auszubrechen . . .

Und warum dieses Entsetzen? Selbst angenommen, Hardens Beschuldigungen wären durchaus berechtigt gewesen: was ist daran so Furchtbares? Was rechtfertigt an den Thaten, die dem Grafen Moltke und seinen Freunden imputirt worden sind, das „Entsetzen“ des Publicums?

Daß ein Ehemann von seiner Frau nichts wissen will, daß ihm vor ihrer „Liebe“ graut, daß er sie vernachlässigt und gegen sie brutal ist? — Nun, das sind doch lauter Dinge, die ganz und gar nichts Aufregendes haben — außer für die persönlich Betheiligten natürlich —, weil sie bei den herrschenden Eheverhältnissen etwas sehr Gewöhnliches, ja Alltägliches geworden sind.

Oder daß es Leute giebt, die sich bemühen, ihren Herrscher zu beherrschen, ihn von andern Einflüssen abzusperren und eine heimliche Neben- und Ueberregirung zuführen? — Auch das ist doch wahrlich nichts Neues. Das hat es noch an jedem Hofe gegeben und wird es immer geben, denn es liegt in der Natur der Verhältnisse; es braucht nicht einmal ein Hof zu sein. Jeder einflußreiche Mensch ist dieser Gefahr ausgesetzt. Wenn also Graf Moltke, beziehungsweise Fürst Eulenburg wirklich eine Kamarilla gebildet haben sollten, so hätten sie damit nur etwas gethan, was schon Jahrtausende vor ihnen geschehen ist, und was, wenn sies nicht gethan hätten, an ihrer Stelle gewiß Andere besorgt haben würden. Also auch kein Grund, sich darüber zu entsetzen!

Und was schließlich den sexuellen Verkehr der Offiziere mit ihren Soldaten betrifft, so ist er zwar unbedingt zu verurtheilen, aber doch ebenfalls keine Erscheinung, die angethan ist, Entsetzen hervorzurufen; denn daß Vorgesetzte sich ihren Untergebenen gegenüber vergessen, ist bei der Schwäche der menschlichen Natur und der Stärke der Gelegenheitsursachen ein recht häufiges Vorkommniß. Wenn ein Ehemann sich hinter dem Rücken seiner Frau mit dem Stubenmädchen einläßt, wenn eine Gouvernante oder Pensionatsvorsteherin sich mit ihrem Zögling vergeht, so sind das Dinge, die immer auf der Tagesordnung stehen und ethisch gewiß nicht weniger bedenklich sind als die dem Grafen Moltke imputirten Handlungen, ja unter Umständen — wenn sichs um Minderjährige handelt — sogar weit bedenklicher. Trotzdem würde sich, wenn Derartiges einmal im Gerichtssaal verhandelt wird, kein nur einigermaßen lebenserfahrener Mensch darüber sonderlich aufregen; Schwäche und Pflichtvergessenheit sind eben leider sehr gewöhnliche Eigenschaften der menschlichen Natur.

Warum also just im Falle Moltke diese Entrüstung, dieses „Entsetzen?“

Einfach darum, weil die Homosexualität im Spiele ist. Heterosexuelle Männer können ihre Gattinnen brutalisiren, können Intriguen spinnen und sich mit ihren Untergebenen einlassen, ohne daß sich die Oeffentlichkeit darüber entrüstet oder doch so entrüstet, wie im vorliegenden Falle: aber weil Graf Moltke homosexuell sein soll, darum erscheinen alle seine angeblichen Vergehen in Riesendimensionen und die guten Leute schlagen die Hände über den weisen Häuptern zusammen: welche Corruption! Welches Sodom!

In ihren Augen ist eben die Homosexualitat an und für sich ein Verbrechen, ein Verbrechen, das, wie die Zeitungen mit Emphase versicherten, „in natürlichen Menschen den tiefsten Ekel“ hervorrufe und dessen Ausübung man nicht einmal andeutungsweise wiedergeben könne. Nun, dieser angeblich so tiefe Ekel, hat die „natürlichen Menschen“ keineswegs davon abgehalten, sich schaarenweise zu dieser Verhandlung zu drängen und sich an den Dingen zu weiden, die dabei zur Sprache kamen. Doch das nur nebenbei. Worauf es hier ankommt, das ist die Frage: warum ist die Homosexualität und ihre Bethätigung in den Augen der Menge ein so fluchwürdiges, abscheuerweckendes Verbrechen oder Laster?

*) Anläßlich des Falls Krupp schrieb Harden (Zukunft, Bd. 41, S. 334) übrigens selbst etwa folgendes: „angeborene oder erworbene Homosexualität vermindert den persönlichen Werth eines Mannes nicht“. Und — vielleicht für Hardens Art noch bezeichnender —: „So aber wars im schlimmsten Fall nach heute noch herrschendem Sittendogma eine Familienschande, die der politische Gegner nicht auf den Markt ziehen durfte.“ Ein Commentar ist wohl überflüssig. H.

Digitized by Google

Mit unfehlbarer Sicherheit wird man darauf zur Antwort bekommen: weil sie wider die Natur geht. Nun, dagegen ließe sich einwenden, daß gar Manches wider die Natur geht und doch allgemein gang und gäbe ist, nicht nur still geduldet, sondern allgemein, ja methodisch betrieben wird. Der Gebrauch von zu engen Korsetten und Schuhen, von Schminke, Puder und Haarfärbemitteln, das Durchtanzen und Durchschlemmen der Nächte, das Zurückhalten natürlicher Ausdünstungen und Ausscheidungen in Gesellschaft: all das ist doch gewiß ebenfalls „wider die Natur", und doch wird es Niemand einfallen, den Menschen, der in diesem Sinne wider die Natur handelt, deßhalb in Acht und Bann zu thun; im Gegentheil: in gewissen Fällen *verlangt* man von ihm sogar, daß er es thue!

Selbst wenn die Homosexualität wirklich „wider die Natur" wäre, gäbe dieser Umstand somit an sich noch Niemand das Recht, deßhalb über diese Form der Geschlechtsbethätigung den Stab zu brechen. Nun ist die Homosexualität in Wahrheit aber gar nicht „wider die Natur", im Gegenteil: für den Homosexuellen wäre es wider die Natur, wenn er sich mit dem *andern* Geschlechte abgäbe, denn *eben die Natur* treibt ihn zum eigenen Geschlecht. Die Natur aber ist, das wird Jedermann zugeben, eine vis major, die stärker ist als alle Gesetze der Welt. ‚Chassez le naturel, il revient au galop' . . . Daß ein Mensch von der Schöpfung homosexuell gebildet worden ist, dafür kann er doch nichts, und Niemand hat das Recht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, ebenso wenig, wie wir befugt sind, Jemand vorzuhalten, daß er größer oder kleiner gerathen ist als der Durchschnitt, daß er gescheidter oder dümmer, schöner oder häßlicher ist. Die Natur hat ihn nun einmal so geschaffen, und obs uns nun paßt oder nicht, wir haben uns drein zu fügen. Dagegen giebt es einfach keinen Protest. Ein vernünftiger Mensch wird dagegen wohl auch keinen zu erheben wagen; wohl aber werden selbst sonst ganz verständige Männer behaupten, wenn man einen Menschen auch nicht für seine homosexuelle Natur zur Verantwortung ziehen könne, so habe man doch ein Recht, es bezüglich seiner Bethätigung zu thun; diese müsse bestraft werden. Schön. Aber warum bestraft? — Man wird um eine Antwort nicht verlegen sein: weil homosexuelle Acte unsittlich sind; weil sie schädlich sind; weil sie das Volk an Leib und Seele vergiften; weil sie den Zuwachs der Bevölkerung bedrohen. Gewiß Gründe genug; aber sehen wir uns diese Gründe einmal genau an, prüfen wir sie auf ihre Stichhaltigkeit, Punkt für Punkt.

Stein, Preußen und die deutsche Nation.

Von Max Lehmann (Berlin).

II.

Auf den ersten Blick mag es erstaunlich scheinen, daß Stein in seinen ersten Ministerjahren durchaus nicht die großen Reformen in Angriff genommen hat, die man von ihm erwarten sollte. Zwar hat er die Salzverwaltung umgestaltet, die Binnenzölle in den mittleren Provinzen aufgehoben, das statistische Bureau begründet, aber das sind doch nur ganz schüchterne Versuche gegenüber den entscheidenden und principiellen Thaten der eigentlichen Reformzeit. Der Grund ist darin zu suchen, daß in jener Zeit gar nicht die Minister den entscheidenden Einfluß beim Könige hatten, sondern das aus sittlich und geistig minderwertigen subalternen Persönlichkeiten zusammengesetzte königliche Cabinet. Gegen dessen herrschende Stellung richtet sich deßhalb Steins Hauptangriff.

In der Denkschrift vom 27. April 1806 legt er mit rücksichtsloser Offenheit alle Schäden des bestehenden Systems dar und fordert die Einrichtung von Ministerien, deren Inhaber in unmittelbarer Verbindung mit dem Könige stehen, gesetzlich und öffentlich berufen und mit Verantwortlichkeit ausgestattet sein sollen. Aber diese Denkschrift gelangte wegen ihres scharfen Tones gar nicht vor den König. Eine zweite Petition vom August des Jahres, die aber von Johannes Müller verfaßt war, und in der nur die Absetzung der Cabinetsräthe Lombard und Beyme und des Ministers Haugwitz gefordert wurde, reizte nur das Autoritätsgefühl des Königs und veranlaßte ihn, die Unterzeichner, zu denen außer Stein auch der talentvolle Prinz Louis Ferdinand gehörte, mit scharfen Worten zu tadeln.

Doch schon war auch eine Reform unmöglich geworden, denn wenige Wochen später brach der alte preußische Staat unter dem gewaltigen Ansturm des großen Corsen ruhmlos zusammen. Wäre es Stein nicht gelungen, die Staatscassen in Sicherheit zu bringen, so hätte man nicht einmal den Krieg fortsetzen und bei Pr.-Eylau die verlorene Ehre wiedergewinnen können.

Als der König Alles um sich in Trümmer sinken sah, da dachte er wohl an den, der vor Allen berufen war, zu helfen und forderte Stein auf, die Leitung der inneren Angelegenheiten zu übernehmen. Aber Stein glaubte, daß er neben dem Cabinet nicht fruchtbringend thätig sein konnte, und forderte dessen Beseitigung. Der König, der wohl sah, daß es dann um seine autokratische Herrschaft geschehen war, verweigerte dies in einem sehr ungnädigen Schreiben, indem er Stein als einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener" bezeichnete, „der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handele." Darauf bat Stein um seine Entlassung, die der König in Ungnade gewährte. (Jan. 1807).

In seiner Zurückgezogenheit entwarf Stein nun in der sogenannten Nassauer Denkschrift ein ausführliches Reformprogramm. Aus ihm ersehen wir, daß Stein auch nicht unberührt geblieben ist von den Ideen der beginnenden französischen Revolution. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß dieser kerndeutsche Mann allem Französischen principiell abgeneigt gewesen wäre. Die monarchisch constitutionellen Ideen der Constituante mit ihren Menschen- und Bürgerrechten, der Untheilbarkeit der Nation und der Mündigkeit des Volkes mischen sich in dieser Schrift in eigenthümlicher Weise mit seinen altdeutschen Idealen und dem englischen Selbstverwaltungsprincip; das Ganze aber ist geklärt durch eine eingehende, auf langer Erfahrung beruhende Kenntniß der praktischen Möglichkeiten.

Nachdem Stein aus dem preußischen Dienst geschieden war, wollten die Geschäfte keinen rechten Fortgang nehmen, denn es fehlte eben der mächtige Impuls einer begeisterten und begeisternden Persönlichkeit. So sah sich denn Friedrich Wilhelm III. bald gezwungen, auf den Rath Hardenbergs und sogar Napoleons sich wieder an Stein zu wenden. Und da man auf beiden Seiten jetzt nachgiebiger war und die Frage der Cabinetsregierung zwar nicht principiell, wohl aber praktisch gelöst wurde, kam es dazu, daß Stein am 30. September 1807 mit der Leitung der gesammten innneren Angelegenheiten betraut wurde.

Mit der ganzen Wucht seiner mächtigen Persönlichkeit setzte er sich nun ein für eine Umgestaltung des mechanistischen Polizeistaates des 18. Jahrhunderts in einen modernen Rechts- und Verfassungsstaat. Das zwar schon vorher entworfene Edict vom 9. October 1807, betreffend „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner" beseitigte das Rittergutsprivileg des Adels und hob die Frohndienste und die Erbunterthänigkeit der Bauern auf, die Städteordnung vom 19. November 1808 begründete die Selbstverwaltung der Städte, wie sie auch heute noch besteht, nur entstellt durch

Digitized by Google

einige Verschlechterungen der Reactionszeit. Eine Einkommensteuer wurde als Kriegssteuer eingeführt. Die Krönung des ganzen Werks sollte die am 24. November 1808 unterzeichnete „Verordnung über die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden in der preußischen Monarchie" sein, durch die der ganze complicirte Verwaltungsapparat durch ein collegialisches Ministercabinet von fünf Fachministern ersetzt werden sollte, und ferner die Einführung von Reichsständen.

Aber diese Reformen hatten den Widerstand aller an den alten Zuständen interessirten Mächte des preußischen Staates gewaltig anwachsen lassen; mit verzweifelter Wuth suchten sie den großen Mann zu Fall zu bringen. Den eigentlichen Anstoß zu Steins Sturz jedoch gab gerade der Mann, der einst seine Berufung gefördert hatte, Napoleon. Als dieser einst ihn dem Könige empfahl, hatte er die Absicht, an die Spitze der inneren preußischen Verwaltung einen Mann zu stellen, der fähig wäre, schnell Ordnung zu schaffen und so die Abzahlung der ungeheuren Kriegscontribution zu beschleunigen. Der große Macht- und Realpolitiker unterschätzte die Wirksamkeit der Imponderabilien: die hinreißende Gewalt einer machtvollen Persönlichkeit und die unheimliche Wucht einer tiefgreifenden Volksbewegung. Er verachtete das kleine, wie zerschmettert vor ihm im Staube liegende Preußen und fürchtete nichts von seiner Seite. Inzwischen aber hatte ihn der spanische Aufstand eines Besseren belehrt, und als er daher einen Brief Steins, in dem dieser seinen Plan einer Erhebung des deutschen Volkes nach spanischem Muster entwickelte, abfing, erkannte er die große Gefahr und drang in Friedrich Wilhelm auf Entlassung Steins. Nachdem diese vollzogen war, erklärte er am 8. December 1808 den nommé Stein in die Acht. Dieser nahm den hingeworfenen Fehdehandschuh sofort auf und eröffnete einen erbitterten Kampf gegen den so viel mächtigeren Gegner.

Nachdem er sich eine Zeit lang in Böhmen aufgehalten hatte, ging Stein nach Rußland zum Zaren Alexander und hier gelang es ihm durch die Denkschrift vom 12. November 1812 zu erwirken, daß das russische Heer auf der Verfolgung Napoleons nicht an den deutschen Grenzen Halt machte. Durch seine hinreißende Begeisterung gewann er den Zaren Alexander für die Aufgabe der Befreiung des deutschen Volkes. So zog er denn mit den russischen Truppen in Königsberg ein, organisirte hier den Widerstand gegen Napoleon und brachte es am 27. Februar 1813 zum Bündniß zwischen Preußen und Rußland. Dann wurde er zum Präsidenten der Commission für die Verwaltung der vom Feinde eroberten Provinzen ernannt und folgte nun den siegreichen Heeren der Verbündeten bis ins Herz seines Erbfeindes, bis nach Paris. Seinen höchsten Triumph aber feierte er am 8. März 1815, als er durchsetzte, daß sein großer Gegner Napoleon in die Acht erklärt wurde.

Weniger erfolgreich war seine Wirksamkeit für die Vollendung der deutschen Einheit am Wiener Congreß; die Zeit war noch nicht reif dafür. Erst ein Anderer konnte dieses Ziel erreichen, aber auf anderem Wege und mit anderen Mitteln. Und dennoch ist Stein nicht kleiner als sein gewaltiger Nachfolger, wenn auch sein Werk heute noch der Vollendung harrt. Denn gerade deßhalb lebt er heute noch, wenn auch sein Bild eine Zeit lang verdeckt war — durch das Bismarcks, dem wir nur zu nahe standen, um darüber hinwegsehen zu können. Stein weist uns zu neuen Zielen hin, die wir nur erreichen können, indem wir auf ihn zurückgreifen.

Und nun die Quintessenz dieses reichen Lebens und dieser großen Persönlichkeit. Es ist wohl selbstverständlich, daß wir Manches von den altfränkischen Ansichten Steins als veraltet verwerfen müssen. Aber das ist ja gerade das charakteristische Zeichen der großen Ideen, daß sie sich den veränderten Zeitumständen anpassen können, ohne daß ihr Wesen darunter Schaden leidet. Das Ideal nun, das erscheint, wenn wir Steins Bild von allen zeitlichen Mängeln befreien, ist das der ganzen Persönlichkeit, die sich durch Selbsterziehung nach dem ihr inne wohnenden sittlichen Gesetz zu möglichster Vollkommenheit ausbildet, in einem Staate, der seine Hauptaufgabe darin sieht, Raum zu schaffen für die freie Entwicklung aller Kräfte der Nation: das germanische Ideal des freien Mannes im freien Staate.

Zur Theorie des Lächerlichen.

Von Prof. Dr. Adolf Mayer (Heidelberg).

Ueber das Wesen des Lächerlichen ist schon viel philosophirt worden. Schopenhauer definirt mit vieler Gelehrsamkeit als lächerlich das Subsummiren heterogener Begriffe unter einer generellen*); andere Philosophen meinen, daß alles Lächerliche auf dem Hinstellen großer Contraste beruhe. Oft werden mehr oder weniger glückliche Beispiele für solche Theorien gegeben. — Das Wesen des Witzes, das ja eine willkürliche Herbeiführung des Lächerlichen ist, sollte nach Jean Paul die Kürze sein. Aber dann müßte ja jeder Lakonismus witzig sein, wie Freud in seinem neuen Werke**) richtig bemerkt. Nach Kuno Fischer ist der Witz „das spielende Urtheil", wobei unter spielend zu verstehen ist, daß wir beim Object der Darstellung in keiner Weise ernstlich interessirt sind. Aber derselbe Philosoph berührt zugleich eine Stelle, die bis dahin verborgen geblieben war, nämlich, daß der Witz selber etwas Verborgenes hervorheben müsse, um als solcher gelten zu können.

Ich habe immer gemeint, daß das Lächerliche mit dem Freudigen innig verwandt sein müsse, weil die Empfindung beider sich in so ähnlichen Geberden äußert; aber offenbar muß die fragliche freudige Empfindung erst auf Grund einer gewissen geistigen Entwicklung möglich sein. Denn selbst die höchst entwickelten Thiere lachen nicht, oder wenigstens nur in vereinzelten Fällen nach der Meinung ihrer nicht ganz vorurtheilsfreien Besitzer. Und bei dem Kinde ist das erste Lachen das Zeichen einer Menschwerdung, das Verstehen eines Witzes das Zeichen des Beschreitens einer höheren Entwicklungsstufe.

Ich glaube ferner bemerkt zu haben, daß eine lächerliche Situation allemal darin besteht, daß ein sorgfältig Verhehltes plötzlich auf irgend einem Umwege zu Tage tritt, und daß es, damit im Zusammenhange, das Wesen des Witzes ist, solche Umstände künstlich zu schaffen. Dadurch wird auch erklärlich, was sonst unerklärlich bleibt, daß so viel Lächerliches auf dem Gebiete des Obscönen liegt, weil wir dieses Gebiet durch die gute Sitte in der Gesellschaft zu vermeiden verpflichtet sind. Das Vergnügen am Lächerlichen läge dann darin, daß wir uns freuen, daß durch den Zufall oder durch die Schlagfertigkeit des Verstandes ein Zustand zu Tage tritt, dessen Bekanntsein im Interesse des Lachenden liegt, den direct bekannt zu geben, ihm aber durch Sitte und Anstand verboten ist. Daher denn der Fall sehr oft seine zwei Seiten zu haben pflegt, auch eine peinliche für den, der sich in der umgekehrten Lage befindet, und auf dessen Kosten nun gelacht wird. — Dagegen kann ich nicht finden, was viele Philosophen behaupten, daß das Hin- und Herschwanken der Aufmerksamkeit zwischen zwei contrastirenden Vorstellungen als eine plausible Quelle des Lustgefühls genüge.

Am nächsten dieser meine Auffassung kommt unter den Schriftstellern, die über diesen Gegenstand geschrieben haben und deren Schriften mir bekannt geworden sind, der

*) „Die Welt als Wille" II. 3. Aufl. 1859. p. 99. Eine ältere Definition von Hutcheson wird dort verworfen.

**) „Der Witz", Wien 1905, p. 18.

Digitized by Google

obengenannte Freud. Er meint, daß die Lust, die durch den Witz erzielt wird, mit dem ersparten psychischen Aufwand in Zusammenhang stehe, und führt diese Auffassung mit vielem Scharfsinn durch.

Ein Recept für Witze wäre demnach das Folgende: Der Gegenpartei in Worten Alles zuzugeben und auf deren Reden einzugehen mit einem „Jawohl"; aber dann den Gedanken fortzuführen in einer Wendung, die auch noch einen zweiten, der Absicht des Gegners entgegengesetzten Sinn hat.

Also z. B. ein seine Treffsicherheit überschätzender Jäger legt auf einen Hasen an mit den Worten: „Häschen, mach Dein Testament". — Der Schuß geht vorbei. Der Hase läuft davon. — Ein zweiter Jäger nebenan, fährt, den Faden des Gedankens aufnehmend, ganz ruhig fort: „Sieh, er läuft schon zum Notar." — Ganz auf dieselbe Weise zu erklären ist auch das Komische der folgenden Geschichte. Ein zur Jagd Geladener, der unterwegs viel von den Elefantenjagden in Afrika gefabelt hat, fehlt ein Reh, worauf der Nachbar witzelt: „Der Herr Commerzienrath ist von Afrika her wohl das längere Wild gewöhnt" u. s. w. in endloser Unerschöpflichkeit.

Schopenhauer führt an der Stelle, auf die ich Eingangs dieser Mittheilung Bezug nahm, die folgende Geschichte an:

„Auf einem Theater, dessen Spielern kurz zuvor das Verbot eingeschärft war, keine improvisirten Stellen einzuschalten, entledigt sich ein Pferd einiger Kothballen." Ein Schauspieler ruft aus: „Paß auf, das Improvisiren ist uns verboten." — Auch hier liegt die Komik unzweifelhaft darin, daß dieser witzige Schauspieler der Form nach ganz im Sinne der Direction handelt, deren Verbot er aber sachlich kritisirt und überdies auch im Interesse des auf Improvisationen erpichten Publicums umgeht, indem der Ausspruch selber eine Improvisation ist. Das Lächerliche wird außerdem noch gesteigert durch das Wörtlein „uns", wodurch das Pferd mit den Schauspielern auf eine Stufe gestellt und so gezeigt wird, daß die Direction sie im Grunde alle wie Vieh behandelt.

Hiermit ist auch zugleich der Grund aufgedeckt, warum so viel gesunder Verstand zum Machen von Witzen gehört. Die Situation muß rasch erfaßt werden, um ihr die lächerliche Seite abzugewinnen. Bekanntlich bezeichnet auch das Wort Witz ursprünglich gar nichts Anderes als Weisheit Verstand, wie ja noch jetzt Mutterwitz ungefähr dasselbe wie gesunder Menschenverstand bedeutet. — Wo bleibt aber da das Subsummiren heterogener Begriffe unter einen generellen? Wo bleibt da der Contrast, von dem ein Theoretiker des Komischen nach den anderm in endloser Wiederholung redet?

Weitere Beispiele, die von mir aufgestellte Theorie des Komischen zu erläutern, sind die Folgenden:

Das Wort eines standesstolzen höheren Beamten, der seine Subalternen wegen des Gebrauchs der allerdings etwas nonchalanten Redensart: „Ich hatte bisher noch nicht das Vergnügen, Sie zu kennen," zur Rede stellen wollte — und ihn anschnauzt: „Mich zu kennen ist eine Ehre, aber kein Vergnügen," ist so lächerlich, weil jeder Umstehende dem Tyrann die Offenbarung der Wahrheit, daß es nicht vergnüglich sei, mit ihm umzugehen, so von Herzen gönnt, aber doch nicht in der Lage ist, sie ihm direct zu Gemüthe zu führen und sich darum des Zufalls, und zwar in Gestalt der Ungeschicklichkeit Jenes — wodurch die Sache noch mehr gewürzt wird — von Herzen freut. Oder es wäre hier zu erinnern an das Gedicht von Lessing, das wenigstens zu einer Zeit, da man in dieser Beziehung noch etwas anspruchsloser war, recht witzig gefunden wurde:

„Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war."

Die Situation in Andersens „Des Kaisers neue Kleider" ist aus demselben Grunde so komisch — wenigstens für die Leser des Märchens, die sich über die Sache erhaben dünken —, weil dadurch offen und unwiderleglich documentirt wird, daß vom Kaiser herab die ganze Bureaukratie, ja der ganze Bürgerstand, so wenig von ihrer eigenen Capacität und Tüchtigkeit überzeugt und zugleich so heuchlerisch sind, daß sie dieselben gerne de facto Preis geben, wenn sie nur den Schein derselben retten; was nie Jemand auszusprechen gewagt hätte. Und zugleich ist dies Märchen natürlich, wie viele dieses Dichters, eine Satyre auf die Wirklichkeit.

Echt komisch ist auch die bekannte Katheder-blüte: „Dante wurzelte mit einem Fuße noch im classischen Alterthum, mit dem anderen steht er fest im Mittelalter und — mit dem dritten winkt er schon der Neuzeit entgegen" — und zwar nicht deßhalb, weil der Gedanke an den dreibeinigen Dichter so komisch wäre (geradezu verblüffend dumm wäre es ja zu sagen: Dante hatte drei Beine), sondern weil der Redner durch das verunglückte Bild sich unwillkürlich und in einer zu der angenommenen Würde in starkem Contraste als Jemand zeigt, der krampfhaft nach Bildern jagt, während die Einbildungskraft fehlt, die ganz von selber solche zur Verfügung stellt. Dadurch erhascht er falsche oder unreine Bilder und zeigt sich als ein blöder Klugschwätzer, der eitel Worte macht, ohne dabei zu empfinden. Und diese Blamage gönnt man von Herzen dem Manne vom geschwollenen Style, weil — er sie verdient. Daher die Freude; daher das Lachen, das die Aeußerung der Freude ist. Allerdings habe ich nun bei dieser Analyse unwillkürlich das Wort Contrast gebraucht, aber ich überzeuge mich zu meiner Beruhigung, daß dieser Contrast die Situation verschärft, nicht aber hervorruft.

Ich kenne in der That wenig Komisches, das sich nicht der hier vertheidigten Regel unterordnete, und sollte dies ausnahmsweise einmal der Fall sein, dann zweifele ich lieber an der Kraft meines analysirenden Verstandes, als an der Unrichtigkeit eines Gesetzes, von dessen Zutreffen ich mich in so vielen Fällen überzeugt habe.

Auch Wortwitze, obgleich eine niedere Kategorie repräsentirend, fügen sich der Regel — Antigone, ausgesprochen wie Antik — o nee! ist hierfür ein passendes Beispiel. Man will nicht direct sein abfälliges Urtheil zu erkennen geben und übt schlagende Kritik, wie es Kinder thun könnten, gleichsam durch ein Versehen, durch schlechte Aussprache. Auch der Ausspruch über eine der ersten Regentenhandlungen von Napoleon, da er die Güter der Orleans cassirte: „C'est le premier vol de l'aigle" gehört hierhin, in dem von der doppelten Bedeutung des Wortes vol Gebrauch gemacht wird.

Die von Schopenhauer gewählten Beispiele ordnen sich meiner Regel alle unter: z. B. auch der Vers zur Verspottung des langweiligen Predigers:

„Brav ist der treue Hirt, von dem die Bibel sprach:
Wenn seine Heerde schläft, bleibt er allein noch wach."

Den doch in vielen Fällen so wahren Gedanken direct auszudrücken, war wenigstens zur Zeit, als dieser Vers gedichtet wurde, höchst precär, weil er eine Person betrifft, die sowohl durch ihre Stellung in der Gesellschaft, als durch die religiösen Gefühle, die in ihr vergegenwärtigt sind, doppelt geheiligt ist, und daher die Langeweile der Predigt nur auf einem Umwege, der den Anstand wahrt, kund gemacht werden kann. Und so muß das scheinbare Lob als echt biblischer Hirt als willkommener Schleier dienen. — Ganz analog ist der Vers des Oldenburger Humoristen von Kobbe an einen „aus Irrthum" Decorirten:

„Wie Christ sein großes Kreuz trägst Du auch Deines,
denn sicher unverdient trug Jener seines."

Hier nimmt die herbe Kritik durch die Angliederung an einen berühmten Fall, der aber nur dem Wortlaut nach ähnlich, dem innern Wesen nach gerade umgekehrt ist, den Schein von etwas höchst Würdigem an, während

Digitized by Google

doch gerade das Unwürdige von diesem Scheine nur ganz vorübergehend bedeckt wird, nachher sich desto deutlicher zeigt.

Das Lächerliche wird also bewirkt durch die Freude an der Geschicklichkeit, Jemanden, der es verdient, ungestraft eines versetzen zu können, und zuweilen hat der Zufall diese Eigenschaft.

Freud, der überhaupt zwischen Witz und Komik unterscheiden will und den Traum und das Unbewußte in seine Erklärungen hineinzieht, meint, daß schon eine zufällige Entblößung eines für gewöhnlich Verhüllten komisch wirke. Ich kann das nicht finden. Ueber einen alten Mann, dem der Sturm den Hut wegnimmt und das kahle Haupt entblößt, lachen wir nicht. Auch würden wir nicht lachen über eine Mutter Gottes, der sich das Kleid verschöbe. Wir lachen aber über den jungen Stutzer, der seine Perrücke verliert, oder dem ein Spaßvogel Schmetterlinge auf die falschen Waden gespießt hat. Es ist also nicht die Entblößung allein, sondern die Entblößung, bei der der Zufall die Rolle des Entlarvers spielt, wie denn derselbe Autor an anderen Stellen die Entlarvung richtig bewerthet.

Der Humor ist dem Witze verwandt. Man hat ihn schon definiren wollen als Witz in Verbindung mit Gemüth, freilich eine wenig durchsichtige Bezeichnungsweise. Andere bezeichnen ihn als Witz, der seine ästhetische Seite habe, als wenn der Witz an sich nicht schon diese Seite hätte.

Ich glaube, daß auch Humor nichts Anderes ist als Witz, mit Talent herbeigeführt oder zufällig (oder wenigstens ohne willkürliche Erfindung) gegeben (Humor der Weltgeschichte). Nur daß bei dieser Kategorie der Gegenstand der Kritik ein tiefernster ist, so daß neben der Freude am Witz zugleich die Trauer über die Verkehrtheit des kritisirten Zustandes oder wenigstens der Ernst desselben empfunden wird. — Daher das Weinen und Lachen zugleich, das z. B. für den Jean Paulschen Humor als charakteristisches Resultat hingestellt wird. Wir sagen ja auch im gewöhnlichen Leben: „Wäre die Sache nicht so traurig, man müßte sie als komisch bezeichnen."

Gute Beispiele von Humor sind Geschichten von Mark Twain, u. a. auch die von Freud mitgetheilte von dem Angestellten einer großen Wegbau-Unternehmung, der durch die vorzeitige Explosion einer Mine in die Luft fliegt, und, zwar unbeschädigt, aber weit entfernt die Erde wieder erreicht, und dem dann vom Unternehmer „wegen Entfernung vom Arbeitsorte" ein Lohnabzug gemacht wird. Der Fall ist ganz ähnlich dem neuerlich von deutschen Witzblättern ersonnenen, da man auf einem Aborte eines Wagenabtheils einen Erhängten fand, wobei es sich herausstellte, daß die Leiche schon eine Woche in der verschlossenen Localität mitgeschleppt worden war. Diese Thatsache wurde mit dem humoristischen Zusatze versehen, daß den Erben des Selbstmörders alle die Fahrten, die die Leiche mitgemacht, von der Eisenbahnverwaltung wären angerechnet worden. Witzig sind diese Anekdoten zunächst, weil es darin gelingt, mit scheinbar sehr geringen Mitteln Blößen aufzudecken, nämlich eines ganz mechanischen und sinnlosen Verfahrens nach dem Buchstaben zu rechnen, ohne die gänzlich modificirenden Umstände irgendwie in Betracht zu ziehen. Aber zugleich werden tiefernste, sittliche Defecte aufgedeckt, dort eines schonungslosen Ausbeutungssystems, hier einer haarsträubenden Fiscalität, und durch diesen ernsten Hintergrund bekommen die Geschichten einen humoristischen Charakter.

Der Gipfel des Humors ists aber, wenn Einer, dem es selbst an den Kragen geht, noch über das Wie, das Wo und das Wann zu witzeln versteht, wie der Delinquent, der zur Kugel verurtheilt ist, darum bittet, durch den H..... geschossen zu werden, damit das Fell kein Loch bekäme, oder Heine, der auf seinem Krankenlager, die Lorbeerkränze, die man seiner Büste spendete, verglich mit den Kataplasmen, die ihm in Wirklichkeit auf den Kopf gelegt würden. Das ist der Gipfel des Humors, aber gewiß nicht seine größte Tiefe. Die muß man vielmehr bei Reuter und Dickens suchen, weil da der Ernst des berührten Gegenstandes uns mehr im Innern erregt. Immerhin bleibt es aber einer der charakteristischsten Seiten des Humors, daß man derselben Sache, die subjectiv tief ernst ist, rein objectiv eine witzige Seite abgewinnt, die über die Trauer hinweg hilft.

Der Witz, der diese ernste Seite nicht hat, wird nicht wohl als Humor bezeichnet werden können, und wenn er gar eine böse Absicht hat, dann wird er, wie der von Franz Moor zum „Scorpionenstich".

Autor und Recensent.

Ein paar principielle Worte von Otto Hauser (Wien).

Das „und" in diesem Titel ist sicher adversativ zu nehmen. Autor und Recensent stehen in zwei verschiedenen Heerlagern. Die Feindschaft ist eine alte. Nichts läßt der Recensent an dem Autor gelten, es mag sogar sein, daß er behauptet, er sei früher dagewesen als jener — eine Anwendung der Frage: was war früher, die Henne oder das Ei — aber in diesem Falle wird er doch gestehen müssen, daß er erst in Folge des Daseins eines Autors Anlaß nahm, sein eigenes Dasein zu bekunden. Freilich aber bekundete er gleich sein höheres Existenzalter dadurch, daß er weit klüger, weit reifer war als jener, der sichtbar der Erste ist. Aber im Grunde eine müßige Frage. Sie sind beide da und sollten nun eigentlich trachten, miteinander auszukommen. Aber wie? Was sind sie beide? Der Autor ist jedenfalls ein Mensch, der irgend etwas schafft, weil er sich dazu genöthigt fühlt. Der Recensent dann ein Mensch, der sich genöthigt fühlt, sich über die besagte Schöpfung zu äußern. Ist das aber wirklich so nöthig? Schon da beginnt der Autor zu zweifeln. Will er bekrittelt oder will er genossen sein? Doch sicher nur dies. Genießen und bekritteln ist aber Zweierlei. Der Genießer fühlt, wo er ein Werk wirklich genießt, einen solchen Ueberschwang, daß er für sein Urtheil unmöglich Worte haben kann, er müßte denn selbst ein Schaffender werden und nun aus seiner Stimmung heraus ein eigenes neues Kunstwerk schaffen. Ein solcher Genießer aber wird ganz untauglich sein, irgend Jemandem ein eigentliches Urtheil über das Werk, das er bespricht, zu vermitteln. Da giebt es überhaupt keine Kritik mehr. Hat er aber nicht diese Schaffensgabe selbst, so wird ihm jedes Wort arm und falsch dünken, das er über seine Empfindung sagt. Zwei Kunstfreunde, die eine Galerie durchwandern, wird man jene höchsten Schöpfungen, die sie am tiefsten ergreifen, nur stumm einander zeigen sehen. Und dieses Schweigen sagt mehr als alle Worte. Es hat vor Allem die unbedingte Ehrfurcht in sich. Jedes Urtheil, sei es noch so begeistert, ist in diesem Sinne pietätlos. Gewisse Gedichte von Goethe, Mörike, Eichendorff, Storm, Keller, diesen Einzigen, lobt man nicht, man nennt sie, und das ist genug. Ein ästhetisches Urtheil einem Dante, einem Shakespeare gegenüber ist für mich einfach lächerlich. Wo ist der Mann, der es sich erlauben dürfte? Nur die Realien zum Verständniß ihrer Werke kann man erforschen und hat da ein genug weites Gebiet zur Bethätigung, mit einem Werthurtheil bleibe man mir vom Halse. Vielleicht ist dies jener Punkt, der den Kern der Sache trifft. Der Abstand zwischen einem Shakespeare und Dante von dem Beurtheiler ist zu groß. Pygmäen können sich nur an eines Riesen Hosenbein reiben, nicht ihm in den Grund seines Auges schauen. Da hört denn jede Kritik von vornherein auf. Das wird Jeder zugeben. Aber die Praxis? Es sind geradezu schandbare Zustände, die wir da haben! Der Autor ist dem Urtheil jedes Dutzendskribenten preisgegeben. Herr X. vom Schöppenstedter Wochenblättchen darf

Digitized by Google

über Ibsen zu Gericht sitzen, ihn Jedem, der den Dichter noch nicht kennt, verekeln. Auch da wird mir noch jeder Einsichtige Recht geben. Aber nun wir, die wir keine nordische Sphinx sind, sondern nur Deutsche, wir sollen uns jedes Urtheil gefallen lassen?

Allerdings, wir müssens, weil wir auf die blödsinnigste Kritik, wenige Fälle ausgenommen, einfach nicht erwidern dürfen: die Blätter weisen unsere Gegenkritiken entweder höflich zurück oder werfen sie in den Papierkorb, wenn sie weniger höflich sind. Ich spreche nicht pro domo, wie ich gleich bemerken will, da ich Kritiken meiner eigenen Werke gar nicht lese, es sei denn, daß sie mir durch Zufall zu Gesicht kommen. Aber es ist vorgekommen, daß ein sehr angesehenes Organ einem sehr angesehenen Autor eine solche Gegenäußerung sogar wesentlich abgeändert hat, was noch schlimmer ist als die Abweisung. Der Autor steht thatsächlich dem Recensenten machtlos gegenüber. Eine eigene Zeitschrift suchte in den letzten Jahren Abhülfe zu schaffen. Aber wer wird eine solche Zeitschrift kaufen? Doch nur der Autor selbst, der in ihr eine Gegenkritik veröffentlicht hat. Das Publicum, zu dem die Kritik sprach, erfährt von der Gegenkritik sicher nichts. Also wieder verfehlt.

Nun weiter: wer bespricht uns? Zumeist unsere Freunde, die so lange unsere Freunde sind, als wir sie besprechen, d. h. gut besprechen. Wozu soll eine solche Kritik, ihre Nothwendigkeit und Aufrichtigkeit angenommen? Doch nur das Publicum veranlassen, unsere Bücher zu beachten, zu kaufen. Das ist hier der Kern. Die Kritiken sind eigentlich Annoncen, die mit den Odol-Anpreisungen im Werthe gleich stehen. Man bezahlt sie den Blättern freilich nicht, d. h. nicht mit klingender Münze, wohl aber mit seinem Namen. Der Freund vergütet uns dann die Auslage durch eine gleiche Annonce in jenem Blatt, wo sein Name einen Klang hat. Es giebt gewiß Bücher, die so herrlich sind, daß man sie dem Publicum um seinet selbst Willen von den Litfaßsäulen in barbarischen Plakaten in die Augen schreien müßte, aber im Allgemeinen lobt sich doch nur Schund gegenseitig. Künstler, die was können, verschmähen es meist aus jenem Stolz, den der große Mensch als solcher hat, solche gegenseitige Lobesversicherungen einzugehen. Nun, das wäre gleich ein Merkmal, woran man die Großen erkennen könnte! Nein, auch das nicht. Denn das Stille bemerkt man eben überhaupt nicht. Und es theilt sein Schicksal mit fast ebenso viel Schund, als sich laut bemerkbar macht. Dazu kommt, daß die meisten Verleger „ihren" Autor moralisch dazu verpflichten, die Bücher, die sie drucken, in den ihm zugänglichen Blättern zu besprechen, d. h. zu loben. Neue Firmen haben den Trick, sich an bewährte Autoren mit der Bitte zu wenden, ihnen ein Werk in Verlag zu geben; im Verlaufe der Vorverhandlungen wird dann die Bitte eingeflochten, die bereits erschienenen Bücher von Anderen gütigst zu besprechen, d. h. zu loben. Thut der Autor das zur Zufriedenheit der Firma, so nimmt sie — vielleicht — sein Werk, über das mindestens sechs Monate verhandelt wird, thut er es nicht, so erlischt ihr Interesse. Jeder Autor von einigem Namen wird diese Praktiken kennen, meist auch aufgesessen sein. Bedenkt man nun, daß die Kritiken, die so veranlaßt worden sind, ganz unverfänglich zwischen den anderen, ehrlichen stehen — immer noch angenommen, daß eine Kritik im gangbaren Sinne überhaupt einen Werth hat —, so hat man die schönste Nasführung des Publicums, für das man doch schreibt, zu dem man im Verhältniß von Verkäufer und Abnehmer steht und das man doch eigentlich mit guter Waare bedienen sollte. Und nun mein Schluß: Die Kritik, wie sie heutzutage geübt wird, hat nur den Werth der Annonce, aber gar keinen Wahrwerth, weder für das Publicum noch für den Künstler. Es ist gleichgiltig, ob ein Haarwuchsmittel oder irgend ein Buch angepriesen wird, die Wahrscheinlichkeit, daß die Waare gut ist, ist in beiden Fällen die Gleiche. Aber auch da muß es jene Ausnahmen geben, die die Regel bestätigen. Wenn ein Ebenbürtiger über einen Künstler an unabhängiger Stelle — unabhängig ist stets nur relativ zu nehmen — schreibt, ohne mit ihm in gegenseitiger Lobverbindung zu stehen. Diese Kritik kann werthvoll sein, aber nicht für den Künstler, sondern für den Recensenten, der hier selbst Autor ist; durch seine Zustimmung oder Ablehnung sich selbst charakterisirt. Dann kann es sogar kommen, daß die Kritiken werthvoller werden als das besprochene Werk. Und dies wäre ein Wunsch, der vielleicht zu erfüllen wäre: jene unabhängigen Blätter sollten die Werke von Künstlern nur von Ebenbürtigen besprechen lassen. Vielleicht würde sogar ich dann dazu bekehrt, Kritiken über mich zu lesen. Vorderhand, wie gesagt, thu ichs nicht und rathe dies Jedem an, der noch Kritiken liest. Ein dummes Lob verletzt noch mehr als ein dummer Tadel, und wir sind sehr reizbar. Wozu aber unsere gute Nervenkraft in aussichtsloser Sache verschwenden? Dann könnte das Einvernehmen zwischen Recensent und Autor ein leidlich gutes werden, kein Liebesbund freilich, wohl aber ein Verhältniß, das wie eine gute Ehe auf gegenseitige Achtung gegründet ist.

Ellinor.

Von Paul Friedrich (Berlin).

Der Schnee fällt dicht. Das kleine Grab ist weiß.
Der Ostwind macht die kalten Glieder starren.
Hungrige Spatzen tschillen auf dem Eis,
Die Bäume sind behängt mit Rauhreiffarren.

Wie lang ists her, daß Dich mein Herz verlor . . .?
Du frühgereiftes, blasses, scheues Kind?
Noch oft hör ich Dein Lachen, Ellinor —
Lachtst Du nicht eben wieder durch den Wind . . .?

Noch seh ich Dich in Deinem rothen Kleid,
Dem allzu kurzen in der Phantasie,
Des Windspiels linienschlanke Zärtlichkeit
Schmiegte sich wedelnd an Dein rundes Kniee.

Du bist durch meine Einsamkeit getollt,
Ein einzger, kurzer, bunter Frühlingstraum,
Geneckt hast Du, geschmeichelt und geschmollt,
Und wenn Du wild warst, schlugst Du Purzelbaum.

Oft, wenn Du in der Dämmrung zu mir fandst
Ohne die Gouvernante, Racker Du,
Und mit den schlanken Armen mich umwandst,
Dann fanden unsre Lippen sich im Nu.

Welch heiße Inbrunst lag in Deinem Kuß,
Du vierzehnjährig wilde Schwärmerin!
Dein Körper zitterte und im Genuß
Des ersten Liebens gabst Du heiß Dich hin.

Du hattest kleine, lustge Mädchenfüße,
Sie schwebten leicht graziös durch das Gewühl,
Den Boden tratst Du kaum, Du Elfensüße,
Das Leben trug Dich wie ein Blumenpfühl.

Noch seh ich Deine orientschwarzen Augen
Verträumt in Deines Antlitzes Oval . . .
Sie konnten brennen, starren, betteln, saugen
Und leuchten, wenn ich einen Kuß Dir stahl . . .

Ob Du mich liebtest, seltsam Mädchenwesen?
Schlug Dir ein fühlend Herz in Deiner Brust?
Wie eine Sphinx bist Du mir stets gewesen,
Nur, daß ich Dich geliebt, hab ich gewußt. — —

Digitized by Google

Wie kalt der Wind im welken Laube pfeift,
Die Flocken ziehen Schleier um mich her,
Vergebens meine Sehnsucht nach Dir greift,
Du kleiner Falter, gaukelst niemals mehr.

Zerfallen, mit zerrissnem, staubigem Flügel
Schläfst Du den ewigen Schlaf. Ruh sanft, mein Kind!
Novemberflocken schneien auf den Hügel,
Die Nacht ist lang und eisig weht der Wind ...

Das Liebesnest.

Eine Vision.

Von Roderich Frhr. v. Ompteda (München).

„There is absolutely nothing in the world but youth!“

Ich weiß nicht, wo es ist. Ich glaube nicht, daß ich es jemals wiedersehen werde. Aber ich habe es gesehen. Liegt es an steiler, stürmischer Meeresküste? Finde ich es in lieblichem Tode, wo die Anmuth herrscht und die Sonne wohnt? Ich glaube in einem Zauberhain. Umfriedigt von ragenden Bäumen, beschützt von wundervollen Wesen. Und ich sah den Liebesgott.

Er war in eine Wolke gekleidet. Sein Antlitz glich der Sonne. Er kam auf mich zu und begrüßte mich.

„Woher kommst Du, willst Du hier verweilen?“ fragte er mich.

Ich nickte wie im Traume.

Und er nahm mich bei der Hand und führte mich.

Und ich sah manch heimliche Laube, manch verführerischen Irrgarten. Und viele schöne, schöne Wesen.

Denn hier herrschte die Schönheit. Aber die Liebe triumphirte.

Der Liebesgott blieb vor einer Laube stehen. Er wies mich hin auf reizende, liebliche Kinder bis zum Alter von zehn Jahren. Sie spielten mit einander, lachten sich an, sprangen auf uns zu, um wieder davon zu eilen und ihren kindlichen Vergnügungen nachzujagen. Harmlose Wesen. Seltenes Spielzeug. Kein Mißton, kein Streit und Zank trübte die unbeschreibliche Schönheit des Anblickes. Und ich bemerkte noch viele kleine, zierliche Bettchen zur Aufnahme dieser Wunderwesen. In einem, innig umschlungen, ein schlafendes fünfjähriges Geschwisterpaar. Da umnebelten sich meine Sinne und ich bebte.

Und der Liebesgott nahm mich bei der Hand und zeigte mir eine andere Laube. Und siehe da, ich sah fabelhafte Schönheiten: Süße Jünglinge und wonnige Mädchen. Mein Auge wurde trunken. Ich fand den entflammten Sechzehnjährigen, der vor seiner Göttin kniete. Sie streichelte seine feinen Glieder und erwiderte die Küsse. Er aber lag ihr zu Füßen, demüthig zu ihr aufblickend.

Der Liebesgott raunte mir zu: Dieses Paar ist meine eigene Schöpfung. Ich berausche mich an ihrer Schönheit, an ihrer Jugend. Sie sind mein und sind unsterblich. Willst Du zu ihnen? Willst Du mir angehören? Willst Du bei der Schönheit wohnen, willst Du in diesem Paradiese leben?

Er sah mich gütig an.

Ich aber antwortete: „Ich muß mir Alles ansehen. Ich will auch die anderen Lauben betreten. — Warum zögerst Du? Ach, laß mich ziehen!“

Aber der Gott ergrimmte: „Du wirst dort nie hineingelangen. Auch da herrscht die Liebe. Aber ich hasse jene Menschen. Ich will sie nicht sehen, sie bereiten mir Uebelkeit: Der reife Mann, der die züchtige Gattin heimgeführt hat, auf daß sie seinem Haushalt vorstehe, und Kinder in die Welt setze. Wehe, dreimal Wehe über diese hungernden Geschöpfe, die mit ihren hohlen Blicken und ihren mißrathenen Gestalten ihre Erzeuger verrathen, die ich verachte. Ich hasse sie, die Courtisane, die mit dem reichen Krüppel herumzieht, immer lauernd nach dem Gelde, aber wegschauend bei dem Anblick der Gebrechlichkeit. Möge sie elend zu Grunde gehen! Ich hasse es, das alternde Liebespaar. Es lebt dahin. Das Gespenst der Leidenschaft geistert bei ihnen umher. Sie wissen nichts mehr von flammenden Augenblicken. Grau und eintönig blicken sie sich an.

Aber die Jugend, ach die Jugend! Es giebt nichts Fabelhafteres. Und zuletzt die Schönheit. Sie trägt eine ungeheure Macht. Nütze die Jugend aus!

Wecke die schlummernde Leidenschaft. Lege Brände an! Du bist schön! Bleibe bei mir.

Der Liebesgott näherte sich mir. Er umfing mich und drückte einen langen, inbrünstigen Kuß auf meine Lippen.

Die Sinne schwanden dahin und ich sank willenlos in seine Arme.

Er aber brachte mich in Sicherheit.

Von den Schmerzen eines Empfindsamen.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

So war es. Als die Schattenkatzen durch das Zimmer schwankten, und die erste Angst des Abends die Glieder überrann ... Ich hatte das am Morgen gelesen — oder war es schon Mittag gewesen? — ich hatte gelesen, daß in einem Hause, irgendwo, hier oder dort, die Decke eingestürzt und einer ganzen Reihe Hausbewohner die Glieder zerschmettert worden waren. Ich lächle aus Verlegenheit und Scheu. Dann richte ich den Blick leicht schielend zu dem Fries, der oben um die Wände läuft, und dann noch höher auf die Decke, aus der die Fresken eines Kranzes sprießen. Aber gleich, automatisch, wie unter einem Schlage, ducke ich den Kopf hinunter und halte den Athem an. Nein, es kommt nichts herabgestürzt. Ich horche: Nein, es löst sich nichts. Nicht einmal vom Stuck bröckelt es herab ... Ich werde mich also in den Lehnstuhl setzen können und heiter auf zu meiner Decke schauen. Mir sagen, daß ich mit einer Gefahr gespielt, die keine ist. Denn daß irgendwo, durch irgend welche Fügung krauser Zufälle, die Decke eines Hauses losgebrochen, berührt mich nicht in meiner Sicherheit. Aber eine Gefahr bleibt doch. Eine Gefahr ist es stets gewesen. Wer will sich denn auf die Technik blindlings verlassen? Auf die Arbeit fremder Menschen? Jenes große Malheuer war nur ein sachter Hinweis, ein leisestes Memento. Also ich spiele mit der Gefahr, wenn ich vom Lehnstuhl aus die einzelnen Blumen der Deckenfresken still zerpflücke. Ja, und der Mensch versuche die Götter nicht, und wenn auch ein großes Dunkel schon drüben die Eisenbahnstränge und dort die Bauplätze deckt, die weißen elektrischen Kugeln verbreiten Licht. Nicht in den Lehnstuhl, sondern in das Freie gehe ich. Nicht aus Feigheit, sondern aus Demuth vor dem Schicksal, das leise meine Vorsicht anrief. Und in dem Zauber der nahenden Nacht lasse ich jenes dunkle Wort von meinen Lippen gleiten, das doch, was wir auch sagen, unsere ganze Furcht umschließt: das Fatum. Die Nacht ist nah und die hohen weißen Kugeln leuchten ...

* * *

Vielleicht hat mich der Thee erregt, den ich um Fünf getrunken. Es war der erste Jour gewesen, den ich diesen Winter (Winter?) mitgemacht. Ich brauche es nicht zu sagen, wessen Jour es war. Man weiß, wo ein Mensch mit Nerven am Donnerstag um Fünf zu finden. Aber wissen Sie, wer dort gewesen? Die alten Namen? Die Männer alle um ein halbes Jahr gealtert, die Frauen um ein halbes Jahr verjüngt? Sie meinen, daß ich darum Thee getrunken, weil ich die Geschichte dieser Leute bereits eine Anzahl Winter kenne? Nein, aus Erregung habe ich ihn getrunken und mich damit noch mehr erregt. Haben Sie nicht auch schon diesen Baron gesehen? Er soll aus Schweden sein, Ländereien in der Bukowina haben, einen Schneider in Paris, einen Banquier in London und in Petersburg eine Geliebte bei der Oper haben. Ich sehe mir den Mann an. Er fragt mich nach Trouville. Ist dagegen etwas einzuwenden? Nach San Sebastian. Da ist nichts bei. Er sei nun in Berlin, ein ungewohntes Leben, ob ich einen Club kenne, in den er —. Ah, ich springe zurück. Da ist so einer, wie man ihn in München eben abgefaßt, der mit Mary Irber ein Verhältniß haben wollte. Die Brillanten, die er trägt, sind auch von einer so fabelhaften Größe, daß man sich, wenn man Psychologe

---

Aus einer dieser Tage im Verlage von E. W. Bonsels & Co. (München) erscheinenden „Aus Langeweile“, Intermezzi, betitelten Sammlung Omptedas.

Digitized by Google

und reputirlich ist, schleunigst zurückziehen muß ... Ich breche auf, ich fasse nach meinem Portemonnaie, ich gehe nach Hause; ich versuche, auf die Decke zu starren; man weiß schon, daß ich, das Schicksal zu reizen, aufgegeben habe und wieder ausgehe, die Straßen entlang, auf die das Licht wie Milch herniederrieselt ...

* * *

Gewiß, man wird das alles lächerlich finden können. Ich weiß es. Ein Zeichner, der die Reclame eines neuen Waarenhauses besorgt, malt so die Menschen. Die Männer insbesondere: Dumm geduckt, mit einem verschmitzten Lächeln, das verräth, daß sie selbst genau wissen, wie sie, dumm geduckt, dreinschauen. So geht es mir. Ich weiß, ich mache mich lächerlich mit meiner Angst. Ich lasse auch nicht nur die andern über sie lächeln, ich lächle selber sie. Welcher moderne Mensch aber thäte das nicht, daß er die Gefühle, die er vor der Welt nicht haben will, leise verbrämt, daß er sie ironisirt, um, wenn ein Fremder sie ihm vorwirft, sie mit seiner eigenen Ironie entschuldigen zu können? Aber werden die Gefühle darum stumpfer? Ist meine Angst (vor dem Baron und vor der Decke) darum geringer? Ich sage es laut in die Nacht (die schon „das Fatum" gehört hat), daß dem nicht so ist.

Also diese Ironie versteckt nicht meine Angst. Meine Angst ist da. Sie wird mich verfolgen, wenn ich wieder im Zimmer bin. Sie wird in meine Träume steigen, sich als Druck schwer auf mein Herz legen. Wenn ich erwache, wird es nicht anders sein. Vielleicht macht der Morgen mich den Abend vergessen. Eine gute Post, ein knuspriges Milchbrödchen — es giebt so vieles, was den sensiblen Menschen ablenkt. Aber werde ich darum ohne Angst bleiben? Wenn ich die Zeitung aufschlage, werde ich etwas lesen, das mich verfolgt, das mich bewegen wird wie der gefangene Baron und die eingestürzte Decke. Man sagt, ich soll nichts lesen. Oder mir den politischen Theil abtrennen lassen oder auf die Theaterberichte mich beschränken. Aber glaubt man nicht, daß man damit Frevelhaftes sät? Glaubt man nicht, daß jenes Unglück, das in der Welt weit draußen sich begab, in organischem Zusammenhang steht mit den Bedingungen, unter denen wir allhier zu leben haben? Glaubt man wirklich (was die Hirnphysiologie schon lange aufgegeben hat), daß es auf diesem Planeten, dem wir zugehören, ich und Sie (Sie und ich), irgend ein partielles Begebniß giebt, dessen Kreise nicht über den ganzen planetaren Bereich fluthen? Man ist sehr kurzsichtig, wenn man das nicht sieht. Man wäre kleinbürgerlich, wenn man sich einfach duckte. Es ist die Tragik unserer Zeit, von allem zu wissen. Sie ist um so ernster, als wir Nerven haben. Jedes fernste Begebniß zittert auf ihnen hin. Zu reagiren ist ihr Gesetz. Ist es Wunder, daß ich vor jedem Tage mit seinem neuen Unheil bange? Man wird mich hypochondrisch nennen. Aber ich thue nichts, als pflichtmäßig (als correct), ein neuer Belsazar, auf die drohende Hand des unergründlichen Schicksals zu lauern.

Ein Epigramm? Der Fatalist muß feige sein. Es ist mir so intelligent, es zu begründen.

Da man nun die Formel für mich hat, darf man wohl mit Fug zufrieden sein ... Ich bin auf meine Angst auch stolz. Sie beweist mir, wie innerlich ich im Grunde doch Monist bin ...

... Milchweis rinnt das Licht neben mir hernieder ... Dunkel ist mir das Schicksal — und warum es mir die Decke und den Baron heute bescheert ...

Aufruf.

Die Vögel vermindern sich in erschreckender Weise, fast alljährlich werden ihrer weniger. Nehme das ja Niemand leicht, denn der Verlust trifft Jeden von uns, nicht nur den Liebhaber und Thierfreund, nicht nur den Forstmann und Landwirth, wenn auch gerade für diese die Bedeutung der nützlichen Vögel groß ist, haben doch schlagende Resultate erwiesen, daß z. B. der Obstbau viel größere und regelmäßigere Ernten ergiebt, wenn genügend Vögel da sind, dem Insectenfraß zu steuern. Es handelt sich aber nicht allein um den Verlust wichtiger Culturförderer, auf dem Spiele steht vielmehr die Schönheit und Eigenart unseres Vaterlandes.

Uns droht die Verödung unserer Heimath!

Mit den Vögeln würde Wald und Flur ihren Hauptreiz und ihr frischestes Leben verlieren. In den Vogelstimmen spricht die Natur in ihren lieblichsten und verständlichsten Lauten zu uns. Was wäre der Wald ohne Finkenschlag, das Feld ohne Lerchensang, die blühenden Hecken ohne die Grasmücken! Und wahrlich, wenn wir uns nicht bald rühren, dann verstummt bei uns der Nachtigall süßes Lied für ewig! Und welch ein Genuß, dem hoch in blauen Lüften kreisenden Raubvogel mit dem Auge zu folgen, welch unvergeßlicher Augenblick, den wie aus buntesten Edelsteinen zusammengesetzten Eisvogel auf schwanker Gerte über dem rieselnden Bach sitzen zu sehen, ein Bild aus dem Märchen! Auge und Ohr bieten die Vögel einen unerschöpflichen Reichthum der Ergötzung. Soll dieser Reichthum der bittersten Armuth Platz machen?

Wir freuen uns über die erwachende Pietät in unserem Volke, die für die Erhaltung der Denkmäler und Burgen unserer Ahnen sorgt. Mehr aber noch als das Heidelberger Schloß und Stadtmauern und Thürme sind mit dem Denken und Dichten unseres Volkes die Vögel verwachsen, aus denen es von Alters her bis auf den heutigen Tag eine Fülle von Poesie geschöpft hat. Immer und immer klingen in den Volksliedern die Vogelstimmen wieder, aus alten Sagen her rauscht der Vogelflug in unser Leben hinein, und die geheimnißvollen Mythen haben in dem poesireichen Herzen unserer Kinder ein neues Heim gefunden. Ist doch der Storch dem Kinde ein beinahe heiliges Thier! Soll denn wirklich Deutschland seinen altehrwürdigen Vogel verlieren? Wer sein Volk liebt, der will ihm nicht nur das materielle Leben verbessern, er will ihm auch seine Ideale erhalten. Welche Ideale aber kann das Volk pflegen? Kunst und Wissenschaft verlangen bald Zeit, bald Geld, bald die Nähe der Stadt. Eine ideale Beschäftigung aber giebt es, die überall und ohne Kosten gepflegt werden kann, die mit der Natur. Auch wird von keiner Schönheit in der Kunst sich der einfache Mann so leicht überzeugen lassen, wie von der Schönheit des Vogelgesanges oder von der Grazie des Rehes. Lehren wir den Bauern, auf das Leben in Wald und Flur zu achten und ihm Verständniß entgegenzubringen, rücken wir den Fabriken und Städten die frische Natur näher und suchen wir den Arbeiter für sie zu gewinnen, dann werden wir unserem Volke die entschwindenden Ideale erhalten, wir werden es vorurtheilsfreier und verständiger machen, wir werden ihm einen Reichthum in das Herz legen, der Glück und Zufriedenheit verbürgt, und wir werden ihm seine Heimath lieb machen. Giebt es aber etwas Besseres für das Gedeihen eines Staates, als die Vaterlandsliebe seiner Bürger?

Und die Liebe zur Natur wächst, das kann man auf allen Gebieten verfolgen. Sorgen wir dafür, daß uns unsere Enkel nicht verwünschen, weil wir ihnen keine Natur in ihrer Heimath erhalten haben.

Wahrlich, wer sein Vaterland und sein Volk liebt, dem kann der Vogelrückgang nicht gleichgiltig sein!

II.

Können wir aber auch den Vögeln helfen? Ja, wir können es, und Jeder kann das Seine dazu thun. Nur nicht die Schuld auf Andere schieben und von ihnen Besserung erwarten! Das ist zwar sicher bequem, aber ebenso sicher wird dadurch aller Fortschritt ertödtet. Nicht Italien mit seiner alljährlichen Massenvertilgung ist schuld, denn auch die das ganze Jahr bei uns bleibenden Vögel nehmen ab, und von den Zugvögeln gerade die in Italien weitaus am meisten gefangenen Lerchen am Wenigsten. Nicht Raubthiere sind schuld und nicht die Vogelfänger. Deren Zahl ist heute eine verschwindende gegen früher, und noch nicht allzu lange ist es her, da fingen auch in Deutschland ganze Dörfer Singvögel, um sie zu verspeisen, und doch machte sich keine Abnahme bemerkbar.

Schuld ist vielmehr die Umwandlung des Landes durch die fortschreitende Cultur, schuld unsere Achtlosigkeit und Rücksichtslosigkeit bei all unseren Maßnahmen. Wir wissen nichts von den Vögeln und denken darum nicht an sie. Das ist der wahre Grund ihres Aussterbens. Nicht Feinde vernichten die Vögel, nicht Hunger und nicht Kälte, sie nehmen ab, weil sie sich nicht vermehren können, es fehlt ihnen an Nistgelegenheiten.

Das Unterholz wird in der Forstwirthschaft, im Land- und Gartenbau weggeschlagen, im Gebüsch allein aber nisten gerade unsere besten Sänger, wie Nachtigall, Rothkehlchen, Grasmücken ꝛc. Die kranken und hohlen Bäume werden gefällt, Baumhöhlen sind aber gerade unseren nützlichsten Vögeln, wie Meisen, Spechten, Eulen ꝛc. unentbehrlich. Wollen wir den Rückgang unserer Vögel aufhalten, so ist das weitaus wichtigste, ihnen wieder Brutgelegenheiten zu verschaffen. Es geschieht das durch Anpflanzen von dichtem, dornendurchsetztem Gebüsch und durch Aufhängen von „Nisthöhlen". Doch sind nur die sogenannten „v. Berlepsch'schen Nisthöhlen" brauchbar, das sind beutelförmig ausgehöhlte und zugedeckelte Baumstücke mit einem Einflugsloch oben. Die Höhlung muß unten in eine spitze Mulde ausgehen. Ueberall, wo man diese beiden Maßregeln getroffen hat, hat sich auch alsbald eine bedeutende und immer steigende Zunahme der Vögel bemerkbar gemacht.

Schaffen wir also in dieser Weise den Vögeln Nistgelegenheiten, so ist der Erfolg sicher.

III.

Wir wollen aber nicht nur die Vögel, sondern unsere gesammte Thierwelt erhalten.

Wir sind weit entfernt davon, gegen die Thiere Vernichtung zu predigen, die den Vögeln schaden könnten oder sogar wirklich schaden. Denn wir wissen, daß, wenn erst die Vögel wieder ihre natürlichen Brutbedingungen haben werden, dann selbst eine Zunahme ihrer Feinde ohne Einfluß sein würde, rechnet doch die Natur bei der Vermehrung schon mit einer Vernichtungsziffer, und zwar mit einer sehr großen. Ist aber die Vermehrung verhindert, dann freilich ist die Gefahr des Aussterbens nahe. Wir vergeben dem Eichhörnchen seine gelegentlichen Sünden an Vogeleiern, denn wir wollen das reizende Thierchen in unsern Wäldern nicht missen. In manchem Einzelfall zwar ist ein Vorgehen gegen einen allzu häufigen Räuber berechtigt, im Allgemeinen darf nicht auf vollständige Vernichtung auch der sogenannten schädlichen Thiere gedrungen werden, denn auch sie verschönern und beleben unsere Natur, sind charakteristische Gestalten unserer Heimath. Unsere Thätigkeit soll aufbauend, nicht zerstörend wirken.

Digitized by Google

Liegt uns so die gesammte Thierwelt am Herzen, so ist es doch berechtigt, den Vogelschutz an die Spitze der Arbeit zu stellen. Denn die Vögel sind das belebendste Element unserer Natur, sie sind Tagthiere, sie reden in entzückend melodischen Stimmen zu uns. Sie sind es, die aus der ganzen Natur zuerst das Interesse und die Liebe des Menschen zu erwecken im Stande sind. Sie stehen dem Volk am nächsten, das zeigen die Volkslieder und Märchen. Und dazu kommt noch ihr bedeutender Nutzen. Auch giebt es für die anderen Thiere nicht so leicht ausführbare Erhaltungsmaßregeln. Die Maßregeln für den Vogelschutz aber kommen auch den anderen Thieren zu Gute. Im Gebüsch, was wir anpflanzen, finden auch der Igel und das Wild Deckung, und hier können ungestört die Pflanzen blühen und gedeihen, die viele farbenprächtige Schmetterlinge und andere Insecten zu ihrem Leben brauchen. Ein „Vogelschutzgehölz", durchsetzt und umgeben von blühenden wilden Rosen ist ein herrlicher Anblick. Herrlich vor Allem dadurch, daß es uns ein Stück unberührter Natur vorführt. Und das ist es, was wir zur Erhaltung unserer Thierwelt brauchen: Flecke unberührter Natur, Stellen, die nur der Schönheit und dem Interesse dienen, nicht zu materiellem Gewinn ausgenutzt werden.

Solche Asyle laßt uns unserer Thierwelt, solche Stellen urwüchsiger Natur der Freude und dem Studium jedes gemüthvollen Menschen erhalten und schaffen!

IV.

So kann schon jeder Einzelne viel für den Vogelschutz thun. Zuerst aber müssen die Einzelnen gewonnen werden für eine Sache, deren Bedeutung ihnen noch gänzlich unbekannt ist. Dazu bedarf es einer größeren Macht, bedarf es eines Vereins. Der „Bund für Vogelschutz" will seine ganze Kraft in den Dienst dieser Arbeit stellen. Er will, wie er das schon gethan hat, Nistgehölze anlegen und Nisthöhlen aufhängen. Er will bedrohte Stellen in unserem Vaterlande, deren Schönheit und Eigenart der Speculation und Ausnutzung zum Opfer fallen sollen, ankaufen und retten.

So verschwinden immer mehr schöne und interessante Vogelarten von den Nordsee-Inseln, denn steinerne Strandpromenaden verdrängen grüne Wiesen und sandige Dünen und die Eigenart der Inseln und ihrer Thierwelt ist durch das anwachsende Badeleben und die mit diesem fortschreitende Speculation auf das Höchste bedroht. Hier gilt es, Plätze anzukaufen, um der Strandflora und den Strandvögeln Asyle zu schaffen, ihnen, deren herrlicher Flug weiten Strecken zur Verschönerung verhilft, und die nur ein kleines ungestörtes Fleckchen brauchen, um erhalten zu bleiben.

Solcher bedrohter Stellen, die oft mit wenig Geld zu retten wären, weil sie häufig unverwerthbares Terrain vorstellen, giebt es viele, an Fluß- und See-Ufern, auf der Haide und im Moor, auf der Wiese und im Walde. Es sind Denkmäler der Natur, oft wichtiger zu erhalten, als Denkmäler der Thätigkeit des Menschen.

Dasselbe gilt auch von Thieren, die dem Aussterben nahe, in wenig Exemplaren ihr Leben fristen und die ihres doch im Verhältniß nur unbedeutenden Schadens wegen vernichtet werden sollen. Hier soll den Umwohnenden der Schaden ersetzt werden in ähnlicher Weise, wie der Jagdpächter für den „Wildschaden" aufkommt. Es muß verhindert werden, daß einseitige Interessenten, jeder Rücksicht auf das Allgemeine bar, eine unnachsichtliche und vollständige Ausrottung der Thiere erstreben, die ihr Interesse schädigen könnten. Mancher Jäger fügt seinem Gebiet durch seine Rücksichtslosigkeit und Verständnißlosigkeit unersetzlichen Verlust zu, mancher Fischereipächter vertilgt Eisvögel und Wasseramseln, die ihren geringen Schaden durch Aussehen und Lebensgewohnheit längst wett machen. Welch Unheil wird so oft durch auf Vernichtung von Thieren ausgesetzte Prämien angerichtet, die dem verständnißlosen Morden den weitesten Spielraum lassen! Wenn aber so vielfach nur das eigene Interesse wahrgenommen wird, dann muß es auch eine Macht geben, die das allgemeine Interesse wahrt. Und wahrlich, die Schönheit und Eigenart unseres Landes ist des allgemeinen Interesses werth.

Dieses Interesse muß aber erst erweckt werden. Und das soll die zweite Hauptaufgabe des Bundes sein. Wenn unser Volk die Vögel kennt und weiß, was es an ihnen hat, dann wird es auch etwas dazu thun, sie nicht zu verlieren. Darum soll es das Bestreben des Bundes sein, zu lehren und Liebe zur Vogel- und Thierwelt zu verbreiten. Wenig muß verlangt, viel geboten werden. Das kann aber nur durch große Ausbreitung erreicht werden: Ueber 10000 Mitglieder zählt der Bund, Hunderttausende muß er haben! Dann wird der Bund eine Macht werden, deren Wort nicht ungehört verhallt und der Mittel zur Verfügung stehen, bedrohte Stellen der Heimath zu retten. Und dazu helfe Jeder, der sein Vaterland und sein Volk lieb hat!

V.

Um Kenntniß von der Vogelwelt zu verbreiten, vertheilt der Bund für Vogelschutz (Geschäftsstelle Stuttgart: Jägerstraße 34) alljährlich an seine Mitglieder ein Heft, das außer dem Jahresbericht einen Abschnitt eines mit vielen bunten Abbildungen versehenen Vogelbuches enthält. In zehn Lieferungen ist diese Naturgeschichte unserer Vögel vollständig. 1907 wird die sechste herausgegeben. Nach dem Schluß des Vogelbuches, vielleicht auch früher, soll alljährlich den Mitgliedern ein Büchlein zugestellt werden, das in gefälliger und fesselnder Form von den Erfolgen des Vogelschutzes, dem Leben der Vögel und anderen Thieren und schönen Naturstellen unseres Vaterlandes erzählt. Dafür zahlt das Mitglied 50 Pfennig jährlich, Schulkinder die Hälfte. Mit der einmaligen Einzahlung von 10 Mark ist man lebenslängliches Mitglied, ist für immer jeder Verpflichtung und Zahlung ledig und genießt alle Rechte. Wahrlich, geringe Opfer für einen großen Zweck! Sage darum Niemand, er gehöre schon zu einem Verein, der ähnliche Grundsätze befolge. Auch deßhalb ist der Mitgliedsbeitrag so gering, daß selbst einer, der schon anderweitig Verpflichtungen hat, ihn zahlen kann. Und sage Niemand, sein Verein könne ebenso gut die hier dargelegten Principien verfechten. Einer muß doch den Anfang machen, ist das aber geschehen, dann würde jede weitere Zersplitterung das Zustandekommen einer wirklichen, einheitlichen Macht und damit den Erfolg überhaupt in Frage stellen. Wie der Bund jeder Zeit bereit ist, mit anderen Vereinen gemeinsam zu handeln, wie zwischen ihm und dem ältesten Verein, dem „Deutschen Verein zum Schutze der Vogelwelt" ein völliges Einverständniß erreicht worden ist, so erwartet auch er von den anderen Vereinen Verständniß und Förderung, ja, er hofft allmälig einen Zusammenschluß mit ihnen zu erreichen. Hierüber liegt ein Plan zur Ausarbeitung vor. Dem Bunde ist es um kein anderes Interesse zu thun, als allein um die allgemeine große Sache.

Und noch einmal sei diese genannt:

„Unserer Heimath soll ihre Schönheit und Eigenart erhalten werden, unser Volk soll gelehrt werden, dieselbe zu lieben und zu verstehen.

Wer mit diesem Grundsatz einverstanden ist, weß Standes und Landes er auch sei, er trete dem Bunde bei!

Dr. Konrad Guenther,
Privatdocent an der Universität Freiburg i. Br.

Frau Lina Hähnle, I. Vorsitzende des Bundes für Vogelschutz. Regierungs- und Forstrath a. D. Jacobi v. Wangelin, I. Vorsitzender und Dr. Carl R. Hennicke, II. Vorsitzender des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt e. V. Professor Dr. Conwentz, Staatlicher Commissar für Naturdenkmalpflege in Preußen. Franz v. Defregger, K. Akademie-Professor, München. Frau Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach, Wien. Dr. Carl Johannes Fuchs, Professor d. Nationalökonomie Freiburg i. Br., Vorsitz. d. V. f. ländl. Wohlfahrtspfl. Baden, Leiter d. Gr. Schutz d. Landschaftsb. i. Br. Heimathschutz. Dr. Ernst Haeckel, Professor der Zoologie, Jena. Excellenz. Dr. Gerhart Hauptmann, Agnetendorf. Dr. Paul Heyse, München. Engelbert, Humperdinck, Professor, Berlin. Friedrich August v. Kaulbach, K. Akademie-Professor, München. Detlev Freiherr v. Liliencron, Altrahlstedt. Hans Freiherr v. Ow-Wachendorf, K. Kammerherr, Staatsrath, Excellenz, Präsident der Centralstelle f. d. Landwirthschaft, Stuttgart. Ernst Ritter v. Possart, K. bayer. Generalintendant und Professor. Dr. Peter Rosegger, Graz. Dr. Georg Schweinfurth, Professor, Berlin. Franz v Stuck, Kgl. Akademie-Professor, München. Hermann Sudermann, Blankensee (Mark). Frau Baronin Bertha v. Suttner, Wien. Dr. Hans Thoma, Professor, Karlsruhe. Dr. Wilhelm Waldeyer, Professor der Anatomie, Berlin, Geh. Medicinalrath. Geh. Baurath Paul Wallot, Professor, Dresden. Dr. August Weismann, Professor der Zoologie, Freiburg i. Br., Excellenz.

Notizen.

Prof. Dr. Theodor Lindner: Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Fünfter Band. Die Kämpfe um die Reformation oder Uebergang in die heutige Zeit. Verlag von J. G. Cotta Nachf. (Stuttgart). Preis geh. Mk. 5.50.

August Krupp: Erstclassige Arbeiter. Vom Arbeiter zum Commerzienrath. Socialer Roman aus dem Leben. Verlag des Modernliterarischen Bureaus (Halle). Preis cart. Mk. 1.50.

Roald Amundsens längst mit Spannung erwartetes Polarwerk beginnt jetzt unter dem Titel: Die Nordwest-Passage, meine Polarfahrt auf der Gjöa im Verlage von Albert Langen (München) in einer gut illustrirten Lieferungsausgabe (vierzehntäglich 1 Liefg. zum Preise von 75 Pfg., 16 Liefg.) zu erscheinen. Schon nach der vorliegenden ersten Lieferung läßt sich sagen, daß das Werk eine außerordentlich spannende Lectüre zu sein verspricht. H.

Max Haushofer: Der Gast der Einsamkeit und andere Gedichte. Verlag von J. G. Cotta Nachf. (Stuttgart). Preis geh. Mk. 2.

Heinrich Driesmans: Dämon Auslese. Vom theoretischen zum praktischen Darwinismus. Vita, Deutsches Verlagshaus (Berlin). Preis geh. Mk. 3.50.

Mrs. H. de la Pasture: „Peters Mutter." Nach der elften englischen Auflage übersetzt von Auguste Daniel. Verlag von Friedr. Emil Perthes (Gotha). Preis geh. Mk. 6.

Hugo Beck: Holeffer. Humoristischer Roman. Comm.-Verlag Julius Werner, Leipzig, brosch. Mk. 2.

Hugo Beck: „Perpetua". Roman. Comm.-Verlag Julius Werner, Leipzig. 2 Bände. Brosch. Mk. 4.

Dr. Emil König: Wie ist das Leben entstanden? Ein Beitrag zur Lösung des Lebensräthsels. Verlag Strecker & Schröder (Stuttgart). Preis geh. Mk. 1.80.

Homers Ilias: Deutsch von Prof. Hans Georg Meyer. Mit Kopfleisten von Hans Krause. Verlag von Trowitzsch & Sohn (Berlin). Preis geb. Mk. 5.50.

Prof. Dr. Dietrich Schäfer: Weltgeschichte der Neuzeit. 2 Bände. Verlag von E. S. Mittler & Sohn (Berlin). Preis geh. Mk. 12.

Die Ergebnisse des deutsch-französischen Krieges haben dem Erd-

Digitized by Google

theil Europa eine starke Mitte gegeben und damit die Beziehungen der Völker zu einander, das sogenannte europäische Concert, umgeformt. Es bedarf daher, wollen wir anders uns kräftig selbst erhalten, des Entschlusses, die Vorzüge und Vortheile, aber auch die Gefahren auf sich zu nehmen, die diese Lage Deutschlands inmitten Europas in sich schließt, vor Allem aber zunächst eines reifen Urtheils, einer politischen Einsicht bei Jedermann; und um diese zu gewinnen, eines Ueberblickes der in der Weltpolitik gegenwärtig herrschenden Kräfte und zwar auf Grund einer Betrachtung des uns zunächst gelegenen Abschnittes der Weltgeschichte, in dem die heute nachwirkenden Thaten und Leiden des deutschen Volkes hervortreten und beurtheilt werden. Die nationalen Aufgaben und Zielpunkte, die uns jetzt gestellt sind, erhalten Klarheit und Sicherheit, wenn wir uns bewußt werden, was wir bisher erstrebt und erreicht, was wir anderen Nationen im friedlichen Wetteifer und in kriegerischen Kämpfen abgewonnen oder ihnen haben überlassen müssen. Eine solche Uebersicht der Vergangenheit unter diesem nationalen Gesichtspunkte bietet eine Richtschnur für unsere Politik im Zusammenhange mit anderen Nationen: denn wer den Zielpunkt fest ins Auge fassen kann, der erst ist Herr der Gegenwart und gewinnt die Zukunft. Kein Buch aus der jüngsten Zeit führt uns wohl dieses Ziel in so glücklicher und greifbarer Form vor Augen, als die vorliegende „Weltgeschichte der Neuzeit". Der erste Band umfaßt den Zeitraum von der Reformations- und Entdeckungszeit bis zum siebenjährigen Kriege, der zweite Band behandelt die Epoche vom Ende dieses Kampfes bis zur Gegenwart. In lichtvoller Zusammenfassung und Gruppirung der Ereignisse, immer im Hinblick auf deren Bedeutung zu Deutschlands Gedeihen oder Verderben, bietet der Berliner Historiker als kundiger und gerechter Geschichtsforscher und doch zugleich als treuer Patriot dem deutschen Volke eine Uebersicht der uns nächstgelegenen weltgeschichtlichen Epoche, in der die Keime und Grundlagen unseres heutigen Bestandes nachzuweisen sind. Mit voller Klarheit treten so die großen Interessen und Aufgaben hervor, deren Pflege uns zugewiesen ist und von der unser Fortbestand, unser Gedeihen abhängt. Es bezeugt dieses Buch von Neuem die Lehre, daß es in der Geschichtsforschung nicht allein auf Klarstellung der Begebenheiten ankommt, sondern auf die Stellung, von der aus man sie betrachtet und Folgerungen aus ihnen entnimmt; wie also eine solche untrügliche Betrachtung den Weg in die Zukunft sicher aufzuweisen vermag. Weltgeschichte ist in unzähligen Werken geschrieben worden; seit wir aber berufen sind, an deren Fortgestaltung nicht etwa leidend, sondern kräftig thätig mitzuwirken, einzugreifen, bedurfte es eines Geschichtswerkes unter diesem uns gebührenden Gesichtspunkte. Diese große Aufgabe hat sich im Sinne jedes Patrioten Dietrich Schäfer gestellt und zu lösen versucht. *E. S. M.*

Canalkinder. Roman von Marie Luise Becker. (Verlag von Herrmann Krieger. Berlin W.) (Selbstanzeige.)

Das äußere Geschick der Menschen ist nur der Compromiß, den sie mit ihren Naturen schließen. Das, was wir Temperament oder Leidenschaft nennen, ist nur der Ausdruck der Zusammengehörigkeitsgefühle congenialer Naturen. Würden die Menschen sich diesen ihren gradlinigen und ungebrochenen Empfindungen überlassen, so würde jedenfalls das ganze Leben ungeheuer schlicht und einfach sein. Es liegt aber in allen Menschen die Neigung nicht, dies Gefühl selbst als Autorität anzuerkennen und selbst Schicksal spielen zu wollen aus allerlei nüchternen, praktischen oder gesellschaftlichen Rücksichten und Nebenempfindungen. Eine Spielart des Lebens an die Stelle des Eigentlichen zu setzen, den Willen und ein beliebiges Ziel über die wahrhaftige und klare Empfindung gebieten zu lassen. Aus diesen so verwirrt regierten Seelenregungen entspringen dann die Conflicte des gesellschaftlichen Lebens. Unglückliche, unzufriedene Menschen, schiefe, verzagte Lebensbeziehungen. Der wohlerzogene Mensch findet sich damit ab, zerreibt sich an seinem Schicksal und trägt die Folgen und Consequenzen seiner unterdrückten Lebenssehnsucht. Starke Naturen, Naturkinder mit ungebrochenen Impulsen wie die Canalleute, die Kinder der Flösser und Stromschiffer, überlassen sich impulsiv der starken Anziehungskraft, die ihre Individualitäten verbindet. Für sie giebt es keine Gesellschaftsschranken, nur einen deutlichen Willen zur Gemeinsamkeit, — ihre einfachen Seelen haben keine weiteren Potenzen, als sich in dieser Gemeinsamkeit auszuleben, und in ihr ein wenn auch noch so kurzes Daseinsglück zu finden. Sie können nur groß in der Bejahung ihrer Leidenschaft, nicht in ihrer Verneinung sein. Die Frau sucht zwar mit einer gewissen Sclaven-Feigheit Compromisse zwischen ihrer Leidenschaftsschuld und ihrem Eheleben. Wie sie aber schließlich lernt, im großen Schweigen mit ihrem und dem Leben der Anderen fertig zu werden und so ihre große Lebenslüge zu einer lebendigen, und schließlich in ihrer Auswirkung versöhnenden That zu machen, gewinnt auch sie in sich jene Größe, die ihr feinnerviger Gatte auf dem Wege bitteren Entsagens gefunden hat.

Denn Jeder hat in sich und vor sich selbst recht; aber die Verankerung der Lebensschicksale schafft Schuld und Schatten, die desto schwerer und tiefer werden, mit je stärkere Leidenschaften das Lebensgefühl getrennte Naturen zusammenreißt. *Marie Luise Becker.*

Oskar Schwindrazheim: Kunst-Wanderbücher. 1. Bändchen: Unsere Vaterstadt. Gutenberg-Verlag. Hamburg. Preis geh. Mk. 1.20.

Als „Anleitung zu Kunststudien beim Spazierengehen" habe ich ein trefflicheres Werk noch nicht kennen gelernt, da keines so durchsichtig in Aufbau und Methode, keines so leichtverständlich und wahrhaft unterhaltend, und doch so umfassend zugleich war. An dem Durchschnittstypus einer gedachten Kleinstadt werden die organischen Gestaltungskräfte für architektonisches Kunstschaffen aufgedeckt und damit nicht nur zum sicheren Verständniß des Gewordenen und Ueberkommenen, sondern auch des Werdenden und Wachsenden geleitet, wie es uns so bitter noth thut. Ich möchte das handliche kleine Werkchen in keinem deutschen Hause missen. Besonders Lehrer und Volksbildner, wie Alle, die irgendwo und wie einmal dazu kommen könnten, in Gemeinde und Staat, über Fragen der Baukunst und Heimathkunst mitzureden, zu rathen und zu bestimmen, sollten das Lesen dieses Bändchens und das dringendste Weiterempfehlen nicht versäumen, sie werden viel Segen damit stiften und sich um die Heimathschönheit verdient machen. Denn Schwindrazheims Buch bereichert und vertieft uns, es kämpft und versöhnt und ist echt deutsch in seinem innigen Verstehen der Formensprache der Dinge um uns her. *Georg Fuhrmann (Berlin).*

Cäcilie Meyer: Leuchtender Mohn. Gedichte. Zweite Auflage. Mit dem Bilde der Verfasserin. E. Piersons Verlag, Dresden.

Ein freundliches Talent für Stimmungsmalerei formte diese Verse, die in Gruppen, um die vier Jahreszeiten geordnet, sich in seinem Geschenkbande darbieten. Daß schon eine zweite Auflage nöthig war, zeigt die Anerkennung, die der Verfasserin bei Freunden ihrer Stimmungsbilder geworden ist. Sie werden noch in mancher Seele verwandte Saiten rühren. E. F.

Louise Michel (la vierge rouge). Eine Charakterskizze von Karl von Levetzow. (Verlegt bei Friedrich Rothbarth. Leipzig. Mk. 1.50.)

Die Ehrenrettung einer Todten. Lange genug gehörte sie zu den Schulgespenstern. Es giebt eine systematische Schulverleumdung, die gewisse Geister von vornherein signirt. Zu diesen verlästerten Geistern gehörte Voltaire, — trotzdem seine philosophischen Essays heut in jedes agrarische Programm paßten, — wenigstens, so weit sie von Landwirthschaft sprechen. Zu diesen gehört Louise Michel, die Petroleuse von 1871. Louise Michel wurde von beiden verleumdet, — Deutschen und Franzosen, — von dem französischen Regime am intensivsten. Hier lernen wir nun plötzlich den Menschen kennen — einen warmherzigen Menschen voller Temperament, einen Menschen, der zum Object seiner Ueberzeugungen wird, eine Künstlernatur, die ihre Kunst über Bord wirft, um sich zum Opfer einer neuen Cultur hinzugeben. Wir sehen einen geistreichen alten Frauenkopf, den Kopf eines französischen Marquis. Es könnte das Gesicht eines Lebemannes des Ancien régime sein — ein verflogenes Samenkorn ließ eine socialistische Parteiführerin aus alter Cultur hervorgehen. Zwei Naturen lagen in ihr im Kampfe, — die feine Künstlernatur, die sensible Empfindsamkeit alter guter Erziehung und der selbstverleugnende Gesammtheitsinstinct des Kindes aus dem Volke. Der siegte. Wie vergessene Kränze tauchen ihre Dichtungen in dem Bande auf — vollendete Kunstwerke voll tiefer, großer Stimmung. Sie starb in den Stelen, am Wege, eine einsame Kämpferin für das Wohl der Gesammtheit. Der Verfasser entrollt uns mit seiner Kunst ihr Leben, daß schließlich der ganze Mensch vor uns steht, daß wir ihre Nähe zu fühlen scheinen, — nicht die Nähe der leidenschaftlichen Volksrednerin, sondern die herzliche Nähe eines Menschen mit allen seinen Nüancirungen seiner Eigenart. Die Nähe eines Menschen, der, aus naiven, reizvollen Charakterinstincten, die seine Jugend schön und anmuthig machten, emporwuchs zu jener großen Menschengüte, die die Kraft in sich fühlt, die untrennbarsten Daseinsknoten zu lösen und Theil zu haben an den Schicksalen der Völker. Theil zu haben im Sinne einer großen Befreiung. Eine temperamentvolle, eine muthige, starke Frau, aber eine Frau, die nicht den geringsten Theil hatte an der Schuld, die ihr ein halbes Menschenleben hindurch aufgebürdet wurde — eine Frau, die diese Schuld, die nicht die ihre war, durch Gefängnisse und Verbannungen trug und in jedem Nachtgebiete des Daseins noch aus sich heraus einen Strahl von Güte leuchten lassen konnte, der anderen, gleich ihr Leidenden, eine Hoffnung, ein Trost werden konnte.

Mit ruhiger Objectivität, aber mit einer eigenen Herzlichkeit geht der Autor an die Gestalt seines Buches heran, wir hören nirgends einen leidenschaftlichen, propagandistischen Ton, aber desto wahrhaftiger formt sich das Bild unter seinen Händen — das Bild einer der einsamsten Frauen, — eine von denen, die Thore aufreißen, um dann an ihren Schwellen zusammenzubrechen. Es ist gut, wenn die Nachstürmenden achten, daß sie nicht über sie forttreten, sie vergessen. Auch die Frauen unserer Zeit sollten sie nicht vergessen, und auf das Leben achten, das sie gelebt hat. Es war ein ganzes, wahrhaftes Menschenleben. Und es ist eine reife Porträtkunst, die es uns meisterhaft darstellte. *Marie Luise Becker.*

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Digitized by Google

Weck's Frischhaltung

und sonst nichts und weiter nichts und drüber nichts drum

Koche auf Vorrat

Passendes

und

stets beliebteres

Weihnachts-geschenk.

Man verlange ausführliche Drucksachen, sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** kostenlos von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säckingen (**Baden**).

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

„ALTVATER"

Gessler's echter Altvater-Liqueur.

Alleinige Fabrikation Siegfried Gessler, Jägerndorf.

kais. u. kgl. Hoflieferant.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton.

Katalog **gratis.**

Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Teppiche in allen Arten liefert billigst Versandhaus Beneke & Lattey, Magdeburg

Illustrirter Katalog postfrei.

Sanatorium I. Ranges. **Bilz** Naturheilanstalt Dresden Radebeul. 3 Ärzte

Gute Heilerfolge. Prospecte frei.

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch,** 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. **W. Sklarek.**

Preis vierteljährlich 4 Mark.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist die „Naturwissenschaftliche Rundschau" ihrer hohen Aufgabe mit so großer Umsicht und Sachkunde gerecht geworden, daß sie sich schon seit Jahren in der Weltstellung eines **Zentralblattes für die gesamten Naturwissenschaften** befestigt und dieser hohen Bedeutung entsprechend ihren Abonnements und Leserkreis stetig erweitert hat.

Probenummern gratis!

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Verlagsanstalt

erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Digitized by Google

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

London W. 8|9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche and englische Referenzen.

London W. 8|9 Colville Square.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen **Fahrkarten, Auskunft** über **Reise** u. a. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

DÜRKOPP-

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

„Continental"

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Wollen Sie

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.,

Berlin.

Detail-Verkauf:

Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

F. Freitag

(Inh. **A. Meyer**)

Schneidermeister

Berlin SW.

o **Friedrichstr. 36** o

empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender

Herren- und Damen-Garderobe

nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in

Tailor made Kostümen, Jacketts, Mäntel und Röcken.

(Ersatz für Maßarbeit.)

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 16. November 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die Ehre und ihr Schutz. Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz). — Der Assessorismus und die Betriebssicherheit der preußischen Eisenbahnen. Von Ernst Barthold (Berlin). — Schwarze Schleier über Ungarn. Von Rosika Schwimmer (Budapest). — Die Wiederanstellung verabschiedeter Offiziere im Staatsdienst. Von Agricola. II. — Ein dunkles Capitel. Von Theodor v. Sosnosky (Wien). II. — Jean Paul als Denker. Von Dr. S. Friedlaender (Berlin). — Erinnerungen an Otto Erich Hartleben. Von Hans Bethge (Steglitz). — Drei Gedichte des Bhartrihari. Von Julius Berstl (Leipzig). — Chromatische Phantasie. Eine Skizze von Adolf Heilborn (Steglitz). — Die böse Zunge. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Engelland. Von Terentius. — Berichtigung. — Notizen. — Anzeigen.

Die Ehre und ihr Schutz.

Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz).

Nicht nur in juristischen Kreisen fordern die beiden Beleidigungsprocesse zu Vergleichen heraus, die sich in diesen Wochen in der Reichshauptstadt abspielten, sondern auch außerhalb derselben, überall da, wo man für die persönliche Ehre ein genügendes Verständniß besitzt, und wo man sich in Bezug auf den Schutz der Ehre nicht von jener schwächlichen Anschauung leiten läßt, die in den in Beleidigungssachen ergehenden Urtheilen der Schöffengerichte so vielfach zum Ausdruck kommt. Bei diesem Vergleich schneidet das Verfahren, das vor dem Schöffengericht stattfand, schlecht ab. Dem Verfahren vor der Strafkammer muß dagegen die Anerkennung gezollt werden, daß die Anklage so nüchtern und sachlich behandelt wurde, wie es im Hinblick auf die Sache möglich war. Dort das Bild einer Verhandlung, in deren Verlauf die Zügel der Hand des Vorsitzenden vollständig entschlüpften, einer Verhandlung, in der der Angeklagte und sein Vertheidiger thatsächlich Verhandlungsleiter waren und der Entlastungsbeweis in einem Umfange gestattet wurde, der selbst da in Erstaunen versetzte, wo man ganz genau weiß, welchen Eventualitäten Derjenige ausgesetzt ist, der den Muth hat, eine Privatklage wegen Beleidigung zu erheben. Hier dagegen die Beschränkung des Beweises auf das Nothwendige, keine Abschweifung, kein Ausflug in das Gebiet der hohen Politik und der nicht hohen Politik, kein sensationeller Aufputz, vor Allem aber ein Vorsitzender, der weiß, daß er und nur er Verhandlungsleiter ist, und der dem Angeklagten und seinem Vertheidiger die Ueberschreitung ihrer Befugnisse auch nicht um Haaresbreite gestattet, ohne ihnen andererseits die Geltendmachung ihrer Rechte irgendwie zu verkümmern. In der That, die längst bekannte und anerkannte Nothwendigkeit, das Verfahren in Beleidigungssachen zu verbessern, und zwar gründlich zu verbessern, konnte nicht deutlicher dargethan werden, als durch den Prozeß Moltke-Harden, dem gegenüber sich die Verhandlung wegen der nichtswürdigen Verleumdung des Fürsten Bülow vortheilhaft abhebt. Die persönliche Ehre ist in Deutschland keineswegs so wirksam geschützt wie das eine und andere Rechtsgut, das nicht zu den „unschätzbaren" Rechtsgütern gehört. Die Energie, mit der die Strafrechtspflege den Angriff auf das Vermögen, das Eigenthum ahndet, ist im Allgemeinen weit erheblicher als diejenige, die sie gegen die Ehrabschneider anwendet. Solche Klage ist alten Datums, kein Geringerer als Bismarck hat sie als berechtigt anerkannt, und die zahllosen Erörterungen über den Zweikampf und seine Beseitigung boten oft genug Anlaß, dieses wenig erfreuliche Thema zu behandeln. Die materielle Strafrechtsgesetzgebung kann in der Hauptsache für den wenig befriedigenden Schutz nicht verantwortlich gemacht werden. Allerdings steht auch sie keineswegs auf der Höhe des Bedürfnisses, namentlich insoweit nicht, als es sich um die Verwendung von Geldstrafen und Geldbußen in erheblichster Höhe handelt. Das (wenn innerhalb der sachlich gebotenen Grenzen angewendete) durchaus richtige Wort, frapper la bourse c'est frapper juste, ist von der deutschen Gesetzgebung nicht in dem erforderlichen Maße berücksichtigt worden, wie sich vor Allem darin zeigt, daß der zulässige Höchstbetrag der Geldstrafe mit den heutigen Verhältnissen wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Art in gar keinem Verhältniß steht. In Beleidigungssachen muß es statthaft sein, auf Geldstrafen in Höhe von 50000 und 60000 Mk. zu erkennen, und es wird bei der Reform des Strafrechts vor Allem darauf geachtet werden müssen, daß die Geldstrafe auch zu einer wirklichen Strafe wird, was sie oft heute nicht ist. Daß Derjenige, der jährlich ein Einkommen von 30- und 40000 Mk. hat, eine Geldstrafe von 1500 Mk. nicht als Strafe empfindet, bedarf keiner Ausführung, sein Verbrauch an echten Importen und Henry Clays kostet ja annähernd so viel. Trotzdem kann aber auch auf dem Boden des heutigen materiellen Strafrechts die Ehre in nachhaltiger und wirksamer Weise geschützt werden, und gerade das Urtheil in der den Fürsten Bülow angehenden Beleidigungssache beweist diese Möglichkeit deutlich genug. Es muß offen ausgesprochen werden, daß das Urtheil sich mit der öffentlichen Rechtsüberzeugung durchaus im Einklang befindet, es ist keineswegs zu streng oder zu hart und läßt dem Umstande die geeignete Berücksichtigung angedeihen, daß, vielleicht abgesehen von der römischen Cäsarenzeit und der Zeit, der der Herrschaft des Roi Soleil folgte, der ekelhafteste Tratsch und der niederträchtigste Klatsch selten so üppig gedieh wie in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, vor Allem in der Reichshauptstadt.

Es wäre der Mühe werth, den Ursachen dieser abscheulichen Erscheinung nachzugehen. Vielleicht findet sich in Bälde der Völkerpsychologe — denn nur er ist im Stande, diese Aufgabe ganz zu lösen — der sich damit befaßt und nicht zurückschreckt vor den Miasmen- und Kloakengerüchten, die von dem Boden aufsteigen, auf dem er zu arbeiten ge-

Digitized by Google

nöthigt ist. Wie dem auch sei, jedenfalls ist das soeben genannte Urtheil eher zu mild als zu streng gewesen, und kein Vorwurf wäre minder berechtigt als der der Härte. Wenn nun aber von der Möglichkeit ernster Bestrafung der Ehrverletzungen vielfach nicht der mögliche Gebrauch gemacht wird, so liegt die Schuld nicht an der Gesetzgebung, sondern an der Rechtsübung. Vor Allem sind es die Urtheile der Schöffengerichte, die in dieser Beziehung viel, sehr viel zu wünschen lassen. Dieselben Schöffengerichte aber, die gegen den Dieb eine der Sachlage entsprechende Strafe aussprechen, die für die Bestrafung des Betrugs, der Unterschlagung das nöthige Verständniß haben, versagen in Beleidigungssachen vielfach. Man sollte meinen, dem Schöffengerichte gehe zu einem guten Theile jene Feinfühligkeit ab, die allerdings sowohl für die entsprechende Bewerthung der Ehre als auch für die entsprechende Bestrafung der Ehrverletzung die unabweisliche Voraussetzung bildet. In wie weit dies mit dem System zusammenhängt, das der Gesetzgeber in Bezug auf die Auswahl der Schöffen sich angeeignet hat, soll hier nicht weiter untersucht werden. Darüber ist kein Zweifel, daß zwischen dem für Beleidigungssachen zur Anwendung kommenden Verfahren und den so oft bedeutungslosen Bestrafungen der Ehrverletzung ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Das Verfahren aber, das in Beleidigungsprocessen angewendet wird, ist so unbrauchbar und so unbefriedigend, daß der ungenügende Schutz der Ehre hierauf in erster Linie zurückzuführen ist. Es ist geradezu beschämend für Deutschland, daß wir hier ein Verfahren haben, das bei Weitem hinter dem englischen und französischen zurücksteht. Kann man in der That einer Person, der die Ehre als der Güter höchstes gilt, kann man ihr zumuthen, sich der Eventualität auszusetzen, daß ihr Privatleben zum Gegenstand der Beweisaufnahme gemacht wird, obwohl es für die Beurtheilung der Anklage ganz gleichgiltig ist? Mit welchem Recht zieht man hier den Schleier von derjenigen Sphäre hinweg, die die Geheimsphäre des Individuums bildet, mit welchem Recht tritt man hier das Recht an der Geheimsphäre so oft mit Füßen, dessen Anerkennung doch einen der bedeutsamsten Fortschritte der Rechtsentwicklung des neunzehnten Jahrhunderts bildet? Gewiß, es ist ein unbegründetes Verlangen, wenn im Anschluß an den Proceß Moltke-Harden gefordert wurde, daß der Wahrheitsbeweis in Beleidigungsprocessen überhaupt ausgeschlossen werde. Aber anderseits ist es ein durchaus berechtigtes Verlangen, daß der Wahrheitsbeweis gegenüber dem bestehenden Rechtszustand wesentlich eingeschränkt werde; das Verfahren in Beleidigungssachen darf nicht dazu dienen, daß der Angeklagte in der Lage ist, alle Schwächen und alle Fehler des Beleidigten in breitester Oeffentlichkeit darzulegen, und erst dann wird die Ehre wirksam geschützt sein, wenn rücksichtslos gegen diesen Mißbrauch eingeschritten wird. Aber nicht nur bezüglich dieses Punktes bedarf das Verfahren in Beleidigungssachen der Verbesserung, sondern auch in anderen. Es muß vor allem die Analogie mit dem Civilverfahren beseitigt, es muß auch hier dem Gedanken Anerkennung verschafft werden, daß der Staat der Ehre zum Mindesten den gleichen Schutz schuldet, wie dem Eigenthum. Dieser Gedanke ist in dem heute zur Anwendung kommenden Beleidigungsverfahren bis zur Bedeutungslosigkeit abgeschwächt worden, und hier gilt es den Hebel anzusetzen, wollen wir Zustände beseitigen, die den Nährboden des Zweikampfs bilden. Gewiß, der Zweikampf ist eine Bethätigung strafbarer Selbsthülfe; aber der Staat kann nur dann diese Selbsthülfe mit voller Macht verfolgen, wenn er für einen Schutz der Ehre sorgt, der auch Personen mit feinem Ehrgefühl genügen kann! Dieser Schutz besteht aber in Deutschland zur Zeit dank der Unbrauchbarkeit und Mangelhaftigkeit des Verfahrens in Beleidigungssachen vielfach nicht. Das deutsche Volk denkt heute noch bezüglich der Wahrung seiner Ehre ebenso wie jener Norwegerfürst, den der Dichter dem träumerischen Dänenprinzen als vollen Contrast gegenüber gestellt hat:

„Wahrhaft groß sein heißt
Um Großes nur sich regen,
Doch eines Strohhalms Breite zu verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel."

Der Assessorismus und die Betriebssicherheit der preußischen Eisenbahnen.

Von Ernst Barthold (Berlin).

Es war einmal ein preußischer Ministerialdirector, der kam eines Tages auf den Einfall, in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung einen Vortrag zu halten, der schließlich wieder auf die Glorificirung desjenigen Standes hinauslief, der nun einmal nach einer landläufigen Auffassung den Extract aller preußischen Cultur bildet: auf den Stand der Assessoren und Verwaltungsjuristen. Mit verächtlichen Seitenblicken auf andere Erwerbsclassen, als da sind Kaufleute, Techniker, Industrielle und ähnliche „unqualificirbare" Berufe wurde den Herren Verwaltungsjuristen wieder einmal der Respect vor ihrer eigenen Gottähnlichkeit eingetrichtert und ihnen auseinandergesetzt, daß sie kraft ihrer „logischen Durchbildung". — so drückte sich der Herr Ministerialdirector, Thiel mit Namen, wörtlich aus — „die erste Hypothek" auf sämmtliche Verwaltungsstellen im Königreiche Preußen beanspruchen könnten. Soweit wäre alles in schönster Ordnung gewesen, wenn nicht der besagte Ministerialdirector sich genöthigt gesehen hätte, hinzuzufügen, daß die Verwaltungsjuristen nun auch in den Fächern, in denen sie thätig seien, sich gütigst die nothwendigen Kenntnisse aneignen möchten, da, so meinte der Redner ganz naiv, einem schließlich die schönste logische Durchbildung nichts nützen könne, wenn man von den Dingen selbst, auf die man sie anwenden solle, nichts verstünde. Schon dieser Hinweis warf ein ganz merkwürdiges Licht auf die logische Durchbildung des Vortragenden; denn „erste Hypotheken", um mit dem Redner zu sprechen, müssen für gewöhnlich wenigstens gleich bezahlt werden, und man sollte daher annehmen, daß das auch im übertragenen Sinne, in dem Sinne des genannten Ministerialdirectors nothwendig sei. Wem Gott ein Amt giebt, sagt ein altes Sprichwort, giebt er auch den Verstand, d. h. das für ein Amt nothwendige Verständniß, das er mithin gleich mitbringen muß, wenn er das betreffende Amt übernehmen will. In Wahrheit aber wird hier den Juristen gesagt, daß sie die erste Hypothek in den Verwaltungsstellen ohne Weiteres beanspruchen können, während die hierfür nothwendigen Kenntnisse erst später erworben zu werden brauchen; es wird also verlangt, daß der Staat die „ersten Hypotheken" in der Verwaltung an diejenigen vergeben soll, die eingestandenermaßen dafür nichts bieten können. Erst durch die Kenntnisse, die Jemand für ein Amt mitbringt, erwirbt er nach landläufiger Auffassung das Recht, ein solches Amt zu verwalten, und nur unter dieser Voraussetzung können die „ersten Hypotheken" in den Staatsämtern vergeben werden. Völlig unbegreiflich erscheint es, daß in jenem Vortrage gerade den Juristen gerathen wurde, sich die nöthigen technischen Kenntnisse anzueignen und nicht umgekehrt den Technikern, sich die fehlenden juristischen Kenntnisse zu erwerben. Sollte das Letztere in technischen Betrieben vielleicht gar nicht nötig sein?

Seitdem der Verfasser dieser Zeilen die Mittheilungen über die Rede des erwähnten Ministerialdirectors gelesen hat, ist ihm Manches zweifelhaft erschienen, was für ihn bisher als unumstößliche Thatsache feststand. Er war beispielsweise der

Digitized by Google

Meinung, die Eisenbahn sei ein Verkehrsunternehmen; ein genaueres Studium hat ihn jedoch über das Irrthümliche dieser Ansicht, soweit das Königreich Preußen in Betracht kommt, aufgeklärt. An der Spitze der preußischen Bahnen steht ein Mann, der aus dem heißen Studium des — römischen Rechts hervorgegangen ist. „Von Sonn und Welten", erklärt Herr Breitenbach, d. h. von Oberbau, von Unterbau, von Brückenbau, von Maschinenbau, „weiß ich nichts zu sagen", bezw. nicht mehr, als mir meine Bauräthe davon erzählen; wenn aber die Eisenbahn mit Hülfe des Corpus juris dem Publicum dienstbar gemacht werden soll, so stehe ich meinen Mann. Aus demselben Holze ist die dem Minister nachgeordnete Instanz der Ministerialdirectoren gemacht: von fünf Ministerialdirectoren waren bis vor Kurzem vier Juristen und ein einziger — Techniker. Nun aber kommt die Hauptsache. Von 21 Eisenbahndirections-Präsidenten in Preußen — als nächster Instanz — sind 16 Juristen und 5 Techniker. Wenn hiernach Jemand noch behaupten wollte, daß die preußischen Eisenbahnen ein Verkehrsunternehmen seien, so würde ich ihn einfach auslachen. Wenn das Wesen einer Sache charakterisirt wird durch Diejenigen, die die oberste Leitung darin haben, so ist die Definition der Eisenbahn: die Eisenbahn ist ein Unternehmen, dessen Urwesen nur durch das intensive Studium des römischen Rechtes begriffen werden kann. Alles Uebrige hierbei ist Nebensache. Die gesammte oberste Leitung der preußischen Eisenbahnen: der Minister, die Ministerialdirectoren und die Eisenbahndirections-Präsidenten besteht fast durchweg aus Juristen: es ist also hiernach klar, daß die Eisenbahn in erster Linie eine — juristische Einrichtung sein muß!

Wenn Jemand im Privatleben ein Unternehmen, es sei, welches es wolle, gründet, so betrachtet man es als selbstverständlich, daß er an die Spitze eines solchen Unternehmens einen Mann stellt, der, kurz gesagt, von der betreffenden Materie etwas versteht. Ein Brauereiunternehmen erfordert an der Spitze einen tüchtigen Brauer, ein Circusunternehmen einen Reiter, ein Conservatorium für Musik einen tüchtigen Musiker. Alle diese Unternehmungen haben natürlich auch Rechtsstreitigkeiten, und es giebt genug Juristen, die diese Rechtsstreitigkeiten durchführen. Aber daß ein Circusbesitzer, um ein krasses Beispiel anzuführen, auf den Gedanken verfallen sollte, einen Juristen zum Leiter seines Unternehmens zu machen, damit dieser seine „logische Durchbildung" etwa am Trapez erprobt, vermögen wir nicht zu glauben. Bei den preußischen Staatsbahnen aber ist dieses System das ausschlaggebende: Männer an die Spitze dieses Unternehmens zu berufen, die von den Dingen, die sie leiten sollen, nach der Erklärung des Ministerialdirectors Thiel, nichts verstehen, sondern die nach der Erklärung desselben Herrn sich erst die nothwendigen Kenntnisse erwerben sollen und dennoch, ohne sie zu besitzen, mit der Leitung beauftragt werden. Unter 1779 höheren Beamten der preußisch-hessischen Eisenbahn-Verwaltung befinden sich nach einer Denkschrift, die die höheren Techniker dieser Verwaltung dem Landtage einreichen wollen, 298 Juristen, und dennoch haben diese die Hauptleitung in Händen, obwohl sie von technischen Fragen nichts verstehen! „Begreife, wer kann!"

In der That läßt sich das Princip dieser ganzen Frage an keiner Erscheinung besser erkennen als an der Thatsache, daß von 21 Eisenbahn-Directions-Präsidenten in Preußen 16 Juristen und 5 Techniker sind. Wie ist es überhaupt möglich, muß man fragen, daß mit der Leitung von 21 großen staatlichen Betrieben, von denen die eine in Ansehung ihrer principiellen Geschäftsführung der anderen so ähnlich ist, wie ein Ei dem anderen, wie ist es möglich, darf man fragen, daß von diesen 21 Betrieben 16 Juristen und 5 Technikern zugewiesen werden, also Persönlichkeiten, die doch aus ganz verschiedenen Berufen hervorgegangen sind! Es würde zu begreifen sein, wenn nur Juristen oder nur Techniker mit der Leitung dieser Betriebe, die, um es zu wiederholen, in Ansehung ihrer principiellen Geschäftsführung sich vollständig gleichen, betraut werden. Aber daß Leute, die aus gänzlich verschiedenen Berufen hervorgegangen, für gleiche staatliche Aemter angestellt werden, das macht mir meine „logische Durchbildung" nicht klar. Sind, so müssen wir fragen, die 16 juristischen Directions-Präsidenten hinreichend technisch gebildet und sind die 5 technischen Directions-Präsidenten hinreichend juristisch durchgebildet, um diese wichtigen Aemter gleichmäßig erfüllen zu können? Wo ist, um es zu wiederholen, das Princip zu suchen, nach dem diese 21 großen staatlichen Aemter der Eisenbahndirections-Präsidenten in Preußen durch Angehörige zweier gänzlich verschiedener Berufszweige, und zwar zu $^3/_4$ durch Juristen, und zu $^1/_4$ durch Techniker besetzt werden? Die Antwort auf diese Frage giebt eben die Erklärung des Ministerialdirectors Thiel: Die Juristen haben, auch wenn ihnen die nothwendigen Kenntnisse gänzlich fehlen, dennoch gleichsam von Gottes Gnaden den ersten Anspruch auf die höchsten Aemter in Preußen, und um nun die Techniker, also die eigentlichen Sachverständigen, nicht geradezu vor den Kopf zu stoßen, giebt man ihnen einen kleinen Antheil ab. Das ist das Princip der Aemtervertheilung in Preußen, und nirgends wird es besser illustrirt, als durch die Verhältnisse im Eisenbahnwesen.

Nun aber ist diese Frage der Aemtervertheilung in der Eisenbahnverwaltung in Preußen nicht allein eine interne Angelegenheit der Eisenbahnbeamten — als solche interessirt sie erst in zweiter Linie — sondern sie ist von der allergrößten Bedeutung für die Oeffentlichkeit, und sie berührt nicht mehr und nicht weniger als die Sicherheit des Betriebes. Es ist principiell nicht gleichgiltig für die Sicherheit des Betriebes, ob die Eisenbahn durch Techniker oder durch Juristen geleitet, ob diese Sicherheit durch Techniker oder Juristen gewährleistet wird. Das Letztere, daß ein Jurist die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes gewährleisten könne, erscheint geradezu absurd. Es erscheint einfach ausgeschlossen, daß Juristen irgend welche Garantien bieten können, die die mit specifisch technischen Fragen eng verknüpfte Sicherheit des Eisenbahnbetriebes berühren, da sie eben von diesen Fragen nichts verstehen, und es ist daher widersinnig und gefährlich, ihnen die Leitung in solchen Betrieben anzuvertrauen. Was sie in dieser Beziehung wissen, können sie immer nur wieder von den — — Technikern lernen, denen mithin schon aus diesem Grunde die Leitung auf diesem Gebiete in vollem Umfange zustehen sollte. Die Sicherheit des Betriebes, die nur durch Techniker gewährleistet werden kann, interessirt das große Publicum zehntausend Mal mehr, als die ganze Schreiberei der Juristen in der Eisenbahnverwaltung. Die Juristen haben ihren Platz in der Eisenbahnverwaltung so gut wie in anderen Betrieben; aber der sog. Assessorismus als oberster Leiter der Eisenbahn ist eine Absurdität und bildet bei dem totalen Mangel technischer Kenntnisse bei diesem obersten Leiter eine continuirliche Gefahr für die Sicherheit des Betriebes.

Vor Kurzem durchlief die Zeitungen eine Mittheilung, wonach der Ausschuß der Preußischen Aerztekammern dem Cultusministerium einen Antrag unterbreitet habe, die Leitung der Medicinalabtheilung im Cultusministerium und die Leitung der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen einem ärztlichen Mitgliede zu übertragen. Sie beriefen sich auf eine Cabinettsordre Friedrichs des Großen vom 1. Februar 1784, die folgenden Wortlaut hatte:

„Bester Rath, besonders lieber getreuer! Es hat mich gewundert, aus Eurem Bericht vom 30. Januari zu ersehen, daß der beim Kammergericht gestandene Präsident von Reboeur zugleich die Directorstelle beim Ober-Collegio medico mit einem Tractament von 200 Thaler gehabt hat. Wie schickt sich denn ein Justizmann zu dem medi-

Digitized by Google

cinischen Fach? Davon versteht er ja nichts, und soll auch keiner dergleichen wieder dabei gesetzt werden. Vielmehr gehört dazu ein guter und vernünftiger Medicus und man muß suchen, einen solchen vorzuschlagen, der schickt sich eher dahin als einer von der Justiz, welches ich Euch also hierdurch zu erkennen geben wollen, um Euch hiernach zu achten. Ich bin Euer gnädiger König

gez. Friedrich."

Mit Friedrich dem Großen frage ich: wie schickt sich denn ein „Justizmann" zu dem technischen Fach? Davon versteht er ja nichts, ebenso wenig wie von dem medicinischen Fach, vielmehr gehört dazu „ein guter und vernünftiger Technicus", und man muß suchen, einen solchen vorzuschlagen, der schickt sich eher dahin, als einer von der Justiz. Das ist die Sachlage. Ob die „logische Durchbildung" Friedrichs des Großen den Ansprüchen des Herrn Ministerialdirectors Thiel entspricht, wissen wir nicht, wir acceptiren sie und sind sicher, daß sie von Tausenden acceptirt wird, und hoffen, daß die entsprechenden Consequenzen gezogen werden. Wenn somit die Techniker im Eisenbahnwesen aus Gründen der Billigkeit eine angemessenere Berücksichtigung bei der Besetzung der höheren Staatsämter glauben fordern zu können, so kann das große Publicum mit Rücksicht auf die Sicherheit des Betriebes die Forderung stellen, daß ihnen die Leitung auf diesem Gebiete vollständig übertragen wird, damit die Eisenbahnen, ihrer wirklichen Natur eines technischen Verkehrsunternehmens entsprechend, nicht trotz der Juristen, sondern in Folge der Techniker ihren Aufgaben dem Publicum gegenüber gerecht werden.

Schwarze Schleier über Ungarn.

Von Rosika Schwimmer (Budapest).

Selten hat eine Regierung unverdientere Ehren genossen, als die jetzt in Ungarn herrschende. Nach einer trostlosen zweijährigen Deroute, die entstand, weil die jetzigen Machthaber s. Z. behaupteten: ungarische Commandosprache ginge vor und über alle von der Krone angebotenen innerpolitischen Freiheiten, ginge über das vom Volk und der Krone gewünschte allgemeine Wahlrecht, entschlossen sich die Herren, die Commandosprache fallen zu lassen und die Macht zu acceptiren.

Die Empfängniß und Geburt dieser Macht entstammte unedelsten Leidenschaften, und doch wurde der neue Sprößling vom Volk wie ein legitimer Thronerbe bejauchzt.

Man vergaß, daß die zweijährige wirthschaftliche und sociale Anarchie leichtfertige Schuld derselben Herren war, die nun erklärten, die Macht nothgedrungen anzunehmen, um dem — wie sie sagten — von anderwärts heraufbeschworenen Zersetzungsproceß zu steuern.

Die herrlichsten nationalen Phrasen flimmerten in der Luft und für normale Sinne ganz unbegreiflich war die Verzückung, mit der das geblendete Volk diese flimmernden Phrasen aufnahm.

Und auch von Demokratie war die Rede. „Nationale Demokratie" versprach der sich liberal gerirende Graf Apponnyi und empfing dafür Weihrauchwolken, die seine clericale Seele erfreuten. Die nationale Demokratie drückte sich dann auch gleich bei den Wahlen aus, als die Regierung die Wirksamkeit des überaus beschränkten Wahlrechts aufhob und ganz einfach Abgeordnete — ernannte. Wahrlich, demokratischer kanns nicht mehr zugehen!

Und dieses patriarchalische Parlament, in dem viele Familien in mehreren Generationen vertreten sind, entfaltet eine hinreißend patriotisch-demokratische Thätigkeit.

Eigentlich wäre es die Aufgabe der Regierung gewesen, nach Erledigung der Staatsnothwendigkeiten das allgemeine Wahlrecht betreffende Gesetz einzubringen und nach dessen Annahme abzudanken; aber die Herrschaften wollten doch etwas Besonderes leisten und den national-demokratischen Stempel ihrer Regierung dem braven Ungarn noch extra aufdrücken. Diesem löblichen Bestreben verdanken wir eine Reihe „socialer" Gesetze, die jedem socialdenkenden Menschen die Haare zu Berge steigen lassen.

Vor Allem das Gesetz für landwirthschaftliches Gesinde. Nur ein einziger Punkt desselben sei hervorgehoben: der Arbeitgeber darf das Gesinde und seine Angehörigen schlagen. Natürlich nicht todtschlagen, auch nicht ganz invalid machen, „nur" so weit, daß die von den Schlägen herrührenden Wunden ꝛc. binnen acht Tagen heilen. Auf die schüchternen Bemerkungen eines Gegners hieß es im „national-demokratischen" Parlament: „Was verstehen Sie davon, Sie sind ja nicht Gutsbesitzer! Versuchen Sie mal, X Joch zu bewirthschaften, ohne Ihr Gesinde hauen zu dürfen!" Die Majorität hat glücklicherweise X Joch Feld mit X Arbeitern, sie war also „Gott sei Dank" in der Lage, das Gesetz so zu votiren, wie es unseren socialen Nothwendigkeiten entspricht. Daß das Gesinde seine Wohnung nicht ohne Erlaubniß des Gutsherrn verlassen und bei hoher Strafe keinen Besuch empfangen darf, bedeutet nicht etwa ein Zurücksinken in leibeigenschafts-ähnliche Zustände, sondern die demokratische Einsicht des Parlaments, daß das Gesinde bei uncontrolirter Freizügigkeit und Empfangsfreiheit mit den irdischen Statthaltern des Teufels, mit Socialisten, in Berührung treten könnte.

Dann versetzte man dem Land eine Erweiterung der Arbeiterversicherung, d. h. man hängte der Krankenversicherung die auf ziemlich enge Kreise beschränkte obligatorische Unfallversicherung an. Ja, aber dafür nahm man der Arbeiterschaft die bewährte Autonomie in der Leitung der Krankencassen und ersetzte sie durch die Staatsgewalt. Daß auch dieser Schritt die Socialdemokratie schwächen will, ist offenes Geheimniß. Ins Programm der national-demokratischen Regierungsform gehörte auch die unerhörte Beschränkung der Coalitionsfreiheit der Arbeiterschaft, die sich im Verweigern der Statuten neuzugründender Vereine und willkürlicher Auflösung bestehender Organisationen ausdrückt.

So wird z. B. die Organisation eines Dienstbotenverbandes mit der höchst demokratischen Motivirung abgelehnt, Dienstboten seien im Sinne des Gesindegesetzes (auch diesem nach darf geschlagen werden) Mitglieder der Familie, eine gewerkschaftliche Organisation könnte daher nur das patriarchalische Verhältniß stören. Es bleibt immer nur die Frage offen, wann endlich das „Familien"-Besitz- und -Erbrecht in diesem Sinne reformirt wird.

Die Ministerialverordnungen über das Auswanderungswesen und über die Legitimirung unehelicher Kinder sind Ausgeburten der schwärzesten Reaction. Während in allen Culturstaaten eine fortschrittliche Auffassung auf diesem Gebiet rege ist, verordnet unser famoser Graf Andrassy die Erschwerung des Legitimirens vorehelicher Kinder.

Die Unabhängigkeitspartei war seit dem Ausgleich mit Oesterreich die Vertreterin des bürgerlichen Radicalismus in Ungarn. Ihr Programm strotzte von radicalen Forderungen, die sich allesammt als Seifenblasen erwiesen in dem Moment, da sie Regierungspartei mit absoluter Majorität wurde. Da zeigte es sich, daß die Herren dieser Partei weder staatsrechtlich noch social radical sind, daß ihre überwiegende Mehrzahl agrarisch-feudal-conservativ-clerical ist. Demgemäß ist auch das Treiben dieser Partei; denn Politik läßt sich ihre Arbeit schlechterdings nicht nennen. Die wirklich radicalen Elemente der Partei wurden mundtodt gemacht oder, sofern sie widerspenstig waren, einfach aus der Partei gestoßen, wie Johann Benedek, der Allzudemokratische, Zoltán Lengyel, der Enthüller des Polónyi-Skandales ꝛc. ꝛc.

Am ärgsten schlemmt heute aber der Clericalismus in

Digitized by Google

dem als tolerant und liberal verschrienen Ungarn. Der wird jetzt satt; steht ihm und seinen Gelüsten doch nichts im Wege! Im Gegentheil, sorgsam wird Alles vorbereitet, damit er schrankenlos aufnehmen könne, wonach sein Herz begehrt.

Vor Allem begehrt der Clericalismus die Schule. Daß Moloche es doch immer auf den zarten Bissen der Jugend absehen! Graf Apponyi, der Kalkreuther Jesuitenzögling, ist Cultus- und Unterrichtsminister. Alles, was er für den Cultus übrig hat, muß das Unterrichtswesen büßen. Das Muckerthum hat z. B. zu dem traurig-lächerlichen Ergebniß geführt, daß in vielen hauptstädtischen Schulen tragbare Altäre im Turnsaal zu häufigster Benützung stehen. Der Religionsunterricht hatte auch bisher staatsfeindliche Tendenzen, z. B. die Lehre, daß Civilehen ungesetzliche Concubinate sind, während der Staat die Civilehe ohne kirchliche Formel für gesetzlich erklärt — aber jetzt soll noch weitgehender gegen den Staat gereizt werden. Für die achte Classe der Mittelschulen wurde z. B. ein Religionsbuch approbirt, das „Die Vertheidigung der katholischen Kirche" zum Gegenstand hat, und u. a. lehrt, daß der gute Katholik solchen Staatsgesetzen nicht zu gehorchen hat, die den Lehren des Katholicismus zuwider laufen.

Auch die pädagogischen Ernennungen zeugen vom clericalen Geist des Unterrichtsministers: auf allen Gebieten werden Katholiken bevorzugt und das staatliche Schulwesen allmälig dem Clerus vollkommen unterordnet. Die aus Frankreich vertriebenen Congregationen werden mit offenen Armen aufgenommen, sie erwerben in Ungarn nicht nur Güter und Paläste, sondern auch Macht: die Macht, zu verfinstern. Die Universität hat wieder das Kreuz in allen Sälen, zum Zeichen, daß nicht der Geist der voraussetzungslosen Wissenschaft, sondern des Katholicismus sie beherrscht. Es ist nur zu natürlich, daß an dieser Universität die Wahl des freigeistigen Gelehrten Dr. Pikler zum Decan der juristischen Facultät hintertrieben werden mußte. Dem Clericalismus ist keine Waffe zu ignobel.

Die Clericalisirung des Landes beweist auch die Lüge der nationalen Phrase, denn der internationale Clericalismus kennt keinen Chauvinismus. Dieser dient nur als Schlagwort zur Eroberung jener Elemente, die mit dem anderen Schlagwort, — der Demokratie, — nicht zu ködern sind.

Mit fieberhaftem Eifer stempelt die „national-demokratische" Regierung am socialen Körper Ungarns herum und schiebt ihre einzige wirkliche Aufgabe, die Durchführung der Parlamentsreform, schamlos hinaus. Daß sich das ungarische Volk das bieten läßt, wird schwere Folgen haben.

Wie auf modernen Bühnen Schleier auf Schleier fällt, um den Hintergrund zu verdunkeln, wo Ueberraschungen für das Publicum vorbereitet werden, so senkt die Regierung einen schwarzen Schleier um den andern auf unser unglückseliges Land, das durch die im Hintergrund vorbereiteten Ereignisse nicht überrascht werden kann, weil es mittlerweile unter der Schleierwolke erstickt. Ueberrascht wird höchstens das Publicum Europas sein, wenn eines Tages die clericale Verseuchung des früher liberalen Ungarns unverhüllt erkennbar wird.

Die Wiederanstellung verabschiedeter Offiziere im Staatsdienst.

Von Agricola.

II.

Es ist gewiß billig, daß jetzt selbst der junge, seinen Militärdienst nur als Uebergang auffassende Unteroffizier, der schon in den ersten Jahren seiner an sich kurzen Dienstzeit unbrauchbar wird, nicht um die Frucht seines Dienens, den Civilversorgungsschein, kommt. Ebenso billig, daß er die Frontcompetenzen bezieht und der Reihe nach mit vollen Gebühren zum Sergeanten und Vicefeldwebel befördert wird. Auffällig aber ist es, daß das behördliche Wohlwollen sich die Gelegenheit entgehen läßt, sich dem Offizier gegenüber in ähnlicher Weise zu bethätigen, der in dem Dienst im Heere seinen Lebensberuf sieht, in ihm seine besten Jahre verschlissen und nicht wie der junge Unteroffizier noch eine Zukunft vor sich hat!

Durch Reactivirung der Halbinvaliden-Abtheilungen ist anerkannt worden, daß die zweifellos nicht mit dem Frontdienst zu vergleichende Thätigkeit der halbinvaliden Unteroffiziere derjenigen der Bezirksfeldwebel und Schreiber der zahlreichen Militärbehörden gleichwerthig sei. Deshalb kann die Militärverwaltung, ohne ihr pflichtmäßiges Wohlwollen zu discreditiren, auch den inactiven Offizier nicht mehr als fünftes Rad am Wagen behandeln. Der Unteroffizier als Brieftaubenwart, Aufseher am Arresthaus oder Artilleriedepôt — alles Stellen, welche der verminderten Leistungsfähigkeit Rechnung tragen — leistet dem Staate im Verhältniß gewiß nicht annähernd das Gleiche, wie der inactive Offizier beim Großen Generalstabe, der Kriegsakademie, den General- oder Bezirkscommandos. — Der von Düring'sche Commentar begründet die theilweise Einbeziehung der inactiven Offiziere in das neue O.-P.-G. damit, daß „sie in Stellen stehen, die zur Wahrung der Autorität sonst mit activen besetzt sein müßten". In der That hat erst die eine Heranziehung aller verfügbaren Offiziere verlangende Armeereorganisation von 1860 den inactiven Bezirkscommandeur an die Stelle des activen, den Bezirksoffizier an die der vier activen Landwehrcompagnieführer gesetzt. Die von körperlicher Anstrengung allerdings verschonten Offiziere haben bei den Bezirkscommandos ein breites, verantwortliches Arbeitsfeld. Denn diese Behörden, deren Geschäftsumfang mit der Zeit enorm gewachsen ist, bilden die Grundlage für den gesamten Aufbau der Armee in Krieg und Frieden. Deßhalb hat schon vor Jahren Generalleutnant von Boguslawsky in der „Täglichen Rundschau" in einem ausführlichen die mannigfachen Aufgaben der Bezirkscommandos behandelnden Aufsatz die im Reichstag gefallene und nicht gebührend zurückgewiesene Ansicht, der inactive Offizier habe bei ihnen einen Ruheposten, als „geradezu gemeingefährlich" bezeichnet. Der durch die verspätete Inangriffnahme und ewige Verschleppung des O.-P.-G. wirthschaftlich zum großen Theil schwer geschädigte Offizier a. D. stellt sich heute nicht mehr in dem früheren Umfange für den Kriegsfall freiwillig zur Verfügung der Militärbehörden. Daher macht die Möglichkeit, dem inactiven Offizier die Führung der zahlreichen im Mobilmachungsfall aufgestellten, schwerer als Linientruppen zu behandelnden Formationen zweiter und dritter Linie anvertrauen zu können, diesen sogar zu einem unentbehrlichen Feldzugssoldaten, der durch keinen Offizier des Beurlaubtenstandes zu ersetzen ist.

Nun könnte man sagen, der eine oder andere der inactiven Offiziere habe zuletzt seine Stellung nicht mehr voll ausgefüllt. Daher sei es nicht angebracht, besondere Rücksichten zu nehmen. Bei einigem Nachdenken aber wird man zugeben müssen, daß die große berufliche Unsicherheit des in verantwortlicher Stellung stehenden Offiziers durchaus geeignet ist, auch starke Naturen mit der Zeit mürbe zu machen. Der mit seiner Existenz an seine Stellung Gebundene, also der ausgesprochene Berufsoffizier, leidet unter ihr natürlich am meisten und um so mehr, je ernster er seine Berufspflichten auffaßt. Daß Offiziere von lässiger Dienstauffassung nicht in die inactiven Stellen kommen, dafür ist durch die Begutachtung der Wiederanstellungsgesuche seitens der zuständigen Vorgesetzten gesorgt. Und es wäre der Gipfel der Unbilligkeit, dem Offizier, der sich jahrelang in schwierigen Dienststellen bewährt hat, aus dem schließlichen Nachlassen seiner Spannkraft

Digitized by Google

noch einen Vorwurf zu machen. Die ihnen zugebilligte Bezeichnung „verdient“ gebührt den inactiven Offizieren uneingeschränkt. Vielen Hauptleuten hat man überdies noch bei ihrem Ausscheiden ihre Qualification zum Stabsoffizier ausdrücklich amtlich attestirt. Geschah das auch nur bei älteren, so weiß doch selbst der gediente Laie, daß den tüchtigen Compagniechef nur Zeit und Erfahrung zum Bataillonscommandeur macht.

Der einer gewöhnlichen militärischen Begabung durchaus erreichbare Bataillonscommandeur ist das einen einigermaßen befriedigenden Abschluß bildende Normalziel des Soldaten. Solange man dem tüchtigen und pflichttreuen Offizier, der durch eine in anderen Berufen nicht ins Gewicht fallende Gesundheitsstörung kurz vor seiner Erreichung abzugehen genöthigt ist, in den inactiven Stellen den Weg zu diesem Ziel versperrt, schließt eine große Zahl der Offiziere gegenüber dem Beamten mit einem das Maß des Erlaubten weit überschreitenden Fehlbetrag ab. Das macht den Soldatenberuf für die Söhne wenig begüterter, also der Mehrzahl der Staatsdiener-Familien, ungeeignet. Der wirklich tüchtige junge Mann tritt, selbst wenn es ihm seine Mittel wohl erlaubten, unter den heutigen Bedingungen nicht mehr ein. Ihm steht die Welt offen, warum sollte er sich in einen Beruf begeben, der, ginge es nach Worten, im Staat der erste, in Wirklichkeit aber ein Stiefkind unter den Staatsdienerberufen ist?

Nach den citirten Worten des Majors von Düring ist die Besoldung der Inactivstellen als Alimentation gedacht. Das ist gewiß aller Betheiligten unwürdig und entspricht ganz und gar nicht den Verhältnissen. Der inactive Offizier gehört nach Kriegm.-Verfügung vom 10. 2. 00 zu den Offizieren des Friedensstandes, also zum activen Heere. Die Bezeichnung „inactiv“ steht dazu in unlöslichem Widerspruch. Er untersteht den Militärgesetzen und Ehrengerichten. Durch seine Uebernahme in den Innendienst hat er ebenso wie der in diesen versetzte Beamte seine Staatsdienerqualität behalten. Als vollgiltiger Staatsdiener aber hat er ohne Rücksicht auf den Termin seines Abgangs Anspruch auf eine zeitgemäße Besoldung und bei seinem definitiven Ausscheiden auf eine zeitgemäße Pension. Durch Bitte um Wiederanstellung hat er sich zwar — der Noth gehorchend — mit der derzeitigen Stellenbesoldung einverstanden erklärt, allein das thut bei seinem Eintritte jeder Staatsdiener, ohne daß das seiner späteren Aufbesserung irgend entgegenstände. — Die jetzige Stellenbesoldung genügt nicht. Den Jüngeren aller Chargen stellt sie erheblich schlechter als er in der Front stand, den meisten macht sie die Erdienung einer auskömmlichen Pension unmöglich. Ihre ganze Ungereimtheit zeigt der Umstand, daß sie — ein Unicum unseres sonst wohlgeordneten Besoldungswesens — gleiche Verrichtungen ungleich bezahlt, je nach Charge, Dienstalter und Pensionsscala des einzelnen. Die Funktion des Majors, Hauptmanns I. resp. II. Klasse oder Leutnants ist bei ganz verschiedenen Einkommen die nämliche. Der Wirrwarr und die ungerechte Differencirung wird erst recht groß werden, wenn das neue Staatsdienerbesoldungs-Gesetz die bestehenden Scheidewände erhöht haben wird.

Als Zweites ist deshalb eine feste Stellenbesoldung erforderlich, die in Alterszulagen zur Stabsoffiziercompetenz und Pension führt, falls man nicht das Natürlichere vorzieht, den mit der Qualification zum Stabsoffizier versehenen Hauptmann dem Dienstalter nach in Stabsoffierstellen zu verwenden. Etwa die Hälfte der inactiven Stabsoffiziere müßte nach Maßgabe ihrer Verdienste auf gleiche Weise zum Oberstleutnantsgehalt gelangen können, und die Regimentscommandeurstellen müßten vermehrt werden. Der Modus der Alterszulagen macht, bei der Gendarmerie adoptirt, ohne früher Eingetretene zu schädigen, den Majorsgehalt von dem Truppendienstalter abhängig und beseitigt den sinnwidrigen Nachtheil des später aus der Front ausgeschiedenen Dienstälteren.

Ein weiterer Vortheil der hier empfohlenen Neuerung ist darin zu erblicken, daß es in Zukunft erübrigt, für die älteren Offiziere Civilstellen wenigstens pro forma bereit zu halten, die erfahrungsgemäß nicht in Anspruch genommen werden, weil sie denen, für die sie bestimmt sind, nichts nützen können. Daß man im Uebrigen das seitherige Prinzip aufgeben muß, den Uebergang des Offiziers in den Civildienst geflissentlich mit allen möglichen Schwierigkeiten zu umgeben, ist selbstverständlich. Das eigene Interesse der Armee verlangt es, daß der jüngere Offizier, der nach reiflicher Selbstprüfung zur Ueberzeugung kommt, militärisch ungenügend beanlagt zu sein, nicht künstlich gehalten wird. Zum Soldatenberuf gehört mehr als zu anderen Anlage und Neigung. Beide können Zwangsmittel nicht ersetzen. Einem sonst tüchtigen Manne, der in einem seiner Veranlagung nicht liegenden Berufe Jahre verloren hat, sollte man goldene Brücken bauen. Zu dieser Ansicht sind heute leider die maßgebenden Behörden noch nicht gekommen. Das zeigt die grundsätzliche Ablehnung des Antrags, dem Offizier ein Recht auf Civilanstellung zu geben, wie es der Unteroffizier, ohne an seiner Brauchbarkeit Schaden zu leiden, schon immer besessen hat. Das theils gewaltsame, theils mitleidige Durchschleppen Ungeeigneter von Stufe zu Stufe ist ein offenkundiger Mißstand, der die Armee schwer schädigt und nur durch verbesserte Civilanstellung und Erleichterung des Uebertritts zu ihr beseitigt wird. Im Interesse der letzteren wäre die Aufhebung der Kriegsm.-Verfügung vom 16. 3. 72 dringend zu wünschen, nach der ein Gesuch um Anstellung im Civildienst von dem vorausgehenden Abschiedsgesuch abhängig gemacht ist. Kein materiell Abhängiger kann seinen Abschied erbitten, ohne der Wiederanstellung, auf die er keinen Anspruch hat, gewiß zu sein. Der sich so etwa ergebende Ausfall an Offizieren, die dem Dienst nicht förderlich sind, ist baldigst durch geeignetere gedeckt, sobald mehr als seither der ehrliche Wille hervortritt, den um das Vaterland gewiß nicht unverdienten Offiziersstand nicht im Gegensatz zu den üblichen Sympathiekundgebungen hinter den übrigen Staatsdienerberufen, ja selbst hinter dem Unteroffizier zurückstehen zu lassen.

Gegen eine Besserstellung der inactiven Offiziere und einen festen Gehalt ist eingewendet worden, man könne mit Rücksicht auf den nicht wieder Verwendeten den Vortheil der Wiederanstellung nicht zu groß machen. Seither ist jedes irgend begründete Wiederanstellungsgesuch genehmigt worden, und dies war möglich, trotzdem eine Wiederanstellung nur in den z. D. Stellen stattfand. Daß man Anstellungsunwürdige oder notorisch Gutsituirte — letztere wenigstens im Allgemeinen — ausschloß, liegt im Wesen einer individuellen Versorgung und ist eigentlich selbstverständlich. Allein die Bedürfnißfrage ist stets so liberal behandelt worden, daß viele Offiziere aller Chargen wiederangestellt sind, deren Steuerzettel oder persönlichen Umstände dies nicht befürwortet hätten. Tritt der Jüngere in den Civildienst, so können begründete Bitten um eine inactive Stelle erst recht berücksichtigt werden. — Zwar hat mancher ältere Offizier in einer inactiven Stelle jetzt ein um einige hundert Mark höheres Einkommen, als der feste Gehalt ausmachen würde, allein der Mehrbetrag ist doch unbedeutend. Man kann ihn ihm während der Uebergangszeit ruhig lassen und den Mehrbetrag an der ersten Alterszulage abziehen.

Trotz solcher Aenderungen hat der Frontdienst noch Vortheil genug. Giebt man dem Inactiven mit dem höheren Charakter den halben Mehrbetrag der höheren Stelle als pensionsfähige Zulage, den Rest nach einigen Jahren, so erreicht er erst im Laufe der Zeit, was der Frontoffizier sofort erreicht. Das ist gewiß ein großer Vortheil für Letzteren — einen größeren rechtfertigen die Verhältnisse keinesfalls — der noch dadurch erhöht wird, daß auch der Letztere im Be-

Digitized by Google

darfsfalle durch Wiederanstellung eine höhere Gehaltsstufe erreichen kann.

Auch in Zukunft wird discretionäres Ermessen die inactiven Stellen vergeben. Sie wollen deßhalb verdient sein. Daher giebt es kein sicherer wirkendes Mittel, die Tüchtigkeit des Offiziercorps zu heben, als dem Strebsamen, der es nöthig hat, den Ausblick auf eine wirklich anständige Wiederanstellung zu eröffnen. — Bei der reichlichen Dotirung des Militäretats kann die Kostenfrage keine Rolle spielen. Ein Theil wird durch Ausscheiden des Jüngeren aus dem Pensionsfonds gedeckt. Der Rest läßt sich durch Vermeidung unnöthiger Ausgaben, durch Ersparnisse auf dem Gebiet der Umzugskosten (Beschränkung der Versetzungen von Grenze zu Grenze) und der Miethsentschädigungen (rechtzeitige Eröffnung beabsichtigter Versetzungen) aufbringen. Auf alle Fälle ist der gemachte Vorschlag sehr erheblich wohlfeiler als die von anderer Seite erneute Anregung des Kriegsministers Bronsart II, die Infanterie-Regimenter zu sechs Compagnien zu formiren. Warum neue Truppenverbände mit allen möglichen Stäben und theuren Zuthaten schaffen, wo es sich nur im Grunde genommen um Befriedigungen der Bedürfnisse weniger bedürftiger Offiziere handelt?

Die Folge der jetzigen Berufsunsicherheit des Offiziers, gegen deren Folgen im Falle des Felddienstunfähigwerdens größte Pflichttreue und Tüchtigkeit nicht schützen, ist die seit Jahren an Nerven und Kriegstüchtigkeit des Offiziercorps, an seiner Dienstfreudigkeit zehrende, die Grenze seiner Dienstfähigkeit herabsetzende Nervosität. Von dem Offizier in verantwortlicher Stellung ausgehend ergreift sie den Unteroffizier, um sich bei ihm in der Anwendung von Parforcemitteln und Mißhandlungen zu äußern. Die übertriebene Abhängigkeit des wirthschaftlich Schwachen von seiner Dienststelle unterdrückt vornehme Denkweise und Verantwortungsfreudigkeit. Gesunder Wettstreit wird zum Streberthum. Dieses untergräbt die Kameradschaft und — wie zahlreiche Gerichtsverhandlungen zeigen — die dienstliche Moral.

Die geplante Reform der Staatsdienerbesoldung bietet Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen. Löst der Staat die bei der Anstellung seiner Diener eingegangenen Verbindlichkeiten nicht ein, macht er den Dienst im Heere nicht zu einem „Lebensberuf", so ist es kein Wunder, wenn sein Credit schwindet und der „Berufsoffizier" immer seltener wird. Schon zeitigt der zunehmende Mangel an in einfachen Verhälnissen zu einfachen Lebensgewohnheiten und zur Ausfüllung eines sie nährenden Berufs erzogenen Offizieren immer bedenklichere Erscheinungen. Das Resultat der fast völligen Plutokratisirung ganzer Waffen sind die auf sie localisirten, unausrottbaren Spieler- und Wucherprocesse. Diese zeugen von einer Abnahme derjenigen Eigenschaften, welche die Stärke eines Offiziercorps ausmachen, zugleich von einem Nachlassen des behördlichen Einflusses. Die sich schnell ändernde Rangliste in unangenehme Garnisonen verlegter wohlhabender Regimenter redet nicht minder eine deutliche Sprache. Die günstige Vermögenslage eines großen Theils unseres heutigen Offiziernachwuchses, der das Soldatenhandwerk mehr als Liebhaberei betreibt, zieht der Einwirkung des Vorgesetzten enge Grenzen. Deßhalb ist hier wohl die Mahnung am Platze: „Videant consules, ne quid detrimenti capiat res publica". Ein Systemwechsel ist dringend nöthig, soll die Armee und unsere nationale Wehrfähigkeit nicht Schaden leiden. Was ehemals zu Recht bestand, ist heute überlebt und ist zum Unrecht geworden.

Ein dunkles Capitel.

Ein Epilog zum Proceß Moltke-Harden.

Von Theodor v. Sosnosky (Wien).

II.

Die homosexuellen Acte sollen unsittlich sein. Angenommen, sie spielten sich so ab, wie die Menge zu glauben pflegt (was thatsächlich aber in der überwiegenden Mehrzahl nicht der Fall ist), es handle sich also um Amor aversus: warum soll diese Form der Geschlechtsbethätigung unsittlicher sein als die gewöhnliche? Warum just nur unter Männern strafbar, zwischen Frau und Mann aber erlaubt? Wenn es jedem Manne freisteht, ein Weib, gleichviel ob Prostituirte oder Gattin, sozusagen hinterrücks zu „lieben", ohne daß das Gesetz ihn daran hindern will und hindern kann: warum darf er nicht auch den Mann so „lieben", wenns ihm und seinem Genossen just so behagt? Warum steht in diesem Falle der Wachmann Nr. 175 mit grimmiger Miene vor der ersehnten Pforte und wehrt dem Verlangenden drohend den Eintritt? Warum ist im andern Fall das Entrée frei? ... Warum ferner soll der homosexuelle Act, und hätte er selbst immer die erwähnte Form, unsittlicher sein als gewisse sehr gangbare Practiken des heterosexuellen Geschlechtsverkehrs? So manche Zunge die ihr gehäßiges Anathema gegen die Homosexuellen ausspricht, hat zweifellos schon Dienste gethan, freiwillig und mit Vergnügen gethan, die nichts anderes sind als eine wörtliche Befolgung des berühmten Zitats aus dem Götz von Berlichingen. Schon manches Haupt, das von Nachsicht und Verständniß für die Homosexuellen nichts wissen wollte, hat schon im allerverwegensten Sinne des Wortes im Schooße des geliebten Weibes geruht. Sind solche Acte etwa weniger unsittlich als der homosexuelle? Gewiß nicht, auch nicht weniger ekelhaft, nebenbei bemerkt, und doch fällt es dem Gesetz nicht ein, sie zu verbieten und zu bestrafen. Erhobenen Hauptes, stolz auf ihre gesetzlich geaichte Sittlichkeit, dürfen diese Experimentirgenies und Haut-goût-Enthusiasten der heterosexuellen „Liebe" herumstelzen und Gott danken, daß sie nicht so sind wie jene ...

Die homosexuellen Acte sollen schädlich sein? Gewiß, es läßt sich nicht leugnen, daß die Form des gleichgeschlechtlichen Verkehrs, die man gewöhnlich annimmt, physisch schädlich sein kann. Aber diese Schädlichkeit besteht natürlich beim weiblichen Geschlecht ebenso wie beim männlichen, denn die lokalen physiologischen Verhältnisse sind doch bei Beiden genau dieselben. Wenn der Staat aber schon so energisch für die Gesundheit seiner Bürger eintritt, warum beschränkt er diese Fürsorge dann einzig und allein auf die Kehrseite des stärkern Geschlechts? Warum schützt er nicht auch die des schwächern? Wo ist da Sinn und Logik? Und wenn er sich bemüßigt glaubt, für das leibliche Wohl seiner Kinder zu sorgen und Sünden dagegen zu bestrafen: warum sieht er dann ruhig zu, wie jährlich Tausende von zukunftsfrohen jungen Männern und Mädchen durch den heterosexuellen Verkehr vergiftet werden und, oft genug, für ihr ganzes Leben schwerem Siechtum verfallen? Warum läßt er es straflos geschehen, daß jahrein jahraus ungezählte unerfahrene Mädchen den Gelüsten heterosexueller Don Juans zum Opfer fallen, daß sie der Prostitution, dem Selbstmord, der Fruchtabtreibung, dem Kindesmorde entgegen getrieben werden. Ist der Schaden, den die heterosexuelle „Liebe" in solchen Fällen anrichtet, nicht unendlich größer, physisch und psychisch, als der homosexuelle Act? Selbst wenn er in der erwähnten bedenklichen Weise ausgeübt wird! Warum ferner bestraft der Staat nicht den Alkoholismus? Warum darf sich Jeder so viele Räusche antrinken, als er nur will? Warum nicht den Morphinismus und Cocainismus, deren verheerende Wirkung die Gesundheit, ja das Leben der davon Ergriffenen doch unendlich mehr bedroht als der Amor aversus?

Digitized by Google

Der homosexuelle Geschlechtsverkehr soll das leibliche und seelische Wohl des Volkes gefährden. Die Widerlegung dieser Behauptung ist schon im Vorausgehenden gegeben worden. Was dort für das einzelne Individuum, gilt hier eben für die Gesammtheit. Die Verführung junger Mädchen mit ihren furchtbaren socialen Folgen, das Heer der Geschlechtskrankheiten, das der heterosexuelle Verkehr mit sich schleppt, spielen im Leben eine so ungeheure Rolle, daß daneben der gleichgeschlechtliche Verkehr, selbst wenn er schädlich wäre, gar nicht in Betracht käme. Nun wird man wahrscheinlich wieder mit der famosen Behauptung daherkommen, daß ganze Völker in Folge ihrer homosexuellen „Laster" zu Grunde gegangen seien, eine Behauptung, für die sich auch nicht der Schatten eines Beweises erbringen läßt, denn daß Hellas und Rom untergegangen sein sollen, weil die homosexuelle Liebe damals im Schwange gewesen ist, das ist eine willkürlich aus der Luft gegriffene Behauptung. Im Laufe der Weltgeschichte sind doch schon unzählige Völker untergegangen, denen die homosexuelle Liebe nicht nachgesagt wird, die ganz und gar nicht als bekadent und raffinirt bezeichnet werden können; man denke nur an die Gothen und Gepiden, die Avaren und die Hunnen! Sie alle sind zu Grunde gegangen, sogar noch gründlicher als Hellenen und Römer, trotzdem sie nicht als homosexuell gelten. Warum also sollen just diese in Folge ihrer Homosexualität untergegangen sein? Doch wohl nur, weil ein paar querköpfige Historiker dafür keine bessere Erklärung wissen.

Die Homosexualität soll den Zuwachs der Bevölkerung bedrohen. — Du lieber Himmel! Welche Naivetät! Als ob ohne Paragraph 175 weniger „geliebt" werden würde! Heterosexuell geliebt. Wer heterosexuell veranlagt ist — und das ist die überwiegende Mehrzahl — etwa 94 %, der wird sich dann doch nicht plötzlich bemüßigt fühlen, das, was ihm bis dahin Vergnügen gemacht hat, aufzugeben! Daß eine solche Wandlung nicht zu befürchten ist, beweist die Statistik, die uns zeigt, daß gerade solche Länder, wo die homosexuelle Liebe ganz besonders blüht, wie Italien und Deutschland, im Punkte Volksvermehrung nichts zu wünschen übrig lassen, während zufällig just das Reich in dem sie weniger verbreitet sein soll, in dieser Hinsicht fast stationär bleibt, nämlich Frankreich; der sicherste Beweis, das die Homosexualität den Bevölkerungszuwachs in keiner Weise zu beeinflussen vermag, daß somit auch alle daran geknüpften Befürchtungen haltlos sind.

Wir sehen also: Kein Einziger, der für die Erhaltung des berüchtigten § 175 angeführten Gründe kann vor einer schärferen Prüfung standhalten, alle die mit so viel sittlichem Bombast aufgeblähten Argumente fallen wie Seifenblasen sogleich in ein jämmerliches Nichts zusammen, wenn man mit der Sonde hineinsticht. Kein Zweifel: dieser Paragraph hat weder Sinn noch Zweck, er nützt Keinem und er schützt Keinen; er hat also schon deßhalb keine Berechtigung. Und er hat sie umso weniger, als er nicht nur keinen Nutzen stiftet, sondern schweren Schaden: zahllose Menschen hat er schon um ihr Lebensglück gebracht, um Seelenfrieden und Nervenkraft, um Ehre und Ansehen, um ihre ganze gesellschaftliche Existenz, ja keineswegs selten um ihr Leben. Damit nicht genug, hat er die furchtbarste Plage der menschlichen Gesellschaft gezüchtet, das Erpresserthum. Es giebt keinen Gesetzesparagraphen, der soviel Unglück und Elend verursacht hat als dieser unselige § 175, also fort mit ihm! Das ist die Folgerung, die sich mit unerbittlicher Logik aus diesen Prämissen ergiebt. Gewiß hat der Staat, hat die Gesellschaft ein Recht, eine geschlechtliche Bethätigung zu untersagen und zu bekämpfen, die das Gemeinwohl oder den Einzelnen schädigt, und Niemand wird es einfallen, dagegen Einspruch zu erheben, wenn einem Sadisten wie Jack the Ripper das furchtbare Handwerk gelegt wird, wenn die „Mädchenstecher" und Zopfabschneider unschädlich gemacht werden, wenn jeder sexuelle Gewaltact strenge bestraft wird und nicht minder jeder sexuelle Mißbrauch von Unmündigen. Sobald aber kein einziges dieser ethischen Postulate verletzt wird, dann steht es uns nicht zu, den Geschlechtsact, sei er sonst wie immer, verhindern zu wollen und zu bestrafen. Mögen die Homosexuellen ihre geschlechtlichen Bedürfnisse befriedigen, wie sie wollen! Wenn sie sich nur nicht an Kindern vergreifen, keine Gewalt anwenden und nicht den öffentlichen Anstand verletzen. Der Staat hat um so weniger ein Recht, sie daran zu hindern, als er damit eine unerhörte Grausamkeit begeht; denn wie kann er verlangen, daß ein Mensch sein ganzes Leben hindurch seinen Geschlechtstrieb unterdrücke oder ihn allein befriedige, was doch gewiß weder sittlicher noch gesünder ist?! Die Thorheit und Grausamkeit dieses Ansinnens tritt um so drastischer zu Tage, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Homosexuellen nach sehr wahrscheinlichen statistischen Berechnungen im Deutschen Reich 2 % beträgt, also über eine Million! (Und wohlgemerkt, dies sind nur die homosexuellen Männer, die Frauen kommen in Deutschland insofern nicht in Betracht, als die Juristenweisheit des § 175 ihnen erlaubt, was sie den Männern untersagt!) Soll diese Million also ruhig zusehen, wie rings um sie ihre heterosexuellen Geschlechtsgenossen ungescheut und ungestraft alle ihre geschlechtlichen Wünsche befriedigen dürfen? Sollen sie dem Rufe ihrer Natur nie Folge leisten, sollen sie im Riesenconcert der geschlechtlichen Liebe immer nur in Solorollen mitwirken dürfen? — Welche Thorheit, dies für möglich zu halten! Welche Grausamkeit, es zu verlangen! Wann endlich wird in das dumpfe Kellerdunkel der Juristenköpfe ein erleuchtender Strahl der Erkenntniß dringen? Wann werden sie und mit ihnen die große Menge endlich begreifen, daß der Geschlechtstrieb stärker ist, als alle Gesetze der Welt, daß auch der grausamste Paragraph seinen Sturmlauf nicht zu hindern vermag? Wann wird die Welt endlich einsehen, daß das weise Wort des großen Königs nicht nur für die Religion Geltung hat, sondern für das ganze Leben? — Jeder soll nach seiner Façon selig werden!

Jean Paul als Denker.

Von Dr. S. Friedlaender (Berlin).

Jean Pauls Werk ist Erziehung, er ist ein Bildner des Gemüthes, seine Hand ist zart, aber nicht schwach. Er möchte das ewige Kind im Menschen durch alle Lebensalter hindurch retten, das ist die Eigenheit seiner Methode. Die Entwicklung sieht er nicht bloß vom Gesetz der Allmäligkeit beherrscht, er beobachtet die Sammlungen, Verdichtungen, Stauungen des gleichartig Stätigen, welche sich plötzlich in überraschenden Sprüngen entladen. Es ist nur Wärme, nur Liebe nöthig, nur Licht und Heiterkeit — auch dem scheinbar Fürchterlichen gegenüber — also muthige Liebe, so wird Alles gedeihen. Härte darf niemals die Weichheit verdrängen, an deren Stelle treten, sondern höchstens Schutzwehr sein. Das Gute ist die stärkste Kraft auch im sündigsten Menschen: könnte es jemals, so wäre es längst erstickt worden. Das Gute im Sinne Jean Pauls ist Ueberwindung der hassenden, schädigenden Triebe des Herzens durch höhere, liebendere. Vielleicht ist es eine verzweifelte Bemühung, sich klar darüber zu werden, welche Thaten gut, welche schlecht seien, und ob es in der That einen solchen Unterschied gebe: aber das Herz wird ewig solchen fühlen, das Herz wird wissen, ob es liebt und gütig gesinnt ist. Leider ist Liebe für Jean Paul eine solche Selbstverständlichkeit, daß er zu ernstlichem Mißtrauen, also zu tiefgründigerer Untersuchung der Moralität nicht ge-

Aus einem demnächst als XV. Band der „Fruchtschale" im Verlage von R. Piper & Co. (München) erscheinenden gleichnamigen Werke.

Digitized by Google

langen konnte. An der Existenz dieses wunderbaren Geheimnisses, das wir Gut und Böse nennen, zu zweifeln, gehört heute bereits zur moralischen Reinlichkeit selber. Man beginnt, auf die Eintracht, Einartigkeit jenes Unterschiedes immer aufmerksamer zu werden, dem moralischen Oben und Unten wird es ähnlich ergehen wie dem astronomischen. Gewiß giebt es inmitten dieses ganzen sittlichen Chaos und Widerspiels einen reinen Blick der Unschuld, welcher im „Bösen" das Göttliche so sehr versteht wie im „Guten". Jean Paul, der hoffende Prüfer aller Herzen, weiß in jedem den Punkt zu berühren, wo es nur gütig, kindlich und gewissensempfindlich ist. Er findet eher keine Beruhigung, als bis er auch im Vertrocknetsten, Erkaltetsten das liebend schlagende warme Herz aufgedeckt hat. Er zweifelt viel eher am Vorhandensein des Bösen als der ewigen Liebe. Der beste Beweis Gottes, oder wie man diese durchaus liebende, beseligende, herzinnigste Weltgewalt nennen möge, bleibt negativ. Versucht, Gott aus dem Leben zu nehmen — Ihr nehmt das Leben selber weg. Diese göttliche Liebe mag uns geheimnißvoll bis zur Absurdität erscheinen, unbequeme Geheimnisse sind leichthin wegdisputirt, aber sie bleiben bestehen. Horchen wir doch auf unser Herz mit der tiefsinnigen Kindlichkeit Jean Pauls: ob es sich anders beruhigen lasse als durch sich selber — aber das ist, durch Göttlichkeit, durch ein unendliches Gut, gegen das jedes andere durchaus nichtig wird? Wie Vieles läßt sich nicht reden ohne jede Betheiligung des Herzens, und nur, wenn wir dieses in unmittelbare Mitleidenschaft ziehen, reden wir weniger vielleicht, weniger klug vielleicht, aber wahrer, weiser. Dem Denken Jean Pauls hat eher der Ueberschwang des Herzens geschadet, ein krankhaft sehnsüchtiges Zuviel, das schließlich todeswärts nach einem Jenseits dürstet und flieht.

Bereits Jean Pauls Kunst liegt auf dem Wege dieser Flucht. Es ist ihm Alles, Alles hier zu klein, und außerordentlich für ihn kennzeichnend ist die merkwürdige Beobachtung, daß unser leibliches Auge auf lauter Verkleinerungen trifft, weil es erst, wenn sein Gegenstand näher und näher rückt, mehr und mehr dessen echtere Größe wahrnimmt. Auf dem Antlitz dieser Kunst zeigt sich die Verklärung durch Sterben. Daß Fäulniß irisirt, phosphorescirt, ist ein Bild des Sinnes, daß etwas die Verwesung Lügen straft. So hat Jean Paul die Fäulniß unseres Lebens nie verhehlt, aber sie niemals ohne den Zauber jener Phosphorescenz geoffenbart. So ist er denn auch hier wie überall am liebsten der Bewohner eines Grenzstriches, aber immer über die Grenze aus einer irdischen zu einer himmlischen Liebe heimlich gezogen.

Der ganze Humor Jean Pauls muthet an wie eine Verstellung und Heuchelei aus Güte, Schönheit, Aufrichtigkeit, aus Idealismus. Der hohe Mann bequemt sich der Welt an, ihrem närrischen Schlendrian, ihrer niedrigen Gemüthlichkeit, ohne jemals ernstlich auf Anderes zu sinnen als auf das Edelste. Seine Wohnung ist kein Raubritterschloß auf steilem Felsen, Du näherst Dich einer Hütte, die auch den Gemeinsten nicht abschreckt, sondern anzieht. Aber im Innern winken geheimnißvolle Thüren zu immer bedeutenderen Gemächern, bis man zuletzt in einem Saale steht, welcher die Welt abbildet. Er bedient sich, um seine höchsten in das Religiöse mündenden Wirkungen hervorzurufen, aller Vertraulichkeiten des Lebens selber, denn auch dieses läßt aus seinem meistens so freundlich auf uns gerichteten Auge sehr sacht zuletzt erst den Tod blicken, der von Anfang an darin befremden konnte. Jean Paul wie das Leben lüftet erst sein Incognito, wenn es zu Ende geht. Eine sehr erhabene Blässe überzieht alle lächelnde Munterkeit seiner Züge, seine führende Hand faßt Dich stärker und noch sanfter, dieses ist das Ufer, ins Dunkel gleitet der Nachen des Charon. Das Gelächter stirbt, seine Lust wird von einer tödtlich schönen Musik übernommen. Das Gemälde des Lebens leuchtet auf einem schwarzen Grunde. Da ist irgendwo eine Dämpfung, unser Jubel mag auch noch so schrill klingen. In unsere Hochzeitsnächte mengen sich unirdische Seufzer. Eine unerklärliche Beklemmniß läßt kaum das Kind frei athmen. Gerade dieses Scherzo der Kindheit weckt einen fernen, rührenden, schlummernden Widerhall. Hier ist es nicht geheuer, diese saftigen Erdenspeisen hauchen etwas Verwesung. Das blühende Fleisch des Lebens hüllt sich um ein Skelett.

Entweder paßt sich die Kunst unmittelbar diesem letzten feierlichen Charakter des Lebens an; oder sie thut es indirect auf gewundenen Umwegen. Dadurch, daß Jean Pauls Kunst einen ganzen Irrgarten aus solchen Krümmungen darstellt, ist sie im Laufe der Zeiten immer schwerer zugänglich geworden. Man sieht nicht ein, daß Jean Pauls Spiegel nur anders geschliffen ist als derjenige Goethes oder Schillers — aber dieselbe Welt zurückwirft. Es ist der nämliche Idealismus, nur mit einem barocken Trop, das natürlich auf der anderen Seite durch ein Manko sich ausgleicht. Vergebens wird man in der Welt Goethes oder Schillers nach irgend einem ähnlichen Lachen oder Weinen suchen — ähnlicher Kindlichkeit, Kinderei, Verspieltheit.

Jean Pauls hervorstechendstes philosophisches Augenmerk ist der Gegensatz zwischen Flüchtigkeit und Ewigkeit. Zeit — fürchterliches Wort, es bedeutet Sterben und Tod. Auch die Regungen unseres Herzens sind der Zeit unterthan, unbeständig, vergänglich. Das Unvergängliche ist Geheimniß. Es besteht — aber es kann in keiner Form dieser bekannten Welt bestehen. Jean Pauls allerletzte Gedanken gelten diesem unergründlich scheinenden Räthsel.

Es muß etwas geben, das unser Herz beruhigt und ersättigt — eine andere Natur, welche, was Kunst flüchtig zu nippen giebt, ewig zu trinken gewährt. Wenn der ganze Leib ähnlich vom Leben berührt würde wie das Ohr von der Musik und zwar immerfort, so haben wir in dieser Einbildung einen leichten Vorgeschmack der ewigen Seligkeit. Inzwischen können wir nichts dazu thun als unsern Willen. Auch Jean Paul geräth manchmal auf die Ahnung, wir seien Gott viel näher als wir merken. Uns fehlt es an Gleichgewicht im Ganzen, an seelisch-leiblicher Artistik, dergleichen im Einzelnen Musik und Seiltanz bildet. Unser Herz ist von selber so glücklich nicht, als daß es nicht im äußern Glücke glücklicher, im äußern Unglücke unglücklicher würde. Der Zweifel sollte bloß eine Pflugschar in der sicheren Hand des Vertrauens sein; er würde ohne dies verrosten. Und wie sehr trivialisiren wir das alte Geheimniß unseres Lebens! Wie thöricht bekannt stellen wir uns zu uns selber! Es giebt nicht viele Stimmen in der Welt, welche uns zu so herzlicher Besinnung bringen.

Der Mensch ist das Wesen, welches sich selber entzücken und ertödten kann. In unserm allgemeinen Selbstmorde wider Willen giebt es Fähigkeiten zur Selbstbelebung. Alle die leichenhaften Seelen, diese Schatten der Liebe, Abgemagerten der Lust, Vergifteten des Glückes werden von diesem Wein und Blute der Wahrheit trinken und lieber sterben oder lieber leben.

Durch Jean Paul ist mehr Unschuld in der Welt.

Erinnerungen an Otto Erich Hartleben.

Von Hans Bethge (Steglitz).

Ich möchte einige Erinnerungen erzählen, die mich mit Otto Erich Hartleben verbinden. Ich habe dem Dichter nie ganz nahe gestanden, aber ich habe Einiges mit ihm erlebt, das ihn gut charakterisirt. Ein kleiner Beitrag zur Kenntniß des Menschen, nicht des Dichters Hartleben wollen diese Zeilen sein.

Digitized by Google

Wir wurden auf folgende Weise mit einander bekannt. Als junger Student im Jahre 1896, sandte ich ein Manuscript — es waren Verse mit kleinen Prosasachen vermischt — an einen Berliner Verleger, und dieser gab die Sachen zur Einsicht und Prüfung an Otto Erich weiter. Otto Erich schrieb mir darauf — er mußte bei besonders guter Stimmung sein — einen launigen, aus Lob und Tadel anmuthig gemischten Brief, und ich weiß noch den lauen Sommerabend auf Sylt, als ich den Brief empfing und das ganz entzückende Bild in Händen hielt, das er dem auf kostbarem Büttenpapier geschriebenen Zeilen beigelegt hatte. Es war eine photographische Liebhaberaufnahme, die ihn in einer venezianischen Gondel liegend zeigt. Das schöne klare Profil sieht auf das ruhige Meer hinaus, und um das Haupt drängen sich dichte, üppige Locken. Zwanglos und ernst liegt er da, in einen bequemen, losen Flanellanzug gekleidet, träumerisch und doch sehr wach. Ein reizenderes Bild habe ich nie von ihm gesehen.

Als ich ihn dann leibhaftig kennen lernte, war er ganz anders. Ich studierte in Halle, und die dortige „Literarische Gesellschaft", deren treibende Kraft damals Dr. Carl Müller-Rastatt war, hatte ihn eingeladen, im Winter 1897/98 den Mitgliedern einige neue Novellen vorzulesen. Er sagte zu und kam. Wir erwarteten ihn am Bahnhof, und als ich ihn hier aus dem Coupé herausspringen sah, da sah ich nicht den schönen jugendlichen Kopf aus der venezianischen Gondel vor mir, sondern ich sah einen allzu umfangreichen und aufgeschwemmten Mann von fast colossalischen Dimensionen des Körpers. Ein Pokulant, ein lachender Zecher trat uns entgegen. Sein mächtiger Körper hielt damals dem Andrang all zu schwärmerischer Nächte noch Stand. Er war wohl in der Blüthe seiner Zecherjahre.

Wir gingen durch die Stadt und landeten in der gemüthlichen Weinstube von Johannes Grün. Hier wurde außerordentlich viel Rothwein getrunken, man kam auf den bevorstehenden Abend der „Literarischen Gesellschaft" zu sprechen und richtete die Frage an Otto Erich, was er eigentlich vorzulesen gedenke.

„Sehr einfach," sagte er. „Ich lese Dreierlei. Die Sachen sind ausgewählt mit Rücksicht auf den Geschmack des Bourgeois (dieses Wort konnte er mit einer furchtbaren Verachtung aussprechen). Es handelt sich um eine Skizze ‚Das Sonnenblatt'. Sehr nett. Dann kommt ‚Moritz der Sortimenter', eine pikante kleine Geschichte, aber ganz harmlos, habt keine Angst (er bewahrte einen stoischen Gleichmuth, als er dies sagte, obwohl er wußte, daß ihm diese Geschichte bei den Hallensern das Genick brechen mußte), und zum Schluß lese ich dann den ‚Römischen Maler', das ist eine Novelle, die ich freilich erst zur Hälfte fertig habe, aber ich mache sie bis zum Abend bestimmt noch fertig, Ihr könnt Euch darauf verlassen. Na, Prost."

Wir tranken und lachten, aber dem armen Müller-Rastatt war eigentlich gar nicht lächerlich zu Muthe, denn er wußte wohl, wie schwer und stockend Otto Erich zu schreiben pflegte, und an eine Beendigung der Novelle vom „Römischen Maler" bis zum Abend glaubte er natürlich keinesfalls.

„Du wirst die Geschichte nicht fertig schreiben," sagte er bestimmt, „sondern Du wirst, gestehe es nur offen, ein Fragment vorlesen."

„Was erlaubst Du Dir? Wer bist Du eigentlich, Du Journalist? (Auch dieses Wort wußte er furchtbar auszusprechen.) Ich habe Dir gesagt, daß ich die Geschichte bis heute Abend fertig schreiben werde. Sagst Du noch irgend ein Wort dagegen?"

„Ich sage bloß, Du wirst die Geschichte nicht fertig schreiben," erwiderte Müller-Rastatt mit großer Ruhe und trank sein Glas aus.

„Raum!" sprach jetzt Otto Erich, mit dem Pathos des Zürnenden. Er erhob sich, suchte am Kleiderständer seinen Pelz, holte ein Manuskript daraus hervor — es waren Foliobogen holländischen Büttenpapiers — und rief, gebieterisch den Arm ausstreckend: „Tinte, lydischer Jüngling!"

Der Kellner brachte Feder und Tinte, Otto Erich schob alle die Gläser, Flaschen und Aschenbecher bei Seite, die ihm auf dem Tisch hinderlich waren, dann, nachdem er mit Donnerstimme „Ruhe!" geboten hatte, holte er eine eigenthümliche Hornbrille aus der Tasche, schob sie auf die Nase, setzte die Feder an und schrieb in seiner schweren, ruhigen, schönen Schrift, indem er hin und wieder genießerich von dem Rothwein trank, die Schlußkapitel seiner Novelle vom „Römischen Maler" nieder.

Es war eine abscheuliche Atmosphäre, in der wir saßen. Zigarrenqualm lag in dicken blauen Ballen um unsere Köpfe herum, es roch dumpfig nach Wein und Pilsener Bier, wir alle hatten schon ziemlich geröthete Köpfe, und ich, der Jüngste, zweifellos den rothesten; — aber Otto Erich saß da, breit, die große Hornbrille vor den Augen, und schrieb, Wort für Wort, Seite für Seite, ohne zu stocken, nur mitunter von seltsam untergründigen Lachwellen durchschüttert, wenn er nämlich bei seiner Niederschrift an besonders komische Stellen kam.

Wir verhielten uns ziemlich still, stießen den Rauch vor uns hin, tranken, und ich sah immer zu dem großen blonden Kopf hinüber, der in so unerschütterlicher Ruhe die Bewegungen der feinen elastischen Hand regierte.

Endlich seufzte Otto Erich tief auf, machte einen kleinen Schnorkel, legte die Feder hin, nahm die Hornbrille ab, sah uns an, hob sein Glas und sagte lächelnd:

„Na, Prost!"

Er hatte die Novelle in der That zu Ende geschrieben. Stolz und festgefügt standen die Zeilen da, und kaum ein Wort war verbessert.

„Ich erkläre mich für besiegt," sagte nun Müller-Rastatt, „wir wollen auf das Wohl Otto Erichs trinken."

Das thaten wir, und als wir nicht lange darauf nach den Uhren sahen, bemerkten wir, daß es Zeit sei, in die „Literarische Gesellschaft" aufzubrechen.

Wir fanden dort den Saal schon ziemlich gefüllt, und wie immer bei derartigen Veranstaltungen befanden sich die Damen durchaus in der Mehrzahl. Besonders waren viele Lehrerinnen anwesend, die damals, ebenso wie die Studenten, die Mitgliedschaft der Gesellschaft zu besonders günstigen Bedingungen erwarben; liebe, harmlose Damen, die mit dem Namen Otto Erich Hartleben wohl kaum irgend einen Begriff verbanden. Dieser Abend freilich brachte ihnen einen sehr gründlichen Begriff von Otto Erich Hartleben bei.

Der Dichter las, wie verabredet, als Introduction die kleine Skizze „Das Sonnenblatt", die man höflich entgegennahm, und dann kam „Moritz der Sortimenter" — und damit das Unheil. Diese Geschichte ist eine der gewagtesten, die Otto Erich geschrieben hat, und die Art, wie er sie vortrug, forderte den Protest der Hallischen Damen noch in erhöhtem Maße heraus. Er las mit einem behaglichen Schmunzeln, und sobald besonders vergnügliche Stellen kamen, geriet er, unfähig, sich zu bezwingen, derart in ein frohes und herzliches Lachen hinein, daß er die Vorlesung allemal auf ein Weilchen unterbrechen mußte. Dieses Benehmen und diese einigermaßen unanständige Geschichte erregten den Unwillen der anwesenden Hallischen Damen so sehr, daß sie sich, als das letzte Wort der Novelle verklungen war, wie auf Kommando erhoben, und, die braven Lehrerinnen voran, den Saal mit sittlich entrüsteten Gesichtern verließen. Sie besaßen immerhin das Zartgefühl, die unanständige Geschichte nicht zu unterbrechen, sondern sie geduldig bis zum Schlusse mit anzuhören; aber dann, als sie verklungen war, rauschten sie von hinnen.

Otto Erich saß oben auf dem Podium und sah der Scene mit ziemlicher Verwunderung zu. Dann, als sich der Saal bis auf etwa dreißig standhaftere Seelen geleert hatte,

Digitized by Google

stieg er kopfschüttelnd herab und meinte ganz vernichtet: „Nun habe ich den ‚Römischen Maler' also doch umsonst zu Ende geschrieben!" Gleich darauf freilich kam sein Lachen wieder und er sagte: „Aber nein! Jetzt lese ich ihn Euch in geheimer Sitzung vor."

Man begab sich in ein kleineres Zimmer, Otto Erich kam an die Spitze der Tafel zu sitzen und nun las er, hin und wieder ein neues Glas Pilsener verlangend, den frisch beendeten „Römischen Maler" vor, eine lustige Geschichte, die freilich nicht gerade zu seinen glücklichsten gehört.

Später ging es noch in ein Café, die Gesellschaft wurde immer kleiner, Otto Erich immer aufgeräumter, und schließlich ließ man ihn mit einem jungen blonden Studenten, der im ersten Semester stand und ihn wegen seiner berühmten „Geschichte vom abgerissenen Knopf" heimlich anbetete, allein, und diese beiden ungleichen Kumpane tranken nun vereint die ganze Nacht hindurch, und zum Schluß noch am Morgen auf dem Halleschen Bahnhof, bis zu dem Moment, wo der Zug einlief, der Otto Erich in das Babel an der Spree zurückführte.

Als er im nächsten Jahr sein Novellenbuch „Vom römischen Maler" herausgab, in dem auch „Das Sonnenblatt" und „Moritz der Sortimenter" enthalten sind, ließ er auf das Widmungsblatt drucken: „Den Damen der ‚Literarischen Gesellschaft' zu Halle an der Saale."

— — — — — — — — — — —

Jahrelang hatte ich nicht mehr Gelegenheit, ihn zu sehen. Wir sandten uns ab und zu eine Postkarte, aber Näheres über ihn erfuhr ich nur aus der Zeitung: von den Erfolgen seines „Rosenmontag", von seiner schweren, aus einer allzu ungebundenen Zecherfroheit geborenen Krankheit, die ihn mehrmals monatelang an das Sanatorium fesselte und ihn manchmal dem Tode ganz nahe ins Antlitz blicken ließ. Freilich wußte sich sein Körper immer wieder, wenigstens einigermaßen, herauszurappeln.

Erst im Frühjahr 1904 sah ich ihn wieder: das zweite und zugleich das letzte Mal. Ein Jahr später war er schon tot.

Ich reiste mit meiner Mutter nach Florenz, und wir machten am Gardasee einige Tage Rast. Als wir durch Salò schlenderten, kamen wir an der Villa „Halkyone" vorüber, die sich „il poeta" — so nannte man ihn in Salò allgemein — nach den unerhofften Erfolgen des „Rosenmontag" als ein Tusculum erworben hatte. Wir traten ein, er war gerade im Garten beschäftigt, und als er mir hier, die Gartenschere in der einen Hand, entgegentrat, erschrak ich.

Das war nicht mehr der breite herkulische Körper mit dem vielen Fleisch und noch weit weniger der Mann, wie er zwanglos und jugendlich in der venezianischen Gondel lag, sondern das war ein gebrochener, grauhaariger Mann, viel älter, als seine Jahre und nicht mehr erfüllt von Hoffnungen auf die Tage der Zukunft. Sein Gesicht war fahl, er hielt sich nicht gut, sein Gang und Wesen entbehrten der Frische.

Er lud uns ein, Gäste der „Halkyone" zu sein, und wir nahmen diese Einladung für zwei Tage an. Er machte uns mit Frau Ellen Birr bekannt, seiner Freundin, mit der er den Aufenthalt in der „Halkyone" theilte. Er zeigte uns mit sichtlichem Stolz den köstlich am See gelegenen Garten, der seine ganze Freude war. Auch einen kleinen Hafen hatte er angelegt, in dem seine „Flottille" ankerte. Das war ein hübsches Boot mit dem am Bug prangenden Namen „Ellen mein Kind", in ihm ruderte oder segelte er, wenn es ihn lockte, auf die Fläche des Sees hinaus.

Als wir noch am „Hafen" standen, sagte er plötzlich mit ernster Miene:

„Jetzt zeige ich Ihnen meine Akademie."

Er führte mich zu einer Reihe breiter, stufenartig über einander liegender Marmorsitze, die sich unmittelbar im Angesicht des Seespiegels erhoben. Ich sah ihn etwas verwundert an.

„Es ist die halkyonische Akademie für unangewandte Wissenschaften zu Salò," sagte er und blieb ganz ernst. „Die Namen der Mitglieder stehen an den betreffenden Sitzen verzeichnet. Hier sehen Sie Max Halbe, dort den Bildhauer Habich, da den Maler Adolf Bachmann, den Dichter Meyer-Förster usw. Die Podeste, die sich zwischen den einzelnen Sitzen erheben, sind für die Büsten der Akademiker bestimmt."

Als wir am nächsten Tage, von der Form der antiken Ode plaudernd, für die wir in gleicher Weise schwärmten, durch den Garten schritten und an den Marmorsitzen vorüberkamen, sagte er plötzlich:

„Wollen Sie Akademiker werden?"

„Sehr gerne," erwiderte ich.

„Warten Sie," sagte er und entfernte sich dem Hause zu.

Als er wieder kam, folgte ihm das Hausmädchen, ein braunes, schönes, schlank gewachsenes Geschöpf, deren Linien und Bewegungen ich von einer klassischen Schönheit fand, was Otto Erich höchlich amüsirte. Das Mädchen trug lachend einen Fiasko Chianti und zwei Gläser auf einer Tablette vor sich her, stellte sie hin und verschwand. Otto Erich goß ein, reichte mir ein Glas, entblößte das Haupt, ich that das Gleiche, und er sprach:

„Hiermit ernenne ich Sie zum ordentlichen Mitglied der halkyonischen Akademie. Prost!"

Wir tranken, dann durfte ich mir einen Sitz aussuchen, und die Angelegenheit war erledigt.

Fast jeden Abend besuchte er die kleine volksthümliche Oper in Salò. An den Abenden, als wir dort waren, gab es „Faust" von Gounod und den „Barbier von Sevilla". Beide Male waren wir dort. Er pflegte die sogenannte „Königsloge" zu miethen und hatte eine kindliche Freude an der Darstellung, die, wie man ja selbst von den kleinsten Bühnen Italiens hier gewohnt ist, eine verhältnißmäßig ausgezeichnete war. Unvergeßlich werden mir die wahnsinnigen Droschkenfahrten zum Theater und von diesem zurück nach der „Halkyone" sein. Diese Fahrten wurden ausgeführt von dem mit einer aus Otto Erichs Besitz stammenden Automobiljacke bekleideten Kutscher Angelo, einem heißblütigen Manne, der von großer Dankbarkeit gegen den Dichter erfüllt war und eingestand, daß er jeder Zeit bereit sei, sieben Menschen für den geliebten poeta zu ermorden. Das verhielt sich so: Angelo hatte einem Manne, dem er nicht zugethan war, ein Auge ausgeschlagen und war dafür in das Gefängniß gewandert. Als er wieder in Freiheit gesetzt wurde, stand er mit seiner Familie mittellos da und wandte sich in seiner mißlichen Lage an den poeta mit der Bitte, ihm Geld zu leihen, damit er sich wieder ein Fuhrgeschäft gründen könne. Otto Erich erkundigte sich nach dem Manne, und da er erfuhr, daß dieser Angelo ein tüchtiger Mensch sei, der jene That nur in einer jähzornigen Aufwallung, in der er schwer beleidigt worden war, verübt hätte, so lieh er ihm die gewünschte Summe und Angelo zeigte sich dieses Vertrauens würdig, denn schon nach kurzer Zeit war er wieder der geachteste Fuhrherr in Salò. Wenn er nun den Dichter und seine Gäste fuhr — wie uns an jenen Abenden ins Theater — so sah er sich veranlaßt, ein Tempo zu nehmen, das alles Dagewesene bei Weitem übertraf. Er jagte, unheimlich schnalzende Töne ausstoßend, derart durch die engen Gassen von Salò, daß Alles scheu bei Seite wich, und wir Insassen klammerten uns ängstlich am Wagen fest, immer in der Befürchtung, wir könnten hinausgeschleudert werden. Es war, als würde man von der wilden Jagd mit fortgerissen. Meine Mutter bebte vor Entsetzen.

Einmal sprachen wir von Paul Heyse, der eine an der gleichen Küste gelegene Villa in Gardone bewohnt, nicht weit von Salò entfernt. Otto Erich sagte, er habe die redliche Absicht gehabt, dem älteren „Collegen" in Gardone einen

Digitized by Google

Besuch abzustatten. Da er nun so gut wie nichts von ihm gelesen habe, hätte er sich Heyses „Novellen vom Gardasee“ gekauft, um nicht ganz unvorbereitet vor den Dichter hinzutreten. Während der Lectüre dieses Buches sei er von seiner Absicht, dem alten Herrn einen Besuch zu machen, abgekommen. Er hätte gefühlt, daß ihn mit dem Verfasser dieser „eigenthümlichen“ Sachen innerlich nicht das Geringste verbinde. Daher habe er jede Begegnung doch lieber vermieden.

Vor der Abreise spielte er mir noch einen Schabernack. Er trug mir nämlich Grüße an fünf verschiedene Herren der abendlichen Tafelrunde im Lapischen Keller in Florenz auf, und als ich mich nachher eines Abends in Florenz dieser Grüße entledigte, lachten alle Anwesenden hell auf, denn es stellte sich heraus, daß er mir Grüße an die fünf Spitznamen eines einzigen Herrn aufgetragen hatte.

Die Abreise kam. Ehe ich mit meiner Mutter auf dem Nachmittagsdampfer nach Desenzano weiter fuhr, stießen wir noch einmal die Gläser zusammen und tranken auf ein Wiedersehen. Wir hielten Schalen aus schönem venezianischen Glas in den Händen, und Asti spumante perlte darin.

Dann fuhren wir ab und er stand winkend am Ufer. Aus dem Wiedersehen wurde nichts. Als ich im nächsten Frühjahr wieder durch Salò hinschlenderte, lag die Halkyone verödet, mit geschlossenen Fensterläden, und Otto Erichs Rumpf war schon zu Asche verbrannt. Verödet lag der schöne Garten mit dem Hafen, verödet lagen die Marmorsitze der stolzen halkyonischen Akademie, und Alles war verändert.

Wenn ich an ihn zurückdenke, denke ich ihn mir am liebsten so, wie ich ihn im Leben leider niemals sah: so wie er auf meinem Bildchen in der venezianischen Gondel liegt. Dieses Bild paßt auch am besten zu den schönsten seiner Gedichte, die mir das Liebste sind, was er überhaupt gebildet hat.

Drei Gedichte des Bhartrihari.

In freier Uebertragung aus dem Indischen.

Von Julius Berstl (Leipzig).

Jugend.

Leises Lächeln um den Mund,
Zaubermacht der flinken Augen,
Süße Worte, perlenbunt,
Die zu Schalk und Scherzen taugen.

Zarter Glieder Schmiegsamkeit,
Hüpfend anmuthsvolle Spiele —
Fern von ihr und weltenweit
Ist, was Deinem Sinn mißfiele.

Strömt ein leiser Hauch und wallt
Um die zarte, um die klare,
Die Gazellen-Traumgestalt:
Keuscher Duft der jungen Jahre!

Das Herz.

Im Glück ist heldenhafter Männer Herz
Wie eine Lotosblüthe: zart und fein.
Im Schmerz
Erstarrt es jäh zu hartem Felsgestein.

Sehnsucht.

Der Himmel ist mit Wolken übersponnen,
Die Erde weiß in Blüthen eingeschneit,
Der Frühlingswind ist zitternd dünn durchronnen
Von junger Wohlgerüche Lauterkeit.

Fernher ertönt der zarte Ruf der Pfauen
Ganz scheu vom dämmernd grünen Waldessaum —
Dir ist, als schwebte durch die weichen Auen
Die Sehnsucht, duftend wie ein Blüthentraum.

Chromatische Phantasie.

Eine Skizze von Adolf Heilborn (Steglitz).

Nicht weit von meinem Häuschen ist ein großer, stiller Garten. Die Landstraße führt daran vorüber, bevor sie den Hügel ersteigt. In drei, vier Terrassen klettert der Garten die sanfte Lehne hinan, und die schwarzen Fichten nicken ernst zu ihm hinab. Wenn ich im Frühling dort vorbei schlendre, ist Alles ein Farbenmeer: roth, blau und gelb und weiß, und der süße, schwere Duft der Hyazinthen und Narcissen benimmt mir fast den Athem.

Heute aber liegt nur schmutzig-grauer Schnee auf den schlafenden Beeten, eine Amsel wühlt im fahlen Laub der Hecke nach Würmern, und in den kahlen Rüstern am Zaune zanken sich die Krähen.

Und mitten im Garten steht ein großes, rothes Haus mit regenblankem Schieferdach und grünen Jalousien, ein einsames, ernstes Haus, darin wohnen die Blinden, Männer und Frauen, Kinder und Greise. Wenn es Frühling ist und die warme Sonne scheint, dann gehen sie alle im Garten spazieren, den Kopf mit den armen, todten Augen vorgeneigt, die Füße tasten zitternd den Weg, und zu zweien und zweien halten sie sich an den Händen. Sie plaudern geschwätzig und lachen laut, und die Drosseln und Finken jubiliren darein. Und die Blumen blühen und duften betäubend.

Heute aber ist nur ein Greis im Garten. Er geht am Stock und barhaupt, die grauen Silbersträhnen fallen ihm bis auf die Schultern. Und neben ihm ein Knabe, und des Alten blasse Knochenhand liegt auf dem Haupt des Kindes. So gehen sie langsam auf und ab, auf und ab und sprechen leise mit einander. Und der Alte bleibt plötzlich stehen, hebt die todten Augen zum Himmel und murmelt in seinen struppigen Blindenbart. Der Knabe aber, der den Führer verlor, streckt entsetzt die zitternden Hände weit von sich, tastet wankenden Schrittes den Weg zurück, läuft in die Hecke, beginnt zu weinen, und wie er endlich des Alten Hand wieder berührt, leuchtet sein Gesicht in unsäglicher Zärtlichkeit, indeß die blanken Thränen ihm noch immer über die Backen kollern. . . .

Und in meinem Erinnern steigt ein Bild auf, das ich nie vergessen werde, nie. . . .

Eine köstliche Sommernacht. Ich habe mich im Walde müd gelaufen, und, den warmen Tannenduft tief in die Lungen saugend, lehn ich am offnen Fenster des Coupés und kann mich nicht satt sehen am Glitzern der Sterne. In rabenschwarzer Silhouette malt sich in der Ferne der Waldrand. Das Mondlicht hüpft über Wiesen und Felder und schwimmt auf den silbernen Wellen des Stromes. Ein breiter Schleier, flattert der weiße Rauch der Maschine durch die Luft, und die Funkengarben sticken ihn wie mit Rubinen. Im Wagen lärmts und lachts, es ist als trügen sie Alle von der überschäumenden Lebenslust des Waldes, von den rothen Nelken und Glockenblumen, in ihrem Wesen nach Hause. Auf der Bank neben mir sitzt ein breitschultriger Mann mit seinem Kinde, einem Knaben von fünf, sechs Jahren, und das Kind stellt Frage auf Frage. Der Zug hält, eine alte Frau steigt zu uns, und mit liebenswürdiger Galanterie auf dem gutmüthigen Arbeitergesicht räumt ihr der Vater den Platz ein. Er steht nun ein paar Schritte hinter mir. Und plötzlich fühl ich eine weiche Kinderhand die meine betasten, sie wendet

---

Aus einem demnächst erscheinenden Buche: Bilder und Klänge.

Digitized by Google

sich enttäuscht, in des Knaben Gesicht steigt jähe Angst auf, er beugt sich mit einem Ruck vor und tastet weiter, und wie er die Hand des hinter mir Stehenden trifft, spricht er leise mit glückseliger, ach so glückseliger Stimme: „Vaters Hand... Vaters Hand ...“ und streichelte sie wieder und wieder. Und der Vater wendete sich mit seinem gutmüthigen Lächeln zu mir: „Verzeihen Sie, das Kind ist blind ... seit den Masern ... vor zwei Jahren ...“

Im Garten, die Beiden, gehen auf und ab und plaudern leise mit einander. Und aus dem geöffneten Fenster, dort über dem Portal, wo das entsetzliche Wort in mitleidslosen goldnen Lettern leuchtet, dringt Musik. Ein junges Mädchen sitzt vor dem Klavier und ihre Finger präludiren. Und nun beginnt sie des alten Bach chromatische Phantasie zu spielen. Wie ein jäher Schmerzensschrei die ersten Tacte. Die Triolen treiben und drängen und steigen auf und nieder und werden leiser und milder. Wie wenn der Wind über die Harfe fährt, und die Harfe weint, beginnen jetzt getragene Arpeggien. Und nun das herrliche Recitativ. Und plötzlich ists mir, als hörte ich aus den Tönen das herzzerreißende Schluchzen der Unglücklichen. Wie ein Klagen aus tiefster Brust klingts und weint und weint: „Blind zu sein, blind ...“ Und wie Thränentropfen perlen die Töne und werden leiser und leiser, das hoffnungsleere Schluchzen erstickt, und noch einmal schreits dann auf wie ein zu Tode getroffenes Thier....

Es ist dunkel geworden. Am grauen Abendhimmel funkelt matt der erste Stern.

Die böse Zunge.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Man kann es bei den Schattenspielen geben oder zur Guitarre als Ballade singen:

Es ist ein Narr gewesen, der im Laster ging. Sein Rosenmund fand andern Rosenmund. Doch seine Lippen hatten nicht genug am Liebesspiele. So thaten sie sich zum Bekennen auf und ließen Thorenweisheit sich vom Munde rinnen. Und wie es oft geht, floß der Speichel mit. Und spritzte einen an, den dieses widerte. Es ist ein Narr gewesen, der so verblendet war, seinen Speichel nicht im Mund zu halten ...

Um diese Zeit ging eine Seuche um. Es fand bald dieser sich, bald jener angegeifert. Der Bespritzte wollte auch den Speichel nicht auf sich sitzen lassen. Er ging fünf Männer an, die das abzuwischen haben, und hob die Finger auf zum Zeugenschwur. Da alle Fünfe sahen, daß er zu Unrecht angespritzt, nahmen sie den Narren in Haft und gaben ihn für lange Zeit in ein Verließ. Der Kanzler aber, der immer eins: Geschmack besessen, wird bald (sicher) dahin wirken, daß dieser Kränker seiner Ehre, der ein heller Narr ist, nicht die ganze Zeit in enger Kammer schmachte. Und eine Gnade für ihn erbitten, um die ihn dieser rechtzeitig zum Monarchisten Bekehrte sicher balde bitten wird.

* * *

Das Kasperlimäßige in dem Spiele lag darin, daß einer von den ganz Kleinen sich den ersten Staatsbeamten zum Antagonisten wählen konnte. Eine Bombe zu werfen und dadurch in aller Mund zu kommen, ist wie jede Form herostratischer Bethätigung ein diesem sehr Verwandtes, wenn auch Schwärmersinn hier mittrieb. Diese leichte Möglichkeit, in sein eigenes Schicksal ein anderes zu verflechten, ist eine von unseren gesellschaftlichen Fatalitäten. Wer immer sich einen ragenden Mann zum Feinde wählt, kann ihn zu sich hinunterreißen oder doch in arge Schlingen ziehen. Er hat eine Hand, mit der er ihn erschießen kann (es giebt genug Leute, die wissen, daß sie sterben müssen. Sie brauchen nur den großen Wahnsinn des Lebens damit um ein Gran zu vergrößern, daß sie vor ihrer Seele eine andere, ihnen völlig fremde, in das große Dunkel schicken.) Sie können einen Generalstäbler auf offener Straße schlagen. Sie machen ihm die fernere Laufbahn so unmöglich. Oder sie brauchen nur verborgen giftige Worte in ihre Blätter zu setzen, und der Getroffene muß sich ihrer erwehren. Aber erwehren heißt kämpfen, heißt sich hinausstellen. Und Leute, die empor wollen oder oben sind, müssen lautlose Uhren sein, das Geheimniß ihres Baues darf nicht hinaus geschnarrt werden. Es braucht so nur einer seine Hand zu erheben oder seine Zunge reden zu lassen — und des Friedhaften Gesicht ist verzerrt, und seine verzerrte Larve verkaufen die Händler auf Karten auf den Straßen.

* * *

Man hat das Gefühl, wenn man diese Dinge übersinnt, daß nichts einfacher ist, als einem Opfer, das man sucht, den Daumen auf die Kehle zu drücken. Newton hat gesagt, daß, wenn er andere Beweise vom Dasein Gottes nicht besäße, der Daumen ihm das Dasein Gottes bewiese. Dieser Daumen hätte ihm, wenn er nicht andere Beweise dafür besessen, beweisen müssen, daß cet animal est très méchant. Dabei ist der Jammer damit noch nicht zu Ende: Die Bosheit ist nicht die einzige dunkle Macht, die in die Schlingen zieht. Es webt der Zufall viele Webstücke, in deren Maschen selbst die gewandtesten Füße sich verstricken können. — La Rochefoucauld erzählt von einem verwöhnten Abbé, der in einer Gesellschaft von eleganten Frauen zu gestehen genöthigt wurde, wer ihm zuerst gebeichtet. Wer sein erstes Beichtkind gewesen zu gestehen, lehnt er ab. Aber was es ihm gebeichtet, will er sagen. Man neigt die Ohren und hört, was man nicht angenehmer hören kann: „Ein Ehebruch.“ Und darauf öffnet sich die Thür und eine elegante Frau rauscht herein. Sie sieht den Abbé, setzt ihr liebenswürdigstes Lächeln auf, flötet, warum er sie denn nicht mehr besuche, und schmollt: „Das ist wirklich schlecht von Ihnen, daß Sie Ihr erstes Beichtkind so vernachlässigen.“

Wenn der Leichtsinn, wenn die Fahrlässigkeit so leicht Ruf und Schicksal verderben können, dann muß man vor der Bosheit noch ärgere Schauder haben. Sie ist häufiger als man glaubt, und wer in einem neulich erschienenen Buche die Millionen genannt las, die in Berlin alljährlich für Erpressungen umrollen, wird keinen Zweifel haben, daß die Bosheiten ganze Heere auf die Wohlsituirten treibt. Und doch wird man wieder sagen müssen, daß die Menschen noch gar nicht wissen, welche (freilich dunklen) Kräfte in ihre Hand gegeben sind. Wenn man in einer trüben (oder wahnwitzigen) Stunde überdenkt, was man mit seiner kleinen Kraft alles anstellen, wie man mit ihr eine Welt fast aus den Angeln heben kann, so wird man bange, daß Tollkühnere und Gewissenlosere ihre Kräfte gelegentlich zu gebrauchen getrieben werden.

* * *

Denn immer wie Madame Souza (mit der uns der verdienstvolle Baron Maricourt soeben in einem ausgezeichneten Buche bekannt macht), kann man als Betroffener nicht handeln. Man kann wohl sagen: „Man hat mich verleumdet. Die Verleumdung wird vergehen. Wird sie nicht vergehen, so werde man darüber verschwinden.“ Aber nicht jeder ist auch geneigt, ungereinigt zu verschwinden oder wegen eines boshaften Tropfen Giftes in die Niederungen hinabzusteigen. Nicht nur die Throne haben ihr Angenehmes (man schildert nur das Leben auf ihnen so schwer, weil für uns keine mehr zu vergeben sind), sondern auch die hohen Aemter und die umhegte Villegiatur eines guten Bürgers sind schöne Sachen. So lange wir nicht unsere Zelte einfach abbrechen und nach Canadien oder dem Kongo gehen mögen (und wir sind culturvoll, auch bodenständig und Gewohnheitsmenschen), so lange wird man aus seiner Haut die Pfeile ziehen müssen. Einundeinhalbes Jahr, wie sie dieser helle Narr erhalten, sind darum für die Allgemeinheit sicher gut, wenn man auch zweifeln kann, ob Fürst von Bülow es nöthig hatte, von einem Verdachte sich zu reinigen, den niemand ernsthaft hegte. Aber da er grundsätzlich sonst jede Verfolgung von Beleidigungen ablehnt, wird er seine Gründe gehabt haben, sich des Anwurfs zu erwehren, daß er Platonide sei (wofür man auch Platenide sagen darf).

Engelland.

Was wohl die trüben Pessimisten brummen,
Von jenseits des Canals sei nichts zu hoffen?
Wir haben so viel Liebe dort getroffen,
Daß wir beinah mit Englein niederkummen.

Mit süßen Friedensenglein selbstverständlich,
Von Aussehn frisch, wenn auch ein bißchen schwächlich.
Doch etwas gute Nahrung — und gemächlich
Entwickeln sich die Babys engelländlich.

Nur ein paar kluge Reisen hin und wieder,
Damit das Liebesband sich nicht gleich lockre —
Und jed Gefühl, das etwa mediocre,
Schlägt Sympathie, die Loderflamme, nieder ...

Auf, Hand in Hand, geliebte Angelsachsen,
Our is the world! Make business we together!
Dem öden Neid nun Krieg bis auf das Messer,
Da uns die Liebe in das Herz gewachsen.

Ha, Ihr greift zu! Es soll zusammenkommen
Nun Hand zu Hand in ewigem Vereine!
Doch halt, was seh ich? Stoop! Was habt Ihr ...
Bei diesem Händedruck uns weggenommen?

Terentius.

Digitized by Google

Berichtigung. Herr Prof. Dr. Georg Jacob bittet uns richtig zu stellen, daß er nicht an der Universität Tübingen, wie versehentlich mehrfach gedruckt, sondern an der Universität Erlangen einen Lehrstuhl inne hat. Wir wollen nicht verfehlen, auch bei dieser Gelegenheit noch einmal auf die außerordentlich kenntnißreiche und interessante Studie Jacobs: „Geschichte des Schattentheaters“ (Verlag von Mayer und Müller, Berlin; Preis geh. Mk. 4) hinzuweisen, der wir den Beitrag entnahmen, und die sich als die wesentlich erweiterte Neubearbeitung eines von dem Erlanger Gelehrten auf der Philologenversammlung zu Straßburg (1901) gehaltenen und damals „Das Schattentheater in seiner Wanderung vom Morgenland zum Abendland“ betitelten Vortrages darstellt.

Notizen.

Curt Walter Goldschmidt: Chaos und Kosmos. Ausgewählte Dichtungen. Berlin 1907. Gose u. Tetzlaff.

In diesen Gedichten eines bekannten jüngeren Literarhistorikers und Essayisten lebt eine gährende Innerlichkeit — eine romantische Bilderfülle, die sich in seltsam inspiratorischer Macht krystallartig um das Gotteinheitsurgefühl schließt. Ein edler, classischer Formgeist bändigt den oft etwas zu überquellenden Reichthum an prunkvollen und feierlichen Worten zu rhythmischen Gebilden von einer langtönenden Beseeltheit. Den Meistern hat der kunstgeläuterte Adept eine Nische in seinem Versbau geweiht. Da feiert seine tagabholde Seele zwei-einsame Feste mit den Größten von heut und gestern und namentlich Shakespeare, Ibsen und Maeterlinck treten seltsam gefühlsmächtig beleuchtet hervor. Das kosmische Sehnen, das Jchverlangen, sich jenseits von Tag und Schein dem Urgrund der Dinge anzuschließen findet oft sprachlich berauschenden Ausdruck in größeren philosophischen Dichtgebilden — das was bei Mombert rudimentär, gleichsam rein unbewußt hervortritt — das zeugende Urgeheimniß der Schöpfung — seltsam gespalten tritt es bewußtseinsbelichtet bei Goldschmidt zu Tag — das Ich tritt gleichsam aus sich heraus und der Intellect belauscht das Weben des mystischen Willens. Das Buch ist eine starke lyrische Verheißung — eine etwas ruhigere Tonart wird sich von selbst einstellen und auch das Allzuüppige einer in ihrem Reichthum schwelgenden Innenphantasie wird sich mindern. Dafür möge ein wenig mehr Realität der Außenwelt in Goldschmidts Dichtung einfließen und ihre außerordentliche Formschönheit noch etwas mehr mit Erdenwärme nähren! Jedenfalls ist das Buch ein lyrisches Ereigniß. Eine Probe möge hier folgen:

Träume.

O alle meine wundervollen Träume!
In einem Ocean des Schlamms ertränkt!
O meiner Seele leuchtend Schwangefieder,
Wie Schnee der Lilien blinkst Du niemals wieder;
Und warst mir doch von Gotte selbst geschenkt . . .

O alle meine wundervollen Träume!
Verweht wie bunter Seifenblasen Tanz . . .
In euren federleichten Gaukelbällen
Sah ich der Welten Wunderfülle quellen,
Doch wars des Dunstkrystalls Morganaglanz . . .

O alle meine wundervollen Träume!
Zerrissen ist der Seele Hochzeitskleid.
Besudelt ist ihr jungfräulicher Garten
Und seines Lenzes bräutliches Erwarten —
Und jene goldne Frühe liegt so weit . . .

Paul Friedrich (*Berlin*).

Arthur Rimbaud: Leben und Dichtung. Insel-Verlag (Leipzig). 1907.

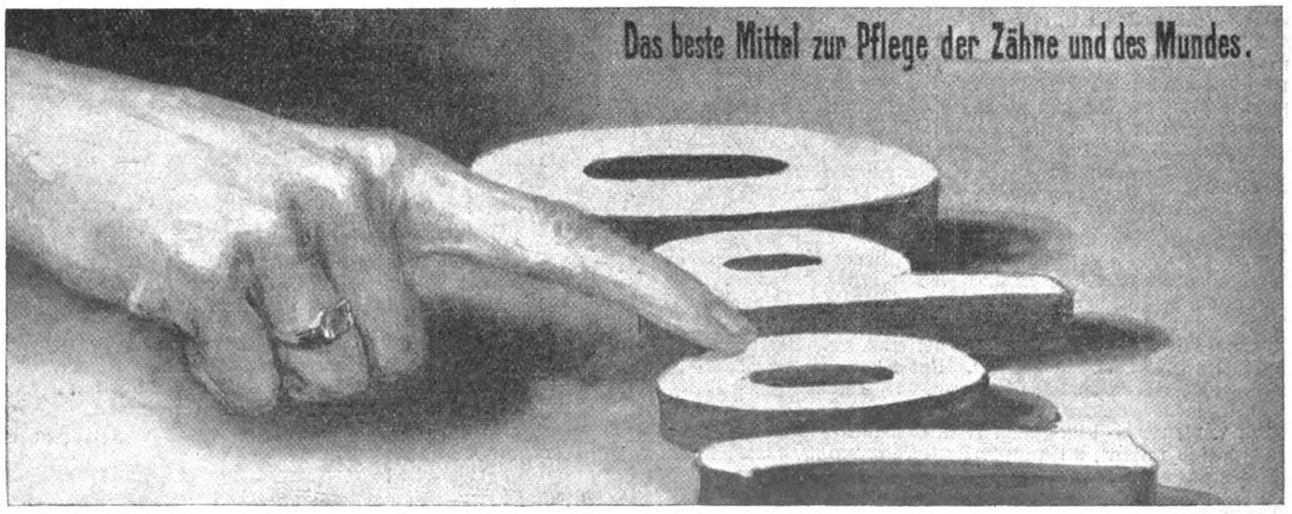
Ueber diese seltsamste Erscheinung der neueren französischen Dichtkunst wird sich der Deutsche von nun an aus der geschmackvollen und gut redigirten Ausgabe des Insel-Verlags orientiren. Sie schenkt eine schöne und sinnreiche Einführung von Stefan Zweig, dann die ausführliche Geschichte Rimbauds nach Berrichons „vie de Rimbaud“ und in der bewundernswürdigen Uebersetzung von K. L. Ammer: Gedichte, diese fiebernden Visionen aus Sonne, Fleisch, Küssen, Elend, Meer, Vagabondage, und die erhaltenen Prosastücke „Ein Sommer in der Hölle“, „Erleuchtungen“. Da giebt es Abgründe des Herzens, Bilder von beunruhigender Süßigkeit. Ganz neuartige Vergleiche, die beglücken, Sätze wie dieser „In den Städten schien mir der Koth plötzlich roth und schwarz, wie ein Spiegel, wenn die Lampe im Nebenzimmer sich bewegt; wie ein Schatz im Walde“ sind nichts Seltenes in dem concentrirt-reichen Buche. Ueberflüssige Erhöhung der Gefühle, daß es auch noch im Rahmen und Lichte eines abenteuerlichen Lebens steht, einer Biographie, die durch die Ardennen, durch Paris, Belgien, Deutschland, London, Java, Sumatra, Arabien, Abessynien zuckt! . . .

Ueberdies: dies Leben Rimbauds, man hat sich eine conventionelle Meinung darüber gebildet. Es beliebt, die Krone der Bohème darin zu erblicken. Wie wenig das zutrifft, zeigt ein hier veröffentlichter Brief aus Harar: „. . . es thut mir leid, daß ich nicht verheirathet und Familienvater bin. . . . Ach, wozu all das Gehen und Kommen, diese Strapazen, diese Abenteuer bei fremden Völkern, diese Sprachen, mit denen man das Gedächtniß vollstopft, und diese namenlosen Qualen — wenn ich mich nicht nach ein paar Jahren eines Tages irgendwo, wo es mir wenigstens so halbwegs gefällt, ausruhen und eine Familie finden, wenigstens einen Sohn haben kann, damit ich den Rest meines Lebens damit verbringe, ihnen nach meinen Ideen zu erziehen, ihn mit der vollkommensten Bildung, die man heutzutage erreichen kann, auszustatten u. s. f.“ . . . Es scheint also, daß es in dieser Seele doch etwas complicirter zuging und nicht so mit dem Schlagwort „Bohème“ erschöpfbar, wie manche Journalisten glauben. Die Dinge der Welt sind nicht einfach, meine Herren! Es stäubt, es mischt sich, es zittert, es riecht. Und mit räthselhaften Augen blickt uns die geheimnißvolle Todesstunde Rimbauds an, dieses erschütternde Beispiel für das, was Schopenhauer deuteros plus nennt, was Rimbaud selbst mit merkwürdiger Prophetengabe in seinem Jugendwerk „Schlechtes Blut“ vorausahnt: „Ohne Zweifel ist die Schwelgerei thierisch, das Leben thierisch; ich muß die Fäulniß von mir werfen. Aber die Stunde wird erst zur Zeit des reinen Schmerzes schlagen.“

Max Brod (*Prag*).

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.



Digitized by Google

Weck's Frischhaltung

und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Kochе auf Vorrat

Passendes
und
stets beliebteres
Weihnachts-geschenk.

Man verlange ausführliche Drucksachen, sowie Probenummern der Zeitschrift „Die Frischhaltung" kostenlos von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säckingen (Baden).

Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

„ALTVATER"
Gessler's
echter Altvater-Liqueur.
Alleinige Fabrikation
Siegfried Gessler, Jägerndorf.
kais. u. kgl. Hoflieferant.

Verlagsanstalt

erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

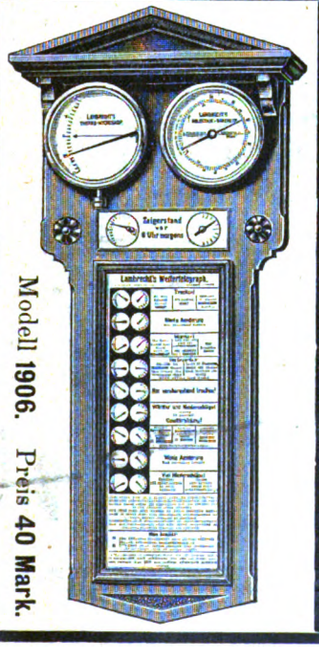
Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch,** 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

Die militärische Welt

illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,

herausgegeben von Oberleutnant **Karl Harbauer,** ist eine Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/1 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag

C. W. Stern, Wien I., Franzensring 16.



Modell 1906. Preis 40 Mark.

Original Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

Wollen Sie
Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:
Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und
Königstrasse 46, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Speziallisten gratis.**

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen **Fahrkarten, Auskunft** über **Reise** u. a. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton. Katalog **gratis.**

Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

„Continental"

erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

DÜRKOPP-

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD

F. Freitag

(Inh. **A. Meyer**)
Schneidermeister
Berlin SW.
○ **Friedrichstr. 36** ○

empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender **Herren-** und **Damen-Garderobe** nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in **Tailor made Kostümen, Jacketts, Mäntel** und **Röcken.**

(Ersatz für Maßarbeit.)

Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect „Dokumente des Fortschritts", verlegt bei Georg Reimer, Berlin, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 23. November 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Geldkrisis und Wirthschaftskrisis. Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). — Churchills neue Afrika-Reise. Von Woldemar Schütze (Hamburg). — Heilmittel und Gifte. — Nahrungsmittel und Genußmittel. Von Dr. med. Wilhelm Sternberg (Berlin). I. — Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Von Dr. Julius Ritter v. Newald (Melk). I. — Vom Tode. Studie von Paul Friedrich (Berlin). — William Makpeace Thackeray. Eine Studie von Dr. Wilhelm Meßner (Berlin). — Vier Gedichte. Von Marie Luise Becker-Kirchbach (Groß-Lichterfelde). — Der Annoncenagent. Aus dem Schwedischen des Henning Berger. I. — Die Leute und die Liebe. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Alte Pariser Novitäten. Von Arthur Neißer. — Der Reservehauptmann. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

Geldkrisis und Wirthschaftskrisis.

Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

Seitdem die Bank von England am 7. November ihren Discontsatz auf 7% und die Deutsche Reichsbank am 8. November auf 7½% erhöht hat, besteht die Gefahr, daß die gegenwärtige Geldkrisis in West-Europa und Amerika sich mehr und mehr zu einer Wirthschaftskrisis ausgestaltet. Wenn jemals eine Krisis, so war diese Krisis zunächst nur eine Geldkrisis. In der Geldknappheit West-Europas und Amerikas liegt die Ursache all der schweren Leiden, welche gegenwärtig die Weltwirthschaft durchzumachen hat. Woher kommt diese Geldknappheit, die solche Verheerungen angerichtet hat?

In meinem soeben erschienenen Buche „Die wirthschaftliche Krisis der Gegenwart" (Leipzig, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt) habe ich als die drei primären Hauptursachen der gegenwärtigen Geldknappheit die russische Katastrophe, die amerikanische Ueberspeculation und das Sinken der südafrikanischen Werthe hingestellt. An Bedeutung überragt aber die russische Katastrophe die beiden anderen Ursachen bei weitem.

Es ist eigenthümlich, daß in der Presse noch nicht darauf hingewiesen ist, daß die großen Verluste West-Europas in russischen Werthen und die vielen Anleihen Rußlands in West-Europa seit dem Beginn des japanischen Krieges zu der großen Geldknappheit der Gegenwart beigetragen haben müssen. Warum haben bisher die großen Finanzblätter auf diese russische Ursache der Geldtheuerung nicht hingewiesen? Es bedarf doch gar keines Beweises, daß West-Europa sich gegenwärtig nicht in einer solchen Geldnoth befinden würde, wenn es nicht noch im April 1906 dem russischen Staate das Riesendarlehn von 2¼ Milliarde Francs geliehen hätte. Während der ganzen Zeit des volkswirthschaftlichen Aufschwungs seit der Depression des Jahres 1901 ist Anleihe über Anleihe von West-Europa nach Rußland gewandert.

In Mark machen die Anleihen des russischen Staates in West-Europa seit der wirthschaftlichen Krisis des Jahres 1901 folgende Beträge aus:

Jahr	Betrag		
1901	339	Millionen	Mark
1902	393	„	„
1904	640	„	„
1905	500	„	„
1906	1818	„	„
	3690	Millionen	Mark

Nach der Berechnung Leroy-Beaulieus betragen die jährlichen Ersparnisse Frankreichs, Deutschlands, Englands, Oesterreichs und Hollands nicht mehr als etwa 6 Milliarden Francs oder 4,8 Milliarden Mark. Und trotzdem begehen diese Staaten die Thorheit, innerhalb von fünf Jahren nahezu 4 Milliarden Mark dem russischen Staate zu leihen.

Eine solide Vorwärtsbewegung war unmöglich, wenn diese Länder ungefähr den vierten Theil ihrer gesammten Ersparnisse, die in Werthpapieren angelegt werden können, während dieser fünfjährigen Zeit des wirthschaftlichen Aufschwunges nach Rußland verleihen. Zu keiner Zeit hat ein Land das Geld nothwendiger, als wenn es sich in einer Periode des wirthschaftlichen Fortschritts befindet. Seit dem Jahre 1901 hat sich die deutsche Bevölkerung durchschnittlich jährlich um etwa 800000 Köpfe vermehrt. Die Industrie und die Landwirthschaft haben enorme Fortschritte gemacht. Die Production an Steinkohlen und Braunkohlen zusammen stieg von 150 Millionen Tonnen im Jahre 1902 auf 193 Millionen Tonnen im Jahre 1906. Die Roheisen-Erzeugung Deutschlands betrug im Jahre 1901 nur 7,8 Millionen Tonnen, im Jahre 1906 aber nicht weniger als 12,3 Millionen Tonnen. Im Jahre 1902 wurden in Deutschland 87 Actiengesellschaften mit einem nominellen Capital von 118 Millionen Mark begründet. Im Jahre 1906 wurden aber in Deutschland 212 Actiengesellschaften mit einem nominellen Capital von 474 Millionen Mark begründet. Trotz dieses Fortschreitens der gewerblichen Thätigkeit und trotz der colossalen Zunahme seiner Bevölkerung hat Deutschland in den Jahren 1902 und 1905 zusammen nicht weniger als 900 Millionen Mark an Rußland verliehen. Es wäre unbegreiflich, wenn das Abströmen dieser riesenhaften Summen zu einer mehr oder weniger unproductiven Anlage in Rußland sich in West-Europa nicht bemerkbar machte.

Seit dem Jahre 1903 kamen die russischen Papiere durch die Aussicht auf den kommenden japanischen Krieg ins Wanken. Ihren Höhepunkt hatten die vierprocentigen russischen Anleihen bis zum Jahre 1903 mit einem Coursstand von 101—104% erreicht. Mitte Juli 1906 waren sie auf 68% gesunken und gegenwärtig schwanken sie zwischen 74 und 77%. Vor Ausbruch des Krieges waren mindestens 12 Milliarden Francs russischer Staats- und Industrie-Papiere in West-Europa untergebracht. Dieser riesenhafte Betrag ist um ein Viertel im Werthe gesunken. West-Europa hat also seit dem Jahre 1903 allein 3 Milliarden Francs an dem Coursstürz der russischen Papiere verloren.

Digitized by Google

Es wäre undenkbar, wenn gründliche und tüchtige Volkswirthe nicht erkennen sollten, daß dieser ungeheure Verlust West-Europas an russischen Werthen zu einer Geldtheuerung führen muß.

In dem kürzlich erschienenen Elsterschen Wörterbuch der Volkswirthschaft schließt Professor Lexis seinen Artikel über die Krisen, nachdem er die Krisis des Jahres 1901 behandelt hat, mit folgenden Worten:

„Bald aber machte sich wieder eine aufsteigende Bewegung bemerklich, die bis zur Gegenwart (1906) gedauert hat und selbst durch die großen Verluste, die dem europäischen Capital aus der Entwerthung der russischen Papiere erwachsen sind, nicht zum Stillstand gebracht worden ist."

Kaum hatte Professor Lexis diese Worte, in denen er seiner Verwunderung über das Ausbleiben einer Krisis in Folge der russischen Katastrophe Ausdruck verleiht, geschrieben, so kamen auch schon die ersten Anzeichen der hereinbrechenden Geldkrisis. Im October 1905 hatten die Course an der Berliner Börse ihren Höhepunkt erreicht. Während des Jahres 1906 bröckelten sie langsam ab. Seit dem Frühjahr 1907 erfolgte in Deutschland wie in Amerika ein förmlicher Coursſturz.

Die Minderung der Consumtionsfähigkeit und Aufnahmefähigkeit West-Europas durch die russischen Verluste und das Abströmen des Geldes nach Rußland brachten die Course in West-Europa zum Sinken. Sobald das Geld knapp wird und der Bankier den Credit beschränkt, müssen die Course sinken. Seit dem Jahre 1903 hat West-Europa allmälig drei Milliarden Francs an den russischen Werthen durch den Coursſturz verloren und 3,7 Milliarden Francs in Gestalt von Anleihen nach Rußland fließen lassen. Diese 6,7 Milliarden Francs fehlen West-Europa in immer steigendem Maß und müssen den wirthschaftlichen Aufschwung zum Stocken bringen.

Neben diesen russischen Verlusten hatte West-Europa gleichzeitig das Unglück, ungeheure Verluste in Südafrika zu erleiden. Am 31. December 1904 bezifferte sich der Werth der Actien von 163 Transvaal-Gruben und Finanzgesellschaften auf 5520 Millionen Mark, während er sich am 31. December 1906 auf 2700 Millionen Mark erniedrigt hatte. Der Werth dieser Actien war also um 2820 Millionen Mark gesunken. Wenn man nun berücksichtigt, daß die Actien Ende 1904 über Gebühr hoch standen und daß nur ein Theil der gegenwärtigen Besitzer zu den höchsten Coursen gekauft hat, so muß man doch immerhin mindestens eine Milliarde Mark als Verlust West-Europas in den letzten beiden Jahren an südafrikanischen Werthen rechnen.

Durch die russischen und südafrikanischen Verluste war die Aufnahmefähigkeit des westeuropäischen Marktes für die Papiere des industriell rasch vorwärts stürmenden Amerika seit etwa einem Jahre sehr gesunken. Amerika konnte für seine Capitalisationen kein Geld mehr aus Europa bekommen. Gleichzeitig ließ die Nachfrage Europas nach amerikanischem Kupfer nach. Seit dem Frühjahr dieses Jahres stellte eine Reihe amerikanischer Eisenbahnen die beabsichtigten Neubauten ein. Der hohe Preis des Kupfers, der im März 1907 seinen Höhepunkt erreicht hatte, fiel bis zum Oktober um rund 50 Pfund Sterling pro Tonne. Die Kupferactien sanken gleichfalls. Aus dem Kupferkrach wurde ein Bankkrach.

Wenn man die Statistik der Production und der Consumtion in Amerika, England und Deutschland genau prüft, so sieht man, daß in den letzten sechs Jahren sich im Großen und Ganzen die Volkswirthschaft dieser drei Länder, abgesehen von der amerikanischen Krisis des Jahres 1903, in sehr erfreulicher Weise entwickelt hat. In Sonderheit hat die Landwirthschaft in Deutschland wie in Amerika große Fortschritte gemacht. Die Farmer im Westen von Amerika haben in großem Umfange ihre Hypotheken an die Bankiers zurückbezahlt. Der Baumwollanbau hat sich immer mehr nach dem Westen Amerikas ausgedehnt. In Amerika wie in Deutschland haben die Landwirthe bei guten Ernten und steigenden Preisen für Getreide wie Fleisch viel Geld verdient und ihre Ersparnisse zur Verbesserung ihrer Betriebe verwendet. In Deutschland würde das Stocken der Bauthätigkeit in den Städten in Folge der Geldknappheit schon längst die Herstellung von eisernen Trägern in bedeutendem Maße gemindert haben, wenn nicht bis jetzt die deutschen Landwirthe in ungewöhnlichem Umfang eiserne Träger zum Bau von neuen Stallungen, in Sonderheit Schweineställen, verwandt hätten. Gegenwärtig will es aber scheinen, daß der hohe Discont dem wirthschaftlichen Körper schwere Wunden schlägt. Die russischen, südafrikanischen und amerikanischen Verluste erzeugen durch das Mittel der Geldtheuerung auch in dem wirthschaftlich so gesunden Deutschland eine Industriekrisis und Handelskrisis.

Es wird Aufgabe des Deutschen Reiches sein, dafür zu sorgen, daß der Mangel an Circulationsmitteln nicht die Ursache von schweren und zahlreichen Bankrotten im Handel und in der Industrie wird. Das geeignete Mittel, einen solchen Schaden zu verhüten, dürfte nicht in der fortgesetzten Heraufsetzung des Disconts der Reichsbank bestehen, sondern in der Vermehrung des Papiergeldes oder der Banknoten auf Grund eines besonderen Gesetzes. Ein so ungewöhnlicher Nothstand erfordert auch ungewöhnliche Maßnahmen. Das Reich kann um so mehr ungewöhnliche Maßnahmen wagen, als die wirthschaftliche Zukunft der deutschen Nation wie der ganzen Welt sehr hoffnungsvoll ist. Zahlreiche Erfindungen und Verbesserungen der Production und des Verkehrs vermehren fortgesetzt die durchschnittliche Arbeitsleistung des Einzelnen. In meinem kürzlich erschienenen Buch „Die Eroberung der Luft, Kritische Betrachtungen über die Motorluftschifffahrt" (Berlin, Verlag von Georg Siemens) habe ich den Nachweis geführt, daß auch die von Gas getragenen Motorluftschiffe und die nicht von Gas getragenen Flugmaschinen schon in den nächsten Jahren zu dem wirthschaftlichen Aufschwung viel beitragen werden.

Churchills neue Afrika-Reise.

Von Woldemar Schütze (Hamburg).

Winston Churchill, der britische Unterstaatssecretär für die Colonien, der bereits eine größere Reise nach Südafrika hinter sich hat, ist gegenwärtig auf einer neuen großen Reise nach Ostafrika begriffen und am 28. Oktober in Mombassa eingetroffen. Die afrikanische Reise, die er jetzt vorhat, wird ihn durch verschiedene britische Besitzungen führen, von denen jede in ihrer Weise Probleme von großem Interesse und höchster Bedeutung für die Aufgaben einer tropischen Verwaltung bietet.

Es ist ein bemerkenswerthes Zeugniß für die großen Veränderungen, die in den Vorbedingungen für eine afrikanische Reise eingetreten sind, daß es jetzt in der verhältnißmäßig kurzen Zeit der Parlamentsferien möglich ist, eine Reise von Mombassa nach dem Victoria-Nyanza, durch das Protectorat Uganda und heimwärts auf der Nilroute zurückzulegen. Noch vor zehn Jahren legten die Streitkräfte des Mahdi einem solchen Unternehmen unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Aber was heutzutage noch etwas Besonderes ist, kann in den Tropen morgen schon ein Gemeinplatz sein, und die Eröffnung der Verbindung mit dem Herzen Afrikas ist so rapide vor sich gegangen, daß die Ankündigung der Reise des Herrn Churchill vielleicht nicht mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, als wenn Kanada sein Reiseziel gewesen wäre. Es ist nicht schwer, die Vortheile zu übertreiben, die man aus einer mehr oder weniger eiligen und flüchtigen Reise durch ausgedehnte Landstriche, die in physikalischer Beziehung grundver-

Digitized by Google

schieden sind und von Völkerschaften der verschiedenartigsten Typen und in den verschiedensten Stadien der Civilisation bewohnt sind, ziehen kann, und somit der für ihre gute Verwaltung und sparsame Erschließung verantwortlichen Centralgewalt die verschiedenartigsten Probleme zur Lösung vorzulegen. Die Fragen, denen man im Sultanat Zanzibar begegnet, sind nicht die gleichen wie die, die in den Hochländern von Ostafrika Aufmerksamkeit verlangen, wo bisher kriegerische Nomadenstämme herumzustreifen pflegten, und wo nun plötzlich weiße Ansiedler hineingeströmt sind. Und diese Fragen wiederum sind himmelweit verschieden von den Problemen, die die britische Regierung im Königreich Uganda zu lösen hat, wo ein hochorganisirtes System der Feudalverwaltung und eine ausgearbeitete Eintheilung in Allodien an die eingeborenen Häuptlinge und Grundbesitzer zu berücksichtigen ist, während in anderen Theilen des Protectorats Uganda unter den Zwergstämmen an der Westgrenze und unter den Dinkanegern im oberen Nilthale wieder ganz andere Zustände herrschen. Eine ungerechtfertigte Zuversicht, begründet in einer oberflächlichen Bekanntschaft mit diesen Landstrichen, kann mehr politische Fehler hervorrufen, als eine Unkenntniß, die ihre eigenen Grenzen kennt. Mit diesem Vorbehalt kann die Absicht der an der Spitze der Verwaltung stehenden Männer, sich durch eigenen Besuch der Schutzgebiete Kenntnisse aus erster Hand zu erwerben, nur warm begrüßt werden.

Es ist wahrscheinlich nicht nur der allgemeine Wunsch, die Verwaltungsprobleme im äquatorialen Afrika zu studiren, der den britischen Unterstaatssecretär veranlaßt hat, diese Reise zu unternehmen. Das Motiv muß vielmehr in den besonderen Verwirrungen gesucht werden, die aus der Erschließung des Protectorates Britisch-Ostafrika und aus der Entwicklung der Hochländer als Besiedelungsgebiete für den Weißen entstanden sind. Das Hauptwerkzeug, das diese Lage herbeiführte, war unzweifelhaft, abgesehen von den natürlichen Vorzügen des Landes, die Uganda-Eisenbahn. Diese Bahnlinie ist vielen Kritiken unterworfen gewesen. Die zu durchquerende Strecke, vielfach durch dichte Dornenwaldungen gehend, steigt bei Meile 350 bis zu 7700 Fuß Höhe, fällt dann bis zu 6000 Fuß bei Meile 425 in den großen centralafrikanischen Graben, erhebt sich dann wieder bis zu 8300 Fuß bei Meile 490 und senkt sich schließlich auf 3700 Fuß, bevor sie den Victoria-Nyanza erreicht. Daß der Kostenvoranschlag für die Bahn erheblich überschritten werden mußte, stimmt nur mit der allgemeinen Erfahrung in Afrika überein, wenn auch Fehler und Vergeudungen ohne Zweifel zu dem Schlußresultat beitrugen. Nichtsdestoweniger war der Erfolg im Ganzen, selbst vom finanziellen Gesichtspunkte aus, befriedigender als man erwarten konnte, als die Linie in den letzten Tagen des Jahres 1901 vollendet war, d. h. sechs Jahre nachdem der Chefingenieur und sein Stab zuerst in Mombassa den Fuß ans Land gesetzt. Schon 1904/5 überstiegen die Einnahmen die Betriebsausgaben um 2639 £, und in dem folgenden Jahr stieg der Ueberschuß auf 56678 £. In dem letzten Finanzjahr erhoben sich die Nettoeinnahmen weiter auf 76150 £, obgleich zur Förderung der landwirthschaftlichen Entwicklung des Schutzgebietes die Frachtraten für die meisten Getreidesorten und Saaten bis auf einen halben Penny für die Ton-Meile herabgesetzt waren. Für den britischen Reichs-Schatzmeister, der immer noch für das Schutzgebiet einen starken Zuschuß aufzubringen hat, der in diesem Jahre 150000 £ beträgt, ausschließlich der bedeutenden Summe für Zinsen und Amortisation auf die Eisenbahnanleihe, ist der Eintritt der Bahn in die zahlenden Zweige der Verwaltung ein Umstand, zu dem er sich nur beglückwünschen kann.

In den ersten zwei oder drei Jahren dieses Jahrhunderts waren übertriebene Gerüchte in Umlauf über das herrliche Klima des Landes und die großartigen Chancen für die Viehzucht, die sich auf dem Hochplateau darböten, und es waren daher Seitens der Regierung keine angemessenen Vorkehrungen getroffen für das plötzliche Einströmen von Ansiedlern, zumeist aus Südafrika, die in unerwarteter Zahl auf die ausgegebenen Einladungen hin ankamen. Das erste Hemmniß bestand in dem Mangel jeglicher Vermessung des zur Besiedelung verfügbaren Landes. Man kann sich einen Begriff von der damals herrschenden Confusion machen, wenn man hört, daß die Durchschnittszeit, die von dem Datum des Antrages bis zum Datum der Registrirung verfloß, gerade etwas über ein Jahr betrug. Die Vermessungsabtheilung ist seitdem verstärkt und reorganisirt worden, und im letzten Jahre wurde ein Gebiet von insgesammt 870267 Acres zum Zwecke der Landzutheilung vermessen. Aber dieser Mangel an Vermessungen war nur einer von den vielen Umständen, über die die weißen Ansiedler laute Klagen erhoben. Ihre Hauptbeschwerden richteten sich auf die Beschränkungen, die dem Landerwerb auferlegt waren und ursprünglich nur den Zweck verfolgten, eine Landspeculation zu verhindern. Ferner beschwerten sich die Ansiedler über die Anwendung der indischen Gesetze auf das Schutzgebiet, über die Beschäftigung von eingeborener Polizei und im Allgemeinen über die Eingeborenenpolitik der Regierung, welch letzteres Gefühl noch jüngst in der unglückseligen Prügelaffäre in Nairobi zum Ausdruck kam. In mancher Hinsicht wird man solche Fälle stets bei einer kleinen weißen Bevölkerung zu befürchten haben, die nicht immer die Pflichten und die Verantwortung der Regierung gegenüber allen ihr unterstellten Rassen richtig abschätzt. In Britisch-Ostafrika giebt es etwa 2000 Weiße, einschließlich der Regierungsbeamten, dagegen mehr als zehnmal soviel Asiaten und wahrscheinlich etwa vier Millionen Eingeborene.

Seitdem ist dort viel geschehen, um die Wünsche der Ansiedler zu erfüllen. Die Reorganisation der Polizei ist in die Hand genommen worden, und Lord Elgin hat die Gründung einer kleinen weißen Polizeitruppe für den Bezirk Nairobi genehmigt. Je nachdem sich die Gelegenheit darbietet, sollen die indischen Gesetze durch lokale Verordnungen bei Seite geschoben werden, aus welch letzteren specifisch indische Bestimmungen, die sich als nicht wünschenswerth erweisen, auszulassen sind. Schon sind ferner Vorkehrungen getroffen zur Regelung des Proceßverfahrens bei Europäern und Amerikanern. Bezüglich der Landgesetze des Schutzgebietes sind Schritte eingeleitet zur Einführung von Abänderungen, die den vernünftigen Wünschen von bona fide Ansiedlern entsprechen sollen. Selten wird eine Gemeinschaft, die sich hart behandelt glaubt, mit Abänderungen zufrieden sein, die die Behörden für ausreichend erachten, um allen „vernünftigen Wünschen" zu entsprechen. Aber es steht doch zu hoffen, daß die Errichtung eines gesetzgebenden Rathes, wozu nichtbeamtete Mitglieder bereits ernannt sind, eine neue und glücklichere Aera in den Beziehungen zwischen der Verwaltung und den weißen Ansiedlern in dem Schutzgebiete Britisch-Ostafrika herbeiführen wird. Wenn Herr Churchill einen offenen Sinn für die Probleme mitbringt, so wird seine Reise von dem größten öffentlichen Nutzen sein. Glücklicher Weise sind die obigen Fragen bisher noch nicht in die Arena der britischen Parteipolitik hineingezerrt worden, und man kann nur hoffen, daß der Unterstaatssecretär diese Probleme mit einer weitsichtigeren Staatskunst lösen wird, als er sie bisher nur allzu oft in der Behandlung colonialer Fragen an den Tag legen konnte.

Digitized by Google

Heilmittel und Gifte. — Nahrungsmittel und Genußmittel.

Von Dr. med. Wilhelm Sternberg (Berlin).

I.

Alles, was wir zu uns nehmen und genießen, dient bestimmten Zwecken. Ein Theil soll uns ernähren, um uns am Leben und gesund zu erhalten; altes abgenutztes Material unseres Körpers muß ersetzt werden, der Körper muß zeitweise zunehmen und wachsen, neue Körperbestandtheile müssen angesetzt werden. Ein anderer Theil soll uns Genuß bereiten. Wiederum ein Theil soll uns, wenn wir krank sind, heilen. Schließlich kann ein Theil uns krank machen und unser Leben zerstören. Man unterscheidet so Nahrungsmittel, Genußmittel, Heilmittel und Gifte.

Auf die einfachste Weise hat man von jeher auch Nahrungsmittel als Heilmittel verwandt. Bekannt ist der Ausspruch von Achill in Shakespeares „Troilus und Cressida", Act 2, Scene 3: „Ei, mein Käse, mein Verdauungspulver".

Mit keinem einzigen Wort wird ein so allgemeiner Mißbrauch getrieben wie mit der Bezeichnung „Gift". Die schrecklichsten Schrecken des Todes bringt uns das bloße Hören und Gedenken des Wortes „Gift", ganz anders das des Compositum „Mitgift", das nur den Schwiegervater in arge Verlegenheit und bange Schrecken zu versetzen pflegt. „Gift" kommt von „geben", ebenso wie „Datum" des Kalenders von „dare". Gift und Datum bedeutet also nichts weiter als Gegebenes.

Es ist merkwürdig: die Heilmittel und Gifte zeichnen sich durch einen Ungeschmack oder Ekelgeschmack, die Nahrungs- und Genußmittel durch einen Wohlgeschmack aus, wenn sie die Kochkunst zu Speisen zubereitet hat. Jene werden daher gemieden, diese gesucht. Die Producte der Apotheke, die zu allermeist die bittere Geschmacks-Qualität zeigen, zeichnen sich in demselben Maße durch den Mangel an Genuß aus, wie die Producte der Küche dadurch gerade ausgezeichnet sind. Am meisten sind die Zubereitungen der Kochkunst und Backkunst aus der Conditorei beliebt, die die eine Geschmacks-Qualität, die süße, zeigen, so daß man direct vom „Naschen" dieser Genußmittel spricht. Also am meisten entgegengesetzt sind die Producte der Zuckerbäckerei und die der Apotheke.

Die Nahrungsmittel müssen, da sie zum directen Ersatz der durch den Stoffwechsel verbrauchten Körpersubstanz dienen, in mehr oder minder ähnlicher Form die Stoffe enthalten, aus denen unser eigener Körper besteht. Durch den Verdauungsproceß werden sie in unsere eigenen Körperbestandtheile umgewandelt und gehen so in Fleisch und Blut über. Die Nahrungsmittel sind also Körper-gleich.

Die Genußmittel jedoch dienen nicht zum directen Ersatz der durch den Stoffwechsel verbrauchten Körpersubstanz. Sie gehen nicht in unsere Körperbestandtheile über. Die Genußmittel sind also Körper-fremde Stoffe.

Es dürften daher diese Begriffe und Bezeichnungen von der Gleichheit und Ungleichheit nützlich sein, wenigstens in der Physiologie, wie sie in der Pathologie alt und veraltet sind, nämlich „Homöopathie" und „Allopathie", die man höchst überflüssiger Weise sogar heutzutage noch an jeder Apotheke anbringt.

Genußmittel und Gift sind an sich nicht principiell verschieden, ebenso wenig Nahrungsmittel und Genußmittel. Kann doch ein und dasselbe Mittel zugleich Nahrungsmittel, Genußmittel, Heilmittel und Gift sein. In neuerer Zeit spricht man auch von „Genußgiften", „genußgiftigen Eigenschaften", der „Reizmittel-Natur" eines Stoffes.

Allein es muß doch festgestellt werden, daß weder die Sprachen eine solche Bezeichnung, noch die Wissenschaften einen solchen Begriff kennen.

Es ist außerordentlich merkwürdig, daß die Menschen in den verschiedensten Theilen der Erde und zu den verschiedensten Zeiten stets eine Reihe sehr verschiedener Pflanzenbestandtheile sich zu Genußmitteln auszusuchen verstanden haben, die einen- und denselben wirksamen Stoff enthalten. Es ist das doch gewiß kein bloßer Zufall, daß unter den mannigfachen längst beliebten Genußmitteln ganze Reihen einen und denselben wirksamen Bestandtheil besitzen. Noch merkwürdiger ist es aber, daß die Menschen alle Pflanzen mit Koffeïngehalt bald ausfindig gemacht haben. Der Mensch scheint alle koffeïnhaltigen Pflanzen der Erde erschöpfend aufgespürt und sich schon seit Alters her zu Nutze gemacht zu haben. Das ist um so bemerkenswerther, als die Menschen das Genußmittel sich nicht etwa erst nach vorherigen chemischen Untersuchungen ausgesucht haben, sondern lediglich von dem Verlangen nach Genuß geleitet.

Es ist recht seltsam, daß der Werth der Genußmittel bisher stets vom Gesichtspunkt der Heilmittel in der Wissenschaft beurtheilt wird. Es ist außerordentlich auffallend, daß über die Bedeutung der Genußmittel die Fachmänner der Arzneimittel-Lehre allein urtheilen. Dieser Standpunkt muß doch aber als ebenso einseitig angesehen werden, wie wenn die Cafétiers allein den Werth des Kaffees oder die anderen gewerblichen Fachmänner, die den thatsächlichen Preiswerth der Genußmittel vorschreiben, gar die Heilmittel und vollends die Gifte endgiltig beurtheilen wollten. Dabei waren merkwürdiger Weise fast alle Genußmittel schon längst als Genußmittel beliebt und gebräuchlich, bevor die Wissenschaft die wirksamen Bestandtheile in ihnen fand und diese sogar zu Heilzwecken verwandte. Erst der modernen Strömung der Medicin blieb es vorbehalten, in ihnen „Gifte" zu erkennen. Der von jeher enthaltsame Mediciner ist eben kein Genußmensch und hat einen schwachen Magen, weil der Arzt, eine ideale Natur, sich den Wissenschaften zu sehr widmet, wie schon der alte Celsus sagt: „imbecilles stomacho, quales maxima pars literatorum, omnesque fere cupidi literarum sunt". Wie müssen sich die Zeiten seit Celsus geändert haben!

Dadurch, daß man die Genußmittel unter dem Gesichtspunkt der Arzneimittel stets betrachtet, hat man lediglich in der Genuß-Wirkung das Wesen des Genusses gesehen. Bei dieser Genuß-Wirkung hat man aber die psychische Genuß-Wirkung im Allgemeinen sehr unterschätzt. Und doch ist sie in hervorragendem Maße bemerkbar und bemerkenswerth, wie sie auch individuell recht verschiedenartig auftreten kann.

Verschieden wird schon die psychische Beeinflussung durch den Kaffee beurtheilt. Eine altarabische Dichtung sieht im Kaffee den Sorgenbrecher, den Gegenstand der Wünsche desjenigen, der sich der Wissenschaft hingiebt, und die Quelle der Gesundheit.

Lessing*) sucht die psychische Beeinflussung in anderer Richtung, indem er sagt: „Hier kommt eine Nahrung, bei der man eher Grillen machen kann, der liebe melancholische Kaffee."

Goethe stimmt darin mit Lessing überein; denn er urtheilt in „Wahrheit und Dichtung" über die Entstehung einer Erkrankung am Schlusse seiner Leipziger Studienzeit:

„Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigne triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralysirte meine Eingeweide und schien ihre Funktionen völlig aufzuheben, so daß ich deßhalb große Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können."

Ebenso hebt Lessing die psychische Einwirkung des Genusses von Datteln („Nathan" I, 5) hervor.

---

*) Minna von Barnhelm IV, 1.

Digitized by Google

Klosterbruder:
Die Tische waren schon besetzt: komm' aber
Der Herr nur wieder mit zurück.
Tempelherr:
Wozu?
Ich habe Fleisch wohl lange nicht gegessen:
Allein was thut's? Die Datteln sind ja reif.
Klosterbruder:
Nehm sich der Herr in Acht mit dieser Frucht.
Zu viel genossen taugt sie nicht: verstopft
Die Milz, macht melancholisches Geblüt.
Tempelherr:
Wenn ich nun melancholisch gern mich fühlte?

Wenn aber wirklich der Genuß des Genußmittels allein oder wenigstens hauptsächlich in seiner Wirkung gelegen wäre, dann drängt sich die Frage auf: Ist denn nicht das Heilmittel, das doch lediglich eine Wirkung auszuüben hat, nicht auch als Genußmittel anzusehen?

Giebt es denn nicht wenigstens eine große Anzahl unter den Heilmitteln, welche zu gleicher Zeit einen Genuß bereiten, also Genußmittel sind?

Warum giebt es unter den Heilmitteln nicht ein einziges, das selbst bei vollkommenster Wirkung doch keinen Genuß bereitet?

Ist etwa der thatsächliche Genuß, den ein erfolgreich angewandtes Heilmittel mit der Beseitigung von Schmerzen und Beschwerden bereitet, dasjenige, was wir unter „Genuß" im Allgemeinen verstehen? Ist ein solches Heilmittel als ein „Genußmittel" anzusehen?

Morphium, unter die Haut eingespritzt, mag dem Morphinisten wohl Genuß bereiten, möglicher Weise sogar noch größeren als die Einnahme des Morphiums durch den Mund, da der Geschmack ein unangenehmer ist. Allein der Genuß des Morphiums beruht für den Morphinisten nur in seiner Genuß-Wirkung. Deßhalb ist ja auch Morphium kein Geschmacks-Mittel und kein Genußmittel für den Gesunden, sondern nur für den Kranken und auch für diesen sogar ein Gift.

Friedrich Wilhelm von Braunschweig.

Von Dr. Julius Ritter v. Newald (Melk).

I.

Der „unbesiegte Welfe", von dem selbst Napoleon gesagt hat: „C'est un vaillant guerrier", hat, ohne zu den ganz Großen oder Idealreinen zu zählen, Gemüth und Einbildungskraft des Volkes allezeit gefangen genommen. Dem Psychologen und Historiker aber ist dieser Enkel Heinrichs des Löwen durch seinen scharfgeschnittenen Charakterkopf und durch die ethische Bedeutung, die seine mißglückte Schilderhebung von 1809 für die späteren großen Befreiungskämpfe gewann, merkwürdig. Die Schicksale dieses stahlharten Mannes aus der „Zeit der schweren Noth" sind wiederholt geschildert worden, so von Schneidwind, W. Müller u. A. Nun läßt Dr. Paul Zimmermann*) die Zeitgenossen über den Braunschweiger sprechen, dessen Heldenzug quer durch Deutschland die einstimmige Bewunderung von Mit- und Nachwelt fand, dessen persönliche Eigenart aber sonst recht verschieden beurtheilt worden ist. Drei jetzt schon selten gewordene Schriften vereinigt Zimmermanns Buch im Neudruck. Alle drei liefern manch feinen Zug, manch kräftigen Strich zum Bilde des trotzigen Welfensohns. Da ist zunächst die 1816 erschienene Schrift des Geistlichen Dr. Karl Venturini, eines deutschen Patrioten, der selber in der schwersten Zeit der westfälisch-jerômischen Herrschaft seine Gesinnung offen bekannte und den Zorn der französischen Machthaber erregte. Sein vortrefflich und warm geschriebenes Büchlein „Ehre und Wahrheit für Friedrich Wilhelm, den verewigten Herzog von Braunschweig-Lüneburg u.s.w." verfolgte den Zweck, den damals jüngst verstorbenen Fürsten gegen so manche laut gewordene, ungünstige Beurtheilung in Schutz zu nehmen. Naturen wie die Friedrich Wilhelms lassen sich nur gerecht beurtheilen, wenn man ihr Werden verfolgt. Die geschichtlich bekannten Vorzüge und Fehler des uralten Welfenstammes, die sich bei diesem Sprossen recht deutlich wiederfinden, seine freudlose Jugend, die verkehrte Erziehung, das Familien-, Landes- und nationale Unglück, das seine Jünglingsjahre verbitterte, dürfen nicht übersehen werden, wenn man ein geschichtliches Porträt zeichnet, in dem viel Schatten, aber auch viel Licht ist.

Herzog Karl von Braunschweig (der nachmalige unglückliche Feldherr von Jena, in der Geschichte seines engeren Vaterlands übrigens mit Ehren zu nennen) hatte in seiner Jugend selbst eine mehr als liberale Erziehung genossen. Vielleicht gerade deßhalb glaubte er, seine vier Söhne nicht kurz und knapp genug halten zu können. Die drei älteren Prinzen wurden — wie Venturini berichtet — infolge eines absonderlichen ärztlichen Rathes fast gleich nach ihrer Geburt im kalten Wasser gebadet und auch sonst so unvernünftig behandelt, daß sie Gesundheitshavarien für ihr ganzes Leben mitnahmen. Friedrich Wilhelm, der jüngste der vier Söhne (geboren zu Braunschweig 9. October 1771) entging zu seinem Glücke solch spartanischer Kinderpflege und wuchs körperlich sehr kräftig heran. Die Mutter, eine sanftliebende Frau, scheint keinen Einfluß gehabt zu haben. Der Vater aber, von seinen Söhnen wie eine strafende Gottheit gefürchtet, war fast immer mißmuthig und hart, kümmerte sich auch nur wenig und sprunghaft um die Erziehung, die denn auch völlig systemlos war. Wir lesen von einem Herrn von Dithfurth, Friedrich Wilhelms ersten Erzieher, der den Knaben einmal bei Tische ob eines kleinen Versehens so derb mit der Faust ins Gesicht schlug, daß das Blut aus Mund und Nase drang. Dann wieder von einem andern würdigen Pädagogen, der ein Trinker war und das Schlafzimmer seiner Zöglinge oft zum Schauplatz seiner sonstigen Vergnügungen machte. Friedrich Wilhelm wurde bald ein vortrefflicher Tänzer, Fechter und Reiter. Aber selbst in den militärischen Wissenschaften wurde er nur ganz oberflächlich unterrichtet. Vortreffliche Anlagen sind hier offenbar durch verfehlte Erziehung verdorben worden oder doch verkümmert geblieben.

Der junge Mann trat in die preußische Armee, nahm seit 1792 an dem Kriege der ersten Coalition theil und gab Proben von Muth und Ehrgeiz. Aber zwischen ihm und seinem Vater blieb eine tiefe Kluft. Herzog Karl ließ seinen Sohn, als dieser schon Oberst im Thadeus'schen Regiment zu Halle war und schon den Schwarzen Adlerorden trug, durch die älteren Offiziere wie einen Knaben überwachen und sich über ihn ständig berichten. Die Folge war, daß der feurige junge Mann sich insgeheim um so intensiver amüsirte, und daß er sein Vertrauen meist unwürdigen Personen der dienenden Klasse schenkte. Wegen Reibereien mit den Hallenser Studenten wurde er nach Prenzlau versetzt. Manch toller Streich des Prinzen, manch Ausbruch von Rohheit, die aber doch nicht aus Seelengemeinheit kam, wird aus dieser Zeit berichtet. Bemerkenswerth aber ist, daß der Jüngling, dem es an Bildung, aber nicht an Verstand gebrach, das herannahende nationale Unglück vielleicht schärfer erkannte, als manch superkluger Politiker und besternter General, daß er sich über den im Heere Friedrich Wilhelms II. herrschenden Geist, über die Gebrechen in dessen Verfassung oft in bittrer Weise aussprach.

1795 hatte Preußen mit Frankreich seinen verhängniß-

*) Friedrich Wilhelm Herzog zu Braunschweig-Lüneburg-Oels in Stimmen seiner Zeitgenossen. Braunschweig 1907, Verlag von Wilhelm Scholz.

Digitized by Google

vollen Separatfrieden von Basel gemacht. 1800 sehen wir den Prinzen als Generalmajor, 1802 heirathete er eine Tochter des Erbprinzen von Baden (eine nach stürmischen Anfängen sehr glücklich gewordene, jedoch nur kurz währende Ehe) und 1805 erbte er von seinem Oheim Friedrich August die in Preußisch-Schlesien liegenden Herzogthümer Oels und Bernstadt, wodurch sich seine Finanzen etwas selbstständiger gestalteten. Friedrich Wilhelm war damals, nach zeitgenössischen Berichten, ein hervorragend schöner Mann, groß und wohlgebaut, die Haltung edel und frei. Kraft und Gewandtheit sprach aus jeder seiner Bewegungen; besonders vortheilhaft sah er zu Pferde aus, recht danach angethan, Weiberköpfe zu verdrehen. Ein Porträt, wohl aus etwas späterer Zeit, zeigt uns den Herzog in seiner schwarzen, verschnürten Uniform, über der hohen Stirne dünnes Haar, die Züge des Antlitzes vielleicht nicht schön, aber von einem ganz besondern Ausdruck der Heftigkeit und des Muths; unter auffallend starken Brauen blitzen uns ein Paar durchdringende Augen an.

Das bitterste Jahr preußischer Geschichte brachte auch für Land und Haus Braunschweig die verhängnißvolle Wendung. Herzog Karl, gleich zu Beginn der Schlacht von Jena tödtlich verwundet, endete unter den sattsam bekannten, tragischen Umständen. Sein ältester Sohn war einige Monate vorher plötzlich gestorben, die zwei nächsten verzichteten auf die Erbfolge, so war der viertgeborne Friedrich Wilhelm wider alles menschliche Erwarten zur Regierung des Ländchens berufen. Ein Machtspruch Napoleons hindert ihn daran. Braunschweig wurde dem neuen Königreich Westphalen zugeschlagen und erhielt in des Kaisers jüngstem Bruder Hieronymus, dem einstigen Handlungscommis, dann entlaufenen Marineofficier, einen würdigen Landesvater, den König „Morgen wieder lustik!"

Friedrich Wilhelm, der an der Schlacht von Jena nicht theilgenommen hatte, wurde mit Blüchers Corps in Lübeck eingeschlossen und bei dessen Capitulation auf Ehrenwort entlassen. Aus jenen Tagen des Unglücks, zu dem auch noch der Tod von Friedrich Wilhelms junger Gattin kam, stammt des Braunschweigers tiefe Verbitterung, sein so oft betontes launenhaftes und reizbares Wesen. Aus preußischem Dienste getreten, lebte er heimathlos, bis Oesterreich 1809, diesmal ohne jeden Bundesgenossen, ungenügend gerüstet und gegen den Rath seiner besten Männer, wider Napoleon losschlug. Damit begann in Friedrich Wilhelms ruhelosem Leben jener Abschnitt, der ein in seinen Hauptzügen genügend bekanntes, einzig merkwürdiges Stück deutscher Geschichte umschließt: wie der trotzige Welfe, als „deutscher Reichsfürst" und Bundesgenosse Oesterreichs in Schlesien und Böhmen eine Freischar warb, die ein Corps der Rache werden sollte; wie er in das mit Frankreich verbündete Sachsen einfiel, mit verblüffender Raschheit Erfolg auf Erfolg häufte, Dresden, Meißen, Leipzig besetzte, von österreichischen Streitkräften unterstützt Jérome und Junot schlug, dann aber doch von der vereinigten französisch-westphälisch-sächsischen Uebermacht wieder nach Böhmen zurückgeworfen wurde.

Von den gehässigen Uebertreibungen abgesehen, ist es zweifellos, daß Friedrich Wilhelms „Schwarze Legion" (Offiziere und Mannschaften trugen schwarze Uniformen mit dem Todtenkopf auf dem Tschako) sich manche Ausschreitung und manche Erpressung gegen die sächsische Bevölkerung zu Schulden kommen ließ. In dem Freicorps, bei dessen Aushebung Friedrich Wilhelm ja nicht allzu wählerisch sein konnte, dienten eben neben wahrhaft patriotischen Männern auch zweifelhafte Persönlichkeiten und ausgesprochenes Gesindel. Die Manneszucht war eine lockere, und der österreichische Generalissimus, Erzherzog Karl, ermahnte den braunschweigischen Bundesgenossen in sehr ernsten Worten, seine Leute besser im Zaum zu halten. So konnten Jerôme und General Gratien sich als die Befreier Sachsens vor den „schwarzen Banditen" aufspielen und Friedrich Wilhelms flammende Proclamationen blieben ohne viel Erfolg. „Hessen, Preußen, Braunschweiger, Hannoveraner," hatte er gerufen, „und Ihr Alle, die Ihr den hohen Namen Deutsche führt, eilt herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinen Unterdrückern zu rächen, und unser unglückliches Vaterland von dem schnöden Joche zu befreien, unter dem es schon so lange seufzt. Der Augenblick der Befreiung ist gekommen, kein günstigerer erscheint wieder" u. s. w.

Der kühne Versuch eines Einzelnen, mit einer kleinen Schaar ganz Norddeutschland mit sich zu reißen, war mißlungen. Oesterreich legte nach der Niederlage bei Wagram die Waffen nieder. Aber Friedrich Wilhelm, der sich nicht als General des Kaisers, sondern als dessen Bundesgenosse fühlte, beugte sich nicht. Und nun ließ er die erstaunte Welt noch Merkwürdigeres, schier Unglaubliches sehen. In Zittau sammelt er seine Leute und schlägt ihnen vor, bis zu den Wesermündungen durchzubrechen, um sich im sicheren England für die Zeit der Rache aufzusparen. Fast Alle folgen ihm, — 1200 Mann zu Fuß, 700 Reiter und sechs Kanonen. Von der Grenze Böhmens zur Nordsee! — etwa 530 Kilometer in der Luftlinie. Ein „heroischer, gleichsam geisterhafter Zug", der die Phantasie der Zeitgenossen aufs Nachhaltigste ergriff, ein deutsches Seitenstück zu Xenophons classischer Anabasis. Und der Zug quer durch Deutschland, fast ganz durch sächsisches und westphälisches Gebiet, mitten durch die hundertfache Uebermacht der feindlichen Truppen, gelang.

Am 20. Juli brachen die „Schwarzen" auf; am 25. sind sie Leipzig, Tags darauf in Halle, am 29. nehmen sie Halberstadt im Sturm und machen nach furchtbarem Straßenkampfe ein ganzes westfälisches Regiment zu Gefangenen, am 31. Juli sind sie in Braunschweig. Ueber Friedrich Wilhelms kurzen Aufenthalt in der Residenz seiner Ahnen giebt uns eine Schrift des Gastwirths und Pferdehändlers Heinr. Konr. Stäffe „vom weißen Roß" in Braunschweig einigen Aufschluß. Stäffe war ein treuer Anhänger des Herzogs, der während der westphälischen Zeit dreimal im strengsten Geheimnisse Braunschweig besuchte, im „weißen Roß" einkehrte und nur knapp den Nachforschungen der napoleonischen Polizei entging.

Man liest wohl anderwärts, daß der Herzog, um die Braunschweiger Bürgerschaft nicht der nachträglichen Rache seiner Feinde auszusetzen, seine Hauptstadt nicht betreten habe. Das ist (nach Stäffe) falsch. Friedrich Wilhelm hielt unter dem Jubel seiner Landeskinder Einzug in Braunschweig, eilte durch die verwaisten Räume des väterlichen Schlosses, übernachtete aber nicht dort, sondern ließ sich vier Stück Kornstroh in den Linkeschen Garten bringen. Darauf lagerte er sich und deckte sich mit dem Mantel zu. Er war ja gewohnt, alle Strapazen des Krieges mit seinen Schwarzen zu theilen, auch wo er es sich für seine Person hätte bequem machen können. Auch die Mannschaft nächtigte nicht in der Stadt, sondern hielt Freilager am Petrithore. „Die Bürger, für ihr Eigenthum besorgt, wagten auch keine entscheidende Partei zu nehmen. Nur an Speise und Trank ließ man es der Schaar nicht fehlen." Die Jugend freilich war nicht so ängstlich. Schüler entliefen ihren Lehrern, Lehrjungen ihren Meistern, Knaben und Jünglinge aus allen Ständen schlossen sich dem Herzoge an.

Vom Tode.

Studie von Paul Friedrich (Berlin).

Die Zeit, wo die Blätter von den Bäumen fallen und auf den Gräbern der Todten Lichter der Erinnerung durch den Nebel weinen, rechtfertigt, daß wir einmal das Todesproblem nicht zunächst nach seiner metaphysisch-ethischen Seite,

Digitized by Google

sondern als ästhetisches Phänomen der mehrtausendjährigen Menschheitskunst betrachten. Es wird sich uns zeigen, daß ein dreimaliger fundamentaler Wandel sich in der Todesidee vollzog, den eine mehr subjective vierte Ansicht krönen mag. In diesem Wandel spiegelt sich die Entwicklung der Menschheitscultur wieder, die, wie wir wohl ohne Uebertreibung sagen dürfen, jetzt am Anfang ihres dritten großen Bewußtseinstages steht.

Die Urmenschheit, die, noch tief in der Thierheit befangen, sich erst in mühevollem Wandern dem fernen Dämmerlichte der Civilisation und Cultur näherte, wird den Tod für das gehalten haben, für das ihn auch die vernunftlose Kreatur in der Gestalt des kraftüberlegenen Gegners hält: für den unsichtbaren großen Jägerfeind, der irgendwo lauernd aus dem Dunkel der Zukunft seinen Giftpfeil von der Sehne schießen wird. Sie wird nicht, ohne an ihn zu denken, gelebt haben, aber sie vermochte sich ebenso wie auch über die andern Naturerscheinungen keine sinnvolle Rechenschaft von ihm zu geben, sie erduldete ihn murrend oder schweigend. Aber sie begann allmälig gewisse Vorstellungen transcendenter Natur mit ihm zu verknüpfen und zwischen den hauptsächlichsten Arten des Todes zu unterscheiden.

So war allen kriegerischen Völkern — nicht etwa nur den Germanen — der Schlachttod das höchste Ziel ihrer Sehnsucht, während der Strohtod den Makel des Ruhmlosen trug. Den für seine Sippe, seine Gefolgschaft, seine Heimath gefallenen Helden läßt unsere völkische Ursage von den Schlachtjungfrauen, den Walkyrien nach Walhall getragen werden, wo ihnen ewiger Becherklang und ewiger Männerkampf an der Seite der Asen winkt. Den in der Hauptsache jagdtreibenden Indianern öffnen sich hinter diesem Lebenstag die ewigen Jagdgründe und Trophäen, Skalpe, Gefangene, Sklaven begleiten den Indoarier hinüber in ein „anderes Leben", wie denn gerade der Indogermane eine durchaus metaphysische Natur ist, die sich den Tod als letzten Schlußstein überhaupt nicht zu denken vermag.

Allmälig läuterten sich die Ideen über Gut und Böse, Recht und Unrecht, und damit erhielt der Tod jene geheimnißvolle Beziehung zur Gerechtigkeit und dem Gericht. Die Seelen der Abgeschiedenen erscheinen bei Egyptern, Hellenen und vielen andern Völkern vor dem Todtenrichter, der sie wägt und ihnen entweder ewige Verdammniß und ewige Seligkeit dictirt, oder aber wie es der tiefsinnige bramaistische Mythos Indiens thut, sie in anderen niederen oder höheren Formen und Gestalten das lange Werk der inneren Selbstvollendung erstreben läßt. Die Ungewißheit nach dem Tod lag so schwer auf den noch einfachen und einfältigen Gemüthern jener Vorbereitungszeit, daß der Tod dem gegenüber nahezu bedeutungslos erscheinen, besser zurücktreten mußte.

Dem tieferen, philosophisch-ästhetischen, sinnlich anschaulichen Denken der Hellenen war es vorbehalten, eine erste kühne Personificirung, besser Symbolisirung der Todesidee im Allgemeinen zu vollziehen. Ihrem Harmoniebedürfniß, das vor allem Harten und Grausamen in Leben und Form zurückbebte, entsprach es, daß sie den rächenden, den heimtückisch mordenden Tod mit Stillschweigen übergingen. Sie sahen in dem erkennenslosen Wandel im Nebeldämmer der stygischen Schattenwiesen, wo der Asphodelos an den Ufern der Vergessenheit blüht — die furchtbarste Marter für den plötzlich oder unschön Gestorbenen. Während das helle, klare Tageslicht der eleusischen Fluren den Seligen lacht ... Für die Rache hatten sie nur das Symbol der unsterblichen Erynnien, die den Mörder mit der Schlangengeißel verfolgen und nie zur Ruhe kommen lassen oder jene mythischen, grandiosen Bilder ewigen Müssens und vergeblichen Strebens, wie sie sich in der Sage von den Danaiden, Ixion, Tantalos verkörpert haben. Der Tod war die ersehnte Ruhe, die Lösung gespannter Kräfte, die Eintracht, das Zusammenklingen des Entzweiten, der volle Accord. Und so ist ihr Bild des Thanatos im Grunde das eines gütigen Genius, der zwar trauernd über das verlöschende Licht, die Lebensfackel zu Boden kehrt, aber mit milder Nothwendigkeit. Schiller hat diesen heiteren Hellenentod, der nur auf einem sehr dunklen Seelengrunde entstehen konnte, wundervoll in den „Göttern Griechenlands" dem schreckhaften, entsetzlichen Todesgedanken des Mittelalters contrastirt. Und dennoch war dieser Wandel ein unbedingter Fortschritt, eine Losmachung von einer durch und durch einseitigen Anschauung, die große Ergänzung eines veredelten naiven Glaubensempfindens. Die Todesidee des Christenthums ist düster und helldunkel — sie ist umschauert von den Schrecken des Geheimnißvollen und umkleidet mit den Insignien einer dämonischen Innerlichkeit und dramatischen Größe. Wieder spielen die frühindoarischen Gerichtsvorstellungen stark und farbegebend in das Bild. Das Leben ist nicht mehr ein zweifelhaftes Geschenk, das von den Göttern gleichsam aus Mitleid sanft zurück gefordert wird, sondern es ist ein Kampf der Seele mit der Natur, des Geistes mit dem Fleisch, der edlen und der niedern Triebe auf Leben und Tod. Aber nicht nur für diese Spanne Zeit, sondern für ewig. Und daher kann die gerettete Seele zu einem ewigen Leben erhoben, und die verlorne zu ewiger, stellenweis raffinirt erdachter Folterqual im Höllenschlund der Verdammniß ewig verurtheilt werden, ohne daß diese Vorstellung etwas Widersinniges hat. Auch der Mittler selbst kann dieses Gericht nicht aufheben, es wird am Jüngsten Tage vor ihm vollzogen, und er muß die Böcke von den Schafen scheiden.

Einer solchen immaterialistischen Weltanschauung entspricht es nun gerade, daß der Tod in ihr greifbare Realität von ausgesprochener Furchtbarkeit der Erscheinung gewinnt. Dem Hellenen war dies Leben das einzig faßbare, und so mußte denn der Thanatos, der die Härte der Dinge aufhob, ein schöner Schemen sein. Dem Christenthum war das Leben nur die Vorbereitung auf den kommenden Tag resp. die Nacht und so nimmt ihm der Tod vollste Wirklichkeit, naturalistische Häßlichkeit an. Er ist der riesige Mäher mit der Sense, der Würger, der, selbst ein Gerippe, das Leben in seiner äußersten Scheinhaftigkeit ad oculos demonstriren soll. Das blühende Fleisch ist der große Sinnentrug — im Grunde ist es nur Haut und Knochen und stinkende Verwesung. So ist dieser Tod dem Leben gegenüber der Vernichter und Zerstörer und, was die Frühzeit des Mittelalters wohl geahnt hat, ohne es sinnlich darstellen zu können, gleichzeitig der Befreier der Seele aus der Körperhaft. Hin und wieder sehen wir diesen Gedanken naiv ausgedeutet durch kleine körperliche Wesen, die dem Mund der Todten entfliehen. So bildet die düstere, Buße, Läuterung und Seligkeit des seelischen Wesens verheißende Todesidee des Christenthums gleichsam die Nacht: zur Tagseite der hellenischen Anschauung.

Und der Thanatos, wie ihn der Classicismus eines Thorwaldsen als Reaction gegen die Zeit der grotesken Todtentänze in erster Linie Holbeins in Basel schuf, scheint die Ideenmöglichkeit des Todes als ästhetischen Phänomens zu beschließen.

Aber dem ist nicht so. Mit das Größte, was künsterisch dem Tode abzugewinnen war, wird für alle Zeiten das verflossene 19. Jahrhundert geleistet haben. Es ist hier nicht der Ort, all die hervorragenden dichterischen, malerischen und musikalischen Ausgestalter namhaft zu machen. Jedenfalls wird es schon genügen, wenn wir an den Faust, die 9., die Missa solemnis, die letzten Quartette Beethovens, an Schuberts h-moll, Schumanns C-dur-Phantasie, Chopins Trauermarsch, Wagners Nibelungen, Tristan, Liszts „Christus", Brahms „Requiem" und „4 ernste Gesänge", sowie Strauß' „Tod und Verklärung" erinnern. Und in Malerei und bildender Kunst werden Rethels Todtentanz, Böcklins Herbstnacht, Spangenbergs „Zug des Todes", Klingers unsterbliche Cyclen,

Digitized by Google

Bartholomés Monument „aux Morts“, Metzners moderne Ausgestaltung unvergeßlich sein.

Doch möchte ich an dieser Stelle nicht unterlassen, auch Dichter nicht allerersten Ranges, die jedoch dies ernste Problem groß und eigenartig gestaltet haben, dankbar namhaft zu machen: Nicolaus Lenau, den Dunkeln, Leopardi, den Hoffnungslosen, Dranmor, den Sänger des großartigen „Requiems“, Leuthold, Liliencrons fulminante Todtengrotesken, Falkes „Mynheer der Tod“, Haushofers düstre drei Epitaphe „Ahasver“, „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits“ und „Die Verbannten“, Hofmannsthals „Der Thor und der Tod“. In all diesen gewaltigen Variationen über das eine große End- oder Durchgangsthema der Menschenseele objectivirt sich mehr oder weniger stark der Uebergang zu einem neuen Todes-Ideal. Hellenisch milde Flöten tönen zwischen die wilden Geigenstriche des christlichen Knochenfiedlers ... Die Nachtseite des Todes findet gemäß der durch und durch pessimistischen Atmosphäre des 19. Jahrhunderts die stärkste Betonung und als neuartig tritt namentlich in Liliencrons forsch-phantastischen Visionen ein überlegener Humor hinzu. Das Gerippe, das bisher uns nach seiner Pfeife tanzen ließ, muß sich dem Locklied des Lebens in scurrilen Walzern und Ländlern einfügen. Immer mehr und mehr macht sich die Erkenntniß von der Relativität des Todes als nothwendiger Folge-Erscheinung des einheitlichen Lebens selbst geltend.

Damit wird er der unmittelbaren Realität beraubt und in einem verinnerlichteren, aber immerhin dem Hellenischen nahestehenden Sinn entmaterialisirt.

Das Gerippe verschwindet, die Sense erhält nicht mehr jenes tragische Schlaglicht des Sinnlosen, sondern wird das Symbol der nothwendigen Reife, und der Tod erscheint als die Idee der Metamorphose des Daseins. Die Sculptur lehnt sich wieder an die griechischen Anschauungen an, indem sie ihn zum Jüngling macht, nur seiner Naturbedingtheit nach nicht zu einem Genius als vielmehr einem stilisirten Landmann, der das Korn schneidet, wenn die Ernte da ist. So hat er dem unruhigen, phantastisch beleuchteten Spukgespenst des auch noch heute uns umgrauenden Mittelalters viel an Ruhe, Hoheit, Natürlichkeit voraus, er hat jene schmerzliche Güte, die ihn an den hellenischen Genius erinnern läßt, aber diese Güte hat die Schrecken und Nachtseiten in ihren Zügen, sie ist bewußter und versöhnender.

Und trotzdem wird für die Kunst mit dieser verseelischten Auffassung des Todes an Anschaulichkeit wenig gewonnen sein. Immer wieder wird sie zu dem Phantasma des Mittelalters zurückgreifen und es nach ihrem modernen Willen gestalten, ohne dem Wahn der Vergangenheit wieder anheimzufallen.

Wenn es nun noch eine vierte Möglichkeit der Todesauffassung giebt, von der ich oben schrieb, so wäre es meinem Gefühl nach eine allerdings sehr unplastische, weil sie ganz Innerlichkeit geworden ist: wissend um alle Härten, Schrecken, Krazheiten, Alles Groteske, Tragikomische, Feierliche, Friedlich-Schöne des Sterbens gleichsam lächelnd den Tod in sich zu überwinden.

William Makpeace Thackeray.

Eine Studie von Dr. Wilhelm Mießner (Berlin).

William Makpeace Thackeray (1811—1863) ist in Kalkutta geboren. Schon sein Großvater stand im Dienst der Indian-Company ebenso wie sein Vater. Aber der Knabe sollte deßhalb nicht die Erziehung seines Heimathlandes entbehren, weil seine Eltern weit draußen in der Welt der englischen Macht auf Vorposten standen. Er besuchte die Charterhouseschule und bezog 1829 die Universität in Cambridge. Aber die Mathematik war so wenig wie der Rechtsanwaltberuf, zu dem ihn seine Verwandten überreden wollten, seine Sache. So machte er sich, als er 20000 Pfund geerbt hatte, im Jahre 1830 auf den Weg. Er wollte als Journalist, Zeichner und Dichter sich Paris, Italien und Deutschland ansehen.

Er wurde Pariser Correspondent des „Standard“, als aber einige Jahre später diese Zeitung einging, verlor Thackeray, der betheiligt war, einen Theil seines Vermögens. Da auch sein Stiefvater zur selben Zeit etwa den Rest des Erbtheils seines Sohnes in Speculationen der Indischen Bank verlor, fand sich der 23 jährige junge Künstler plötzlich ohne Mittel und Aussicht auf Verdienst in der französischen Hauptstadt. Der aussichtsvollste von seinen drei Berufen schien ihm jetzt der des Malers. Er machte sich fleißig an das Copiren der Bilder im Louvre, aber mehr und mehr mußte er einsehen, daß es ihm an den nöthigen technischen Vorstudien fehlte.

Sein lebhafter Geist fühlte sich daher um ein Beträchtliches wohler, als sein Stiefvater im Jahre 1836 in London Director eines liberalen Zeitungsunternehmens wurde und ihn mit der Pariser Correspondenz beauftragte. Aber diesmal dauerte die Herrlichkeit gar nur ein Jahr. Dann schloß die „Constitutional“ ihre Pforten und überließ unseren jungen Titmarsh (das war das Pseudonym, unter dem Thackeray damals seine Aufsätze und Erzählungen veröffentlichte) seinem Schicksal. Eine freundliche Tante Ritchie und seine Großmutter, die nach Paris zu ihrem Enkel gekommen war, nahmen sich seiner an. So konnte er, noch in demselben Jahre, wenn auch ohne Geld, so doch wenigstens mit einem jungen Weibe, Isabella Gethinbreag Shawe of Doneraile, der Tochter des Obersten Shawe, nach London zurückkehren. Durch seine Kritiken und Essays in „Frasers Magazine“ verschaffte er der jungen Familie das Nothwendigste zum Lebensunterhalt. Die Geburt seiner Töchter in den folgenden Jahren trug nicht gerade zur Erleichterung der häuslichen Sorgen bei. Das zweite Töchterlein starb nach wenigen Wochen, und die rührende Schilderung ihres Todes finden wir in Samuel Titmarshs und seiner lieben Marie Smiths Ehegeschichte. Er selbst erwähnt ja in der Vorrede zum Großen Hoggarty-Diamanten, der in dieser Zeit geschrieben wurde, den Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung.

Aber auch das Familienglück war Thackeray nicht beständig. Als er im Jahre 1840 von einem kurzen Ausflug nach Belgien (er wollte Land und Leute beschreiben, ähnlich wie zuvor in seinem Pariser Skizzenbuch und später in seinem irischen Skizzenbuch) nach London zurückkehrte, findet er seine junge Frau in einem seltsamen Zustand geistiger Ermüdung, der sich zusehends verschlimmerte. Er brachte sie nach Irland, dann nach Paris in eine maison de santé, später nach Deutschland in eine Kaltwasserheilanstalt. Als er sie allein lassen mußte, schrieb er ihr die rührendsten Briefe, noch Jahre lang, als ob sie Alles verstände, was er ihr sagte. Die Kinder blieben bei den Großeltern in Paris, und so ist der liebesbedürftige, sensitive Dichter wieder ganz vereinsamt in London. Vom Jahre 1844 an konnte er sich nicht einmal mehr einreden, daß sein Weib, die völlig in Lethargie versunken, noch bis 1892 gelebt hat, seine Briefe zu lesen vermöchte. „Obgleich meine Ehe,“ schreibt er später an einen seiner Freunde, „ein Wrack war, möchte ich sie jederzeit noch einmal durchleben dürfen, denn wisse: Liebe ist die Krone und Vollkommenheit unter allen irdischen Gütern.“

Die folgenden Jahre wurden wieder von Reisen (bis nach Kairo) journalistischer und schriftstellerischer Arbeit ausgefüllt. Die Noth ist besiegt, aber der dichterische Erfolg bleibt unserem Autor immer noch spröde. Dickens' Ruhm verdunkelte noch den seinigen. Im Jahre 1830 hatte sich Thackeray dem berühmten Pickwickier zur Illustration seines Standardwerkes angeboten, erst zehn Jahre später nannte man ihn auch als Autor der „Vainity Fair“ neben dem großen Zeitgenossen. Ja, die Kritik theilte sich jetzt in zwei

Digitized by Google

Lager nach den beiden größten Humoristen nicht nur Englands (der Heimath dieser übermüthigen Weltbetrachtung), sondern Europas, den größten, die das 19. Jahrhundert gesehen hat. Und es folgten Ehren über Ehren für William Makpeace Thackeray. Er wurde 1851 Mitglied des Athenaeum Club, 1851 lud ihn Amerika zu einem Vortragscyklus ein, 1857 wurde er auf drei Jahre ins Parlament gewählt. Die heranwachsenden Töchter und eine Pariser Freundin, Fräulein Evans Crowe, verschönen ihm das Heim, eine Schar Freunde und die Kinder seiner Freunde, des weichen Mannes liebste Fürsorge und Freude, sind um ihn. Er ist Mitglied zahlreicher Clubs, daß man sich fast wundert, wie dieser gesellige, warmherzige Dichter zu einem Satiriker und Humoristen seiner Zeit geworden ist. — Nun, damals ist er es eben schon gewesen, und gerade seine übergroße Empfindsamkeit dem Leben und den Menschen gegenüber war es ja, die sein Talent und sein starkes Temperament in dieser Richtung sich entwickeln ließen.

Plutarch nennt den Spott als das gesetzliche Wappen des Philosophen. Aber er ist auch wohl oft genug seine einzige Waffe, und der Mensch, dessen Scherze wir so ausgiebig belachen, nur zu oft ein Spielball zahlloser Unglücksfälle, die er ernst zu nehmen am Ende müde geworden ist. Dabei macht er die Erfahrung, daß dieselben Zufälle, die sein Unglück und seinen Trübsinn veranlassen, ein anderes Mal außergewöhnliches Glück und Frohsinn erzeugen. Er kratzt das Schaumgold manchen gepriesenen Heldenthums von dem doch hölzernen Standbild und schenkt seine ganze Liebe und Hochachtung jenen einfachen und zärtlichen Empfindungen, die sich nicht groß breit machen in der Welt und auch in den seltensten Fällen von ihr gerühmt werden. So erklärt sich die Schwermuth des Spaßmacher, an der ein Carlini zu Tode erkrankt, als ganz Neapel von dem Gelächter seiner Zuschauer erfüllt war. Der Arzt rieth dem unbekannten Patienten: „Gehen Sie doch ins Theater zu Carlini.“ „Ich bin Carlini,“ war seine Antwort.

Thackeray lebte in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens, wenn auch unter günstigen äußeren Verhältnissen, doch unter dem Druck einer ständigen Melancholie, die man nicht abschütteln kann, wenn die Jugend Verfehlungen und Schicksalsschläge erlitten hat, die zu rechtfertigen mehr als ein Menschenleben gehört. Von Natur fast willensschwach, hatte ihn das Leben dahin gebracht, daß er mit Energie arbeiten lernte, und sein mildes Gemüth, daß er die Jahre äußeren Mißgeschicks tapfer durchhielt. Im Jahre 1863, er war wenige Tage zuvor zum Begräbniß einer Verwandten gewesen, legte er sich an einem Decembertage, ermüdet und traurig, besonders zeitig ins Bett. Am nächsten Morgen fand man ihn todt. Ein Gehirnschlag hatte seinem Leben ein jähes Ende bereitet.

„Er hatte viele schöne Eigenschaften,“ sagte Carlyle in einem Nachruf, „und er war frei von Arglist und Uebelwollen gegen jedes sterbliche Wesen. Seine Seele war groß und weit, wenn auch nicht immer gleich vollendet und ausgeglichen in ihren Verhältnissen, eine wunderbare Schwärmerei für Geist und Größe hatte sich seiner bemächtigt und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. — Armer Thackeray. Adieu, adieu.“

In seinem die ganze Noth, aber auch die ganze Vielseitigkeit des dichterischen Genies und besonders des Humoristen erschöpfenden Buche „Englands Humoristen“ giebt uns Thackeray auch verschiedentlich, mit oder ohne Absicht, Andeutungen über sein eigenes Wesen und seine eigene Schaffensart. Ich führe deßhalb hier einige Stellen aus diesem Buche an. Er sagt von der Jugend Goldsmiths, und dasselbe gilt von seiner eigenen: „Niemand kennt die Schmerzen, die er während der früheren Periode seiner literarischen Laufbahn duldete. Sollte es irgend einem Jünger der schönen Wissenschaften in unseren Tagen beschieden sein, mit ähnlichen Schmerzen kämpfen zu müssen, so möge es ihm der Himmel verleihen, mit einem ebenso freundlichen reinen Herzen aus der Zeit seines Unglücks hervorzugehen, wie er es hartnäckig durch sie hindurch trug in seiner Brust. Er war wild, aber er ist es nicht mehr. Denken Sie sich ihn, wenn Sie wollen, leichtsinnig, verschwenderisch, sogar eitel — aber barmherzig, sanft, edelmüthig, voller Liebe und Mitleid. Das Lächeln seines wohlwollenden Geistes scheint noch auf uns zu ruhen, sanfte Freundlichkeit wirkend, milde Nächstenliebe zur Hülfe aufrufend, noch scheint sie zu besänftigen, zu liebkosen, zu vergeben, bei den Glückbegünstigten die Sache des Unglücklichen und des Armen zu führen.“ Der Leser des Samuel Titmarsh möge sich bei Gelegenheit dieser Worte erinnern und sagen, ob sie nicht besser vielleicht noch als auf Goldsmith auf unseren Dichter passen.

Und ein weiteres Zeugniß für die wundersame Mischung von Spott und milder Gerechtigkeit, ja, ich möchte sagen von Gerechtigkeit, die angesichts der Schwächen der Menschen zu einem mit Liebe strafenden Lächeln wird, sei folgende Stelle über den schriftstellerischen Erfolg hierher gesetzt: „Welche Strafe ward über den Dichter verhängt, wenn er unglücklich ist, als diejenige, welche leichtsinnigen Gewohnheiten und sorglosem Leben folgt? Für diese Fehler muß der Schöngeist dulden, wie der albernste Verschwender, der sich jemals in Schulden stürzte. Er muß den Schneider bezahlen, wenn er einen Rock trägt, seine Kinder werden in Lumpen gehen, wenn er sein Geld verthut. Er kommt nicht nach London, er wird nicht Lordkanzler, wenn er sich unterwegs aufhält und seine Schillinge in Dublin verspielt. Und nicht minder muß er die gesellschaftliche Straffälligkeit dieser Thorheiten zahlen, muß erwarten, daß die Welt den Mann von schlechten Gewohnheiten scheut, daß die Frauen den Mann von lockerem Leben vermeiden, daß kluge Leute aus Regeln der Vorsicht ihre Thüren verschließen, ehe der dürftige Verschwender eine Anforderung an ihre Tasche stellt. Mit welchen Schwierigkeiten hat einer von diesen Männern zu kämpfen, als jener ewigen und mechanischen, des Mangels an Mitteln und Capital, über welche Tausende von jungen Rechtsgelehrten, jungen Doctoren, jungen Soldaten und Seeleuten, Erfindern, Fabrikanten und Handelsleuten zu klagen haben? Täglich erkranken und brechen so brave und entschlossene Herzen, als jemals in der Brust eines Schöngeistes oder Dichters schlugen, in dem eitlen Anstreben und dem erfolglosen Ringen gegen des Lebens Schwierigkeiten: Sehen wir nicht täglich zu Grunde gegangene Erfinder, grauhaarige Seejunker, gelähmte Helden, abgestorbene Seelsorger, Rechtsgelehrte, die ein hungriges Leben im Kämmerchen weghärmen, in Dachstübchen, zu denen die Anwälte niemals hinaufsteigen, während sie in Schaaren an der Thür des glückbegünstigten Marktschreiers unten hämmern? Wenn sie leiden, wer ist der Autor, daß er sollte frei ausgehen? Laßt uns unser Uebel mit derselben Standhaftigkeit tragen, mit der andere das ihrige dulden. Laßt uns mannhaft unseren Theil im Leben hinnehmen, unser Eigen wahren und nicht mehr fordern.“

Vier Gedichte.

Von Marie Luise Becker-Kirchbach (Groß-Lichterfelde).

Am Grabe.

Daß ich Deine Seele nicht mehr finden kann —
Daß kein Hauch Dich mehr erreicht —
Keine Antwort auf alle meine Fragen ...
Im Schlafe hieltest Du meine Hand,
Und ich sprach mit Dir —
Alle Fragen des Lebens tauschte ich mit Dir!
Nun sitze ich an Deinem Grabe,

Digitized by Google

Und die blanken Augen der Häuser glitzern auf meinen Schmerz, —
Meine Thränen trinkt die trockene Erde.
Die Sonne brennt auf meinem Scheitel, — —
Nichts, nichts kann Dich wieder zu mir rufen!
Daß ich Deine Seele finden könnte!
Daß mein Rufen Dich weckte,
Meine Seufzer Dich riefen!
Du löschst nicht mehr das Licht in meinem Zimmer,
Du warteſt nicht an meiner Pforte, —
Alle Blumen welken, Du haſt keine geſehen.
Die Früchte meines Gartens reifen,
Sie reifen nicht mehr für Dich, —
Das Weinlaub ſiehſt Du nicht mehr am Fenſter,
Und die Trauben voll ſchwellender Säfte.
Der große Pan iſt todt, der ihrer aller Herr war.
Ihr Herr und meiner.
Meine Seele kann Dich nicht mehr finden.
Ein großes Schweigen iſt zwiſchen uns getreten,
Ich recke meine Arme nach Dir
Und fühle das Nichts —
Und erſchaure.

Begegnung.

Unſres Kindes weiße Seele
Hab ich jüngſt im Traum geſehen;
Trug ein Licht in blaſſen Händen — —
Mutter — ſieh — das harte Leben —
Weineſt ſelbſt auf Deinem Lager —
Meine zarten, matten Füße
Trauten, ach! ſich nicht ins Leben.
Sieh, mein Lichtlein flackert ängſtlich,
Flackert zwiſchen ſtillen Gräbern!
Mutter, ach! das große Schweigen — —
Ach! wie bangt ich vor den Menſchen,
Zag wie Du in düſtern Stunden!
Warum weinſt Du, gute Mutter?
Sollt ich all die Schmerzen tragen,
Die die Seele Dir durchwühlten?
Sollt ich all die Thränen weinen,
Die die Augen Dir gebadet?
Gute Mutter — laß das Weinen —
Sieh, mein kleines Licht verlöſchte —
Ach! — verlöſcht im Abendwinde —
Und ich bin die blaſſe Lilie,
Die an Deinem Wege blühte!

Amſelgruß.

Als ich an Deinem Grabe weinte,
Hat eine kleine ſchwarze Amſel
Mit ihrem Flügelſchlag mein Haupt berührt.
Still war das Land.
Nur Oſterläuten in den Lüften,
Und eine Mutter weint an fernem Grabe.
Still war das Land.
Im Lorbeerlaub auf Deinem Hügel
Nur flüſterte ein leiſer, ſachter Frühlingswind,
Als wollte er die Blumenglocken rühren,
Zum leiſen, ſtummen, wehen Klagelaut,
Die mit mir über Deinem Grabe weinten.

Allein.

In dem Schatten Deiner großen Liebe
Blühte mein Herz empor —
Die weißen Schwingen Deiner Güte
Schloſſen mich in einen bunten Garten,
Und das Leben blieb draußen.
Nun haſt Du die Pforte durchſchritten,
Und das große Thor ſteht zwiſchen Dir und mir, —
Und die brennenden Pfeile des Lebens
Treffen grade in mein Herz.

Der Annoncenagent.

Aus dem Schwediſchen des Henning Berger.

I.

Jeden Morgen ein Viertel nach zehn Uhr trat der Annoncenagent, Herr Adam Blomſtedt, über die Schwelle des kleinen Redactionslocales. Er legte ſein abgeſchabtes Lederportefeuille nieder, nahm den Hut ab, verbeugte ſich tief und ſagte mit einem Lächeln, das von dem grauen Bart über das ſorgengefurchte Geſicht bis hinauf zu dem dünnen Haar zu reichen ſchien:

„Guten Morgen ... 'n herrlicher Tag heute, ... wirklich wunderbar! Guten Morgen, Herr Redacteur, 'n Morgen, meine Herren.“

Oder er konnte auch ſagen:

„Heute regnet es. Aber das iſt nur ein Sommerregen, der macht ja gar nicht naß.“

Und an einem grimmig kalten Morgen im Winter hörte ich ihn ſagen:

„Ein Schneeſturm heute, 'n richtiger Wintertag nach guter alter Art. So einer, der Appetit macht und das Blut durch einen alten Körper treibt ...“

Worauf er einen dünnen Ueberrock ablegte und die blauen Hände ans Feuer hielt, während die freundlichen Augen entſchuldigend den Chef ſuchten, als wollten ſie ſagen: „Einen einzigen Augenblick nur, dann mache ich mich ſchon an die Arbeit.“

Und über ſein Pult gebeugt, ſchrieb er mit unglaublicher Geſchwindigkeit eine Maſſe Briefe, verpackte Proſpecte, ſchickte Zeitungsexemplare ab, die Annoncenfelder mit blauen oder roten Bleiſtiftſtrichen markirt, und verabredete durchs Telephon Beſprechungen zu allen Stunden des Tages, in Reſtaurants, Contors, nahe und fern, weit hinter dem Stadtthor. Er ſprach durchs Telephon unterwürfig, demüthig und ſcherzend, ſich bei jedem zweiten Wort verbeugend, ſo als hätte er den angerufenen Geſchäftsmatador vor ſich.

Es kam manchmal vor, daß Adam Blomſtedt ſelbſt angerufen wurde. Das paſſirte nicht oft, aber jedesmal verurſachte es ihm einige qualvolle Minuten. Es war, als läge ſchon im Läuten ſelbſt etwas Unvermuthetes und Beſonderes, was es von anderem Klingeln unterſchied. Der Annoncenagent zuckte auf ſeinem Stuhl zuſammen und blickte ängſtlich zu dem auf, der antwortete. Eine grobe zornige Stimme fragte nach dem plötzlichen Läuten, ob „ein gewiſſer Blomſtedt“ zu ſprechen ſei? Der Hörer wurde niedergelegt, und Herr Blomſtedt ſtand auf. Es zuckte in ſeinem alten Geſicht, die Augen weiteten ſich angſtvoll wie bei einem Apoplektiker, der nahe daran iſt, zu erſticken, und das graue Haar ſchien ſich vor Entſetzen zu ſträuben. Mit einer Stimme, die er ſich vergeblich bemühte, feſt, unbefangen und zugleich artig zu machen, rief er ſein Hallo, und dann begann eine lächerliche Wortmaskerade. Die grobe Stimme wurde immer gröber und erhob ſich immer drohender, ſchrie beleidigende Fragen und brüllte unverſchämte Interjectionen, die man weit hinaus hörte und nicht mißverſtehen konnte. Aber er ſtand da, Schweiß auf der Stirne, ſich verbeugend und ſtammelnd, und wollte thun, als wäre ihm eine im höchſten Grad vortheilhafte und erfreuliche geſchäftliche Mittheilung gemacht worden. Und dazwiſchen ſuchte er beſchwichtigende Antworten für ſeinen Gegner einzuflechten.

Man hörte die Stimme:

„Wann gedenken Sie endlich Ihre Schulden zu zahlen, Sie alter Schwindler ... Sie haben hoch und heilig ver-

Digitized by Google

sprochen, heute um zehn Uhr zu kommen ... Ich gehe zur Polizei ..."

Und Adam Blomstedt antwortete:

„Ich danke, danke, ich werds gern vormerken ... morgen also, um zehn Uhr ... sehr erfreut ... ich komme bestimmt — heute war es mir nicht möglich. Noch einmal vielen Dank. Ja, ganz richtig, also abgemacht — ja abgemacht, adieu, Herr Director, danke bestens ..."

Zitternd und mit einem verzerrten Lächeln kehrte er auf seinen Platz zurück, während die Kameraden sich räusperten und die Achsel zuckten.

Wenn die Uhr eins geschlagen hatte, ordnete er seine Papiere, frankirte die Briefe und erhob sich stumm von seinem Stuhl. Er zog vorsichtig den Rock an, schloß das abgeschabte Portefeuille, nahm seinen Hut und hustete leicht.

„Einen Bissen Essen," pflegte er zu sagen, „einen kleinen Bissen, dann mach ich Besuche ..."

Dann kam der Chef herein, und ein ironisches Verhör begann:

„Nun, wie ist es mit den zwei Spalten auf der ersten Seite? Und die Maschinen-Actien-Gesellschaft, die eine Jahresannonce haben sollte? Kann der Platz über dem Feuilleton nicht ausgefüllt werden? Warum haben wir nicht die Annonce vom Grand Hôtel? Provisionen bezahlen, ja, aber wo sind die Annoncen? Gestern hatte dieses miserable Käseblatt eine große Verlagsannonce. Na, warum haben wir sie nicht gehabt? Ich wills Ihnen sagen: weil der Herr sich nicht drum kümmert. Geschrieben? Blödsinn, hingehen muß man, sich anhängen wie eine Klette. Jeden Tag um ein Uhr in Restaurants und Cafés herumsitzen, das bringt der Zeitung keinen rothen Heller ein! Na, hat die Margarinefabrik in Göteborg geantwortet? Warum hat sie nicht geantwortet? Warum schreiben Sie nicht ..."

Endlich kam Adam Blomstedt los. Mit thränenden Augen, sich nach rechts und links verbeugend und lächelnd, das alte Gesicht hochroth, noch zitternd vor Aufregung, das arme Portefeuille gefaltet, zusammengepreßt unter den Arm geklemmt, sich drehend und wendend strebte er rücklings der Thüre zu.

Das war wie gesagt, das tägliche Programm, aber manchmal konnte das Schema etwas wechseln.

Einmal — es war ein schöner Frühlingstag mit lauem Wind und ermattender Luft — stand der Alte nicht zum bestimmten Glockenschlag von seinem Platz auf. Seine Feder kratzte noch eine halbe Stunde, er blätterte und schlug in seinen Kalendern und Firmenregistern nach und schrieb und schrieb. Die Feder kratzte — sachter, er hatte es weniger eilig, noch sachter, schließlich legte er sie fort. Er saß da und starrte in die Luft, seufzte und begann dann wieder zu arbeiten. Nach einem Weilchen hörte er auf und hob wieder den Kopf. Er zog ein blaucarrirtes Taschentuch heraus und trocknete sich rasch die bleiche Stirn. Um die Augen und unter die Backenknochen legten sich Schatten, und er rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her. Dann begann er von Neuem zu schreiben. Er schrieb eine Minute lang und erhob sich dann, ging zu dem Manuskriptschrank, schenkte sich ein Glas Wasser ein, das er leerte und füllte dann das Glas noch einmal, Niemand beachtete ihn — so Wenige verstehen diese Symptome aus eigener Erfahrung. Aber plötzlich sagte Jemand:

„Was ist denn das? Es ist zwei Uhr, und Herr Blomstedt ist noch da. Vergessen Sie doch Ihr Frühstück nicht."

Adam Blomstedt hatte es nun sehr eilig. Er sammelte und ordnete seine Papiere, und mit freundlicher Miene nickend, sagte er mit einem herzzerreißenden Lächeln:

„Ich esse heute erst um zwei — ich bin zum Frühstück eingeladen von ... von einem Freund. Ich habe übrigens schon etwas ... etwas später als gewöhnlich am Morgen gegessen ... ich bin gar nicht hungrig ..."

Und als er die Thüre öffnete und durch den Strom unbarmherzigen Frühlingslichtes hinausging, hörte man eine mißvergnügte Stimme aus dem Zimmer des Redacteurs:

„Ja, sich zu Diners einladen lassen, das kann er, aber Annoncen schaffen ..."

* * *

In einem warmen Sommermonat, als sich die wenigen ständigen Mitarbeiter der kleinen Zeitung selten sehen ließen, begann der alte Blomstedt Packete von verschiedener Größe von Hause mitzubringen. Wenn er um ein Uhr ging, nahm er sein Packet mit, aber wenn er zurückkam, war es verschwunden. Eines Morgens legte er ein in Papier gewickeltes Ding auf den Tisch. Wir waren allein im Zimmer, und ich fragte:

„Was haben Sie denn in dem Packet, Herr Blomstedt? Es klang so schön, als Sie es niederlegten."

Er sprang eilig auf.

„Das ist eine sehr schöne Sache, die meinem Großvater gehört hat," sagte er. „Es ist eine Spieldose und zu gleicher Zeit eine Uhr. Wenn sie die volle Stunde schlägt, so spielt sie ein kleines Stück — bitte, sehen Sie sie sich nur einmal an, ja bitte, nehmen Sie sie nur! — Und hier auf der Rückseite ist eine Landschaft gemalt. Wirklich schön, nicht wahr, ein Lorbeerhain, glaube ich, mit einem Tempel, und hinter den Hügeln geht die Sonne unter ... Ist das nicht schön? Als ich ein kleiner Knirps und auf Besuch bei Großvater war, da bat ich ihn immer, mir die Spieluhr zu zeigen, wie ich sie nannte. Ich war ganz verrückt danach, und Großvater war sehr besorgt um sie, er hatte sie immer in seiner Chiffoniere eingeschlossen. Und dann wurde sie mein ..."

Er brach ab und zitterte heftig. Dann begann er, die Uhr wieder sorgsam einzuwickeln, und es kam mir vor, als hätten die zitternden Hände das alte Kleinod gestreichelt. Als er an diesem Tage zurück kam, vermißte ich die Spieluhr, und ich fragte nie mehr, was die Packete enthielten.

* * *

Eines Tages lud ich ihn zum Frühstück ein. Wir saßen unter der aufgespannten Marquise auf dem sonnenbeschienenen Trottoir, und er nahm begehrlich von der einfachen kalten Vorspeise.

„Verzeihen Sie," sagte er, „aber erlauben Sie mir, Sie eine Art zu lehren, Radieschen zu essen. Man schneidet hier ab und hier ab, und dann spaltet man sie so und so und so. Dann sehr viel Butter dazwischen und Salz und Pfeffer über das Ganze. Versuchen Sie nur, ich bin einmal ein Gourmet gewesen ... damals, als ich verheirathet war ..."

Er sah mich an, um zu ergründen, ob ich die Geschichte kannte. Ich kannte sie wohl, und sie war gar nicht merkwürdig: Alle wußten, daß er als Geschäftsmann mit einer sehr schönen Frau verheirathet gewesen war, die ihn, als es zum Bankerott kam, verließ und sich mit einem reichen Mann wieder verheirathete. Da ich jedoch unbekümmert mein Radieschen präparirte, fuhr er fort:

„Ja, einmal hatte ich eine Villa auf dem Lande, die war sehr schön. Sie lag so schön. Sehen Sie, ich habe immer schöne Landschaften geliebt, und als Kind stellte ich mir den Himmel als eine Sommerlandschaft vor, in der die Engel spielten. Eine große Wiese mit vielen Blumen und von den herrlichsten Wäldern umrahmt, die hier und dort Ausblicke auf neue Wiesen öffneten und ganz ferne blaue Hügel, hinter denen die Sonne unterging — wie auf dieser Uhr, Sie erinnern sich doch. Ja, ich habe es sehr gut hier im Leben gehabt und sehr schön, das ist sicher — wenn ich an diese Villa denke, die lag so wunderbar ..."

„Dann wohnen Sie jetzt wohl auch nicht in der Stadt, Herr Blomstedt," sagte ich.

„Doch ... ich habe draußen gewohnt, aber ... ich war

Digitized by Google

gezwungen, hereinzuziehen. Wenn man doch jeden Tag herein muß, so ist es zu theuer und zeitraubend . . ."

Der unterwürfige Blick, der Blick eines treuen Hundes, sah in die Sonne auf den staubigen grauen Granitplatz.

„Jetzt wohne ich in einem kleinen Hôtel," fügte er traurig hinzu.

„Es wird vielleicht besser," sagte ich, im geraden Gegensatz zu dem, was ich dachte.

„Ja," rief er lebhaft mit aufflammendem Blick, „ich will Ihnen etwas sagen, was ich sonst nicht gern erwähne, denn dann würde ich nur Vorwürfe zu hören bekommen. Ich spiele in der böhmischen Lotterie! Ja, das tue ich schon seit zehn Jahren, und wer weiß, ob ich nicht doch einmal Glück habe. Mit dem Geschäft wills nicht recht gehen, besonders diesen Sommer — kein Mensch annoncirt im Sommer. Aber es macht sich schon, es macht sich schon, wenn man nur zufrieden ist. Das Glück, ja."

Mit heiserer gebrochener Stimme sang er leise, indem er mich schalkhaft betrachtete:

„Ich hab' nun mal die Manie:
Das Glück liegt in der Lotterie."

Er lachte. Es klang so wunderlich: das Lachen eines Kindes und die Stimme eines Greises.

„Dann," fuhr er fort, „dann kaufe ich mir wieder eine Villa. Ich weiß ganz genau, wo sie liegen muß. Und dann will ich ein Frühstück geben . . ."

Die Leute und die Liebe.

Von **Marsyas**

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

In einem Gespräch von der Kunst und vom Leben, das man seit dieser Woche in einem Halblederband des Inselverlages bestaunen kann, läßt der große Freudenmeister Oscar Wilde Vivian von einem Club blasirter Hedonisten reden. Von den Mitgliedern behauptet er, daß sie bei ihren Zusammenkünften verwelkte Rosen im Knopfloch tragen und mit Domitian eine Art von Cultus treiben. Vivian fürchtet, daß Cyrill nie von diesen blasirten Hedonisten als ihres Gleichen aufgenommen werde, da er den schlichten Freuden zu sehr zugethan sei.

Es ist ganz gleich, was Wilde für eine ἡδονή (Hedone) mit diesen die Dinge streifenden Worten andeuten wollte. Es würde ein ebenso esoterischer Club sein, wenn er keine absonderlichen Laster triebe und nur die schwellende Lust anerkennen würde. Man hat solche Clubs, wie sie auch die Franzosen haben, mit ihren fatalen Degout an der fatalen Tugend, ihrer lebemännischen Betrachtung alles Animalischen, dem kalten Rasen nach verfeinerten Genüssen und ihrem betäubenden Egoismus oft beschrieben gelesen. Wenn man nicht an die Opiumclubs und die Haschischleute denkt, ist es immer die differenzirte und schließlich undifferenzirte Liebe, die diese Clubleute zusammenschließt. Man kommt aus weichen Armen in den Club, noch nach Opoponax duftend, und geht von ihm in noch weichere, in einen von Ideal durchsprengten Raum, in La Gaieté oder zu Maxim. Es ist nicht immer die große Leidenschaft, die diese Männer (oder besser Herren) zu Liebhabern macht. Die Leichtigkeit, mit der sich heute einem Manne (oder besser einem Herrn) die Genüsse darbieten, schlägt überhaupt die Leidenschaften todt. Sondern Abenteuer, Studien, Unterhaltungen für „reife" Menschen sind es. Man delektirt sich an delikaten Andeutungen. Die Blume, die man im Knopfloch trägt, läßt man die Dame verrathen, der man ergeben ist und deren Lieblingsblume tout le monde kennt. Mit den Farben seiner Shlipse compromittirt man, mit den Wappen in den Knöpfen seiner Manschetten. Und mit den letzten Geheimnissen, die man mit einer Frau hat, Geheimnisse, die der Nächstbetheiligte, der Ehemann, nicht weiß, jonglirt man zwischen Rauchwolken und Flaschenkübeln. Und weiß der Ehemann von ihnen, so jonglirt man noch frivoler. Der letzte Genuß ist der einzige. Er ist auch der einzige Zweck im Leben. Wenn es noch einen Zweck neben ihm giebt, so ist es der: Von ihm zu sprechen . . .

* * *

In einem Kreis, der diesen Lebenskreisen in der concentrirten Auffassung der Dinge nahe, in der gesellschaftlichen Stufung aber so tief steht, wie jene Cirkel hoch, führt ein Geschworenenspruch, von dem man dieser Tage hörte. Die Herren vom Club werden auch über einen noch so fernen Vergleich zwar die gepolsterten Achseln ebenso zucken, wie sie es aus Degout vor der allerdings fatalen Tugend thun. Aber ob sie wirklich dazu berechtigt sind, wird man bezweifeln können. Jedenfalls ist Georgette Laure freigesprochen worden. Sie betrieb ein eigenthümliches Gewerbe und hatte neben Unzähligen, denen sie als Horizontale diente, einen, den sie mit dem Herzen liebte. Dieser Eine ließ sich das gefallen, zumal es ihn des Zwanges, zu erwerben, überhob. Dann aber ging er zu „Jeanne la République" über, die ihn auch mit dem Herzen liebte und ihn des gleichen Zwanges überhob. Da er ein Italiano war und folglich Leidenschaft besaß, wird man den Andrang auf ihn begreifen können. Georgette aber stach aus blindem Haß auf Jeanne ein, als sie von diesem Liebesbetrug erfuhr. Und als die Jeanne unter ihren Messerstichen starb, verschwand Georgette so gewandt, daß man den Italiano als den Mörder festnahm. Georgette aber liebte ihren Liebsten viel zu stark, als daß sie ihn statt ihrer hätte auf das Schafott steigen lassen. Sammt dem Messer stellte sie sich der Polizei. In diesen Tagen haben die Geschworenen sie freigesprochen. Georgette wird nun als eine etwas preziöse Horizontale in das Leben zurückkehren. In der That ist solche Vergangenheit auch ein aparter Schnörkel.

* * *

Jener Vergleich der Clubmen mit Georgette Laure sollte nur ein äußerlicher sein. Weder ihrer Leidenschaft noch ihres Muthes wären die Hedonisten fähig. Nur in der concentrirten Auffassung des Lebens, in seiner Vereinfachung durch die Rückführung aller Erscheinungen auf eine einzige Sache sind sie sich gleich. Mit den Clubmen sollte nicht Georgette, sondern sollten die Geschworenen auf eine Stufe gestellt werden.

Man las in diesen Tagen von einer Aufführung der „Medea" von Catulle Mendès in Frankreichs Théâtre Français, in dem die Amme sagt: „Une femme n'a jamais tort pourvu qu'elle aime." Zu derselben Zeit, da vor den Assisen die Geschworenen so dachten, wurde vor den Coulissen dies gesprochen. Es scheint so diese Auffassung eine magnetische Kraft auf alle Theile Frankreichs zu üben. Die Liebe darf Alles. Ah, sagt man, wenn man so gestimmt ist, Alles? Und was ist Liebe? Die Geschworenen weisen auf Georgette. Aber die Clubmen sprechen gleich dazwischen. Was sie für Liebe halten, ist etwas Andres. Trotzdem nehmen auch sie für sich das Recht in Anspruch, für das, worauf sie lüstern sind, keine Schranke mehr zu kennen. Hierin — das ist der Zusammenhang — treffen die Geschworenen und die Leute aus den Clubs zusammen.

* * *

Es klingt furchtbar simpel — aber die Frage wird um so ernster, als erst neulich eine rothhaarige Dame in Frankreich auch des Mordes aus ähnlichen Motiven losgesprochen wurde — es klingt die Frage furchtbar simpel, wohin das führt. Wir wollen nicht so geschmacklos sein, uns über das Recht der Liebe hier zu streiten. Eine Welt, die wöchentlich einen Roman verschlingt, ist im Disput (meist nur in ihm) geneigt, die Liebe als das Höchste aller Güter zu bezeichnen, ihr das Recht zu geben, alles Andere geringer als sich selbst zu werthen. Ein Mord, der doch in Leidenschaft begangen wird, läßt auch nicht vorher noch die stoische Ueberlegung zu, ob man das Recht, zu morden, habe. Die Liebeswage wird zu diesen Augenblicken nicht gerichtet. Aber eines sieht der Mörder wie im Fluge nach: das Schicksal, das ihm selber wird, wenn man ihn greift Irrt dann durch seinen Kopf ein Spruch wie dieser, der um der großen Liebe willen ein Weib von Schuld und Tod befreite, dann hat der Tod seine Schrecken für ihn nicht, weil er des Todes schlingendem Maule zu entgehen hofft, und die würgende Hand packt rascher und das Messer sticht leichter in das süßeste Fleisch!

* * *

Noch ist nicht allenthalben die Anschauung der Geschworenen von Paris im Schwange. Und ich unterlasse, zu entscheiden, ob sie jemals überall emporkommen wird. Aber jeder Geschworene, der solchem Freispruch seine Stimme giebt, sollte wissen, daß er nicht nur damit jenem Mörder, der vor ihm zitternd steht, vom Tode freikauft (was niemals für sich ein Unglück wäre), sondern zugleich in einem anderen, der von dem Spruche liest, die Hoffnung, die sich, ach, so täuschen kann, erregt, daß auch dem Morde, den er vorhat, ein Verstehen und Verzeihen wird. Aber nicht Alle finden Richter, die also denken, und nicht überall wird Catulle Mendès' „Medea" gespielt und auch bejubelt . . . Und ich weiß auch nicht, ob, wenn die Clubleute Richter wären, ich weiß nicht, ob nicht auch sie den Mörder verurtheilen würden. Denn was sie sich als Clubmen gönnen, werden sie der Masse des Volkes nicht zu Theil werden lassen wollen. So im Unrecht sind sie schließlich damit nicht. Denn die Genüsse differenziren sich doch nach den Classen . . .

Also einige Vorsicht in dem Freisprechen. Sonst schenkt man einen dem Leben wieder und schlägt zwei Andere todt . . .

Alte Pariser Novitäten.

Paris, Mitte November.

. . . Ehe man sichs versieht, ist man wieder tiefst untergesunken im Pariser Strudel. Ehe mans noch recht gewahr wird, hat man schon wieder ein halbes Dutzend „Novitäten" über sich ergehen lassen, und

Digitized by Google

ehe mans spürt, liegt die Sommererholung in den milde versöhnend rauschenden deutschen Wäldern schier Jahrzehnte lang hinter einem, und man ist wieder Pariser vom Scheitel bis zur Sohle, nur freilich noch immer nicht vom Kopf bis zum Herzen.... Man giert wieder fiebrisch nach Novitäten; die bleichen Gesichter der Passanten, denen die Weltstadt den grausamen Uniformstempel der Geschäftseiligkeit, des Sensationshungers auf die Stirn gepreßt hat, mahnen einen gewaltsam an die Chronistenpflichten, und man stürzt sich — ehe man noch die innere Lust, es zu thun, wieder aus dem Dämmer sommerlicher Ereignißlosigkeit müde hervorlugen spürt — auf die Tagesblätter und informirt sich über die „wichtigsten" Novitäten des Pariser Kunstlebens, und man liest, mit bestätigendem Schmunzeln, die neuen Titel dieser alten Novitäten: „L'amour veille!" von de Flers und de Caillavet und „Chacun sa vie!" von Gustave Guiches und S. B. Gheusi, dieser beiden Komödien, die in lieblichem Wechsel das Repertoir des Théâtre français beherrschen, das „französische Theater" hier nicht nur im Sinne der Comédie-française, sondern allgemein verstanden. Prächtig, wie der Titel bei diesen Pariser Novitäten so ganz und gar keine Ueberraschungen birgt, prächtig, wie diese allgewandten und allbeliebten Boulevardcauseure und Figaro-Mitarbeiter, wie diese unzertrennlichen, stets lächelnden Freunde de Flers und de Caillavet sich und ihren Stammbewunderern stets saisontreu bleiben. Kein Mensch wunderte sich, daß die beiden erfolgverwöhnten Stückeschreiber nun „gar" schon im Théâtre français zu Worte kommen durften! Warum so feierlich? Leben wir denn nicht in Paris, wo die „Liebe wacht", die liebevoll Alles bethörende, alles beschwichtigende Galanterie? Und enthält denn übrigens diese neue Arbeit der beiden, zu Zeiten schon sehr übermüthig ausgearteten, diesmal aber höchst molière-moralistisch zu Werke gegangenen Verfasser, nicht eine höchst sittliche Tendenz? Nämlich, daß eine ihren Gatten wahr und innig liebende Frau einfach nicht fähig ist, den kirchlich Angetrauten schnöde zu hintergehen, weil „die Liebe Wache hält", die Liebe in Gestalt eines schrecklich schämigen schäferlichen Amorknäbleins, wie es das Stammpublicum der „Comédie française" seiner classischen Tradition schuldig ist? Auch das zweite neue Repertoirstück des gleichen Theaters findet den rechten Weg, alle etwa aufkeimenden „shocking"-Gefühle der „Comédie"-Habitués schnellstens zu unterdrücken. „Weil man sich einmal im Leben schwer getäuscht hat, darum sollte man die Flinte ins Korn werfen und sein Lebensglück als aufgegeben betrachten? Wie thöricht! Da heißts eben, zur rechten Zeit sich aufraffen und sich auf den rechten Weg zurechtfinden. „Jeder Mensch hat seine Lebensberechtigung, darin beruht das Geheimnis des Glückes," so sagt François Desclos in einer Scene des dreiactigen Lustspiels „Chacun sa vie"*) zu Pauline Clermain und gibt damit zu erkennen, daß er über das Stadium der Verzweiflung über die Untreue seiner Gattin Henriette hinaus und fest entschlossen zur Scheidung ist. In sehr espritvoll-feinironischer Weise stellen die Autoren diesen beiden kernigen Charakteren, diesen Thatenmenschen François und Pauline, das blasirt-decadente, smarte Liebespaar, Frau Henriette Desclos und ihren Erkorenen, den Grafen d'Arvant gegenüber. So lange Henriette Desclos hinter dem Rücken ihres Gatten ihre Ehebruchspläne schmieden konnte, fühlte sie sich als die mondän siegerhafte Beherrscherin der Situation und erfreute sie sich der besten Laune, die aber ruckweise in eine höchst schwächliche, schimpfliche Depression umschlägt, sobald sie erfährt, daß ihr Mann, für dessen beruflichen Idealismus sie kein Verständniß hat, den sie aber doch wider Willen hochschätzen muß, daß dieser ihr bisher völlig gleichgiltiger Gatte ernstlich zur Scheidung entschlossen ist. Ebenso fein durchgeführt ist die Wandlung, die sich in dem Grafen d'Arvant ganz allmählich vollzieht. Er verschanzt sich zunächst grandseigneurhaft hinter die frommen Anschauungen des Adels, der von jeher einen Abscheu vor dem Ehebruch, also auch vor geschiedenen Frauen habe. Erst als François ihm darauf in aller Ruhe erwidert, daß er dann eben den Scheidungsgedanken aufgeben werde, erwacht wieder die buhlerische Siegersehnsucht des Männchens in Graf d'Arvant, und er giebt plötzlich (vielleicht etwas all zu actschlußplötzlich!) seine „angeborenen" Vorurtheile auf und erklärt sich bereit, „seine" Henriette nach ihrer Scheidung von François zu heirathen. Der fein geschliffene Dialog und die ruhige Sachlichkeit der psychologischen Entwicklung erheben diese Arbeit weit über die meisten anderen sogenannten Novitäten der beginnenden Saison. R. de Flers und G. de Caillavets zweite diesjährige Neuheit z. B., das vieractige Schauspiel „L'eventail" („Der Fächer"), ist im Grunde nichts weiter als ein amüsantes Theaterstück, mit aufdringlich hervorgekehrten Prätentionen zur Charaktercomödie. So billig wie der natürlich symbolisch zu verstehende Titel ist auch die Handlung des Stückes. Interessant wäre es gewesen, zu zeigen, ob die Koketterie einer Frau einen stärkeren Reiz auf den Mann ausübt als die echte Weiblichkeit eines unverdorbenen jungen Mädchens. Der Kampf der mondänen Frau und eines Mädchens um den gleichen Mann, der Widerstreit in der Seele dieses Mannes zwischen Sinnlichkeit und Liebe, all diese Elemente könnten noch immer in neuer Gestaltung zur Knotenschürzung einer Schauspielhandlung verwerthet werden; de Flers und de Caillavet begnügten sich damit, die Heldin der Koketterie siegreich vom Schauplatz ihrer wenig rühmlichen Thaten sich entfernen zu lassen.... Schon vor Jahren hat es Gisèle Vaudreuil gelüstet, mit der ehrlichen Leidenschaft des etwas biedermännisch beschränkten François Trévoux Fangeball zu spielen und ihm dann kurz vor der Hochzeit ein Absagetelegramm zu schicken, weil sie fürchtete, von seiner Liebe angesteckt zu werden und den „charme" ihrer Koketterie einzubüßen. Nun, zu Beginn des Stückes, beginnt dieser latente Kampf zwischen den Beiden von Neuem. Umsonst verschließt sich François den wiederum ihn umnebelnden Reizen der schönen Frau, umsonst sucht auch sie wiederum ihrer Liebe Schweigen zu gebieten: abermals sinken Beide einander in die Arme. Dies wird jedoch auf höchst conventionelle theatralische Weise erzielt. François fordert einen Nebenbuhler, den Gisèle durch ihre Koketterie übermüthig gemacht hat, zum Zweikampf, und diesen echten Theaterzweikampf, dieses uralte Mittelchen benutzen die Verfasser, um urplötzlich in Gisèle die aus der Liebe zu François erzeugte Angst um dessen Leben aufblühen zu lassen.... „Du darfst Dich nicht schießen, hörst Du? ... Du darfst nicht! ... Ich dulde es nicht ... denn ich ... liebe ... Dich!" ... Folgt die berühmte „Gruppe"! Noch künstlicher wird die unvermeidliche Heirathslösung im letzten Act herbeigeführt. Der Fächer spielt da genau die gleiche compromittirende Rolle wie in der bekannten Messagerschen Operette „Die Dragoner der Kaiserin". Merkwürdig, wie die beiden Verfasser, die ja selbst auch geschickte Operettenlibrettisten sind, unwillkürlich auf solche in einer Charakterkomödie wahrlich nicht angebrachten Tricks verfallen. Man höre: Gisèle hat in der auf die bewußte „Gruppe" gefolgten Liebesnacht irrthümlich einen Fächer ihrer verheiratheten Freundin Germaine mitgenommen und bei dem eiligen Abschied verloren. Natürlich wird der Fächer von einer in den Gatten Germaines verliebten Frau gefunden, und um die Freundin nicht bloß zu stellen, gesteht Gisèle vor aller Welt, vor diesem fürchterlich gestrengen Richterstuhl der gesellschaftlichen Oeffentlichkeit, daß sie es gewesen sei.... Folgt wiederum die schöne „Gruppe", dann aber noch der letzte Espritstreich der Autoren. Gisèle zerbricht zwar den Fächer, entsagt also scheinbar ihrer Koketterie. Im selben Moment aber bringt der Diener ein Packet, das einen neuen Fächer enthält. Die höchst tiefsinnige Moral der Geschichte soll also sein, daß eine Frau gerade dann am kokettesten ist, wenn sie ihren Fächer zerbricht, weil sie sich dann auf den neuen Fächer, den der verliebte Gatte ihr schenken muß, freuen kann? ... Daß also gerade die Koketterie diejenige Eigenschaft der Frau ist, die den französischen Mann immer wieder zu ihr hinzieht? ... Diese Moral ist dann wahrlich zu alt, um in so landläufiger Weise abermals aufgetischt zu werden, und die an sich ganz witzigen Worte, die hie und da im Dialoge fallen, genügen doch nicht, um dieses Stück als ein eigenartiges Werk oder gar als einen bedeutenden Wendepunkt im Schaffen der beiden Autoren zu bezeichnen. Auch die Darstellung namentlich der weiblichen Hauptrolle trug nicht viel dazu bei, einen tieferen Eindruck hervorzurufen.

Was die schauspielerische Wiedergabe anbetrifft, nimmt das Odeon doch einen hervorragenden Platz unter den allzu starbedachten Pariser Theatern ein. Da geschieht es dann nicht selten, daß an sich verunglückte Arbeiten, wie das gut gemeinte, aber zu oberflächlich durchgeführte Lustspiel „Les plumes du paon" („Die fremden Federn") von Alexander Bisson und Beer de Turique, sich wenigstens einige Wochen lang, wenn auch mühsam genug, auf dem Spielplan halten. Der einst so vergnügte Schwankautor Bisson zieht plötzlich die Stirn in grämliche Falten. Er möchte den in Paris stark grassirenden Unfug der Compagniearbeit an den Pranger stellen und verfällt dabei selbst auf den Fehler eines seiner Helden, sich mit den fremden Federn der Satyre zu schmücken, die sich auf dem Gewande seines Schwankhumors gar seltsam ausnehmen. Weil Raoul Preinart mit seinen eigenen Ibsenstücken kein Glück hat, zieht er es vor, die — Schwänke seines Freundes Claudel unter seiner Flagge segeln zu lassen. So gewinnt er Ruhm und zugleich die ersehnte Hand eines geliebten Mädchens. Dann aber schwillt ihm plötzlich der Kamm, er fühlt sich selbst inspirirt, erleidet wieder Mißerfolg auf Mißerfolg, und schließlich beschließen die Freunde, Claudels Schwänke gemeinsam zu zeichnen. Abgesehen von der geschmacklosen Verurtheilung der dem großen Pariser Publicum noch immer langweiligen Ibsenschen Werke, die dieses „Lustspiel" predigt, lassen uns die traurigen Helden auch sonst schrecklich kalt, und nur dem darstellerischen Geschick, namentlich des tüchtigen, intelligenten Duménу gelang es, den Mißerfolg des Stückes zu verschleiern. Dieser treffliche Schauspieler, der an sich nicht einmal besonders wandlungsfähig ist, fesselt doch stets wieder durch die schlichte Herzlichkeit seines Spieles und seiner Sprache. Er wußte die recht schwierige Titelrolle des vieractigen Schauspieles „Son père" von Albert Guinon und Alfred Bouchinet menschlich ergreifend zu gestalten. Diese Arbeit gehört zu den wenigen gehaltreichen und darum „neuen" Novitäten dieses Winters. Wie da aus einem hartnäckigen Lebemann, der seit fast zwanzig Jahren von seiner Frau und seiner Tochter getrennt gelebt hat, ganz allmälig angesichts der unverdorbenen Lebensfreudigkeit seines Kindes ein liebender Vater, zuletzt auch ein zärtlicher Gatte wird, das haben die jungen Autoren, in denen sich vielleicht gar zwei Poeten verbergen, mit Anmuth und Tact, ohne larmoyant zu werden, durchgeführt. Die Pariser Kritik nannte das Stück, etwas spitz, „echt odeonmäßig". Mit diesem immer etwas zweideutigen Lob mußte sich auch Wildenbruchs „Haubenlerche" zufrieden geben. Sobald einmal das Gefühlselement überwiegt, sobald einmal ausnahmsweise das Divorçons-Motiv nicht erklingt, sofort geht es wie ein großes Gähnen durch die Pariser Theater und Presse, und für die naive Reinheit und die thaufrische Lerchenfreudigkeit der Helene Schmalenbach hatten die sich nervös fächelnden Pariserinnen nur ein geringschätziges Lächeln übrig.

*) Erschienen im Verlage von Eugène Fasquelle (Libraire Charpentier et Fasquelle), Paris.

Digitized by Google

Immer von Neuem erscheinen mir Uebersetzungen deutscher Dichtungen, noch dazu so specifisch norddeutscher bürgerlicher Schauspiele ins Französische, direct als Unfug. Es schnitt mir als geborenem Berliner förmlich in die Seele, als ich den trocken bärbeißigen, aber seelensguten alten Schmalenbach (sprich „Smallénbak!") auf französisch — berlinern hören mußte, und als ich das lispelnde Lächeln bei den Stellen vernahm, die seiner Zeit in Berlin herzlichst belacht wurden. Und ganz abgesehen davon: von welcher Rückständigkeit des literarischen Empfindens legt diese Ausgrabung eines Stückes Zeugniß ab, dessen Styl in Deutschland längst als überwunden gilt! ... Aber desto heller erstrahlt ja dann die heimische Production. Was für ein geniales überragendes Werk ist z. B. im Vergleich zu dieser „nüchtern germanischen" „Alouette" Lutz-Wildenbruchs das schaurige Kinematodrama „La terre d'épouvante" („Das Schreckensland") von de Lordes, eine urkundengetreue Vorführung des gräßlichen Vulkanausbruches, der vor Jahren die Insel Martinique heimsuchte! Da geräth doch unser Nervensystem wenigstens in die nötige Unordnung und unsere bereits völlig verschlafenen Nerven haben nachgerade eine solche Stachelung dringend nöthig! So dachten wohl die athemlos lauschenden Zuhörer dieses Schaustückes, deren Verfasser dabei — und das ist literarisch genommen das Traurigste an der Sache! — nicht einmal die Effecte auszunützen verstanden haben. Nur der erste Act, der zuerst die Sorglosigkeit und schließlich den panischen Schrecken der Inselbewohner beim Nahen der Katastrophe schildert, ist von echter Schauerdramatik erfüllt. Director Gémier gab sich der Verkörperung des Gouverneurs der heimgesuchten Insel mit einer Aufopferung hin, die weiß Gott einer besseren Aufgabe würdig gewesen wäre. Auch die Gestalt des „Monsieur Codomat", dieser neuesten satyrischen Figur Tristan Bernards, die Gémier am gleichen Abend vortrefflich darstellte, ist nicht viel mehr als eine amüsante Witzblattcaricatur. Es gelingt selbst dem kaustischen, ätzend scharfen und doch jovialen Humore Tristan Bernards nicht, der Persönlichkeit dieses Familienvaters und „Ehrenmannes", der sich einer Kokotte in der Maske des Menschenfreundes und Wohlthäters nähert, um sie desto besser seinen egoistischen und lüsternen Trieben dienstbar zu machen, das Peinliche zu nehmen, ebenso wenig wie es Yvette Guilbert gelingt, mit dem Glanz ihres weltberühmten Namens und mit der noch immer auf gleicher Höhe wie einst stehenden Kunst ihres Chansonesprits die geradezu beispiellose Flachheit und Unmöglichkeit des Louis Artusschen Lustspieles „L'amour en banque" („Die Liebe als Spieleinsatz") vergessen zu machen. Im Gegentheil! Es wirft kein günstiges Licht auf den künstlerischen Ernst der ausgezeichneten Diseuse, daß sie sich dazu hergiebt, einem um einen neuen Star verlegenen Theater (dem „Théâtre des Variétés") als lebendiges Reclameplakat zu dienen, und daß sie ihre prächtige Singesprechkunst zum Angelpunkt einer „Bombenscene" prostituirt, um die herum dann ein niemals verlegener Autor die nun einmal zur Abendfüllung erforderlichen drei Acte zu kleistern verstand. Es lohnt wirklich nicht, auf dieses Machwerk näher einzugehen, es widerstrebt mir auch, die schwächliche schauspielerische Leistung dieser Künstlerin, die ich als Diseuse schwärmerisch verehre, zu seciren. Ich constatire nur mit Genugthuung, daß diesmal die Pariser Presse ehrlich genug war, die Diseuse als Schauspielerin mit einer hier zu Lande ungewohnten Deutlichkeit abzulehnen! ... Hohe Anerkennung dagegen verdient die eindringliche Art, mit der Herr de Max die Hauptrolle in dem am Porte Saint-Martin-Theater aufgeführten Versstück „Le manteau du roi" („Der Mantel des Königs") zur Darstellung brachte. Jean Aicard predigt in diesem symbolischen Märchenschauspiel die gewiß nicht neue Wahrheit, daß der wahre Königsmantel nicht gleißnerischer Hermelin noch Purpur, sondern ein schlichtes Gewand, gewoben von Güte und Menschlichkeit ist. In fünf malerischen Bildern, die von einer übrigens wenig belangreichen, allzu discret nur andeutenden, dabei von „Meister" Massenet herrührenden Musik umrahmt werden, sehen wir den König Christian diese Wahrheit inne werden. Im ersten Bilde sonnt sich der Tyrann im eitlen Glanze seiner Macht, er liefert ein rebellische Stadt seines Reiches dem Untergange aus, führt die von seinem Vorgänger abgeschaffte Folter wieder ein ... da plötzlich verfinstert sich der Himmel, ein Blitzstrahl fährt nieder — und es erscheint ein Fremder, „Der Arme" und kündet dem Könige schreckliche Vergeltung. In den nächsten Bildern sind wir Zeuge, wie sich dieser Fremde mit dem Königsmantel umhüllt und den wahren, nun für einen Irrsinnigen gehaltenen Regenten durch die Folter zwingt, zu gestehen, daß er nur ein armer, armer Mensch sei, der nun erst am eigenen Leibe erkannt habe, auf welchen Irrpfaden er bisher gewandelt ist und der dann im letzten Bilde zum gütigen, väterlichen, weisen Landesfürsten geläutert auf dem Throne seiner Väter sitzt. Ein Hauch weltfernen Idealismus' umweht dieses Schauspiel, das vielleicht ein wenig naiv sprunghaft in der Vermengung der Realität der Vorgänge mit dem Mysticismus der beabsichtigten Symbolik gerathen, aber reich an schönen tiefen Worten ist und zudem durch prächtig klingende Verse sich auszeichnet. Herr de Max bewies, daß er doch mehr als ein echt romanischer Sprechkünstler ist. Er fand in Geste und Mimik namentlich bei der entsetzlich realistisch vorgeführten Peitschungsscene, erschütternde, fast völlig echte Töne. Nur übermannt ihn dann ganz plötzlich häufig das rhetorische Herrschergefühl des „grand comédien", und er schadet sich dadurch selbst den günstigen Endeindruck seiner Leistung.

Während so das Schauspielleben der Metropole wieder seine höchsten Wogen schlägt, ist die Oper noch nicht völlig aus ihrem langen Sommerschlafe erwacht. Nur die „Komische Oper" hat bereits mit ihren Novitäten begonnen. Freilich ist auch diese Richepin-Lerouxsche vieractige Oper „Le chemineau" („Der Landstreicher") eine alte Novität. Vor zehn Jahren bereits wurde das gleichnamige, aber fünfactige Drama Jean Richepins am Odeon sehr beifällig aufgenommen. War nun der Erfolg auch dieser Oper ein Abglanz des damaligen Erfolges? Oder galt er nur dem mit einem runden, großen, wenn auch nicht sehr sympathischen Baryton begabten Darsteller der Titelrolle, Herrn Dufranne? Die Gestalt dieses Landstreichers, der ohne es zu wollen und zu wissen über das von ihm verführte Bauernmädchen und über seinen Sohn großes Unglück bringt, wirkt in diesem Libretto höchst unwahr. Ein Landstreicher als Opernheld ist schon an und für sich ein Nonsens! Und nun gar, wenn dieser Landstreicher musikalisch ein so internationales Gewand trägt, wie dieser „chemineau" des Herrn Leroux! Hoffentlich werden uns die nächsten Wochen etwas neuere Novitäten bringen! *Arthur Neisser.*

Der Reservehauptmann.

Und als das Denkmal fertig stund
Von Hardenberg, dem alten,
Da ging die Red von Mund zu Mund:
Ne Feier ist zu halten!
Heraus mit Speer und Sporenklang,
Heraus mit Trommeln, Festgesang,
Mit Pauken und Trompeten,
Denn dieses ist von Nöthen.

Und weil der Hardenberg zumeist
Doch etwas Grips besessen,
Als sozusagen Mann von Geist,
So sei ihm zugemessen
Ein Redner voller Geisteskraft,
Ein richtger Mann der Wissenschaft,
Doch das der Geist ihm glaubt man,
Sei er Reservehauptmann!

Da rückt nun Herr von Wenckstern vor,
Professor und daneben
Erlesen zum Reservecorps —
Der läßt den Alten leben
Und schlägt dabei mit Kling und Klang,
Mit Kling und Klang und Spring und Sprang,
Daß alle Herzen flammen,
Die Hacken forsch zusammen.

Ha, Du erhabner Augenblick —
Die Zukunft ahnt schon jeder:
Die Professores üben chic
Kniebeuge am Katheder.
Es übt der Studio-Rekrut
Parademarsch in ihrer Hut;
Collegs: „Von Kriegsgeschossen"
Wern mit „Hurrah" geschlossen.

Was sagt der alte Hardenberg
Zu dieser Weisheitspflege —?
„Du nachgebornes Kleingezwerg",
Entfliehts dem Zahngehege,
„Wann wächst Du aus zum Mannsgeschlecht —:
Zur rechten Zeit thu Rechtes recht!?"
Moderne Lehrer sichtbar
Sind selbst noch unterrichtbar!" —

Terentius.

Notizen.

Classiker der Kunst in Gesammtausgaben. Von diesem bedeutungsvollen Unternehmen, das sich längst in kunstverständigen Kreisen einer großen Verbreitung erfreut, liegen nunmehr 11 Bände vor. In diesen vornehm ausgestatteten Bänden wird das gesammte künstlerische Schaffen Raffaels, Rembrandts (Gemälde und Radierungen), Tizians, Dürers, Rubens, Velasquezs, Michelangelos, Schwinds, Correggios und Donatellos zu einem für jeden Kunstfreund erschwinglichen Preise im Bilde dargeboten. Für den mäßigen Preis von Mk. 5 bis Mk. 15 für den Band ist nunmehr jedem Gelegenheit geboten, in seine Bibliothek neben die Classiker der Literatur auch die Classiker der Kunst zu stellen. Die akademische Buchhandlung von Bial & Freund in Breslau legt dieser Nummer einen Prospect über die „Classiker der Kunst" bei, in dem sie sich zur Lieferung gegen monatliche Theilzahlungen von Mk. 5 erbietet. Der Prospect sei der Beachtung der Leser hiermit auf das Angelegentlichste empfohlen.

Digitized by Google

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. **Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!** Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Kothe auf Vorrat

Passendes
und
stets beliebteres
Weihnachts-geschenk.

Man verlange ausführliche Drucksachen, sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** kostenlos von
J. Weck, Ges. m. b. Haftung, **Oeflingen**, A. Säckingen (**Baden**).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Teppiche in allen Arten liefert billigst Versandhaus Beneke & Lattey, Magdeburg. Illustrirter Katalog postfrei.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

F. Freitag
(Inh. **A. Meyer**)
Schneidermeister
Berlin SW.
o **Friedrichstr. 36** o
empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender
Herren- und **Damen-Garderobe**
nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in
Tailor made
Kostümen, Jacketts, Mänteln und **Röcken.**
(Ersatz für Maßarbeit.)

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W 48

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Digitized by Google

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

London W. 8|9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.

London W. 8|9 Colville Square.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Wollen Sie

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:

Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

SCHREIBMASCHINE

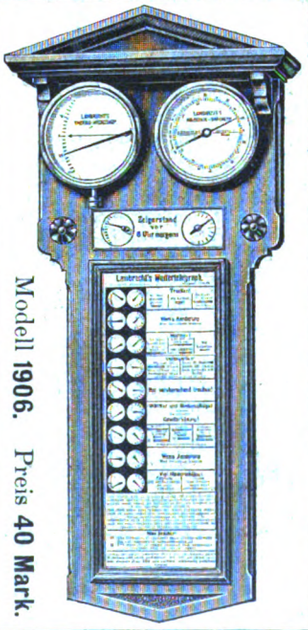
mit sichtbarer Schrift

„Continental"

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:

Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.



Original

Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht

Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

DÜRKOPP-

DÜRKOPP & Cº. A.G. BIELEFELD

Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect von **Vandenhoeck & Ruprecht,** Verlag in **Göttingen,** aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 30. November 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die Trusts und die Bankkrisis in den Vereinigten Staaten. Von Dr. Lindsay Martin (Gießen). — Verfassung und Verfassungskämpfe in Mecklenburg. Von Dr. jur. Erich Schlesinger (Güstrow). I. — Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Von Dr. Julius Ritter v. Newald (Melk). II. — Heilmittel und Gifte. — Nahrungsmittel und Genußmittel. Von Dr. med. Wilhelm Sternberg (Berlin). II. — Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Von Theodor Ebner (Ulm). — Jamaikanische Neger-Legenden. — Drei Gedichte. Von Felix Braun (Wien). — Der Annoncenagent. Aus dem Schwedischen des Henning Berger. II. — Tage der Todten. Von Marsyas (Dr. Martin Berndt, Berlin). — Aus den Berliner Theatern. Komische Oper. Von A. H. Kleines Theater. Von O. A. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

Die Trusts und die Bankkrisis in den Vereinigten Staaten.

Von Dr. Lindsay Martin (Gießen).

Was ist ein Trust? Der Begriff ist, wie die moderne capitalistische Concentrationsbewegung in den Vereinigten Staaten zeigt, revisionsbedürftig.

Zunächst: was ist das Besondere an der Geschäftstechnik der Trusts? Als Correlat der Begriffs Trust erscheint nach alter Anschauungsweise sofort der Begriff Monopol. Sicher ist, daß die Trusts vielfach der monopolähnlichen Beherrschung eines einzelnen Wirthschaftsgebietes ihre Riesengewinne verdanken; ebenso sicher ist, daß heute die Monopolisirung in der Trustpolitik nicht mehr die Rolle spielt wie früher. Der Spürsinn der Trustleute hat, lange bevor der Doctrinär das Gleiche nachwies, herausgefunden, daß Monopole auf die Dauer nur bei wenigen Handelsgebieten möglich sind, wo eine gewisse Seltenheit des Urproducts die Möglichkeit wirkungsvoller Gegenorganisation beschränkt. Die Tendenz der heutigen Trustpolitik geht nicht in die Tiefe, sondern in die Breite, sucht nicht einen einzelnen Gewerbecomplex bis auf seine letzten Erzeugungselemente generell zu controliren, sondern über eine Menge von einzelnen gewerblichen Unternehmungen, gleichgiltig welcher Art, die individuelle Auctorität auszudehnen. Eine Uebersicht über die Unternehmungen eines Universaltrusts — wie Organisationen von der Art des Oel- und Stahltrusts im Gegensatz zu den kleinen abhängigen Trustgebilden genannt sein mögen — zeigt das sehr deutlich. Der Oeltrust umfaßt — abgesehen vom Stammtrust, der Standard Oil Co. — eine Menge „Eisenbahnsysteme" und andere Verkehrstrusts, eine größere Zahl von communalen Trusts, insbesondere Gas- und Elektricitätstrusts, an Nationalbanken die National City Bank, Hannover National Bank, Chase National Bank, Second National Bank, an Treuhandbanken die United States Trust Co., die Farmers Loan and Trust Co., die Central Realty Bond and Trust Co., viele Versicherungsgesellschaften und an industriellen Trusts den Kupfer-, Verhüttungs-, Mehl-, Tabak-, Schuh-, künstlichen Düngertrust, den Theatertrust u. s. w. Alles das ist natürlich nur eine Auslese, kein erschöpfender Nachweis der Oelgeschäftsverzweigung, hinter deren Geheimnisse zu gelangen, auch die Interstate Commerce Commission sich vergeblich bemüht. Die Universaltrusts sind heute in erster Linie Gründungsinstitute; das Monopolsystem kommt im Allgemeinen nur insofern zur Geltung, als der Gewinn aus Finanzirung und Leitung der Einzelunternehmungen unendlich dadurch gesteigert wird, daß diesen die aus der Dictatur über das Verkehrswesen und aus anderen Vorzugsstellungen fließenden Vortheile zugewendet werden. Bei dieser Organisation ist es andrerseits keine Seltenheit, daß derselbe Universaltrust rivalisirende Einzeltrusts umfaßt; die beiden Gegner ringen sich gegenseitig Charters, Gerechtsame und andere Rechte ab, machen Schiebungen aller Art, verwässern die Actiencapitalien ins Unermeßliche — das Nachsehen hat in jedem Fall die Masse der Common Stock-Inhaber, der Vortheil fällt den Trustmagnaten zu. Ein classisches Beispiel derart sind die beiden Verkehrstrusts von New-York, die Interborough und die Metropilitain Securities Co., die, beide unter Morgans Controle stehend, mit allen Mitteln geschäftlicher Ranküne sich jahrelang befehdet haben.

Zweitens: wie ist das gesammte Trustsystem organisirt? Man spricht vom verticalen System der Trusts in Amerika im Gegensatz zum horizontalen System der europäischen Cartelle. Man meint damit, daß in der alten Welt die Concentrationsbewegung auf der breiten Association gleichberechtigter Unternehmer beruhe, während sie in der neuen Welt auf die allgebietende Auctorität eines Einzelnen hinauslaufe. Dem scheint die gänzlich unabhängige Thätigkeit der großen Trust-Promotors zu widersprechen. Harriman, Stillman, Sully, Roger, Payne, Converse sind sämmtlich Secretäre im Oelministerium; ihre Wirksamkeit läßt aber kaum jemals etwas davon merken, daß sie Diener eines größeren Herrn sind. Man steht vor einem Räthsel: auf der einen Seite sieht man größte Bewegungsfreiheit, auf der anderen Seite spürt man doch wieder die straffste Centralisation. So z. B., wenn bei der Generalversammlung einer Transcontinentalbahn mit ihrem Riesen-Actiencapital ein einzelner Herr, ein untergeordneter Cleark, erscheint, ein Bündel Vollmachten aufschnürt, beweist, daß er 80 — 90 v. H. aller Shares vertritt, zugleich ein Decret dieser Stimmenmehrheit vorliest, wonach alle Maßnahmen des Directoriums von vornherein gutgeheißen werden und damit die Sitzung schließt. Wenn das viel mißbrauchte Wort von der Bindekraft der Interessenharmonie irgendwo Bedeutung hat, dann ists bei den Trusts der Fall. Die Gesetzeschicanen, mit denen die Einzelstaaten die Trusts verfolgten, ließen es deren Leitern zweckmäßig erscheinen, möglichst wenig durch vertragsmäßige Abkommen die Organisation ihrer Unternehmungen öffentlich rechtlich zu machen; sie fanden einen

Digitized by Google

andern Kitt, der noch fester hält: die finanzielle und politische Abhängigkeit. Die heutige Krisis zeigt das Bild, wie verschiedene, vom Oel- oder Stahltrust controlirte National- und Trustbanken die Zahlungen einstellen oder doch in größter Gefahr sind. Darauf springen Rockefeller und Morgan in die Bresche; außer dem Schatzamte, dessen 25 Mill. Dollar aber auch nur einen Tropfen auf den heißen Stein des Geldbedürfnisses darstellen, sind sie die einzigen, die mit großen Capitalien ihre eigenen Banken und zugleich „das Vaterland" retten können. Die Unsolidität machte das Unternehmerthum der Trusts solidarisch; die Ueberspannung, die durch den Mangel an Capitalvorrath gegenüber den in Umlauf gesetzten fingirten Capitalwerthen hervorgerufen wird, ist nur haltbar durch die Stärke des Bogens, der Capitalkraft, die im Pol des Trustsystems concentrirt ist. Mehr noch: ein Eisenbahnkönig wie Harriman ist, selbst Milliardär, actionsfähig ohne jede capitalistische Hülfe Anderer, nicht aber ohne die politische Hülfe des Senats, der allen trustfeindlichen, von dem Repräsentantenhaus angenommenen Gesetzen durch „Verbesserungen" die Spitze abbiegt. Die Beherrschung eines solch umfangreichen, zerklüfteten Wahlkörpers ist nicht einem Einzelnen möglich, sondern nur einer disciplinirten Armee, in der sich alles einem Willen unterordnet. So entsteht die Trustpyramide, deren breite Basis in die eine Spitze hinausläuft, die die Auctorität der Pharaonen des Capitals verkündet. Es ist ein Organismus, ähnlich dem des menschlichen Körpers, dessen einzelnen Gliedern mannigfachste Freiheit der Bewegung gegeben ist, bei dem antagonistische Kräfte hin- und herwirken, und dessen Lebensfähigkeit doch vom Schlag des einen Herzens abhängt.

Drittens: wohin zielt die Trustpolitik? Die angedeutete Entwicklung des Trustsystems hat nothwendig dazu geführt, daß der wirthschaftliche, auf die Erzeugung concreter Werthe gerichtete Zweck mehr und mehr durch den speculativen, den Spielgewinn suchenden Zweck zurückgedrängt worden ist. Mit dem industriellen Erwerbsleben stehen die Trusts nur noch in ganz äußerlichem Zusammenhang, an seinem Gedeihen haben sie kein vitales Interesse, der Niedergang den Conjunctur kann ihren Tendenzen ebensowohl entsprechen wie der Aufstieg; wenn die Leute, die die feinste Witterung für die Künste der Finanzdiplomatie zu haben glauben, Recht hätten, so wäre die jetzige Deronte nichts als ein Riesenbaissecoup Rockefellers, durch den alle seine bisherigen Speculationsgewinne in den Schatten gestellt werden würden. Um der speculativen Habgier Thor und Thür zu öffnen, galt es in erster Linie, möglichst viel Banken und deren Depositen sich dienstbar zu machen; denn erstes Prinzip der Trustfaiseure ist es bekanntlich, nicht mit eigenem, sondern mit fremdem Geld zu operiren und nur den Gewinn aus den Schiebungen in die eigene Tasche zu stecken. In der That hat sich in letzter Zeit die Thätigkeit der Trusts mit besonderer Aufmerksamkeit dem Bankwesen gewidmet — mit welchem Erfolg, lehren die heutigen Tage. Es ist kennzeichnend, daß eine kleine Trustgruppe, das Trifolium Heinze, Morse, Thomas, dessen wilde Speculationen den Anstoß zum Ausbruch der Krisis gaben, nicht weniger als acht unter staatlicher Aufsicht stehende Großbanken ihrer Controle zu unterwerfen vermochten, und zwar zwei Trustbanken, zwei Staatenbanken und sogar vier Nationalbanken, die National Bank of North America, die New Amsterdam National Bank, die Mercantile National Bank und die Consolidated National Bank. Noch charakteristischer ist die Methode, die zur Gewinnung der Macht über so viele Banken angewandt wurde. Man kaufte die Actienmehrheit einer kleineren Bank, setzte ein gefälliges Directorium ein, blies das Capital mit der Luft unfundirter Shares auf, lombardirte diese Werthe, verschaffte sich mit dem Lombard die Actienmehrheit einer anderen Bank und setzte dieselben Manöver weiter fort.

Die National- und Staatenbank könnten zu derartigen Zwecken nicht mißbraucht werden, wenn sie nicht längst, entgegen ihrer Bestimmung, zu Privatbanken speculativer Art geworden wären. Nicht verkannt darf werden, daß die großen, von den Trustmagnaten beherrschten Nationalbanken wie die National City Bank Rockefellers und die National Bank of Commerce Pierpont Morgans vermöge der Capitalkraft ihrer Directoren vielfach und vorzüglich in kritischen Zeiten die fehlende Centralbank ersetzt und dem Staat große Dienste geleistet haben. Aber diese Leistungsfähigkeit ist abhängig von dem Ermessen einer unabhängigen Persönlichkeit, ist nicht im Status der Banken begründet, der sich unter dem Einfluß unsolider Speculationen vielmehr ständig verschlechtert hat. Nach Bankers Magazine betrugen Activa und Passiva der sämmtlichen Nationalbanken Ende 1906 rund 7200 Millionen Dollar. Davon können nur 1300 Mill. Doll., also 18 v. H., bestehend in U. S. Bonds und Barreserven, als völlig sicher gelten, und auch das nur mit Einschränkung: 200 Mill. Doll. sind nur in Legal-tender Noten, also in Silber gedeckt. Der Effectenbestand beträgt 600 Mill. Doll., ist somit im letzten Jahrzehnt von 20 v. H. des Actiencapitals auf fast 50 v. H. angewachsen, eine Ueberlastung mit schwer realisirbaren Werthen, die um so bedenklicher ist, als der innere Werth dieses Activpostens mit der äußerlichen Vergrößerung jedenfalls nicht in gleichem Maßstab zugenommen hat. Es befinden sich unter den Securitäten zweifellos eine Menge unverdauter Werthe, die aus Capitalverwässerungen stammen, Abnehmer nicht gefunden haben und als Reports in die Safes des emissionirenden Hauses zurückgekehrt sind. Ein wie großer Procentsatz des Activpostens „Darlehen" im Betrag von rund 3800 Mill. Doll. rein speculativer Art ist, läßt sich natürlich nicht feststellen; daß er aber verhältnißmäßig sehr groß, bedingt die ganze Geschäftspraxis dieser Banken. Zu ebenso großen Bedenken geben die Passiva Anlaß. Das Capital ist im letzten Jahrzehnt von 631 Mill. Doll. auf 780 Mill. Doll., also um 25 v. H., die Reserven sind von 248 Mill. Doll. auf 410 Mill. Doll., also um 65 v. H., die Depositen aber von 1870 Mill. Doll. auf 3792 Mill. Doll. oder um 103 v. H. gestiegen, so daß die Deckung der Letzteren sich ständig verschlechtert hat. Etwas günstiger ist im Allgemeinen der Status der Staatsbanken; hinwiederum zeigen die Bilanzen der Trustbanken ein Bild, daß mit dem fiduziarischen Charakter dieser Institute am wenigsten in Einklang steht. Die Trust Companies waren bekanntlich ursprünglich Treuhandgesellschaften, betraut mit der Vermögensverwaltung für Mündel, Waisen und andere geschäftsunfähige Personen, sowie für Corporationen. Indem sie letzterer Actienkäufe und -Verkäufe und sonstige Transactionen regulirten, vom Bankerott bedrohte Unternehmungen reconstruirten, wurden sie mitten in den Kreis des Speculantenthums hineingezogen; alsbald begannen sie durch Consortialbetheiligungen an dessen Thätigkeit mitzuwirken, und heute sind sie Banken, deren Geschäftsumfang sich von einer Privatbank in keiner Weise mehr unterscheidet. Dabei kam ihnen zu statten, daß das Gesetz, abgesehen von wenigen einzelstaatlichen dehnbaren Verordnungen, ihnen fast gar keine Geschäftsbeschränkungen auferlegte. Die Möglichkeit, durch die Vermittlung dieser Treuhandbanken mit dem Vertrauen erweckenden Namen alle Capitalgeschäfte erledigen zu können, lockte das Publicum, und zwar besonders die kleinen Leute, an, hier ihre Spargelder hinzutragen: so haben sich gerade diese Institute glänzend wie keine andere Bankkategorie entwickelt, ein Glanz, der aber wie allenthalben, wo das Trustsystem seine „monumentale Habgier" zur Geltung bringt, rein äußerlich und von innerer Fäulniß begleitet ist. Die Entwicklung der Treuhandbanken nach dem Bestand von Capital, Depositen und Darlehen seit 1890 zeigt folgende Aufstellung:

	1890	1900	1902	1904	1905
	Millionen Dollar				
Kapital und Reserven .	120	220	340	500	590
Depositen	340	1200	1560	1870	2070
Darlehen	310	720	1190	1430	1690

Digitized by Google

Von den Depositen sind nur $^1/_3$ Treuhanddepositen, woraus das Vorwiegen des speculativen Bankgeschäfts vor der Treuhandverwaltung deutlich erhellt. Die Deckung der Depositäre durch die Baarmittel der Banken hat sich ständig verschlechtert, die Belastung durch Darlehen sich übermäßig gesteigert. Unter den Activas stehen Consols und Hypotheken zu „anderen Securitäten" — über deren reellen Werth dasselbe gilt, was bezüglich dieses Fundus bei den Nationalbanken gesagt wurde — im Verhältniß von 1:4. Dazu kommt noch, daß die Trustbanken den größten Theil ihrer Reserven bei den nicht solider fundirten Nationalbanken hinterlegen. Am mißlichsten ist der Status der New-Yorker Trustbanken; bei den durch die jetzige Krisis hauptsächlich erschütterten Gesellschaften, nämlich U. S. Trust Co. New York, Union Trust Co. of New York, Central Trust Co., Farmers Loan and Trust Co., Knickerbocker Trust Co., Lincoln Trust Co., Fifth Avenue Trust Co., Mercantile Trust Co., stehen insgesammt 393,45 Millionen Dollar Depositen nur 10,20 Millionen Dollar Capital gegenüber! Der Depositenreichthum der Treuhandbanken mußte natürlich die capitalhungrigen „Grafters" besonders anlocken; indem sie ihre Controle über einen immer größeren Kreis dieser Institute ausdehnten, ward der Entwurf, alle Baarmittel des Volkes für die Zwecke der Trusts zu mobilisiren, folgerichtig zum Abschluß gebracht. Ueber die sociale Gefahr gerade dieser speculativen Ausnutzung von Vertrauens- und Spargeldern bedarf es keiner weiteren Worte.

Das Charakteristicum des heutigen Creditsturzes ist, daß er, entsprechend dem Entwicklungsgang der Trusts, vorzüglich als Bankcreditkrisis, weniger als Waarencreditkrisis sich bemerkbar macht. Es wird also, wenn die heutigen Verwirrungen ihr Ende erreicht haben, die viel ventilirte, aber nie ernstlich in Angriff genommene Frage der Reform des Bankwesens wieder actuell werden. So sehr nun auch dessen Organisation verbesserungsbedürftig ist, so ist doch im Auge zu behalten, daß das Grundübel in einer Erscheinung abseits des technischen Aufbaues der Banken liegt, in der Labilität des Capitalmarktes, in der Verwässerung der Capitalwerthe als unvermeidlichen Folgen der Finanzpolitik der Trusts. Welchen Umfang die künstliche Construction von Capitalwerthen angenommen hat, zeigt eine 1903 angestellte Untersuchung betreffend den Status der größeren vertrusteten Gesellschaften; es ergab sich, daß einem Nominalcapital von 3085 Millionen Dollar, ein wirklicher Capitalwerth von nur 1458 Millionen Dollar gegenüberstand. Dies Mißverhältniß zwischen nationalen Realvermögen und fingirten Capitalwerthen muß schließlich zu einem Zusammenbruch führen, und das um so mehr, als auch Europa, unter ähnlicher, wenn auch minder starker Ueberanstrengung der Capitalkräfte leidend und allen unionistischen Finanzoperationen gegenüber mißtrauisch geworden, durchaus nicht mehr geneigt ist, die Wechsel auf die Zukunft, die das Gründerthum der Yankees ausstellt, zu discontiren. So läuft die Frage der Bankreform im Grunde auf die Lösung des großen, alles in der Union bewegenden Trustproblems hinaus; welcher Art diese Lösung sein wird, ist aber heute noch gänzlich unklar. Bei der Zurückführung der Finanzmißwirthschaft auf ihre elementare Motive soll natürlich nicht verkannt werden, daß immerhin einzelne Auswüchse durch Reformen technischer Art beschnitten werden können. Die Schaffung einer bundesstaatlichen Centralbank wäre, wie allgemein anerkannt wird, Vorbedingung für die Instradirung einer gesunden, die Interessen aller Volksschichten wahrnehmenden Bankpolitik. Die Methode der Notenausgabe durch die speculativen Nationalbanken bewirkt, daß die Größe der Umlaufsmittel sich nicht nach den Bedürfnissen der Gesammtwirthschaft, sondern nach dem Bondscours richtet, daß die Circulation desto unelastischer, die Einlösbarkeit desto mehr in Frage gestellt wird, je kritischer die Zeiten sind. Die Bestimmung der Aldrich Bill, die, um diesen Uebeln des Notensystems zu begegnen, erlaubte, daß die Circulation monatlich statt um 3 Millionen Dollar wie bisher, jetzt um 9 Millionen Dollar verringert wird, ist Angesichts eines Gesammtnotenumlaufs von rund 600 Millionen Dollars fast wirkungslos. Wirkliche Abhilfe könnte hier nur eine Centralbank schaffen, deren Noten nicht durch fundirte Papiere, sondern bankmäßig gedeckt wären, die in ihrer Notenausgabe frei ist von jeder Preispolitik, die zugleich durch eine selbstständige Discontpolitik befähigt wäre, der Verfälschung der Situation auf dem Capitalmarkt durch das Speculantenthum einen wahren Grademesser der Gunst oder Ungunst der Verhältnisse entgegenzustellen. Die Dezentralisation und die damit verbundene innere Schwäche des Bankwesens, die durch das Fehlen einer Bundesbank bedingt ist, wird noch verstärkt durch das vom engherzigen Particularismus der Bundesstaaten dictirte Verbot der Errichtung von Filialen, wodurch das unionistische Banksystem sein ganz besonderes, aber nichts weniger als widerstandsfähiges Gepräge erhält: eine Menge von Banken, die sich dem Titel, nicht aber der Geschäftsart nach unterscheiden, denen die europäische, für die Bedürfnisse des Handels so wichtige Differencirung völlig, fehlt und die der Eroberungspolitik der Trusts alle gleich günstige Angriffspunkte bieten. Endlich wäre ein rigoröses Gesetz von Nöthen, das namentlich die National-, Staaten- und Trustbanken unter eine wirksame Controle stellte, ein Gesetz, das freilich gar keine Aussicht auf Annahme hat, solange im Bundessenat die Mehrheit den „Oelkragen" oder die „Stahlhaube" trägt. Und leider erscheint in Rücksicht auf die Gewalt dieser hohen Herren dermalen jede trustfeindliche Reformidee fast als ein Utopismus.

Verfassung und Verfassungskämpfe in Mecklenburg.

Von Dr. jur. Erich Schlesinger (Güstrow).

I.

Die Monarchie kommt in zwei verschiedenen Formen vor: als konstitutionelle und als absolute, je nachdem verfassungsmäßig den Regierten eine Theilnahme an der Ausübung der Staatsgewalt zusteht, oder das Staatsoberhaupt allein die Staatsgewalt ausübt. Der Entwicklungsgang in den deutschen Staaten war folgender: Seit der Mitte des 12. und seit dem 13. Jahrhundert hatten sich die Staaten zu constitutionellen Monarchien ausgebildet. Die Regierungsbefugnisse der Monarchen waren beschränkt durch die Mitwirkung ihrer Unterthanen, freilich nicht aller, sondern einiger besonders bevorzugter Classen. Theilnehmer an der Regierung waren die Landstände, d. h. die mit Grundbesitz ausgestatteten geistlichen und weltlichen Großen und die Städte. Diese Verfassungsform, die man die ständische oder landständische nennt, erhielt sich bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Seit dem Westphälischen Frieden brach sich die Auffassung Bahn, daß im Landesherrn allein sich die Staatsgewalt verkörpere, und daß daher eine Mitwirkung einzelner Classen des Volkes bei der Ausübung der Staatsverwaltung überflüssig sei. Die Landesherren wurden zu absoluten Herrschern. L'Etat c'est moi! war ihr Losungswort. Mit dem 19. Jahrhundert jedoch tauchte die Form der constitutionellen Monarchie wieder auf, diesmal wesentlich anders gestaltet. Nicht einige bevorrechtete Classen begehrten und erhielten das Recht der Theilnahme an der Ausübung der Staatsgewalt, sondern die durch gewählte Repräsentanten vertretene Gesammtheit des Volkes. Die Staaten bekamen Repräsentativ-Verfassungen: sie wurden constitutionell regirt. Constitutionell waren freilich, wie bemerkt, schon die mittelalterlichen Monarchien gewesen, aber ständisch-constitutionell, nicht repräsentativ-constitutionell.

Auch in Mecklenburg treten im 12. und 13. Jahrhundert neben die Landesherren als Machtfactoren die Stände, d. h. die Prälaten (geistliche Herren), die Mannen (Ritter, weltliche Herren) und die Städte. Je mehr die Landesherren

Digitized by Google

in Folge der ewigen Kriege und Fehden auf ihre Hülfe, Geldleistungen und Waffendienste, angewiesen waren, um so mehr mußte der Einfluß der Stände erstarken. Hülfe gewährten sie den Landesherren nur gegen Verleihung von Privilegien. So wurden sie im Laufe der Zeit nach und nach zu kraftvollen Grundherren, während die Macht der Landesherren schwand. Seit 1304 zerfiel das Land in drei Herrschaften: Mecklenburg, Wenden und Stargard, neben denen die Seestadt Rostock wie eine kleine Republik für sich stand. Die Herrschaften wurden später vereinigt, wieder getrennt. Gegenüber diesen Landestheilungen wußten die Stände ihre Privilegien durch festes Zusammenhalten zu wahren. Als wieder einmal eine Landestheilung drohte, schlossen am 1. August 1523 die Prälaten, Mannen und Stände der Fürstenthümer und Lande Mecklenburg, Wenden, Rostock und Stargard bei Ehren und getreuen Hand-Gelübden an Eidesstatt für ewige Zeiten einen Bund. Diese sogenannte Union der Landstände gipfelte in dem Satze: „Da es sich aber begebe, daß wir sämmtlich oder sonders hiernachmals durch Jemand wieder unsere Privilegia, Freiheit, Gerechtigkeit, löbliche Gewohnheit oder alt Herkommen, mit gewaltsamer That oder sonst anders wider Recht und Billigkeit beschweret, beschädiget oder verdrücket wurden, alsdann sollen und wollen wir derselbigen Beschwerden mit Hulfe, Rath, Trost und Beistand der Billigkeit nach nicht verlassen, zu ihren Rechten, soferne wir ihrer auch zu Gleich und Rechte mächtig sind; wäre es auch Sache, daß Jemand über Recht und Gewalt oder rechtlicher Forderung, in einigen Schaden geführet und gedrungen würde, so sollen und wollen wir denselben Schaden helfen, gleich mächtig dulden und tragen, nach Rath, Prälaten, Manne und Städten, bis zu endlicher Austrag der Sachen." Wenn auch die Stände in der „Union" ihre Vereinigung damit rechtfertigen, daß „sich nun zur Zeit im heiligen Reiche viele Aufruhr und Beschwerungen begeben, und zukünftig täglich mehr zu besorgen", so fühlt man doch unschwer heraus, daß lediglich die Absicht sie trieb, gegen die Bestrebungen der Landesherren, ihre Privilegien zu beschneiden, Front zu machen. Die Union der Landstände ist die Grundlage der mecklenburgischen Verfassung, das Bollwerk, an welchem die absolutistischen Neigungen der Landesherren ein unüberwindbares Hinderniß fanden.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, nach Durchführung der Reformation in Mecklenburg, verschwand der Stand der Prälaten. Dem Landesherrn standen nur noch die weltlichen Herren, Ritterschaft und die Städte, jetzt Landschaft genannt, gegenüber. Das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts sind erfüllt mit Kämpfen der, absolutistische Ziele verfolgenden Landesherrschaft mit den zäh an ihren Privilegien festhaltenden Ständen. Endlich kam ein Frieden zu Stande. Am 18. April 1755 wurde zwischen dem Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg und der gesammten Ritter- und Landschaft ein unverbrüchlicher, ewiger Vergleich geschlossen, kraft dessen „alle bishergen abgeschwebeten Processe, Apellationes, Rechtshängigkeiten, und was mit solchem allem verknupfet ist, gerodiet, abgethan und aufgehoben sein sollen, der Gestalt, daß dergleichen von keiner Seite fürohin angezogen, eingewendet oder vorgerücket werden sollen." Dieser „Landes-Grund-Gesetzliche-Erb-Vergleich" ist bis auf den heutigen Tag von maßgebender Bedeutung für die Verfassung des Landes geblieben. Er regelt die Beziehungen der Stände zu der Landesherrschaft eingehend, enthält das Versprechen des Herzogs, „Unserer gesammten Ritter- und Landschaft vollkommene Sicherheit und Erhaltung zu belassen bei Ihren Rechten, Gerechtigkeiten, Freiheiten, Vorzügen, Gebräuchen und Gewohnheiten, wie solche Unsere Ritter- und Landschaft überhaupt, oder ein jeder Stand für sich alleine, und ein jeglicher derselben in Sonderheit, rechtsbeständig erworben und hergebracht hat", und beläßt insbesondere die „unzertrennliche Union des Jahres 1523 unter gesammter Ritter- und Landschaft nach wie vor, in ihrer unwandelbaren verbindlichen Kraft und Wirkung." Der Landesgrundgesetzliche Erbvergleich war das Todesurtheil der absolutistischen Bestrebungen der Landesherren. Der Entwicklungsgang, den die anderen deutschen Staaten im 19. Jahrhundert nahmen, war in Mecklenburg unmöglich. Der festgegründete Ständestaat ließ die repräsentativ-constitutionelle Staatsform nicht aufkommen.

Um die Wiederkehr des alten, für die innere Entwicklung des Landes so überaus verderblichen Streites zu verhindern, wurde im Jahre 1817 eine sogenannte „Kompromiß-Behörde" ins Leben gerufen, eine Instanz, die Verschiedenheiten der Ansichten und Streitigkeiten schlichten sollte, welche etwa zwischen dem Landesherrn und den getreuen Landständen, „sei es die gesammte Ritter- und Landschaft, oder mit einer von beiden allein, entweder unmittelbar, oder bei einer ihnen landesverfassungsmäßig zustehenden Vertretung über Landesverfassung, Landes-Grund-Gesetze, sonstige öffentliche Verträge, die Auslegung und Anwendung derselben, sowie überhaupt bei der Ausübung der landesherrlichen Gewalt" entstehen würden.

Die Landstandschaft hat sich aus der Grundherrschaft entwickelt. Im ständischen Staate stehen daher staatsrechtliche Befugnisse nicht einzelnen Personen als solchen zu, sondern den jeweiligen Eigenthümern des Grund und Bodens. In Mecklenburg giebt es drei Grundherren, und diese drei Grundherren sind: der Landesherr, die Ritter und die Städte. Sie haben das Land unter sich aufgetheilt und sind diejenigen, die politische Rechte besitzen. Der Landesherr ist Eigenthümer von etwa $^2/_5$ des Landes (Domanium). Den Unterschied zwischen Hausgut des Landesherrn und Staatsgut kennt man rechtlich nicht. Aus den Einkünften des Domaniums hat der Landesherr die Kosten der Landesherrschaft und die der fürstlichen Hofhaltung zu bestreiten. Thatsächlich besteht jedoch seit 1849 eine Unterscheidung zwischen „Domänen", dem Staatsgut, das staatlichen Zwecken dient, und „Domänen des großherzoglichen Haushalts", dem Hausgut. Die Stände können gegen eine Veräußerung oder Verschuldung des Domaniums durch den Landesherrn kein Veto einlegen. Soweit die Erträgnisse des Domaniums zur Bestreitung der Kosten des Landesregiments nicht ausreichen — und sie reichen bei Weitem nicht aus — ist der Landesherr auf die pekuniäre Beihülfe der Stände angewiesen. Diese Beihülfe ist auf den Landtagen bisher noch immer gewährt worden, freilich oftmals nicht ohne anfängliches heftiges Sträuben der getreuen Stände. Das heutige Finanzwesen Mecklenburgs, ein Ergebniß jahrhundertelanger historischer Entwickelung, kann man ohne Uebertreibung ein Muster von Unübersichtlichkeit nennen. Näher darauf einzugehen, ist im Rahmen dieser Abhandlung nicht möglich. Nur soviel sei gesagt. Es sind drei große Cassen vorhanden: 1. Eine landesherrliche Centralcasse (Renterei), in welcher das landesherrliche Vermögen (Erträgnisse der Domänen und des Hausguts) verwaltet wird. 2. Eine ständische Casse (der Landkasten). Diese Casse verwaltete ohne landesherrliche Controle ursprünglich (seit dem Assecurations-Revers vom 23. Februar 1621) die von den Ständen zum Zwecke von Schuldentilgungen bewilligten außerordentlichen Contributionen. Seit dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 flossen in den Landkasten diejenigen Summen, die die Ritterschaft dem Landesherrn als Beiträge zu den Kosten des Landesregimentes gewährte. Der Landkasten führte dann die aufgekommenen Gelder an die landesherrliche Casse (Renterei) ab. Endlich wurden im Landkasten die Gelder verwaltet, welche die Stände für ihre internen Angelegenheiten brauchten und sammelten. 3. Eine landesherrlich-ständische Casse (die Landes-Receptur-Casse; seit dem 1. Juli 1898 „Landes-Steuer-Casse" genannt). Um dringende Schulden insbesondere des Landesherren und des Landkastens zu tilgen, wurde im Jahre 1808 zu Rostock auf den Zeitraum von

Digitized by Google

30 Jahren die Erhebung einer außerordentlichen Contribution beschlossen. Die am 8. Mai 1809 errichtete Landes-Receptur-Casse verwaltete die außerordentliche Contribution und verwandte — als „Schuldentilgungscasse" — die vorhandenen Mittel zur Abtragung der Schulden. Sie ging aber nicht, wie ursprünglich vorgesehen, nach 30 Jahren wieder ein. Zu den alten, nicht ganz getilgten Schulden waren neue gekommen, die auch getilgt werden mußten. So blieb die Receptur-Casse als dauernde Einrichtung bestehen. Heute ist sie als die Verkörperung des Staatsfiscus anzusehen. In die Receptur-Casse fließt die auf dem Edikte vom 30. Juli 1870, abgeändert am 16. Januar 1874 und mehrfach, zuletzt am 12. Mai 1903, beruhende sogenannte ediktmäßige Contribution, d. h. directe Steuern in den Formen einer landwirthschaftlichen Steuer, einer Miethssteuer von vermietheten Wohnhäusern, einer Gewerbesteuer, einer Besoldungssteuer von Gehalten, Pensionen, Pfründen, einer Erwerbssteuer von dem Erwerbe aus der Ausübung einer Kunst oder Wissenschaft, sowie aus höheren Privatdienstverhältnissen, einer Lohnsteuer von dem Verdienste aus geringerer Lohnarbeit, einer Zinsensteuer von der Einnahme aus Zinsen, Renten, Dividenden und Apanagen, einer Hundesteuer. Verwaltet wird die Landes-Receptur-Casse von einer landesherrlich-ständischen Direction. Wie nun die drei Cassen (insbesondere die Receptur-Casse mit der Renterei) mit einander abrechnen, das läßt sich bei dem beschränkten mir hier zu Gebote stehenden Raume nicht darlegen. Die Abrechnung und der Nachweis der Verwendung der eingenommenen Gelder werden nicht an die Oeffentlichkeit gebracht. Auf dem Landtage wird darüber verhandelt; der größte Theil des Volkes bleibt im Unklaren.

Friedrich Wilhelm von Braunschweig.

Von Dr. Julius Ritter v. Newald (Melk).

II.

Die braven Braunschweiger hatten ihren Landesvater kaum wieder erkannt. „Ein starker brauner Knebelbart und ein noch stärkerer Backenbart überschatteten das von der Sonne verbrannte Gesicht und standen im grellsten Contraste zu den weißen Augenbrauen. Die Miene blieb ernsthaft, der Blick finster; keine Spur mehr von der alten Jovialität, von dem jugendlichen Leichtsinn. Die Kleidung war ein einfacher schwarzer Polenrock; den kleinen Stern des Schwarzen Adlerordens sah man kaum unter dem Bandelier, woran der Säbel hing, hervorschimmern. Eine ganz unverzierte Mütze bedeckte das von schweren Sorgen belastete Haupt."

Ruhe gabs nicht in der Vaterstadt. Die Lage war eine furchtbar ernste. Westphälische Truppen, dreimal so stark als die Schwarzen, waren im Anzuge. Schon um 2 Uhr früh erhob sich der Herzog von seinem Strohlager und weckte seine Offiziere. Was für den Fall der Niederlage bevorstand, lehrte das Schicksal Schills. Aber voll Siegeszuversicht und unter den Klängen des Liedes „Dir trau ich, Gott, und wanke nicht, wenn gleich von meinem Hoffnungslicht der letzte Funke schwindet" zogen die Schwarzen ins Gefecht. Nach heißem Kampfe drängten sie die Uebermacht zurück, unterstützt, wie es scheint, durch die Unfähigkeit des westphälischen Reubel, und bahnten sich ihren Weg weiter über Hannover, Nienburg, Hoya, Delmenhorst, immer bedräut vom Feinde. Bei Elsfleht und Brake unterhalb Bremen bemächtigte sich der Herzog aller dort liegenden Fahrzeuge, verschaffte sich mit Gewalt Seeleute und kam glücklich nach Helgoland, von wo ihn und die Seinen eine englische Escadre nach dem britischen Gestade brachte (14. August 1809).

Die Schwarzen und ihr furchtloser Führer waren in Sicherheit. Das kühne Unternehmen, so wenig es zunächst Erfolg brachte, steht gleichwohl auf einem Ehrenblatte deutscher Geschichte. Durch seine vorbildliche und vorbereitende Bedeutung zählt es zu jenen historischen Imponderabilien, deren werbende Kraft erst eine viel spätere Zeit zu würdigen vermag.

Friedrich Wilhelm wurde in England mit hoher Achtung, ja, mit jener Begeisterung empfangen, die die Helden des deutschen Befreiungskampfes auch später bei den Briten fanden. Dem englischen Herrscherhause stand er nicht nur durch die gemeinschaftliche welfische Abstammung, sondern auch als Sohn einer großbritannischen Prinzessin und als Bruder der Gattin des Prinzen von Wales, der nachmals so unglücklichen Caroline von Braunschweig, nahe. König Georg III. ernannte ihn zum Generallieutenant, das Parlament ehrte den tapferen und ausdauernden Gegner Napoleons in englisch-praktischer Weise durch Aussetzen einer fürstlich hohen Pension, die Friedrich Wilhelm bis zu seiner Restaurierung in Braunschweig bezog. Für ihn war der Aufenthalt in England wohl eine Art Rast nach langen Kampfjahren. Freilich — bemerkt Venturini — suchte die französisch-westphälische Partei aus der Lebensführung des Herzogs in England Material zu schöpfen, um den Liebling des deutschen Volkes zumal bei seinen eigenen angestammten Braunschweiger Landsleuten herabzusetzen. Man verbreitete Gerüchte über seine Ausschweifungen, über seine Neigung zum Trunke. Und in dieser letzten Beziehung mögen ja die bösartigen Anwürfe nicht allen Grundes entbehrt zu haben. Friedrich Wilhelm Schwager, der Prinz von Wales (nachmals Georg IV.) war als Wüstling und Alkoholfreund bekannt. Es war leicht, ihn als den „natürlichsten Gesellschafter" des depossedirten Braunschweigers hinzustellen. Für die deutschen Vaterlandsfreunde aber blieb Wilhelm doch der Held, dessen Namen man mit dem des Siegers von Aspern, mit dem Schills und Andreas Hofers nannte. Dagegen half es freilich wenig, daß man in der französischen Satrapie Westphalen die Pfeifenköpfe mit dem Bilde des Herzogs confiscirte und das Singen des Volksliedes: „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!" aufs Strengste verpönte. „Die Sehnsucht flog darum doch," schreibt Venturini in seiner warmen Art, „übers weite Meer nach Albions Küsten zu dem geliebten Helden hin. — — Da richtete der Herr der Heere auf den Eisfeldern Rußlands, und Preußens Heldenvolk erhob sich, und ein starker Glaube — kein mit englischen Guineen erkaufter — flog durch die Welt, und das Todte ward lebendig, und des Allgerechten Zorn blitzte aus den Feuerflammen Moskaus und seine Donnerstimme rief in alle Winde: Du sollst gerettet werden, deutsches Volk und baar sein der langen Knechtschaft, so Du vertraust dem Herrn Deinem Gotte, und Muth hast, zu wagen das elende Knechtsleben für das heilige Kleinod des Freiheit."

Als Norddeutschland sich gegen die Fremdherrschaft erhoben hatte, und die Elbe frei war; Mai 1813, kam Friedrich Wilhelm nach Deutschland. Aber die eigenthümlichen, nicht durchweg erbaulichen Verhältnisse im Hauptquartier der Verbündeten, wohl auch des Herzogs alte Abneigung gegen Preußen waren Ursache, daß er weder in der Armee Friedrich Wilhelms III. noch in der Alexanders ein ihm zusagendes Commando erhielt. So kam es, daß der erbittertste, ausdauerndste und kriegerischste Gegner Napoleons an den großen Kämpfen von 1813 keinen thätigen Antheil nahm. Friedrich Wilhelm ging wieder nach England zurück und zog erst, nachdem schon in Hessen-Kassel, Hannover und Oldenburg die alten Regierungen wieder eingesetzt worden, am 22. Dezember 1813 in sein Land ein, umbraust vom Jubel seiner getreuen Braunschweiger.

Damit begann im Leben dieses Welfen ein neuer Abschnitt, der, so kurz er währte, von mancher Seite recht herbe Kritik erfuhr: Friedrich Wilhelms landesväterliche Herrschaft in seinem Herzogthum. Venturini spricht ausführlich über diese kaum ein Jahr umfassende Periode und nimmt seinen Helden nach Kräften in Schutz. Hier wäre nun im vor-

Digitized by Google

hinein dreierlei festzustellen: zunächst, daß man an Friedrich Wilhelms redlichem Bemühen, sein Land glücklich zu machen, nicht zweifeln kann; zweitens, daß er, der fast sein ganzes Leben unter den Waffen zugebracht, zum Herrscherberufe weder theoretisch noch praktisch irgendwie vorbereitet war; endlich, daß der neue Herzog, der selbst offen erklärte, er verstehe nichts von den Geschäften, der auch nicht die richtigen Rathgeber zur Seite gehabt zu haben scheint, ganz unvermittelt in die schwierigsten Verhältnisse hineingestellt wurde, die eine Zeit, da das Alte zerstört und nichts haltbares Neue an seine Stelle getreten war. Die Braunschweiger, die in Friedrich Wilhelm den Erneuerer uralten welfischen Heldenthums verehrten, hatten sich in ihm auch einen vollkommenen Herrscher erwartet. Er ist nicht einmal ein mittelmäßiger geworden. Freilich hat ihm auch das Schicksal nicht Zeit gelassen, sich in seine Regentenrolle einzuleben. Sein subjectives Verschulden an den Mißgriffen seiner Regierungszeit muß darum auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Da die alte braunschweigische Landesverfassung, die wenigstens feste Normen geboten hatte, nach der Vertreibung Jerômes nicht wieder hergestellt worden, war die unbeschränkte Souveränetät in der Hand eines so impulsiven, zudem so unerfahrenen Herrn wie Friedrich Wilhelm ein gefährlich Ding. Daß er sein Volk wie ein Regiment Soldaten befehligen wollte, mag ja tendenziöse Uebertreibung sein. Daß aber unter seinem Namen vielfache Mißachtung erworbener Rechte geübt, daß sein ganzes Regime ein fahriges und grundsatzloses war, dürfte richtig sein. Giebt ja doch selbst sein Verehrer Venturini zu, daß — zum Mindesten mit des Herzogs Zulassung — Acte der Cabinetsjustiz vorkamen. Friedrich Wilhelm habe alle Regierungshandlungen wie persönliche Sache mit heftiger Leidenschaftlichkeit behandelt. Von nationaler Begeisterung für den Freiheitskampf durchglüht, muthete er auch seinen Unterthanen die äußersten Opfer im Kampfe gegen Napoleon zu. Für eine Bevölkerung von etwa 200000 Seelen waren die mehr als 10000 Mann, die Friedrich Wilhelm zum Kampfe gegen die Franzosen stellte, gewiß eine schwere Last. Die Finanzen des Landes, für deren Regelung sein Vater Karl so viel gethan, litten selbstverständlich schwer unter dem Sohne, zumal eine siebenjährige brutale und habgierige Fremdherrschaft aus dem Lande schon gezogen hatte, was zu ziehen war.

Friedrich Wilhelm war übrigens trotz alledem bei seinen Braunschweigern nichts weniger als unbeliebt. Dazu mag wohl in erster Linie seine persönliche Art beigetragen haben, die bei mancher Schroffheit doch stets den Mann von Ehre und Herz offenbarte. In seinem Wesen lag eine redliche Schlichtheit, die dem Volke alle Zeit und mit Recht gefällt. Sein Vater Karl, sonst ein trefflicher Sparmeister, hatte aufs Theater große Beträge verwendet und sich dabei, in seiner Verehrung für alles Französische, von ganz inferioren welschen Komödianten gelegentlich sogar Impertinenzen bieten lassen. Für Friedrich Wilhelm war es die lästigste Sache, einen Abend im Schauspielhause zubringen zu müssen. Die Freiheit, ohne höfischen Zwang zu leben — so lesen wir — hielt er für des Lebens höchstes Gut. Er ging seit dem Tode seines Vaters stets in Trauer. Aber der düstere Welfe, von dem man gesagt hat, daß er das Lachen nicht kannte, war unter Umständen ein angenehmer Gesellschafter, ein liebenswürdiger Wirth. Seitdem er sein Erbland wieder als Herr betreten (versichert Venturini), hielt er sich auch aufs Strengste von jeder Ausschreitung im Trinken zurück. Er liebte ländliche Freuden ohne Prunk und ohne Kunst. Recht anheimelnd ist die Schilderung eines Besuches zu lesen, den der Herzog bei seinem alten Lehrer und Freunde Berkhan machte, der als Prediger im Dorfe Lehre, zwei Stunden von Braunschweig, hauste. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um Jugenderinnerungen. „Die Kinder des Hauses spielten furchtlos zutraulich um den geliebten Landesvater. Die Knaben liehen ihm seine Reitpeitsche ab und fragten: warum er denn keinen Stern an der Brust trage, der doch so schön flimmere? Die Mädchen stopften ihm die Pfeife und brachten hüpfend den Fidibus. Nach der Mahlzeit faßte der Fürst den ehrwürdigen Pfarrer unterm Arm und wanderte mit ihm durchs Dorf. Alt und Jung, Mädchen und Jünglinge vernahmen da des guten Fürsten sanften Zuspruch. Er scherzte mit dem jungen Volke, den Armen aber gab er Trost und fröhliche Hoffnungen.“ Dann kam ein herzlicher Abschied. „Frohes Jauchzen scholl hinter ihm her, als er im fliegenden Galopp den einfachen Pfarrhof und das stille Dorf bei einbrechender Dunkelheit verließ.“ So war Friedrich Wilhelm, den man als Herrscher inconsistent, launenhaft und unbegreiflich genannt hat, zum Mindesten ein guter Mensch ohne Verstellung und ohne Zwang — ein Mann endlich, der für die große Sache seines Volkes alle Zeit gab, was er besaß, zuletzt sein Leben.

Als Napoleon aus Elba zurückgekehrt, fragte Friedrich Wilhelm, im Begriffe zu Wellingtons Heer in Belgien zu stoßen, seinen alten Stäffe, was man im Publicum von seiner Abreise spreche. Stäffe antwortete offen, ein großer Theil des Volkes glaube, der Herzog würde nicht mehr heimkehren. Er exponire sich zu gerne; wenn irgend ein Befehl nicht gleich nach seiner Idee ausgeführt werde, reite er statt eines Adjutanten selber ins Feuer; solch furiose Hitze könne leicht ein Unglück herbeiführen. Der Herzog aber erwiderte in seinem geliebten braunschweiger Deutsch: „O, det hat niet to seggen, ick bin in sau manchem Kugelregen mien Lebe west, die Franzosen habt kiene Kugel, wo mien Name anne steiht, da bruckt se sicke keine Gedanken droeber to macken, sau Gott wil, kome ick balde gesund wedder.“

Die 8000 Braunschweiger, die Friedrich Wilhelm kampflustig dem Heere der Verbündeten zuführte, waren fast durchweg frisch ausgehobene Mannschaft, die sich aber gegen Napoleons alterprobte und geschulte Veteranen vortrefflich schlugen. Auch der Herzog zeigte wieder Führerbegabung, vor Allem aber seinen gewohnten todverachtenden Muth. So wurde wirklich seine erste Schlacht in diesem Kriege seine letzte: Quatrebras, 16. Juni 1815, zwei Tage vor dem gewaltigen Entscheidungskampf von Belle-Alliance, Mont St. Jean und Waterloo.

„Die letzten Augenblicke unseres durchlauchtigen Herzogs Friedrich Wilhelm“ betitelt sich ein erst 1859 in Celle erschienenes Büchlein, das gleichfalls neugedruckt vorliegt. Verfasser ist ein Ernst Karl Külbel, Corporal im braunschweigschen Leibbataillon, Theilnehmer an der Affäre von Quatrebras, nachmals ehrsamer Tischlermeister. Nach seiner schlichten, den Stempel vollster Glaubwürdigkeit tragenden Darstellung trat die Katastrophe etwa halb acht Uhr am Abend ein. Der Herzog gerieth, ganz ohne Begleitung von seiner Cavallerie kommend, ins französische Pelotonfeuer. Eine feindliche Kugel streifte sein rechtes Handgelenk, ging dann quer durch die Brust und bei der linken Schulter heraus. Er sank sofort vom Pferde. Sein Leibbataillon stand etwa 25 Schritt davon entfernt. Nun eilten Külbel, der Hornist Auer und der Jäger Reckau, um den Verwundeten nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, mit großer Gefahr vor, nahmen den Herzog, so behutsam es die kritische Situation gestattete, auf und trugen ihn auf Külbels Gewehre auf die braunschweigische Seite zurück. Hier legten sie den Verwundeten, der nur schwache Zeichen von Leben gab, auf Decken, die sie aus den Tornistern gefallener Engländer nahmen. Er schlug die Augen auf und stöhnte: „Mich dürstet!“, konnte aber aus der ihm gereichten Feldflasche nicht mehr trinken. Von französischen Granaten belästigt, nahmen nun die Getreuen ihren Herzog wieder auf. Er öffnete noch einmal die Augen und sagte: „Olfermann! Wo ist Olfermann?“ (ein Major seiner Suite). Das waren seine letzten Worte. Man brachte ihn nun auf der Straße nach Brüssel in Sicherheit und bettete ihn in

Digitized by Google

einem Pachthof, la Baraque genannt, auf Stroh. In dieser armseligen Umgebung hauchte er seinen letzten Seufzer aus.

Dies sei, versichert Külbel, die einzige richtige Darstellung von Friedrich Wilhelms Heldentod.*) Ein Bild in der Egidienkirche zu Braunschweig, das den Herzog zeigt, wie er zu Tode getroffen in die Arme von zwei neben ihm reitenden Offizieren sinkt, sei also völlig unhistorisch. Auch war das Braunschweiger Leibbataillon nicht in Flucht und Auflösung, wie man es auf demselben Bilde sehen kann.

Im herrlichen Blasiusmünster ruht Friedrich Wilhelm an der Seite seines großen Ahnherrn Heinrich des Löwen, Kaiser Ottos IV. und anderer Welfenfürsten. Zwei Söhne überlebten ihn: Karl, der bekannte Duodeztyrann, den seine getreuen Braunschweiger verjagten, und Wilhelm, ein wackerer Mann, mit dem 1884 dieser Zweig des Welfenstammes erlosch.

Heilmittel und Gifte. — Nahrungsmittel und Genußmittel.

Von Dr. med. Wilhelm Sternberg (Berlin).

II.

Der umgekehrte Fall ereignet sich, wenn ein gesunder, intelligenter Fachmann, der Arzt selber, der aus Erfahrung wohl weiß, daß ihm ein wirkliches Genußmittel z. B. Bier, Wein, Käse nicht bekommt, sich doch nicht bezähmen kann und trotz der nachfolgenden schädlichen Wirkung sich den Geschmack nicht versagen mag. Trotz der später sich einstellenden möglicher Weise sogar krank machenden Wirkung ist dann jenes Mittel doch ein Genuß-Mittel und hat einen wahren Genuß bereitet.

In der Zeit, da Bismarck noch seine große Körperfülle hatte, so wie man sie von Anton v. Werners Congreßbild her kennt, litt er vielfach an Schlaflosigkeit, schlechtem Appetit und unregelmäßiger Verdauung. Das Schlimme dabei war, daß Bismarck in Fällen dieser Art die Diät erst recht außer Acht ließ und Dinge aß, die ihm vollends schädlich waren. Es kam vor, daß Bismarck einmal, trotz Sodbrennen und Appetitlosigkeit, Gänseschmalz zu sich nahm, fetten Käse, Kartoffeln, gebackenen Fisch, Huhn mit Reis und Hirschbraten, Rheinwein, Bordeaux, Portwein und Cognac. Nur ein Hüne wie Bismarck konnte sich solche Extravaganzen erlauben, die freilich später unter dem Regime von Schweninger nicht mehr vorgekommen sind. —

Bei der Beurtheilung der Genußmittel hat man zunächst etwas Principielles völlig übersehen, und zwar die allergrößte Hauptsache. Man hat völlig vergessen, daß der erste und größte Genuß jeden Genußmittels gar nicht in seiner Genuß-Wirkung gelegen ist, die das Genußmittel erst dann entfaltet, wenn es wie das Heilmittel in Fleisch und Blut übergegangen ist. Es liegt vielmehr der Genuß des Genußmittels schon weit früher in seinen sinnlichen Genuß-Eigenschaften.

Wollte man Jemand, der ein Arzneimittel innerlich einnimmt, unmittelbar nach der Einnahme fragen, ob er die Wirkung schon spüre, so würde schon jeder Laie die Frage an sich für geradezu lächerlich halten. Weiß doch ein Jeder, daß die Wirkung des Arzneimittels nicht sofort bei der Einnahme, sondern erst viel später eintreten kann. Aber beim Genuß eines Genußmittels findet man nicht nur die unmittelbar bei der Einnahme gestellte Frage: „Bekommt es?“, „Schmeckt's?“, „Wie schmeckt's?“, sondern auch das momentane Urtheil ganz natürlich. Ja, das allein maßgebliche Urtheil über den wahren Werth der Genußmittel, das die gewerblichen Fachmänner, die Kaffee-Koster und die anderen berufenen Schmecker, abgeben, erfolgt doch stets sofort nach der Einnahme. Die Prüfenden schlucken ja oft gar nicht einmal das Genußmittel, sondern kosten, schmecken, „knabbern“ und speien das Genußmittel meist sogar wieder aus. Es ist also die Art, die Oertlichkeit und die Zeit des Eintritts der Wirkung eine principiell verschiedene und eine grundsätzlich entgegen gesetzte bei den Genußmitteln und bei den Heilmitteln.

Zu allernächst kommt thatsächlich Geschmack und Geruch bei jedem Genußmittel in Betracht. Die theoretischen Wissenschaften kennen einzig und allein die Genuß-Wirkungen. Die Genuß-Qualitäten sind aber allein oder vorwiegend die einzigen, die den Genuß und das Verlangen des Consumenten bedingen. So stehen sich Theorie und Praxis diametral gegenüber, kein Wunder, daß der Kaffee wie auch jedes andere Genußmittel von den Wissenschaften eine bisher ganz einseitige und darum falsche Beurtheilung erfahren hat. Man muß mit der Bezeichnung der Genußmittel zweierlei unterscheiden: die reinen Genußmittel, die lediglich auf das Sinnesorgan ihre Genußwirkung ausüben, Geschmacksmittel und Geruchsmittel, und die Genußmittel, die, wie die Heilmittel, erst nach der Resorption einen Genuß bereiten. Gewöhnlich verwendet die Kochkunst Letztere und bringt sie in eine Form, die auch eine sensuale Genußwirkung ausübt.

Es ist sogar eine der wesentlichsten Aufgaben derjenigen Kunst, welche dem Geschmacks-Sinn zu dienen hat, der Kochkunst im weitesten Sinne des Wortes, selbst die Nahrungsmittel zu Genußmitteln umzuwandeln. Es zeugt darum von hoher psychologischer Feinheit, wenn die deutsche Sprache schon die Thätigkeit, ein Nahrungsmittel „zu sich zu nehmen“, mit „genießen“ bezeichnet. Deßhalb bedürfen wir Menschen der Kochkunst; diese Kunst vermag es erst, uns die Nahrung „mundgerecht“ zu machen. Erst die Kochkunst im weitesten Sinne vermag in ihrer vielgestaltigen Weise die Genuß-Eigenschaften und -Wirkungen auch in den Genußmitteln zu erzielen. Andernfalls könnte man ja auch Tabak essen oder Thee rauchen, und die Receptir-Kunst verwendet ja thatsächlich Aufgüsse von Tabak zu Thee. Allein hier handelt es sich niemals um einen Genuß eines Genußmittels wie in der Kochkunst. Man übersieht vollständig, daß es sich um ein Genußmittel, nicht um ein Heilmittel handelt. Kann auch sehr wohl ein Genußmittel zum Heilmittel verwandt werden, so ist doch niemals ein Heilmittel als Genußmittel verwendbar. Es ist durchaus nicht etwa das Nämliche, ob man z. B. eine Tasse Kaffee, die gut zubereitet ist, zu sich nimmt, oder eine quantitativ genau entsprechende Koffeïnlösung. Die Wirkung der Koffeïnlösung ist durchaus nicht die nämliche, wie die der Tasse Kaffee. Die Lösung Koffeïn kann sogar viel stärker sein als die der Tasse Kaffee. Dennoch ist die Wirkung eine ganz andere, nicht nur graduell, sondern qualitativ eine verschiedene. Wer Anregung zu geistiger Arbeit bedarf, wer des Stimmungswechsels benöthigt, wer der freudigen, hoffnungsvollen Erregung bedarf, wird den Zweck mit dem Genuß einer Tasse Kaffee erreichen, aber nicht mit dem einer Koffeïnlösung von noch so starkem Gehalt. Eine Koffeïnlösung macht früher und stärker Beschwerden, (z. B. Herzklopfen u. a. m.) als eine Tasse Kaffee, ohne aber die andern erwünschten Wirkungen auszuüben, die der Genuß einer Tasse Kaffee unfehlbar herbeiführt. Deßhalb verdient die Angabe, die jüngst ein Arzt, Dr. Wilhelm, machte, um so höhere Beachtung, daß nämlich die Cafétiers ihrem Kaffee, den die modernen Aerzte schon ohnehin für Gift halten, noch Koffeïn, also wirkliches Gift, überdies zusetzen. Demnach wären in den Augen der Aerzte die Cafétiers die reinsten „Giftmischer“, während doch „Giftmischer“ im allgemeinen Sprachgebrauch aller Zungen zu allen Zeiten gerade die Bezeichnung für die Apotheker, die Verfertiger der ärztlichen Verordnungen, ist. Allein, eine umfangreiche Nach-

*) Dem Leser dürfte gewiß auch das schöne Soldaten- und Volkslied vom „Herzog Oels“ und seinen Schwarzen bekannt sein. H.

Digitized by Google

frage meinerseits bei den gewerblichen Fachleuten ergab, daß dies sicherlich ein Irrthum des Autors sein muß. Aber überdieß ist es ja sogar das gegentheilige Ziel, das die Kochkunst verfolgt. Sie zielt gar nicht auf die Wirkung ab, sondern auf den Geschmack. Sie bietet nicht ein Heilmittel, sondern ein Genußmittel. Deßhalb würde der Cafétier eher danach streben, das Koffein seinem Getränk zu entziehen, wenn dies möglich wäre, den Geschmack aber beibehalten wollen. Und ein Zusatz des resorptiv wirksamen Stoffes ist ihm nicht einmal erwünscht.

Es ist also die Art, wie die Wissenschaften die Genußmittel und deren Werth beurtheilen, ganz einseitig und schon darum vollkommen falsch. Nicht die Genuß-Wirkungen bedingen allein den Genuß, sondern zunächst die Genuß-Eigenschaften. Vollständig übersehen haben die Forscher bisher die psychischen Einwirkungen der Genußmittel. Die Forschung begnügt sich einfach damit, die gröbsten physiologischen Wirkungen zu registriren, ohne den feinen psychischen Genußwirkungen, die doch unbedingt den hauptsächlichsten Genuß darstellen, oder den psycho-reflectorischen Vorgängen irgendwie Beachtung zu schenken. Freilich psychische Einwirkungen zu studiren, ist das Thier-Experiment gewiß nicht geeiguet.

Experimente, die am Thier ausgeführt sind, können hier gewiß nicht als beweisend betrachtet werden. Denn alle die Mittel sind menschliche Genußmittel. Vollständig übersehen hat man überhaupt die psychischen Einwirkungen der Gemeingefühle.

Das, was wir unter Genuß verstehen, ist die Summe von zwei diametral entgegengesetzten Factoren, einem negativen und einem noch stärkeren positiven Factor. Der negative Factor hierbei ist die Beseitigung des lästigen Unlustgefühles. Außerdem ist aber zugleich als positiver Factor die Erzeugung eines Lustgefühls erforderlich. Die Summe der beiden Elemente stellt erst den Genuß dar. Das ist der Fall beim Genuß der Ernährung wie beim sexuellen Genuß.

Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart.

Von Theodor Ebner (Ulm).

Das ist der harmlos klingende, und doch zu mancherlei ernsten Gedanken anregende Titel eines Büchleins, das freilich vor längerer Zeit schon erschienen ist. Man befaßt sich in Schwaben nicht gerne mit diesem Thema. Will mans auch noch so geflissentlich beschönigen oder bestreiten: die Thatsache steht eben doch fest, daß in der literarischen Bewegung der Gegenwart gerade Schwaben eine möglichst untergeordnete Rolle spielt. Allein, soviel man auch von der „Rückständigkeit der Schwaben in der Literatur" sprechen mag, nach den tieferen Gründen dafür zu forschen, hat noch Niemand für nöthig gefunden. Warum denn auch? Die Thatsache steht ja doch unerschütterlich fest, daß das „Schwaben im Winkel" wie es der Literarhistoriker R. Krauß nennt, mit dem modernen Geistesleben und all seinen Aeußerungen kaum einen Berührungspunkt hat, ja, ihm sogar dann und wann geradezu ablehnend gegenübersteht. Und das in einer Zeit, die tagtäglich neue Gesetze und Ziele bringt, die im Ringen mit der Vergangenheit und Zukunft erst sich selbst finden muß, und darum in stetem Wechsel nur allmählich heranreift zu neuen Idealen. Aber was haben denn wir oder gar unsere Dichter damit zu thun? Seitdem über unsere deutsche Literatur jene gewaltige Sturmfluth hereingebrochen ist, die so vieles Alte und Morsche und Falsche und Wankende hinwegschwemmte, die Jugend und wagenden Muth in die Schranken zum Kampfe gegen ödes und veraltetes Philisterthum rief, hat sich Schwaben beinahe von selbst ausgeschaltet aus der Verbindung mit dem literarischen Deutschland der Gegenwart und führt ein stillbeschauliches Dasein, das sich genügen läßt an dem Singen und Sagen nach alten Formen und Sätzen, oder, was vielleicht weniger harmlos, an einem nörgelnden Betrachten und Beachten alles dessen, was nicht gerade in seine Schablone paßt. Wie das alles gekommen ist, wie wir uns so schön nach und nach in die Rolle der Unverstandenen hineingelebt haben, das gründlich zu untersuchen, wäre wahrhaftig eine große, aber auch schwere und dankloſe Aufgabe. Schwerfällig und bedachtsam, verschlossen und mißtrauisch gegen alles Fremde, wir wir nun einmal sind, haben wir es eben leider nicht verstanden, dem Zug der neuen Zeit soweit zu folgen, daß wir deren Forderungen und Anschauungen uns zu Nutzen gemacht, und wenn auch nicht in allen Theilen, so doch gerade auf literarischem Gebiet an der Umwerthung veralteter Werthe in neue und gangbare thätigen Antheil genommen hätten. Dem Neuen, das uns nicht in den Kram paßt, haben wir nicht den activen Widerstand eigener Lebenskraft, und eigenen Schaffensdranges, sondern nur den passiven Widerspruch einer manchmal recht kleinlichen und verdrossenen Kritik entgegen gesetzt, und vermöge unseres schwäbischen Eigensinns dafür nur um so mehr an unserer Vergangenheit und deren Ueberlieferungen festgehalten. Die Folgen davon sind nicht immer heilsam für uns gewesen. Die Thatsache, daß gerade auch die literarischen Probleme unserer Zeit nicht vom einseitig theoretischen Standpunkt, vom Katheder des Akademikers oder gar vom Schreibtisch des Theologen aus erklärt und verstanden sein wollen, daß vielmehr auch sie doch in erster Linie als reale Lebensäußerung erfaßt und ergründet sein müssen, hat sich bei uns weit langsamer und schwerer Bahn gebrochen, als anderswo. Vielleicht hat ja diese unsere Schwerfälligkeit auch ihr Gutes; vielleicht kommt der Mangel an rascher Wendungsfähigkeit von Form und Inhalt auf der andern Seite wieder einer Vertiefung und Verinnerlichung des Gedanken zu gut, die ihrer Wirkung sicher ist auf alle die, denen die Poesie nicht flüchtigen Genuß, sondern dauernde Freude und Anregung bieten will.

Aber das ist nur ein „Vielleicht". Das geistige und besonders das literarische Leben in Schwaben leidet nach wie vor an zwei Fehlern, die ich schon angedeutet habe. Man betrachtet bei uns die Bildung als das Sonderrecht gewisser Berufsklassen. Der einseitig schablonenhafte Drill auf Schule und Hochschule, die beinahe weltabgeschlossene Dressur auf ein Brodstudium, die ängstliche Scheu vor alle dem, was man geistige Freiheit, was man kurz Welt und Leben nennt, der thörichte Stolz auf die schwäbische Eigenart, das Alles setzt einer selbstständigen Entwicklung beinahe unüberwindbare Schranken, das pfropft und stopft uns voll mit einer Unsumme von theoretischem und unpraktischem Wissen, macht uns aber auch zu jenen schwerfälligen und manchmal recht unguten Träumern, die in jedem, der den Werth gesellschaftlicher Lebensformen zu schätzen weiß, gar einen eitlen und oberflächlichen Streber erblicken. Also die bittere Wahrheit steht fest: im literarischen Leben der Gegenwart bilden wir Schwaben das rückständige Element, und zwar lediglich durch die Schuld der Bildung, auf die wir doch so stolz sind. Wenn irgendwo, so gilt gerade auf dem Gebiete geistiger Fortentwicklung der Grundsatz vom freien Spiel der Kräfte, und wo sie eingeengt und verkümmert werden durch den Druck veralteter Ueberlieferungen und starrer Satzungen, da mag sich mühen und sorgen, wer will, Fluß und Bewegung bringt Niemand in die schwere Masse. Die Bildung monopolisiren, heißt sie tödten, heißt zerstören im Keime, was sich als Blüte für eine Zukunft ans Licht drängen will, in welcher die Kraft und der Muth der Selbstbestimmung unserer Arbeit den Stempel der Giltigkeit aufdrücken soll. Und das ist das Traurige, daß man gerade in unserer schwäbischen Residenz, die doch die Centrale unseres ganzen geistigen Lebens sein soll, und sein will, mit solchen Wahrheiten, die freilich bitter schmecken, ein unerquickliches Versteckenspiel treibt, daß

Digitized by Google

man in seinen eigenen Leistungen, über die Schablone schöngeistiger Dilettanterei oder schwerfälliger literarischer Düftelei und Schatzgräberei nicht hinaus kommt, und daß man vor lauter Bekomplimentirerei und Vereinsmeierei nicht zu der in erster Linie nothwendigen Erkenntniß kommt, daß die freie und namentlich von jedem Personencultus unabhängige Kritik des ehrlichen und wahren Wortes die erste Hauptbedingung für die geistige und literarische Fortentwicklung unserer Zeit sind.

Gerade in neuerer Zeit nun haben sich immer wieder Stimmen hören lassen, die entsprechend unseren Darlegungen die Einengung und Schablonisirung der Bildung in Schwaben betonen. So schrieb einmal R. Krauß in den „Süddeutschen Monatsheften" in einem Aufsatz über das Tübinger Stift, in welchem er für Aufhebung dieser allerdings antiquirten Anstalt plaidirte, u. a., diese könne nur die Folge haben, daß die Entwicklung der württembergischen Cultur in den Bahnen des Fortschritts, die sie ohnedem eingeschlagen hat, und nicht mehr verlassen kann, beschleunigt würde — eine Entwicklung, die ohne glatt nivellirende Tendenzen und Verzicht auf stammheitlich-landschaftliche Eigenart doch im Zusammenhang mit der allgemein deutschen Cultur vor sich gehen muß. „Der Zweck des Stiftes", so meint Krauß weiter, „könne auch erreicht werden, ohne eine Heerdenerziehung im Internat, die den modernen Begriffen von der sittlichen Freiheit des Individuums, wie dem auf deutschen Hochschulen allgemein üblichen Maß von Selbstständigkeit der Studirenden gleichermaßen widerspricht. Es ist etwas Schönes um die Tradition, aber sie kann, wie für Einzelne, so für Gemeinwesen zum Verhängniß werden, wenn sie um ihrer selbst willen aufrecht erhalten wird." Und in seiner Denkschrift über die Verlegung der Universität Tübingen nach Stuttgart an den damaligen Cultusminister v. Golther hat Fr. Th. Vischer schon im Jahre 1867 u. a. gesagt:

„Jetzt erst sehe ich deutlich, welche Fülle von Talent, wieviel Verständigkeit, Phantasie, Humor, wieviel Organ für die Idee in Württemberg liegt, aber ich sehe auch, wieviel Trägheit, Schläfrigkeit, Kleinlichkeit, Neigung zum Dumpfen und Engen, widerspruchsvoller Weise mit dieser Beweglichkeit und Tiefe verkoppelt ist. Ich staune, dies seltsame Geschlecht zu sehen, an dessen Gehirn und Nerven Flügel schweben und Bleigewichte hängen, wie man es nirgends in der Welt wiederfindet. Welche Welt geistiger Kräfte wartet, noch halb latent, hier auf den Zauberstab, der sie weckt und zur Bewegung in Reih und Glied hervorruft. Wir sind Viel, aber wir sind nicht, was wir sein könnten. Württemberg hat das Zeug in sich, ein Culturmittelpunkt für Süddeutschland zu werden, dazu bedarf es, daß seine geistigen Hebel vereinigt wirken, und darunter vor Allem einer der größten, stärksten, die Universität, nicht mehr isolirt, nur halb wirksam in der Oede thätig sei." Wenn aber auch Vischer, der doch selbst sein Leben lang eine Art von Stiftsgeschmack nicht los wurde, damals schon, wie R. Krauß später, für unsere geistige Entwicklung ein schlimmes Hemmniß in der klösterlichen und unmodernen Clausur des Tübinger Stifts sah, so ist für den, der meint, diesem Element komme eine solche Bedeutung überhaupt nicht zu, doch darauf hinzuweisen, daß gerade das Tübinger Stift auch heute noch das Vorrecht eines entscheidenden Urtheils in all unseren geistigen Lebensfragen in Anspruch nimmt, und daß seine Zöglinge, weltliche und geistliche, auch heute noch vermöge der von ihnen hochgehaltenen Tradition sich vor allen Anderen berufen glauben, Stimmführer zu sein in Fragen, die sich Dank der Strömung der Zeit seit lange aus scholastisch-akademischen Formen zu freien Lebenselementen ausgebildet haben. Der Kampf gegen diese Einseitigkeit und Befangenheit, die uns scheinbar ja gerade auf literarischem Gebiet in eine keineswegs beneidenswerthe Stellung drängt, ist aber erst im Beginnen. Hermann Hesse hat in seinem Romane „Unter dem Rade" in erschütternden Bildern gezeigt, daß auch er seine Opfer fordert, und daß nicht ein jeder den Muth hat, sich von Banden frei zu machen, die jeden stürmenden Flügelschlag der Seele hemmen und enden. Aber wir dürfen uns doch nicht von dem Rade der Zeit zermalmen lassen, wir dürfen doch nicht, nur weil wir eine gar so große und selbstgefällige Freude an unserer Eigenart haben, von der Walstatt der Geister wegflüchten und uns kleiner dünken als Andere. Im behaglichen Dahinschlendern werden uns die Glieder schwer und ungelenk; wir müssen ringen und streiten lernen, wir müssen gleich den Anderen geistige Werthe schaffen können, die auch in der Zukunft gelten. Ernsten Inhalt in schöne Form zu bringen, des Lebens heiteres Genießen zu einigen mit treuer und tiefgründiger Arbeit, im ewigen Wechsel das Dauernde zu erkennen, und im Einerlei des Alltags uns die Frische und Schwungkraft des Geistes zu wahren, die Gegensätze des Daseins ruhig und gerecht zu erwägen, das ist unsere Aufgabe. Und an ihrer Lösung sollen gerade unsere Kräfte erlahmen? Und das lediglich durch eigene Schuld?

Jamaikanische Neger-Legenden.

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß die Thierfabel keineswegs ausschließlicher Besitz der Dichtung der weißen Rasse ist, sondern daß wir Thierfabeln, einander oft außerordentlich ähneln (wie beispielshalber unsere Reinecke Fuchs-Sage und die verschiedenen Schakal-Sagen der Südafrikaner oder die niederdeutsche Voß- und Swinegel-Fabel und die Geschichte vom Ngolon und der Schildkröte bei den Ewe in Togo u. s. f.) bei den Völkern aller Zungen und Farben antreffen. Und fast immer ist in diesen Fabeln und Legenden das Thier anthropomorphosirt, das mythologische Element reichlich mit menschlichem Empfinden und Denken verquickt, so daß diese Dichtungen uns meist zugleich ein gutes Bild von der Wesensart des erzählenden Volkes geben. Was nun den Neger betrifft, so pflegt bei ihm gewöhnlich das durch Schlauheit ausgezeichnete Thier zu triumphiren, wie denn, wenn man das verallgemeinern darf, dem Neger List und Schlauheit die vornehmsten Tugenden und erstrebenswerthesten Geisteseigenschaften erscheinen.

Jetzt ist nun im Verlag von Dr. Franz Ledermann (Berlin) ein kleines Bändchen „Jamaikanischer Neger-Legenden" erschienen, das eine Negerin, Miß Wona, zur Verfasserin hat, und das sogenannte „Anancy"-Erzählungen enthält, Legenden von der listigen Spinne, die in Menschengestalt als Neger Anancy allerlei Schabernack verübt, und die in Bedrängniß gerathend, jeder Zeit sich wieder in das Thier zurück verwandeln kann. Das Mythologische wird in dem Buche nicht berührt. Das Buch beschränkt sich vielmehr darauf, in recht echt wirkendem Tone diese Erzählungen von Anancys lustigen und listigen Abenteuern wiederzugeben, so wie sie einst in den Tagen der Sclaverei die schwarze Nana (Kinderfrau) den kleinen Kindern (picaninny oder buckra pickney) ihrer Dienstherrschaft allabendlich zu erzählen pflegte. Am Schluß solcher Erzählungen, die merkwürdiger Weise alle mit der Frage schließen: „Jack Mondory, Du denkst wohl, ich schnurre"*), einer Frage, von der die Verfasserin selbst sagt, daß man heute ihre Bedeutung nicht mehr kenne, bezw. vollständig vergessen habe, — am Schluß dieser Erzählungen pflegte die Nana in das Schlüsselloch der Thür Kreide zu reiben, damit der böse Geist („Old Hidge") nicht ins Zimmer dringen könne. Naturgemäß verschwinden die Anancy-Erzählungen unter der Eingeborenenbevölkerung Jamaikas immer mehr, und wir müssen daher der Verfasserin dankbar sein, daß sie uns

*) „Schnurre" ist hier wohl ungebräuchlicher Weise als Verbum zum Substantivum Schnurre = Schwank gebildet, oder soll so viel wie flunkern bedeuten.

Digitized by Google

davon, was ihr erreichbar war, in diesem hübschen Büchlein aufbewahrt hat. Wir geben hier mit Erlaubniß des Verlages eine der Anancy-Erzählungen, die J. v. Duistorp recht geschickt verdeutscht hat, wieder. Sie ist betitelt: „Tocooma war ja Vaters altes Reitpferd“ und lautet folgendermaßen:

„Als Anancy eines schönen Tages spazieren ging, sah er eine wunderhübsche junge Dame am Fenster sitzen. Er verliebte sich sofort in sie und beschloß, sich umgehend wieder zu verheirathen.

Sehr bald hatte er herausgefunden, daß die Angebetete seines Herzens Fräulein Rose hieß. Alle Abend ging er nun an ihrem Fenster vorbei und sagte, höflich den Hut lüftend, mit weicher Stimme: „Guten Abend, Fräulein Rose“. Nicht lange, so gab er an der Thüre Blumen ab mit zarten Begleitworten, wie Rosen der Rose, oder ähnliches. Endlich fand ers dann an der Zeit, mit seiner Werbung vorzugehen. Zu diesem Zweck zog er sich besonders sorgfältig an, machte ihr einen Besuch und fragte, ob sie geneigt sei, ihn zu erhören.

Fräulein Rose gab zu, daß sie ihn gern geheirathet hätte, wenn sie ihre Hand nicht bereits einem anderen Manne von hervorragendem Ruf versprochen habe. Dieser Mann heiße Tocooma.*) Anancy fühlte sich bitter enttäuscht. Vor Wuth und Aerger, ohne recht zu wissen, was er sage, rief er aus: „Pah, Fräulein Rose, Tocooma! Tocooma war ja Vaters altes Reitpferd!“

Fräulein Rose sah ihn sehr verblüfft an: „Wie meinten Sie, Herr Anancy?“ fragte sie. Anancy sah sich genöthigt, seine thörichte Behauptung zu wiederholen: „Ja, er war doch Vaters altes Reitpferd!“ brummte er vor sich hin.

„Wenn Sie mir das unwiderleglich beweisen können, Herr Anancy“, sagte Fräulein Rose stolz, „so will ich nichts mehr mit ihm zu thun haben.“

Anancy wußte, daß ihm das unmöglich war, und sah ein, daß er auf Fräulein Rose verzichten müßte. Aber wie groß war sein Schrecken, als er am nächsten Abend Tocooma aufgeregt die Straße zu seinem Hause heraufstürmen sah. Natürlich merkte er gleich, daß Fräulein Rose seine wunderliche Behauptung wiedererzählt hatte. Feige wie er war, schlüpfte Anancy geschwind ins Bett. Er hatte gerade noch Zeit, ein Ei in den Mund zu stecken, um so ein schmerzhaftes Zahngeschwür zu heucheln.

Tocooma trat in heller Wuth an das Bett heran, schüttelte Anancy, so sehr er konnte, und fuhr ihn an: „Wie konntest Du wagen, Fräulein Rose vorzureden, daß ich Deines Vaters altes Reitpferd gewesen sei?“

„Ich, Bruder Tocooma, ich?“ rief Anancy mit gut geheucheltem Erstaunen. Ich hab doch so was nicht gesagt. Was für ein ränkesüchtiges Geschöpf das Weib ist!“

„Was das Weib ist, kann mir ganz einerlei sein,“ antwortete Tocooma wüthend; „hier kommts nur darauf an, was Du zu Fräulein Rose gesagt hast. Mach, daß Du aus dem Bett und mit mir zu Fräulein Rose kommst. Du sollst vor ihr aussagen, daß Du das nie behauptet hast, oder ich schlage Dich auf der Stelle todt. Dies Mal sollst Du mir nicht entwischen!“

Anancy sank in ungeheucheltem Schrecken in die Kissen zurück. Aber in weniger als einer Secunde hatte sein lebendiger Geist einen Plan gefaßt, vermöge dessen er Tocooma dennoch zu überlisten hoffte.

Eine Hand auf die dicke Backe legend, in der das Ei steckte, stöhnte er jämmerlich: „Es hat keine Noth, daß Du mich tödtest, Tocooma. Ich bin schon halb todt vor Schmerzen. Sieh, mein Zahn ist so schlimm, und mein Magen schmerzt, als wollte der Teufel der Weißen mich holen! Dabei verlangst Du, daß ich mit Dir zu der schlechten Rose gehe! Wenn ich nur den Fuß auf den Boden setzte, würde der kalte Schweiß mir ausbrechen, und ich wäre auf der Stelle todt. O—h, oh —— — au, au, au!“

„Das ist mir ganz egal, ob kalter oder warmer Schweiß bei Dir ausbricht, Anancy. Wenn ich nur erst einmal mit Dir abgerechnet habe!“ fauchte Tocooma wild. „Zu Fräulein Rose sollst und mußt Du; und wenn ich Dich tragen müßte,“ fügte er entschlossen hinzu.

„Na, am Ende, Bruder Tocooma,“ sagte der schlaue Anancy, „wenn Du mich behutsam trägst und mich ja nicht schüttelst, könnte es sein, daß ich Fräulein Roses Wohnung noch lebendig erreichte!“

Und Tocooma half Anancy aufstehen, hob ihn auf seinen Rücken und wollte gerade fortgehen, als Anancy ihn noch einmal anhielt:

„Ach, lieber Tocooma, hab Erbarmen!“ stöhnte er. „Wenn Du schnell gehst, bin ich todt, ehe wir hinkommen. Schaff mir eine ganz kleine Gerte, damit ich Dich sachte antippen kann, wenn Du zu sehr eilst. Guter Bruder Tocooma, muß ich schon sterben, dann kann es Dir doch einerlei sein, wenn ich wenigstens leicht davon komme!“

„Gewiß, gewiß, Anancy,“ gab Tocooma gutmüthig zu. „Stirb so sanft, wie Du kannst, nur nicht, ehe wir zu Fräulein Rose kommen. Wenn Du glaubst, daß Dir die Gerte nützt, will ich Dir draußen eine schneiden.“ Denn Tocooma hätte Alles gethan, Anancy am Leben zu erhalten, bis das Ziel erreicht. Dann aber wollte er den Schurken tödten, sobald das Haus seiner Herzensdame außer Sehweite wäre.

So gelangte Anancy zu einer Gerte, und sein Hirn spann sofort weitere Pläne, um Tocooma noch mehr das Aussehen eines Pferdes zu geben.

„Bruder Tocooma,“ ächzte er wieder, „Dein Rücken ist so gerade und schön, daß ich alle Augenblicke das Gefühl habe, als müßte ich herunterrutschen. Mach mir lieber eine Art Zügel, an dem ich mich halten kann.“

„Meinetwegen, mach was Du Lust hast,“ sagte Tocooma, dessen Gedanken bei Fräulein Rose waren, und der kaum hörte oder gar verstand, was Anancy wollte. Der aber streifte einen starken Bindfaden über Tocoomas Kopf, und als er ihn in der Art eines Zügels befestigt hatte, schmunzelte er heimlich und vergnügt über seinen Erfolg, fest entschlossen, den Thoren noch zu überreden, sich auf alle Viere niederzulassen.

Er wartete, bis sie in der Nähe von Fräulein Roses Wohnung waren. Dann zerdrückte er das Ei in seinem Munde, schluckte die Schalen und das Eiweiß und veranlaßte durch einen Zug am Zügel Tocooma, sich umzudrehen.

„A—u, Bruder Tocooma,“ winselte er, „mein Zahn, mein Zahn! Das Geschwür ist aufgegangen! A—u, o—h!“ Und dabei spuckte er, immer stöhnend und seine Backe haltend, langsam das Eigelb aus.

„Armer Kerl,“ sagte Tocooma freundlich, „Du thust mir leid; aber es ist nicht mehr weit. Nur noch ein paar Schritt.“

„Nein, Bruder Tocooma, ich kann nicht mehr; ich werde mausetodt sein, bis wir hinkommen, wenn ich mich so an Deinen steifen Rücken anklammern muß. Laß mich, guter Bruder Tocooma, laß mich runter, damit ich sanft sterben kann.“

„Nein, Anancy,“ sagte Tocooma bestimmt. „Du mußt unbedingt zu Fräulein Rose, wenn nicht auf meinem Rücken, dann auf dem Rücken irgend eines beliebigen Thieres.“

Anancy konnte seine Freude kaum unterdrücken. „Vielleicht, Bruder Tocooma,“ hauchte er, als wäre er wirklich in den letzten Zügen, „vielleicht könnte mich Bruder Affe auf den Rücken nehmen.“

„Bruder Affe!“ rief Tocooma erstaunt. „Wo soll ich denn den herkriegen? Warum gerade den Affen?“

*) Torooma, die Eidechse, ist in den Legenden Anancys Sohn und sein ärgster Gegner.

Digitized by Google

„Siehst Du, Bruder Tocooma," antwortete Anancy," Bruder Affe kann so aufrecht gehen wie Du; aber weil er ein Affe ist, kann er auch wie ein Maulthier oder Esel auf allen Vieren gehen. So wie mir jetzt zu Muthe ist, könnte ich mich eher von einem Thier tragen lassen, das auf allen Vieren, als von einem Menschen, der auf zwei Beinen geht."

„Dann magst Dus thun, Anancy! Aber dem Affen vertraue ich Dich nicht an. Lieber geh ich selbst auf allen Vieren, und Du kannst auf meinem Rücken bleiben."

Anancy war zu schlau, um seine Befriedigung zu verrathen. Er jammerte, weinte und rang die Hände, daß Tocooma ernstlich fürchtete, er stürbe. Darum ließ er sich schleunigst auf alle Viere nieder. Anancy prustete und stöhnte weiter wie eine alte Maschine.

Bald standen sie vor der Thür des Hauses. Tocooma war im Begriff zu klopfen, als Fräulein Rose am Fenster erschien und mit Erstaunen ihren Geliebten in seiner Lage betrachtete. Sobald Anancy die Dame erblickte, verbeugte er sich höflich gegen sie. Tocooma einen kräftigen Schlag mit der Gerte versetzend, rief er: „Hab ichs nicht gesagt! Tocooma war Vaters altes Reitpferd!"

Tocooma schämte sich so, daß er auf eine weite Ebene hinauslief, wo er sich in einem Gongooerbsenbaum verbarg und wieder seine ursprüngliche Gestalt annahm: die einer kleinen, grünen Eidechse. Daher kommt es, daß Gongooerbsenbäume immer mit Tocoomas besät sind.

Jack Mondory, Du denkst wohl, ich schnurre!

Drei Gedichte.

Von Felix Braun (Wien).

Gesang der Parzen.

Wer gleich uns in des Dunkels stürzenden Abgrund
prüfenden Blickes gespäht, dem scheint die Sonne
nur eine Flamme zu sein, dem scheint der Mond ein
zitternder Funke.

Doch nur Wenigen ward der Sinn der Erde
offenbar: unendlicher Nacht verfallen
sind des Lebens spärliche Leuchten; Sterne,
hilflos, in Wolken.

Eine finstere Krone trägt das Schicksal
ohne Gluthen und Strahlen; vor ihm beugen
selige Götter sich tief, es beugen sich tiefer
sterbliche Waller.

In der einen Hand Persephones schlummert
aller Beginn und in der zweiten das Ende:
so umschließen kühle Finger die bunten
Ringe des Daseins.

Schlaflied.

Im Zimmer sacht
ein Rauschen geht, —
die dunkle Nacht
am Waldrand steht,
ihr Schleier weht.
Ihr Schleier ist der Mondenschein,
sie wirft ihn weit ins Land hinein;
der hüllt auch Dich in Träume ein.
Schlaf ein, schlaf ein.

Die Lampe schwimmt
in rothem Flor,
ein Schatten klimmt
die Wand empor
und tastet vor.
Bald schaut die Nacht zu Dir herein:
da darf im ganzen Kämmerlein
kein Licht, kein blasses Leuchten sein.
Schlaf ein, schlaf ein.

Die Arme schlingt
der Wind ums Haus,
sein Flüstern klingt
wie Waldgebraus.
— Das Licht lischt aus.
Das Licht lischt aus, das Licht wird klein;
jetzt ist es nur ein Edelstein:
Traumkönig wird im Zimmer sein.
Schlaf ein, schlaf ein.

Große Träume im Herbst.

Einen Traum, einen herrlichen Traum will ich schreiben,
so lange der Herbst noch den Herrscherstab hat.
Das unaufhörliche Blättertreiben
überschleiert die ganze Stadt.

Sinkenden Lebens geheimes Gefüge
wird jetzt von kühlerer Sonne erhellt, —:
gebt mir Gyps und ich rette die Züge
des Gesichts der verscheidenden Welt.

In mir sind vergessene Strecken
kostbaren Landes gepflügt und gesät, —
Ceres wird Alles zur Ernte wecken,
wie es in Liedern geweissagt steht.

Der Annoncenagent.

Aus dem Schwedischen des Henning Berger.

II.

Es war Herbst, als ich zu merken begann, daß Adam Blomstedt plötzlich alterte. Sein im Sommer sonnverbrannter Teint war jetzt fahl, und er war sehr abgemagert. Er schrieb nicht mehr so rasch und bewegte sich langsamer. Die unangenehmen privaten Telephonanrufe kamen häufiger als früher, und der Redacteur war brummiger als gewöhnlich; es wurden zu wenig Annoncen geschafft. Aber noch immer, jeden Morgen ein Viertel nach zehn Uhr trat der Annoncenagent mit seinem aufmunternden Wettergruß zur Thüre herein.

„Sind Sie nicht krank, Herr Blomstedt," sagte ich eines Morgens. „Sollten Sie nicht doch einen Arzt aufsuchen?"

„Es ist nichts" — beeilte er sich zu antworten — „nichts Gefährliches, nur ein altes Uebel, das sich nicht kuriren läßt. Ich habe es schon sehr lange — bin einmal deßwegen operirt worden, aber es kommt wieder, es bringt mich noch ins Grab. Aber sonst ist mir eigentlich nichts, es geht mir ganz gut. Nur schade, daß ich so müde bin, ich kann nicht so viel schaffen wie früher . . ."

Und mit einem erschrockenen Blick nach dem Zimmer des Redacteurs fügte er hastig und flüsternd hinzu, vielleicht befürchtend, daß ihm gekündigt werden könnte:

„Hat er was gesagt? Ich klage doch nicht . . ."

Nein, er klagte nicht. In gerührtem Ton erzählte er im Gegentheil seine kleinen Eindrücke von einem Morgenbesuch in einer technischen Fabrik ganz weit draußen:

„Es regnete so, ein schöner Herbstregen. Ich wurde patschnaß, aber ich konnte es doch nicht lassen, noch ein Stück über den Weg zu gehen. Es war so schön — ganz wie eine Allee. Alle Blätter gelb und roth, und auf dem Boden eine Menge Laub, ganze Haufen. Und hinter einem Zaun ein

Digitized by Google

Wald, in solch einer welligen Biegung, und da sahen die Regenwolken aus wie Silbernebel, ja, ganz wie Silbernebel — wissen Sie. Es war eine sehr schöne Landschaft ..."

„Und wie geht es mit der böhmischen?"

„Diesmal nichts ... Diesmal nichts. Aber ..."

Er zwinkerte schlau und wiederholte sein Liedchen:

„Ich hab nun mal die Manie ..."

Dann kam ein trüber Nachmittag, an dem wir wieder allein im Redactionslocal waren. Ich hatte gerade eine Zeitung hingelegt, in der ich gelesen, und die die Gestalt des Annoncenagenten, der über sein Pult gebeugt dasaß, verdeckt hatte. Es war sehr still — da hörte ich plötzlich ein Schluchzen. Ich kann das Gefühl des Entsetzens nicht beschreiben, das sich meiner bemächtigte. Ich beugte mich vor, und sah Adam Blomstedt scharf an. Der alte Mann weinte.

Er saß ganz still, mit geschlossenen Augen, und unter den rothen Augenlidern quoll Thräne auf Thräne hervor, sie liefen sachte die runzeligen Wangen hinab und fielen in den jetzt weißen Bart. Es lag etwas Furchtbares in diesem hilflosen Schmerz in der Herbstdämmerung und in dem Schweigen ringsum, und ich erschrak.

Denn es kam mir vor, als wäre unvermuthet eine dritte Person, ein Unsichtbarer, in das Zimmer getreten. Und dieser Unsichtbare sah mich mit einem herausfordernden und eisigen Blick an:

„Was glaubst Du wohl, erwartet einmal Dich ...?"

* * *

Zu Weihnachten zwang mich Adam Blomstedt, eine große Confectschachtel anzunehmen. Er stand in seinem dünnen Ueberrock da und sah abgetakelter und fadenscheiniger aus als je zuvor; seine Augen leuchteten fieberisch und es war mir, als stotterte er ein wenig:

„Bitte, nehmen Sie das doch, ich habe es von der Zuckerbäckergesellschaft bekommen, weil ich ihnen beim Annonciren ein Wenig geholfen habe. Mir ist es nur lästig ... ja, ich versichere Sie. Sie sind ja verheirathet, ich kann nichts damit anfangen! Ja, heute ist ein schöner Tag, nicht gerade ein Weihnachtswetter, aber doch ..."

Und Allen ein frohes und vergnügtes Weihnachtsfest wünschend, nahm er sein Portefeuille, verbeugte sich und verschwand.

Er kam nie zurück. Denn oben in seinem Hôtel lag Adam Blomstedt bald darauf in den letzten Zügen, und an seinem Pult saß ein neuer Annoncenagent, der in den vielen Adreßbüchern und Actiengesellschaftsverzeichnissen nachschlug und blätterte und blaue und rothe Striche um quadratische oder rechteckige Annoncenfelder zeichnete.

Eine einzige außenstehende Provision hatte der Redacteur im Journal entdeckt, das war für eine nicht eingerückte Annonce einer neuen, ungewöhnlich nahrhaften Cacaosorte, und er übersah die kleine Uncorrectheit gnädig.

„Ich lasse ihm sagen, es macht nichts, er hat vermuthlich gehofft, die Firma zu Neujahr zu bekommen," sagte der Chef, als ich mir Adam Blomstedts Adresse geben ließ.

Es war spät an einem stürmischen Winterabend, als ich meinen Besuch machte. Das Hôtel lag in einer Gasse, die wegen ihrer Kuppelnester berüchtigt war, und vor dem Thor brannte eine halbverschleierte Gaslaterne. In dem schmutzigen Flur zankte der Portier unter Flüchen mit einem Stubenmädchen.

„Warum haben Sie es denn nicht zur Zeit gesagt? Jetzt stirbt er, und der Doctor sagt, daß wir ihn nicht ins Spital überführen dürfen, das ist ja zum ..."

Und mich brüllte er an:

„Ganz hoch oben!"

Eine Treppe hoch accordirte ein Mann, den Hut in den Nacken geschoben, den Preis eines Zimmers. Neben ihm stand eine junge Frauensperson mit großem Federhut, in dem die Schneeflocken noch schimmerten, die feuchte Boa fiel über einen nachlässig zugeknöpften Mantel. Eine Gasflamme in zerbrochenem Glas flackerte in der Zugluft. Aus einer halbgeöffneten Thüre drang eine laue Atmosphäre, in die sich der Geruch von scharfem Tabak und schmutziger Garderobe mischte, und das Mädchen von der Straße lachte berauscht und blöde.

„Fünf Kronen! Ich gebe nicht mehr als drei," sagte der Mann mit lauter Stimme und wankte bei der die Worte begleitenden heftigen Geste.

Hinter der halbgeöffneten Thüre hörte man eine barsche Frauenstimme:

„Wir kriegen hier fünf, das weiß das Fräulein übrigens."

Das Mädchen stieß ihn in die Seite. „Was bist denn Du für ein Schmutzian," rief sie, „bezahl Deine fünf Kronen und gieb dem Portier ein Trinkgeld."

Ich eilte vorbei.

Vier Treppen hoch war der Flur nur ein schmaler Bodengang mit Dachfenstern und ein paar numerirten Thüren. Die erste führte in ein leeres, dunkles Zimmer, die zweite war die Adam Blomstedts.

Drinnen brannte auf einem ovalen Tisch eine Lampe mit einem Pappendeckelschirm. Das Licht fiel schwach auf das Bett, das Kopfkissen lag im Schatten, und dahinter war der Schatten noch tiefer und wurde zur Dunkelheit unter dem abschüssigen Dach. Auf einem Stuhl in einer Ecke lagen die Kleider des alten Annoncenagenten, und unter dem Stuhl standen mit hängenden Schnüren die zusammengefallenen Schnürschuhe, sie ließen an ein paar müde Zugthiere denken, eben vom Pflug gespannt, aber noch im Geschirr mit hängenden Zügeln. Und zu oberst auf dem kleinen Kleiderhaufen ruhte das abgeschabte Lederportefeuille, die Metallbeschläge blinkten matt im Lampenlicht.

Als ich an das Bett trat, sah ich, daß im Schatten des Bettes verborgen ein Hotelstubenmädchen saß und auf einem Stuhl neben ihr standen Medicinflaschen, ein Wasserglas und ein blaucarrirtes Taschentuch.

Ich setzte mich auf den Bettrand und ergriff Adam Blomstedts Hand. Sie war kalt und feucht und erwiderte meinen Druck nicht, er bemerkte mich gar nicht. Ich beugte mich über sein mageres Gesicht, aber er sah mich nicht. Die Lippen regten sich und ich glaubte, die Worte „schlafen" und „Lotterie" aufzufassen. Das letztere hörte ich nicht ganz sicher, und als ich mich noch näherbeugte, sagte er ganz deutlich: „Van Veedens Cacao-Annonce". Ich betrachtete ihn verwirrt und richtete mich auf. Das Stubenmädchen kam näher und trocknete seine schweißbedeckte Stirn; sie versuchte, ihm das Glas zum Munde zu führen, aber er trank nicht, sondern fuhr fort zu murmeln.

„Was sagt er?" flüsterte sie, „phantasirt er?"

Ueber den Sterbenden gebeugt, hörten wir ihn wiederholen:

„Die Cacao-Annonce."

Und sehr still, kaum hörbar, kamen noch ein paar Worte:

„Die Provision reicht ... Umsatz ... Lotterie ..."

Wir standen starr, die Gestalt im Bett betrachtend. Die ungeschickten Bewegungen unserer Hände drückten die Hilflosigkeit aus, die wir vor dem Unvermeidlichen empfanden. Der Wind pfiff durch die aufgekleisterten Papierstreifen der undichten Fenster, und aus einem Zimmer unten hörte man die betrunkenen Stimmen des Mannes und des Weibes ein Lied singen.

Da ging plötzlich eine Veränderung mit dem Kranken vor. Es war ein secundenrascher Wechsel, ein Pulsschlag, ein letztes Blitzlicht huschte über die Gesichtszüge, und ich schärfte instinctiv das Gehör.

Er schlug die Augen auf und sagte mit klarer Stimme:

„Dann kaufe ich mir eine Villa."

Es war das Letzte, was Adam Blomstedt sprach. Sein Unterkiefer fiel herab, und der Blick begann zu irren — es

Digitized by Google

kam mir vor, als gliche er einem flatternden Vogel. Ich weiß nicht, was die Augen schauten, aber es schien mir nicht unmöglich, daß sie in dem schmalen Streifen Lampenlicht, der schräg über das Kopfkissen fiel, einen goldenen Sonnenstrahl mit einer sommerschönen Landschaft dahinter sahen, bevor sie sich für immer schlossen.

(Deutsch von Francis Maro, Wien.)

Tage der Todten.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Ein seltsamer persischer Teppich war dieses Leben. Mit seiner wunderbaren Ornamentik und der mystisch-gebieterischen Sprache seiner Farben; mit dem aufpeitschenden Herzblut, das in seiner Mitte wogte, und dem stillenden Grün, das es sanft umränderte. Und um dieses Grün lag ein wirres Spiel von zieren Formen, von sanft geschweiften Aufwärtsschwüngen in geraden Ebenen und müden Ausläufen auf gleiche Flächen. Aus ihnen schwoll Musik, die erlöste, wieder berückte, das Herzblut betonte und in langem Andante wieder das stillende Grün vorschob, dann wieder bunter wurde und ein lockendes Farbenspiel zu gebären schien, obschon diese Musik erst aus ihm geboren war ... Ein persischer Teppich mit seinem Rausch war dieses Leben, mit seiner Leidenschaft und seinen Verzückungen ...

Es war ein Rausch, zu dem das elementarische Leben der Natur, ihre formenreiche Verschwendung und ihr toller Farbensegen die schwanken Sinne hochgerissen hatte. Aus ihrem millionenfachen Blühen hatte die Leidenschaft (ohne das Abenteuer), die Trunkenheit (ohne den Wein), die Seligkeit (ohne das Anrecht auf sie) gesungen. Man hatte die Fremdheit der Linien, die das Menschliche in sie zeichnete, das Groteske und Puppenspielermäßige der sich auf ihr hinbewegenden menschlichen Handlung empfunden. Aber dann hatte man wieder das Groteske vergessen, und die genießerische Betrachtung allen Seins hatte auch die lachhaft schnitzernen Leute eingeschlossen. Ja, man gewann den hölzernen Menschen Farbenblitze und Linienreize ab und fand nicht nur sie, sondern auch, was sie begingen, erregend, beweglich, singulär und schließlich berauschend. Das Leben schien fast so lebendig wie die Natur, ein gewirkter Teppich fast wie sie, und noch seinen Widersinn, seine Wiederholungen, seine Aergerlichkeiten empfand man nicht als Belastung oder Tort. Es war so schön, daß man wie Baudelaire sagen konnte:

Sois belle! et sois triste!

Und so etwas sagt man nur, wenn man von der Wollust des Genusses (wie Wilde) im Ueberdruß zu der Anbetung des Schmerzes übergeht ...

So war dieses Leben, noch als die Blätter fielen, als ihre rothen und milden, gelben Kräuselungen uns auf die Hände rieselten und „die alternden Astern schwach im Beete athmeten". Denn da war noch jeder „reich vor der Fülle von Gesichten". Und die leise schwebende Melancholie, die bei dem und diesem zu einer mißmuthigen Hypochondrie selbst weiterschwang, verinnerlichte wohl den Besitz, aber ließ ihn noch reich, die Welt noch bunt, die Begebenheiten wichtig, die Menschen bedeutungsvoll erscheinen. Es war ein Niedersteigen, aber noch keine letzte Sprosse, war noch immer eine, wenn auch kranke, Fülle, die sich bescheerte ...

* * *

Und als wir dann an einem Abend die Augen zugethan und sie am Morgen dann wieder geöffnet hatten, sahen wir uns eingeschneit. Wir trugen auf einmal alle einen weißen Pelz, hatten weiße Haare bekommen und schritten über weiße Teppiche hin. Alle Ecken, Vorsprünge, Spitzen waren abgerundet, die zarteste Gitterlinie war compact, der rötheste Ziegel war gebleicht. Und über uns spannte sich ein müder und milchig weißer Himmel, der sich in feinen und spitzigen Pfeilen, so träge er schien, auf uns niederschüttete. Der stärkste Schall erstarb auf den Straßen, und alle die alten Leute mit den weißen Haaren schienen in großen weißen Hausschuhen über die weißen Teppiche hinzuschlurfen. Die Luft war wieder lind und weich und die Hände griffen ohne Handschuhe in sie hinein. Man trottete die Wege hin, ohne zu denken, im Gefühl, zu vereinsamen, im Gefühl, einzuschneien, einzuschneien wie die weißgiebligen Häuser, wie die Bäume unter ihren Capuzen und die ganz unter weißem Sammt begrabenen Felder. Hatte es eine Natur gegeben, die elementarisch war? Menschenleidenschaften, die Reize hatten? Heute ist alles todt: Die Natur, die Menschen, ob sie auf Friedhöfen liegen oder noch lebendig wandeln, die beschneiten Körper und die erfrorenen Seelen. Heute sind die Todten nicht so todt wie wir, und wenn wir an diesem Sonntag zu einem verschütteten und mild beschneiten Grabe gehen, so wissen wir, wie es sein muß, wenn man verstorben ist, seinen gut gemeißelten Stein zu seinen Häupten und einen schmalen Kranz von Islandmoos quer über seinem Leibe hat. Wir können nicht trauriger werden, wenn wir an diese Gräber treten, als wir es schon sind, und wenn wir uns von ihnen weg wieder auf unsere Wege wenden, auf denen ein toller kleiner Schlitten und ein paar muntere Pferdchen hinklingeln, können wir nur leichteren Sinnes werden. Und vielleicht ist das das Tiefste, das man an einem Grab erfährt: Daß man nicht die Trauer, sondern die Freude aus ihm zieht ...

* * *

In den Tagen, an denen bei uns Alles zu den Gräbern wallt, klingt keine Musik und das weltliche Schauspiel muß im Theater verstummen. Aber wenn auch am Tage keine Flöte tönen und keine Geige gurren soll, am Abend müßten uns Flötenorgien empfangen, aus allen Häusern müßten die Lichter strahlen, die leidenschaftlichsten Schauspiele müßten in den Schauspielhäusern gezeigt werden und aus allen Restaurants müßten die Düfte üppiger Speisen steigen. Anfangs, wenn wir noch ein wenig schwer und ein wenig dumpf von den Gräbern kehren, dürften die Flöten noch spielen:

„Schluchet, Ihr Flöten! Klagt, Ihr Geigen!
Blüht mein Herz auch roth wie Mohn,
Klagt, Ihr Flöten, schluchzt, Ihr Geigen:
Zum Cocythus muß ich steigen
Und zum schwarzen Phlegethon!"

Dann aber müßte auch die Klage, daß wir sterben müssen, lind vergehen, und in Bachiaden die letzte Lethargie entschwinden. Der Schnee, der alles tonlos macht, fern, unwirklich, wie zu halbem Tod, müßte von Schlitten durchklingelt sein, von Pferden, die sich krank rasen, von Schellen, die sich krank klingeln. Confettischlachten mit echtem Schnee, tolle Tränke, Pünsche, Weine, heiße Frauen, warme Küsse — die Welt der Abenteuer müßte aufgeschlossen sein und an den Todtensonntag ein großer Carneval sich schließen. Das Leben würde dann wieder ein persischer Teppich sein mit seinem Rausche, seiner Leidenschaft und seinen Verzückungen, und die Menschen, die uns zu entgleiten schienen, wieder erregend, beweglich, singulär und auch berückend. Denn wenn der Tod unser Bruder ist, ist es das Leben nicht viel mehr? Und wenn Andere todt sind, leben wir nicht, wir? Selig sind, die dieses Leben leben ...

Aus den Berliner Theatern.

Komische Oper. Eugen d'Albert: Tiefland. Musikdrama. Nach dem Spanier Gutmera von Rudolph Lothar.

Der Grundbesitzer Sebastiano muß sich von seiner Geliebten, Martha, die er einst als blutjunges Ding bei sich aufgenommen hat, trennen, um eine reiche Heirath zu schließen, die den Verschuldeten allein noch retten kann. Er verkuppelt die Geliebte an seinen hoch im Gebirge hausenden, von alle dem nichts wissenden Hirten Pedro, der mit der ersehnten Frau zugleich eine Mühle gewinnt. Aber Martha mag den naiven Tölpel nicht, und Sebastiano will auch heimlich von der Geliebten nicht lassen. Schon in der Brautnacht wird er in ihre Kammer wieder kommen. Den ahnungslosen, gutherzig naiven Pedro hänseln und höhnen die Dorfgenossen; er räth sein Unglück in der Hochzeitsnacht schon, und als er durch die Beichte Marthas vollends Gewißheit hat, erwürgt er im Kampfe den Schurken Sebastiano, wie er einst auf seiner Alm den grauen Wolf erwürgt. Mit Martha, die gleich ihm im Grunde ein naives, gutherziges Menschenkind ist, zieht er aus dem Tiefland wieder auf seine Berge.

Dies eine Skizze des textlichen Inhalts, der das Vorbild der italienischen Veristen nicht verleugnet, und der an sich schon, ganz wie etwa die „Cavalleria", mit seinen groben Effecten für grobe Instincte auf ein für solche Dinge empfängliches Publicum seine Wirkung nicht verfehlen würde. Aber diesen Stoff hat Rudolph Lothar bearbeitet, und von seiner dichterischen Persönlichkeit ist ein gut Stück in das Textbuch gerathen, und so ward kein Werk aus einem Guß; in den für seine Ohren mißtönigen Verismo stiehlt sich hie und da ein seltsam berührender Wohlklang.

Ganz so ists auch mit d'Alberts Musik. Der gesunde, natürliche Musiker in ihm liegt mit dem gelehrten Theoretiker und dem die Mache beherrschenden jungdeutschen Componisten in ewigem Conflict. Es ist in diesem „Musikdrama", das stellenweise durchaus eine Oper alten Styls ist, hie und da ganz köstliche Musik: so die einleitende Scene in der Mühle, Terzette, Quartette, Chöre ... Eine Musik, nach der wir, die wir nicht auf Wagners alleinseligmachende Ansichten über Musik eingeschworen sind, geradezu lechzen, ein gesundes, natürliches Melos ... Und dann wieder taucht der veristische Musikdramatiker auf, der die Mache aus dem ff kennt, und grübelt in Mißklängen, die da bedeuten wollen ... Aber wie mans auch drehen und wenden mag, hier ist doch endlich wieder einmal ein Musiker, ein Könner, ein Eigener, der sich um das brüllende Losungsgeschrei des Tages den Teufel schiert ... Und darum vergebe ich ihm auch so platte Trivialitäten wie den Refrain „Hinauf, hinauf", der an einen schlechten Offenbach gemahnt. Und darum will ich ihm nicht groß vorwerfen, daß die Geste seiner Melodie bisweilen zur Geste des Textes nicht recht stimmen will ... Dies „Tiefland" ist das Werk eines echten Musikers, eines musikalischen Temperamentes, und damit: basta!

Daß wir in Berlin bedeutsame neue Opern — sofern es nicht aus irgend welchem Grunde gerade „Hof"opern sind — nur noch in der

Digitized by Google

„Komischen Oper" zu hören bekommen, daß Director Gregor seine Aufgabe — und er hat in unserem Berliner Musikleben eine große Mission zu erfüllen — glänzend zu lösen versteht, wissen wir längst. So sei auch nur kurz hier constatirt, daß die Aufführung (mit Zador als Sebastiano, der Labia als Martha und Willy Merkel als Pedro) wieder auf der Höhe stand. A. H.

Friedrich Smetana: Die verkaufte Braut. Komische Oper in 3 Acten. Text von K. Sabina.

Smetanas Oper ist uns Berlinern nicht unbekannt. Sie ist mehrfach hier gegeben worden, nur — natürlich — nicht von der Hofoper. Dazu ist dieses Werk zu werthvoll. Je öfter man sie aber hört, um so entzückter ist man von dieser Musik, in der Mozartscher Geist lebt. Und dieses Entzücken hebt mit dem ersten Tact der Ouvertüre — welch einer firmesluftig einsetzenden, graziösen Lustspielouvertüre! — an und endet erst mit dem letzten Tact des Finales im 3. Acte. Wie kann Smetana Chöre, Duette, Quartette, das wundervolle Quintett-Sextett im 3. Acte nicht zu vergessen, setzen, wie melodiös, unerklügelt melodiös ist er! Wie plump erscheinen Lortzings komische Opern — den einen „Wildschütz" vielleicht ausgenommen — gegen diese „Verkaufte Braut". Soll man einzelne besondere Perlen aufzählen, so weiß man nicht, wo zuerst beginnen; der Frühlingschor im 1., der Trinkerchor im 2. Act, all die Arien und Duette Kezals und des Hans, das unvergleichlich feinkomische „Ach, wie schwierig ist die Liebe" des Wenzel, die Tanzmusiken, — kurzum, man müßte hier beinahe jedes Stück nennen. — Und solche Oper, die so ziemlich sämmtliche Angstproducte des ganzen Jungdeutschland an musikalischem Gehalte aufwiegt, ist nicht ständig auf dem Spielplan eines jeglichen Opernhauses! Fasse das, wer kann!

In unserer „Komischen Oper" war die Aufführung ersten Ranges. Mantler als Kezal, Naval als Hans, Peter Kreudner als Wenzel, die junge Artôt de Padilla u. s. f. sind schlechthin unvergleichlich. Das ist gar nicht besser zu machen. A. H.

Kleines Theater: „Die Getreuen" von Georg Hirschfeld.

Wieder hat sich Georg Hirschfeld als der Alte gezeigt; kein starker Beherrscher der Bühne, keine Persönlichkeit, die aus übermächtigem, innerem Drange wesensverwandte Gestalten schüfe und auf einem Wege gewaltsam fortgetrieben würde; wohl aber ein feinsinniger Nachempfinder von Menschen, die mehr den Zug des Leidens als des Handelns tragen, ein fleißiger Gärtner, der aus kargen Beeten zarte Blüthen novellistisch-lyrischer Empfindung emporzuziehen weiß. Verläßt er dieses Gebiet, wie im zweiten seiner drei Einacter, der den Titel „die Aufrechte" führt, und sucht er mit starken Mitteln zu wirken, so erscheint er äußerlich, fast verletzend. Denn das Beste an diesem Stück, in dem ein Zuchthäusler das selbsterschaffene Glück seiner Töchter bedroht, so daß sie sich den Tod geben, ist wiederum die kranke gelähmte Schwester, die mit feinen Zügen gemalt wird. Als reifstes dieser drei Stücke erscheint „Gewißheit". Die Gattin eines Nordpolfahrers, der lange Jahre nicht zurückgekehrt und verschollen ist, fühlt sich zu einem anderen Manne hingezogen. Da sie aber die Gewißheit seines Todes erhält, wird sie aufs Neue von seinem ganzen Werthe, wie ehedem, ergriffen und entsagt allen weiteren Wünschen. Der Tod ist stärker als das Leben, das Entsagen stärker als das Verlangen — das ist eines jener Motive, die bei Hirschfeld häufig wiederkehren. Als prächtige und klar gezeichnete Figur muß hier die alte Mutter hervorgehoben werden, die in festem Glauben an die Rückkehr des Sohnes das Haus bereit hält, wie die Frau, die in der Ballade allabendlich ein Licht an das Fenster stellt. Getreu bis in den Tod, gleich den Hauptfiguren dieser beiden Einacter, bleibt auch der Held des ersten Stückes: „Das todte Leben". Als er sich nämlich vom Schmerz um seine Gattin und sein Kind, denen sein Denken Jahre lang geweiht war, auf die Lehren eines Freundes hin abwenden will, macht ein Herzschlag, durch die Aufregung hervorgerufen, seinem Leben ein Ende. Gerade dieses Stück zeigt wohl die Schwächen (oder die Kehrseite von Hirschfelds Vorzügen) am meisten, da seine feinen Seelenmalereien und Dialog-Wirkungen auf der Bühne verpuffen. Zwei der Hauptrollen lagen in den Händen von Agnes Sorma, die die „Aufrechte" und die Gattin des Nordpolfahrers verkörperte. Auch sonst machte die Wiedergabe der „Getreuen" dem Kleinen Theater Ehre, das in dieser an werthvollen Neuheiten überarmen Zeit wenigstens nicht mit einem verlorenen Abende auftrat.

* * *

Auf die Eröffnung des Hebbel-Theaters, dessen Ensemble vor der Fertigstellung des eignen Gebäudes, noch im Central-Theater gastirt, sei vorerst nur hingewiesen. Wie bei der Regie Vallentins vorauszusehen, bot die Aufführung von Shaws „Frau Warrens Gewerbe" gute Einzelkräfte und ein vortreffliches Zusammenspiel. Aber nicht das allein, sondern zugleich die Darstellung gediegener Neuheiten erhoffen wir vom Hebbel-Theater, seit sich Max Reinhardt dieser höchsten Aufgabe eines Theaterleiters scheinbar gänzlich entzogen hat. Es ist aber natürlich, daß sich das Hebbel-Theater die Neuheiten aufspart, bis es sich im eigenen Hause wohlfühlen wird.

* * *

Einen reizvollen Abend bot der Verein für Kunst mit dem Vortrag Friedrich Kayßlers, dieses ersten Darstellers des Deutschen Theaters, der aus Christian Morgensterns Gedichten mit reifer Kunst las. Dabei gelangte die duftige Naturstimmung, wie das Philosophische das Kraftvolle, wie der Humor, und die barocke Komik, die sich in diesem hochbegabten Lyriker eigenartig durchdringen, in gleicher Weise zu ihrem Recht. Mit dem Vortrag einer der schönsten, fast dramatisch gesehenen Partien aus J. P. Jacobsens „Niels Lyhne" endete der Abend.

O. A.

Notizen.

Das Automobil, 217 = UU. Zeichnungen von Carlègle. Text von E. Cuénoud. Deutsch von Gräfin Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin. Hans von Weber Verlag München.

Dies Buch ist eine entzückende Gabe eines außerordentlich geistreichen und glänzenden Schweizer Zeichners. Carlègle ist einer der besten Beobachter des Lebens in Wald und Feld, in Dörfern und auf Straßen. Wie wunderhübsch weiß er jedes Bild durch irgend eine Schalkhaftigkeit zu bereichern und dem Humor zu seinem Recht zu verhelfen. Die Pappeln an der Allee werden zu langbeinigen Gardisten, ein alter Weidenstumpf hockt am Rinnsal und angelt. Die Bäume laufen beim Sausen des Schnauferl-Ungethüms davon — die Sonnenblumen im Dorfgärtchen gucken ihm erschrocken nach. 217 = UU selbst hat er glänzend charakterisirt. Anfangs seelenlos, erhält es plötzlich im Wald eine Seele, lauscht entzückt dem Lied des Finken, sieht dem Spiel seiner kindlichen Insassen erfreut zu und fühlt sich auf dem Gastwirthschaftshof neben all den dummen Autos vereinsamt. In der Gewalt eines rohen Chauffeurs jedoch entwickelt sich in ihm eine rasende Wuth gegen den Mörder, der Schafe, Schweine, Puppen, Kinder, Kühe — Alles kurz und klein fährt. Es rächt sich an seinem Peiniger, indem es ihm auf einer abschüssigen Chaussee „durchgeht" und ihn abwirft, daß er sich den Hals bricht. Dann sieht es sich um, wo er hin ist und findet seine rothe Blutspur. Noch glänzender, aber rein malerisch ist das Blatt, wo ihm in der Dämmerung angesichts einer vom Mond beschienenen Vogelscheuche das Gewissen erwacht. Zum Schluß begeht es „Selbstmord" und stürzt sich in den Teich, daß die Frösche hoch in die Luft fliegen. Der Text schmiegt sich discret diesen genial entworfenen Bildvorgängen an. Das geschmackvoll ausgestattete Buch, dessen Farbendrucke erstaunlich gut herausgekommen sind, kostet nur drei Reichsmark! (Mk. 3). Es sollte von vielen Familien als reizendes Weihnachtsgeschenk angeschafft werden! *Paul Friedrich* (*Berlin*).

Geschäftliche Notizen.

Die Firma J. Weck, G. m. b. H., Oeflingen (Amt Säckingen) Baden, die auf der Jubiläumsausstellung zu Mannheim in hervorragender Weise ihre weltbekannten Conservengläser ꝛc. ausgestellt hatte, erhielt in der gewerblichen und industriellen Abtheilung die „Silberne Medaille".

Auf der Specialausstellung für Hausconserven erhielt die Firma J. Weck, G. m. b. H., Oeflingen: 1 silber-vergoldete Medaille, 2 silberne Medaillen und 1 Ehrendiplom.

Die drei höchsten Auszeichnungen, namentlich die drei Ehrenpreise Ihrer Königl. Hoheit der Großherzogin von Baden neben 47 weiteren Auszeichnungen sind an solche Aussteller verliehen, welche Conserven ausschließlich in den weltbekannten Weckschen Gläsern ausgestellt hatten.

Wir haben die traurige Pflicht, unsern Lesern den Tod des Verlegers Herrn

Max Hesse

hiermit anzuzeigen. Er starb am Totensonntag nach kurzem, schwerem Leiden im 50. Jahre seines arbeitsreichen Lebens.

Wir behalten uns vor, die hohen Verdienste, die der Verblichene um die Verbreitung der klassischen Literatur und damit die Hebung der Volksbildung hat, in einem Aufsatze aus berufener Feder in einer der nächsten Nummern der „Gegenwart" zu würdigen.

Verlag und Redaktion der „Gegenwart".

Digitized by Google

Breitkopf & Härtel, Leipzig

Soeben erschien unser

Kunstverlags-Katalog

64 Seiten stark, mit 164 Abbildungen. Dieses künstlerisch ausgestattete Verzeichnis kann ein jeder von uns

gratis

beziehen, auch ist es in allen Buchhandlungen kostenfrei erhältlich.

Hans von Weber, Verlag

München 31, Adalbertstrasse 76

Bibliophile Werke in stilgerechter Ausstattung

Verlangen Sie gratis und franko die Ausgabe auf **echtem Bütten** meines

reich illustrierten Verlagskatalogs

über

von Th. Th. **Heine,** Const. **Somoff,** Emil **Preetorius** u. v. a. m. reich illustrierte Werke

Künstlerische Kinderbücher

Das **Automobil 217 U U,** ein humoristisches Automobilmärchen mit vielen bunten Bildern von **Carlégle** geb. 3 Mark

(vgl. Besprechung in dieser Nummer!)

Unzerreissbare, waschechte Leinenbücher

(nicht auf Pappe geklebt, sondern in Naturleinen) mit farbenprächtigen, lustigen Bildern.

Walter **Caspari,** Das lustige ABC M 2.40
Walter **Caspari,** Liebe alte Reime M 1.60
Maria **Langer-Schöller,** Babys Lieblinge M —.80

(Durch jede bessere Buchhandlung zu beziehen)

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Weck's Frischhaltung

und sonst nichts und weiter nichts und drüber nichts drum

Koche auf Vorrat

Passendes und stets beliebteres **Weihnachts-geschenk.**

Man verlange ausführliche Drucksachen, sowie Probenummern der Zeitschrift „Die Frischhaltung" kostenlos von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säckingen (Baden).

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma)

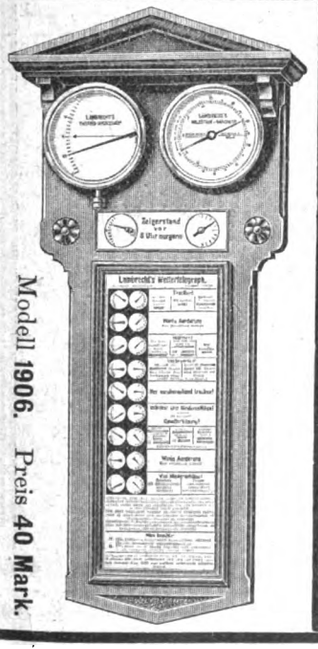
London W. 8|9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.

London W. 8|9 Colville Square.

Verlagsanstalt

erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**



Original
Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose **einfach abzulesen ist. — Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

F. Freitag

(Inh. **A. Meyer**)

Schneidermeister

Berlin SW.

Friedrichstr. 36

empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender

Herren- und Damen-Garderobe

nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in

Tailor made Kostümen, Jacketts, Mäntel und Röcken.

(Ersatz für Maßarbeit.)

Digitized by Google

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. s. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton.

Katalog **gratis.**

Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Teppiche in allen Arten liefert billigst Versandhaus Benche & Lattey, Magdeburg

Illustrierter Katalog postfrei.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

„Continental"

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:

Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Sanatorium I. Ranges. **Bilz** Naturheilanstalt Dresden-Radebeul. 3 Ärzte

Gute Heilerfolge. Prospecte frei.

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch**, 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

DÜRKOPP-

Fahrräder.

DÜRKOPP & Cº. A.G. BIELEFELD

Wollen Sie

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:

Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46**, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Speziallisten gratis.**

Wir erlauben uns, die Leser auf die dieser Nummer beigelegten Prospecte von Ernst Reinhardt, Verlag in München, und Georg Reimer, Verlag in Berlin W. 35 aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 7. Dezember 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: England und Deutschland. Von Dr. Lindsay Martin (Gießen). — Verfassung und Verfassungskämpfe in Mecklenburg. Von Dr. jur. Erich Schlesinger (Güstrow). II. — Die geheimnißvolle Flugmaschine der Gebrüder Wright. Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). I. — Alte Weihnachtsfeiern. Von H. — Björnstjerne Björnson. Von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin). I. — Im tiefsten Grunde unsres Herzens trauern wir . . . Von Leo Heller (Berlin). — Er lauscht einem Voegelein. Von Arno Holz. — Die Erziehung zur Hetäre. Eine Geschichte von Max Brod (Prag). I. — Könige auf Reisen. Von Marsyas (Dr. Martin Berndt, Berlin). — Aus der Finanzwelt. Von Mercator (Berlin). — Notizen. — Anzeigen.

England und Deutschland.

Ein Nachwort zum Kaiserbesuch in London.

Von Dr. Lindsay Martin (Gießen).

Goethe schrieb 1827 an Carlyle: „Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört." Das Auffichberuhenlassen darf natürlich nicht verstanden werden als Gleichgiltigsein oder gar als Ignoriren; nur aus intimem Studium des Wesens eines Fremden keimt Vertraulichkeit. Carlyle war es bekanntlich, der in seiner Begeisterung für Deutschland seine Landsleute immer wieder antrieb, sich in deutsche Literatur, in deutsche Eigenart zu versenken. Mit wie wenig Erfolg, weiß Jeder von uns, der längere Zeit jenseits des Canals gelebt hat. Abgesehen von der Elite universell gebildeter Briten ist das Deutschthum, namentlich seinem politischen Charakter nach selbst dem Engländer, der einige Zeit unter uns geweilt, ein Buch mit sieben Siegeln. Leider ist auch unsere Kenntniß des Britenthums in seinen neuzeitlichen politischen Erscheinungsformen durchaus nicht in dem Maße gewachsen, wie es dem Gewicht unserer Beziehungen zu England entspräche. Wir sind wohl reich an Schilderungen und Belehrungen über den Briten, wie er in den engen Grenzen seines Dreiinselreiches als ζῶον πολιτικὸν sich bethätigt; aber die Arbeit, die er als Colonisator und Imperialist in Größerbritannien, in der ganzen Welt leistet, erfassen wir in ihrer Größe unzulänglich, in ihren Eigenthümlichkeiten vielfach falsch. Und doch handelt es sich gerade hier um das, was Goethe das Verdienstliche nennt, das der ganzen Menschheit angehört, um die kosmopolitischen Erfolge des Angelsachsenthums.

Das Britenthum ist das antike Römerthum in den Modificationen, die der umgebildeten Structur des staatlichen und wirthschaftlichen Lebens entsprechen. Statt des absolutistischen Cäsaren- und Prätorianerthums, statt der Dictatur der römischen Bürgerkaste: ein demokratischer Parlamentarismus mit einem Königthum der Etikette und weitgehendster Gleichstellung aller Reichsangehörigen. Statt der weltgebietenden beschildeten Truppencontingente eine allen Combinationen der Seemächte überlegene Panzerflotte; statt der Ueberland-Heeresstraßen Uebersee-Magistralen, die vom Sitz der Centralregierung aus den Erdball umspannen und deren Macht überallhin schnell zur Geltung zu bringen erlauben. Statt des Schwertes und der Feuersäule, die neue Gebiete dem niemals satten Ausdehnungsdrang unterthänig machen, die Schiene, das Capital, das eine wirthschaftliche Controle über culturrohe Länder aufrichtet, um die staatsrechtliche Oberhoheit vorzubereiten. Auf dem ungeheuren Fortschritt, der in dieser Liberalisirung und Ethisirung einer Machtpolitik liegt, die in erster Linie Culturpolitik geworden ist, begründet sich Englands Weltruf. Jedes Volk, das an sich selbst und seine Zukunftsgröße glaubt, hegt und pflegt die Idee des Universalismus, wonach seine nationale Cultur über die ganze Menschheit sich auszubreiten und diese zu einem einheitlichen Weltreich zusammenzufassen berufen ist. Selbst der Altkonfuzianismus der reactionären Chinesen ist von dieser politischen Teleologie erfüllt. Kein Volk hat aber soviel gesundes Verständniß für die Abhängigkeit idealer cosmopolitischer Erfolge von den Realien des Wirthschaftslebens gehabt wie England, das auf diesem durch ungewöhnlichen Arbeitsenergismus und Thatendrang verstärkten intellectuellen Fundament ein Weltreich nicht nur territorial, sondern mehr noch moralisch unvergleichlicher Größe aufbaute. Das Britenthum darf sich rühmen, trotz allen Kriegen, die es geführt hat, der Erde mehr Friede als irgend eine Nation dadurch gebracht zu haben, daß es barbarische Völker, die sich im Bürgerkrieg selbst zerfleischten, unter seine „feste, aber sanfte Hand" zwang; es darf sich brüsten, trotzdem es ein Volk nach dem anderen seiner Selbstständigkeit beraubte, weit mehr demokratische Autonomie und liberale Freiheitsrechte auf der Erde verbreitet zu haben als irgend eine andere Culturmacht. England ist zu einem Präceptor der Welt geworden, auf den große Nationen mit Neid, kleine mit dem Unlustgefühl des abhängigen Schülers, Alle aber mit Hochachtung blicken, die der Heroismus weltbewegender Thaten erzwingt.

Das bewegende Element der englischen Colonialpolitik waren nicht eigentlich wie bei der spanischen einzelne Männer. Der Wille des ganzen Volkes drängte den Union Jack immer weiter vor, oft genug gegen den Willen verantwortlicher und unverantwortlicher Parteiführer wie Cobden, Bright, Goldwin Smith, Disraeli, Gladstone. Darum ist es nur folgerichtig, wenn das plötzliche Aufsteigen der deutschen See- und Handelsgeltung, die die britischen weltimperialistischen Pläne vielfach zu hemmen scheint, den Unmuth der englischen Volksmasse erregt. Eine ganze Reihe der ersten britischen Staatsmänner hat mit einer Bestimmtheit, an deren Aufrichtigkeit wir zu zweifeln keinen Grund haben, den Krieg mit Deutschland als

Digitized by Google

einen Wahnsinn oder in ähnlichen Ausdrücken perhoreszirt. Aber bei der imperialistischen Hochfluth zu Joe Chamberlains Zeit konnte der deutschfeindliche Jingoismus in den minder gebildeten Volksschichten eine geradezu fanatische Schärfe annehmen, und die Wiederkehr ähnlicher Ausbrüche einer uncontrolirbaren und in ihren Ausgängen unübersehbaren Emotion der Massen ist nichts weniger als ausgeschlossen. Welche Haltung hat dieser Aussicht gegenüber Deutschland einzunehmen?

Der Kaiserbesuch in England und der Austausch conventioneller Höflichkeiten wurde natürlich in der Presse von der alten Forderung begleitet, daß die stammverwandten Reiche die politischen und wirthschaftlichen Zustände, die nationale Eigenart beiderseits genauer studiren sollten. Freundschaftliches Vernehmen zwischen zwei Völkern beruht indessen, genau wie zwischen zwei Menschen, nicht allein auf Charakterkenntniß, sondern mehr noch auf dem Bewußtsein homologer Ziele. Für die Gleichartigkeit deutscher und britischer Culturtendenzen hat indessen der Engländer kaum eine Empfindung. Das monarchische, militärische Deutschland erscheint ihm vielmehr als reaktionäre Macht, die er zu bekämpfen hat. Das Mißverständniß beruht durchaus nicht allein auf der geringen kritischen Beanlagung des Durchschnittsengländers, auf seiner an den Aeußerlichkeiten der Erscheinungen haftenden Anschauungsweise; es fällt vielmehr ein guter Theil der Schuld auf uns. Wollen wir, nachdem wir durch Bismarck auf dem europäischen Continent wieder eine Großmacht geworden, auf dem Meereswege, den Kaiser Wilhelm gewiesen, eine Weltmacht werden, so hat die Welt ein Recht, zu erfahren, was wir erstreben, worauf wir unseren neuen Anspruch begründen. Wir haben ein Programm zu verkünden, daß die Ziele unserer Weltpolitik festlegt. Nicht etwa eine ideologische Botschaft „von dem deutschen Wesen, an dem alle Welt genesen solle". Ein realpolitisches Pronunciamento, daß die Art, wie wir die concreten Probleme der Weltcultur zu lösen gedenken, anzeigt, das, der Eigenart der deutschen Weltanschauung entsprechend, vom Pathos ganz Deutschlands getragen wird und, kraft seiner idealistischen Tendenzen, seiner reellen Durchführbarkeit und seiner universellen Bedeutung, alle Völker, wenn nicht zur Mitarbeit, so doch zur Anerkennung unserer Culturmission nöthigt.

Wie dies Programm zu formuliren ist, ergiebt sich zwingend aus den Besonderheiten der geographischen und politischen Conjunctur, die wir beim Eintritt in die Arena der Weltmachtkämpfe vorfanden. Wir sprechen mit Vorliebe davon, daß wir keine Eroberungsgelüste haben, daß wir für absehbare Zeit unsere Hauptaufgabe darin sehen, die exotischen Gebiete, die wir staatsrechtlich annectirten, durch intensive Culturarbeit wirthschaftlich erst wirklich zu erobern. Aber unsere cosmopolitischen Aufgaben erschöpfen sich selbstverständlich nicht in den colonialen Problemen. Unsere Handels-, Schifffahrts- und Capitalsinteressen dehnen sich über die ganze Welt aus; auch für Deutschland gilt, in seiner Art, Chamberlains Wort: the empire is the trade. Wie England dies elastische Wort deutet, hat noch jüngst der Vertrag mit Rußland gezeigt. Afghanistan wird der wirthschaftlichen Oberhoheit der Briten unterworfen, um die staatsrechtliche Dictatur vorzubereiten, Persien nach den gegensätzlichen Handelsinteressen zweier Rivalen in „ökonomische Einflußzonen" zerrissen. Englands Weltpolitik zerstört, um wieder aufzubauen, vernichtet absolutistische Staatsformen, um an deren Stelle liberale zu setzen. Bei dissoluten Staatsgebilden nomadisirender oder barbarischer Völker hat diese Methode vielleicht ihre Berechtigung; wird sie Völkern gegenüber angewandt, in denen Kraft einer großen Vergangenheit und alten Cultur das Bewußtsein der Selbstständigkeit und Solidarität stark ist, so muß sie den fremdenfeindlichen Nationalismus erzeugen, dessen revolutionäre Tendenzen thatsächlich das britische Weltreich allenthalben von Jahr zu Jahr mehr bedrohen.

Eine weltimperialistische Politik dieser Art kann schon deßhalb nicht die unsere sein, weil uns die Stützpunkte für die territoriale Ausdehnung fehlen. Sie entspricht aber auch nicht den cosmopolitischen Anschauungen des Deutschen, in dem von jeher das Gefühl für die Unverletzlichkeit fremdnationaler Rechte lebendig gewesen ist; so ist er vielfach als „Culturdünger" untergegangen, hat aber gleichwohl in stiller, sich unterordnender Arbeit Unendliches für das Wohl der Menschheit geleistet. Der nationale Gewinn blieb aus, weil kein starkes, stolzes Vaterland den deutschen Colonen im Ausland mit dem Schild seiner Weltgeltung deckte. Heute ist er nicht nur dieses Schutzes sicher, sondern es ist auch durch die modernen Energien der Weltwirthschaft, durch die werbenden Kräfte des Capitals, der Technik und des freien Handels die wirthschaftliche Größe von der territorialen Ausdehnung weit unabhängiger geworden als früher. Die Art deutscher Weltculturpolitik zeigt typisch unser Verhältniß zur Türkei. Die Bagdadbahnconcession und all die wirthschaftlichen Unternehmungen, die nothwendig sind, um das Verkehrsproject ertragsfähig zu machen, soll nicht das Instrument sein, einen deutschen Keil in den asiatischen Besitz der Hohen Pforte zu treiben, sondern im Gegentheil die Fundamente ihrer Herrschaft zu stärken. Als Entgelt unserer Hülfeleistung hoffen wir auf nichts Anderes, als auf die Potenzirung der handelspolitischen Beziehungen, wie sie sich aus derartiger Cooperation von selbst ergibt.

So stellen wir der britischen Politik des gebietenden Herren mit ihrer zerstörenden Wirkung auf bestehende Staatsformen die Politik des mitarbeitenden Genossen mit ihrer aufbauenden Förderung und Pflege der nationalen Verfassungsrechte und Einrichtungen gegenüber. Die Methode der Willkür und des Schemas, alle Völker und dieselbe europäische Regierungsform zu zwingen, ersetzen wir durch das System der Anpassung und Differenzirung, das die dem Boden natürlich entwachsenen Zustände nicht zu revolutioniren, sondern im Geist abendländischer Aufklärung zu entwickeln sucht. Der wahre cosmopolitische Liberalismus beschließt sich uns nicht in der Auktorität, sondern in der Duldung, nicht in der Gewalt, sondern in der Hülfe. Machen wir diesen Standard deutschen Universalismus weithin sichtbar und allen Völkern kund, nicht nur durch Worte, sondern auch durch die That, durch regere und intensivere Mitarbeit an den großen Culturproblemen der Welt, so werden uns nicht nur die Sympathien der durch den Imperialismus der Großmächte in ihrer Existenz immer mehr bedrohten Mächte zweiten Ranges zufallen, sondern es werden auch diese Großmächte selbst, England voran, die Idealität und friedliche Art unserer Culturmission anerkennen und schätzen müssen.

Verfassung und Verfassungskämpfe in Mecklenburg.

Von Dr. jur. Erich Schlesinger (Güstrow).

II.

Ein bäuerliches Eigenthum giebt es im Lande natürlich nicht, da eben das ganze Gebiet zwischen Landesherrn, Rittern und Städten aufgetheilt ist. Seit 1867 ist im Domanium die sogenannte Vererbpachtung erfolgt, d. h. den Bauern wurde ein vererbliches, veräußerliches und hypothekarisch verschuldbares (eigenthumsähnliches) Nutzungsrecht am Grund und Boden gewährt. Die aus der Vererbpachtung flüssig werdenden Gelder, insbesondere Kaufgelder, gehen in einen besonderen Fonds, den sogenannten „Domanial-Capital-Fonds". Aus diesem Fonds werden unter anderen den Erbpächtern Capitalien zu billigen Bedingungen als Darlehen gewährt.

Die Bauern im Domanium sind zu Dorfgemeinden vereinigt, denen unter landesherrlicher, durch die „Domanialämter" ausgeübter Aufsicht im beschränkten Maße ein Selbst-

Digitized by Google

verwaltungsrecht in vermögensrechtlicher Beziehung zusteht. An der landständischen Verfassung hat der Bauer keinen Antheil, da er ja echtes Eigenthum nicht besitzt. So kommt es, daß annähernd 30% der Bevölkerung auf dem Landtage nicht vertreten sind.

Den ersten Stand bildet die Ritterschaft, d. h. die adeligen und bürgerlichen Eigenthümer der landtagsfähigen Hauptgüter. Die dem eingeborenen Adel angehörenden Ritter, d. h. solche, welche bereits im Jahre 1572 im Lande ansässig waren, genießen in manchen Beziehungen eine bevorrechtigte Stellung. Die Parzellirung der Rittergüter ist sehr erschwert. Eine Gemeindeorganisation giebt es im Gebiete der Ritterschaft nicht. Der Ritter vertritt die auf seinem Gute lebenden Hintersassen, insbesondere im Landtage. So ist wenigstens seine Stellung gedacht. Ob freilich dabei die Hintersassen nicht bisweilen zu kurz kommen?

Zu den Landständen gehören weiter die Städte, nämlich die beiden Seestädte Rostock und Wismar und 47 Landstädte. Sie haben ein ziemlich weitgehendes Selbstverwaltungsrecht, besonders bevorzugt sind — von den Zeiten der Hansa her — die beiden Seestädte. Auf dem Landtage werden die Städte durch Deputirte (gewöhnlich die Bürgermeister) vertreten, in deren Hand die Wahrung der Interessen der Bürger und Einwohner liegt.

Seit 1701 bestehen die beiden Staaten Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Staatsrechtlich ist noch die alte Dreitheilung des Landes: Mecklenburg, Wenden (diese beiden Kreise bilden das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin) und Stargard (Mecklenburg-Strelitz, aber ohne Rathgebung) bedeutsam.

Beide Großherzogthümer haben einen gemeinsamen Landtag, auf dem zu erscheinen die Landstände aller drei Kreise berechtigt sind. Der Landtag wird jährlich mindestens einmal berufen, abwechselnd nach Malchin und nach Sternberg, und zwar von Schweriner Landesherrn in der Art, daß jedem landstandsberechtigten Gutsbesitzer und jeder landstandsberechtigten Stadt ein „Landtagsausschreiben" zugestellt wird. Das Recht, dem Landtage Vorschläge (Propositionen) zu machen, steht dem Strelitzer sowohl wie dem Schweriner Landesherren zu. Beide Landesherren haben sich aber in dem „Erläuterungsvertrage" vom 14. Juli 1755 verpflichtet, ihre Landtagspropositionen einander vorher vollständig zur Nachricht zu communiciren (sogenannte hausvertragsmäßige Communikation). Von einem Commissar des Schweriner Landesherrn wird der Landtag eröffnet. Die Leitung der Verhandlungen führt ein Directorium, bestehend aus zwölf Personen, von denen elf dem eingeborenen Adel angehören. Jeder Ritter und jede Stadt hat eine Stimme. Es wird nach Köpfen abgestimmt, einfache Majorität entscheidet. Da aber den 49 Städten etwa 700 Ritter gegenüberstehen — von denen freilich nur ein kleiner Bruchtheil sich einzufinden pflegt — so hat jeder Stand, um Ueberstimmung zu verhüten, das Recht der itio in partes, d. h. eine Abstimmung nicht nach Köpfen, sondern nach Ständen zu verlangen. Stimmt nun Stand gegen Stand, so kommt ein rechtswirksamer Beschluß über eine gemeinsame Angelegenheit nicht zu Stande. Propositionen werden nicht nur von den Landesherren gemacht, sondern auch vom Directorium; ferner kann jedes Ständemitglied Anträge im Landtag stellen. Eine Beschlußfähigkeitsziffer, Geschäftsordnung, Rednerordnung — Dinge, ohne die gemeiner Ansicht zufolge ein Parlament nicht bestehen kann — giebt es im mecklenburgischen Landtage nicht. Die Sitzungen sind nicht öffentlich. Hat der Landtag die vorgelegten Propositionen erledigt, so wird er durch Verlesung des „Landtagsabschiedes" geschlossen.

Die laufenden Geschäfte der ständischen Verwaltung werden von dem Organ der Stände, dem „Engeren Ausschuß von Ritter- und Landschaft" (bestehend aus elf Personen) erledigt.

Alleiniger Gesetzgeber im Großherzogthum ist der Landesherr. Für das Domanium, sein Eigenthum, ist er an die Mitwirkung der Stände nicht gebunden. Handelt es sich um Gesetze, welche für das ganze Land gelten sollen, so bedarf es zu ihrem Erlasse der Zustimmung der Stände, falls sie „die wohlerworbenen Rechte und Befugnisse der Ritter- und Landschaft, gesammt oder besonders, berühren". Sind die Gesetze dagegen „gleichgültig", berühren sie die Privilegien der Stände nicht, so ist die Zustimmung der Stände nicht erforderlich, doch soll der Landesherr „die Stände darüber mit ihren rathsamen Bedenken und Erachten vernehmen".

Allein berechtigte Landeskirche war bis zum 5. Januar 1903 nur die evangelisch-lutherische Kirche. Seit dem genannten Tage ist jedoch auch der reformirten und der römisch-katholischen Kirche die öffentliche Religionsausübung gestattet worden.

Als bei der Durchführung der Reformation die Kirchengüter säcularisirt wurden, machte man zu Gunsten der „Jungfrauenklöster" Dobbertin, Malchow und Ribnitz eine Ausnahme. Die Klöster wurden mitsammt ihrem reichen Grundbesitz im Jahre 1572 den Ständen „zur christlichen, ehrbaren Auferziehung" ihrer Jungfrauen dafür überlassen, daß sie dem Landesherrn „viermal hundert tausend Gülden itzt gangbarer Münze" zur Schuldentilgung erlegten.

Ich habe oben davon gesprochen, daß in dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 die absolutistischen Bestrebungen der Landesherren eine gründliche Niederlage erlitten. Auch ein im Jahre 1808 vom Herzog Friedrich Franz I. gemachter Versuch, sich das Alleinregiment zu verschaffen, mißlang bei dem starren Festhalten der Stände am Althergebrachten.

Im Jahre 1848 war draußen im Reiche der Tanz losgegangen. Die Wogen der Revolution schlugen auch nach Mecklenburg hinein, sie donnerten gegen die alte Hochburg der ständischen Verfassung. Der Landesherr berief nach Schwerin einen außerordentlichen Landtag. Ein Wahlgesetz wurde erlassen. Die aus den Wahlen hervorgegangenen 103 Abgeordneten tagten vom 31. October 1848 bis zum 22. August 1849 in Schwerin. Ein Staatsgrundgesetz wurde am 10. October 1849 verkündet, und gleichzeitig durch ein Gesetz die landständische Verfassung aufgehoben. Fortan sollte eine Kammer von 60 in directer geheimer Wahl gewählten Abgeordneten bestehen. Das Grundgesetz wurde nur für Mecklenburg-Schwerin verkündet, nachdem der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz am 11. August 1849 seine fernere Mitwirkung an den Verfassungsberathungen versagt hatte. Sofort nach Erlaß des Staatsgrundgesetzes erfolgten Proteste Seitens der Agnaten des Schweriner Landesherrn, Seitens der Strelitzer Regierung, Seitens der Seestädte und Seitens eines großen Theiles der Ritterschaft. Die Ritterschaft begehrte die Eröffnung der (früher erwähnten) Compromiß-Instanz, damit diese über die Giltigkeit des Staatsgrundgesetzes entscheide. Der Landesherr gab dem Drängen nach. Ein Schiedsgericht trat in Freienwalde zusammen und verkündete am 12. September 1850 das Urtheil dahin, daß „das durch Gesetz vom 10. October 1849 eingeführte Staatsgrundgesetz für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, nicht minder das unter demselben Tage erlassene Großherzogliche Gesetz, betreffend die Aufhebung der landständischen Verfassung, für rechtsbeständig nicht anzusehen, vielmehr, den Anträgen der Ritterschaft gemäß, für nichtig zu erklären sei, und daß hiernächst Se. Königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Großherzog für verbunden zu erachten sei, nach Anleitung des Mecklenburgischen landesgrundgesetzlichen Erbvergleiches vom Jahre 1755 für den Herbst des Jahres 1850 einen Landtag auszuschreiben." Das Urtheil zerstörte mit einem Schlage alle Hoffnungen der Mecklenburger: Die alten Zeiten kehrten wieder!

Erneute Reformversuche des Schweriner Landesherren,

Digitized by Google

insbesondere 1872 und 1874, die darauf abzielten, unter Aufrechterhaltung der ständischen Verfassung dem Domanium als dritten Stand einen Antheil an der Regierung zu verschaffen, scheiterten an dem Starrsinn von Ritter- und Landschaft.

Inzwischen hatte auch der Reichstag Gelegenheit, sich mit der mecklenburgischen Verfassungsfrage zu beschäftigen. Der Antrag des Abgeordneten Wiggers, in die Norddeutsche Bundesverfassung eine Bestimmung aufzunehmen, wonach „in jedem Bundesstaate eine aus Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung bestehen muß, deren Zustimmung bei jedem Landesgesetze und bei Feststellung des Staatshaushaltes erforderlich ist", wurde im Jahre 1867 abgelehnt. Nachdem der gleiche Antrag im Jahre 1870 bei Neuredaction der Reichsverfassung abgelehnt war, gelang es im Jahre 1871 dem Abgeordneten Büsing, die Majorität des Reichstages für den Antrag zu gewinnen. Auch in den Jahren 1873 und 1874 wurde der mecklenburgische Verfassungsantrag vom Reichstage mit großer Mehrheit angenommen. Der Bundesrath lehnte aber in seiner Sitzung vom 26. October 1875 ab, dem Reichstagsbeschlusse beizutreten. Er sprach die „Erwartung" aus, es werde den Großherzoglich mecklenburgischen Regierungen gelingen, eine Aenderung der bestehenden mecklenburgischen Verfassung mit dem mecklenburgischen Landtage zu vereinbaren, und die mecklenburgischen Regierungen versicherten unter dem 10. November 1875, daß sie ihre Bemühungen fortsetzen würden und hofften, zu einem gedeihlichen Ziele zu gelangen. Im Jahre 1894 wiederholte der Abgeordnete Pachnicke den alten Wiggersschen Antrag; der Reichstag lehnte aber ab. Eine Interpellation des Abgeordneten Büsing im Jahre 1905, ob der Reichskanzler nicht auf die mecklenburgischen Regierungen dahin einwirken könne, daß die Verfassungsreformen wieder aufgenommen würden, ward in Vertretung des Reichskanzlers vom Grafen Posadowsky mit der Erklärung beantwortet, zu einer Einwirkung läge kein Anlaß vor, da an dem guten Willen der mecklenburgischen Regierung kein Zweifel bestehe. Die Liberalen blieben aber nicht unthätig. In der Sitzung vom 14. Februar 1906 erzählte der Abgeordnete Pachnicke den aufmerkenden Reichsboten: „Es scheint in der That, als ob man noch sehr lange warten muß, bis endlich etwas wie Morgenröthe über Mecklenburg aufgeht. Rußland wird seine Duma erhalten; Montenegro wird dem Versprechen seines Fürsten zufolge gewisse freiheitliche Reformen bei sich einführen; ein chinesischer Prinz ist ausgesandt, um parlamentarische Regierungsformen zu studiren. Aber in Mecklenburg regt sich Nichts; Mecklenburg bleibt in der Entwicklung stecken." Und die Reichsboten schüttelten sich vor Entsetzen! Aber der Abgeordnete Pachnicke hatte sich geirrt. Die Morgenröthe kam. Am 4. März 1907 hielt Großherzog Friedrich Franz IV. in Schwerin an die Landräthe (Sprecher der Stände) und die Mitglieder des Staatsministeriums eine Ansprache, in der er bekannte, „daß die jetzige Verfassung des Landes berechtigten Anforderungen der neueren Zeit nicht mehr genügt", und erklärte, daß er im Einverständnisse mit dem Strelitzer Landesherrn dem Staatsministerium befohlen habe, die erforderlichen Vorlagen zu bearbeiten und sie für einen im nächsten Jahre einzuberufenden außerordentlichen Landtag fertig zu stellen. Die Ansprache verkannte nicht, daß „für Alle, die in überkommener Tradition mit den ständischen Verhältnissen eng verwachsen sind, der Uebergang in den neuen Verfassungszustand nicht ohne Opfer und Entsagung geschehen kann", enthielt aber den Ausdruck der Hoffnung, daß im Interesse des Wohles des ganzen Landes jeder solche Opfer auf sich zu nehmen bereit sein würde. In welchem Sinne nun diese verheißene zeitgemäße Umgestaltung der jetzigen Verfassung erfolgen wird, das entzieht sich zur Zeit noch der Kenntniß. An maßgebender Stelle wird sehr geheim an dem Werke gearbeitet. Nichts dringt in die Oeffentlichkeit als Gerüchte, eines so wenig zuverlässig wie das andere. Es heißt eben warten, bis die Regierung ihre Vorschläge kund giebt. Inzwischen aber fleht jeder gute Mecklenburger: „Wi stahn mit Utnam' von de Riddergaudsbesitters un weck Burmeisters man up hellschen swacke, politische Beinen, as Gott un ganz Dütschland weit; quod dii bene vertant!"

Die geheimnißvolle Flugmaschine der Gebrüder Wright.

Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

I.

Seit dem 26. October 1907 ist kein Zweifel mehr vorhanden, daß in Europa eine leistungsfähige Flugmaschine ohne Gas existirt. An diesem Tage machte der englische Ingenieur Henry Farman auf dem Paradefeld Issy-les-Moulineaux bei Paris drei wohlgelungene Fahrten auf seiner Flugmaschine. Bei der dritten und längsten dieser Fahrten legte er in 52 Secunden 771 Meter zurück und beendete seine Fahrt erst an der Grenze des Paradefeldes.

Der von ihm selbst construirte Drachenflieger ist ein Doppeldecker nach dem System des Ingenieurs Chanute in Chicago. Er ähnelt dem nach demselben System gebauten Aeroplan des Franzosen Delagrange, der auch schon mehrere kleinere Flüge von 50 bis 100 Meter im Sommer dieses Jahres zurückgelegt hat. Eine dritte erfolgreiche Flugmaschine ist der Aeroplan des Franzosen Blériot, der nach dem System des amerikanischen Professor Langeley gebaut ist, und auch schon Entfernungen bis zu 100 Meter zurückgelegt hat. Die vierte Flugmaschine, welche sich ohne Schwierigkeit vom Boden erhebt, ist der schmetterlingartige Aeroplan des Franzosen Esnault-Pelterie, der in den letzten Wochen mehrmals bis zu 150 Metern bei Versailles flog.

Der Ingenieur Henry Farman ist allen Pariser Concurrenten überlegen und übt gegenwärtig täglich auf dem Paradefeld zu Issy das Umdrehen bei seinen Fahrten in der Luft. Um den von Archdeacon ausgesetzten Preis von 50 000 Francs für eine Luftfahrt mittelst einer Flugmaschine über eine Strecke von 1 Kilometer und zurück zu gewinnen, muß die Kunst des Umkehrens gelernt sein. Bei diesen Uebungen hat Henry Farman in den letzten Tagen mehrfach einen Kilometer geradeaus zurückgelegt, ohne daß es ihm glückte, in der Luft die nothwendige Kurve zum Rückweg zu beschreiben. Da sein Aeroplan dem der Gebr. Wright sehr ähnlich ist und ebenso wie dieser auf dem Princip des Ingenieur Chanute und des Otto Lilienthal beruht, so besteht hohe Wahrscheinlichkeit, daß die Gebr. Wright in der That seit dem Einbau des Motors in ihren Doppeldecker im December 1903 ähnliche, wenn nicht sogar größere Leistungen erzielt haben.

Seit Monaten halten sich die Gebr. Wright in Paris auf und haben auch kürzlich mehrere Wochen in Berlin zugebracht, um ihren Aeroplan der deutschen Heeresverwaltung oder privaten Interessenten anzubieten. Auch hier ist es ihnen nicht geglückt, ihre Flugmaschine an den Mann zu bringen. Sie verlangen, daß man ihnen ihre Flugmaschine abkauft, bevor sie ihre Leistungsfähigkeit durch einen Flugmaschinenritt dargelegt haben. Die Angaben, welche die Gebr. Wright über die schon vollbrachten Leistungen ihrer Flugmaschinen machen, gleichen einem Märchen aus Tausend und einer Nacht.

Mit dieser Flugmaschine ist Mr. Wilbur Wright am 5. October 1905 angeblich in 38 Minuten und 3 Secunden nicht weniger als $24^1/_2$ Meile in der Nähe von Dayton in Ohio ohne Gas geflogen. $24^1/_2$ Landmeile sind nicht weniger als 37,2 Kilometer. Sollten aber Seemeilen gemeint sein, so sind die $24^1/_2$ Meilen sogar 44 Kilometer. Am Tage zuvor, am 4. October 1905, flog einer der Gebr. Wright in 33 Minuten und 17 Secunden die Kleinigkeit von 21 Meilen. Am 3. October war einer von ihnen in 25 Minuten und 5 Secunden 15 Meilen

Digitized by Google

geflogen. In dieser Genauigkeit sind diese bemerkenswerthen Thatsachen in Europa sehr spät bekannt geworden. Wenn ich nicht irre, sind sie hier zuerst durch das Januarheft der englischen Fachzeitschrift Ballooning And Aeronautics im Jahre 1907 mitgetheilt worden. Seit ihren großen Erfolgen am 3., 4. und 5. October 1905 haben die Gebr. Wright ihre Flugversuche vollkommen eingestellt. Warum? Ihr Freund und Lehrer, der Ingenieur Chanute in Chicago, sagt in einer kurzen Abhandlung über die Flugmaschine der Gebr. Wright in dem vom Aero-Club of Amerika herausgegebenen Buche „Navigating The Air", daß durch diese glücklichen Fahrten die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit derartig erregt war, daß nur durch Einstellung der Fahrten das Geheimniß gewahrt werden konnte. Die genannten großen Recordfahrten der Gebr. Wright sind durch verschiedene Zeugen öffentlich beurkundet. Der Aero-Club von Amerika hat sich im November 1906 der Mühe unterzogen, von diesen Zeugen durch eine schriftliche Anfrage schriftliche Erklärungen beizuziehen. Die Briefe von vier Zeugen an den Aero-Club sind in dem genannten Werke des Aero-Clubs soeben veröffentlicht. Der Assistent City Auditor E. W. Ellis zu Dayton in Ohio hat am 7. December 1906 folgenden Brief an den Aero-Club of Amerika geschrieben:

„Auf Ihre Anfrage vom 21. November theile ich Ihnen mit Vergnügen meine Beobachtungen des Aeroplans der Gebr. Wright mit. Anfang October 1905 hatte ich das Vorrecht, Zeuge eines sehr erfolgreichen Fluges des Mr. Wilbur Wright auf der von ihm erfundenen Flugmaschine zu sein. Als ich an dem verabredeten Platze ankam, war das Luftschiff bereits in die Höhe gestiegen und flog meines Erachtens in einer Höhe von 50 Fuß über dem Erdboden in einem rechtwinkligen Cours, d. h. der Führer ging zuerst nach Norden, dann nach Westen, dann nach Süden und dann nach Osten und leitete seine Maschine vollkommen nach seinem Willen. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Entfernung von 24 Meilen in ungefähr 38 Minuten zurückgelegt. Die Wendungen an den verschiedenen Ecken des Feldes, über welchem der Flug stattfand, wurden leicht und genau ausgeführt und die Arbeit des Mr. Wright schien mir ebenso leicht von Statten zu gehen, wie die Leitung eines Zweirades für einen Radfahrer. Als die Maschine am Ende des Fluges zur Erde kam, geschah dies in gleitender Bewegung, ohne dem Führer einen bemerkbaren Stoß zu geben. Ich glaube, daß die Flugmaschine der Gebr. Wright das Problem der Luftschifffahrt mit Erfolg gelöst hat."

Aehnlich genau und bestimmt sind die Briefe der drei anderen Zeugen aus Dayton. Einer dieser Zeugen Henry Webbers in Dayton, der die Gebr. Wright seit ihrer Kindheit in der Nachbarschaft seines Hauses aufwachsen sah, hat vor einem Fluge in der Nähe von Dayton in einer Entfernung von wenigen Schritten die Maschine beobachtet und gesehen, wie die Maschine sich von dem Gleis, auf welchem sie die Anfangsgeschwindigkeit gewann, in die Höhe hob. Die Flugmaschine blieb an jenem Tage in Gegenwart mehrerer Zuschauer mehr als eine halbe Stunde in der Luft, sie landete direct ohne jeden Schaden vor dem Hause, in dem sie untergebracht war. Auch ein anderer Zeuge Chas. Webbert in Dayton bekundet, daß er mit einigen Freunden wenige Meilen östlich von Dayton im Herbst 1905 einem solchen Fluge beigewohnt habe. Die Maschine startete von einem kurzen auf dem Boden liegenden Gleis und hob sich senkrecht bis in eine Höhe der höchsten Bäume. Sie flog dann in derselben Höhe rund um die Wiese, einen Durchmesser von $^1/_4$ Meile bei ihrem Fluge beschreibend. Nach mehr als einer halben Stunde schaltete Mr. Orville Wright den Motor aus und landete geschmeidig wie ein Vogel vor der Remise. An diesem Tage hielten Landleute, die aus der Stadt kamen, ihr Fuhrwerk an, um auf 10 bis 15 Minuten dem Fluge beizuwohnen und dann weiter zu fahren. Der Zeuge Webbert nahm an, daß für diese näher bei der Flugstelle wohnenden Landleute der Flug nichts Neues war.

Es ist kaum denkbar, daß der Aero-Club von Amerika sich von vier fingirten Zeugen in Dayton dupiren läßt. Jeder Amerikaner kennt jetzt aus der Presse die Gebr. Wright. Existiren diese Personen nicht oder sind sie nicht glaubwürdig, so würden die amerikanischen Zeitungen längst eine solche Feststellung in Dayton veranstaltet haben. Der Ingenieur Chanute erzählt in dem genannten Buch „Navigating The Air" ausdrücklich, daß die Gebr. Wright vor Beginn ihrer Flugversuche mit Motor Ende 1903 bei ihrem Heimathsort Dayton mit der Localpresse ein Arrangement traf, daß ihre Versuche geheim gehalten werden. Im Ganzen sind einige hundert Leute zu Dayton Ohio, wie Carl Dienstbach in seiner Einleitung zu dem Werk „Navigating The Air" mittheilt, „die einzigen beneidungswürdigen und vertrauenswerthen Zeugen" der Aufstiege der Gebr. Wright. Der auf dem Gebiete der Motorluftschifffahrt sehr kundige Carl Dienstbach sagt uns aber nicht in seiner erwähnten Arbeit, ob er sich von dem Vorhandensein dieser großen Zeugenschaar von mehreren Hundert selbst an Ort und Stelle zu Dayton überzeugt hat.

Sind die genauen Behauptungen der Gebr. Wright, sowie die schriftlichen Aeußerungen der vier Zeugen aus Dayton das Einzige, was wir von der Flugmaschine der Gebr. Wright wissen? Sind die Gebr. Wright Abenteurer, die wie einst Cagliostro vor etwa 130 Jahren plötzlich an der Bildfläche der internationalen Oeffentlichkeit auftauchen, um durch die ungeheuerlichsten Taschenspielerkünste die Welt zu täuschen und die eigene Casse zu füllen?

Mr. Wilbur und Orville Wright sind überhaupt nicht aufgetaucht. Seit dem Jahre 1900 sind sie international jedem Fachmann auf dem Gebiet der Luftschifffahrt durch die Gründlichkeit ihrer aerodynamischen Studien bekannt. Die im September 1903 abgeschlossene zweite Auflage des bekannten, vom Major W. L. Moedebeck herausgegebenen Taschenbuches für Flugtechniker und Luftschiffer enthält bereits ein kleines Capitel von fünf Seiten mit vier guten Photographien über die Gebr. Wright und ihren Flugapparat. Die vier Photographien sind von dem Ingenieur O. Chanute in Chicago, einem bekannten, hervorragenden Flugtechniker, persönlich aufgenommen worden.

Noch einige Monate vor dem Tode des bei Berlin am 10. August 1896 mit seinem Flugapparate abgestürzten Ingenieurs Otto Lilienthal hatte der Ingenieur O. Chanute in Chicago, angeregt durch das Beispiel Lilienthals, einen ähnlichen Flugapparat sich anfertigen lassen. Von da an bauten Chanute und sein Assistent Herring Flugapparat auf Flugapparat. Die durch Lilienthal und Chanute bereicherte Literatur der Aerodynamik oder der „Schwerer als die Luft" war in dem Jahre 1900 schon eine sehr ansehnliche.

Mit dieser Literatur und mit dem Ingenieur Chanute machten sich Wilbur und Orville Wright bekannt, als sie im Jahre 1900 an die Construction eines eigenen Flugapparates gingen. Als Techniker und Inhaber einer gut gehenden Radfahrfabrik fiel es ihnen leicht, sich nebenbei erfolgreich der Flugtechnik zu widmen. Mit derselben methodischen Vorsicht wie Lilienthal und Chanute übten sie sich im Laufe von Jahren im Gleitfluge mit Flugapparaten ohne Motor. Durch das beklagenswerthe Geschick Lilienthals gewarnt, gingen sie mit noch mehr Ueberlegung und Zurückhaltung zu Werke. Der so oft abgebildete Doppeldecker der Gebr. Wright war das consequente Ergebniß der Vorstudien, welche Lilienthal, Chanute u. A. vor ihnen gemacht hatten. Der motorlose Flugapparat der Gebr. Wright bestand aus zwei stockwerkartig übereinander angebrachten großen, gewölbten Flächen. In den Jahren 1900 bis 1902 wurde der Flugapparat wesentlich verbessert. Ueber ihre ersten Versuche veröffentlichte Mr. Wilbur Wright eine Denkschrift im De-

Digitized by Google

cember 1901 in der Zeitschrift der „Western Society of Engineers zu Chicago“. Diese Denkschrift enthält wichtige Verbesserungen der von Lilienthal aufgestellten Gesetze des Kunstfluges. Schon im Jahre 1903 waren sich die Anhänger der „Schwerer als die Luft“ international darüber klar, daß im Gleitfliegen, also im Fliegen auf Flugapparaten ohne Motor, die Gebr. Wright eine noch größere Fertigkeit erlangt hatten, als vor ihnen Otto Lilienthal. Während der ersten vier Jahre ihrer Flugversuche, von 1900 bis 1903, machten die Gebr. Wright ihre Gleitflüge nicht in der Nähe ihres Heimathsortes, sondern in den Dünen von Kitty Hawk in Nord-Carolina nahe der Bucht von Cheasapeeke. Dieses ideale Terrain ohne Bäume, Sträucher oder Grasbüschel, aber durchweht von den Winden des Atlantischen Oceans, war ihnen auf ihre Anfrage von dem geographischen Dienst der Vereinigten Staaten anempfohlen worden (Capitaine Ferber „Les Progres de L'aviation“, Berger, Levrault & Cie, „Editeurs, Paris, page 18“).

Auf demselben Terrain sind sie zum ersten Mal am 17. December 1903 mit einem Motor, den sie ihrem Flugapparat eingebaut hatten, geflogen. In einem Briefe vom 28. December 1903 hat Mr. Orville Wright diese erste, mit einem Motor ausgerüstete Flugmaschine genauer beschrieben. Hierüber hat bereits im März 1904 in der französischen Revue d'Artillerie Capitän Ferber in seiner schon genannten Arbeit „Les Progres de L'Aviation“ berichtet. An dem 17. December 1903 haben vier Flugversuche gegen einen Wind von 10 Meter in der Secunde stattgefunden, von denen der längste 59 Secunden dauerte, in welcher Zeit 260 Meter zurückgelegt wurden (Capitän Ferber Les Progres de L'Aviation p. 22). Starke Kälte, und der Wunsch, sich diese Flugmaschine patentiren zu lassen, hat damals die Gebr. Wright bewogen, ihre Flugversuche in Kitty Hawk abzubrechen. Im Jahre 1904 nahmen sie mit einem größeren Motor ihre Flugversuche wieder auf, dies Mal in der Nähe ihres Heimathsortes Dayton, um etwaige Beschädigungen sofort in ihrer eigenen Maschinenfabrik ausbessern zu können.

Am 22. März 1904 haben die Gebr. Wright sich nach der Schilderung des Capitäns Ferber (Pas à Pas, Saut à Saut, Vol à Vol, Paris 1906, Seite 21) in Frankreich ein Patent für das Deplacement und Verhältniß der beiden Tragflächen ihrer Flugmaschine zu einander geben lassen (Brevet français Nr. 342188). Wahrscheinlich haben sie das gleiche Patent in anderen Staaten auch verlangt. Ob ihnen dieses Patent viel Nutzen bringen kann, muß dahin gestellt bleiben. Nach dem Urtheil des französischen Capitän Ferber, der selbst ein hervorragender Flugtechniker der Lilienthalschen Schule ist, haben Patente in der Aerodynamik keinen Werth, weil die Grundprincipien allgemein bekannt sind und die Details der Construction sich mit der größten Leichtigkeit verändern lassen (Pas à Pas Saut à Saut, Vol à Vol p. 23). Aus diesem Grunde ist Ferber auch der Ansicht, daß die Gebr. Wright von der Geheimhaltung ihrer Erfindung seit dem 17. December 1903 keinen materiellen Vortheil von Bedeutung haben werden.

Auf Grund von an ihn gerichteten Briefen des Ingenieurs Chanute in Chicago hat Capitän Ferber im August 1905 in der französischen Revue d'Artillerie mitgetheilt, daß die Gebrüder Wright im August 1904 mit ihrem Motor mehrmals 300 bis 400 Meter geflogen sind, und daß sie am 15. September 1904 zum ersten Mal im Fluge umdrehen und am 20. September 1904 zum ersten Mal nach Beschreibung eines vollkommenen Kreises zum Ausgangspunkt zurückkehren konnten. Auch weitere Details wurden in derselben Abhandlung schon mitgetheilt, beispielsweise, daß die Flugmaschine am 1. November 1904 einen Ballast von 35 Kilogramm in Stahlstangen an Bord führte. Schon im August 1905 mißbilligte Capitän Ferber die Zurückhaltung der Gebrüder Wright in Betreff ihrer angeblichen Erfolge, die ihm unerklärlich schienen. Die wirklich großen Erfolge der Gebrüder Wright, wie sie von ihnen und den Zeugen des Aero-Clubs behauptet werden, gehören aber erst dem September und October 1905 an. Nach der Abhandlung des Ingenieurs O. Chanute in dem Buche des Aero Club of Amerika „Navigating The Air“ haben die Gebr. Wright im Jahre 1904 105 Flugversuche gemacht. Die beiden längsten kreisförmigen Flüge legten in ungefähr fünf Minuten nahezu drei Meilen, also viereinhalb Kilometer zurück. Im Jahre 1905 wurde eine neue, also die dritte, von einem Motor getriebene Flugmaschine gebaut. Nach Chanutes Darstellung wurden sodann die Flugversuche ungefähr acht Meilen, also zwölf Kilometer, von der Stadt wieder aufgenommen. Von den 49 Flugversuchen des Jahres 1905 haben nur 7 mit einer Havarie geendet, die aber keine Person verletzte. Im September 1905 sind die Wrights zum ersten Mal 10 Meilen, also 15 Kilometer, geflogen, dann folgten in rascher Reihenfolge Fahrten von 11, 12, 15, 21 und 24 Meilen. Nach dieser oben schon erwähnten Glanzleistung von 24½ Meilen, also 37 Kilometern, in der Luft ohne Unterstützung von Gas am 5. October 1905 haben sie ihren Fahrten dauernd bis heute eingestellt. Ueber diese letzte Fahrt teilt Chanute, der aber nicht behauptet, Augenzeuge gewesen zu sein, in der genannten Abhandlung noch mit, daß die Fahrt sich in 30 halbkreisförmigen Strecken über ihrem Aufstiegplatz vollzog, und daß sie erst ihr Ende fand durch den Verbrauch des Brennmaterials, von dem nur eine geringe Menge an Bord der Flugmaschine war.

Alte Weihnachtsfeiern.

Kaum ein anderes kirchliches Fest ist mit so viel heimliger Poesie durchtränkt, so von märchenraunender Mystik umwoben, so durch tausend liebe Erinnerungen mit eines jeden Leben verknüpft, wie das Weihnachtsfest. Es ist das Fest der Kinder, es ist das Fest der Mutterliebe, es ist das Fest der wachsenden Tage, der grünen Tanne, der strahlenden Lichter, das Fest, in dem das Morgen- und Abendland zu Einem geworden sind. Am Christbaum prangen die Wotansopfer, und Sterne leuchten neben dem Julbrand. Gewiß, es läßt sich nicht leugnen: das christliche Weihnachtsfest mit dem im Lichterglanz strahlenden, mit Aepfeln und Nüssen gezierten Christbaum, das Weihnachtsfest, wie es nur wir germanischen Völker kennen, kann den Compromiß mit dem nordischen Heidenthum nicht verleugnen. So ist es durchaus begreiflich, daß schon in alten Zeiten und zu allen Zeiten nüchterne, kirchliche Eiferer gegen diese Weihnachtsfeier, gegen die vielerorts geübten, eigenen Weihnachtsbräuche entrüstet zu Felde zogen — glücklicher Weise ohne allzu großeu Schaden anzurichten. In einem soeben erschienenen Werke über die „Christnachtsfeier und Christnachtsgesänge in der evangelischen Kirche“*), das sich im Besonderen mit den (weiterhin zu erwähnenden) „Quempas“ beschäftigt, hat Professor Dr. R. Heidrich eine werthvolle Uebersicht über die alten Christnachtsfeiern und Weihnachtsbräuche gegeben, und er tritt warm dafür ein, wo irgend angängig, die alten Traditionen zu erhalten und zu pflegen. Diesem Werke, auf das hier nachdrücklichst hingewiesen sei, entstammen die nachfolgenden Berichte über und Erlasse gegen die alten Weihnachtsfeiern.

Die in vielen Gegenden unseres Vaterlandes noch heute üblichen Weihnachtsumzüge der Engelschaaren, Knecht Ruprechts, Martins u. s. f., der Brauch der Klöpfel- oder Boselnächte dürften bekannt genug sein. Der Erfurter Geistliche Eberhard nennt diese „enormen Mißbräuche“ einmal „schändlich und ent-

*) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. (Preis geh. Mk. 4.80.)

Digitized by Google

ehrend", ja, er bezeichnet das Spiel des Weihnachtsmannes, sein Fragen nach den artigen Kindern u. s. f. als „schändliche Büberei". Dem Verlangen solcher zelotischen Philister nach Unterdrückung der liebgewordenen Bräuche gab die Obrigkeit mehrfach nach. So erließ z. B. der Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg im Jahre 1682 gegen die Weihnachtsumzüge folgendes Edict:

„Demnach nunmehro die Adventszeit und darauff folgende Heilige Christ-Fest herbey kombt, da dem gemeinen Gebrauch nach allerlei vermummte Personen unter dem Namen des Christkindleins, Nicolai und Martini, auff den Gassen umbherlauffen, in die Häuser entweder willig eingeruffen werden, oder sich auch in dieselben hineindringen, dergestalt, daß den Kindern eingebildet wird, als wehre es das wahre Christ-Kindelein, welches sie anzubeten angemahnet werden, Nicolaus und Martinus auch als Intercessores bey demselben die Kinder zu vertreten sich annehmen, auch sonsten andre nichtige, unchristliche, muthwillige Dinge in Worten und Werken vornehmen und treiben, in der Tat aber die Sache also bewand, daß sie aus dem abergläubischen und abgöttischen Papstthum, ja wohl gar mutatis nominibus et personis stockfinsteren Heidenthume den Ursprung hat, die Idololatriam crassam unterhelt und dieselbe den Kindern sub schemate alicuius religionis und devotionis beybringet, auch allerhand Ueppigkeit forciret und die rechtgläubige christliche Celebration der heiligen Zeit durch ungöttliche Meditation und Devotion verhindert. So haben Wir, in Erwegung solcher Umstände, nach reifflicher Ueberlegung dahin geschlossen, daß solche repraesentatio scandalosa mit allen ärgerlichen Ceremonien in Unseren Herzogthümern und Landen bei Unserer willkürlichen ernsten Strafe gänzlich abgethan und durchaus bey Adel und Unadel verboten seyn soll."

Kaum minderes Aergerniß erregte bei den Uebrfrommen die eigentliche alte Weihnachtsfeier selbst, mit dem Einläuten — „Beiern" heißt dieses eigenartige hastige Läuten, von dem ein Pastor in Miasteczko 1863 feinsinnig schrieb: „Ich denke mir, das, ‚Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein', sollte ursprünglich darin seinen Ausdruck finden" — der „schändlichen Gewohnheit" des Singens vom Thurme, der Weihnachtsmette in aller Herrgottsfrühe, den Quempasgesängen, dem Lichteranzünden u. s. f.

So befahl z. B. König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1739, die Kirchen am Nachmittag des 24. December überhaupt zu schließen: „Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König in Preußen, Markgraf von Brandenburg u. s. w. Wir vernehmen mißfällig, wie bisher noch der Gebrauch gewesen, daß am Christ-Abend vor Weynachten Kirche gehalten, das Quem pastores gesungen worden, und die Leute mit Cronen, oder auch Masquen von Engel Gabriel, Knecht-Rupprecht u. s. w. gegangen, auch dergleichen Ahlefantzereyen mehr getrieben worden. Wenn Wir aber solches Unwesen nicht mehr gestattet wissen wollen; so befehlen Wir euch hierdurch allergnädigst, den Tag vor Weinachten die sämtliche Kirchen des Nachmittags schließen zu lassen und überall in eurer Inspection scharff zu verbieten, daß so wenig die so genandte Christ-Abend- oder Christ-Nachts-Predigten weiter gehalten noch das Quem pastores weiter gesungen, oder andere dergleichen bisher üblich gewesene Ahlefantzereien mehr getrieben werden: Als wofür, und daß solches nicht weiter in denen Kirchen geschehe, ihr responsable seyn sollet. Seynd euch mit Gnaden gewogen."

Bei dieser Christnachtsfeier, dieser Christmette, die z. B. in der Provinz Posen sich trotz aller Anfeindungen bis heutigen Tags erhalten hat, erstrahlte die ganze Kirche im Glanze von tausend Lichtern, Lichtern, die man vor sich auf die Pulte stellte, auf Gestellen anbrachte u. s. f.

Statt dieser Gestelle wurden auch sogen. „Kronen" (Lichterkronen, Weihnachtskronen, Christkronen) bei der Christmette benutzt, indem jeder der vier Chöre, welche das „Quempas" singen, an seinem Standorte um eine „Krone" geschaart ist (so z. B. in Rummelsburg in Pommern).

Die Weihnachtskrone (etwa 1—1½ Meter hoch) wird, so schildert Heidrichs Gewährsmann, aus Holz angefertigt. Sie besteht in der Hauptsache aus 2 Teilen: aus einem feststehenden und einem sich bewegenden Körper. Der feststehende Theil ist aus 2 quadratischen Brettchen zusammengesetzt (einem unteren größeren und einem oberen kleineren), welche an den Ecken durch 4 (unten durchgehende) Stäbe verbunden sind. Der bewegliche Theil besteht aus einem senkrecht stehenden Stabe, der mit einem Stifte auf der Mitte des unteren Brettes (des feststehenden Theils) ruht, und der durch das obere Brett hindurchgeht. Am oberen Ende dieses Stabes sind Flügel (in der Art der Windmühlenflügel) angebracht; die Zahl dieser Flügel (10—20) richtet sich nach der Größe der Krone. Zwischen den beiden Brettchen befinden sich an dem beweglichen Stabe (der durch sie hindurchgeht) kreisförmige Scheiben. Dieser Stab mit den Scheiben wird in Bewegung gesetzt durch die warme Luft, welche den an den 4 Eckstäben des feststehenden Theils befestigten Lichtern entströmt und die Flügel treibt.

Die Krone ist grün angestrichen und mehr oder weniger geschmückt. Auf dem unteren Brettchen des feststehenden Theils wird gewöhnlich eine Krippe aufgebaut. Auf den beweglichen Scheiben werden Hirten, Schafe, Bäume aufgestellt. Vielfach werden die Stäbe mit buntem Papier beklebt und mit Weihnachtsschmuck (Ketten, Sternen) behängt. In mancher ärmeren Familie ersetzt die vorhandene Krone den Weihnachtsbaum.

Den „Kronen" ähnlich sind die in Schmiedeberg (im Riesengebirge) gebrauchten „Scepter".

Das „Scepter" hat einen senkrechten Mittelstab (reichlich 1 m lang) mit einem Holzkreuz als Fuß, einer Kugel mit Kreuz als Spitze und kreuzweise gestellten Seitenstäben, welche von Reifen umgeben sind. Diese werden mit Guirlanden von Fichtenzweigen geschmückt und mit Lichtern besteckt.

In Waldau (Oberlausitz) trägt jedes Schulkind in der Christnacht bei dem dort noch üblichen Umzuge durch die Kirche (der der Krippe oder der Wiege galt) einen „Leuchter", wie man dort sagt; derselbe besteht ebenso wie das „Scepter" aus einem Mittelstab mit Seitenstäben für 16 Lichter (also 4 Kreuze mit je 4 Lichtern).

Etwas ganz Besonderes sind die sogen. „Schlangen" oder Scheeren.

Von den Chören herab, wo die Quempas-Sänger stehen, zucken an einigen Orten mit brennenden Lichtern besetzte „Schlangen" oder „Scheeren", die die Sänger mitbringen, durch die Luft (in Luckau in Brandenburg, in Adelnau in Posen) — eine Hinweisung auf die alte Sage, daß, als Jesus, der Sieger über die Sünde, geboren wurde, die „alte Schlange" des Paradieses, die Urheberin der Sünde, durch die Luft entflohen sei.

„Heut schleußt er wieder auf die Tür Zum schönen Paradies" — das ist der Gedanke, der durch diesen alten Brauch verdeutlicht wird. Die Kinder nannten diesen Brauch das „Schlangenbrennen".

Das Schönste an dieser alten, so wahrhaft naiv-poetischen Weihnachtsfeier aber waren die Wechselgesänge der Kinderchöre gleichsam eine Art von Oratorium, das man nach den Anfangsworten des lateinischen Textes „Quem pastores laudavere" in origineller Abkürzung „Quempas" nannte. Ein alter Bericht aus Züllichau vom Jahre 1610 schildert die Freude auf diese Gesänge und die Christnachtsfeier folgendermaßen:

„Wir armen Schüler waren wohl recht geplagte Märtyrer; dennoch aber hatten wir in unserem Kreutze auch allerhand Ergetzlichkeiten, die uns dann wieder aufmunterten und erfrischten. Denn kurz vor Weihnachten freuten wir uns auf das Quem pastores, wenn dasselbige beydes, in der Schule mit Versuchen, als in der Kirchen in der Christnacht, würde

Digitized by Google

gesungen werden. Und da wurden die Quem pastores-Bücher unter der Zeit mit allerhand Farben gemahlet, zugerichtet und bereitet. Wenn der heilige Abend kam, waren wir bedacht auf die Christfackeln, die wir bey dem Quem pastores gebrauchen sollten. Und da war der Glöckner, der dieselben geschrenckt von grün, roht, und anderen Farben Wachse machte, und den Knaben umb das Geld verkaufte.

Umb neun Uhr des Abends ward zur Christnacht eingeleutet, alsdann alle Thore eröffnet worden, und kam eine große Menge Volckes zur Kirchen. Und da wurden den Jungfern Christ Fackeln in ihren Gestühlen fürgestackt, von allerhand Farben geschrenckt, von denen, die ihnen etwa günstig waren; Und ward vor eine große Ehre gehalten. Die Knaben aber hatten ihre gröste Frewde, mit ihren Fackeln das Quem pastores zu singen. Es wehrte aber dieser Gottesdienst drey gantzer Stunden mit singen und predigen biß umb zwölff Uhr umb Mitternacht. Des Morgendes, wie auch den heiligen Abend zur Vesper und Christnacht, wenn die Hohepredigt anging, so sang der Cantor aus der Schulen mit den Schülern in der Kirche das Puer natus in Bethlehem und andere Weihnacht Gesänge, und gieng die ganze Kirche herumb mit den Knaben, wie in einer Procession, und wieder zurücke in die Schule auff das Chor, und fieng sich alsdann erst der Gottesdienst an. Und wenn es in der Kirchen gantz aus war, und der Segen schon gesprochen worden, ward es aush mit singen auf solche Weise gehalten: Vnd das wehrte alle drey Tage im Feste."

An die Stelle der lateinischen Wechselgesänge traten bald an den meisten Orten ähnliche deutsche Oratorien, oft mit wunderbar poetischen Texten.

Die Entstehung und Verbreitung dieser Quempas, die glücklicher Weise auch heute noch hie und da gesungen werden, schildert und bespricht nun Heidrichs werthvolles Eingangs genanntes Werk. Wir gaben vor etwa Jahresfrist die Bitte des Verfassers um Nachrichten aus dem Leserkreise über die Kenntniß von Quempas wieder und wollen diese Bitte heute und an dieser Stelle wiederholen. H.

Björnstjerne Björnson.

Zum 8. December.

Von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin).

I.

Wenn wir, durch einen guten Brauch unserer Tage angeregt, Björnstjerne Björnson zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage begrüßen, so hat das wenig mit kalter internationaler Höflichkeit und formeller Pflichterfüllung zu schaffen. Es entspringt vielmehr einem lebendigen Gefühl. Björnson wird von Vielen in Deutschland geliebt wie einer der Unseren; er gehört zu den ragenden Männern der Zeit, von denen ein Stück Leben in das unsere übergegangen ist. Man liest und vernimmt ihn nicht nur gern, man nimmt tiefen Antheil an ihm in jedem Sinne des Wortes, im geistigen und im seelischen. Und das hat seine nationale und individuelle Begründung.

Ein mächtiges Verwandtschaftsgefühl verbindet uns mit den großen Dichtern des skandinavischen Nordens, die in unserer Zeit neu erstanden sind, eine Empfindung, die weit über bloß literarisches Interesse hinausgeht. Blut ist kein Wasser. Alte Zusammenhänge machen sich geltend; es ist, als ob eine Quelle, die irgendwo im Unterirdischen verschwunden war, an einer anderen Stelle mit erhöhter Kraft emporschäumte. Schon im achtzehnten Jahrhundert gab es solche Eruptionen des Gemeinschaftsgefühls. Man denke an die herzlichen Beziehungen Dänemarks zu Klopstock und Schiller. Jetzt drängt es wieder mächtig von Süd nach Nord zurück. In den Björnson und Ibsen und ihrem skandinavischen Gefolge, in all den tiefernsten, wortkargen, sinnschweren und gewissenhaft kämpfenden Gestalten, die in der neu erwachten Dichtung nordischen Volksthums an uns heran kommen, erkennen wir Geist von unserem Geiste und Fleisch von unserem Fleische. Es geht ein Wechselstrom anfeuernder Kraft zwischen den Gebieten der Nibelungen und der Edda ... Es erfüllt sich etwas von der Vorstellung Goethes, dem eine Weltliteratur vor Augen schwebte und der, wohlbewußt, daß jeder gewaltige Bau sich natürlich gliedern muß, in seiner Vorrede zum Leben Schillers von Carlyle, den lebendigen innigen Zusammenschluß aller „Philogermanen" empfahl. Und den Begriff verdichtend, mit innigerer Empfindung erfüllend sprach Björnson selbst, als man ihn vor etwa fünf Jahren in Berlin begrüßte, mit jugendlicher Begeisterung von den großen Aufgaben des Pangermanismus.

Individuell steht Björnson uns Deutschen besonders nahe. In seinem Wesen ist eine Mischung von Herbheit und Weichheit, von Tiefsinn und Hoffnungsdrang, von bohrendem Ernst und unerschütterlicher Idealfreudigkeit, von Schärfe der Beobachtung und zuversichtlicher Sehnsucht nach einer besseren Welt, ein Helldunkel der Empfindung, dem unsere nationale Grundstimmung entgegenkommt. Im letzten Jahrzehnt hat man ihn auf mancher Seite gegen Ibsen, der sterbend vor unseren Augen immer gewaltiger emporwuchs, stark zurückdrängen wollen. Das erklärt sich aus zwei Gründen, einem tieferliegenden und einem oberflächlichen. Es giebt Naturen, denen die großen Verneiner näher stehen als die Geister, die sich im schweren Kampfe zur Bejahung emporringen. Es giebt aber auch seit Menschengedenken eine Literaturmode, die — weit entfernt, ein Spiegelbild der tieferen Empfindung zu sein — das seichte Wechselspiel der Beliebtheit auf das geistige Gebiet überträgt. Extreme sind leicht zu fassen und keine Methode, Jemanden in das hellste Licht zu stellen, ist bequemer, als die, tiefen Schatten auf die nächste Umgebung zu werfen, Differenziren, die Abstufungen empfinden und genießen, ist schwieriger aber auch dankbarer. Gewiß waltet ein starker Gegensatz zwischen den Naturen von Ibsen und Björnson, der um so schärfer hervortritt, als er von starken Aehnlichkeiten des Entwicklungsganges, der Beobachtungsweise und nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Sprache absticht. Aber es handelt sich da um keinen jener logischen Gegensätze, die einander aufheben, sondern um einen jener psychologischen, die einander bedingen, ergänzen und durch die Geistesgeschichte hindurchgehen. Ibsen scheint ein unbarmherziger Skeptiker; im tiefsten Grunde ist er es doch nicht. In seinem eingestandenen Drange, immer wieder die Brücke hinter sich abzubrechen und rastlos zu neuen Forderungen emporzusteigen, gelangt er an kein Ziel, weist er aber doch in der Richtung auf ein Letztes und Höchstes, auf ein Adelsmenschenthum, das ihm vorschwebt. Björnson ist kein seichter Jasager; durch aufwühlende Kämpfe, durch schwere Antinomien hindurch arbeitet er sich zu einer bestimmteren Vorstellung von Zuständen und Menschen hindurch, von denen er sich das Heil der Welt verspricht. Wer kann solche Naturen wägen oder messen? In das Unendliche sind wir hineingeworfen; die ersten Kinderfragen nach Anfang und Ende sind diejenigen, die noch kein Mensch beantwortet hat. An den Grenzen unserer Vorstellungen erwarten uns Schauer und Schwindel. Von den führenden Geistern laden uns die Einen ein, in rastlosem Gange, der uns immer weiter ins Ungeheure hineindrängt, die Anderen auf erstiegenen Ruhepunkten, die uns das Endliche in traumhaft schöner Beleuchtung zeigen, die Schauer dieser Grenzempfindung zu überwinden. Wer kann sagen, wem wir mehr verdanken, da wir uns doch bewußt sind, im wechselnden Lebensdrange bald in diese, bald in jene Richtung zu flüchten?

Digitized by Google

Björnson ist den Deutschen länger als ein Menschenalter vertraut. Die Aelteren unter uns erinnern sich noch des tiefen Eindrucks, den etwa um die Mitte der siebziger Jahre seine bürgerlichen Schauspiele „Das Fallissement“ (das Laube zuerst im Wiener Stadttheater aufführte) und „Die Neuvermählten“ hervorriefen. Die auf den Kern dringende Wahrhaftigkeit, die Innerlichkeit bedeutete eine Erneuerung des Gesellschaftsstückes, das trotz mancher herrlichen Ansätze, wie wir sie zuletzt Hebbel und Otto Ludwig verdankt hatten, wieder stark in conventionellen Franzosencultus verfallen war. Etwa um dieselbe Zeit fand Ibsen, der ältere von beiden, in seinen „Stützen der Gesellschaft“, die viel Verwandtschaft mit dem „Fallissement“ haben und die gleich diesem in den Tagen des schwindelhaften wirthschaftlichen Aufschwunges die Tragik einer Lügenexistenz zeigen, die sich nur durch Opfer und Bekenntniß erlösen kann, den Uebergang von Sage und Geschichte zum bürgerlichen Drama. Und eben in jenen Tagen trat der Deutsch-Oesterreicher Anzengruber mit seinen bäuerlichen Dramen hervor, die durch den Hauch einer neuartigen Wahrhaftigkeit erfrischten und begeisterten. Alle drei brachten neue, unmittelbar empfangene Lebenstöne auf die Scene, ehe das Schlagwort des Naturalismus geprägt wurde. Aber sie sind dabei ganz unabhängig vom dogmatischen Naturalismus und haben ihn auch heute schon überlebt. Sie zeigten Wirklichkeitsmuth und sahen und gestalteten bereits mit der naturwissenschaftlich geschärften Beobachtung unserer Tage. Aber das war ihnen nicht das Wesentliche, nicht Selbstzweck, sondern das Bedingte, das Secundäre. Was ihnen den großen poetischen Impuls gab, war ein Anderes, das durch unsere ganze culturelle und künstlerische Entwicklung hindurchgeht, das war die Einkehr in das Volksthum, man könnte sagen: Die Bauernbefreiung und die Bürgeremancipation auf der Scene. Uns Alle, die wir im Drang des Alltags stehen, nicht nur die geaichten „Großen“ groß zu fassen, auf das Heroische und Tragische hin anzusehen, und in allen Menschheitskonflikten nachzubilden — das war in Wahrheit das große Loosungswort einer neuen Zeit, das auf vielen Gebieten zugleich erklang und auf jenem Boden die größten Wunder schaffen mußte, wo die Menge sich selbst zu erkennen und Jeder von ihr sich zu bespiegeln liebt. Das forderte freilich neue Beobachtungen und neue Töne: aber das ist in Stammellauten und plebejischen Redensarten nicht erschöpft, das kann sich in unbeholfenen Ausrufen und in harmonischen Gesängen und im Gemische beider offenbaren — das Wesentliche ist, daß das Volksthum sich darin wiedererkennt .....

Bei Björnson war der Drang auf das Volk zu wirken, sich seiner zu bemächtigen und es empor zu führen, vielleicht der bewußteste. Eine propagandistische Natur, war er einem starken tüchtigen Volksthum entsprossen, das sich kulturell, literarisch und politisch erst empor zu arbeiten hatte. Die Liebe zu diesem Stamm ist ein Kern- und Ausgangspunkt seiner ganzen großen Wirksamkeit; ihre extensive Bethätigung läuft seiner intensiven individuellen Entwicklung parallel. Als Politiker, der in langen, schweren Verfassungskämpfen für die Souveränität seines Volksthums eintrat, als anfeuernder Redner, der großen Muth der Männlichkeit zeigte, und als Spracherneuerer, der das fast ganz ins Dänische aufgegangene Idiom der Norweger aus dem Volksmunde heraus erfrischte und bereicherte, verfolgte er dasselbe Ziel: das Erwecken seiner Landsleute zu einem stolzen Gefühl ihrer selbst. Es ist aber ein ewiges Gesetz der Geschichte, daß das Beste, das ein Mann für sein eigenes Volk thut, für alle und jede Volksthümlichkeit gethan ist. Das bewährte sich namentlich an Björnson, dem Dichter. Schon als Jüngling setzte sich der Pastorssohn von Kvikne die Aufgabe, das Tiefste und Geheimste, das in der Volksseele lebt, auszusprechen und es den sentimental romantischen, aus zweiter Hand empfangenen Werken der Dänen, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die einzige literarische Nahrung seiner Volksgenossen waren, kraftvoll entgegen zu stellen. Und, phantastisch und tiefreligös veranlagt, begann er nicht mit sogenannten realistischen Versuchen, sondern mit Werken sagenhaften und geschichtlichen Inhalts und mit Bauernnovellen, die, so getreu sie die Stimmungen der Landschaften und der Menschen wiedergeben, sich doch durch einen ausgesprochen schwärmerischen Zug über die bloße Wirklichkeitsmalerei erheben. Also nach dieser Seite hin dieselbe Entwicklung wie bei Ibsen, der gleichfalls von Sage und Geschichte ausging und von dem wir eben jetzt ein erzählendes Jugendwerk von phnatastischer Schönheit, den epischen „Brand“, der dem Drama zu Grunde liegt, empfangen. Es ist ein Irrwahn naiver Nüchternheit, daß das Nächstliegende am leichtesten zu fassen ist und daß die Beseelung und Durchgeistigung des Alltäglichen dem ersten kecken Griffe gelingt. Die Völker singen ehe sie sagen und an allen großen dichterischen Naturen, die die Menschheitsentwicklung in sich wiederholen, können wir das Gleiche gewahren.

Im tiefsten Grunde unsres Herzens trauern wir ...

Von Leo Heller (Berlin).

Im tiefsten Grunde unsres Herzens trauern wir.
Die Fröhlichkeit ist wie der leichte Flug
Des Vogels, den die bunte Schwinge trug.
Ein Veilchen nur in Glanz und Sonnenschein;
Ist wie ein Kuß, der flüchtig hingegeben,
Und war er noch so edel, keusch und rein,
Er war zu wenig für ein ganzes Leben. —
Im tiefsten Grunde unsres Herzens trauern wir.
Das Leben ist ein dunkler Sarkophag,
Zur Todtenstätte wanken Tag um Tag
Verhüllten Haupts im langsam, sichern Zug.
Da giebt es keine Rast, nicht Aufenthalt,
Im Stillen treibt die reißende Gewalt ...
Die Fröhlichkeit ist wie ein Vogelflug,
Im tiefsten Grunde unsres Herzens trauern wir.

Er lauscht einem Voegelein.

Ode trochaica.

Von Arno Holz.

Nun ein blendend blauer Himmel
wihder über Tellus hängt /
dran in fröhlichem Gewimmel
Schäffgen sich an Schäffgen drängt /
Unter dikk vermäncken Sträuchen /
die nach nichts als Rosen räuchen.
In das Gras / so lang ich bin /
einsamb sträkke ich mich hin.
Schluchtzt ihr Flöhten / klagt ihr Geigen /
blüht mein Hertz auch roth wie Mohn /
zum Cocythus muß ich steigen /
klagt ihr Flöthen / schluchtzt ihr Geigen /
und zum schwartzen Fleggethon!

Indem wir auf Wunsch einer Anzahl von Lesern das ganze Gedicht, dessen Refrain Marsyas in der vorigen Nummer citirte, hier mittheilen, wollen wir nicht verfehlen, auf das kürzlich erschienene Buch von Holz hinzuweisen, dem es entnommen ist. Die Gedichtsammlung führt den Titel: „Des berühmbten Schäffers Dafnis sälbst verfärtigte / sämbtliche Freß / Sauff / & Venus-Lieder benebst angehäncken auffrichtigen und Reuemühtigen Bußthränen.“ München, R. Piper & Co. (Preis geh. 1 Mark.)

Digitized by Google

Kukk: mit auff gewipptem Schwäntzgen /
bundt auff einem Schlehdorn-Ast /.
lädt ein kleines Fehder-Häntzgen
freundlich sich bei mir zu Gast.
Ach / mit seiner süßen Kehle
singt es sich mir in die Seele;
waß es tzwittschert / zürbt und ziehbt /
macht mich durchauß ihm verliehbt.
Schluchtzt ihr Flöthen / klagt ihr Geigen /
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn /
zum Cocythus muß ich steigen /
klagt ihr Flöthen / schluchtzt ihr Geigen /
und zum schwartzen Fleggethon!

Zittschre / tittschre deinen Kummer /
schleiffe / pfeiffe deine Luft /
drillre gleichsahm wie in Schlummer
meine rund-ümbnagte Bruft!
Rohsen / Tulpen und Cupressen /
alles blüht und wird vergessen /
alles muß nach kortzer Zeit
in die tunkle Ewigkeit!
Schluchtzt ihr Flöhten / klagt ihr Geigen /
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn /
zum Cocythus muß ich steigen /
klagt ihr Flöhten / schluchtzt ihr Geigen /
und zum schwartzen Fleggethon!

Ich und du / wir alle beyde /
müssen in den gleichen Stand;
dihse schöne Sommer-Heyde
schlukkt uns in denselben Sand!
Königs-Kertzen / Kaiser-Krohnen
sind vor ihr wie Lauch und Bohnen:
sollt ich drümb nicht offt allein
heymlig mit mir traurig seyn?
Schluchtzt ihr Flöthen / klagt ihr Geigen /
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn /
zum Cocythus muß ich steigen /
klagt ihr Flöhten / schluchtzt ihr Geigen /
und zum schwartzen Fleggethon!

Die Erziehung zur Hetäre.

Eine Geschichte von Max Brod (Prag).

I.

Manfvet Liebhardt, Sohn des Hauses, sagte: „Die Klagen eines sehnsüchtigen Sommers sind vorüber. Trüber kann der Winter gar nicht kommen. Wenn er aber nur ebenso trüb wie das eben Vergangene sich gestaltet, werde ich schon verzweifeln."

„Ich habe meine Symphonie auch nicht beendet," erwiderte Plzensky und verließ seinen Platz auf der Klavierbank. Und ohne sich aufzurichten, mit gebogenen Knien, die sitzende Stellung fast beibehaltend, schob er sich durch das Zimmer bis zu einem Fauteuil, der ihn in guten grünen Plüsch aufnahm.

Manfvet: „Da kommt man während des Sommers in alle möglichen Badeorte, trinkt zu Karlsbad den Mühlbrunn aus einem Becher den man in Berchtesgaden gekauft hat und in Ahlbeck mit einem Monogramm aus Bernsteinsplittern hat schmücken lassen. Man spricht mit allen möglichen Europäern und es ist einem, als spielten die großen Städte mit ihren Einwohnern Ball, würfen sie einander über die Berge und Ebenen durch all diese Kurorte hin zu, mischten sie eine Zeit lang und empfingen sie dann wieder zurück ... Aber das Mädchen, das man sehnsüchtig erwartet, kommt nicht, kommt nicht dieses leichtsinnige und dennoch von starkem Geist federnde Wesen, kommt nicht diese verklärte Courtisane. Mein Sommer war eine leere Jagd."

„Auch der meine. Kaum das erste Allegro habe ich gearbeitet und dann zugleich mit dem schon lange fertigen Adagio gestrichen."

„Von Arbeiten rede ich gar nicht mehr. Früher wohl habe ich den Drang, zu lehren, in mir gefühlt. Damals habe ich im Asyl die Analphabeten unterrichtet, damals meine Schrift über Pädagogik unternommen, und sogar als Privatdozent wollte ich mich habilitiren ... Was machst Du eigentlich jetzt, Carus?"

Der Angeredete, der bisher still in einer Ecke des Musikzimmers abwechselnd die gespreizten Finger zwischen die dort aufgestellten Notenbände gezwängt und nach Pausen wieder an sich gezogen hatte, meinte einfach: „Ich? Gar nichts."

„Seht ihr, uns allen thut dieses Mädchen noth, nicht nur mir, auf die ich Jagd gemacht habe." Manfvet ging erregt in der Diagonale des Zimmers auf und ab. „Ein Weib und dennoch Persönlichkeit, der Weib gewordene Freund, die Hetäre, die ihren schönen Leib als Prämie für höchste Cultur und geistige Leistungen aussetzt. Lüderlich und frei genug, um der Gebundenheit unserer bürgerlichen Gesellschaft aus dem Wege zu gehn. Dabei gut und edeldenkend, entzündet nur durch feinsinnige Wortfügungen ihrer Bestürmer, nur dem zu Willen, der eine in tiefster Seele erlebte Pädagogik oder eine Symphonie oder, Carus, ein Leben voll seltsamer Nischen vorzeigen kann. Ich stelle mir das so schön vor." Manfvet ging nun schon in etwas kleineren Schritten und an der Längsseite, die Paneelung beruhigter entlang. „Ich denke mir einen Salon dieser edlen Denker, eine Versammlung hoher Stirnen und blasser Wangen, die jetzt so unbehaglich im Leben stehn, ein blendend kaltes Licht der Einsamkeit ausstrahlend. Hier würden sie Behagen finden, im Scheine einer gemüthlichen und doch zu den weitesten Zielen hingeneigten Abendgesellschaft, im Scheine netter Kerzen, hier würden sie menschlich und thätig, eingerenkt werden. Denn die Dame des Salons, bei der man sich alle Dienstage oder alle Samstage oder auch zweimal in der Woche einfindet, diese Dame ist eben die ersehnte und verklärte Courtisane. So schön, o, in Liliensschönheit gekleidet und mit dem Male der Sanftheit auf der Stirne. Ein unschuldiges Antlitz, wie es nur schöne und nichtunschuldige Frauen haben. Sehr leicht, sehr unberechenbar, sehr gut, sehr edeldenkend und den weitesten Zielen zugeneigt. Man müßte ihr die Entwicklung der menschlichen Cultur ruhig anvertrauen können." Träumerisch bog der Sohn des Hauses nun in die Querseite des Zimmers ein, in die Nähe der Freunde, blieb fast stehn und flüsterte es wie ein Geheimniß. „In der Stadt geht das Gerücht, daß sie sich hingebe, die Schöne. Die ersten Lebemänner der Stadt wollen sie besitzen, Offiziere und Tennischampions geben ihre Karten ab, Milliardäre verspritzen Perlenschnüre. Vergeblich. Denn sie giebt sich eben nur den Würdigsten hin, selbst eine Persönlichkeit nur den Persönlichkeiten, den Champions des Geistes, Offizieren der Erleuchtung. Und nur die ehedem Einsamsten erhalten Einladungen in ihren Kreis, mit ihrer Liebe sicherstem Instinctes findet sie unter denen noch den Sanftesten und beglückt dessen zurückgehaltene Größe, haspelt das Tiefste aus ihm heraus, das ohne sie der Entwicklung verloren ginge. Auch die Andern des Kreises bekommen Blicke, Lob, Küsse, vielleicht mehr, vielleicht Alles, wenn ihre Werke heranreifen, werden jedenfalls thätig und durch Anfeuernng vergnügt, im Streben und ..."

„Wollen die Herren nicht zum Thee kommen?" Doris rief das, die Schwester Manfvets, und stand auf der Schwelle vom Speisezimmer her. Sie blieb dort in der Thüre, als wage sie sich nicht in die dunkelgeistige sinnige Atmosphäre des Musikzimmers herein, und sie hatte die Hände rückwärts tief gestreckt und in einander verschränkt, die Arme steif vom

Digitized by Google

Rücken weggepreßt und gleichsam als Gegengewicht den Oberkörper nach vorwärts, vorwärts, mit aller Wucht nach vorwärts, in einer für Mädchen mit schöner Brust durchaus empfehlenswerthen Stellung. Und bei ruhigen Beinen drehte sie ihr niedliches Corsett seitlich hin und zurück, wiegte ihre schlafend-dunklen Augen ein wenig mit, ihr hübsches Gesichtchen und den blonden Haarschober oben mit. „Wollen die Herren nicht zum Thee kommen."

Sie sagte das stolz. Die Eltern waren noch auf Reisen und ihre siebzehn Jahre besorgten die Wirthschaft.

Die drei jungen Herren gingen schweigend an ihr vorüber, durch die Thüre. Plzensky duckte sich. Sie sah jeden kokett an, und obgleich auch sie nichts weiter sagte, war es doch einem Gespräch nicht ganz unähnlich.

Im Speisezimmer war auf Linnen Silber gedeckt, und die Lampe im rothen Schirm darüber gab gegen den tiefblauen Himmel, auch sie schien im Fenster zu hängen, einen reizenden Effekt.

Die Freunde betrachteten umständlich den geschmückten Tisch und rückten geziert und schüchtern die Sessel, hinter denen sie noch standen.

„Deine Schwester!?" rief Plzensky plötzlich.

„Ja, sie läßt uns schon allein, nicht wahr?" Mansvet machte eine Bewegung gegen sie, die mit Schmollen: „Ich wäre ja gar nicht geblieben" und mit einem vorwurfsvollen und beweisenden Blick auf die „doch nur drei Gedecke" hin sich zurückzog.

Jetzt erst setzten sich die drei.

Aber der Musiker, geröthet und hastig: „Du hast mich nicht verstanden, Mansvet. Ich wollte gar nicht, daß Deine Schwester hinausgeht. Ganz im Gegentheil."

„Im Gegentheil?"

„Im Gegentheil. Ja, daß sie bleibt, bei uns bleibt."

„Ich verstehe nicht." Aber es klang, als verstünde er und wehre sich.

„Als Du in Deiner schönen Rede, vorhin, unterbrochen wurdest, dachte ich gleich weiter und an sie. Ja, Du hast Recht, ich gebe Dir vollkommen Recht. Auch Carus? ... Er schweigt, aber fühlt wohl wie wir, daß uns eine solche Freundin, wie Du sie geschildert hast, Noth thut. Kurz, diese Hetäre, warum soll Deine Schwester nicht dazu erzogen werden? ... Nun, Carus?"

Der stille schlanke Jüngling im dunkelblauen Cheviotanzug hatte in aller Umständlichkeit ein belegtes Brödchen mit corned-beef verkostet. Jetzt legte er es weg, strich mit der Serviette säubernd ein Wenig an der Innenseite seiner rechten Fingerspitzen vorbei: „Ich habe es nicht gern, wenn man mit Menschen experimentirt."

Mansvet überlegte lange, ehe er das Folgende äußerte: „Die Hetäre der Griechen, die Oiran der Japaner, wie erschienen doch diese Frauen den sehnsüchtigen Männern ihrer Zeit als Erfüllung aller Feinheit, als lebende Romantik. Kennerinnen aller Künste und oft auch Meisterinnen, Mädchen edelster Freude fürwahr, und im Range weit über den kümmerlichen Sclavenseelen der Ehefrauen. Und noch die Cortigiane der Renaissance, die Lenclos des Dixhuitième kamen meinem Idealbild vielleicht nahe. Aber jetzt sind die frei Liebenden zu Dirnen noch unter den Rang der Ehefrauen, während die Ehefrauen nicht emporgestiegen sind, herabgesunken. Der ganze Typus: Weib ... hat sich verschlechtert."

„Um so eher bedarf er der Erziehung," warf der Musiker ungeduldig ein.

„Meine Schwester." Es zitterte ein Wenig in Mansvets Stimme. „Sie hat viel Lustigkeit in sich. Heuer zeigte sie sich den Kurgästen Ahlbecks bei einem Wohlthätigkeitsfest, und der überschwängliche Beifall schien mir gerecht, da ich selbst von der temperamentvollen Grazie ihrer Stimme und von ihrer lockenden Gestalt verzückt war. Das ganze Bad hatte von nichts als der schönen Pragerin zu reden, bereicherte die Post durch Liebesbriefe, sogar zwei Heirathsanträge gab es und den Besuch eines Theateragenten. Damals dachte ich ganz ernstlich, man solle sie Operettensängerin oder so etwas Fesches werden lassen."

Carus lächelte und betheiligte sich jetzt lebhafter am Gespräch, indem er all dieser Triumphe Einzelheiten verlangte. Er hatte ein erfreutes Gesicht und weiße kleine Zähne, mehrmals klatschte er kindlich in die Hände.

Erst nach dem Thee, als man wieder in das grünlich bestrahlte Musikzimmer zurückkehrte, kehrte auch das frühere Gespräch wieder, das hier herein wohl besser paßte, zwischen diese Bücher und Kunstgeräthe.

„Ich will es versuchen," versprach Mansvet. Und jeder wußte, was.

Carus, ängstlich: „Du willst wirklich ... wohin eigentlich? ... sie erziehn."

„Zur Persönlichkeit. Sie soll anders sein als die Andern, keine Bürgerin."

„Gieb Acht! Deine Persönlichkeit vielleicht drängst Du ihr für eine Weile auf. Sie selbst aber ... kann man denn überhaupt irgend etwas reformiren? Es sind so unklare große Dinge. Was soll das überhaupt sein, Persönlichkeit?"

Der Componist, ärgerlich, hatte den Klavierdeckel geöffnet und schlug eine starke Dissonanz an, drei Töne: Prim, Second, Quint.

„Ah, Musik, Musik!" Die Thüre zum Mädchenzimmer spannte sich auf und herein stürzte, vor Doris, ein hoher breiter Kerl in bräunlicher Lederdreß. Jetzt erst merkten die Freunde, daß lautes Gelächter von nebenan her schon mehrmals in dieses ernste Gespräch eingedrungen war. Und nun drängte gar Ralph Wägener persönlich hier sich ein. „Also ich bitte Dich, Plz, etwas von Wagner. Den hab ich so gern, er ist ja beinahe mein Namensbruder."

Doris lachte wieder hell auf

Ralph setzte sich und verlangte Cigaretten; während der höfliche Mansvet sie suchte, stülpte er seine Automobilkappe, die er bisher lebhaft in der Hand geschwenkt hatte, sich zurücklehnend einer Dante-Büste auf; in die Hand, die er von da zurückzog, ohne hinzusehen, erwischte er ein Buch „Hetärengespräche von Lukian", begann eilig darin zu blättern, nach der ersten der Klimtschen Zeichnungen: „Fräulein, nicht hersehn, das ist unpassend." Und während er noch schneller weiter mischte, jede Zeichnung kaum Secunden lang betrachtend und nicht einmal das Buch drehend, obwohl mancher der Acte von der Längsseite aus anzusehen ist, empfahl er ihr einen neuen Roman von der Eschstruth.

Dann erhielt er die Cigarette und zeigte, wie man Ringe raucht. Er kannte Jemanden, der durch die Nase und durch die Ohren rauchen kann, durch die Nase sogar Ringe machen. „Nasenringe." Doris krümmte sich vor Gelächter.

„Jetzt aber habe ich Eile. Wir agitiren nämlich für den deutsch-nationalen Zählcandidaten. Ich fahre von Haus zu Haus, in meinem Automopperl, und schleppe die säumigen Wähler zur Urne. Urne, komischer Ausdruck, was Carus? Findest Du das nicht seltsam? Der findet nämlich alles seltsam ... Euch Tschechen geht es heute schlecht, no wart, Plz ... Kommt jetzt zum Fenster, da könnt Ihr sehen, wie ich selbst chauffire. Ich melde heuer zum Herkomer-Rennen. Adjes indeß!"

Doris begleitete ihn hinaus, thränenden Blickes vor Lachen.

Digitized by Google

Könige auf Reisen.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Man entsinnt sich der Blutupfen, mit denen vor einundeinemhalben Jahre die Hochzeitsschleppe der hispanischen Königin bespritzt worden ist, als ihr Weiß gerade von der höchsten Landesclerisei gesegnet worden war. Aengstliche Gemüther hatten damals für diese Ehe drohende Wolken gefürchtet, und an dieser Stelle durfte gesagt werden, daß man in einem Jahrhundert diese Schleppe mit ihren Blutmalen vielleicht in einer Kathedrale würde beschauen dürfen, wo sie dann nicht mehr von Wunden, sondern von Wundern erzählen würde, und daß sie selbst, Alfonsos eheliches Gemahl, dann von seltsamen Mären verbrämt durch die Geschichte würde wandeln. Hoffentlich, so hatten wir gewünscht, als Ahnfrau . . .

Die spanische regina hat diesen Wunsch erfüllt. Man hatte erzählt, daß Alfonso sich mit seiner englischen Gemahlin allerlei Scherze gestattet habe. Als sie die hohen Würdenträger im Palast empfangen, habe sie mit so anzüglicher Widerrede ihnen geantwortet, daß den Würdenträgern das Blut ins Gesicht gestiegen sei. Diese Redewendungen aber seien einem harmlosen Sinne entsprungen. Alfonso nur, der Gute, habe diese Redewendungen der Sprachfremden als die im Escurial üblichen eingeübt. Aber dieses Gerede kann nur müssig gewesen sein. Solche Scherze erlaubt sich ein sehr junger und sehr großer Herr vielleicht mit seinen Würdenträgern und seinen Courtisanen, nicht aber mit der Dame, von der er gewillt ist, den Sohn zu empfangen, der nach ihm den Königsmantel tragen und gleich ihm eine Rolle ohne Gleichen in der Geschichte dieser Welt zu spielen soll berufen sein. Alfonso hat diesen Willen gehabt und die englische Ena ihre Schuldverpflichtung wohl gekannt. Man entsinnt sich des spanischen Pompes, mit dem dieser Kronenprinz auf dieser Welt empfangen worden ist. Man entsinnt sich auch des feierlichen Staatsactes, mit dem seine Geburt urkundlich gemacht wurde.

* * *

Wenn man nicht von einem König spräche, würde man nun Busch citiren müssen. Gar leicht gewinnt man sich ein Kind, nur schwer erhält man es am Leben. Und wenn man gar auf Reisen geht, ist es besonders schwer, die dünne Flamme seines Lebens zu bewahren. Wenn man endlich die Reise über Land und über Wasser macht, dann können die gefährlichsten Anschläge dieses Lebens betupft. Denn jene Hochzeitsschleppe ist nur von einem Anarchisten betupft worden. Die Welt aber ist groß. In Spanien leben Tausende. In Frankreich, durch das man muß, um zu der Hochzeit der Tochter der Gräfin von Paris zu kommen, sind etliche zu finden. Und in Engelland, aus dem man stammt, in das man will, das ein Asyl für alle Ruchbarkeit, sind mehr vielleicht als in Hispanien noch verborgen. Also denkt man in langen, langen Nächten nach, wie man den Kronenprinz, wie man die Monarchie gegen diesen Anschlag stütze. Und also that man: Der König und die Königin reisten zusammen mit einem Kinde, das nicht ihr Kind war. Den Kronenprinz sandten sie voraus, damit, wenn ihrem Zuge, ihrem Dampfer ein mörderischer Unfall blühte, das Knäblein diesem blutigen Bad entrönne. Doch giebt es aller Orten leicht Protestler, und es konnte Niemand wissen, ob in diesem Falle die Legitimität des Kronenprinzen nicht würde angefochten werden, da sie ja selbst ein Kind, um alle Ruchlosen irre zu führen, bei sich hatten. So wurde denn mit feierlichem Staatsact in einer notariellen Urkunde, die alle spanischen Minister unterschrieben, aufgenommen, daß jener Knabe, der mit dem und dem Zuge und dem und dem Dampfer nach England voraufgefahren sei, der legitime Sproß Alfonsos sei und Karls des Fünften Krone weiter zu tragen habe. Ainsi cela fut fait. Et ils le firent ainsi . . .

* * *

Man fragt zunächst, ob Ena für den Fall, daß nicht Alfonso und sie, sondern ihr Söhnchen einem Anschlag zum Opfer gefallen wären, sich auch urkundlich verpflichtet hat, einen neuen Kronenprinz zu schaffen. Man fragt sich weiter, mit welchen Empfindungen diese in alle Ueppigkeit eingebetteten Herrschaften auf Reisen gehen müssen. Man fragt sich schließlich, wie wunderbar, wie unbeschreiblich schön es auf dieser Welt sein muß, Infant und König zu sein, wenn die Herrschersleute trotz der Gefahren, die so drohen, zum Rücktritt nicht entschlossen sind. Man hat so oft von den Leiden aller Herrscher uns erzählt, um uns mit unserem kleineren Geschick zufrieden zu stellen. Selbst wenn wir nicht an Portugal just zu dieser Zeit beobachten könnten, wie bon man sich als König amüsiren kann, müßten wir an Spanien beobachten, wie angenehm es sein muß, zu regieren. Man wird von der geschichtlichen Ueberlieferung sprechen, die diesen Legitimen angeboren sei, von der Mission, an die sie glauben, der Verantwortung, zu der sie sich erzogen haben. Aber das Menschliche in einem läßt sich mit Tradition, Mission und Verantwortung nicht todtschlagen. Wenn das Leben auf dem Throne wirklich ein so schweres wäre, würden mehrere sich finden, die sich aus ihm in ein Leben eines verschwenderischen Bürgers retteten. Gott, wie verschwenderisch würde mancher leben können! Und dem Belgier und dem Portugiesen würden ihre aufathmenden Unterthanen noch ein besonderes Ruhegehalt von Herzen gewähren. Aber dieses Leben ist eben schön. Auch Fräulein Ena, die doch weder geschichtliche Erinnerung, noch eine Mission oder ein anerzogenes Gefühl zwang, Spanien eine Königin zu werden, beweist am besten, daß dieser Beruf noch ausgezeichnet ist. Zwar hat die hohe Diplomatie über ihr Schicksal sicher mitbefunden. Aber man ist nicht umsonst allen maßgebenden Persönlichkeiten des heutigen Europas anverwandt. Wenn dieses Leben nicht ein köstliches wäre, würde sie nie Alfonso ihre Hand gegeben haben, dem man männlichen Reiz doch gewiß nicht nachsagen kann.

Wenn also dieser Beruf von Gefahren umgeben ist, so muß er, so lange er am Leben läßt, eine Sammlung von Entzücken geben. Seine Gefahr muß wie die Phtisis sein, die auch die von ihr Geschlagenen mit doppelter Lebensluft und dreifacher Genußfähigkeit begabt. Die Könige im Exil waren etwas melancholisch, die Könige auf Reisen wurden ridikül. Aber die Könige auf ihren Schlössern sind etwas (wir sind Aestheten, niemals politiciens) noch immer etwas Köstliches, sicher Delicióses, etwas Erstrebenswerthes, an das wir uns mit allem Eifer machen wollen (in Honduras oder Cochinchina). Da aber so etwas lange dauert und man leicht enttäuscht wird, wollen wir das Erreichbare klug vorwegnehmen und diesen Abend gleich von diesem träumen: daß wir Könige geworden und in seidnem Schlafrock durch ein Königsschloß hinwandeln. Ich glaube, daß diese spanische Geschichte wohl das Reisen ridikül macht, das Königsein aber noch lange herrlich sein läßt, herrlich zu erträumen . . .

Aus der Finanzwelt.

Von Mercator (Berlin).*)

Ununterbrochen setzt Amerika seine Goldbezüge aus Europa fort. Bei dem erheblich gesteigerten Geldzinsfuße kann es nicht Wunder nehmen, daß dies nur tropfenweise geschieht, und daß die Meldungen über derartige Uebermittlungen sich auf einzelne Millionen von Golddollars beziehen. Werden die Amerikaner auf diesem Wege zu ihrem Ziele kommen? Seit mehr als Jahresfrist ist die amerikanische Speculation damit beschäftigt, den europäischen Geldmarkt auszupressen wie eine Citrone, und kein Mittel war schlecht genug, um diesem Ziele näher zu kommen. Es sind vielleicht anderthalb Jahr her, seitdem auf den europäischen Märkten zum ersten Male die berüchtigten Finanzwechsel amerikanischen Fabrikats, wenn man es so nennen soll, erschienen und bald die ganze Welt in Unruhe setzten. Ursprünglich legte man ihnen keine Bedeutung bei; erst als die Bank von England, die doch noch immer den Mittelpunkt des internationalen Geldverkehrs bildet, ihre Discontерhöhungen in rascher Folge vornahm, begannen die europäischen Märkte aufmerksam zu werden. Durch das Festhalten eines hohen Discont sah sich die amerikanische Speculation genöthigt, ihre hoch aufgethürmten Engagements wieder abzustoßen, zumal in Amerika eine überaus rührige Baissespeculation am Werke war, um das Gebäude wieder zu erschüttern, in der Erkenntniß, daß diejenigen, die es errichtet hatten, weder in Europa noch in Amerika das zur Stützung dieses Gebäudes nothwendige Geld erlangen würden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Berechnung richtig war; denn wenn auf der einen Seite die Bank von England trotz aller Proteste der englischen Handelskammern gegen den hohen Bankdiscont an diesem festhielt, weil sie im Interesse ihrer Goldwährung daran festhalten mußte, so hatte auf der anderen Seite der amerikanische Schatzsecretär nichts anderes als Worte zur Linderung der dortigen Bedrängniß. Dies konnte selbstverständlich nicht überraschen, da man von der Washingtoner Regierung nicht erwarten konnte, daß sie denjenigen Männern, die sie auf Tod und Leben bekämpfte, den Trustmagnaten, das Geld für ihre Zwecke zur Verfügung stellen werde. In der Erkenntniß also, daß die nothwendigen Mittel zur Stützung der amerikanischen Engagements nicht zu erlangen waren, ging die Speculation jenseits des großen Teiches rücksichtslos vor und gab dadurch den Anstoß zu jener Krisis, deren Wirkung wir gegenwärtig tagtäglich verspüren.

Nichtsdestoweniger war nicht zu erwarten, daß der amerikanische Unternehmungsgeist ohne Weiteres die Flinte ins Korn werfen würde, und nachdem er die erste Katastrophe überstanden hatte, begann das Spiel von Neuem. Die europäischen Centralbanken antworteten sofort mit einer erneuten Erhöhung der Discont-Raten. So wird Europa gegenwärtig, ohne sich selbst irgend welcher speculativer Uebertreibungen schuldig gemacht zu haben, von den amerikanischen Verhältnissen schwer mitbetroffen. Es ist klar, daß ein Zinsfuß von 7 und 8 Procent auf die Dauer nicht getragen werden kann; wenigstens wird nur eine Industrie, die unter äußerst günstigen Bedingungen arbeitet, solche außerordentlich schwere Last tragen können. In Folge dessen läßt auch die Berichterstattung über die industrielle Entwicklung jene einheitliche Färbung vermissen, die sie viele Jahre hindurch zeigte. Insbesondere lauten die Berichte über die Kohlen- und Eisenindustrie

*) Mit dieser Arbeit beginnen wir die Reihe der allmonatlich geplanten Finanz-Revuen aus der Feder eines sehr bekannten Fachschriftstellers. D. R.

Digitized by Google

weniger befriedigend; anderseits lassen die amtlichen Berichte über den Arbeitsmarkt noch kein sichtliches Nachlassen der geschäftlichen Thätigkeit erkennen, und auch die Jahresberichte der großen industriellen Gesellschaften zeigen, daß die Unternehmungen mit gutem Erfolge gearbeitet haben, was um so bemerkenswerther ist, als die Gesellschaften fast unterschiedslos über erhöhte sociale Lasten zu klagen haben. Auch die Verkehrsziffern der preußischen Eisenbahnen bewegen sich noch in aufsteigender Linie. Andererseits darf man nicht vergessen, daß die Wirkungen eines so erheblich vertheuerten Zinsfußes, die allerdings auch schon in Gestalt höchst betrübender Zwischenfälle zu Tage getreten sind, sich nur allmälig geltend machen können. Auch bildet vielleicht die Erwägung, daß die gegenwärtigen Zustände unmöglich von langer Dauer sein könnten, ein gewisses psychologisches Moment, das einer Entmuthigung entgegenwirkt. Jedenfalls liegt die Hand Amerikas gegenwärtig schwer auf dem europäischen Geldmarkt und dem europäischen Handel, und es entzieht sich der Berechnung, wann diese Dinge einer Besserung Platz machen werden.

Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß unter diesen Umständen auch die Börsen sich in keiner besonders günstigen Verfassung befinden. Man braucht nur die allmonatlichen Ausweise der Börsensteuern ins Auge zu fassen, um sofort zu erkennen, wie sehr das Geschäft gegenwärtig im Argen liegt, sowohl das eigentliche Commissionsgeschäft als auch die Ausgabe von neuen Werthpapieren, das sogenannte Emissionsgeschäft. Die Banken haben alle Ursache sich zurückzuhalten, das Publicum hat ziemlich viel verloren bei dem Rückgange der Effecten, und gerade das Widerstreben, bei gewichenen Cursen zu verkaufen, mag es erklären, daß manche Werthe, im Verhältniß zu dem allgemeinen Geldmarkte z. B. ein anormal niedriges Zinserträgniß abwerfen, namentlich die M. $3^1/_2$procentigen Communalanleihen. Daß die Städte ihren schier unersättlichen Anleihehunger zur Zeit nicht befriedigen können, bedarf kaum einer besonderen Betonung, denn bei einem Discont von 7—8 Procent vierprocentige Anleihen unterzubringen, dürfte namentlich im Hinblick auf den Umstand, daß an diesen Werthen wahrlich kein Mangel ist, keine leichte Aufgabe sein. Es ist aber auch kaum zu bedauern, daß die Emissionsthätigkeit ein wenig nachgelassen hat; auf diese Weise können die schwimmenden Mengen zunächst besser untergebracht werden. Die einst in den Zeiten des Geldüberflusses so sehr herbeigesehnte Möglichkeit, mit erstclassigen Papieren wieder vier Procent erzielen können, eine Möglichkeit, an die Viele überhaupt nicht mehr glaubten, ist seit langem wieder zur Wahrheit geworden; und wohl dem, der daraus Nutzen ziehen kann! Die kommenden Bilanzen der Banken werden wohl ebenfalls unter dem Zeichen des theuren Zinsfußes stehen, wie die großen Institute überhaupt über eine Zwickmühle verfügen: In wirthschaftlich aufsteigenden Zeiten große Emissionsgewinne, in schwierigen Zeiten, wie gegenwärtig, hohe Zinsgewinne. Freilich werden auf Effecten- und Consortialgeschäfte Abschreibungen vorzunehmen sein. Jetzt gehen wir auf das Jahresende zu, und unsere großen Institute bereiten sich vor, ihre Bilanzen ein wenig zu frisiren, um sie in diesem leidlichen Zustande den Actionären und dem großen Publicum vorsetzen zu können. Das Letztere hat fast noch mehr Interesse daran als die Actionäre selber, denn die Engagements der Banken sind ins Gigantische gestiegen. Man kann in der That gespannt sein, welches Aussehen die nächsten Bilanzen bieten werden, so wenig im Allgemeinen auch etwas auf Bilanzen zu geben ist.

Notizen.

Gustav Roselieb: Heinrich Stillfrieds Brautschau. Ein Hamburger Tagebuch. Heckners Verlag, Wolfenbüttel.

Die Herzensirrfahrt und die glückliche Landung des bescheidenen Contoristen Hans Stillfried (nomen et nomen), der so philosophisch anhebt, um nach einer ergötzlichen Schilderung seines dreijährigen Kreuzens von der Kastanienallee nach dem Venusberg so real zu enden, haben mir eine ehrliche Freude gemacht. Dieser deutsche Sinnirer und Träumer, der alles so tiefernst und gründig sieht und fühlt, der in seiner Herzensbedrängniß zum Becher greift, nachdem er sein Glück durch sein Zögern verloren glaubt, dann aber einen neuen Liebesfrühling erlebt, ist so echt, und mit ihm sind die biederen Leute von der Wasserkante so lebendig geschildert, daß das Büchlein Jeden anheimeln muß.

E. Fuhrmann (Berlin).

Die Hetärengespräche des Lukian. Mit fünfzehn Bildern von Gustav Klimt. (Verlegt von Julius Zeitler, Leipzig 1907).

Die Linie, welche von einigen Graziösen der hellenisch-römischen Culturculmination, z. B. Lukian, Petron, zu den besten Nuancen der zeitgenössischen Wiener Schule leitet, ist vielleicht noch nicht genügend beachtet worden. Sie wird einem ganz klar, diese südliche genußsüchtige Linie des Frauencults und der angenehmen Dinge, wenn man die vorliegende Neuausgabe des Lukian eröffnet, in der zu einer sternenhellen Uebertragung der Gespräche Facsimile-Lichtdrucke nach Klimtschen Zeichnungen als ein unwidersprechliches Ganzes gefügt sind... Man sieht auf den Textseiten diese freundlichen blutreichen Mädchen, les femmes, ces êtres médiocres et magiques, in ihren beruflichen Tänzen, in ihren Belehrungen und ganz vernünftigen Ansichten, in ihren Abenteuern ohne Glanz mit Soldaten, acharnischen Bauern, Rathsherrnsöhnen, Colleginnen, in ihren Listen und Scenen. Man sieht die Ironischen und die Geldgierigen, die Unerfahrenen und die mit zerbrochenen Flöten, die verliebten Herzen, die Guten, die Geprügelten, die Eifersüchtigen, die Besoffenen, die unerschütterlich Praktischen, die Intelligenten; eine versteht sogar etwas von Kunst und erwähnt die „Sosandra“ des Kalamis im Gespräch. Und durch diese reiche Bilderreihe zieht sich nun noch die andere der so wundervoll reproduzirten Zeichnungen, daß man meint, die nadelscharfe Spitze der Kreide noch über sie hinblitzen zu sehen. Da giebt es dieselben Mädchen, schlanke Schönheiten, in Wendeltreppen von Spitzenvolants eingehüllt, stolz aufgerichtet, während ihre langen Finger sich an die Hüfte stützen; oder hingekauert, die Arme zwischen den Knien und ganz niedergebeugter Brust eingesperrt, wie von Kälteschauern kosmischer Luftzüge gerüttelt und zur Hitze des eigenen Fleisches Zuflucht nehmend, die Augen gegen das Unendliche. Aber die meisten schlafen, schlafen mit einer Miene endlich wiedergefundener, aber müder Kindheit, oder schlafen in zerrüttendem ungesundem Traumschatten, zerdehnen die ohnedies magern Körper zu einem idealistischen Echo ihrer ungestillten Sehnsucht ... Dies alles ist Einheit. Ich möchte Lukians Erzählungen von den verliebten endlosen Nächten nicht mehr anders als in Begleitung dieser Zeichnungen haben wollen, die so kunstreich sind, flüchtig und konzentrirt, gleichsam aus Liebkosungen heraus gesehen und in den kurzen Pausen zwischen zwei Küssen hingelegt. Und nicht mehr anders als in dieser Ausstattung von aller erdenklicher Zartheit, für die dem kulturtüchtigen Verlag viel Dank gebührt, nicht mehr anders als mit goldenen Titeln und Namen, dem Format einer leichtsinnigen Bibel, den schlichten eleganten Lettern und den blaßgelben Papieren (in deren Farbe man sich wahrhaftig eine Cravatte wünscht).

Max Brod (*Prag*).

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

Aus dem Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) erschienen:

Prof. Dr. A. Philippson: Das Mittelmeergebiet, seine geographische und culturelle Eigenart. Zweite Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen und 10 Karten. Geb. Mk. 7.

Die Weltwirthschaft, ein Jahr- und Lesebuch. Herausgegeben von E. v. Halle. 2. Jahrg., 1907. 2. Theil: Deutschland. Geb. Mk. 4.

Dr. Otto Neumann: Die Gegner der Freimaurerei. Der „Bücherei für Freimaurer“, Band 15. Verlag Franz Wunder, Berlin.

J. J. Horschick: Johannes Lister. Verlag C. F. Amelang, Leipzig.

Ernst Eberhardt — Humanus: Die Polarität als Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung. Volkserzieher-Verlag Wilhelm Schwaner, Berlin-Schlachtensee. Geh. Mk. 0.50.

Roderich Freiherr v. Ompteda: Aus Langeweile. Intermezzi. Verlag E. W. Bonsels & Co., München.

Wilhelm Zastram: Holtorfer Doris und andere Leute im Heidewinkel. Mit Buchschmuck von C. Oppert. Gustav Schloeßmanns Verlag (Gustav Fick), Hamburg. Geb. Mk. 4.

Oskar Wiener: Verstiegene Novellen. Titelbild von Alois Wierer (Prag). Verlagsgesellschaft Harmonie, Berlin W. 35. Preis geh. Mk. 2.

Derselbe: Der lustige Kindergarten. Bilder von August Geigenberger. Verlag der Jugendblätter (Carl Schnell), München. Geb. Mk. 2.50.

Fr. L. K. Weigand: Deutsches Wörterbuch. Fünfte Aufl. Nach des Verfassers Tode neu bearbeitet von Karl v. Bahder, Hermann Hirt, Karl Kant. Herausgegeben von Hermann Hirt. Erste Lieferung der etwa 12 Lieferungen à Mk. 1.60. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker) Gießen.

Weltgeschichte, Entwicklung in Staat und Gesellschaft, in Cultur und Geistesleben. In Verbindung mit 23 hervorragenden Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung. Mit über 3000 farbigen und schwarzen Abbildungen und Beilagen. Gr. 8°. Gruppe „Neuere Zeit“. 80 Lieferungen zu je 60 Pfg. Ullstein & Co., Berlin und Wien.

Prof. Dr. Anselm Salzer: Illustrirte Geschichte der Deutschen Literatur. Vollständig in 25 Lieferungen à Mk. 1. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., München. Lieferung 18 bis incl. 24.

Dr. Adolf Werner: Die Verfassungsfrage in Mecklenburg. Verlag Dr. Walther Rotschild (Berlin). Brosch. Mk. 1.

Bresnitz v. Sydacoff: Die Irredenta — die Achillesferse des Dreibundes. Verlag B. Elischer Nachf., Leipzig. Brosch. Mk. 1.

Johannes Zerr: Der Jenseitslüge Ende. Verlag Hermann Walther, G. m. b. H., Berlin. Brosch. Mk. 1.

Heinrich Jaeger: Res servera. Ein Versuch zur Wiederaufrichtung eines deutschen Persönlichkeitsideals. Verlag von Hermann Walther, G. m. b. H., Berlin. Brosch. Mk. 1.

Dr. Rudolf Götze: Ueber Nervenkranke und Nervenheilstätten. Verlag Carl Marhold, Halle a. S.

Die niederösterreichischen Landes-Heil- und Pflege-Anstalten für Geistes- und Nervenkranke „am Steinhof“ in Wien. Festnummer aus Anlaß der Eröffnung. Verlag Carl Marhold, Halle a. S.

Digitized by Google

Marie Corelli: Liliths Seele. Verlag Paul Zillmann, Gr.-Lichterfelde b. Berlin. Geh. Mk. 3.

Dieselbe: Prinzessin Ziska. Im gleichen Verlage. Geh. Mk. 2.

„Quickborn", Mittheilungen aus dem „Quickborn", Vereinigung von Fremden der niederländischen Sprache und Literatur in Hamburg. 1. Jahrgang. Nr. 1 und 2.

Dr. R. Strecker: Religion und Politik bei Goethe. Sechs Vorlesungen. Verlag Emil Roth, Gießen. Geh. Mk. 1.60.

Im Inselverlage (Leipzig) erschienen:

Alt-italienische Novellen, ausgewählt und übertragen von Paul Ernst. Die Titelholzschnitte sind altvenezianischen Originalen nachgebildet. 2. Aufl. Preis broschirt Mk. 6.

Briefe an Fritz v. Stein, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rohmann. Geh. Mk. 5.

Goethes Briefe an Charlotte v. Stein, herausgegeben von Julius Petersen. Dritter Band. Titel, Einband und Zierleisten von Heinrich Vogeler, Worpswede. Geh. Mk. 7.

Im Verlage von S. Fischer, Berlin, erschienen:

Gabriele Reuter: Der Abenteurer. Roman. Geh. Mk. 4.

Wilhelm Hegeler: Das Aergerniß. Roman. Geh. Mk. 4.

Im Verlage von E. Pierson, Dresden:

Emil Reich: Ibsen-Dramen. Zwanzig Vorlesungen. Sechste vermehrte Auflage.

Eomund: Die lautreine Rechtschreibung. Geh. Mk. 1.50.

Derselbe: Das siebenfache Buch der Liebe. 1. Aufklärung. Geh. Mk. 2.

Im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, erschienen:

Albert Dresdner: Ibsen als Norweger und Europäer. Geh. Mk. 2.

Friedrich Gundelfinger: Romantiker-Briefe. Geheftet Mk. 7.

Georg Chr. Lichtenberg: Schriften. (Satiren. Fragmente. Briefe.) Herausgegeben von Wilhelm Herzog. Mit Porträt und 4 Tafeln nach Chodowiecki. 2 Bde. Geh. Mk. 6.

Ernst Horneffer: Hebbel und das religiöse Problem der Gegenwart. Geh. Mk. 1.50.

Im Verlage von Friedrich Andreas Perthes, Act.-Ges., Gotha, erschienen:

Adolf Stier: O Jerum ... Heitere Erinnerungen eines alten Jenenser Studenten. Geh. Mk. 2.

Barthold v. Winzingerode: Ein Cultur- und Lebensbild aus dem Reformationsjahrhundert, aus urkundlichen Quellen zusammengestellt von Wilhelm Clothar Freiherrn v. Winzingerode. Geh. Mk. 6.

Im Verlage der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung, München, erschienen:

Dr. Ludwig Kemmer: Briefe an einen jungen Offizier. Geh. Mk. 1.

Dr. Hermann Weimer: Der Weg zum Herzen des Schülers. Geb. Mk. 2.

Im Verlage von Dr. W. Breitenbach, Brackwede i. W., erschienen:

Max Borchert: Philosophische Essays. Geb. Mk. 1.

Dr. Wilhelm Breitenbach: Abstammung u. Vorgeschichte des Menschen. Eine gemeinverständliche Uebersicht über den jetzigen Stand der Frage. Geh. Mk. 1.

Empfehlenswerte Bücher
für den Weihnachtstisch.

Heinrich Stillfrieds Brautschau.

Ein Hamburger Tagebuch von **Gustav Roselieb.**

Preis: gebunden 2 Mark, Geschenkband 2.50 Mark.

„Es ist eine ganz einfache Geschichte, schlicht vorgetragen, ohne großes Wortgepränge, durchglüht von reiner Menschenliebe, die im Einfachen und Einfältigen ebenso gut wie im Erhabenen das Walten göttlicher Macht sieht. Deswegen sind uns die geschilderten Menschen auch so klar, man kann ihnen durchs Auge bis ins Herz sehen, man muß sie lieben um ihrer Schlichtheit willen. Freunden sinniger Lektüre sei dieses Buch warm empfohlen." „Hamburger Nachrichten."

Max Hesses Verlag, Leipzig.

Die Million.

.. .. Roman von .. ..
Theophil Zolling.
Vierte Auflage.

Zwei Teile in einem Bande. 32 Bogen 8°. Preis M. 6.—.

Dieser Roman ist das Erzeugnis einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer aufs Neue die Hand .... es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. Blätter für literarische Unterhaltung.

Die Lyrik des Auslandes in neuerer Zeit.

Herausgegeben von **Hans Bethge.**

Kartoniert M. 1.80. Leinenband M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.

Proben der geistigen Schöpfungen von 155 hervorragenden Dichtern aus 11 verschiedenen Nationalitäten in 461 Gedichten.

Leipzig. **Max Hesses Verlag.**

Fabeln und Parabeln der Weltliteratur.

Gesammelt und mit literar-historischen Einführungen herausgegeben von **Theodor Etzel.**

Kartoniert M. 1.80. Leinenband M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.

Eine sorgfältig ausgewählte Zusammenstellung des Fabel- und Parabel-Stoffes aller Zeiten und Länder in chronologischer Anordnung.

Leipzig. **Max Hesses Verlag.**

Bücher für den Weihnachtstisch!

Neumann, Herm. Fritz, **Lebensrunen.**	Gedichte.	Geb. M. 3.—.
Robert, Hermann, **Rauschen und Klingen.**	Gedichte.	Geb. M. 2.—.
Stille Gedanken eines Deutschen.		Geb. M. 2.80.
Hübner, Otto R., **Lichte Sommerlage.**	Gedichte.	Geb. M. 2.—.
Bartels, Adolf, **Heinrich Heine.** Auch ein Denkmal.		Geb. M. 4.20.

C. A. Koch's Verlag (H. Ehlers), Dresden u. Leipzig.

In Max Hesses Verlag in Leipzig ist erschienen und als billiges, wertvolles und vornehmes Geschenk für die heranwachsende Jugend bestens zu empfehlen:

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte

von **Constanze von Franken.** 13. Auflage. Preis eleg. gebunden 2.50 M.

„Es will viel sagen, wenn man anerkennen muß, daß dieser Ratgeber des guten Tones der sachlichste, geschmackvollste, in Kürze und Klarheit musterhafteste ist, der neuerdings erschien." (Neues Blatt.)

Otto Meißners Verlag in Hamburg.

Mütterchen, erzähl uns was!

Erzählungen, Gedichte, Lieder, Spiele, Rätsel und Sprüche für **Kinderstube und Kindergarten**

gesammelt und bearbeitet von **Georg Paysen Petersen.**

2. Auflage.

In einem Band gebd. 4 Mark. In zwei Bänden gebd. à 2 Mark.

Digitized by Google

Völlig umsonst

erhalten sie unsern soeben erschienenen **Kunstverlags-Katalog,** 64 Seiten stark, mit 164 Abbildungen. Sie brauchen dieses künstlerisch ausgestattete Verzeichnis nur durch eine Postkarte direkt bei uns oder auch bei Ihrer Buchhandlung zu bestellen.

Leipzig **Breitkopf & Härtel**
Kunstverlag

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Passendes
und
stets beliebteres
Weihnachts-geschenk.

Man verlange ausführliche Drucksachen, sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** kostenlos von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, **Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).

Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Verlagsanstalt
erwünscht Verlagsangebote inhaltlich gediegener Bücher. Dieselbe verlegt Werke erstklassiger Autoren, verfügt über umfassende Reklame, verwendet besondere Sorgfalt auf künstlerische Buchausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert u. „L. R. C." die Exped. der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag Leipzig, Ellenburgerstrasse 4.**

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
Berlin O. 27.
Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

DÜRKOPP-

DÜRKOPP & Cº. A.G. BIELEFELD

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

„ALTVATER"
Gessler's
echter Altvater-Liqueur.
Alleinige Fabrikation
Siegfried Gessler, Jägerndorf.
kais. u. kgl. Hoflieferant.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. **W. Sklarek.**

Preis vierteljährlich 4 Mark.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist die „Naturwissenschaftliche Rundschau" ihrer hohen Aufgabe mit so großer Umsicht und Sachkunde gerecht geworden, daß sie sich schon seit Jahren in der Weltstellung eines **Zentralblattes für die gesamten Naturwissenschaften** befestigt und dieser hohen Bedeutung entsprechend ihren Abonnements und Leserkreis stetig erweitert hat.

Probenummern gratis!

Teppiche in allen Arten liefert billigst Versandhaus Benche & Lattey Magdeburg
Illustrirter Katalog postfrei.

Digitized by Google

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. a. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma)

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton. Katalog **gratis.**

Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8

Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

zu billigsten Preisen.

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch,** 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

F. Freitag

(Inh. **A. Meyer**)

Schneidermeister

Berlin SW.

o **Friedrichstr. 36** o

empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender

Herren- und Damen-Garderobe

nach **Maß** zu soliden Preisen.

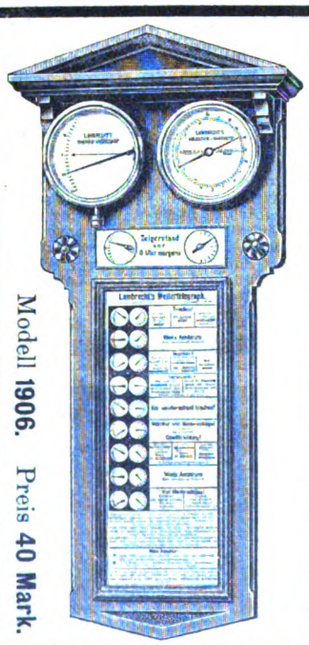
Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in

Tailor made

Kostümen, Jacketts, Mäntel und Röcken.

(Ersatz für Maßarbeit.)



Original

Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht

Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect von J. F. Schreiber, Verlag in Eßlingen und München, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 14. Dezember 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: Die Bedeutung Amsterdams für die Niederlande. Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau). — Die geheimnißvolle Flugmaschine der Gebrüder Wright. Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). II. — Björnstjerne Björnson. Von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin). II. — Die Bücher des Jahres. Antworten auf eine Rundfrage. Von H. — Urwaldbilder. Von Wilhelm Rock (Berlin). — Die Erziehung zur Hetäre. Eine Geschichte von Max Brod (Prag). 2. — Requiem. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Einige verlorene Abende. Von Ernst E. Friedegg. — Wohlthätigkeitsbazar. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

Die Bedeutung Amsterdams für die Niederlande.

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

Der Besuch des Kaisers in der Handels- und politischen Metropole der Niederlande, mit denen wir in gut nachbarlichem Einvernehmen weiter zu leben wünschen, lenkt die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung, die die Hauptstadt Hollands und das sie umgebende verschanzte Lager in militärischer Hinsicht für die Niederlande besitzt, zumal jüngst die zweite Holländische Kammer die Forderung von 8 Millionen für die Vollendung des Ausbaus der Befestigung Amsterdams ablehnte, Deutschland aber an einer stark befestigten Hauptstadt der Niederlande (wie an der Kopenhagens für Dänemark) ein gewisses Interesse hat.

Ueberdies traten unlängst Behauptungen hinsichtlich der strategischen Bedeutung der Befestigung von Amsterdam auf, die fachmännische Widerlegung herausfordern. Es wurde nämlich ausgeführt, daß, wenn einmal im Fall eines Krieges die höchsten Landesbehörden und das vor dem Feinde zurückgezogene Landheer Hollands in dem verschanzten Lager seien, die Zugänge auf dem Wasserwege westlich bei Ymuiden und östlich an der Zuydersee mit Leichtigkeit vom Feinde würden geschlossen werden können. Zu Lande habe aber die Stellung überhaupt keine Ausfallthore, so daß auch dort keine Maus ein noch aus könne. Man heiße das Lager daher im In- und Auslande die „Mausefalle von Amsterdam". Nothwendig seien vielmehr Befestigungen der Küsten Hollands, die eine feindliche Landung unmöglich machten.

Nun ist aber das Central-Reduit der Vertheidigung eines kleinen Landes wie Holland (oder Dänemarks Befestigung von Kopenhagen) der erdrückenden Uebermacht der möglichen Angreifer gegenüber nicht sowohl auf die Aufrechterhaltung der Verbindung zur See, so lebhaft dieselbe auch angestrebt werden dürfte, oder auf etwaige bedeutende Offensivstöße berechnet, als vielmehr lediglich auf die nachhaltigste passive Vertheidigung, um die Integrität möglichst lange aufrecht zu erhalten und Zeit für das diplomatische oder bewaffnete Eingreifen befreundeter Mächte zu gewinnen. Derart sind die Befestigungen Amsterdams, Kopenhagens und Antwerpens gedacht, die letztere allerdings durch ihre Scheldebefestigungen auch zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit der See. Für Holland aber sind derartige, auf der Höhe der Zeit stehende Küstenbefestigungen, auf die jene Behauptungen hinweisen, ausgeschlossen, da sie gewaltige Summen verschlingen, und dennoch die Absperrung der Proviant- und Kriegsmaterialzufuhrwege durch eine überlegene Flotte, nicht hindern würden. Selbst bei Ymuiden an der Mündung des Noord Zee Canals, 3 d. M. westlich Amsterdams, würde eine Verstärkung der Zahl der im dortigen Fort vorhandenen beiden Panzerthürme und Anlage von Küstenbatterien einer solchen Flotte gegenüber die Verbindung mit dem Meere nicht aufrecht zu erhalten im Stande sein, wenn auch einzelne Schiffe die Blokade zu durchbrechen vermöchten. Ueberdies tritt die 10 m Tiefenlinie von Hoek van Holland an bis fast zum Helder überall etwa 3 km und selbst näher an die holländische Küste heran, d. h. auf wirksamsten Geschützbereich und daher Landungen begünstigend. Bisher galten Landungen auf jener Strecke, in Anbetracht ihrer Untiefen und Sandbänke zwar für völlig unausführbar, und daher blieb sie holländischerseits (mit Ausnahme der Mündung des Noord Zee Canals bei Ymuiden) unbefestigt. Allein es erscheint nicht ausgeschlossen, daß dort Landungen, (wie die der Japaner in den seichten Küstengewässern westlich der Yalu-Mündung bei Takushan vermittelst ihrer Sampans) von besonders flach gebauten Landungsbooten unter dem Schutz des Feuers der Schiffsgeschütze ausgeführt werden können. Selbst die nur 6 km von jener Tiefenlinie abliegende zweite Hauptstadt und Residenz des Haag wäre, wenn dies das die Beschießung offener Städte verbietende Völkerrecht nicht ausschlösse, von der See aus zu bombardiren.

Somit aber sind die Seehäfen und Küsten Hollands, wenn man die den ersteren vorgelagerten Befestigungen nicht mit großen Opfern bedeutend verstärkt und an den letzteren neue anlegt, namentlich aber auch das übrige Landesgebiet außerhalb der Stellung von Amsterdam, gegen einen übermächtigen Gegner nicht längere Zeit zu halten, und die nachhaltigste Vertheidigung Hollands ist auf dessen Haupthort, die Stellung von Amsterdam, verwiesen. Die Möglichkeit aber, sie längere Zeit durchzuführen, wird sowohl von der Vollendung ihrer bereits 24 Millionen Gulden absorbirenden Befestigungen, wie wesentlich auch von einer für längere Zeit ausreichenden Verproviantirung und Kriegsmaterialdotirung Amsterdams abhängen. Nun zählt Amsterdam weit über $^1/_2$ Million Bewohner, und die in seine Befestigungen zurückgehenden Feldtruppen dürfen, da nicht alle festen Plätze und Vertheidigungsstellungen mit einem Male aufgegeben werden können, auf etwa 50000 Mann excl. Reserven veranschlagt werden. Dazu kommt die Bevölkerung der innerhalb des Fortgürtels liegenden Ortschaften. Wenn nun auch die Metropole Hollands als große Handelsstadt gewaltige Proviantvorräthe birgt, so bedürfen diese doch

Digitized by Google

für die Durchführung einer längeren Vertheidigung der rechtzeitigen, ausreichenden Verstärkung schon in Friedenszeiten. Das Gleiche gilt auch von den Munitionsvorräthen und dem Kriegsmaterial. Nun hat aber die Zweite Kammer die 8 Millionen Gulden für die Vollendung der Befestigungen abgelehnt, und somit scheint wenig Aussicht für Erfüllung der eben genannten weiteren Forderungen vorhanden zu sein, zumal die gewaltigen anzuhäufenden Proviantvorräthe von den nur etwa 45000 Mann des stehenden Heeres und der Flotte behufs Auffrischung der Bestände nicht genügend consumirt werden. Es bliebe daher nur die Sicherstellung der Verproviantirung Amsterdams für den Kriegsfall durch Contracte mit zuverlässigen, leistungsfähigen Unternehmern übrig. Ob solche aber rechtzeitig zu erfolgen vermag, ist zweifelhaft, da der Feind bei einer Landung an Hollands exponirter Westküste in kürzester Zeit vor der Stellung von Amsterdam und ebenso mit einem gleichzeitigen Landangriff vor der Stellung von Utrecht, der „neuen holländischen Wasserlinie“ und ihren vorbereiteten, ausgedehnten Inundationen erscheinen kann. Ueberdies werden beim Ausbruch eines Krieges alle Bahnlinien und die meisten der Wasserwege, die in den drei centralen Provinzen der Niederlande: Utrecht, Nord- und Süd-Holland, zur Stellung von Amsterdam führen, von Truppen- und Kriegsmaterialtransporten überhäuft sein.

So sehr auch ein Angriff von Süden auf diese Provinzen und die Stellung von Amsterdam durch die mächtigen Wasserläufe der Schelde, der Maas, des Leck und des Waal und die sich diesem unmittelbar anschließenden Inundationen erschwert ist, so offen liegt Holland dagegen einem solchen von Osten her. Dort bildet die Yssellinie einen trotz einiger Sperrbefestigungen nur sehr schwachen Vertheidigungsabschnitt, der daher kaum vorübergehend gehalten werden kann, und erst bei der „neuen holländischen Wasserlinie“, gebildet durch die Inundationen (zwischen der Zuyder See und dem Waal) und die Festung Utrecht, beginnt der eigentliche Widerstand Hollands. Unmittelbar hinter dieser Linie liegt die Stellung von Amsterdam mit ihren im Umkreise von etwa 90 km der Hauptstadt vorgelagerten Forts, Seen, inundirbaren Poldern, Kanälen und Inundationen. Schon Napoleon erklärte die Stellung von Amsterdam als eine der stärksten der Welt, und die Holländer würden sich daher in einer trügerischen Illusion befinden, wenn sie zur Aufrechterhaltung ihrer Integrität und Neutralität nicht das Hauptgewicht auf die Vertheidigung jener Stellung legten, sondern wenn bei ihnen, wie behauptet wird, die Ansicht herrschte, daß sie mit ihrer schwachen Armee an den Grenzen, und darunter auch der Seegrenze, ihre Neutralität zu wahren hätten. Denn dort empfindlich geschlagen, würde ihre Armee kaum mehr in den Hauptstützpunkt, die Stellung von Amsterdam, gelangen können. Ueberdies überwiegt, unserer Kenntniß nach, in Holland die Ueberzeugung, daß so lange die holländische Tricolore über den Thürmen Amsterdams weht, die Niederlande noch nicht verloren seien.

Ein Annexionskrieg gegen Holland entbehrt zwar heute jeder Wahrscheinlichkeit. Allein eine französische Diversion durch Holland zur Umgehung der sehr starken deutschen Rheinfront, erscheint im Kriegsfall mit Deutschland nicht völlig ausgeschlossen. Diese Diversion aber würde dadurch an Gewicht verlieren, wenn Holland ihr zwar nicht in offner Feldschlacht entgegentritt, sondern seine Armee in der Provinz Utrecht, in Nord-Holland bei Amsterdam versammelt, und, von dort aus die rückwärtigen Verbindungen der die Diversion ausführenden Armee durch starke Entsendungen bedrohend, diese zur Abzweigung starker Streitkräfte (dieser Bedrohung und der von näheren Truppenaufstellungen an der Grenze gegenüber) nöthigte.

Deutschland aber, dem jede Verletzung der Neutralität Hollands auch im Kriegsfall fernliegt, hat ein Interesse daran, daß Holland seine Neutralität und Integrität im Falle eines Krieges durch eine concentrirte Aufstellung seiner Armee im Herzen des Landes und die Vertheidigung der Stellung von Amsterdam wahrt und seine geringen Streitkräfte und seine Mittel nicht in gefährlichen und vergeblichen Versuchen, die Grenzen und die Küsten unter große, unverhältnißmäßige Opfer erfordernder Verstärkung ihrer Befestigung zu vertheidigen, zersplittert.

Die geheimnißvolle Flugmaschine der Gebrüder Wright.

Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

II.

Der historische Gang der Verbesserung der Flugmaschine durch die Gebrüder Wright von ihrem ersten motorlosen Gleitapparat im Jahre 1900 bis zu ihrem dritten Motor in der Luft im October 1905 liegt durch diese Darstellungen verschiedener Personen ziemlich klar vor unseren Augen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der Einbau des Motors die Gestalt ihres Doppeldeckers nur wenig verändert. Ihr Doppeldecker ohne Motor war beständig an Flächenumfang vom Jahre 1901 bis 1903 vergrößert worden. Wir kennen die Größe des Doppeldeckers und haben die Photographien. Sicher ist, daß damals der Führer des Flugapparates auf dem Leibe auf der unteren Tragfläche lag, das Gesicht nach unten. Diese liegende Stellung erleichtert in Sonderheit das Landen. Bei der ersten Motorfahrt am 17. December 1903 hatte ihr Doppeldecker bereits einen Flächeninhalt von 50 Quadratmetern gegenüber den 27 Quadratmetern ihres motorlosen Doppeldeckers vom Jahre 1901. Sicher scheint zu sein, daß auch nach Einbau des Motors in den Doppeldecker nie mehr als eine Person die Flugmaschine belastet hat.

Unsere Kenntniß dieses merkwürdigen Motors in der Luft hat durch eine von den Gebrüder Wright selbst verfaßte Abhandlung über „Das Verhältniß von Gewicht, Schnelligkeit und Kraft der Flugmaschinen“ in dem Buche „Navigating The Air“ sehr zugenommen. In dieser Abhandlung vergleichen die Gebrüder Wright ihre Motorflugmaschine der drei Constructionen der drei verschiedenen Jahre 1903, 1904, 1905 mit einander. Die Gebrüder Wright bauen sich ihren Gasoline-Motor wie die ganze Flugmaschine vollkommen selbst. Ihre Beschreibung der drei verschiedenen Flugmaschinen mit Motor ist daher um so interessanter. Die dauernde Leistung des ersten Motors im Jahre 1903 betrug nur 13 PS, hingegen die des Motors der beiden Flugmaschinen vom Jahre 1904 und 1905 16 PS. Nach Einstellung ihrer Fahrten am 5. October 1905 haben die Gebrüder Wright sich einen neuen Motor gebaut, der dauernd 25 PS produciren wird. Dieser Motor ist auf der zweiten Jahresausstellung des Aero Clubs von Amerika ausgestellt gewesen und auf Seite XXXV des Buches „Navigating The Air“ abgebildet. Einschließlich des Führers wog die erste Motorflugmaschine des Jahres 1903 745 englische Pfund, während das Gewicht der Flugmaschine im Jahre 1904 900 und im Jahre 1905 925 Pfund betrug. Die Last von rund 419 Kilogramm will durch einen leistungsfähigen Motor ohne Gas gehoben sein. Bei ihren Fahrten haben die Gebrüder Wright stets einen Ballast in Stahlstangen, zuletzt von 31 Kilogramm, an Bord gehabt. Die Abhandlung der Gebrüder Wright schließt mit den Worten: „Selbst bei dem gegenwärtigen Stande der Erfindung ist es leicht, eine praktische und dauerhafte Flugmaschine zu entwerfen, welche ihren Führer und den erforderlichen Brennvorrath auf einer Fahrt von über 500 Meilen (750 Kilometer) mit einer Geschwindigkeit von 50 Meilen (75 Kilometer) pro Stunde befördern wird.“

In der That würde eine solche Leistung sowohl hin-

Digitized by Google

sichtlich der Länge als der Schnelligkeit allen Anforderungen genügen, die man auf den Kontinent von Europa oder Amerika an eine Flugmaschine stellen kann. Eine Entfernung etwa von Berlin bis München genügt schon verwöhnteren Ansprüchen. Uebrigens können nach der Ansicht der Gebrüder Wright auch Flugmaschinen gebaut werden, die 120 Meilen, also 180 Kilometer, in der Stunde zurücklegen. Je größer die Schnelligkeit, umso geringer muß das Gewicht der Flugmaschine einschließlich des Führers pro PS. sein. Um ein Gesammtgewicht von 745 Pfund mit einer Schnelligkeit von 120 Meilen per Stunde zu transportieren, wären 60 bis 70 PS. erforderlich. Mit größerem Optimismus als diese erfolgreichsten Praktiker und Theoretiker der Flugtechnik kann man nicht in die Zukunft schauen.

Warum begegnet man selbst in Fachkreisen, noch mehr aber in der breiten Oeffentlichkeit den bestimmten Angaben der Gebr. Wright mit so viel Mißtrauen? Nur Wenigen ist die Geschichte dieser Erfinder und ihrer Erfindung vollständig bekannt. In Sonderheit wissen die Wenigsten, die darüber urtheilen, daß der Aero-Club von Amerika die erwähnten schriftlichen Zeugnisse von vier Herren aus Dayton beigezogen und veröffentlicht hatten. Die Erfindung selbst ist eine so einzigartige Umwälzung, sofern die Angaben der Zeugen wie der Gebr. Wright im Wesentlichen richtig sind, daß jeder vorsichtige Mensch die Verpflichtung hat, einer solchen Umwälzung zunächst skeptisch gegenüber zu stehen. Nach den Aussagen der Zeugen und der Gebr. Wright sind gerade die schwierigsten Probleme der dynamischen Flugtechnik vollkommen gelöst. Das sichere Aufsteigen, die Stabilität in der Luft, die Beherrschung des Luftfahrzeuges durch die Steuerung in horizontaler wie vertikaler Richtung, die Möglichkeit sich längere Zeit an Ort und Stelle zu bewegen, und endlich ein sicheres und sanftes Landen sind durch diese Aussagen festgestellt. Die Länge der Zeit der letzten großen Fahrt am 5. Oktober 1905 bis zur Erschöpfung des Brennmaterials, nämlich 38 Minuten und 3 Secunden, auf einem lenkbaren Luftfahrzeug ohne Gas bei Zurücklegung einer Entfernung von 37 Kilometern in 30 Kreuz- und Querfahrten übertrifft alle Erwartungen. Da die vier in den vorausgegangenen Tagen seit dem 26. September erzielten Recorde auch schon sehr anerkennenswerthe, nahe an den Hauptrecord heranreichende Leistungen darstellen und da über die verschiedenen Fahrten und verschiedenen Führer von verschiedenen Zeugen Aussagen vorliegen, die alle die vollkommene Leistung des lenkbaren Luftfahrzeuges ohne Gas anerkennen, so kann man nur mit der schweren Beschuldigung der Fälschung des Thatbestandes das Vorhandensein der wichtigsten Erfindung in Abrede stellen.

An dem Verhalten der Gebr. Wright seit dem 5. October 1905 ist aber Einiges doch sehr merkwürdig und nicht leicht zu erklären. Merkwürdig ist, daß sie ihre Fahrten vom 5. October 1905 bis im Herbst 1907, wo sie sich beide in Paris aufhielten, vollkommen eingestellt haben. Nach ihren eigenen wiederholten Aussagen ist die Kunst der Leitung einer solchen Flugmaschine überaus schwer zu lernen. Die Gebr. Wright selbst haben dem bekannten englischen Luftschiffer C. S. Rolls, der sie im Jahre 1907 in Amerika aufsuchte, erzählt, daß sie anfangs nach einem Fluge von einer Meile, also $1^1/_2$ km, am Ende ihrer Kräfte angelangt gewesen seien und erst durch Uebung später die großen Strecken zurücklegen konnten. Die Ueberwachung des Gleichgewichts, die Höhensteuerung, die Seitensteuerung, die Ueberwachung der Vergasung, der Zündung und Geschwindigkeit des Gasoline-Motors, alle diese Dinge beanspruchen die Kräfte des Körpers und des Geistes auf das Aeußerste. Da sie selbst diese Kunst erst im Laufe von Jahren erlernt haben, mußte es für sie von Werth sein, sich weiter auszubilden und die Grenze der Leistungsfähigkeit ihrer Flugmaschine wie ihrer persönlichen Fähigkeit als Führer zu ermitteln.

Es erscheint ausgeschlossen, daß irgend Jemand im Stande wäre, aus nächster Nähe gegen ihren Willen die Maschine bei einem Fluge am Abend oder am frühen Morgen zu photographiren. Bisher betrug ihre Höchstleistung ein Verweilen von 38 Minuten und 3 Secunden in der Luft. Es mußte also für sie von Wichtigkeit sein, in der doppelten Zeit die doppelte Entfernung zurückzulegen. Es erscheint unwahrscheinlich, daß sie dazu nicht eine unbewachte Stunde an irgend einem Abend oder irgend einem Morgen finden könnten. Bei einer solchen Gelegenheit wäre es ihnen leicht, ihren neuen Record von vertrauenswerthen Personen, beispielsweise Richtern oder Aerzten, die aber kein Verständniß für die technischen Details haben, feststellen zu lassen.

Diesen Einwurf haben sie im Voraus durch die Mittheilung widerlegt, daß sie ihre Maschine sofort nach der Recordfahrt vom 5. October 1905 zerlegt hätten. (Illustrirte Aeronautische Mittheilungen, Mai 1907, Seite 173 und 174, sowie Chanute in „Navigating The Air" Seite 4). Da die Gebr. Wright das Geheimniß ihrer Maschine, welches sie selbst ohne Arbeiter zusammengesetzt haben, als ein sehr werthvolles Verkaufsobject betrachten, so ist die vollkommene Zerlegung der Maschine, die in einer Remise mehrere Meilen von Dayton untergebracht war, keineswegs wunderbar. Wenn sie die Zusammensetzung ihrer Flugmaschine nicht einmal ihren eigenen Angestellten oder irgend welchen Wächtern zugänglich machen wollten, so mußten sie die Flugmaschine zerlegen. Sie haben sogar erklärt, daß sie nicht einmal Zeichnungen besäßen, sondern die Flugmaschine vollständig im Kopf hätten. Auch alle diese Thatsachen sind durchaus glaubwürdig, da Wilbur und Orville Wright die 35 und 39 Jahre alten Inhaber einer von ihnen selbst mit großem Erfolg geleiteten, vorzüglich gehenden Fahrradfabrik zu Dayton sind. Die verschiedenen Theile ihrer Flugmaschine sind unter ihrer Aufsicht von verschiedenen Arbeitern ihrer eigenen Fabrik hergestellt worden (Illustrirte Aeronautische Mittheilungen, Mai 1907, Seite 174, sowie A. Hildebrandt, die Luftschiffahrt, München 1907, Seite 127).

Wahrscheinlich haben die Gebr. Wright nach ihren fünf Recordfahrten im September und October 1905 das Gefühl gehabt, daß sie als Führer der Maschine in Folge der wachsenden Anstrengung nicht leicht höhere Ergebnisse mit der Maschine erzielen können, selbst wenn die Maschine durch einen neuen Motor noch zu größerer Leistungsfähigkeit gebracht werden kann. Der bedeutend verbesserte Motor ist inzwischen hergestellt und auch auf der Ausstellung öffentlich gezeigt worden. Soviel scheint aber sicher zu sein, daß keiner der beiden Gebr. Wright etwas Verlockendes darin findet, diesen Motor, der dauernd 25 PS. produciren soll, ohne wie die früheren Motore während der Fahrt nachzulassen, in neuen Fahrten auszuprobiren. Jedermann wird ihnen gern glauben, daß es ein Kunststück ersten Ranges ist, eine solche Flugmaschine sicher zu leiten. Stockt der Motor etwa in einer Höhe von 100 Metern, oder begeht der Führer einen Mißgriff bei Leitung der Steuerung, so kann ohne Zweifel sofort eine Katastrophe eintreten.

Ein nicht von Gas getragenes Luftfahrzeug wird immer oder wenigstens noch auf Jahrzehnte hinaus ein gefährliches Fahrzeug bleiben. Das schließt nicht aus, daß es bei der Kriegführung eine große Rolle spielen wird. Der dauernde Aufenthalt auf einem Torpedoboot oder gar auf einem Untersee-Torpedoboot gilt auch nicht als besonders sicher und ungefährlich, und doch spielen die Torpedoboote schon eine große Rolle im Kriege.

Es erscheint also durchaus wahrscheinlich, daß die Gebr. Wright den am 5. October 1905 erreichten Stand ihrer Erfindung für den richtigsten Augenblick für den Verkauf ihrer Erfindung hielten. Sobald weniger geübte Personen ihre Flugmaschine bedienen oder sobald der neue Motor die Leistungsfähigkeit vermehrt, steigt die Gefahr einer persön-

Digitized by Google

lichen Verletzung oder gar eines tödtlichen Ausganges einer solchen Luftreise. An dem Verhalten der Gebr. Wright ist also, bei Licht betrachtet, absolut nichts Merkwürdiges.

Psychologisch kommt bei Beurtheilung des Geheimnisses der Gebr. Wright weiter in Frage, daß sie aus soliden Verhältnissen hervorgegangen sind, und sich in den solidesten Verhältnissen befinden. Ihr noch lebender Vater ist der Bischof Milton Wright zu Dayton in Ohio. Durch ihre vorzügliche technische Ausbildung, sowie ihre geschäftliche Tüchtigkeit und Umsicht haben sie sich zu den Inhabern einer ausgezeichneten Fahrradfabrik in verhältnißmäßig jungen Jahren emporgearbeitet. Sie müßten keine Geschäftsleute sein, wenn sie jetzt, nachdem sie wichtige Erfindungen gemacht haben, nicht darnach strebten, aus ihrer Erfindung so viel Geld als möglich zu ziehen. Begonnen haben sie übrigens ihre flugtechnischen Künste als einen Sport, wie ausdrücklich in einem Brief des Ingenieur Chanute vom 28. Juni 1903 hervorgehoben ist. (Kapitän Ferber Pas à Pas, Saut à Saut, Vol à Vol Seite 21). Erst nachdem ihre vier Fahrten mit dem Motor am 17. December 1903 ein so überraschend günstiges Resultat geliefert hatten, sind sie zurückhaltend geworden.

Eine andere Frage ist, ob sich die Absicht der Gebrüder Wright, ein bedeutendes Vermögen von einer oder mehreren Millionen Mark als Kaufpreis ihrer Erfindung zu erhalten, verwirklichen wird. Der über militärische Dinge meist gut unterrichtete Kapitän L. Sazerac de Forge erzählt in seinem kürzlich erschienenen Buch La Conquete de Lair (Paris 1907, p. 242), daß die Gebrüder Wright der französischen Regierung ihre Erfindung für eine Million Franken angeboten haben. Die Summe sollte gezahlt werden nach Veranstaltung einer Luftfahrt von 50 Kilometern vor einer Kommission. Dieser Vorschlag der Gebrüder Wright ist aus vielen Gründen abgelehnt worden. Einmal erschien es der französische Regierung wahrscheinlich, daß ein Franzose, wie etwa Kapitän Ferber, oder der Brasilianer Santos-Dumont in Paris demnächst zu gleichen Leistungen gelangen. Sodann sprach man sich aus, daß die Zahlung einer Million für ein Geheimniß, welches so schwer zu wahren ist, eine Narrheit sei.

Die Gebrüder Wright sind ja selbst der Ansicht, daß die Wahrung ihres Geheimnisses durch eine Photographie oder den Blick eines Sachverständigen in Frage gestellt werden kann. Wenn die Gebrüder Wright selbst der Ueberzeugung leben, daß sie sich nur durch Zerstörung der Maschine und der Zeichnungen trotz der schon erlangten Patente vor Nachahmungen schützen können, so wird jede Regierung oder capitalistische Gesellschaft gleichfalls die Nachahmung fürchten und sich weigern, für eine so leicht nachzuahmende Erfindung Millionen zu zahlen. Der französische Artilleriekapitän F. Ferber, der sich selbst mit der Construction von Flugmaschinen beschäftigt, hat meines Erachtens vollkommen Recht, wenn er es für unmöglich erklärt, eine solche Flugmaschine durch Patente gegenüber Privaten oder gar gegenüber Regierungen mit Erfolg zu schützen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es den Gebrüder Wright nicht schwer fallen, die hohen Preise, welche für die „Schwerer als die Luft" in den verschiedenen Ländern ausgesetzt sind und beständig ausgesetzt werden, zu erobern. Allein in England und Frankreich sind zusammen Preise von insgesammt etwa einer halben Million Mark ausgesetzt, die ihnen zugänglich sind. Der Besitzer der „Daily Mail" hat bekanntlich 200000 Mark für den ersten Flugmaschinenritt von London nach Manchester ausgesetzt, der für Flugmaschinen aller Länder offen ist. Der Aero Club of Amerika hat neuerdings 800000 Mark als Preis für Flugmaschinen ausgeschrieben. Es kann also den Gebrüder Wright nicht schwer fallen, in Europa und Amerika in kurzer Zeit mehr als eine Million Mark durch einige Preisfahrten zu gewinnen.

Durch Errichtung der ersten großen Fabrik für den Bau guter Flugmaschinen und Motore werden sie in wenigen Jahren Millionen verdienen können, wenn ihre Erfindung für den Gebrauch nicht zu gefährlich ist. Wahrscheinlich werden die Gebrüder Wright allmälig selbst zu der Erkenntniß kommen, daß die industrielle Ausnutzung ihrer Erfindung durch den Bau von Flugmaschinen der beste Weg ist, um sich für ihre Leistungen bezahlt zu machen. Schon aus diesem Grunde ist es verkehrt, der Welt länger die Lösung des großen Räthsels vorzuenthalten.

Die sorgfältige Hütung ihres Geheimnisses seit dem 5. October 1905 beruht wohl zu einem guten Theil auf auf Unkenntniß der militärischen und politischen Verhältnisse in Europa. Die Gebrüder Wright hätten sich von vornherein aussprechen sollen, daß weder die französische, noch die deutsche, noch die russische oder englische Regierung leicht geneigt ist, für einen so problematischen Monopolwerth Geld auszugeben. Die Gebrüder Wright haben selbst noch nicht die Behauptung aufgestellt, daß sie schon jemals in einer Höhe von 1500 Metern geflogen sind. Bis zu dieser Höhe sind sie aber dem Feuer der Infanterie ausgesetzt. Es ist unwahrscheinlich, daß der vielbeschäftigte Führer einer solchen Flugmaschine noch Zeit zur Beschießung des Gegners finden würde. Auch würde der Ballast von 31 Kilogramm in Stahlstangen, welchen die Flugmaschine im Jahre 1904 und 1905 bei sich geführt hat, zu einer wirksamen Beschießung von Truppen kaum zulangen. Große Mengen von Flugmaschinen müßten sich beständig in einer Höhe von 1500 und mehr Metern halten, da sie sonst für die Infanterie wie Artillerie ein ausgezeichnetes Ziel abgeben würden. Unter diesen Umständen erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß eine Regierung schon jetzt Millionen für den Besitz einer solchen schwer zu schützenden Erfindung ausgiebt.

Die Gebrüder Wright hätten daher besser gethan, ihre Versuche am 5. October 1905 nicht einzustellen, sondern das große Geheimniß der Flugmaschine den Augen der ganzen Welt zu entschleiern.

Im October d. J. hat der Hauptmann a. D. Hildebrandt aus Berlin in Amerika den Ingenieur Chanute in Chicago aufgesucht und von ihm die Versicherung erhalten, daß er persönlich dem Fluge eines der Gebrüder Wright über eine Strecke von 1200 Metern beigewohnt habe. Ende October hat Hauptmann a. D. Hildebrandt zu Dayton nicht weniger als zehn Zeugen der Aufstiege der Gebrüder Wright persönlich mit dem in Neuyork lebenden deutschen Ingenieur Karl Dienstbach vernommen. Die Unterhaltung mit den Zeugen, die in ihren Aussagen vollkommen übereinstimmten, ergab die Richtigkeit der Angaben der Gebrüder Wright. Unter den Zeugen befand sich der 70jährige Vater der Gebrüder Wright, der amerikanische Bischof Milton Wright, der mehreren Aufstiegen seiner Söhne und auch dem längsten Fluge beigewohnt hat.

In meinem soeben erschienenen Buche „Die Eroberung der Luft, kritische Betrachtungen über die Motorluftschiffahrt" (Verlag Georg Siemens, Berlin) habe ich auf Grund der thatsächlich vorhandenen Erfolge des Farmanschen Doppeldecker die militärischen, politischen und volkswirthschaftlichen Wirkungen dieser Flugmaschine eingehend dargestellt.

Björnstjerne Björnson.

Zum 8. December.

Von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin).

II.

Nur Flachheit und Kurzsichtigkeit kann in dieser Entwicklung den Zug der Natürlichkeit verkennen. Es ist uns Allen natürlich, für die erhöhte außerordentliche Empfindung zuerst

Digitized by Google

den außerordentlichen erhöhten Ausdruck zu suchen, wie er sich einst von der Seele der Naturdichter losrang und in den Volksmund überging. In der Wurzel alles Kunstvermögens stecken die Triebe und Impulse noch ungeschieden neben einander, und das Verlangen nach reiner Gefühlsentladung, der musikalische Trieb, der laut oder leise durch alle Kunst hindurchwirkt, ist so ursprünglich wie die Lust an der Nachahmung der Objecte. Die unverschleierte Hochstimmung der Extase geht überall in der Geschichte der Völker und der Individuen der durch das äußere Wirklichkeitsbild gedeckten voran. Erst wenn wir der Hochstimmung sicher sind, haben wir den Muth, sie in den Ton jener Kreise hineinzutragen, in denen die Symbolik ihrer äußeren Zeichen zu verschwinden scheint. Der Jüngling von Kvikne und der Student von Christiania schrieb keine realistischen Dramen; er suchte die Einkehr in das Volksthum auf zwei anderen Wegen: in der Annäherung an die überlieferte Sage, die er in Versdramen verdichtete, und in jenen aus den ersten Jugendeindrücken hervorgewachsenen Bauern-Novellen, die noch mehr als unsere Auerbach'schen Dorfgeschichten Gedichte in Prosa sind. Hier wie dort schlug schon zu Beginn die den Pulsschlag des Lebens belauschende Liebe durch; feinhöriger offenbart sie sich in den Erzählungen, die das Gegenwärtige poetisch nachgestalten, mit der Tradition kämpfend in den heroischen Dramen, in denen man es verfolgen kann, wie die norwegische Eigenart der vielsagenden Knappheit erst allmälig den Sieg über die Rhetorik und Romantik davonträgt.

Dabei zeigt sich in ideeller Richtung eine aufbauende Consequenz. Die ethischen Motive und die Ideen, die später schärfer hervortreten sollen, liegen vorgezeichnet in den wolkigen Gebilden dieser ersten Entwicklungszeit. Das Vorbildliche, das die Theologen in das Alte Testament hineindeuten, um es zum Piedestal der Messiasgeschichte zu machen, ist nachweisbar in der Messiade dieses Dichterlebens, das nach der Klärung des Erlöserberufes ringt. In der Prachtnovelle „Arne" handelt es sich um den verträumten und verdüsterten Sohn einer lieblosen Ehe, der durch die Liebe zu neuem Leben und zu Familienfrieden geführt wird. Hier schon das Motiv der Vererbung, in deren Geheimnisse sich Björnson wie Ibsen versenkt, die er aber im Gegensatz zu diesem immer wieder durch die Kraft der Individualität überwinden läßt. In „Hulda", der ersten Tragödie des Dichters, meldet sich schon das Motiv des Grenzenlosen, das die Tragik in das Menschenleben hineinträgt. Der Grundton, der hier angeschlagen ist, geht durch eine ganze Reihe der Björnsonschen Werke hindurch. In der Novelle „Mutters Hände" erscheint das Motiv später in interessanter Weise national differenzirt. „Der Germane", heißt es da, „weiß sich, das Unendliche vor Augen, in seiner Wirksamkeit Grenzen zu setzen, der Slawe — ob Iwan der Grausame oder Tolstoi der Menschenfreund — verliert sich ins Grenzenlose." Wer dieses Bekenntniß festhält, der wird die Tendenz manches großen Werkes von Björnson, namentlich die seines mächtigen Doppeldramas „Ueber unsere Kraft" in der Tiefe zu fassen wissen. In der Sigurd-Tragödie behandelt der Dichter schon das Königs-Motiv, die Frage nach der menschlichen Beglaubigung des Gottesgnadenthums, die er später in seinem „König" an der Wurzel packte. Durch alle diese Frühwerke hindurch aber geht ein eigenthümlicher, tiefreligiöser Zug, der, gesteigert durch die auf den Knaben einwirkenden Lehren des Grundwigianismus — einer norwegischen Sectenlehre, die das Urchristenthum wiederherstellen will — den Sinn auf die entscheidenden Gewissensconflicte hindrängt, der sich allmälig von allen äußeren confessionellen Zuthaten reinigt, aber mit unveränderter Strenge die Wahrhaftigkeit vor dem inneren Forum fordert. Dadurch wird aber immer mehr auch die Kunstform, der Abfall von der Rhetorik und die Neigung zum aufrichtigen Naturlaut von innen her bestimmt. Ethisch und ästhetisch thut Björnson die Wort- und Werkheiligkeit von sich ab, um die Menschen bei der innersten Quelle der Impulse zu fassen, in der Tiefe, wo sich alles Ethos erst herausarbeitet, in jener dunklen Sphäre, in der ererbte Bestimmung und Wille mit einander streiten, und auf die die Genieblitze der Dichtung bisher mehr Licht werfen als die der Wissenschaft. So erzieht der Ethiker Björnson den Charakteristiker schärferer Prägung, der sich zuerst mit seiner ganzen individuellen und norwegischen Eigenart in der Prosa-Historie „Zwischen den Schlachten" offenbart, dem Uebergangsdrama zwischen Jugend und Mannheit, romantischem Stimmungsbild und psychologischer Studie, das einst die Meininger in Deutschland zum Siege geführt haben.

Jetzt erst, des neuen Tones für die Hochstimmung sicher, tritt Björnson in die bürgerliche Sphäre ein und bringt mit seinen ersten Dramen aus der gegenwärtigen Gesellschaft weit über sein Vaterland hinaus. Vor Allem mit dem „Fallissement". Mit dieser Kaufmannstragödie (so darf man das Stück trotz des nicht ganz organischen, versöhnlichen Schlusses nennen), die in der individuellen Färbung des Tones, wie in der Echtheit des Gehaltes frappirte, mit diesem dramatischen „Soll und Haben", das in einer der merkwürdigsten Ueberredungs- und Ueberzeugungsscenen der Weltliteratur, dem großen Gespräch zwischen Berent und Tjälde, der falschen Buchführung bürgerlicher Existenzen, der verheerenden Lebenslüge den Krieg erklärte, war Björnsons deutscher Ruhm entschieden. Als das „Fallissement" den Siegeslauf über die deutschen Bühnen antrat, schloß sich Ibsen nicht als Nachahmer, aber als Gleichgestimmter dicht an den älteren Genossen. Der Dichter der „Stützen der Gesellschaft" steht unverkennbar auf demselben Boden wie der des „Fallissements" — dann aber scheiden sich die Wege in merkwürdiger Weise. Ibsen, der Menschheits-Aristokrat und leidenschaftliche Individualist, drängt immer mehr zur Auslese der Charaktere und zur Vereinsamung seiner Helden, Björnson, der geborene Volksmann, hält, so hoch er die individuelle Anlage stellt, an dem Ideal der Massenbeglückung fest. Ibsen, der große Ironiker und Skeptiker, setzt die ideale Forderung selbst auf die Anklagebank — die entscheidende Wendung wird am deutlichsten in der „Wildente" — löst alle Selbsttäuschungen, auch die, die er in den Träumen edler Weltbeglückung zu finden glaubt, in unbarmherziger Dialektik auf, um schließlich mit antiker Größe die Resignation der Adelsmenschen, die Weltflucht des Schönheitsbedürfnisses uns als den letzten Rathschluß zurückzulassen. Björnson, optimistisch und demokratisch, läßt die ideale Forderung nicht fallen; aber er differenzirt sie immer schärfer und feiner, er begründet sie immer tiefer und gewinnt ihr hoffnungsvoll immer neue Seiten ab.

Das Propagandistische steckt ihm im Blut; aber weil es aus dem Herzen und nicht aus dem Kopfe kommt, wirkt es poetisch, und weil die Tendenz aus der Anschauung und nicht aus der Theorie geschöpft ist, drängt sie, niemals abstract, sondern gestaltend, in eigenartig erfaßten Lebensbildern hervor. In seiner „Maria von Schottland" rückt er uns vor Augen, daß nur die Hingabe an Eines, die opferwillige Selbstverleugnung, der ideal gestimmte Eigensinn der Selbsteneignung, den Menschen veredeln kann. Aus einer Fülle farbigen Lebens springt diese Idee wie eine Höhe aus reich bewegter Landschaft hervor. In „Leonarda" wägt er die Forderungen der Liebe und der Gerechtigkeit gegen einander ab und zeigt, daß Gerechtigkeit ohne Liebe ein Körper ohne Seele ist; im „Handschuh" versinnlicht er die Macht, die die ethische Schätzung auch im Weibe über die Liebe gewinnen kann. Im „König", einer ganz eigenthümlichen Schöpfung, in der die Romantik noch einmal auftaucht, aber nicht in den Kern eindringt, sondern wie ein Nebelwallen den festen Körper umflutet, zeigt er uns die volle Tragik volksfremder Souveränität. In „Paul Lange und Thora Parsberg", einem bei uns zu wenig gekannten und gewürdigten Stücke,

Digitized by Google

verdichtet er einen ganz eigenthümlichen Gedanken der Menschheitsentwicklung. Er mahnt da — diesen Kommentar hat er mir einmal selbst gegeben — die verwundbaren Stellen der feinen Natur, auf die sich der Neid der Roheit stürzt, zu schonen, weil sonst der Adel der Menschheit verloren ginge. In dieser Lebensauffassung, die mit den Schwächen der Auserlesenen rechnet und für sie Duldung und Zartgefühl verlangt, liegt ein interessanter Gegensatz zu jener Uebermenschentheorie, die die Aufwärtsentwicklung auf die Schonungslosigkeit der Starken gegründet sehen will. In seinem Doppeldrama „Ueber unsere Kraft", dem großartigsten seiner Werke, seinem Vererbungsdrama, das dem Ibsenschen so scharf entgegengesetzt ist, erscheint das Motiv des Grenzenlosen, das ihn von Jugend an beschäftigt, in einer Reihe von Geschlechtern, die die Perspective in ein spätes Menschheitsglück eröffnen, genial durchgebildet. Die Generationen treten da für ganze Zeitalter ein, wie auch die scheinbar so nahe Lösung der Antinomieen in eine ferne Zukunft weist. Das erste Geschlecht vertrotzt sich im Pastor Sang auf das Wunder, auf die Kraft, den Himmel zur Erde herabzuziehen, uud geht daran tragisch zu Grunde; die Tragödie dieser Generation, in der wir die ganze Skala religiöser Bedürfnisse und Stimmungen vernehmen, ist wohl das Stärkste, was Björnson geschaffen hat. Das zweite maßlose Geschlecht geht im Herrentrieb und in Anarchie über Leichen hinweg; das dritte eröffnet den Ausblick auf eine im Sinne der Charitas erzogene Menschheit, die jede Kraft durch den Beruf der Menschlichkeit bindet, die alle technischen und wirthschaftlichen Fortschritte als Werkzeuge der Liebe betrachtet und verwerthet und so jene Grenzen zieht, in denen die Thätigen auf Erden sich bescheiden und umfrieden können. Von dem Hauch dieser hoffnungsvollen Weltanschauung ist noch eine ganze Reihe von Björnsonschen Dramen und Romanen erfüllt; am wichtigsten ist uns das individuelle Bekenntniß: „Laboremus", die Beichte des Siebzigers, das Seiten- und Gegenstück zu Ibsens Epilog „Wenn wir Todten erwachen". Bei Ibsen der stolze Verzicht des Schönheitsfanatikers, dem das Leben im Bilden entschwand, bei Björnson der Glaube an die erlösende Arbeit, die aus dem drohenden Wogenschlag wilder Begehrungen auf das Festland der Befriedigung hinüberretten kann.

Björnson ist ein ausgesprochen baumeisterlicher Mann, der, mit allem Feingefühl für Leid und Zweifel, für Schwermuth und Verzicht begabt, doch ein faßbares Ideal, woran unsere Hoffnungen sich klammern, vor uns hinstellt. Das geht durch sein ganzes Wirken hindurch, und diesen Eindruck macht er im Leben wie im Dichten. Der Kopf eines Priesters auf der Gestalt eines Helden, ein Antlitz, in das der kategorische Imperativ, die Strenge gegen sich selbst, ihre Schrift eingetragen, und Augen, aus denen die Milde gegen Andere leuchtet. So tritt er vor uns hin, jung im Alter, jeder Zoll ein begeisterter Altruist, ein Volksmann, der in der Arbeit für sein Volk ein Stück Menschheitsarbeit geleistet hat.

Die Bücher des Jahres.

Antworten auf eine Rundfrage.

Wenn ich aus der starrend gestappelten Menge der mir aus freundlich-vertrauender Aufmerksamkeit in diesem Jahre zugesendeten und der selbst erstandenen Bücher die herausgreife von den wenigen, die ich anlesen, in denen ich habe blättern dürfen, und sie nur flüchtig übersehend ordne, ist es mir zweifellos, daß wie im Vorjahr Diltheys „Erlebniß und die Dichtung" so heuer des Grafen Hermann Keyserlings „Unsterblichkeit" der erste Platz gebühre. Rudolf Huchs „Max Gebhardt" zögere ich nicht, — obwohl mir das reiche, tiefnachdenksame Werk persönlich zugeschrieben ist, sofort anzufügen, und Max Brods „Weg des Verliebten", eine Sammlung höchst persönlicher Verse, scheint mir bedeutend genug, an dritter Stelle gelten zu dürfen. Jonas Fraenkels geschmackvoll geordnete „Romantiker-Briefe" dürfen hier nicht unerwähnt bleiben, des Insel-Verlages kostbare Auswahl der Briefe von Goethes Mutter sei angelegentlichst empfohlen, und mit Hochachtung verzeichne ich die Galiani-Ausgaben von Weigand und Gleichen-Rußwurm, mit Liebe Hans von Müllers Hoffmann-Märchen (in der auf das sorgfältigste gepflegten Reihe der Bardtschen Bände des „Hortus deliciarum"). Ein unschätzbares Geschenk ist die Diederichsche Lese aus Lichtenberg, lieblich lockt die große Mörike-Edition des Kunstwart, vor Will Vespers trefflichen „Büchern der Rose" und seinen „Statuen deutscher Kultur" mag auch ich unter so vielen Lobern mit dem aufrichtigen Dank nicht länger zurückstehen. Ein Monument, nicht weniger, stellt der Hauptmann dar, den S. Fischer neben seiner neuen Dehmel-Folge ausgerüstet hat. Greves ausgezeichnete 1001 Nächte bleiben nicht dahinter. Bierbaums „Prinz Kuckuck" fordert seinen breiten Platz, Benno Geigers „Lieblose Gesänge" wollen kühnen Wettstreit aufnehmen, Dora Hohlfelds romantisch wundersamer „Freudensaal" wird ihren Enthusiasten — wer nicht für sie ist, ist gegen sie — eine neue große Freude bereiten. Oscar A. H. Schmitzs „Französische Gesellschaftsprobleme" überraschen, so oft man sie aufschlägt, durch sichere Bewältigungen spröder vager Materien. Bodes Goethe-Extracte bedürfen keiner Anpreisung (schade nur, daß sie so unangemessen gewandet sich geben müssen). Dann ist Minor-Diederichs Novalis da, ein festliches Ereigniß, Heycks ausgezeichnete „Moderne Kultur", Annette Kolbs Katharina von Siena, Rilkes vermehrtes „Buch der Bilder" (unerreichbar bleibt sein „Stundenbuch"): — es wäre eine Lust, zu lesen, säße man nicht, wenn man Laune und Weile hat, aller Freude und Pflicht zum Trotz, immer wieder über der Bibel, Grimms Märchen und Wörterbuch, Montaigne, Shakespeare, Kant, Keller, Jean Paul und Flaubert. Den geliebten Hoffmann aber darf ich endlich in einer würdigen Ausgabe genießen: Den prächtig in Leder gefügten, großen auf Bütten gedruckten, die uns Georg Müller soeben stolz verabreicht.

Richard Schaukal (Wien).

* * *

Die Aufforderung, die besten Bücher des verflossenen Jahres namhaft zu machen, setzt mich in einige Verlegenheit; denn ich halte es mit den Malern guten Schlages, die nur ungern fremde Bilder sehen und keine Kunstausstellungen besuchen. Ich lese daher wenig neue Belletristik und dulde, wie mein Freund und Meister Detlev Liliencron, nur weniges davon in meiner Stube. Für das Bedeutendste, das uns Deutschen in diesem Jahre geschenkt wurde, halte ich die „Verwandlungen der Venus" von Richard Dehmel (S. Fischer, Berlin). Dies Buch bleibt bestehen, wie der „Faust" bestehen blieb; alle Schmerzen und das Entzücken unserer Sinne ist darin gebannt, die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen der Geschlechter. — — Von den Romanen nenne ich als den erkenntnißreichsten, das Buch eines dänischen Erzählers: „Grau und Roth" von Knud Hjortö (Axel Juncker, Stuttgart).

Oskar Wiener (Prag).

* * *

Die Bücher, die mir in der verflossenen Leseperiode am besten gefallen haben, sind sämmtlich älteren Datums. Sogar ganz alten Datums. Ich kann doch hier nicht gut den Thukydides oder Burckhardts „Cultur der Renaissance" oder Weiningers „Geschlecht und Charakter" aufführen. Und von den „Neu-Erscheinungen" des letzten Jahres ... Das ist eine nur bescheidene Lese. Immerhin nenne ich:

Digitized by Google

Karl Larsen: Politische Reisen.
Dahl: Das Reich in uns.
Gustav Wied: 2 × 2 = 5. Axel Juncker (Stuttgart).
F. A. Beyerlein: Ein Winterlager. Vita (Berlin).
Karl Hans Strobl (Brünn).

* * *

Für Freunde lyrischer Dichtung scheinen mir die folgenden Bücher des vergangenen Jahres besonders wichtig zu sein:

Richard Dehmel: Die Verwandlungen der Venus. S. Fischer (Berlin).
Rainer Maria Rilke: Neue Gedichte. Insel-Verlag (Leipzig).
Arthur Rimbaud: Leben und Dichtung. Insel-Verlag (Leipzig).
Ricarda Huch: Neue Gedichte. Insel-Verlag (Leipzig).
Walther Calé: Nachgelassene Schriften. S. Fischer (Berlin). Hans Bethge (Steglitz).

* * *

Maximilian Bern: „Sich selbst im Wege". Ein Stimmungsbild aus dem Bühnenleben. Verlag von A. Mehlhorn, Berlin-Charlottenburg. Neue Auflage.
Detlev von Liliencron: „Ausgewählte Gedichte". Volksausgabe. Schuster & Loeffler (Berlin).
Gustav Falke: „Frohe Fracht". Neue Gedichte. Alfred Janßen (Hamburg).
Hugo Salus: „Die Blumenschale". Gedichte. Albert Langen (München). Leo Heller (Berlin).

* * *

F. Mauthner: Todtengespräche. Axel Juncker (Stuttgart).
F. W. v. Oestéren: Christus nicht Jesus. Fleischel & Co. (Berlin).
H. Loens: Mein braunes Buch. A. Sponholtz (Berlin).
P. Friedrich: Tiefe Feuer. Axel Juncker (Berlin).
Ott. Stauf v. d. March (Wien).

* * *

Es verweist auf seine ausführlichen Besprechungen und wiederholt in Kürze nur:

Jules Laforgue: Sagenhafte Sinnspiele. Axel Juncker (Berlin).
Heinrich Mann: Mnaïs und Ginevra. R. Piper & Co. (München) und „Zwischen den Rassen". Albert Langen (München).
Franz Blei: Der dunkle Weg. Julius Zeitler (Leipzig).
Richard Schaukal: Schlemihle, 3 Novellen. Georg Müller (München).
Blühende Gärten des Ostens. Aus der Literatur des Orients. Julius Zeitler (Leipzig).
Julius Meier-Gräfe: Impressionisten. R. Piper & Co. (München).
Arthur Rimbaud: Leben und Dichtung. Insel-Verlag (Leipzig). Max Brod (Prag).

* * *

Non multa sed multum!

Hermann Bang: Michael. S. Fischer (Berlin).
Fedor Dostojewsky: Die Brüder Karamasoff. R. Piper & Co. (München).
Heinrich Mann: Zwischen den Rassen. A. Langen (München).
Paul Friedrich: Das Pfauenrad der Sphinx. Axel Junker (Stuttgart).
Peter Altenberg: Märchen des Lebens. S. Fischer (Berlin). Paul Friedrich (Berlin).

* * *

Wissenschaftliches.

Helfert, Alex. Freiherr v.: Geschichte der Revolution 1848, I. Bd. (bisher nur dieser erschienen). Herder (Freiburg).

Weitaus das bedeutendste Werk, das ich in diesem Jahr und seit langem gelesen habe. Wohl das bedeutendste, das je über diese Epoche geschrieben worden ist. Ein literarisches Monument!

Belletristisches.

a) Psychologisch Feines oder sonst Interessantes.

Ompteda, Georg Freiherr von: Wie am ersten Tag. Fleischel & Co. (Berlin).
Greinz, Rudolf: Das stille Nest. Staackmann (Leipzig).
Ungenannter Autor: Götzendämmerung. Singer (Straßburg).
Schilderung der Zustände in Ungarn, speciell des drangsalirten Deutschthums daselbst.

b) Unterhaltungslectüre.

Höfer, Irma v.: Jugend. Knepler.
Zobeltitz, Fedor v.: Höhenluft. Fleischel & Co. (Berlin).
Theodor von Sosnosky (Wien).

* * *

Rainer Maria Rilke: Das Stundenbuch. 2. Aufl. Insel-Verlag (Leipzig).
Arthur Schnitzler: Dämmerseelen. S. Fischer (Berlin).
Eduard Graf Keyserlingk: Schwüle Tage. 4. Auflage. S. Fischer (Berlin).
Oscar Wilde's Werke in der Ausgabe des Insel-Verlages.
Baron de Maricourt: Madame de Souza.
Lettres de direction du Père L. de la Cie de Jésus.
Hugo von Hofmannsthal: Die prosaischen Schriften. S. Fischer (Berlin).
Paul Wiegler: Französisches Theater der Vergangenheit. In der „Fruchtschale". R. Piper & Co. (München).
Friedrich Huch: Mao. S. Fischer (Berlin).
Max Brod: Experimente, Axel Juncker, Stuttgart.
G. von Schulze-Gaevernitz: Britischer Imperialismus und englischer Freihandel. Duncker und Humblot (Leipzig).
Robert Saudek: Dämon Berlin. Concordia (Berlin). Martin Berndt (Berlin).
(Marsyas.)

* * *

Samuel Rogers hat einmal gesagt: „when a new book comes out, I read an old one" — wenn ein neues Buch erscheint, lese ich ein altes. Wie beneidenswerth das Loos dieses Glücklichen war, das, glaube ich, weiß nur der viel geplagte Herausgeber einer literarischen Zeitschrift richtig zu würdigen. Himmelherrgott, wie oft habe ich nicht den Wunsch, einmal wieder ein gutes, „altes" Buch zu lesen, etwa einen Band Keller, C. F. Meyer, Dickens, Fontane, Raabe, Storm, von den ganz Alten völlig zu geschweigen — aber dann schlägt mir das Gewissen, sobald ich an das Bücherspind trete und die Stapel von neuen und neuesten Büchern sehe, die man mir zur „gefälligen Besprechung" ins Haus gesandt, und die wie die grauslichen Mäuse von Bingen schaarenweise aus allen Schränken hervorquellen, Tische, Stühle und jeglichen freien Platz füllen, daß man über sie

Digitized by Google

bei jedem Schritte stolpert, und man kann sich ihrer nicht erwehren — wenn ich diese Berge von Büchern, diese drohenden Schlachtreihen sehe, dann entfällt mir der Muth, mich zu den Alten durchzukämpfen, die längst in die entlegenen Winkel der Schränke haben flüchten müssen, ich ergebe mich in mein bedauernswerthes Schicksal und lese eines der neuen Bücher.

Was mir aus der Ernte des letzten Jahres werth scheint, gelesen zu werden, soll der Leser nach diesem Stoßseufzer nunmehr erfahren.

Zunächst Werke, die sich mit Goethe und seinem Kreise beschäftigen. Da nenne ich an erster Stelle die prächtigen bei Mittler & Sohn (Berlin) erschienenen Publicationen Wilhelm Bodes, der ein Goetheforscher nach meinem Herzen ist. Also Goethes Gedanken (2 Bde.) und Amalie, Herzogin von Weimar (3 Bde.: Das vorgoethische Weimar; der Musenhof der Herzogin Amalie; Ein Lebensabend im Künstlerkreise). Es folgen Ausgaben des Insel-Verlages (Leipzig) und zwar Goethes Briefe an Charlotte v. Stein, die Petersen herausgab, Briefe von Goethes Mutter, die Albert Köster ausgewählt hat, Goethe im Gespräch, eine Auswahl von Deibel und Gundelfinger, Goethes Tod, ein In memoriam von Schüddekopf, und schließlich die von Rohmann herausgegebenen Briefe an Fritz v. Stein. Hierhin gehört auch der famose Almanach des Verlages Diederichs (Jena): Jena und Weimar.

Weiter nenne ich an werthvollen Neuausgaben:

Lichtenbergs Schriften. Diederichs (Jena).

Scheffels gesammelte Werke, die gute billige Proelßsche Ausgabe (mit den Reisebriefen!). Adolf Bonz & Co. (Stuttgart).

E. T. A. Hoffmanns sämmtliche Werke, die Grisebachsche Ausgabe, die um die bedeutsamen musikalischen Schriften vermehrt ist. Max Hesse (Leipzig).

Die Mörike-Ausgabe des Kunstwarts, die erste des Dichters in jeder Hinsicht würdige. Georg D. W. Callwey (München).

Die Gesammtausgabe der Werke Kiellands, des viel zu wenig gekannten Norwegers. Georg Merseburger (Leipzig).

Und last not least etwas, was nur der Insel-Verlag (Leipzig) herauszubringen vermag:

Die Gesammtausgabe der „Tausend und eine Nacht", die Hoffmannsthal eingeleitet und Felix Paul Greve meisterhaft (aus dem Englischen Burtons) verdeutscht hat.

Nun die Jubiläumsbücher, und hier an erster Stelle:

Friedrich Th. Vischers: „Auch Einer" in der wundervollen Liebhaber-Ausgabe der deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart).

Desselben „Faust, der Tragödie dritter Theil". H. Laupp (Tübingen).

Brüder Grimm: Kinder und Hausmärchen mit den köstlich feinen Bildern von Ludwig Grimm. J. G. Cotta (Stuttgart). Auch auf die schöne Ausgabe des Turm-Verlags (Leipzig), die Riemann herausgegeben und Otto Ubbelohde mit Zeichnungen geschmückt hat, verweise ich ausdrücklich.

An biographischen Werken, Briefsammlungen u. s. f. führe ich auf:

Theodor Storms: Briefe in die Heimath. Karl Curtius (Berlin).

Wilhelm Mießners: Ein Menschenleben. Alltagsbriefe unserer Klassiker. Wedekind & Co. (Berlin).

Tony Kellens: Französische Liebesbriefe aus 8 Jahrhunderten. Julius Zeitler (Leipzig).

R. Gundelfingers: Romantikerbriefe. Diederichs (Jena).

Robert Rehlens: Fridericus Rex. Julius Zeitler (Leipzig) und Karl Bleibtreus sehr feinen „Friedrich den Großen". Robert Lutz (Stuttgart).

Nun ein paar Bücher für literarische „Gourmets" — dieses Gourmets in bedeutsamen Anführungsstrichen:

Godard d'Aucourts: Themidor, der Maupassants helles Entzücken war. Jul. Zeitler (Leipzig).

Maurice Barrès: Vom Blute, von der Wollust und vom Tode. Julius Zeitler (Leipzig).

Franz Blei: Das Lustwäldchen. Galante Gedichte des deutschen Barock. Hans v. Weber (München).

Ein paar Alte im neuen Gewande:

Die Novellen des Cervantes. Von Konrad Thorer übersetzt. Insel-Verlag (Leipzig).

Altitalienische Novellen. Von Paul Ernst herausgegeben. Insel-Verlag (Leipzig).

Arthur Bonus: Isländerbuch. 2 Bde. Altgermanische Bauern- und Königsgeschichten. G. D. W. Callwey (München).

Homers Ilias von Hans Georg Meyer, eine ganz glänzende neue Verdeutschung. Das Buch ist zudem von Hans Krause mit wundervollen Kopfleisten geschmückt worden. Trowitzsch & Sohn (Berlin).

Hier will ich auch die bei Zeitler (Leipzig) erscheinenden „Editionen merkwürdiger und berühmter Romane der Weltliteratur" und vor allen Dumas „Kameliendame" und der de Goncourts „Renée Mauperin" erwähnen.

Etwas Kunstliteratur und Wissenschaft:

E. Heyck: Moderne Kultur. Bisher erschien nur der 1. Band. Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart).

H. Engels: Hausbuch deutscher Kunst. Eine sehr glückliche Bilderwahl und prächtige Reproductionen. Ein wirkliches Hausbuch! Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart).

Armstrong: Joshua Reynolds. Von E. Kraatz verdeutscht, mit wunderbaren Reproductionen. Verein. Kunstanstalten (München).

Und hierhin gehört schließlich auch, obwohl es ein ganz andres erscheint: Jos. Ruederers: München. C. Krabbe (Stuttgart) — eines der amusantesten Bücher, die ich kenne.

Nun ein paar naturwissenschaftliche und geographische Werke von bleibender Bedeutung:

Heinrich Simroth: Die Pendulationstheorie, eine neue Schöpfungsgeschichte, die die Deutungsversuche des Darwinismus auf ein einheitliches kosmisches Princip zurückführt. Konrad Grethlein (Leipzig).

Jacques Loeb: Untersuchungen über künstliche Parthenogenese. Joh. Ambros. Barth (Leipzig).

Hans Kraemer: Der Mensch und die Erde. 1. Bd. R. Bong & Co. (Berlin).

Wilhelm Filchner: Das Räthsel des Matschu. Des kühnen Forschers Tibetexpedition. Ein Werk, das ich schon mehrfach gewürdigt habe. E. S. Mittler u. Sohn (Berlin).

Siegfried Passarge: Südafrika. Eine hochbedeutsame, gerade für uns Deutsche interessante Monographie. Quelle & Meyer (Leipzig).

R. Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. Eines der besten Colonialwerke, die wir besitzen. Strecker & Schröder (Stuttgart).

Und schließlich nenne ich hier noch die köstliche Neuausgabe, die der Insel-Verlag (Leipzig) von des alten Brandenburger Majors Otto Friedrich v. d. Groeben: Guineischen Reisebeschreibung, der ersten deutschen Colonialexpedition, getreu nach der Erstausgabe veranstaltet hat.

Kämen nun die neuen Romane, Novellenbücher, Erzählungen u. s. f. an die Reihe, wobei ich jedoch ausdrücklich betonen will, daß die Reihenfolge kein Werthurtheil abgeben will; ich zähle die Bücher einfach auf, wie sie mir im Gedächtniß sind. Nur eine Ausnahme mache ich, wenn ich

Digitized by Google

Richard Schaukal bewußt und absichtlich an die Spitze setze; denn als künstlerische Persönlichkeit scheint mir Schaukal (der Dichter, wie der Aesthetiker) der Bedeutendste unter den Jungen. Und er ist ein wahres Proteus in seinem Schaffen und doch immer derselbe wieder. Von ihm nenne ich an erster Stelle: Großmutter, ein Buch von Tod und Leben, Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart), Leben und Meinungen des Herrn Andreas v. Balthesser, Georg Müller (München), das sich den Lesern der „Gegenwart" schon durch manche Probe empfohlen hat, und die Novellensammlung Eros Thanatos (Wiener Verlag). Dazu an ästhetisirenden Büchern noch: Literatur, drei Gespräche, und Georgione, oder Gespräche über die Kunst, beide bei G. Müller (München) erschienen. Und nun also:

Hermann Hesse: Diesseits. S. Fischer (Berlin).

Karl Hans Strobl: Bedeutsame Historien. Fontane & Co. (Berlin).

Friedrich Werner van Oestéren: Der Weg ins Nichts. Egon Fleischel & Co. (Berlin).

Hermann Löns: Mein braunes Buch. A. Sponholtz (Hannover).

Max Brod: Der Weg des Verliebten. Gedichte. Axel Juncker (Stuttgart).

Karl Rosner: Sehnsucht. Concordia, H. Ehbock (Berlin).

Ernst Zahn: Lukas Hochstraßers Haus. Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart).

Oskar Wiener: Verstiegene Novellen. Harmonie-Verlag (Berlin).

Ein paar Ausländer:

Gustav Wied: „2 × 2 = 5" und „Aus jungen Tagen". Axel Juncker (Stuttgart).

Joh. V. Jensen: Die Welt ist tief. S. Fischer (Berlin).

Ist das wirklich alles?

Ich erinnere mich im Augenblick keines andern Werks mehr, das mir einen bleibenden Eindruck, ein scharfes Erinnerungsbild hinterlassen hätte. Aber ein Buch muß ich hier noch nennen, das ich erst in diesem Jahre durch die neue, bei Diederichs (Jena) erschienene Ausgabe kennen gelernt habe, ein Buch, das mir ein Ereigniß war, ein Werk, das zu den ganz großen gehört, die man nie wieder vergißt. Das ist des Schweizers Carl Spitteler: Konrad der Leutnant.

H.

Urwaldbilder.

Von Wilhelm Nock (Berlin).

I.

Im Urwald wars — in ungeahnter Pracht
Am moosbehangnen Stamm der Orchidee Kelch sich breitet —
Da sah ich, wie auf Azurschwingen sacht
Ein blauer Falter still an mir vorübergleitet.

Ich blickt ihm nach — — wo die Liane flicht,
Dichtgrünen Vorhang ist er leis entschwunden;
So naht das Glück, ach, greifbar ist es nicht —
Ein Märchentraum für wenige Secunden.

II.

Wie eine Jungfrau, stolz und schön,
Noch keinem Irdischen ergeben,
So hab ich Urwald, Dich gesehn,
Und mich ergriff ein heilig Leben.

Rings ragen Mahagonibäume,
Umkränzt von wildem Schlinggerank,
Sie starrn empor — in ihre Träume
Noch keiner Aexte Schlagen drang.

Der Tropensonne heißer Odem
Dringt nicht durch dieses Blätterdach —
Auf schlüpfrig feuchtem Moderboden
Da wuchern Pilze mannigfach.

O sieh — der Orchidee Pracht
Am Gunjakstamme aufwärts dringen;
Ein blauer Falter segelt sacht
An mir vorbei auf Märchenschwingen.

Cuidad!*) die Jararuca**) späht
Dort züngelnd aus der Regenrinne,
Im Schuttgeroll nach Beute geht
Hochstelzend eine Vogelspinne.

Und tiefe Stille rings umher — —
Kein Laut durchbricht die grünen Schranken;
Gedämpft nur tönt vom Lüftemeer
Der Papageienschwärme Zanken.

Mein gutes Messer schafft mir Bahn,
Der Compaß zeigt mir an die Richtung;
Da öffnet plötzlich sich der Plan,
Und ich erschaue eine Lichtung.

Ihr Campos seid es — hoch und breit,
Ihr seids im Glanz der lichten Sonnen — —
Wie wird das Herz mir froh und weit,
Da ich Dir, Urwald, nun entronnen.

Die Erziehung zur Hetäre.

Eine Geschichte von Max Brod (Prag).

2.

In dem kleinen Zimmer war die Stille jetzt merklicher als vorhin.

„Der hat doch auf Persönlichkeit," setzte Carus fort. „Anders als die Andern ist er, kein Bürger."

Mansvet wandte sich vom Fenster: „Nein, nur eine Schein-Persönlichkeit ist er und bleibt Bürger. Alles thut er nur dem Publicum zu Liebe, immerfort spielt er ein effectvolles Theater. In aufdringlicher Art vollführt er jährlich seine tollen Streiche, stellt sie förmlich aus, ist stolz darauf, daß er über seine Verhältnisse lebt ... Ich aber meine Persönlichkeit-Menschen, die von Feinheit rührend überfließen und ihre Scham darüber haben, ungeschickte und feige Zauberer, die nur in den stillsten Stunden rührend-zarte zerbrechliche Flügel ausspannen und im stummen Schauer anstaunen den an einem regnerischen Sommerabend opalisirenden Glanz der Moldau."

Carus seufzte.

Der Componist, der die Dissonanz: Prim, Second, Qunit, nicht aufgehoben, sondern während der Anwesenheit Ralphs in verschiedenen Stärken und Lagen immer wieder angeschlagen hatte, änderte jetzt den Accord in einen süßen Dur-Dreiklang, gab einen Baß dazu, den er chromatisch in die Tiefe führte, als Basis für neue noch zerfließendere Accorde und als Uebergang zu einem Notturno von Chopin, das bald darauf in schweren Honigtropfen durch das Zimmer sich auszubreiten begann.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
—

*) Vorsicht! **) Eine Giftschlange.

Digitized by Google

Schon am nächsten Tage wußte Mansvet einen längeren Spaziergang mit Doris herbeizuführen, indem er sie von ihrer Freundin abholte.

Die Geschwister hatten eigentlich nie viel mit einander verkehrt, der große Altersunterschied von fast zehn Jahren hinderte das. „Ich kam gerade hier vorbei" mußte daher Mansvet dem erstaunten Blick der Schwester erklären.

Sie gingen eine Weile ganz stumm neben einander.

Dann knüpfte er mit Anstrengung an eine gemeinsame Vergangenheit an: „Und der Referendar aus Ahlbeck, schreibt er dir noch immer?"

„Keine Idee. Der Papa hat's doch verboten."

„Papa! Papa! ... Das ist doch nur eine Formsache, nicht wahr, das brauche ich Dir doch nicht zu erklären," er versuchte scherzhaft zu grinsen. „Da läßt man sich höchstens die Briefe postlagernd kommen."

„Aber, Mansvet, was denkst Du?"

„Na, na, erschrick nur nicht. Du darfst nicht glauben, daß ich Dich ausspioniren will. Ich wäre der Letzte, der Dir Dein Vergnügen stört. Im Gegentheil, ich denke immer, Du bist jetzt in Deinen schönsten Jahren, da sollst Du nur recht viel vom Leben haben."

„Ja, ich werde heuer auch schon tanzen gehn. Nächste Woche ist die erste Tanzstunde. Mama hats versprochen."

„Schon wieder Mama! ... Ist das wirklich Deine höchste Sehnsucht, tanzen vor den Augen der Mama, so recht bürgerlich."

„Wie meinst Du das?"

„Nun, so legitim, so ordnungsmäßig. Wie alle Deine Freundinnen, die eigentlich nicht wissen, was sie seit dem Austritt aus der Schule bis zur Heirath machen sollen, und ihre Zeit mit leblos gelernter Kunstgeschichte und mit kunstlosem Leben verschwenden."

„Ich verstehe Dich nicht, Mansvet."

„Nun ich denke oft, hast du denn keine Liebe? Und nur deßhalb habe ich vorhin nach dem Referendar gefragt, mit dem Du immer bei den Reunions beisammen warst. Ich denke oft, Du bist doch ein so schönes junges Geschöpf ..."

„Denkst Du denn wirklich manchmal an mich?" Plötzlich war sie ein kleines liebes hilfesuchendes Mäderl, hängte sich in seinen Arm erröthend ein und beglückt.

Mansvet, nicht ohne Rührung, versicherte eifrig, daß er über ihre Zukunft schon viel nachgedacht habe: „Wir sollten überhaupt etwas vertrauter mit einander werden. Willst Du, Doris?"

Sie weinte fast vor Aufregung: „Ich hab Dich so lieb ... Aber ich bekomme nur immer soviel Angst vor Dir, weil Du so gescheit bist."

„Geh, geh." Nach einer langen Pause. „Im Grunde genommen bist Du viel werthvoller als ich, Du bist lebendiger, natürlicher, Du blühst. Du kannst auf so Vieler Sinne einwirken, alle Männer verrückt machen. Und dann so lustig, so lustig bist Du."

Sie schien fast gekränkt: „Nein, ich glaube doch, Du hältst mich für zu äußerlich. Im Innern bin ich oft so traurig und denke über Alles nach. Nur so, in Gesellschaft, unterhalte ich mich gern und treib herum."

„Du mißverstehst mich. Wenn ich sage, daß Du lustig bist, so ist das doch kein Tadel, nein im Gegentheil, das ist mein höchstes Lob. Ich bewundere das an Dir, meine Freunde auch. Du sollst so bleiben wie bisher, eher noch lustiger, noch leichtsinniger, noch koketter."

Sie sah ihn befremdet an, fast feindselig.

Mansvet ergriff ihre Hand: „Willst Du, daß ich Dich ein Wenig erziehe? Willst Du mir folgen?"

Und ihre niedliche Mädchenseele war schon wieder gerührt, floß über vor Verwandtschaft und Ernsthaftigkeit, zu den kleinlauten Worten: „No ja, wenn Du Zeit hast." — — — — — — — — — — — — —

Als Mansvet nach einigen Tagen zufällig den Musiker auf der Straße traf, konnte er ihm berichten, daß ein guter Anfang gemacht sei. Er hoffe Erfolg, konnte er sagen, und der Zeitpunkt sei auch günstig, da Doris gerade heuer in die Gesellschaft eingeführt werde. „Du kommst doch in die Tanzstunde."

„Zu den Abiturienten? Ja natürlich."

„Carus kommt auch, ich habe ihn geworben. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wieviel ich jetzt zu besorgen habe. Ich muß noch ein paar cerebrale Menschen dort haben als einen passenden Kreis für Doris. Und es wird unsere Aufgabe sein, wie eine Schanze um sie zu stehen und jede Annäherung Unbedeutender zu verhindern. Nur die Cerebralen sollen mit ihr verkehren. Ich begleite Dich und lese Dir meine Liste vor ..."

„Nein, pardon, Du mußt mich jetzt lieber allein lassen. Ich habe nämlich auch etwas Wichtiges zu besorgen."

„O bitte ... Wir sehen uns also Morgen bei den Abiturienten."

„Servus."

Mit einer fast kriechenden Bewegung entglitt Plzensky und verhuschte in einer Seitengasse. Es war jetzt seine Stunde, die er pünktlich einhielt, in einer orthopädischen Turnanstalt. Gleich nach jenem ersten entscheidenden Gespräch der drei Freunde hatte er sich einschreiben lassen und strebte jetzt ernstlich darnach, seine Körperhaltung zu verbessern. Mit den anderen Verkrüppelten, meist Schuljungen, machte er die Freiübungen unter Leitung eines Arztes mit, Hantelfiguren, Kniebeugen, Keulenschwingen, wurde dann zur Massage gerufen und nackt auf einem weiß lackirten Operationstische beklopft, gedrückt, geknetet, mit dem Daumen wie ein Briefpapier gefalzt, entzweigebort, zerrieben, ging dann schmerzlichen Angesichts in die öden Turnsäle, wo wie in einer Marterkammer allerlei Combinationen von gelbem Holz, schwarzen übelriechenden Lederpolstern, Seilen und Metall ihn erwarteten, die man als Schweben oder schwedische Bänke oder Streckbretter anrief. Zwei bis drei infam gesunde Menschen gingen immer in den Sälen auf und ab, der Doctor, der Assistent, die Dienerin, in langen silberglänzenden Lüsterröcken, die auf ihren richtigen Gliederbau förmlich aufmerksam machten. Hie und da kamen auch Damen, die ihre Knaben abholten und bei dieser Gelegenheit gern die stille Bemerkung machten, daß der ihre noch lange nicht der Schlimmste sei, daß es noch heftigeres Unglück unter den Menschen gebe. Plzensky schämte sich vor ihnen und turnte oft grollend, mit wilder Unlust. Manche dieser Mütter waren sehr schön. Und da gebrauchte der Musiker ein selbsterfundenes Mittel der Aneiferung: gerade diese sah er an, stellte sich die Süße, sie zu besitzen, vor ... oder dachte gar an Doris. Sofort wurde sein Wille gestählt, er streckte sich mit zuckenden Muskeln und ließ sich in den gespanntesten Lagen festhalten, einklammern. Gierig nach strammer Genesung. — — — — — — — — — — — — — — —

Die erste Tanzstunde der Abiturienten verlief ganz nach der Doctrin Mansvets.

Er hatte eine Anzahl von Künstlern, Sonderlingen mitgebracht und stellte sie eifrig seiner Schwester vor, die über seine Aufmerksamkeit hocherfreut war. Sie tanzte ununterbrochen, hatte immer einen dunkelnden Haufen von Herren hinter sich, den sie mit einem Lachen beherrschte, durch kleine Befehle: „Ein Glas Himbeer!" „Meinen Fächer!" glücklich machte.

„Ist sie nicht herrlich?" sagte Plzensky zu Carus in einer Ecke, während sie glühend im Arm Ralph Wägeners vorbeitanzte.

Carus meinte bedenklich: „An ihren Augen ist das Sonderbare, daß sie von dicken schweren Augenliddeckeln belastet werden. Sie schlafen deßhalb immer, und ihre obere Begrenzung scheint zu geradlinig ... Die Dunkelheit und

Digitized by Google

Beschattung dieser Augen zieht ihr Antlitz abwärts, während die blonden Haare in dünnere Luftschichten zerfließen möchten."

Plzensky hatte nicht zugehört und fuhr fort: „Wie schön wäre es, sich an diesen Reizen berauschen zu dürfen, billig, ohne Anstrengung, da uns der Bruder Zugang verschafft. O es würde ein ungehindertes großausströmendes Adagio werden, nicht so kleinliches zersetztes Zeug wie bisher."

„Du sprichst von Deiner Symphonie. Hat Dich Doris schon inspirirt?"

„Was denkst Du? Um die Inspiration ist es mir gar nicht zu thun. Ich schreibe jetzt nichts, bin nur irrsinnig verliebt, verliebt in das Mädchen."

„Also ganz uneigennützig ... Und Mansvet?"

„Ja, scheint er Dir nicht auch allzu sehr Dogmatiker?"

„Ich kann seine Idee nur aus Folgendem begreifen: Für jeden geistigen Menschen giebt es eine gute Folie, wenn seine Schwester etwas Freies ist. Zuerst wollte er sie zur Operettendiva machen, jetzt zur Hetäre. Ihr Temperament soll gleichsam das seinige beweisen; anderen und ihm selbst vornehmlich."

„O, im Gegentheil, ich halte ihn für sehr uneigennützig."

„Also ihr Beide in Makellosigkeit ... und nur ich mache mir so unglückselige Scrupel."

„Warum denn? Warum denn eigentlich?"

„Ich weiß nicht ... Ich kann das Reformiren nicht leiden. Ich wäre froh, wenn es mißlänge ... Aber das ist vielleicht falsch ausgedrückt ..."

„Ach, Du liebst Doris nicht. Das ist das Ganze ... Adieu, ich hole sie jetzt zur Polonaise ..."

Nach der Tanzstunde saß der befrackte Carus in seinem gewohnten Café, in seiner gewohnten Alleinheit. Da saß er auf wackligem rothem Sessel aus stellenweise schon sich sträubendem Plüsch, zwischen Thüren und Fenstern, die nicht ganz sicher schlossen, in zugiger Frische, einem großen goldbegrenzten Spiegel und einem blechernen Stutzofen mit sichtbarem Rohr gegenüber, warme Hauchstöße um den Kopf und sich erkältende Füße. Aber er war so glücklich, da er nun wieder vor den vielen Kunstzeitschriften und Sammelwerken träumen, sich in japanische Tänzerinnen und in die Trouhanowa, danseuse étoile de Monte Carlo, verlieben durfte. „So gierig wie dieser Musiker," dachte er, „so gierig liebe ich Doris wohl nicht. Ich liebe wohl weniger ihre Wirklichkeit, ihr unmittelbares Dasein ... als das, was ich mir so von ihr denke und manchmal auch mir berichten lasse, zum Beispiel: Ahlbecker Triumphe. Das freut mich so, wie diese wahrscheinlich gar nicht getreuen Porträts der Lady Hamilton, die bald eine Bacchantin, bald eine nähende Hausmutter im Garten, bald eine Nonne zeigen ... Was ist wahr an den Dingen, die wir erleben! ... Vielleicht liebe ich Doris trotz all dem doch in einer irdischen Weise, trotzdem ich noch nie mit ihr gesprochen habe und durch allerlei Details über ihre Augenliddeckel dagegen mich schützen möchte. Ich kenne mich nicht aus, wie sanft und angenehm ist das! Wie lange lebe ich noch. Bald werde ich todt sein, einfach weg und belanglos." Vom Kaffeehaus geht er still durch die Nacht, nach Hause. Noch liegt kein Schnee. Und die schlürfenden Schritte der Menschen, die in Gruppen langsam oder schneller als Einzelne über das nackte Pflaster sich bewegen, geben den hellen Gesprächen einen deutlichen Rhythmus. (Jemand bleibt stehen und pfeift, und auch das ist Musik.) Um die Laternen stehen unbewegliche Dunstkreise von Licht, durch einen leuchtenden blauen Reifen gegen die Dunkelheit abgegrenzt, und kampflos ersterbend gegen den großen tiefblauen Himmel hin, der wie mit einer guten Scheere glatt längs der Dachkanten ausgeschnitten ist. Manchmal singt Jemand. Immer klirrt von ferne irgend ein Hundehalsband ... Aus einem Nachtlocal dringt die Melodie eines tschechischen Volksliedes, jetzt unklar, jetzt lauter, da die Thüre geöffnet wird; wie sehnsuchtsbang, fast traurig kann doch eine Dur-Tonart sein: — „Schon führt man meine Geliebte in die Kirche. Jetzt bist Du mein, Jungfräulein, jetzt bist Du mein." „Nein noch nicht, mein Geliebtester, noch nicht. Noch gehör ich dem Mütterlein." — „Schon führt man meine Geliebte zum Altar. Jetzt bist Du mein, Jungfräulein, jetzt bist Du mein." „Nein noch nicht, mein Geliebtester, noch nicht. Noch gehör ich dem Mütterlein." — „Schon führt man meine Geliebte vom Altar. Jetzt bist Du mein, Jungfräulein, jetzt bist Du mein." „Schon bin ich Dein, mein Geliebtester, gehör nicht mehr dem Mütterlein." — ... Carus seufzt; er denkt an die schlichten Empfindungen des Volkes, wie gerne wäre er wieder ein Kind, ein Säugling, dessen Himmel so gering ist, mit einer kleinen rothen Sonne darauf, der Brustwarze seiner Amme. Diese Sehnsucht nach Einfachheit vereinfacht ihn für einen Augenblick. Er glaubt nun, daß er Doris schlicht und wirklich liebt; und wie eine Dirne vorbeigeht und ihn frech angerufen hat, sieht er ihr bestürzt und nachdenklich nach, von Neuem nachdenklich über Mansvets gefährlichen Erziehungsplan. —

Requiem.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Es war keine Stadt der Choräle, aus der sich Deine arme Seele, pia anima, von Dir schwang. Dein Gesicht habe ich nie und Deiner Sitten Freundlichkeit oder Leichtheit niemals erfahren. Aber Dein Geschick hat sich auf meines gepreßt wie des Herrn Gesicht auf der Veronika Tuch. Und Dein Leben, dessen schmale Fragmente meine Hände halten, gleitet mir vertraut und doch wieder fremd (aber ist nicht auch unsere Geliebte uns letztens fremd? Und sind wir zuweilen uns nicht selber fremd wie die Luft an einem Novembertag oder wie die Blume, die aus dem Froste wächst?) so gleitet Dein Leben mir durch den Sinn. Wenn ich Dein Schicksal betrachte, kleine, blonde Dänin, geht es mir, wie wenn ich Kopenhagener Porzellane halte, an deren Linien meine Augen sich berauschen, deren Glattheit meine Hände streicheln und an denen meine blutreichen Finger dennoch erschauern. Darf ich wegen der Fremdheit, die neben der vertrauten Kenntniß, und wegen der Kälte, die neben der Wärme meines Herzens ist, Dein Requiem nicht singen? Oder darf ich dennoch leise klagen, daß Deine arme Seele zu früh aus den Oliven wich, um in dem stummen Haine der Cypressen oder in die Schatten des Hades oder in die Lüfte der Unsterblichkeit oder in den Wahnsinn des Nirwana einzugehen, blonde, kleine Dänin?

* * *

Du hattest es, als Dein Mann vor Dir hinstarb, bei den Dänen kalt gefunden. Und Dein Blut, das Blut einer durch die Ehe erzogenen und gedämpften Frau, träumte von den Schönheiten eines unbeengten Lebens in der Ferne. Dieses Blut ließ Dich reisen. Ich weiß nicht, was Du Alles sahst. Vielleicht Hamburger Hafenmärchen und Freiburger Münsterherrlichkeiten, Dolomitengrotesken und die Lieblichkeiten italienischer Seen ... Aber schließlich gingst Du an die Riviera, und in Monaco lebtest Du hin. Da hattest Du Alles, was Du suchtest: Südliche Wärme (arme Nordin), erregte Spiele (kühle Dänin), arme Baronessen (reiche Jüdin), Cavaliere (gute Wittfrau). Man hat gelästert, daß Du vielen Cavalieren Dich geneigt hast. Und Andere haben von Deiner Seele, pia anima, diese Lästerungen wieder abgewaschen. Aber Du konntest leben wie Du wolltest. Wenn Du Dich wirklich einem geneigt hast — in Liebe, oh nur in Liebe! —, dann würde ich mich freuen, daß Du die Tänze Deines Blutes erhört hast, das von seinem frühen Verströmen etwas geahnt hat. Denn in diesen durchsonnten Strichen, in diesem blendenden Gelb spürt man jeden Schatten und die fernste Wolke verfinstert einem die Seele. Du hättest auch nur, wenn Du Dich geneigt hast, die Freude genossen, die für Dich bestimmt war. Denn für eine Frau, die keinen Mann, kein Kind, keine Arbeit, keinen Ehrgeiz und sehr viel Geld hat, und die zu alledem sterben muß, giebt es nichts Schöneres, nichts Berechtigteres, als in erhitzten Gegenden, in einer üppigen Stadt, die Sinne von einem artigen Cavaliere sich leise erregen zu lassen.

* * *

Dann aber kamst Du zu abenteuerlichen Existenzen. Zu Vere Goold, dem Branntweintrinker, und seiner Frau, die viel geliebt hat, weil sie sehr verschlagen war. Und ehe Du in den Norden zurückkehrtest, dessen Kühle Dir vielleicht schon wieder begehrenswerth erschien,

Digitized by Google

kam ein Tag, wo Beide nach Deinem Gelde gierig wurden. Konntest Du wissen, wie man sich solchen Abenteurern gegenüber verhält, da Du bisher nur in einer Ehe und mit guten Bürgern gelebt hast? So kam das Schreckliche, da Du in ihre Villa gingest. Sie machten Dich etwas trunken; einen Hirschfänger stachen sie Dir ins Herz, mit einem Taschentuch machen sie Deinen Mund verstummen, und ein Messer ließen sie in Deinem weißen Fleische tanzen. Mit Deinem Blute aber, das in Strömen lief, rann Deine Seele aus Monaco in die Ewigkeit oder in das Nichts, nicht aber zu den Dänen, nach denen Du vielleicht schon Sehnsucht hattest. Dein Rumpf und Dein Kopf wurden in einen Koffer gethan, und so ging es Dir noch schlimmer als dem Eremiten Tristan, dem Gefolgsmann Gastons von Orleans, der sich auf seinem Grabstein selbst mit einem Hund verglich, der auf seinem Koffer hingestorben sei, seinen Herrn erwartend. Diesen Koffer stellten Vere Goold und seine Frau unter den Tisch, an dem sie speisten, und mit eben diesem Koffer, der Deinen armen Leib barg, den Du Cavalieren noch nicht genügend hingegeben hattest, reisten Beide durch die Welt. Um die Seelen zu erheitern, nahm Frau Goold ein Spielchen Karten und einen Roman mit. Man wird an jene Geschichte von Hanns Heinz Ewers erinnert, die jüngst im „Simplicissimus" zu lesen war, und in der ein Corpsbruder und der Corpsdiener mit einem zu Tode Duellirten einen Scat machen und ihm die Karten in die Leichenfinger drücken. Auch dieser war ein Jude wie Du, arme blonde Frau Lewin. Das Leben ist also wie die Kunst; und man weiß seit Oskar Wilde nur nicht, ob die Kunst das Leben oder das Leben die Kunst nachahmt.

* * *

Und Vere Goold — das weißt Du noch nicht, aber es gehört in dieses Requiem — und seine Frau standen vor den Geschworenen und wurden des Mordes schuldig befunden. Frau Goold schrie auf, als sie von der Guillotine hörte, die ihrer warte. Und Vere Goold ist nur der süßen Tränke wegen, die er viel zu sehr geliebt, zu lebenslangem Zuchthaus begnadet worden. Aber auch er wird schreien, wenn er an langen Abenden von der Stunde träumt, wo Du da hingegangen, weil Du Geld hattest, arme reiche Frau Lewin, wie auch Deine Freunde trauern, daß Du an dem zu Grunde gingst, was schon so vielen Juden zum Verderben ward, am Golde.

Frau Goold aber wird dafür an einem Tage einen Schmerz haben, der noch viel, viel schlimmer ist als Deiner war: Wenn sie auf die Guillotine schreiten wird, um ihr Haupt für Dich dahin zu geben. Sie, die so viel geliebt hat, wird nicht den Muth finden, sich selbst die Schlinge um den Hals zu drehen, und darum den Gästen der Monacenser ein rothes Schauspiel bieten müssen, das zu vermeiden war.

Ich glaube, arme Dänin, wenn Du dieses wüßtest, würdest Du zu ihr auch noch im Tode sagen: „Arme Frau Vere Goold!"

* * *

Ist es Verrath, wenn ich an das Requiem für Dich die Frage hänge, wie solche Leute solchen Wahnsinn thaten? Es giebt Verirrungen der Menschenseele, und als die schlimmste schien mir immer die der Frau de la Vallière, die Ludwig den Vierzehnten zum Geliebten hatte und später zu den Pariserin Carmelitern als Louise de la Miséricorde ging. Sie hat, als ihr und Ludwigs Sohn, der Herzog von Vermandois, dahinstarb, sagen können: „Ich muß seine Geburt mehr als seinen Tod beklagen!"

Nächst dieser erscheint mir die Rohheit dieser Goolds aber die stärkste, die ich im Augenblicke weiß. Es mag da und dort noch Schlimmeres geschehen sein. Aber in Monaco, dem Ort der Lust, Jemanden so erbarmungslos verenden zu lassen, bloß weil er Geld und Schmuck besessen, das ist eine von den Thaten, die einen wild machen müssen, auch wenn man sonst stillen und ruhigen Blutes ist.

* * *

Und aus dem Grabe kommt noch eine Frage, warum man die Branntweinseele Vere Goolds der Welt erhält. Weil die Europäer keinen Muth haben, ihre Principien durchzuführen, liebe Frau Lewin. Weil die Franzosen ähnlichen Wahnsinn in ihren Gesetzbüchern haben wie wir. Bei uns darf ein des Mordes Schuldiger nicht hingerichtet werden, wenn er, nachdem er schon zum Tode verurtheilt ist, in Geisteskrankheit fällt. Man muß seine geisteskranke Seele dieser Welt erhalten. Nimmt man es den Franzosen übel oder den Monacensern, die nach französischem Rechte leben, wenn sie den Tod als Strafe für den Mord wohl kennen, ihn aber in etlichen Fällen doch nicht anwenden mögen, z. B. bei Branntweintrinkern?

* * *

Dich aber, arme blonde Dänin, gehen diese Dinge nichts mehr an. Denn Dein Körper ist zertheilt. Und ob Deine Seele noch lebt, wer kann das wissen? Aber selbst wenn es Dich anginge, würde es nicht anders sein. Ich kann Dir Weiteres doch nicht sagen. Denn wir sind so glücklich, noch zu leben, und nur eine Stunde unglücklich darüber, daß Du nicht mehr lebst. Weine nicht, daß ich bloß von einer Stunde rede. Muß ein Requiem denn lügen? Und Leute, die so glücklich sind, zu leben, haben für Todte nicht mehr als eine Stunde übrig. Arme blonde Frau Lewin . . .

Einige verlorene Abende.

(Die angefangene Wiener Theatersaison.)

Wien, Anfang December 1907.

Diese Theatersaison unterscheidet sich von andern dadurch, daß diesmal den Theaterschriftstellern absolut nichts eingefallen ist. Ich kann mich mit der größten Anstrengung nicht eines Theaterabends im Herbst 1907 erinnern, über den ich mich gefreut hätte. Nein — ich will nicht anspruchsvoll sein und den Herren, die mit viel Verstand die Wiener Theaterwelt regieren, nicht einen Vorwurf daraus machen, daß sie uns kein Vergnügen bereiten, und will nur ganz ruhig sagen, daß ich immer das Bedürfniß habe, mich doch über einige Kleinigkeiten zu freuen, die ich nicht gesehen habe, und über einige, die nicht mehr zu sehen sind. Ich möchte gerne über Erniedrigungen des Geistes berichten, den uns die Wiener Theatersaison erspart — aber leider geht das nicht.

Von dieser Wiener Theatersaison ist als von einer hervorragenden Culturthat des Wiener Geistespöbels zu berichten, daß es möglich geworden ist, nach vierhundertsechzig Aufführungen die „Lustige Wittwe" vom Spielplan abzusetzen. Ich nehme an, daß diese Thatsache auch im Auslande nicht übersehen werden darf, im Auslande, das von dieser Musikseuche seit drei Jahren heimgesucht wird. Und ich bin ermächtigt, im Namen aller Wiener Menschen, die die „Lustige Wittwe" nicht mehr als einmal mit Bedauern über den verkommenen Wiener Musikgeist und mit Abscheu vor einem ins Gemeine Leonsche gestohlenen französischen Possenwitz angehört haben, zu erklären, daß man sich in Wien allerdings allgemein bewußt ist, seit vielen Jahren an Producten des Geistes und der sogenannten Musik außer der „Lustigen Wittwe" nichts Bedeutendes exportirt zu haben; man hat mir aber auch mitgetheilt, daß sich alle anständigen Leute in Wien dieses Scandals bewußt sind, sich allerdings nicht so sehr dessen schämen, daß sie nichts ins Ausland zu verschicken haben, wie vielmehr der nicht wegzuleugnenden Thatsache, daß aus einer Stadt, die Jahrhunderte lang für musikalisch gegolten hat, eine „Lustige Wittwe" alle civilisirten Völker Europas belästigen konnte.

Herr Franz Lehár, der glückliche Vater der „Lustigen Wittwe", betrachtete jüngst in einem Wiener Blatte ganz zufrieden mit sich selbst sein Leben. Mein „Werdegang" hießen, glaub ich, die Bekenntnisse dieser musikalischen Seele. Und befriedigt las man darin, daß die „Lustige Wittwe" ihrem Componisten die finanzielle Unabhängigkeit für die kommenden Tage gebracht hat. Unbefriedigt erinnerte ich mich nur dabei der größten Musiker, denen keine „Lustige Wittwe" die finanzielle Unabhängigkeit für die Tage brachte, die manchmal in Folge dessen auch nicht kamen. Und wenn man auch Franz Lehár, der sein Musikgenie bekanntlich schon als Regimentscapellmeister bewährt hat, den Tantièmensegen gönnt, so muß man dringend wünschen, daß sich der Dichter der „Lustigen Wittwe", Victor Leon, nicht am Ende für die kommenden Tage auch noch geistig unabhängig mache. Ich ginge sonst eines Tages ahnungslos ins Burgtheater und bekäme dort unter dem Namen eines französischen Autors Victor Leon zu hören. Bisher geschah einem im Burgtheater das Umgekehrte.

Was sich nach der „Lustigen Wittwe" jetzt auf der Operettenbühne des Theaters an der Wien austobt, hat vor der „Lustigen Wittwe" den Vorzug, um ein Gramm schlechter zu sein, und den weiteren, sich nicht zu einem europäischen Scandal auszuwachsen.

Nicht mehr als einige verlorene Abende bedeutete die Errichtung einer Berliner Theaterherrschaft in Wien. Einer Theaterherrschaft, die geendet hat mit einem traurigen Operettensieg. Ich meine die Theaterregentschaft des Herrn Siegmund Lautenburg, der mit echt wienerischem Byzantinismus hier aufgenommen worden ist, und den alle öffentlichen Organe haben fallen lassen, als er es nach sechs Wochen aufgab, sich für eine unmögliche Sache einzusetzen. Seit seinen Wiener Tagen hat Siegmund Lautenburg alle meine Sympathien: Der Mann hat mit dem Verein von Spießbürgern, dem das Raimundtheater gehört, einen grundgescheiten Vertrag geschlossen, indem er sich alle möglichen und unmöglichen Rechte vorbehalten hat. Er war engagirter Director, konnte aber in jedem beliebigen Augenblick Unternehmer werden. Er steckte kein Geld hinein, aber wenn das Werkel gegangen wäre, hätte er ein Recht gehabt, Geld aus dem Geschäft herauszuschlagen — und zwar für sich natürlich. Er konnte das Theater pachten, wenn es ihm und dem Publicum in seinem Hause gefiel. Einen solchen Vertrag kann ein Hungerleider von einem Schriftsteller oder Schauspieler nicht machen, weil ihn andere mit ihm nicht machen. Und ich habe sehr viel übrig für einen reichen Mann. Man kann als reicher Mann viel Geld ausgeben, man kann es aber auch sparen, und man kann unter anderm auch Wiener Spießer cujoniren, die eine Theaterkrone zu vergeben haben. Siegmund Lautenburg sind noch etliche gute Eigenschaften nachzurühmen: Er hat in den sechs Wochen seiner Directionsführung nicht ein einziges Mal „Nathan den Weisen" gespielt. Und er hat einige unmögliche Schauspieler und Schauspielerinnen für einige Jahre in Wien unmöglich gemacht. Diese Unmöglichen haben in Wien erst wieder Chancen, wenn Paul Schlenther die Directionsgeschäfte des Raimundtheaters übernähme. Lautenburg hat einige Provinzgrößen nach Wien importirt, die mich sehr lebhaft an meinen geographischen Kenntnissen zweifeln ließen. Seitdem ich die Schauspielkräfte des Raimundtheaters genau angesehen habe, sind meine Ortsbegriffe thatsächlich vollständig verwirrt.

Digitized by Google

Ich glaube nämlich beständig, daß das Dresdener Hoftheater in unmittelbarer Nähe des historischen Leitomischl liege.

Nachdem er gefallen war, hat sich jedoch Lautenburg auch die concordiale Abneigung der Wiener Presse erworben; und daran kann man nicht zweifeln, daß ein Theaterfachmann einige Bedeutung hat und einige gute Theatermanieren, wenn er sichs bei den Herrschaften verscherzt hat, die sich einbilden, die Theatermeinung von Wien zu beherrschen . . .

Daß die Schornsteine des Herrn Siegmund Lautenburg in Wien nicht gar so geschwind rauchen wollten, liegt daran, daß diese Schornsteine seit Jahren mit allerhand Ruß verlegt sind. Kein Mensch in Wien weiß, daß das Raimundtheater eine Bühne hat, auf der je mit Erfolg jemand anderer agirt hat, als die Girardi und Hansi Niese — in Stücken, die von einem andern Autor als Bernhard Buchbinder stammen. Das Parket des Raimundtheaters ist aber auch nie zu erheizen. Es ist ein Parket mit etwa 700 Sitzen. Und es ist undenkbar, bei einem mittelmäßigen Possenblödsinn oder bei einem mittelguten Schauspiel oder Lustspiel auch nur die nothwendigsten Sitzreihen zu verschenken. Wenn erst zehn Sitzreihen leer bleiben, dann bilden sich die dreißig zahlenden Besucher der Galerie so lange ein, daß sie umsonst, d. h. für die übliche Freikartensteuer im Parket sitzen könnten, bis sie sich diesen Luxus nicht mehr einbilden und schließlich sogar aus dem Parket ins Orchester avanciren.

Der Clou des Herrn Lautenburg waren die Nibelungen von Hebbel — übrigens in einer sehr guten Ausstattung — man kann als reicher Mann nicht nur Spießer cujoniren, man kann sogar mit ihrem Gelde üppig ausstatten. Aber Hebbels Nibelungen als burgtheaterliches Ausstattungsstück in fünf Acten sind nach meiner Meinung ein Stück, mit dem man ein Theater nicht eröffnet, ein Geschäft in der Vorstadt aber am besten würdig schließt.

Also: Herr Lautenburg ist in Wien Director gewesen, und es ist beschlossene und ausgeführte Sache: das Raimundtheater wird vom Herbst 1908 ab eine Operettenbühne. Alle Bewohner der westlichen Bezirke Wiens, die etwa die „Lustige Wittwe" noch nicht gesehen haben, werden schon heute eingeladen, sich das Meisterstück des Directors, Herrn Lehár, anzuschaun. Die Vortheile sind eminent: man erspart die Kosten der Fahrt auf die Wieden. Nur fürchte ich, daß das Raimundtheater das Operettenniveau von Wien nicht bedeutend heben wird. Die Literatur liegt mir ohnedies nicht am Herzen, die wird von andern Theaterdirectoren genügend vernachlässigt, aber die geliebte Operettenbasis von Wien — sozusagen, die einzige, die wir haben!

Von diesem Standpunkte und von einem sozusagen kritischen Gesichtspunkt bedaure ich es, daß das Burgtheater sich noch nicht in eine Operettenbühne verwandelt hat.

Da hab ich von Sudermann drei Einacter gesehen (zu viert sind sie bei Cotta als Buch erschienen). Einer heißt Margot und lebt von folgendem — Einfall: Ein Rechtsanwalt führt Jahre lang einen Ehescheidungs-Proceß, um einem von ihm geliebten Mädchen zu einem von ihr gehaßten Mann zu helfen, der sie verführt hat. Steigerungen: Die Tochter gesteht dem Advokaten, was er längst weiß, der Advokat gesteht, was das Publicum aus der Gartenlaube weiß: daß Advokaten manchmal auch ein deutsches Herz haben. Die Mutter gesteht — was weiß ich? Bei den Stücken von Sudermann kann man von etwas anderm als der Idee und der Bravour nicht sprechen. Und ich habe aus diesen drei Einactern den Eindruck gewonnen: daß Hermann Sudermanns prachtvolles Theatertalent für solche Kleinigkeiten nicht ausreicht.

Wenn man den zweiten Einacter, ein sogenanntes Lustspiel, im Feuilleton eines Käseblättchens fände, sagte man sich, daß Einfälle etwas sehr Rares sind, und daß die Technik der Zeitung es nothwendig macht, mit der Culturträgerei, wozu auch die gewisse Meinung über die Menschen und Höhenmenschen gehört, weit vor Christi Geburt anzufangen. Aber wenn ich diese sogenannte ferne Prinzessin im Burgtheater im Jahre 1907 zu sehen bekomme, dann sage ich mir, daß ich ungezählte Jahre schon von der Amme entwöhnt bin und mir seither auch die Milchzähne abgewöhnt habe. Sudermann, ein erwachsener Mensch von fünf- oder sechs- oder siebenundvierzig Jahren — nein, er soll sogar schon über fünfzig sein — erzählt mir, daß man sich von Prinzessinnen ein falsches Bild macht, wenn man glaubt, sie wären nicht sterbliche Menschenkinder, die in einem irdischen Gasthof absteigen und mit irdischen Nebenmenschen irdische Plattheiten reden.

Der Act in der Mitte heißt „Der letzte Besuch". Der Titel ist ein bißchen oberflächlich. Aber wenn man in diesem Stück noch so tief grübe, mehr fände man nicht als eventuell einen besseren Titel.

Ich habe im Burgtheater ferner ein Schauspiel in drei Acten von Ludwig Ganghofer gesehen, das — wie ich glaube — Sommernacht heißt. Ungefähr mit demselben wohlbegründeten Recht, wie die Einacter des Herrn Sudermann „Rosen" heißen. Sudermanns Rosen haben wirklich gar keine Dornen, es sind ordinäre Papierrosen. Ganghofers Sommernacht aber hat mir zu viel Sterne und zu viel Beziehungen zu den Citatenlexicis von Fried, Büchmann ꝛc.

Es ist ein Compendium der Meinungen über den Ehebruch. Es giebt — Ganghofer hat das direct für das Burgtheater erfunden — bei einem Ehebruch verschiedene Möglichkeiten. Entweder man ist wüthend und verzeiht. Oder man verzeiht und ist dennoch wüthend. Oder man ist wüthend und verzeiht nicht. Wenn man nicht verzeiht, giebts einige Untermöglichkeiten: man kann die Frau ermorden, man kann sich von ihr scheiden lassen. Und noch etwas ist möglich: man kann die Frau ermorden — bis zu dem Augenblick, wo — nichts geschieht und man mit dem Mordbeginnen einhält. Man kann dann erfahren, daß die Frau einen mit einem Kinde beschenken wird, und man kann deßhalb dem Kinde das Leben schenken. Denn dieses Kind ist unschuldig. Ich schwöre, daß dieses Kind im Mutterleib nicht unschuldiger ist als Ludwig Ganghofer.

Und ich behaupte: daß dieses Sujet nicht in Operettenmusik gesetzt werden kann.

Ernst E. Friedegg.

Wohlthätigkeitsbazar.

Adventgeist herrscht . . . es jubeln Markt und Messen.
Das Kindlein träumt von Honigkuchenessen,
Der Bürger eilt, behängt mit Weihnachtswaare,
Und Hauptmannstöchter leiten nun Bazare.

In Strumpf und Stickerei giebts nichts wie Haussen,
Zum Zweck der Wohlthat wird der Sect genossen.
Ermüdet steht die Jungfrau hinterm Tische,
Besorgt, daß sich die Schminke nicht verwische.

Der Leutnant kommt zu einem kurzen Bummel,
Er weiß: Alljährlich ists derselbe Rummel.
Der Wein ist schlecht und das Bisquit schmeckt ranzig,
Und Asta Bollenthin wird sechsundzwanzig.

Die Hauptmannstochter möchte lieber sterben
Bei dem Bazarsectbuden-Männerwerben,
Jedoch die Mutter ist nicht recht bei Casse,
Und Bruder Leutnant braucht das Geld in Masse.

Das arme Mädchen kannte einmal früher
Die Bertha (Vater war Gerichtsvollzieher),
Die — häkelte fürs nämliche Geschäfte —
Doch kriegte die urplötzlich Lebenskräfte.

Sie ging zum Variété und schwang die Beine,
Die Leute sagten lachend: Auch so eine!
Dann hing sie sich Brillanten auf die Brüste —
Zuletzt geschahs, daß sie nur Prinzen küßte.

Doch Asta aß vom magern Topf der Tugend,
Das Classenschreckgespenst fraß ihre Jugend.
Nun muß sie immerdar beim Sectausschenken
Mit trüber Seele — an die Bertha denken.

Am Variété giebts keine Weihnachtssocken,
Giebts keine Müdigkeit, kein Pulsestocken;
Man läuft nicht stets mit Schärpen, schwarz-weiß-rothen,
Und nirgends hängt das triste Schild: „Verboten" —.

Terentius.

Notizen.

Sehnsucht. Roman von Karl Rosner. 2. Auflage. Berlin. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dieser Roman wird dem hochbegabten Autor, der sich schon mit dem ersten „Georg Bangs Liebe" die Herzen der deutschen Lesewelt erobert hat, neue Freunde erwerben. Rosner hat eine keusche, stille Art, die Dinge und die Menschen auf uns wirken zu lassen. Er wirkt nie roh romanhaft, nie grell aufdringlich — ein leiser Unterstrom eines echten und tiefen Gefühls nimmt uns unwiderstehlich gefangen. Wenn ich ihn lese, ist es mir, als hörte ich einige zarte Klavierstücke von Robert Schumann, dem großen deutschen Träumer, durch die Dämmerung herüberwehn, traumhaft leise und doch so überaus innerlich und stark. Karl Rosner will in seinem neuen Roman alle Arten von Sehnsucht schildern, die das Menschenherz heftiger klopfen lassen. Er zeigt uns die Sehnsucht der Gatten Löwe, die einander nicht finden, weil die Frau für die zarte Stimme der Liebe ihres Mannes kein inneres Gehör besitzt. Er zeigt uns die Künstlersehnsucht des Componisten Fritz Küster, der dadurch seiner Frau entgleitet, die all ihr Sehnen daransetzt, ihn sich wiederzuerobern, er zeigt die von einer starken und reinen Liebe erfüllte Menschensehnsucht Anna Schumanns und des jungen Helden Hans Heider, die sich beide für immer finden und gegenseitig stärken und er zeigt schließlich die tapfere Resignation der in Kunst umgesetzten Sehnsucht des originellen Bildhauers Ignaz Raff. Den Hintergrund bildet das bunte Münchner Leben und die Schönheit der süddeutschen

Digitized by Google

Natur, die der Verfasser in all ihren einzelnen Momenten unmittelbar und zwingend darzustellen weiß. Man hat an einem solchen ehrlichen künstlerischen Werk, das nicht nur Form, sondern auch eine tiefe Seele sein nennt, eine seltene und reine Freude. Möchte es recht viele Freunde erwerben! *Paul Friedrich.*

Die Bücher des Deutschen Hauses. Herausgegeben von Rudolf Presber. Literarische Einleitung von Dr. Wilhelm Meißner. Illustrirt von Finetti, Stern, Scheurich u. A. mehr. Verlag von Wilhelm Wagner, Berlin SW. 11.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, diese „Bücher des Deutschen Hauses" werden eine wahre Revolution im Buchhandel hervorrufen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, diese „Bücher des Deutschen Hauses" sind eine Culturthat. Zum Preise von 75 Pfennigen wird hier ein vornehm, in originellem Biedermeierstyl in Leinen gebundenes, prächtig auf gutem Papier mit großen Lettern gedrucktes, von Künstlern illustrirtes, mit originellem Vorsatzpapier und Ex libris versehenes Buch in Groß-Oktav geboten!! Der Verleger kündet sein Unternehmen mit folgenden Worten an, die man Satz für Satz unterschreiben kann: „Wenn Bücher zwar billig, in der Ausstattung aber so minderwerthig gehalten sind, daß sie — einmal gelesen — dem Papierkorb anheimfallen, also nicht einmal des Aufhebens und Sammelns werth scheinen, so verlieren sie damit für den Käufer den schönsten und edelsten Gehalt eines Buches, nämlich den: ein dauernder Besitz, eine beständige Quelle der Bildung und des Genusses zu bleiben. Ja, bei vielen Käufern bewirken sie in Folge dessen das Gegentheil von dem, was eigentlich ihr Zweck sein sollte: statt die Leseluft, die Freude am Bücherkaufen und am Büchersammeln zu steigern und zu mehren, bringen sie den Käufer derartig minderwerthiger Bücheraufmachung theilweise oder ganz vom Büchererwerb zurück, weil er sich allmälig daran gewöhnt, das auf diese Weise angelegte Geld als fortgeworfen anzusehen. — So ist die geringe Buchaufmachung häufig der Grund dafür, daß — sehr zum Schaden des Buchhandels — die Freude an der Bibliothek und am Bücherkauf beim Publikum nachläßt und schließlich ganz erlischt ... ‚Die Bücher des Deutschen Hauses' werden sich auch nicht darauf beschränken, nur Werke der Vergangenheit zu drucken, sondern sie werden im Laufe der Zeit auch Musterarbeiten unserer ersten jetzt lebenden Autoren zum Abdruck bringen."

Zunächst sind in der Sammlung, die hinsichtlich der Buchausstattung alles Aehnliche, das bisher erschienen, völlig in Schatten stellt, Goethes „Werther", Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde", Hoffmanns „Elixiere des Teufels" und Spielhagens „Deutsche Pioniere" erschienen. Und wer diese Bücher sieht, wird die ehrliche Freude des Referenten begreifen und theilen. Helfen wir Alle, Bücherschreiber und Bücherkäufer, dieses Haus weiter auszubauen. Es gilt eine Culturthat von gar nicht absehbar hohem Werthe für unsres Volkes Geistesleben.

A. Hn.

Druckfehlerberichtigung:

In dem Aufsatze „Verfassung und Verfassungskämpfe in Mecklenburg" in Nr. 49 der „Gegenwart" ist leider ein sinnentstellender Druckfehler stehen geblieben. S. 355, linke Spalte, Zeile 29 von oben muß es: „Mecklenburg-Strelitz aber ohne Ratzeburg statt ohne Rathgebung heißen.

Empfehlenswerte Bücher
für den Weihnachtstisch.

Heinrich Stillfrieds Brautschau.

Ein Hamburger Tagebuch von **Gustav Roselieb.**

Preis: gebunden 2 Mark, Geschenkband 2.50 Mark.

„Es ist eine ganz einfache Geschichte, schlicht vorgetragen, ohne großes Wortgepränge, durchglüht von reiner Menschenliebe, die im Einfachen und Einfältigen ebenso gut wie im Erhabenen das Walten göttlicher Macht sieht. Deswegen sind uns die geschilderten Menschen auch so klar, man kann ihnen durchs Auge bis ins Herz sehen, man muß sie lieben um ihrer Schlichtheit willen. Freunden sinniger Lektüre sei dieses Buch warm empfohlen." „Hamburger Nachrichten."

Max Hesses Verlag, Leipzig.

Die Million. .. .. Roman von .. .. **Theophil Zolling.** Vierte Auflage.

Zwei Teile in einem Bande. 32 Bogen 8°. Preis M. 6.—.

Dieser Roman ist das Erzeugnis einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer aufs Neue die Hand .... es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. Blätter für literarische Unterhaltung.

Fabeln und Parabeln der Weltliteratur.

Gesammelt und mit literar-historischen Einführungen herausgegeben von **Theodor Etzel.**

Kartoniert M. 1.80. Leinenband M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.

Eine sorgfältig ausgewählte Zusammenstellung des Fabel- und Parabel-Stoffes aller Zeiten und Länder in chronologischer Anordnung.

Leipzig. **Max Hesses Verlag.**

Die Lyrik des Auslandes in neuerer Zeit.

Herausgegeben von **Hans Bethge.**

Kartoniert M. 1.80. Leinenband M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.

Proben der geistigen Schöpfungen von 155 hervorragenden Dichtern aus 11 verschiedenen Nationalitäten in 461 Gedichten

Leipzig. **Max Hesses Verlag.**

In Max Hesses Verlag in Leipzig ist erschienen und als billiges, wertvolles und vornehmes Geschenk für die heranwachsende Jugend bestens zu empfehlen:

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte

von **Constanze von Franken.** 13. Auflage.

Preis eleg. gebunden 2.50 M.

„Es will viel sagen, wenn man anerkennen muß, daß dieser Ratgeber des guten Tones der sachlichste, geschmackvollste, in Kürze und Klarheit musterhafteste ist, der neuerdings erschien." (Neues Blatt.)

Bücher für den Weihnachtstisch!

Neumann, Herm. Fritz, **Lebensrunen.** Gedichte. Geb. M. 3.—.
Robert, Hermann, **Rauschen und Klingen.** Gedichte. Geb. M. 2.—.
Stille Gedanken eines Deutschen. Geb. M. 2.80.
Höhner, Otto R., **Lichte Sommertage.** Gedichte. Geb. M. 2.—.
Bartels, Adolf, **Heinrich Heine.** Auch ein Denkmal. Geb. M. 4.20.

C. A. Koch's Verlag (H. Ehlers), Dresden u. Leipzig.

Otto Meißners Verlag in Hamburg.

Mütterchen, erzähl uns was!

Erzählungen, Gedichte, Lieder, Spiele, Rätsel und Sprüche für **Kinderstube und Kindergarten** gesammelt und bearbeitet von **Georg Paysen Petersen.**

2. Auflage.

In einem Band gebd. 4 Mark. In zwei Bänden gebd. à 2 Mark.

Digitized by Google

Weck's Frischhaltung

und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Kache auf Vorrat

Passendes
und
stets beliebteres
Weihnachts-geschenk.

Man verlange ausführliche Drucksachen, sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** kostenlos von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säckingen (**Baden**).

Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

„ALTVATER"
Gessler's
echter Altvater-Liqueur.
Alleinige Fabrikation
Siegfried Gessler, Jägerndorf.
kais. u. kgl. Hoflieferant.

MODERNE
KÜNSTLER VORHÄNGE
WASCHBAR.
Großes
Spezial-Sortiment.
Katalog und Farbtafeln zu Dienst.
CONRAD MERZ STUTTGART

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

Technikum Eutin.
Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse zur Verkürzung des Studiums.
Prosp gratis. Dir. Klücher.

Selbstverleger!
Inhaltlich gediegene Werke, die im Selbstverlag erschienen sind und bisher nur geringen Absatz fanden, übernimmt tüchtige Verlagshandlung, gibt denselben geschmackvolle Neuausstattung und sichert energischen, erfolgreichen Vertrieb. Zuschriften befördert unter „L. R. c" die Expedition der „Gegenwart" **Max Hesses Verlag, Leipzig, Eilenburgerstrasse 4.**

Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:
Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46**, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — **Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen **von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren** gegen 1 Mk. franko. Bei **Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Spezialisten gratis.**

DÜRKOPP-

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD

Digitized by Google

Vornehme und billige

Weihnachts-geschenke

bilden immer **Kunstblätter, Wandfriese, Porträts, Musikerbüsten** und **kunstgeschichtliche Werke.** Reiche Auswahl hiervon bietet unser soeben erschienener

Kunstverlags - Katalog

64 Seiten stark, mit 164 Abbildungen. Dieses künstlerisch ausgestattete Verzeichnis ist durch uns und durch jede Buchhandlung

gratis

zu beziehen.

BREITKOPF & HÄRTEL
Kunstverlag, Leipzig

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. s. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton. Katalog **gratis.**

Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista“**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart“ beziehen.

SCHREIBMASCHINE

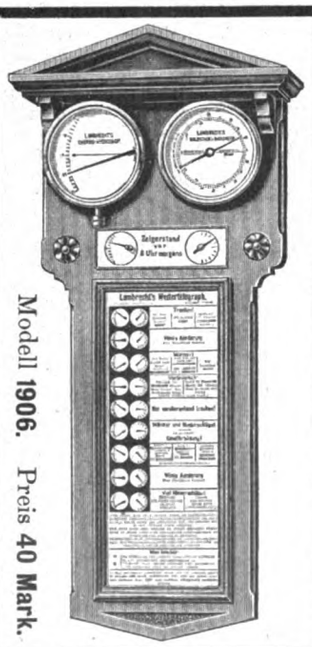
mit sichtbarer Schrift

„Continental“

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung,, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch,** 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.



Original
Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

F. Freitag

(Inh. **A. Meyer**)
Schneidermeister

Berlin SW.
o **Friedrichstr. 36** o

empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender

Herren- und Damen-Garderobe

nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in

Tailor made
Kostümen, Jacketts, Mäntel und **Röcken.**

(Ersatz für Maßarbeit.)

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 21. Dezember 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Gastlichkeit. Von Prof. Dr. Edward Westermarck. I. — Vier ungedruckte Briefe des Freiherrn vom Stein. Mitgetheilt von Dr. Adolph Kohut (Berlin). — Ueber Malerei. Aphorismen aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß. I. — Darsteller und Dichter. Eine Studie von Erich Schlaikjer (Berlin). I. — Jerusalem. Eine Impression von Karl Hans Strobl (Brünn). — Neue Verse. Von Oskar Wiener (Prag). — Weihenacht. Von Felix Lorenz (Berlin). — Die Erziehung zur Hetäre. Eine Geschichte von Max Brod (Prag). (Schluß.) — Von den Bazaren. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Aus den Berliner Theatern. Neues Schauspielhaus. Von O. A. Kammerspiele. Von A. Hn. Lessing-Theater. Von O. A. Kammerspiele. Von A. Hn. — Friedsame Einkehr. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

Gastlichkeit.

Eine anthropologisch-sociologische Studie.

Von Prof. Dr. Edward Westermarck.

I.

In der Urgesellschaft bleibt die Rücksichtnahme auf Leben und körperliches Wohlergehen im Allgemeinen auf Glieder derselben Gesellschaftsgruppe beschränkt, während Fremde ganz anders behandelt werden. Es giebt aber bemerkenswerthe Ausnahmen von dieser Regel. Neben grober Gleichgiltigkeit und ausgesprochenem Haß gegen die Fremden finden wir bei den Naturvölkern Beispiele großer Freundlichkeit gegenüber Leuten fremden Stammes. Die Weddas sind bereit, jedem Fremden, der sie um Beistand bittet, zu helfen, und stets wurden singhalesische Flüchtlinge, die in ihrer Wildniß Zuflucht suchten, freundlich aufgenommen. Moffat war tief gerührt von dem Mitleid, das ihm während einer Krankheit arme Buschmänner angedeihen ließen, obwohl er ihnen völlig fremd war. Seinem Bericht über die liebevolle Anhänglichkeit, die die Andamanesen ihren Stammesverwandten gegenüber an den Tag legen, fügt Man hinzu, „daß in ihrem Verkehr mit Fremden derselbe charakteristische Zug hervorbricht, sobald erst einmal ein leidliches Verhältniß hergestellt ist." Wir müssen ferner die freundliche Art und Weise erwähnen, in der die Angehörigen der verschiedensten Naturvölker den ersten europäischen Besuchern entgegentraten. Höflicher konnten Cook und seine Leute in Neukaledonien nicht aufgenommen werden, wo die Eingeborenen sie auf ihren Ausflügen führten und begleiteten. „Wir würden wirklich undankbar sein," sagt Forster von den Gesellschafts-Insulanern, „wenn wir die Freundlichkeit nicht anerkennen wollten, mit der sie uns zu jeder Zeit behandelt haben." De Clerque bemerkt über die Papuas von der Nordküste Neuguineas: „Die Einwohner schienen mir immer hülfsbereit zu sein ... Bei unserem Besuch im Dorfe drängten sich alle Männer und Frauen sammt ihren Kindern um mich und boten mir Kokosnüsse und Zuckerrohr an; und das ist bei der ersten Berührung mit Europäern sicher bemerkenswerth." In verschiedenen Theilen Australiens waren die Eingeborenen beim Landen Weißer nicht nur harmlos, sondern auch geneigt, sie mit Liebe und Freundlichkeit aufzunehmen. „Nach kurzem Umgang," sagt Eyre, „werden sie bald Freunde ... Bei vielen Gelegenheiten wurde ich, wenn ich diese Wanderer weit entfernt von den Wohnungen civilisirter Menschen in der Wildniß traf, nur von einem einzigen Australierknaben begleitet, aufs Freundlichste und Zuvorkommendste von ihnen aufgenommen. Ich erhielt Fische, Kängurus oder Früchte zum Geschenk und hatte sie auf viele Meilen hin zu hülfreichen Begleitern, wenn es eine Wasserstelle aufzufinden galt." Auch dürfen wir die freundliche Aufnahme nicht vergessen, die Australneger denen, die auf ihre Barmherzigkeit angewiesen waren, zu Theil werden ließen, und dürfen nicht vergessen, mit welcher Zärtlichkeit die Anwohner von Coopers-Creek den Tod Burkes und Wills beweinten und für den überlebenden King sorgten. Leider haben die Naturvölker oft alles andere als günstige Eindrücke bei den ersten Berührungen von den Europäern gehabt; in Australien und auch anderswo hat ein dauernder Verkehr mit den Weißen sie oft dazu gebracht, ihr freundschaftliches Verhalten in Unfreundlichkeit und Feindschaft zu verwandeln. So wurden z. B. die canadischen Händler, als sie das erste Mal bei den Biber- und Rocky-Mountain-Indianern erschienen, von diesen mit der größten Gastlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt; aber durch ihr späteres Auftreten brachten sie die Eingeborenen dahin, ihre Achtung aufzugeben und sie mitunter in empörender Weise zu behandeln. Harmon schreibt: „Ich habe immer die größte Gastfreundschaft und Freundlichkeit bei jenen Indianern genossen, die am wenigsten Verkehr mit den Weißen gehabt hatten." Viele Thatsachen scheinen die Erzählung eines Missionars zu bewahrheiten, der nach einer vierzigjährigen Erfahrung unter den Einwohnern Neuguineas und Polynesiens aussagte, ihr Verhalten gegen uns werde durch unser Verhalten gegen sie bestimmt.

Die freundliche Aufnahme, die die Weißen bei den Naturvölkern gefunden haben, beruht entschieden auf einer Sitte, die, wie es scheint, bei Naturvölkern allgemein herrscht und auch bei den Culturvölkern auf früheren Stufen der Civilisation geherrscht hat — nämlich die Sitte der Gastfreundschaft gegenüber den Fremden. Diese Sitte zeigt mehrere bemerkenswerthe Merkmale, die offensichtlich schlecht mit ihrer Stammes- bez. nationalen Abgeschlossenheit in Einklang zu bringen sind. Oft wird der Fremde mit besonderen Ehrenbezeugungen bewillkommnet; der beste Sitzplatz wird ihm angewiesen, die beste Speise, die dem Wirth zu Gebote steht, ihm vorgesetzt; er bekommt den Vortritt vor allen Mitgliedern des Haushaltes: er genießt außergewöhnliche Vorrechte. Hyades sagt von den Feuerländern: „Wie baufällig auch die Hütte sein mag, und wie gering der Vorrath an Lebensmitteln, über die man verfügt, der Neuangekommene wird immer einen Platz am Herd und einen Theil der Nahrung erhalten." Die Mattoal-Indianer Kaliforniens werden, obwohl

Digitized by Google

sie oft von herzloser Gleichgiltigkeit selbst ihren Eltern gegenüber sind, nach Powers doch „das letzte Stückchen getrockneten Lachs mit dem zufällig Angekommenen theilen, der eigentlich nicht einen Schatten von Anspruch darauf hat, ausgenommen eben den Anspruch auf jene stark übertriebene Gastfreundschaft, wie sie die Naturvölker üben.“ Ein Creek-Indianer würde den Reisenden jeder Nation und Farbe nicht nur unter seinem Dache aufnehmen, sondern ihn wie einen Bruder, wie sein eigenes Kind behandeln, mit ihm das letzte Korn und das letzte Stück Fleisch theilen und ihm schließlich werthvolle Sachen aus seiner Habe zum Geschenk anbieten. Bei den Arawaken „steht einem Fremden, und besonders dem Europäer, alles zur Verfügung, sobald er das Haus eines Indianers betritt.“ Trotz der mißtrauischen Natur des Karen, sagt Smeaton, ist seine Gastlichkeit ohne Grenzen. „Er wird jeden Fremden, der zu ihm kommt, aufnehmen, ohne Fragen zu stellen. Er fühlt sich selbst entehrt, wenn er nicht alle Ankömmlinge aufnehmen und ihnen die beste Speise vorsetzen kann. Der wildeste Karen wird einen Gast mit Freundlichkeit und Würde empfangen und ihn fürstlich und verschwenderisch bewirthen. Hunderte ihrer alten Sagen lehren die Pflicht, Fremde — ohne Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse des Wirthes oder des Gastes — gastlich aufzunehmen.“ Bei uncivilisirten Völkern ist es gebräuchlich, daß der Wirth sogar sein Weib oder eines seiner Weiber dem Fremden für die Zeit, da er sein Gast ist, anbietet. Die Beduinen von Nedschd haben ein Sprichwort, das lautet: „Der Gast ist, so lange er verweilt, des Hauses Herr.“ In den Geboten Wischnus lesen wir, daß, wie der Brahmane Herr über alle anderen Kasten, und ein Ehemann Herr über seine Frauen ist, der Gast der Herr seines Wirthes ist.

Die Sitte kann auch fordern, daß sogar einem Feinde Gastfreundschaft erwiesen werde. Capitän Holm erzählt uns, wie ein Grönländer von schlechtem Charakter, der seinen Stiefvater ermordet hatte, dennoch gastlich aufgenommen und für lange Zeit bewirthet wurde, falls er den nächsten Verwandten des Ermordeten etwa einen Besuch machte; und dies entsprach scheinbar einem alten Brauche. Bei den Aeneze-Beduinen werden, wie Burckhardt sagt, alle Mittel, das Blut eines erschlagenen Verwandten zu rächen, für gesetzlich gehalten, „vorausgesetzt, daß der Mörder nicht getödtet werde, während er als Gast im Zelte eines Dritten weilt, oder wenn er seine Zuflucht selbst in das Zelt seines Todfeindes genommen hat.“ In Afghanistan ist „eines Mannes gehaßtester Feind in Sicherheit, so lange er unter seinem Dache weilt.“ Wir lesen im Hitopadesa: „Selbst einem Feinde muß, wenn er im Hause einkehrt, Gastfreundschaft gewährt werden; der Baum entzieht dem Holzknecht nicht seinen schützenden Schatten ... Der Gast ist Jedermanns Herr.“ Die alten Normannen hielten es für eine Pflicht, einen Gast auch dann freundlich zu behandeln, wenn es sich herausstellte, daß er den Bruder des Wirthes getödtet hatte. Der Ritter des Mittelalters gewährte jedem Bittenden sicheres Geleit durch sein Gebiet, auch denen, die mit Forderungen an ihn heran traten, die, wenn gut begründet, ihn seiner Besitzungen beraubt haben würden.

Einen Gast zu schützen, gilt unter allen Umständen als dringendste Pflicht. „Der Kabyle, der einen Gast aufnimmt, muß bei Strafe öffentlicher Schande seinen Verpflichtungen gegen ihn nachkommen, selbst wenn er sich allen möglichen Gefahren dabei aussetzen sollte. Die Verletzung des Gastrechts ist der größte Schimpf, den man einem Kabylen anthun kann. Wer das Gastrecht seines Dorfes oder Stammes verletzt oder, um den geheiligten Ausdruck zu gebrauchen, zerschlägt, wird mit dem Tode und mit Einziehung seines gesammten Vermögens bestraft; auch wird sein Haus zerstört.“ Bei den Beduinen würde eine Uebertretung des Dachihl-Gesetzes für eine untilgbare Schande nicht nur für den Einzelnen selbst, sondern auch für seine ganze Familie und sogar für seinen Stamm angesehen werden. Man kann einem Manne oder seinem Clan keine größere Beleidigung zufügen, als zu sagen, er habe sein Dachihl gebrochen. Bei den Aenezen ist nach Burckhardt „eine Verletzung des Gastrechtes durch Verrath des Gastes“ seit Menschengedenken nicht vorgekommen. In Egypten „werden die meisten Bedawis eher jede Beleidigung ihrer eigenen Person oder ihrer Familie ertragen, als zugeben, daß ihre Gäste, so lange sie unter ihrem Schutze stehen, belästigt werden.“ Bei den Kandhs „wird Leben und Ehre für die Sicherheit des Gastes verbürgt; auf ihn wird noch mehr Rücksicht genommen als auf ein Kind“; zur Rettung seines Gastes darf man sogar lügen, was sonst von ihnen als abscheuliche Sünde verdammt wird. Vámbéry erzählt uns von Fällen, in denen die Kara-Kirgisen sich lieber von den Chinesen angreifen ließen, als daß sie ihnen chinesische Flüchtlinge auslieferten, die bei ihnen Gastfreundschaft gesucht und gefunden hatten. Bei den Osseten hält sich der Wirth nicht nur für die Sicherheit seiner Gäste verantwortlich, sondern „er rächt auch deren Ermordung oder Verwundung, wie er es bei einem Verwandten thun würde.“ In Albanien gilt es für schimpflich, die Beleidigung eines Gastes ungerächt zu lassen. Bei den Takue würde ein Mann für den Mord seiner Gäste in allen Fällen Blutrache üben, obwohl er für den Mord eines Verwandten Entschädigung annimmt. In Sierra Leone ist ein Gast „kaum für die Fehler, die er unabsichtlich oder absichtlich begeht, verantwortlich, da der Wirth als für die Handlungen ‚seines Freundes‘ verantwortlich angesehen wird.“

Vier ungedruckte Briefe des Freiherrn vom Stein.

Mitgetheilt von Dr. Adolph Kohut (Berlin).

Durch die entgegenkommende Güte der Verwaltung der Handschriftenabtheilung der Berliner Königlichen Bibliothek bin ich in der Lage, hier vier bisher ungedruckte Briefe des Freiherrn vom Stein mitzutheilen. Diese Schreiben geben einen guten Einblick in die wahrhaft ideale Lebensanschauung und menschliche Größe des genialen Staatsmannes und verdienen deßhalb, allgemein bekannt zu werden.

Sie lauten:

Nassau, den 29. October 1818.

Gnädige Frau!

Die unangenehme Bürgschaftsangelegenheit für Herrn von Herder ist wieder in Anregung gekommen. Die Altenburgische Kammer hat das Gut Stachesrauth erstanden, ist aber in Anregung eines früheren Restes von 3390 fl. unbefriedigt geblieben, den sie fordert. Ich habe den Weimarschen Minister Herrn von Gersdorff ersucht, der Altenburger Hofkammer bemerkbar zu machen, daß sie Stachesrauth 1816 erstanden, im Jahre des großen Mangels und der Theuerung, kurz nach dem im November 1815 geschlossenen Frieden, wo noch die Folgen eines zwanzigjährigen Krieges lebhaft fühlbar waren, und daß es zu erwarten, wenn sie einen späteren Kauf vornehmen werde, ein höherer Verkaufspreis den Ausfall von 3390 fl. reichlich decken werde. Diesen höchstbilligen Vorschlag wird hoffentlich die Altenburger Kammer annehmen und einen späteren Kauf versuchen oder sich überhaupt beruhigen.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen mit dieser Angelegenheit Langeweile verursache.

Unsere Hoffnung, Sie auf Ihrer Rückreise aus England an denen Ufern des Rheins oder des Lahns zu sehen, welche Frau von Clausewitz veranlaßte, ist leider unerfüllt und eine günstigere Aussicht ungewiß und entfernt.

Digitized by Google

Genehmigen Sie, gnädige Frau, die Versicherung meiner Ehrfurcht.

H. K. Fr. v. Stein.

An die Frau von Berg, geb. Gräfin Haeseler in Berlin.

* * *

Cappenberg, den 29. Juli 1819.

Lange hofften die am Rhein vorhandenen Freunde Sie, gnädige Frau, an dessen Ufern zu sehen. Diese Hoffnung ist aber vereitelt.

Die Herdersche Angelegenheit sehe ich für beendigt an. — Der größte Theil der Forderungen ist bei dem Verkauf des Gutes gezahlt. Wegen des übrigen Restes ersuchte ich meinen Freund, Herrn Minister von Gersdorff, sich in eine Verhandlung mit der Altenburgischen Kammer einzulassen. Da ich nun beinahe $1^1/_2$ Jahr nichts Weiteres von der Sache gehört, so vermuthe ich, daß die Sache niedergeschlagen ist.

Empfangen Sie, gnädige Frau, die Versicherung meiner Ehrfurcht.

H. K. Fr. v. Stein.

An die Frau von Berg, geb. Gräfin Haeseler in Berlin. Via Hamm in Berlin.

* * *

Winkel im Rheingau, den 12. October 1819.

Der Ausdruck wohlwollender Theilnahme an dem von uns erlittenen unermeßlichen Verlust*), der in Ew. Königl. Hoheit gnädigem Schreiben enthalten, hat mich innig bewegt. Ich erkenne darin das zarte, für Freundschaft gebildete Gemüth, das Höchstdieselben in allen mich betreffenden ernsthaften und traurigen Ereignissen mir zu zeigen geruhten und dessen Aeußerungen so oft auf mich tröstend und besänftigend wirkten. Ew. Königliche Hoheit kannten unsere verblichene Freundin. Sie ließen Ihrem reinen edlen Charakter Gerechtigkeit widerfahren. Sie finden daher unsern Schmerz gerecht, den jeder Augenblick des häußlichen Lebens erneuert, da es allein von Ihr ausging und für mich nach Entfernung von bestaatlichen Geschäften noch allein Werth behielt.

Mein Bestreben, für meine Kinder zu leben, ihnen mit Liebe und Treue beizustehen, ist zwar lebhaft, aber doch mit dem peinlichen Gefühl verbunden, es werde mir nie gelingen, ihnen auch nur auf eine höchst unwillkommene Art den Verlust einer höchst vortrefflichen Mutter zu ersetzen, die mir in Ihnen einen Schatz von Frömmigkeit, Zartheit und Reinheit hinterlassen.

Die Gesundheit meiner ältesten Tochter beunruhigt mich. Ihre treue, unveränderte Sorgfalt an dem Krankenbett, ihr vieles Wachen, ihr tiefster Schmerz haben ihr tägliche Anfälle eines schleichenden, die Kräfte verzehrenden Fiebers verursacht, die lang anhaltend verderblich seyn können. Der Arzt verordnete ihr Veränderung des Aufenthalts und Traubencur, in welcher Absicht wir uns hier aufhalten, um im November nach Frankfurt zu gehen.

Möchten doch Ew. Königliche Hoheit irgend eine Veranlassung haben, unsere Gegend zu besuchen, und ich dadurch Gelegenheit erhalten, Höchstdenenselben meine unwandelbare tiefe Ehrfurcht mündlich zu bezeugen, mit der ich nie aufhören werde, zu sein

Ew. Königl. Hoheit
Unterthäniger
H. K. Fr. v. Stein.**)

* * *

*) Dem Tode seiner Frau.

**) Der Adressat ist nicht genannt, aber wahrscheinlich war der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar der Empfänger dieses Schreibens.

Nassau, den 1. November 1826.

Ew. Hochwohlgeboren

erlaube ich mir, die Sache der Gewerke des Herr Loretz von neuem Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen. Dieser sehr redliche und betriebsame Mann sieht sich durch das Benehmen seiner Gegner in die größte Verlegenheit versetzt, und ich besorge, daß er und seine brave Familie in ihrem Wohlstand zurückgehen und in dem Betrieb ihrer Werke gelähmt werden würden, wenn sie nicht bald Hülfe erlangen.

Mit den Gesinnungen vollkommenster Hochachtung habe ich zu sein die Ehre

Ew. Hochwohlgeboren
Ganz ergebenster
H. K. Fr. v. Stein.

An den Königlichen Präsidenten Herrn von Meisbach in Coblenz.

Ueber Malerei.

Aphorismen aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß.

I.

Wir dürfen als Deutsche uns nicht loslösen aus dem künstlerischen Gesammtleben der europäischen Völker. Was wir sind, erkennen wir erst in der Beleuchtung, die wir durch Engländer, Franzosen, Spanier, Polen, Amerikaner, Italiener erfahren.

* * *

Den Pinsel eines Holbein, eines Rubens oder Rembrandt, eines Velasquez, eines Veroneſe hat das ganze neunzehnte Jahrhundert nicht wieder erreicht.

* * *

In ganzen Malergenerationen kommt ein Zug zum Schulmeisterhaften zum Vorschein, der ja auch in der französischen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts so vieles Lederne gezeitigt hat, daß man dieses neunzehnte Jahrhundert mit einer wahren Examenfurcht verläßt. Ja, die meisten arbeiten so, als sollten sie irgend ein Malereramen womöglich mit Erreichung eines Doctor- oder Professoren-Titels, in irgend einer „Richtung" bestehen.

* * *

In früheren Jahrhunderten hatten die „Schulen" auch ihre Richtungen, aber sie machten diese Richtungen nicht zur Pedanterie. Sie hatten auch das „Studium der Natur" zum Princip erhoben, aber sie wurden nicht die Pedanten ihres Naturstudiums. Das neunzehnte Jahrhundert war kaum in die Jahre gekommen, so begann es gewissermaßen die malerischen Sehwerthe zu theilen, zu isoliren. Wir sehen, daß die Landschafter am Jahrhundertanfang wesentlich die architektonischen Werthe der Landschaft sozusagen aus der Natur herausſägen, z. B. Koch, Rottmann und die verwandten Meister. Am Wendepunkt des Jahrhunderts fällt die Impressionistenschule ins andere Extrem, löst eben jene impressionistischen Sehwerthe, die metrologischen, heraus und isolirt diese. All dieses Naturstudium hat die ganze Natur niemals, sondern schält sich nur einzelne Zwiebelschalen von der Gesammtnatur ab, die sie besonders malt. Aber diese Zwiebelschalen malt und zeichnet das Jahrhundert mit allgemeiner Angst vor dem Examen. Die Ausstellungen mit dem ganzen examinirenden Schulmeisterchore der Kunstreferenten und derer, die in Fachkreisen oder Bestellerkreisen, in Regierungen hinter ihnen stehen, sind die stillschweigend gefürchteten Inſpectionen, welche alle Kunstrichtungen im neunzehnten Jahrhundert in die Einseitigkeit theoretischer Principien getrieben haben. Wir genießen ja nicht mehr Bilder, wir inſpiciren sie. Die Maler selbst gehen mit dieser bloßen

Digitized by Google

Inspection der Werke ihrer Kunstgenossen voran. Die „Jury" sind die nothwendige und heillose Folge der Massen-Ausstellungen und der Examenfurcht der ganzen europäischen Kunstwelt im neunzehnten Jahrhundert.

* * *

Die Naivität des humoristischen Schönheitsempfindens ist echt niederländisch, die kennzeichnet den Rubens nicht minder wie Rembrandt; nur daß Rubens vor dem Letzteren ein viel mächtigeres Formentalent voraus hat. Rembrandt zeichnet oft sehr schlecht; oft mißrathen ihm Verkürzungen und Aufsichten in seinem rein farbenpoetischen Streben, für Poesie der Form hat er nur wenig Sinn. Rubens besitzt Beides; er wirft sich mit einem dem Michel Angelo verwandten Wagemuth in alle möglichen Verkürzungen und Gesichtspunkte der Formenwelt des Körpers und vermag eine gewaltige Poesie des Abschauens darin zu entwickeln. In alledem ist er eben der geniale Künstler, der hinreißendere, lebensvollere Geist.

* * *

Der deutsche Maler ist zu leicht geneigt, einer Theorie, einem bloßen Geschmack zu folgen. Bald taucht er Alles in eine dunkle Brühe, weils plötzlich Mode wird, bald wird Alles auf die extremsten aufgelichteten Töne gestellt, aber nicht, weil man es so sieht, sondern weils Richtung ist und ward.

* * *

Die Kunst war zu allen Zeitaltern gesund, wie die Menschen, die sie übten, wo diese einfachen Sätze der Ergänzung der Schönheits- und Lebensmomente wirkten. Sie wird krank immer da, wo man aus bloßer Lust am Häßlichen, weil es häßlich ist, weil es den Naturtrieben widerspricht, einseitig das Entartete zeigt, ohne ihm ein erlösendes Correlat zu schaffen. Meist sind tiefe Erkrankungen des öffentlichen Lebens, das Grassiren heimlicher Laster aller Art die Ursache solcher Kunsterscheinungen. Nervöse Zerstörung stumpft alle Lebenstriebe ab. Die Netzhaut wird hysterisch wie das Gangliensystem. Die Peripherie-Empfindungen des Nervensystems werden auf allen Punkten moros, die Nervenenden faulen sozusagen am lebendigen Leibe, wie manches Andere heimlich am lebendigen Leibe fault und zum Entsetzen kundiger Aerzte durch alle Gassen läuft. Dann werden die schönen, organisch bestimmten Farben der wirklichen Natur, die sich aus Luft und Aether, aus Sonnenschein und vegetabilischen Zellenleben, aus Chlorophyll und den zartesten Protoplasmaspectren und aus der großen formenden Kraft der Schwere und Kohädion, aus dem Mocrocosmus der Gestaltkraft der Natur weben, nur jene chemischen Zersetzungen auf der Netzhaut, die in giftigen unausgeglichenen Farbenwerthen (Valeurs) sich aus dem verdorbenen Auge des Künstlers auf die bemalte Leinwand abphotographiren.

* * *

Jeder Maler wird daher immer richtig verfahren, wenn er den culminirenden Punkt für die Vorgänge sucht, die er darstellen will. Nur muß man unter dem culminirenden Punkt nicht etwa die Katastrophe einer Geschichte oder ihren Erzählungshöhepunkt verstehen.

* * *

Man kann die ganze Entwicklung der bildenden Kunst, Malerei und Bildhauerei, von den Zeiten der griechischen Plastik bis zu Böcklin, Klinger und Stuck, bis zu modernen Impressionisten und Freilichtmalern als eine Geschichte des Beobachtungswechsels ansehen.

* * *

Wie viel geistvolle Einfälle haben die deutschen Maler gehabt in diesem Jahrhundert! Wie schön haben sie eine Zeit lang alle möglichen Märchen der Mythologie geträumt von Schwind, bis zu Böcklin oder Stuck, wie haben sie sich die große Welt der Geschichte geträumt mit Rethel und Wilhelm v. Kaulbach im Sinne der Universalgeschichtsschreibung und mit Adolf Menzel als biographisch-sittengeschichtliche Specialgeschichtsschreibung! Wie haben sie mit Vautier, Knaus, Defregger und deren biedermeierischen Vorgängern Berthold Auerbachs „Dorfgeschichten" und die literarische Entdeckung des Bauernstandes in allen deutschen Landen malerisch ausgebeutet, und mit wie viel menschencharakteristischer Sinnigkeit haben sie die Fülle ihrer vielseitigen Beobachtung von Mensch, Thier und Landschaft aufgezeichnet! Und all diese geistvollen Künstler, wie langweilig entweder oder märchenhaft unwahr sind sie als Künstler der Palette oder der Hochform des menschlichen Leibes und der Formen des Geistigen in ihm! Der große Porträtmaler Lenbach brachte in diesem Jahrhundert im Grunde keinen einzigen ganzen Menschen fertig, sondern weidete die Porträterscheinung ganz ähnlich auf bestimmte „Impressionen" ab wie Pissaro seine Landschaften, er suchte menschenkennerische Impressionen. Und auch der Naivste im Jahrhundert, der 90 Jahre, also eben das Jahrhundert, lebte, hat eine unendliche Fülle charakteristischer, illustrativ angesehener Figuren gemalt und gezeichnet, aber keinen einzigen Ganz-Menschen wie Tizians Assunta oder die Paris-Göttinnen des Rubens in London: der treffliche Meister Adolf Menzel.

* * *

Berlin selbst. Es zeigt zwei Gesichter. Das eine, das alte, bekannte: nämlich eine große Masse Kunstschund — man verzeihe das harte Wort — eine Ansammlung von Werken der in Berlin so zahlreichen Halbkünstler und Halbdilettanten, flache, öde, charakterlose Malereien wässeriger Pinsel und flüchtig schülerhafter Naturanschauung. Gelegentlich hat wohl der Eine oder Andere davon einen gewissen großstädtischen „Schmiß", eine coquette Hand, eine leichtfertige Eleganz, berechnet auf den Geschmack eines künstlerisch ungebildeten Laienpublicums, das ja in Berlin eben so groß ist, wie es wenig mit seinen Aeußerungen bescheiden zurückzuhalten pflegt. Gegen diese Mitmaler hat die Berliner Kunstrichterschaft ein allzu nachsichtiges Gemüth. Berlin würde im Weltwettstreit weit stärker dastehen, wenn es verstünde, dem Dilettantismus der Halbfertigen im eignen Lager strenger gegenüber zu stehen. Denn das, was Berlin nun aus dem engeren Kreise derer, die man ernst nimmt, ausstellt, erfüllt mit größter Achtung und läßt ein sicheres Vorwärtsschreiten, eine Erweiterung des malerischen Sinnes, eine zunehmende Verfeinerung des Sehens und der Technik erkennen. Hierbei aber fällt nun auf, wie der Impressionismus augenblicklich noch vorherrscht, ja, sich eigentlich erst sein Gebiet erstritten hat und seinen Sieg feiert, während er in anderen Städten und Ländern schon überwunden scheint in dieser älteren Erscheinungsform.

Darsteller und Dichter.

Eine Studie von Erich Schlaikjer (Berlin).

I.

Ich muß manchmal an eine kleine Episode aus meiner Komödiantenzeit denken. Es war in der Zeit des üppigen Naturalismus, als es Mode geworden war, den Personen eines Dramas einen langen epischen Steckbrief mitzugeben. Wir Schauspieler saßen in einem Zimmer des Theaterrestaurants beim Nachmittagskaffee und unser Komiker machte schlechte Witze über den epischen Steckbrief, der seiner Rolle beigegeben war. Wie die Dinge nämlich lagen, war er aus körperlichen Gründen gar nicht im Stande, die Erscheinung herzurichten, die der Dichter oder vielmehr die Dichterin (es war eine dilettirende Dame) verlangte. Da der Komiker sehr drollig vortrug, fanden wir die Sache überaus komisch,

Digitized by Google

und so oft ich später eine lange scenarische Anmerkung las oder selber eine schrieb, mußte ich an den Nachmittag denken und mir die Frage vorlegen: hat das für die Bühnenpraxis überhaupt einen Sinn? Obwohl ich nun glaube, daß die meisten Dichter den Werth dieser scenarischen Anmerkungen überschätzen, erfüllen sie doch einen bestimmten Zweck und können zum Mindesten ruhig bleiben, wenn sie dem Dichter nun einmal ein Bedürfniß sind. Den Werth von Vorschriften für den Schauspieler haben sie nicht. Ein etwas lang gerathener Mensch muß eine andere Maske machen, wie ein mittlerer, wenn er denselben Eindruck erzielen will; ein volles und rundes Gesicht erfordert eine andere Barttracht, als ein langes und mageres. Der Dichter kann zehn Mal eine Barttracht vorschreiben, der Schauspieler kann darum doch in seinem Recht sein, wenn er die Figur ganz ohne Bart spielt — eben weil er vielleicht bei seinen körperlichen Bedingungen der Illusion des Dichters auf diese Weise am nächsten kommt. Die Maske eines Schauspielers kann nur von Fall zu Fall entschieden werden; die scenarischen Anmerkungen der Dichter aber sind allgemeiner Natur und sind eben daher als Vorschriften null und nichtig. Wohl aber haben sie einen anderen Werth, der von Bedeutung sein kann. Durch die epische Schilderung, wenn sie anders etwas taugt, wird dem Schauspieler auch die äußere Erscheinung der Gestalt völlig klar. Diese äußere Erscheinung nun kann dem Schauspieler zwar nicht als Vorschrift, wohl aber als Modell dienen, dem er mit den Mitteln seiner eigenen Körperlichkeit nachstrebt. Er weiß nun wie die Figur gedacht ist und das kann seiner Arbeit die Richtung geben; die Arbeit selbst muß er freilich unter allen Umständen aus eigenen Mitteln besorgen. Es ist ein Gemeinplatz, daß die Schauspieler unter die reproducirenden Künstler zu rechnen sind. Eben darum soll man ihn nicht gläubig hinnehmen, sondern ihn gehörig durch die Lupe betrachten, denn Gemeinplätze sind von vornherein verdächtig. Was Allen einleuchtet, ist fast immer schlecht. Und die Bestimmung „reproductiv", angewandt auf die Thätigkeit des Schauspielers, bedarf zum Mindesten der schärferen Fassung, wenn sie einigermaßen die Sache treffen soll. Sehen wir zu!

Wenn man paradox sein wollte, könnte man sagen, es giebt überhaupt keine reproductiven Menschen, mithin auch keine reproductiven Schauspieler. Damit aber hätte man etwas Richtiges in allzu radicaler Fassung gesagt; eben durch die Fassung würde der Satz anfangen, wieder unrichtig zu werden, und man hätte schließlich mehr verblüfft, als klargestellt. Lassen wir also die allgemeinen Behauptungen zunächst fort und gehen wir von der Erfahrung aus. Prof. Liszt hat in Berlin sehr einfache, aber doch sehr interessante Versuche unternommen, die uns hier dienen können. Um der relativen Fragwürdigkeit der Zeugenaussagen auf die Spur zu kommen, ließ er einen bestimmten Vorgang von einer ganzen Reihe von Studenten beobachten. Bei der Wiedergabe des Vorgangs nun zeigte sich die Unfähigkeit des Menschen zur bloßen Reproduction in aller hellstem Licht. Obgleich es sich um einen keineswegs complicirten Vorgang handelte, war eine Uebereinstimmung nicht zu erzielen; Jeder hatte etwas Anderes gesehen. Wer sich durch dieses Experiment auch nur ein Bißchen zu Beobachtungen im praktischen Leben anregen lassen will, wird auf Schritt und Tritt dieselbe Erfahrung machen. Verlassen wir aber die Welt der praktischen Erfahrung, um das Gebiet der Kunst zu betreten, muß diese Unfähigkeit der bloßen Wiedergabe, also der bloßen Reproduction, noch schärfer hervortreten. Wer überhaupt ein künstlerisches Werk betrachtet, hat ein reicheres Ich als der große Haufen. Mithin läuft er um so eher Gefahr, daß sein Ich seine Betrachtungen färbt. Ist eine bloße Reproduction schon bei den banalsten Vorgängen ausgeschlossen, ist sie es in der Kunst erst recht. Ich selbst habe an einem kleinen aber schlagenden Beispiel erlebt, wie subjectiv künstlerische Eindrücke sind, und weiß seitdem, daß zwei von demselben Buch schwärmen können, obwohl Jeder von ihnen ein anderes gelesen hat. Ich sprach mit meiner Frau über zwei Novellen des Dänen Pontoppidan, die beide einen starken tragischen Eindruck hinterlassen und von denen mir die erste am tiefsten in die Seele zu schneiden schien. Meine Frau bestritt das, und auf meine erstaunte Frage nach dem „Warum" — denn thatsächlich war die erste die grausamere — antwortete sie: „Die in der ersten Erzählung hat doch wenigstens die Jahre harter Arbeit mit dem Mann zusammengehabt; die Andere aber hat nichts gehabt." Ich war zunächst so perplex, daß ich gar nicht wußte, wer mit dem „die" gemeint war. Gemeint waren aber die Ehefrauen in beiden Erzählungen, obwohl zum Mindesten in der ersten Erzählung das Schicksal der Ehefrau ästhetisch gar nicht ins Gewicht fiel. Ich hatte eben als Aesthetiker gelesen und in der ersten Erzählung den frühen Tod der Frau nur als das Moment empfunden, das die tragischen Schatten über das Leben warf — und so war es vom Dichter auch gemeint. Die praktische Frage, was diese Frau vom Leben gehabt habe, war mir gar nicht gekommen. Sie hatte einfach zu sterben, damit die Tragik sich einstellen konnte und damit basta. Der Stoff war in der Erscheinung aufgelöst. Meine Frau aber las persönlich, praktisch, irdisch, und zwar als Ehefrau, die zunächst das Schicksal ihrer Colleginnen miterlebt und darnach werthet. Der Mann ging sie weniger an, obwohl in der ersten Erzählung er es war, den am letzten Ende die Tragik umwitterte. Von dem Manne in der zweiten will ich lieber gar nicht reden. Der war ein aufgelegter Lump, was er nun auch wirklich war. Und eben darum erschien meiner Frau die zweite Erzählung grausiger. So hatten wir also Jahre hindurch dieselben zwei Erzählungen geliebt, und nun kam ich durch einen Zufall dahinter, daß wir etwas ganz Verschiedenes gelesen und etwas ganz Verschiedenes innerlich erlebt hatten. Und wie hier, so überall. Geschlecht, Abstammung, Alter, Beruf, innerliche Begabung — all das läßt nicht zu, daß zwei Menschen von derselben Dichtung dasselbe Bild erhalten. Ich habe einmal an einer Art von Poetenverzweiflung gelitten. Es war mir unerträglich, daß ich das Innere einer Stube nicht so schildern konnte, daß der Leser genau das sehen mußte, was ich gesehen hatte. Eben weil so ein Stubeninneres doch nicht bis ins letzte Detail zu erschöpfen ist, eben also weil ich die volle Unmöglichkeit einsah, war ich gedrückt und hielt die Sprache für ein schlechtes Material.

Ich beneidete die Maler, die die ganze sinnliche Anschauung geben können. Obwohl ich wußte, was sie für diese Klarheit des Nebeneinander draufgeben müssen, nämlich das Nacheinander, das ihnen die Poesie voraus hat, und das ihr gestattet, ein ganzes Menschenleben zu entrollen, während die Malerei immer nur einen Moment geben kann, den aber mit höchster sinnlicher Kraft. Obwohl ich also auch die Grenzen der Malerei kannte, beneidete ich sie. Ich beneide sie längst nicht mehr. Der Maler kann, so wenig wie der Dichter, irgend einen Menschen zwingen, das Bild zu sehen, das er gesehen und auf die Leinewand gebracht hat. Jeder von uns sieht eine andere „Todteninsel", so gut wie Jeder von uns eine andere Novelle liest. Das geht so weit, daß neuerdings übergescheidte Kunstschriftsteller aufgetreten sind, die der verrückten Meinung leben, Böcklin sei überhaupt kein Maler. Wenn die Statue eines nackten Mädchens von einem buntscheckigen Publicum umstanden wird, sieht Jeder etwas Anderes und die Bilder können vom völlig Reinen bis zum völlig Gemeinen wechseln. Kein Mensch vermag nur aufzunehmen; er formt um, er bildet, er producirt.

Jede menschliche Seele, auch die bescheidenste, drängt zur Bethätigung, zum Formen, zum Hervorbringen, zur Production. Wenn man nun aber sagen wollte, der Schauspieler producirt, hätte man nichts gesagt. Wir mußten die Pro-

Digitized by Google

ductivität, die allen Menschen gemein ist, im Interesse der Untersuchung zunächst klarstellen. Wir haben damit aber nur den Ausgangspunkt gewonnen, kein Resultat. Es leuchtet ja ein, daß sich die Productivität eines Dichters von derjenigen der anderen Menschen unterscheiden muß; es bestünde ja sonst kein Grund, ihn durch die Bezeichnung „productiv" besonders von den Andern abzuheben. Worin besteht der Unterschied? Die Seele des Dichters ist lebhafter und bewegter, die Ereignisse des Lebens greifen tiefer und werden leidenschaftlicher verarbeitet; der Untergrund hat mehr Feuer, Leben, Kraft. Das ist ein Umstand, der natürlich in der Wirklichkeit von der allergrößten Bedeutung ist. In einer theoretischen Untersuchung aber ist es doch nur ein Unterschied des Grads, nicht des Princips. Was die Productivität des Dichters endgiltig von derjenigen aller Anderen trennt, ist der Umstand, daß sie eine Sprache hat. Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide, heißt es im Tasso. Wie der Dichter, haben selbstverständlich auch die anderen Künstler eine Sprache, sei es Farbe, Marmor oder Klang. Die Frage ist nur, ob die Schauspielkunst in dieser Beziehung mit den anderen Künsten parallel läuft — denn die Sprache des Dichters, die Worte des Dramas, zählen für sie ja nicht mit. Für die Schauspielkunst aber zählt der lebendige Mensch, den der Darsteller auf die Bühne bringt, und Alles, was von ihm an Hoheit oder Kraft oder Komik auszugehen vermag: Miene, Geberdenspiel und der beseelte Klang der Stimme, zählen weiter für sie. Die Seele des Schauspielers ist also nicht nur productiv, die Productivität ist nicht nur höheren Grades als im Allgemeinen; sie hat auch ihre eigene Sprache, ihr eigenes Material, in dem sie sich ausdrücken kann. Insofern läuft also die Schauspielkunst mit den anderen Künsten parallel.

Jerusalem.

Eine Impression von Karl Hans Strobl (Brünn).

Auf einem abendlichen Spaziergang in den dunkeln, menschenleeren Gassen Jerusalems gewann ich zuerst Ruhe und Sammlung, um der Menge von Eindrücken Herr zu werden.

Ich weiß nicht, was schöner ist, dieses Oeffnen der Seele, um alles wahllos auf sich einströmen zu lassen, Bedeutendes und Belangloses, Erhabenes und Kleinliches, Unvergängliches und Flüchtiges, oder dieses Schließen der Seele, um in dunkler Tiefe zusammenzufassen, auszuscheiden und zu ordnen.

Die in ganz flachen, kleinen Terrassen absteigende Davidstraße, die noch von einzelnen trüben Flammen ein wenig Licht erhält, ging ich hinab, bog dann links in die Christenstraße, die Hâret en Naṣâra, die schon dunkler ist, und verlor mich endlich in viele kleine, ganz finstere Gassen und Gäßchen, wo ich Niemandem mehr begegnete. Ich stieg hinab und hinauf, kam unter von Haus zu Haus gespannten Bogen hindurch, an Fenstern vorbei, hinter denen noch Licht war, und vielen, die kein Leben mehr zeigten, und stand eine Weile vor einem kleinen Stall, in dem bei einer zuckenden Oelfunze ein Pferd auf seiner Streu lag. Auf seinem breiten, braunen Rücken, den ich mit meiner flachen Hand hätte klopfen mögen, lagen einige glänzende Reflexe, die in Zacken und Spitzen ausliefen. Wenn es den Kopf bewegte, klirrte die eiserne Kette und ein guter, warmer, süßlicher Thiergeruch strömte von seinen athmenden Flanken aus, der etwas Heimathliches an sich hatte. Langsam, wie unter dem Einfluß meines Blickes, wandte es den Kopf und sah mich an.

Dann kam ich an einigen Gärten vorbei, die vor moderneren, größeren, villenartigen Häusern standen, und durch deren Gitter die grünen Sträucher quollen, an der Rückseite eines Hôtels, durch dessen Hofthor ich in eine hell erleuchtete Vorhalle sah und setzte mich endlich auf eine niedrige Steinmauer, indem ich meine Beine in den dunkeln Abgrund einer steil hinabführenden Gasse baumeln ließ.

Ich war sehr traurig, denn eine Atmosphäre von Blut und Schweiß lag über den Orten, die ich heute durchwandert hatte, und die Lichter in ihrem Dunstkreis brannten röthlich, fauchend und fanatisch, und hatten wenig Heiteres an sich.

So sehr ich mich bemühte, ich vermochte die Wirkungen, die vom größten Heiligthum der Christenheit auf mich ausgegangen waren, nicht zu klarer Einheit zu fassen. Es blieb ein Wirrwarr von Eindrücken, ein bizarres Getöse, eine Kakophonie, deren Disharmonien schneidend und grell waren, ein Labyrinth von Beziehungen ohne erkennbaren Plan. Genau so wie diese Grabeskirche, deren Stylosigkeit und Verworrenheit die Geschichte des Christenthums selbst zu symbolisiren scheint. Dunkle Winkel und plötzlich grell fluthendes Licht von oben. Brünstige Aufschreie von Farben und graues Gemurmel, eintönig wie die Litaneien wahnsinniger Asketen. Ein Uebermaß von Gold und Luxus, neben Stellen, von denen der Mörtel losbröckelt, und die den Eindruck der Vernachlässigung und des Ruinenhaften machen. Höhlen unter und über der Erde, Grotten, Nischen, in denen strotzende Ampeln hängen, und kahle, leere Säulengänge, vorspringende Altäre, Treppen nach unten und oben, die in mystische Dunkelheiten führen, bunte Fenster und nackte Wandflächen. Und der ganze, verwickelte, umfangreiche Bau, wie es scheint — an der falschen Stelle errichtet.

Alle Jahrhunderte haben an ihm gearbeitet, und die Confessionen haben in ihrem Bemühen, die ihnen wichtigsten Orte der heiligen Geschichte zu entdecken und einzubeziehen, unbewußt ein Stück ihrer höchst profanen Geschichte in die Kirche gefügt. Die Grabeskirche soll auf der Stelle stehen, wo Christus gekreuzigt worden ist. Da giebt es einen Stein, auf dem der Leichnam lag, als ihn Nicodemus salbte, die durch einen Ring bezeichnete Stelle, wo Christus nach seiner Auferstehung der Maria Magdalena erschien, eine andere, wo zwei Löcher sichtbar sind, in denen die Füße Jesu während der Aufrichtung des Kreuzes festgehalten wurden, die Säule, an die er gebunden war, während man ihn geißelte, eine Grotte, die als sein Gefängniß gilt, eine Capelle über dem Ort, wo man um seine Kleider würfelte, eine andere Capelle, wo man die Dornenkrönung vornahm, und eine Höhle, in der die Kaiserin Helena das Kreuz Christi gefunden haben soll. Und eine Treppe führt zum einstmaligen Golgatha hinan, wo man die Capelle der Kreuzannagelung sieht, die Capelle der Schmerzen Mariä und die Capelle der Kreuzerhöhung. Die Oeffnung, in die man den Kreuzbalken setzte, ist in Silber gefaßt und von einer Nische überwölbt, von der unzählige Lampen wie schimmernde, seltsame Tropfsteine herabhängen.

Man zeigt auch die Stellen der Schächerkreuze und einen Spalt im Stein, der in dem Augenblick, als die Felsen bebten, bis zum Mittelpunkt der Erde einriß. Und ist es nicht bezeichnend, daß man diesem Spalt eine verschiebbare Messingplatte zum Schutz gegeben hat, die ein Mönch in der Erwartung einer Gabe entfernt?

Unter der großen Kuppel, die, trotzdem sie zuletzt erst im Jahre 1868 von Napoleon III. und Alexander II. renovirt wurde, schon wieder baufällig scheint, ist der heiligste aller dieser heiligen Orte, die Capelle des Grabes. Sie steht frei inmitten des großen Raumes, lenkt die Blicke von allen Seiten auf sich und scheint, indem sie sich unter dem gewaltigen Helm der Kuppel erhebt, anzudeuten, daß sie unter dem Schutz des Himmels auf den ganzen Erdkreis ihre Wirkungen ausstrahle. Das Gedränge der Andächtigen vor der engen und niedrigen Thür der Capelle ist groß. Ich habe einen allgemeinen Eindruck von einem pompösen Aufputz des heiligen Grabes, aber viel mehr galt mein Interesse den Menschen,

Digitized by Google

die sich hier den Eingang zu erkämpfen strebten. Sie kamen von allen Seiten herbei und, was auch früher ihre Gedanken gewesen sein mochten, jetzt waren sie alle dem Einen zugewendet, an dieser Stätte Gnade und Erlösung zu finden. Der Menschenhaufen stieß und drängte sich, man beeilte sich zur Thüre zu kommen, als gälte es einen guten Platz zu erhalten, als sei nur ein bestimmter Vorrath an Gnade vorhanden, und auf allen Gesichtern lag eine Gier, eine fast verzweifelte Entschlossenheit, Gott seine Verzeihung und Gunst zu entreißen. Dabei aber war in ihren Seelen eine keuchende Aufregung, die Wunder des Mysteriums erhitzten ihre armen und im Bannkreis dieser ungeheueren Anhäufung von Geheimnissen aus allen Geleisen gerissenen Vorstellungen. Der Kampf um den Eingang ist beinahe gefährlich, und immer wieder wurde ich von Frauen, die sich mit allen Kräften vorwärts drängten, zurückgeschlagen. Endlich ist man in einem engen Raum, der Engelscapelle, wo der Stein zu sehen ist, den der Engel von der Thür des Grabes wälzte, aber man hält sich hier nicht auf, man strebt weiter, dem eigentlichen Grabe zu; der winzige Raum der Engelscapelle, der vielleicht zehn Menschen Platz bietet, ist von drei Dutzend Menschen erfüllt, die eine einzige festgestampfte Masse bilden, die nicht mehr durch einen Antrieb von innen, sondern nur durch äußere Anstöße bewegt zu werden scheint: die Decke drückt von oben, wie der Deckel eines steinernen Sarges, die Wände umschließen die Masse in unerbittlicher Starrheit und die Menge der Lampen, die unmittelbar über den Köpfen der Andächtigen baumeln, vermehrt dieses Gefühl einer gefährlichen Hülflosigkeit, einer Preisgabe des eigenen Willens, einer Auflösung der eigenen Lebenskraft. Und die ganze, zusammengedrängte Masse der Menschen hat eine schreckliche Stimme. Röcheln, Schluchzen, Seufzen und Weinen. Ich bin neben einer russischen Bäuerin eingekeilt, die ihr Tuch tief in das Gesicht hineingezogen hat und der eine große Thräne nach der anderen über die Backen rollt. An einem vermehrten Drücken und Pressen fühle ich, daß etwas vorgeht. Ein türkischer Soldat macht einer vornehmen Dame den Weg zum heiligen Grabe frei. Mit Püffen nach links und rechts, und kräftigen Stößen treibt er die stöhnenden, weinenden Weiber zur Seite, stampft sie noch fester in die Masse und zieht die Dame nach sich. Ich benütze das günstige Kielwasser und gelange zum Eingang des Grabes, der noch enger und niedriger ist, als der der Capelle. Und plötzlich, ehe ich mich dessen versehen kann, bin ich von dem Wirbel hineingerissen in ein enges und niedriges Loch, dessen Decke mir den Kopf zu zerdrücken droht, dessen Wände strahlen und funkeln; ich sehe einen großen Stein, Bilder, eine Menge von Lampen, einen Christus, der aufersteht, alles ganz flüchtig und unbestimmbar und einen Popen mir gegenüber, der mir aus einer Kanne etwas auf den Handrücken träufelt. Ich werfe eine kleine Gabe in einen Opferstock, von einer ungewissen, aus meiner Identität mit der Masse stammenden Rührung überwältigt und als ich versuchen will, meine Eindrücke zusammenzufassen, drängt mich etwas zur Thür hinaus, wirft mich unter die Menge der schluchzenden Menschen und trägt mich aus der Capelle. Ich athme auf, schweißbedeckt, aus dem Gleichgewicht gebracht und zitternd, wie nach einer großen Gefahr ...

In diesem ausgedehnten Bau, dessen Glieder vom Zufall an einander gefügt zu sein scheinen und keinen Organismus bilden, haben sich die christlichen Confessionen eingenistet, wie Dohlen in einem alten Gemäuer. Sie haben jede ihre Höhle, die keinem Anderen gehört, und außerdem aber auch gemeinsame Plätze, an denen jede ihren genau bemessenen Antheil hat. Auf die Capelle des heiligen Grabes erheben die vier Kirchen ihren Anspruch. Von den dreiundvierzig Lampen, die im Grabe selbst hängen, gehören je dreizehn den Lateinern, Griechen und Armeniern, und vier den Kopten. Sie haben die Merkwürdigkeiten und von Mysterien überschatteten Plätze unter sich getheilt, wie die Kriegsknechte die Kleider des Gekreuzigten unter sich getheilt haben. Und so wechseln sie, jede nach ihrer Art, den großen Schatz Christi in kleine Münze um, und man denkt an die Scene, wie Jesus die Geißel ergriff und die Wechsler aus dem Tempel trieb. Es ist ein Trödelmarkt der Religionen, auf den man schon vor dem Portal der Grabeskirche vorbereitet wird, wo die Händler mit den heiligen Andenken sitzen, mit Rosenkränzen, Perlmutterkreuzen, Bildchen aus trockenen Feldblumen, Jericho-Rosen, Crucifixen aus Olivenholz, kleinen Bibeln, barbarischen Oeldruckbildern, die das Leiden Christi in der Art unserer Jahrmarkts-Moritaten darstellen, Kannen mit Jordan-Wasser, kleinen Abendmahlskelchen aus Zinn und allerlei sonderbaren Amuletten.

Die Griechen haben sich den Hauptantheil an der Grabeskirche zu sichern gewußt. Ihnen gehört das Katholikon, die alte Kreuzfahrerkirche, die angeblich auf der Stelle der Gärten des Joseph von Arimathia erbaut ist. Hier haben sie ihren Geschmack voll entfalten können, und deutlicher als anderswo wird hier die innige Verwandtschaft zwischen der Welt der byzantinischen Slawen und den barbarischen Grundinstincten des Ostens (über die sich die Araber so ragend erheben) sichtbar. Gold und Edelsteine bilden die Decke, Gold und kostbares Mosaik fließt in breiten Strömen über die Wände, die Kronleuchter, die Heiligenstatuen in der Ikonostasis sind von gediegenem Gold. Und der Trumpf, den die Griechen hier ausspielen, ist ein in der Mitte des Schiffes befindliches Becken, in dem eine Kugel liegt, wie der Ball in einem Fangbecher. Ueber diesem Ball kreuzen sich zwei schwarze Linien, die den Aequator und den Meridian darstellen. Und der Kreuzungspunkt ist — der Mittelpunkt der Erde, dessen sich die Griechen hier in aller geographischen Unbefangenheit bemächtigt haben.

Ich stand lange vor dem Mittelpunkt der Erde, lächelnd und doch nicht ohne Befangenheit durch die barbarische Pracht dieser Kirche, gegen die ich mich empörte und die mich durch ihre Ungeheuerlichkeit, durch das Gigantische des hier aufgespeicherten Aberglaubens gefangen nahm. Ich sah, wie russische Pilger die Kirche betraten, wie sie am Eingang niedersanken und sich auf den Knien näherten, nach jedem Schritt ein Gebet verrichtend, sich dann auf den Boden hinwarfen, um wieder aufzustehen, die Arme auszubreiten und abermals in die Knie zu fallen. Sie wiederholten dieses Aufstehen, Niederfallen, Beten und Arme Ausbreiten zehnmal, zwanzigmal, in voller Inbrunst, ohne Sinne für die Außenwelt, ganz in sich zurückgezogen, allem Menschlichen entfremdet, bis sie den großen Fangbecher erreicht hatten, um die Schnittstelle der beiden Linien in ekstatischer Hingebung zu küssen. Hier wird Alles geküßt, der Boden, die Wände, die Bänke, die Säulen, die Bilderrahmen, die heiligen Stellen, die Kutten und die Hände der Priester.

Die anderen Confessionen haben zu thun, um der griechischen Concurrenz Stand zu halten. Den Armeniern gehört der stimmungsvollste Raum der ganzen Grabeskirche: die Helenacapelle, in der die Mutter des Kaisers Justinian das Kreuz gefunden haben soll. Man steigt auf Stufen hinab und kommt in eine Grotte, in der das Sonnenlicht in breiten Streifen goldene Teppiche auslegt. Es spielt um vier massige Säulen und dringt bis zu den beiden Altären, die dem Andenken des guten Schächers und der frommen Kaiserin dienen. Im Hintergrund aber ist ein tieferes Loch im Felsen, in das man durch ein Fenster in der Felswand hinabsieht, und vor dem ich einen auf den Boden hingeworfenen Mann mit erschöpfter Stimme Gebete murmeln hörte.

Als ich die Grabeskirche besuchte, traf man gerade Vorbereitungen für das Fest der griechischen Ostern. Um für alle Fälle gerüstet zu sein, betheiligten sich auch die anderen Confessionen an den Rüstungen. Von einer Galerie über einem kühlen und kahlen Säulengang ließen lateinische

Digitized by Google

Mönche irgend ein wunderthätiges Gnadenbild an Seilen herab. Zwei Mönche hielten oben das Seil, beugten sich weit über die Brüstung vor und riefen den beiden anderen, die das Bild unten zu empfangen bereit waren, Befehle zu, daß das kahle Gewölbe widerhallte. Dann kamen noch zwei Mönche hinzu, schrien hinauf, nahmen das Bild und setzten es so hart auf die Erde, daß der Staub aus den Fugen des Rahmens drang. Zu Vieren schleppten sie es nach einer kleinen Capelle, wo sie es über dem Altar aufzuhängen bemüht waren. Sie stiegen auf den Altartisch, sprangen herab, daß die Kutten flogen und die Sandalen klapperten, beschimpften einander, rissen einander Hammer und Nägel aus den Händen, stiegen wieder hinauf, zerrten das Bild nach verschiedenen Seiten und ließen die Arme sinken, um einander mit zornrothen Gesichtern anzuschreien ...

Ich saß auf meiner kleinen Mauer, ließ meine Beine herabbaumeln und fühlte mich Eins mit der Finsterniß. In meiner Nähe wurde ein Fenster aufgemacht, ein Holzladen schlug an die Wand und Jemand rief einige arabische Worte hinaus. In der steil absteigenden Gasse unter mir sprachen zwei Leute, einförmig und undeutlich, so daß sich ihre Stimmen vermengten, als hätte sie die Dunkelheit vereinigt.

Ich dachte an Flaubert, der Jerusalem „ein von Mauern umgebenes Beinhaus" nennt, und der „den Schuften" grollt, weil er nicht bewegt war und weil er nichts als „Heuchelei, Habsucht, Fälschung und Unverschämtheit" fand.

Es ist genug davon da, es ist wahr, aber es ist noch etwas anderes da, das erschütternd wirkt. Die hier gleichsam aufgespeicherte magnetische Kraft des Glaubens, die von allen Richtungen diesem Heiligthum zugeströmt ist und sich hier angesammelt hat, um bei jeder Annäherung zu wirken. Es ist nicht die Andacht oder die Frömmigkeit, sondern die Bewunderung der ungeheueren Intensität dieser Kraft, die schließlich siegt. Nicht dem Göttlichen gelten unsere Schauer, sondern dem Menschlichen, dessen Angst hier mit ihrem keuchenden Athem die Mauer durchsetzt zu haben scheint, dem Glauben, der sich für das Land jenseits der Wirrnisse der Welt hier die fröhlichen Verheißungen hält.

In Wahrheit umfaßt diese Kirche wohl kaum die heiligen Orte, denn die Stätte der Kreuzigung, die Gärten, in denen die Grablegung und die Auferstehung vor sich gingen, lagen außerhalb der Stadt, und die Forschung hat mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, daß der Platz der Grabeskirche noch innerhalb der zweiten Stadtmauer liegt. Und es ist wunderlich, daß das heilige Grab kein jüdisches Felsengrab ist, wie es zur Zeit Christi allgemein üblich war. Man nimmt an, daß das Felsengrab ursprünglich auf allen Seiten vom Felsen losgelöst, freistehend vorhanden war. Man nimmt an, daß es im Jahre 614 bei der Eroberung Jerusalems durch den Perser Chosroes II. sammt der Kirche zerstört wurde. Man nimmt an, daß nichts Anderes übrig blieb, als an Stelle des Grabes ein künstliches Bauwerk zu errichten.

Die Forschung schüttelt zu dem allen den Kopf ... Aber was kümmert dieses Kopfschütteln den Glauben?!

Neue Verse.

Von Oskar Wiener (Prag).

Die drei Gleichen.

Drei Burgen — alle gleich gebaut
Von einem meiner Ahnen;
Der deutsche Himmel überblaut
Rostige Wetterfahnen.

Dort hab ich einem Lied gelauscht:
Drei Amseln sangen im Winde. —
Vor jeder der drei Burgen rauscht
Eine uralte Linde.

Und unter jeder Linde steht
Ein Kind voll scheuer Sitten;
Ihr weißes Busentüchlein weht
Und blaue Augen bitten.

Und alle drei sind lieb und blond —
O zauberhafte Zeiten!
Und alle drei stehn wie umsonnt
Von meinen Zärtlichkeiten.

Großmutter.

Die allerletzten Astern sind
Nun auch erfroren und verweht;
Großmutter lächelt wie ein Kind
Und neigt das Haupt zum Nachtgebet.

Großmutter fühlt sich gar nicht matt
Und wanderte heut weit im Schnee,
Weil sie viel liebe Gräber hat
Dort draußen, an der Dorfchaussee.

Der kleine Gottesacker liegt
Von Epheuranken dicht umhegt,
Und eine alte Linde wiegt
Ihr Haupt, das tausend Narben trägt.

Die Narben schmerzen längst nicht mehr,
Und Jahre mildern jedes Leid;
Großmutter liebt den Friedhof sehr,
Dort schlummert ihre Jugendzeit.

Ein Grab ist ihr besonders lieb;
Es ist ein gottvergeß'nes Grab
Und bettelt: Mütterchen, vergieb,
Was ich an Dir gesündigt hab.

Weihenacht.

Von Felix Lorenz (Berlin).

Was auf sternerhellten Auen
Einst die Nacht der Nächte sang,
Will nun strömend niederthauen —
Alle Welt ein Sphärenklang.
Auf des Schneelands weißen Weiten
Wächst des Lichtes reiner Quell,
In den fernsten Einsamkeiten
Wird es wach und wird es hell.

Welch ein Zauber: stille Seeen,
Die vom Mond umsilbert sind.
Auf den schneeverhangnen Höhen
Schläft der Sturm, ein Friedenskind.
Langsam schwillts mit leisem Schalle
Immer nah und näher schon —
Dann aus jauchzendem Metalle
Braust der volle Glockenton ...

Laßt uns Friedenszweige binden,
Tannenreichthum, Wintergrün,
Aus den festlichen Gewinden
Soll die Rosenflamme glühn.
Flamme Du, entstammt den Sternen,
Leuchte uns mit heiliger Macht —
Wie der Duft der ewigen Fernen
Füllt die Rosen dieser Nacht!

Heute darfst Du, Herz, erfahren,
Wie so tief im Schlafe ruht
All Dein Weh aus trüben Jahren,
Alle ungelebte Gluth.

Digitized by Google

Laß es ruhn, das Frühbegrabne,
Weil Du neu gefunden wirst —
Der da führt ins Fern-Erhabne,
Heißt noch immer Friedefürst!

Lausche nur in all dem Schweigen
Auf das alte Hirtenlied.
Wenn die Stürme wieder steigen,
Wenn sein Schwert das Leben zieht,
Strömt mit tönendem Gesange
Weihe hin auf Deine Kraft,
Und dem neugebornen Drange
Eint sich neue Leidenschaft.

Dann wirf Deine Götzen nieder,
Ihre Tempel schlag entzwei,
Nur der Muth erlöst uns wieder,
Nur die Wahrheit macht uns frei!
Ueberall, wo Nacht gewesen,
Strahlt des großen Lehrers Ruhm:
Denen, die sich selbst erlösen,
Blüht das neue Menschenthum!

Dann erst kommt die Zeit, zu feiern
Das gewaltige Friedensfest;
Dem soll sich kein Tag erneuen,
Den der Kampf nicht wachsen läßt.
Nach der Sturmnacht erst erglänzen
Einst die Fluren, frühlingsjung;
Einmal, einmal wird es lenzen —
Nahe, Gottesdämmerung!

Die Erziehung zur Hetäre.

Eine Geschichte von Max Brod (Prag).

(Schluß.)

Zunächst hatte Mansvet einige Erfolge.

Er erkämpfte der Schwester eine ziemliche Selbstständigkeit gegen die Eltern, setzte es durch, daß sie allein in die Stunde und von dort, überhaupt alle ihre Wege allein gehen durfte, nicht immer wie von einer Henne so warm behütet und bebrütet („Du kannst auch witzig sein," rief beifällig das Schwesterchen), er erreichte, daß einige Kunstgeschichtslectionen als überflüssig wegfielen und müßige Stunden für Träumerei entstanden. Er verschaffte ihr insgeheim Cigaretten, aber es stellte sich heraus, daß sie schon längst einige Schachteln besaß und sogar Ringe rauchen konnte ... Ihre oft freien Manieren wurden unterstützt, Ungezogenheiten entschuldigt, bei jeder Gelegenheit Partei gegen die Eltern genommen. Das gefiel ihr nicht wenig, und wie zum Danke erzählte sie dem jetzt so netten Bruder vertraulichen Klatsch über Verehrer und Freundinnen. Wenn sie an entscheidenden Stellen nicht weiter wollte, gab er das deutliche Wort dazu. Sie erschrak manchmal, aber Mansvet mußte doch wissen, was er that. Sie hatte unendlich viel Respect vor ihm; und war ihm doch manchen Moment durch ihre mädelhafte Verschlagenheit weit überlegen, ohne daß er es merkte. „Jetzt weißt Du aber Alles," schloß sie einmal, als er sie recht bohrend ausgefragt hatte, lächelnd. Und er ... glaubte es ihr. Oder wenn er mit schlecht verhülltem Eifer Aufklärungen über erotische Dinge gab, spielte sie mit Erfolg die Unwissende. Oder wich unbefangen aus, wenn er zu Fallstrick-Themen hinlenkte. „Hast Du eigentlich Temperament?" fragte er. „Das habe ich noch nie ausprobiert," gab sie sofort die einzig unverfängliche Antwort.

Einmal führte er sie ins Theater zu „Tosca". Die Accorde glitten wie große Schwäne auf einem Paradiesteiche; als Musik für das Todtenbett sollte man sich das auswählen, dachte er weinend. „Hast Du nicht, Doris, das Gefühl: wenn man nur einen Künstler so unbehindert machen läßt, ihn hinströmen und glücklich sein läßt, wie spannt er da die Flügel aus, und sie sind nicht einmal mehr zart-zerbrechlich! Welch eine unbehinderte reine Musik ist diese Oper!" „Ja ich habe mich sehr gut unterhalten," erwiderte sie, mit ihrem großen Theatermantel beschäftigt. „Möchtest Du nicht auch einen Künstler so beglücken, ihm Alles geben, ihm Dich geben und damit Flügel. So wie wohl dieser Puccini beglückt sein mag." „Wie?" „Oder dieser Maler Cavaradossi in der Oper von der Tosca. Ich meine, ganz frei ihn lieben, ohne Vorurtheil, ohne Ehe." „Ich?"

Sachte wurde sie argwöhnisch. Er gab ihr Goethe in die Hand, mit der Absicht, sie möge da herauslesen, wie der offen und stolz eingestandene Geschlechtstrieb schön wie eine Blume, unschuldig, hellenisch emporwachsen kann und wie: zu meinem Saitenspiele segnet der Sterne Heer die ewigen Gefühle ... Aber sie fand die Gedichte fad, nicht unterhaltend. Auch ihre Freundinnen läsen so veraltete Sachen nicht mehr. „Aber Du bist doch besser als diese Freundinnen." „Ich? nein." Eine Stunde lang drang er in sie, ungewöhnlich zu sein, wollte sie überzeugen, daß sie schon längst dem Bürgerthum entwichen und anders als die anderen Familientöchter lebe. Sie wolle sich es vielleicht nur nicht eingestehen, weil sie sich schäme. Aber es sei im Gegentheil etwas, worüber man sich freuen müsse. „Nein, ich würde mich darüber schämen." Und mit entschiedenem Trotz entfloh sie vor seinen Angriffen hinter diese Alltagsgesinnung, wie hinter Schanzen, verlor sich unauffindbar in der Menge.

Ein neuer Rock sollte für sie genäht werden, plissirt, unten sehr weit und stoffverschwenderisch, oben sehr eng anliegend. Die Mutter wollte dieses gar zu gefährlich-lockende Anschmiegen nicht dulden, Doris weinte, bettelte einen Centimeter nach dem anderen ab und nahm hierbei Mansvets Unterstützung dankbar an ... Als er ihr aber später einmal erklären wollte, wie raffinirt ein solcher Rock sei, indem er durch seine vielen Falten jede Bewegung des Beines vervielfacht sehen lasse; und als er ihr gar die Schönheit ihrer kernigen Schenkel zu loben anfing und: man begreife beinahe gar nicht, wie von einem so kleinen Füßchen und so eleganten Fesseln aus nach oben das Bein so breit und sinnlich werden könne, erwähnte, ... da wurde sie zornig und wollte schon zur Mutter Alles ausklatschen laufen.

Manchmal wurde Mansvet schon mißmuthig. So nahe fühlte er sich dem Ziele, Doris hatte wirklich alle Eigenschaften, die er für seinen Zweck brauchte, schön war sie, leichtlebig, gescheit, aufgeregt. Aber all das trug sie nur ganz triebhaft, unbewußt. Wenn sie nachdachte, verübelte sie sich diese glänzenden Schmuckstücke ihrer Seele. Sie kokettirte unbändig; aber wenn er das an ihr lobte, widersprach sie ärgerlich und bekannte sich zur Sittenstrenge als ihrem Ideal. Sie war lustig; wenn er ihr aber sagte: „Sei lustig," wurde sie sofort ernst, ja traurig ... Obendrein quälte ihn Carus mit immer neu erdachten Einwänden. Ob er sich schon daraufhin geprüft habe, was ihm mehr Vergnügen an dieser Sache gebe: die bloße Thatsache, Jemanden zu beherrschen ... oder das angestrebte Glück der Menschheit?

Nein, Mansvet ließ sich durch seines Zöglings mangelnde Vorliebe für Theorie nicht und nicht durch die Haarspaltereien des Carus aufhalten. Er verdoppelte seine Mühe, fast täglich führte er Doris zum Conditor. Er machte undeutliche Anspielungen auf seine Pläne, schwärmte für die Ninon de Lenclos. Doris meinte: „Aber das wäre doch heutzutage unmöglich." „Warum denn? Man sollte es versuchen." „Aber so eine ... so eine Frau würde doch allgemein verachtet." „Von feineren Menschen eben nicht. Weißt Du, wo Toulouse Lautrec ein ganzes Jahr lang gewohnt hat? Hast Du die Hetärengespräche des Lukian gelesen?" „Nein." „Warum nicht! Ich habe sie Dir doch geborgt." „Weil ich

Digitized by Google

so etwas nicht lese. Es ist unpassend." „So ... Was liest Du denn?" „Den neuen Roman von der Eschstruth."

Mit einem Mal schob Mansvet alles auf die Gesellschaft, auf diese philiströsen deutschen Abiturienten. Er berieth eifrig mit Plzensky den Plan, die Schwester in tschechische Kreise einzuführen, wo man stärker und um die Sitten unbekümmerter lebt, wo ein leiser Duft aus Paris bemerkbar wird. Aber da traf er auf den entschiedenen Widerstand seiner Schwester, die national dachte, ein schwarzrothgoldenes Abzeichen des deutschen Wahlausschusses mit Stolz trug und niemals mit Tschechen verkehren zu wollen betheuerte. Mansvet dachte bestürzt: Von wem mag sie das haben! ... Er selbst und seine engeren Freunde, zu denen doch der tschechische Musiker gehörte, hatten längst den Sinn für den Zwist der beiden Sprachen verloren ... „Adjes indeß!", rief lustig Doris und lief ihm weg, als er eine politische Rede über unpolitische Gesinnung begann.

Vergebens suchte er ihr geschmacklose Redensarten wie die eben gelachte abzugewöhnen, vergebens kämpfte er gegen „Sport im Bild", das sie auch fernerhin als einziges Journal hielt und las. Aber ihn schreckte nichts, er kämpfte und kämpfte ...

„Eigentlich bist Du da schrecklich uneigennützig," sagte einmal Plzensky. „Ich bewundere Dich, wie Du Dich für Deine Freunde opferst. Du selbst wirst doch eigentlich nichts davon haben."

Mansvet darauf: „Ich? Wieso ... Wenn schon alle Schranken des Bürgerthums fallen ..."

Er grübelte Tag und Nacht über seinen Plan. Sollte er einmal direct hintreten und ihr alles sagen? Nein, für Offenheit hatte sie keinen Sinn; sie war schnippisch, verschlagen, mit einem ausgesprochenen Mädel-Geschmack ... Immerhin hatte er schon einiges erzielt, den Boden für ihr Hetärenthum geebnet. Er brauchte nur die jetzige Doris mit der Doris am Anfang der Saison zu vergleichen; wie viel lasciver, weiblicher, von den Eltern unbeeinflußter gab sie sich jetzt, wie hatte sie von ihm die übliche Moral anzweifeln gelernt. Einmal erzählte sie ihm, einer habe sie im Vorsaal küssen wollen. „Hättest Du Dich doch küssen lassen, Du dummes Ding," rief Mansvet. „Habe ich ja auch gethan", erwiderte sie kaltblütig und nahm die unschuldige Miene der Frauen an, die nicht unschuldig, aber schön sind. „Wer wars denn?" Das wollte sie nicht sagen ...

Mit einem Male stellte sich alles zugleich, auf einen Sitz, heraus: wer ihr den Kuß gegeben hatte ... und die Cigarettenschachteln, den Roman von der Eschstruth, Sport im Bild, das Abzeichen und die Tricolore-Gesinnung. All das stammte von Ralph Wägener. Ja, daran war leider nicht zu zweifeln. Denn niemand anderer als dieser sprach eines Tages bei Liebhardts feierlich vor und hielt bei den Eltern um die Hand der schönen Doris an, mit der ihn schon lange eine heimliche gegenseitige Liebe verbände ... Aber das gelang ihm schlecht. Die drei Freunde, Mansvet voran, setzten es ruhmvoll durch, daß dieser Windbeutel von Bewerber glatt abgewiesen, mehr als das, daß ihm das Haus verboten wurde. So leicht ließen sie ihr zum Heile der Menschheit erdachtes Experiment nicht durchkreuzen.

Zum Heile der Menschheit! Ja, das war doch die erhabene Triebfeder all dieser Anstrengungen ... Bei dem letzten Hausball der Saison, in einer Märznacht, lehnte sich Mansvet weit aus dem Fenster, aus dem heißen schwitzenden Zimmer, und überdachte alles noch einmal, alles wurde ihm klar ... Wie frisch war die rosig-dunkle Luft da draußen, jetzt wurde es bordeauxroth, jetzt schon blau. Die Fiaker fuhren erst noch mit angezündeten Laternen, dann ohne Licht, morgendlich. Ein früher Spatz stimmte sein Tschimm-tschimm-tschimm an, kurz ausgestoßene Schreie in höchster Lage, wie Peitschenhiebe, wie grelle Hammerschläge auf Porzellan, in regelmäßigen Abständen. Andere gesellten sich dazu, eilten in Synkopen voraus, gaben ganze Salven dieser Schreie und Hammerschläge ab, theilten sich in Doppelchöre, vereinigten sich wieder. Es war ihr Morgenlied. Ein rührender Gedanke, daß diese Vögel alltäglich so singen, keinen Unterschied von Sonntag und Wochentag machen, tagtäglich ohne Kalender so frohkräftig ihr Leben verbringen ... Mansvet dachte an die Zukunft der Menschheit. Nein, nicht mehr diese öden schwitzenden Hausbälle, diese mühseligen Unterhaltungen, diese Kraftlosigkeiten! Genüsse sollen jetzt kommen, rosig-blaue Luft, tagende Genüsse! Man soll den Geist prickelnden Uebermuths Abends in schöne liebende Augen reden, beschienen von netten Kerzen, leuchtend. Und erwacht man dann am nächsten Morgen neben dem geliebten Leibe der Freundin, so ist man durch die Erquickungen der Nacht frohgemuth und angetrieben zu neuen Thaten. Ja, den cerebralen Jünglingen, von deren Entwicklung die Gesammt-Entwicklung der Menschheit abhängt, sollen die höchsten Genüsse bereit stehen; und hinter diesen Fahnen und Führern die Gesammtheit zum Licht emporwallen ... Das war doch so klar und so vernünftig.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Der Frühling kam.

Die Tanzstundengesellschaft der Abiturienten unternahm den ersten Ausflug und Alle waren dabei. Welch ein freudiger Schwarm junger Mädchen und Herren! Behutsamer und dunkel folgten einige Gardedamen. Und es ging an noch nackten Bäumen und an blassen, unreif-grünen Wiesen vorbei, nach Troja, wo es Weinberge, eine Restauration und ein ganz kleines, wie aus Holz schlicht gehacktes Kirchlein darüber giebt. Hinter der Stadt, hinter dem „Baumgarten" überschritt man auf einer hohen kurzen Eisenbrücke den von schönen Steinen glatt eingefaßten Moldau-Nebenarm, sah in eine weite Ebene mit einsam schreitenden Pappelgruppen, sah Himmelsgrau und Berglehnen.

Die drei Freunde blieben bald etwas zurück.

„Wie schön Doris heute ist," begann Plzensky. „Man sieht sie von hier aus, da an der Krümmung des Weges. Ihr gewölbter Rock schwankt beim Gehen wie eine läutende Glocke."

Mansvet runzelte die Stirne: „Ich hasse diese Ausflüge en famille; bei denen jede Schönheit der Natur nur daran erinnert, wie lieblich man dies Alles ohne Familie und an der Seite einer Geliebten genießen könnte. Mit einer Freundin, o wie wollte ich diese einsamen Pappeln beseufzen, diesen Flußarm zu seinem glatten Hingleiten beglückwünschen."

„Aber die Mädchen haben doch jede ihren Verehrer mit," wandte Carus ein.

„Das ist es eben! Alles erlaubt unsere Gesellschaft, Alles aber nur zum Schein. Dieses Verehrerthum ist die Schein-Liebe, diese Ausflüge Schein-Genüsse, diese Gespräche mit den Mädchen Schein-Gespräche. Die Herren selbst sind entweder gänzlich Bürger oder Schein-Persönlichkeiten wie Ralph Wägener, mit ein paar äußerlichen Extravaganzen ... Deshalb muß unsere innere wahrhafte Persönlichkeit unverstanden abblühen."

„Ja, ja, so ist es," bekräftigte der Musiker mit gierigen Blicken und hob sich für einen Moment aus seinem geduckten Gang auf.

Carus erröthete: „Ich weiß nicht, woher Ihr den Muth zu so festen Unterscheidungen nehmt. Mir ist Alles unsicher geworden. Persönlichkeit, Schein-Persönlichkeit, wie wollte man das erkennen! Ich weiß kaum mehr, ob ich ein gewisses Mädchen liebe oder nicht ... Oft, wenn ich etwas deutlich fassen möchte, habe ich das Gefühl, ich müsse eine braune Kugel aus Nebel, der zerfließt, in meiner Hand festhalten; und dabei sind meine Finger aus hohlem Stahl, glänzend, mit vielen Gelenken, kaum ein Millimeter dünn, durch große Lücken von einander getrennt, da der Handteller die normale Größe beibehalten hat."

Digitized by Google

Man war zum Hauptarm der Moldau gelangt und fuhr mit einem an der Kette gleitenden Flachboot hinüber, quer durch die drängende Strömung. Als Jemand fragte, erklärte Carus das zu Grunde liegende Prinzip des Kräfteparallelogramms. Später nannte er den Namen der Raupen, gegen die man die Obstbäume des Trojer Gartens durch einen weißen Anstrich der Stämme geschützt hatte.

Von der Landungsstelle aus, wo ein wurmstichiger Leierkasten spielte und viele kleine Kinder schrien, gelangte man in die Restauration. Man trank Wein, aß Moldaufische, ging durch den Park, fand die großen braunen Ziervasen aus Thon auffallend, lärmte viel die Freitreppe auf und ab, zerstreute sich und kam wieder.

Als man aufbrechen wollte, fehlte Doris.

Man suchte, schrie durch den Garten.

Auch Ralph Wägener wurde vermißt.

Ein Kellner weiß etwas, er wird herbeigeschleppt: In einem Automobil seien vor etwa einer Stunde ein Herr und eine Dame davongefahren. Ja, so und so hätte sie ausgesehen. Dunkle Augen, blondes Haar, sehr fesch . . . er auch . . . Beide sehr fesch. Das Automobil stehe überdies schon seit gestern vorbereitet. Und der Herr habe die Dame über die Hoftreppe hinuntergetragen, direct in den Wagen gehoben und selbst weggchauffirt, hallaballa, im schnellsten Tempo.

„Ueber die Treppe hat er sie hinuntergetragen," denkt Carus. „Also war doch nicht Alles Schein an ihm."

„Eine Entführung! Eine Entführung!" Laut und entrüstet gehen alle Stimmen durch einander.

Man verlangt Details vom Kellner, man will hören, wie der brutale Kerl Gewalt angewendet, die Weinende und sich Sträubende (mit einem Faustschlag etwa?) betäubt hat.

Der Kellner gröhlt: „I nein, sie hat gelacht und ihn fort und fort geküßt. Das sind junge Eheleute, hab ich mir gedacht."

Der ganze Schwarm bricht auf, gegen die Stadt zu, in arger Verwirrung um Gerechtigkeit und Strafe tribulirend.

Nur die drei cerebralen Jünglinge gehen langsam hinterdrein. Mansvet denkt: „Also dazu habe ich mich angestrengt. Für diesen Windbeutel habe ich den Boden geebnet, meine Schwester von den Eltern und der üblichen Moral befreit. Lasziver und leichtsinniger wollte ich sie haben, lüderlich und weiblich genug, um der Gebundenheit unsrer Gesellschaft auszuweichen. Das ist auch geschehen. Aber nicht zum Heile der Menschheit, wie ich beabsichtigt habe..." Um die tiefe Traurigkeit seiner Seele nicht merken zu lassen, spricht er jedoch von andern Dingen, eröffnet den Freunden, daß er sich im Sommersemester als Privatdocent für Pädagogik habilitiren werde.

„Meine Symphonie ist fertig," sagt Plzensky. Nach einer Pause: „Das Adagio nenne ich: Läutende Glocke."

Sie stehen am Flusse und warten auf die Fähre.

Der Leierkasten spielt etwas Melancholisches in Dur. Ein lauer Regen fällt wie ein dünnes feuchtes Netzwerk herab.

Carus, betrübt aber nicht ohne Ironie, schlägt vor, den an Regenabenden opalisirenden Glanz der Moldau stumm zu bewundern.

Von den Bazaren.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Auf den Märkten von Bagdad kann die Verschwendung nicht üppiger sein als auf der großen Lebensmesse unserer Bazare. Die Märchenwelt von tausend und einen Nächten, die wir jetzt wieder stärker über uns hinströmen lassen dürfen, ist zu uns gekommen. Morgenländische Kalife und Sultane scheinen ihre Gezelte bei uns aufgeschlagen zu haben, und ihre Seiden und Bänder und ihre Hölzer und Metalle vor unsere verzückten Augen zu breiten. Wir haben auf allen Plätzen, im dichtesten Gewühle, auf lichtüberfluteten Stellen, kleine Zwerge, die ihre Hampelmanngrotesken ausschreien, in Umschlagtücher vermummte Frauen, die schillernde Käfer, erbarmungswürdige Mäuse und auf einen sanften Druck mitleidig piepsende Hunde verkaufen. In den Schaufenstern liegen, auf leuchtenden Glasständern oder mildem mattirten Schnee, schimmrige Opale und goldene Geschmeide, duftige Tülle, graue Straußenfächer und überlebensgroße Hüte, weiter: saffiangebundene Bücher, gepreßte Alben mit einem familienhaften Goldschnitt, oder Marmorplastiken kauernder Nymphen, in deren Händen Leuchtkörper brennen, oder dort Theaterpompadoure mit Confitüren, da wieder japanische Gürtel, endlich Parfüme und Pasten, Portieren und Decken, und schließlich noch alle Teppiche des Orients. Und gehen wir weiter, dort hin, wo durch einen Nebel die matten Scheiben einer Kathedrale oder eines Palastes flimmern, so finden wir alle diese Schätze unter einem Dache gesammelt, alle tausend und einen Nächte zu einer einzigen Nacht zusammengedrängt, so daß ihre Luft wie in der verfeinertsten Essenz auf einmal auf uns ausströmt und uns mit ihren zusammengepreßten Giften berauscht. Wir sind in dem offenen Hause eines Sammlers, der seine Schätze nicht wie jener Millionär der seltsamen Brodschen Erzählung häufte, um sie im Ekel über alle Kunst anzuzünden und zu vernichten, sondern uns freundlich alle seine Schätze preis giebt und sich ihrer sogar, wenn wir es wünschen und gewisse kleine Entgelte leisten, an uns entäußert. Wir sind in dem Hause eines Kalifen — und unsere Stadt hat mehrere solcher Kalifen —, der uns in der Ueppigkeit ertrinken lassen will, der unsere Zweifel nach dem Zwecke unseres Lebens mit seinen Schätzen todtschlägt, wie ein Rattenfänger die Gelder uns aus unserem Beutel zieht und uns schließlich mit hundert kleinen verschnürten Packeten überhäuft. Wenn wir wieder auf die Straße treten, wo der Nebel sich in dünne Tröpfchen löst, haben wir drei Paar entzückende Lederhandschuhe für unsere erste Geliebte, einen schmeichlerischen Pompadour für unsere Künftige, die braunsten Chocoladen für eine Dame, die wir verehren, kleine Miniaturbändchen für eine Dame, die wir noch kennen lernen sollen, ein paar gesprenkelte Schlipse für unseren guten Freund, ein Sophakissen aus Libertyseide für unsere Tante und ein Paar wundervolle Hausschuhe, einen gediegenen Schlafrock und eine Vertrauen erweckende Flasche Punsch für uns. Und dabei kommen wir noch an Honigkuchenständen vorüber, wo es die dickſten Honigkuchen mit dem weißesten Zuckerguß und den pudelnärrischsten Junggesellenversen giebt. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß wir noch einen piepsenden Hund für den Sohn unseres Hausmeisters und sieben fliegenden Engel für die sieben Kindlein unserer Aufwartefrau erstehen. Was wir alles allein mit unseren beiden Händen aus den orientalischen Kalifaten in unser Abendland schleppen müssen.

* * *

Es ist furchtbar billig, diesem Ueberfluß die Dürftigkeit unseres sonstigen Lebens gegenüber zu stellen. Aber es wäre Unrecht, wollte man, um nicht zu desillusioniren, darauf verzichten, die Philosophie des Contrastes aufzuweisen, der in dieser östlichen Verschwendung eines sehr westlichen Landes liegt. Je länger es währte, desto mehr haben wir uns gewöhnt, uns lediglich als Bürger und weniger als Genossen einer dem Staate enklavierten hierarchischen Gemeinschaft zu empfinden. So halten wir die Gerichtstage über uns weniger an gewissen geweihten Tagen, weniger selbst als an den Tagen der Wiederkehr des Tages unserer Geburt, als an den Tagen ab, an denen sich ein bürgerliches Jahr zum Ende neigt. Die Millionäre unter uns sind wenig reichlich, und wer sich auf den Boden unseres capitalistischen Staates stellt, muß finden, daß die Staatsmaschine darin nicht günstig arbeitet. Im Gelde liegt heutzutage — sprechen wir ruhig und mit einigem Bedachte es durchschnittlich aus — für die Menschen die Glücksmöglichkeit, in ihm ruht sie wie eine Prinzessin in einem Zauberwald. Wenn man es hat, hat man noch nicht das Glück, wenn man es nicht aus ihm zu holen weiß. Aber wenn man es nicht hat, so ist der Besitz der Prinzessin jedenfalls ausgeschlossen. Da wir aber bloß ausnahmsweise Millionäre sind, können wir mit der Glücksbilance eines verflossenen Jahres selten zufrieden sein. Um diesen bitteren Abschluß nicht zu schmerzlich zu empfinden, beschenken wir uns wie kleine Millionäre. Unsere Bilanz bekommt dadurch einen weiteren Defect, wie unser Portemonnaie ein Loch. Aber der Rausch der Verschwendung steigt uns zu Kopf. Gewiß, wir geben mehr Geld aus als wir dürften. Aber erstens bekommen wir dafür mehr geschenkt, als den Anderen zu schenken ziemte, und dann ist dieses etwas-über-die-Mittel-hinaus-Leben eigenartig berückend. Man fühlt sich von der philiströsen Rechnerei des Jahres erlöst, in das Ungebundene hinauf gerissen und beinahe — trotz Hausschuhen, Schlafrock und Punsch — als Bohèmien. Es ist das das im Grunde gleiche Gefühl, mit dem wir in das neue Jahr treten. Im Vergleich zu dem, was es an Lust uns bieten kann, ist der Sylvesterjubel sicher übernommen. Aber wir wollen uns betäuben, wir arbeiten mit dem Contraste, wir phantasiren die Realität mit ihm fort und sind, selbst wenn wir das entdecken, ja selbst wenn wir dessen so sicher sind, daß wir darüber schreiben, so unverbesserlich, daß wir diese Wollust nicht entbehren wollen. Und besorgen uns so, obwohl man seine Geliebte behalten sollte, einen blaßrosa Pompadour für unsere künftige Geliebte, Heines Liederbuch in Leder für eine Dame, die wir verehren (was zu dem Gebot der einzigen Göttin gar nicht stimmen will) und jene braune Chocolade für eine Dame, die wir überhaupt erst kennen lernen wollen. Alles dieses, obschon wir einen

Digitized by Google

Beutel haben, der gar nicht gerundet ist, auf der flachen Hand keine Erhöhung bildet und obschon der von der Entelechie des Lebens überzeugte Bürger am Ende des Jahres einen gediegenen Sparpfennig auf die jetzt so günstig zinsenden Cassen tragen sollte. Aber da der Selbstbetrug eine unentbehrliche Einrichtung ist, so thun wir dieses (wie wir — unter uns — so Vieles thun) und empfinden nicht einmal ein klein Wenig Reue darüber. Aber das Ungenügende der Lebensmittel muß einen zu einem Lebensbetrüger machen, und die Dürftigkeit unseres Daseins können wir nur mit dem einen Grunde rechtfertigen, daß es ohne sie keine Phantasie gäbe, ohne diese aber kein Glück.

Aus den Berliner Theatern.

Neues Schauspielhaus: Zar Peter. Drama in 4 Acten von Otto Erler.

Das neue Berliner Theater am Nollendorfplatz, von dem bisher nicht sonderlich Gutes zu melden war, scheint sich jetzt mit künstlerischem Ernst und freudiger Arbeitskraft seinen Platz unter den Bühnen der Reichshauptstadt erobern zu wollen. Wenigstens bedeutete die Aufführung von Otto Erlers vieractigem Drama „Zar Peter" immerhin eine That, an der man in unsrer Zeit dramatischen Tiefstands nicht ohne Weiteres vorübergehen darf. Denn so viel man auch gegen Erlers historische Arbeit auf dem Herzen haben muß, ist er doch eine Begabung. Und zwar ein Dramatiker, wie sie heute selten sind, mit Sinn für Contraste, Großzügigkeit, Beherrschung der Massen, theatralischem Instinct, und Freude an prächtigen Bildern. Nicht unmöglich, daß unserer Bühne hier ein Theater-Talent heranwächst, da Erler sich auch bemüht, seine historischen Persönlichkeiten und Ereignisse mit tieferem menschlichen Gehalte zu durchdringen. Vorerst freilich überwältigt umgekehrt noch ihn die Masse und die Coulisse, so daß man an Wildenbruch erinnert wird, obschon Erler durchaus nicht von ihm abhängig.

Als bedeutendste Scene, gleichsam als Kern des Ganzen, erscheint im zweiten Act diese: Zar Peter, der Vertreter einer barbarischen, blutigen und ruhmvollen Eroberungssucht, steht mit der Forderung einer Kriegsthat seinem Sohne Alexei gegenüber, einer in sich verträumten, auf das Stillste horchenden Künstlernatur, die im Mönchs-Frieden Heiligen-Bilder schnitzen und Initialen schreiben möchte. Daß dieser Alexei seines Vaters blutiges Werk fortführen soll und naturgemäß nicht kann, sollte Peters und seine Tragik werden. Denn beide Naturen sind berechtigt; ja häufig werden die Erben eines Eroberers (obschon nicht gerade in erster Linie) still-ästhetische Genießer. Dieses Drama hat aber Otto Erler nicht schreiben können, wie er überhaupt noch nicht die Gabe besitzt, Charaktere sich durch gegenseitige Reibung entwickeln zu lassen. Nur die Wellen der Handlung spülen an ihnen vorbei, während sie selbst die gleichen bleiben.

Dafür hat der Dresdener Dichter den Expositionsact gut gegeben. Das Volk ist gegen den Zaren, der es mit der Knute zur Cultur peitscht, aufgebracht. Peter leidet an epileptischen Anfällen und weiß: stirbt er, so wird sein Sohn alle Errungenschaften vernichten. Der feiert währenddem ruhig mit einer Hörigen ein Schäferstündchen, und steht selbst dann, als der Zar sich zu ihm von seinem Krankenlager begiebt und wie todt niedersinkt, unschlüssig was er beginnen soll. Der Zar aber beschließt, ihn gewaltsam zum Herrscherbewußtsein und zu einer Herrscherthat aufzupeitschen. Er führt ihn in scharfem Ritte gegen die Türken, wo Alexei die Feste Asow stürmen soll, jedoch vor diesem Wagniß ins Ausland flüchtet.

Die beiden letzten Acte entbehren der Nothwendigkeit und verlieren sich ins Romanhafte. Noch einmal versucht Peter seinen Sohn, indem er ihn die Herrschaft ergreifen läßt, als wäre er selbst gestorben. Noch einmal beweist Alexei seine Unfähigkeit, so daß ihn der Zar niederschlägt, um im letzten Act einen unwahrscheinlichen Klagegesang anzustimmen. Starr und ohne innere Entwicklung bleibt auch Menschikow, während es für den Zaren charakteristisch ist, daß er sich als Gewaltnatur die Herrschaft von einem anderen Gewaltmenschen nicht ganz gegen seinen Willen abtrotzen läßt. Denn er weiß, daß dieser seine eigenen Ziele verfolgen wird, mag Menschikow auch die Krone, wie es das Ende des Stückes zeigt, an Katharina abtreten.

Die Vorzüge und Nachtheile von Erlers Talentprobe liegen also auf der Hand. Zunächst ist das Werk kein Drama und bietet keine Tragik, auf die der Dichter doch ausging. Und zwar deshalb vor allem nicht, weil sein Alexei zu stark ins Trottelhafte geführt ist; wie überhaupt die Charakteristik viel zu grob bleibt. Das wären zwei starke Bedenken. Ihnen gegenüber steht, wie bereits erwähnt, der Sinn für derb zugreifende, frische Bühnenwirkung. Was sich hieraus entwickeln mag; ob Erler fähig sein wird, seine Mängel auszugleichen, oder ob er sein einseitiges Talent in Erkenntniß der Beschränkung ausbauen wird, bleibt abzuwarten. Die Aufführung war von der Regie gut vorbereitet, wobei das Gastspiel der Russen im vorvorigen Jahre auf dies russische Stück günstig eingewirkt hat. Unter den Einzeldarstellern ragte Harry Walden als Verkörperer des krankhaft-schwachen Alexei am Höchsten.

O. A.

Kammerspiele: Cathérina Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber. Drama in 3 Acten von Karl Gustav Vollmoeller.

Ein gefälliges Talent, das bei d'Annunzio, Hofmannsthal und Maeterlinck in die Schule gegangen ist, schuf diese dramatische Ballade nach Balzacs ungleich größerer, stärkerer „La Connestable" (in den „Contes drôlatiques"). Ein gefälliges Talent, das die Kunst des berauschenden Wortes nicht übel erlernt hat, das bisweilen selbst etwas wie eigene Töne findet. Aber ein Drama ist diese „Cathérina" ganz gewiß nicht, und dramatische Gestaltungskraft hat Vollmoeller — nach dieser Talentprobe zu urtheilen — ganz gewiß nicht. Er weiß gelegentlich auf einen Effect zuzuspitzen; aber dieser Effect wächst nicht organisch aus der Handlung heraus, er hängt nur wie eine vergoldete Nuß am Tannenbaum. Dramatische Gestaltungskraft — wie völlig mißlungen sind doch die drei Hellebardiere, bei deren Gestaltung Vollmoeller die Boten des Sophokles, die Diener u. s. f. Shakespeares vorschwebten! Ein Humor, der albern wirkt, kein Tropfen Bluts ist in den Figuren. Worte, Töne, Verse, wie gesagt: manchmal nicht übel und bisweilen selbst wie ein Eigenes, das ist das ganze Drama. Man hatte gewiß nicht ohne guten Grund dem tüchtigen Regisseur Emil Milan die Regie anvertraut, und die Regie that an dem Werke, was sie konnte, war zweifellos künstlerischer als das Werk. Und gewiß mancher hatte, wie ich, gelegentlich den Wunsch, daß die Leutchen da auf der Bühne — zumal in der völlig mißlungenen Hellebardierscene, die nun einmal auf Hofmannsthalisch nicht zu schreiben war — doch nur ein paar Augenblicke den Schnabel halten möchten, damit man die Poesie des Bildes (die nächtliche Seine, die mächtige Brücke über den Fluß, im Hintergrund Notre-Dame und die Häuser der Stadt, hie und da ein Licht, und am Himmel die ersten Sterne) in sich aufnehmen könnte. Aber sie sprachen leider in einem fort: Hofmannsthal, d'Annunzio und bisweilen auch Vollmoeller. Worte, Worte . . .

Schauspielerisch waren die Höflich und Moisst bisweilen unübertrefflich; sie sprachen, wie sichs Vollmoeller nicht besser wünschen konnte.

A. Hn.

Lessing-Theater: Die gelbe Nachtigall. Burleske in drei Acten von Hermann Bahr.

Die letzte Rettung des Theaters ist — das Theater. Wenn ihm, wie das heute zutrifft, die Kraft versagt, ein Spiegelbild des Lebens seiner Zeit zu sein, oder der Wille fehlt, diesem Leben neue Bahnen zu weisen, so bespiegelt es sich selbst. Dabei entstehen selten Künstler-Dramen oder Lustspiele, die sehr wohl ihre Berechtigung haben, wenn der Künstler als ein Verkörperer erhöhten Lebens mit seinen Freuden und Leiden dargestellt ist. Nein, dann handelt es sich gewöhnlich um Theaterklatsch und Tratsch, um das galante Privatleben der Schauspieler, ihre Stellung zum Director, Publicum und Presse, ihre Gage, ihre Lancirung und Aehnliches. Derartige Stücke, die freilich auch ein umfassendes Zeitbild geben könnten, haben selten mehr als Feuilleton-Werth, was auch von Bahrs „Gelber Nachtigall" gilt.

Zweifellos kann der Werth der Burleske ein sehr hoher sein, wenn sie Gestalten schafft, mögen diese auch durch ihre groteske Anlage das Maß des Charakters sprengen. Aber Bahr ist ja kein Gestalter, sondern gerade umgekehrt einer, dem selbst das Festeste zwischen den Händen zerrinnt. Deßhalb hielt er sich an Vorbilder. Aber auch keine Satire vermag er zu schreiben; seine Menschen sind Sammelbüchsen. Er weiß nur zu plaudern. So lebt seine Burleske von fremdem Gut, dem actuellen Interesse an lebenden Theaterdirectoren und Mißständen hinter der Bühne.

Was an Figuren neu gestaltet ist, beschränkt sich im Grunde auf den Theaterdirector, einen jüdischen Kaufmann, dem es völlig gleich bleibt, ob er mit dem Theater, dem Kauf eines alten Klosters oder einem Steinbruch sein Geschäft macht. Die Bühne ist heute, so meint Bahr, ein Geschäfts-Unternehmen, bei dem mit skrupellosen Mitteln gearbeitet wird. Seine übrigen Figuren, wie z. B. der berühmte, etwas spleenige und unter seinem Beruf leidende Schauspieler und die Sängerin, die als indische „Gelbe Nachtigall" berühmt gemacht wird, sind altbekannt und dennoch verschwommen, was man von der Handlung, besonders des zweiten Actes, in gleicher Weise sagen muß. Dagegen versteht es Bahr auch diesmal, witzig zu plaudern, womit er dem ersten und schließlich auch dem dritten Act einen Heiterkeitserfolg errang.

Darzustellen giebt es in diesem Stücke nichts, nur zu sprechen, höchstens zu spielen.

O. A.

Kammerspiele: Miß Maud Allan in ihren Tänzen.

Eine liebenswürdige, fast noch kindlich anmuthende Erscheinung, von wunderbar musikalischer Grazie in ihren Bewegungen, tanzte Maud Allan Chopin (den „Trauermarsch" und die Mazurka in Gis-moll), Mendelssohns „Frühlingslied", Rubinsteins „Valse-Caprice" und eine Salome-Vision mit einer theilweise archaisirenden, originell orientalischen Musik, die aber, über Chopinsche Modulationen, in einen höchst trivialen, aus aller Stimmung reißenden Mittelsatz überging. Ganz ehrlich: das Dämonische liegt der Künstlerin nicht, hier überzeugt sie nicht restlos. Das Idyllische, Graziöse aber, Anmuth, Musik, Rhythmus habe ich noch von keiner Andern so vollendet schön choreographisch wiedergeben sehen. Miß Allan ist hundertmal musikalischer als die Duncan e tutti quanti.

Digitized by Google

Ihr Tanz — und sie tanzt wirklich, tanzt eine Mazurka, einen capriciösen Walzer — begleitet jede Tonfigur, jede Modulation mit der entsprechenden choreographischen Geste, und das ist von wunderbarem Reize.

A. Hn.

Friedsame Einkehr.

Die frommen Wünsche steigen,
Für ein paar Stündlein schweigen
Die Kämpfe hier und dort.
Der Friede, den wir träumen,
Scheucht mit den Tannenbäumen
Das ewige Genörgel fort.

Heut laßt uns gar nicht ärgern
Ob jenen Liebenbergern
Und Parlamentsgeschwätz,
Ob Reichsraths Kräfte-Uebung,
Ob der Marokkoschiebung
Und ob dem Pfarrerwahlgesetz.

Nichts soll uns interessiren,
Wir wölln mit Lust studieren
Lebkücheins trauten Spruch.
Hinweg die Zeitung, Leute —
Versöhnung giebt es heute
Und auch Verlobungen genug.

Ein Bißchen häuslich Glücke
Führt uns noch mal zurücke
Ins holde Kinderland,
Wo man den schauderösen,
Ödi- und ominösen
Politischen Rummel nicht gekannt.

Dort laßt uns Halt jetzt machen,
Bald wirds von Neuem krachen,
Futsch ist der Friedensschluß —
Doch für die kargen Stunden
Sei'n wir bepunscht befunden
Wie auch allhier

Terentius.

Druckfehlerberichtigung:

In dem Klaarschen Essai über Björnson muß es auf S. 373, Spalte 2, Absatz 2, Zeile 15 heißen: ... schloß sich Ibsen nicht als Nachahmer, aber als Gleichgestimmter dicht an den jüngeren Genossen.

In den „Büchern des Jahres" muß es auf S. 375, Spalte 1, Zeile 1 heißen: Karl Larsen: Poetische Reisen (Albert Langen, München); auf S. 377, Spalte 1, Zeile 13: Giorgione.

Notizen.

Deutsche Gedenkhalle. Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Die Deutsche Literatur ist reich an Büchern aller Art, ein Werk wie das vorliegende hat sie bis jetzt nicht aufzuweisen gehabt. In einer großen Reihe von Bildern, geschriebenen und gemalten, werden alle wichtigen Begebenheiten und bedeutenden Gestalten aus der Deutschen Geschichte geschildert und dargestellt. In 86 chronologisch an einander gereihten Bildern, zu deren Abfassung, wie das Verzeichniß der literarischen Mitarbeiter zeigt, die besten Kräfte unseres Vaterlandes herangezogen wurden, sind die großen Ereignisse behandelt, die einen entscheidenden Einfluß auf die Geschichte des Reiches gewonnen haben. Nicht eine trockene Aufzählung geschichtlicher Daten, sondern ein farbiges und anschauliches, frisch und lebendig geschriebenes Gesammtbild der betreffenden Zeitabschnitte bietet ein jedes der einzelnen Capitel. Dabei ist das Werk frei von jedem Parteistandpunkt und nach allen Richtungen geeignet, das Interesse für die Geschichte des eigenen Volkes zu wecken und die Liebe zum Vaterland zu festigen und zu vertiefen. 50 Kunstblätter in Heliogravüre nach hervorragenden Gemälden bilden den illustrativen Theil des Buches, so daß dieses zugleich eine Ruhmeshalle deutscher Kunst darstellt.

Die Uebernahme des Protectorats durch Se. Majestät den Kaiser ist eine Auszeichnung, die bisher noch keinem Buche zu Theil geworden ist und die Bedeutung des Werkes kann kaum besser gekennzeichnet werden, als durch die Worte der Kaiserlichen Cabinetsordre: „Es ist Mir ein Bedürfniß, Meiner Befriedigung Ausdruck zu geben, daß Ich das Protectorat über ein Werk habe übernehmen können, welches durch die Gediegenheit seines Inhalts und den vornehmen Geschmack seiner Ausstattung ein Denkmal deutscher Buchkunst genannt werden muß. — — Der Preis der National-Ausgabe der „Deutschen Gedenkhalle" (Folioformat 36 cm breit, 46 cm hoch) in künstlerischem Prachteinband mit echter Goldprägung beträgt 120 Mk. Gleichzeitig mit dieser National-Ausgabe erscheinen zwei andere, erheblich theurere Ausgaben, und zwar eine „Kaiser-Ausgabe" und eine „Fürsten-Ausgabe".

Die Kaiser-Ausgabe ist ein mächtiger, ca. einen Centner schwerer, Band, in Venezianaleder gebunden, mit reicher Plastik, echt vergoldeten Beschlägen, mit reicher seidener Schutzdecke, einem aus breitem Seidenband hergestellten Lesezeichen, mit reich vergoldeten emaillirten Beschlägen und Gehängen, sowie der Porträtmedaille Kaiser Wilhelms II. Dazu gehört ein Mahagonitisch mit Perlmutter- und Metalleinlagen, vergoldeten Beschlägen und schweren, echt vergoldeten Metallfüßen. Der Subscriptionspreis für ein Exemplar der Kaiser-Ausgabe mit Tisch und Seidendecke beträgt 2000 Mk. Diese Ausgabe wird nur auf Bestellung bei der Verlagsanstalt „Vaterland" (G. m. b. H., Berlin u. Leipzig) angefertigt. Die Herstellung und Lieferung beansprucht deßhalb einen Zeitraum von mehreren Monaten. th.

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

In der hier schon mehrfach gewürdigten, von Will Vesper im Verlage der C. H. Beckschen Buchhandlung (München) herausgegebenen, auch außerordentlich geschmackvoll ausgestatteten Sammlung: „Statuen deutscher Cultur" sind folgende neue Bändchen erschienen:

Die Geschichte von Gisil dem Geächteten. Aus dem Isländischen des 12. Jahrhunderts. Deutsch von Friedrich Ranke. Bd. 13. Preis cart. Mk. 1.60.

Eichendorff: Dichter und ihre Gesellen. Herausgegeben von Alexander v. Bernus. Bd. 14. Preis cart. Mk. 2.50.

Eichendorffs Gedichte. Ausgewählt von Will Vesper. Bd. 15. Preis cart. Mk. 1.20.

Philipp Otto Runge: Gedanken und Gedichte. Ausgewählt von Emil Sulper-Gebing. Bd. 16. Preis cart. Mk. 1.80.

Im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig), und zwar in der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienen:

Prof. Dr. K. Hassert: Die Städte geographisch betrachtet. Mit 21 Abbildungen.

Prof. Dr. Paul Schubring: Rembrandt. Mit einem Titelbild und 49 Textabbildungen.

Prof. Karl Thieß: Deutsche Schifffahrt und Schifffahrtspolitik der Gegenwart.

Dr. W. Ahrens: Mathematische Spiele. Mit einem Titelbild und zahlreichen Figuren.

Wilh. Langenbeck: Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Mit 19 Bildnissen.

Prof. Dr. Jos. Kohler: Moderne Rechtsprobleme.

Das Buchgewerbe und die Cultur. Sechs Vorträge von Dr. Ludw. Volkmann, Prof. Dr. Rudolf Focke, Prof. Dr. G. Witkowski, Dr. H. Hermelink, Prof. Dr. Robert Wuttke und Dr. Heinr. Waentig.

Preis jedes Bändchens geh. Mk. 1, geb. Mk. 1.25.

Paul Dehn: Von deutscher Colonial- und Weltpolitik. Mit 4 Text-Illustrationen und 1 Karte. Verlag des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur" (Berlin). Preis geh. Mk. 5.

Ernst Wasserzieher: Briefe deutscher Frauen. Buchschmuck und Einband nach Entwürfen von H. Vogeler (Worpswede). 12 Porträttafeln. Verlag von L. Ehlermann (Dresden). Preis geb. Mk. 5.

Ein prächtiges Frauenbuch diese geschickt gewählte Sammlung von Briefen der Liselotte, Maria Theresia, Eva König, Frau Rath Goethe, Angelika Kauffmann, Bettina, Annette v. Droste u. s. f., von Vogeler reizend ausgestattet, die Porträts so vollendet und eigenartig in Rahmen wiedergegeben, wie ich kaum je Aehnliches sah, und um all dieser Vorzüge willen geradezu prädestinirt, ein Weihnachtsgeschenk und darüber hinaus ein Hausbuch zu sein und zu werden. H.

Saint-Trond; Norland (Tenorio in Thule). Eine Rassen-Tragödie. Thüringische Verlags-Anstalt (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.

Walter Kinkel: Aus Traum und Wirklichkeit der Seele. Stille Gedanken aus einsamen Stunden. Verlag von Alfred Töpelmann (Gießen). Preis Mk. 2.

Zeitschrift für Geschichte der Architektur: Unter ständiger Mitarbeit von Prof. Dr. Dehio-Straßburg, Prof. Dr. Dörpfeld-Athen, Hofrath Prof. Dr. Neuwirth-Wien, Prof. Dr. Winnefeld-Berlin und Vice-Director Prof. Dr. Zemp-Zürich, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Hirsch (großh. bad. Bezirks-Bauinspector). Verlag von Carl Winter (Heidelberg). Heft 1. Preis Mk. 2, jährlich Mk. 20.

Aus dem Verlage von Eugen Diederichs, Jena, sind erschienen:

Karl Vollers: Die Weltreligionen in ihrem geschichtlichen Zusammenhange. Buchschmuck von Paul Haustein. Preis geh. Mk. 3.

Rudolph Penzig: Ohne Kirche. Eine Lebensführung auf eigenem Wege. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Bölsche. Preis geh. Mk. 5.

Der Monismus. Dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter.

Digitized by Google

Herausgegeben von Prof. Dr. Arthur Drews. Bd. I. Systematisches. Buchausstattung von F. H. Ehmke. Preis geh. Mk. 6.

Jena und Weimar. Ein Almanach des Verlages Eugen Diederichs. Preis cart. Mk. 1.

Im Verlage der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung, München, erschienen:

Dr. Moritz Schlick: Lebensweisheit. Versuch einer Glückseligkeitslehre. Preis geh. Mk. 4.

Prof. Dr. Johannes Volkelt: Zwischen Dichtung und Philosophie. Gesammelte Aufsätze. Preis geh. Mk. 8.

Im Verlage von S. Fischer, Berlin, erschienen:

Bernhard Shaw: Ein Ibsenbrevier. Die Quintessenz des Ibsenismus.

Derselbe: Ein Wagnerbrevier. Commentar zum Ring des Nibelungen. Beide deutsch von Siegfried Trebitsch. Preis geh. je Mk. 2.50.

Im Verlage von Axel Junker, Stuttgart, erschienen:

Claire Henrice Weber: Carpe diem. Gedichte. Preis geh. Mk. 2.

Max Brod: Der Weg des Verliebten. Gedichte. Preis geh. Mk. 4.

Max Burckhard: Quer durch das Leben. Fünfzig Aufsätze. Verlag von Tempsky und Freytag (Wien und Leipzig). Preis geb. Mk. 5.

Hans Gehring: Indien in Wort und Bild. Das alte Wunderland und seine Bewohner. 1. Theil. Mit 92 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Verlag von Otto Spamer (Leipzig). Preis geh. Mk. 4

Hermann Kienzl: Die Bühne ein Echo der Zeit (1905—7). Verlag der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock (Berlin). Preis geh. Mk. 6.50.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. 1. Theil. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rob. Riemann. Thurm-Verlag (Leipzig). Preis geb. Mk. 6.

Dr. Adolph Kohut: Friedrich der Große als Humorist. Verlag von O. Gracklauer (Leipzig). Preis geh. Mk. 3.50.

Richard Weltrich: Schillers Ahnen. Eine familiengeschichtliche Untersuchung mit 6 Stammtafeln und 4 in den Text gedruckten Wappen. Verlag von Herm. Böhlau Nachf. (Weimar). Preis geh. Mk. 3.

Dr. Adolf Weber (Bonn): Die Großstadt und ihre socialen Probleme. Aus der Sammlung „Wissenschaft und Bildung", Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Bd. 3. Verlag von Quelle und Meyer (Leipzig). Preis Mk. 1.25.

Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Empfehlenswerte Bücher
für den Weihnachtstisch.

Heinrich Stillfrieds Brautschau.

Ein Hamburger Tagebuch von **Gustav Roselieb.**

Preis: gebunden 2 Mark, Geschenkband 2.50 Mark.

„Es ist eine ganz einfache Geschichte, schlicht vorgetragen, ohne großes Wortgepränge, durchglüht von reiner Menschenliebe, die im Einfachen und Einfältigen ebenso gut wie im Erhabenen das Walten göttlicher Macht sieht. Deswegen sind uns die geschilderten Menschen auch so klar, man kann ihnen durchs Auge bis ins Herz sehen, man muß sie lieben um ihrer Schlichtheit willen. Freunden sinniger Lektüre sei dieses Buch warm empfohlen." „Hamburger Nachrichten."

Max Hesses Verlag, Leipzig.

Die Million.

.. .. Roman von .. ..
Theophil Zolling.
Vierte Auflage.

Zwei Teile in einem Bande. 32 Bogen 8°. Preis M. 6.—.

Dieser Roman ist das Erzeugnis einer sicheren, ausgereiften Kunst. Der Theoretiker und der Empiriker reichen sich in seinen Schöpfungen immer aufs Neue die Hand .... es ist natürlich, denn niemand wird bei dem Erzähler Einkehr halten, ohne selbst gesteigerte Erwartungen erfüllt zu sehen. Blätter für literarische Unterhaltung.

Fabeln und Parabeln der Weltliteratur.

Gesammelt und mit literar-historischen Einführungen herausgegeben von **Theodor Etzel.**

Kartoniert M. 1.80. Leinenband M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.

Eine sorgfältig ausgewählte Zusammenstellung des Fabel- und Parabel-Stoffes aller Zeiten und Länder in chronologischer Anordnung.

Leipzig. **Max Hesses Verlag.**

Die Lyrik des Auslandes in neuerer Zeit.

Herausgegeben von **Hans Bethge.**

Kartoniert M. 1.80. Leinenband M. 2.—. Geschenkband M. 3.—.

Proben der geistigen Schöpfungen von 155 hervorragenden Dichtern aus 11 verschiedenen Nationalitäten in 461 Gedichten.

Leipzig. **Max Hesses Verlag.**

In Max Hesses Verlag in Leipzig ist erschienen und als billiges, **wertvolles und vornehmes Geschenk für die heranwachsende Jugend** bestens zu empfehlen:

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte

von **Constanze von Franken.** 13. Auflage.
Preis eleg. gebunden 2.50 M.

„Es will viel sagen, wenn man anerkennen muß, daß dieser Ratgeber des guten Tones der sachlichste, geschmackvollste, in Kürze und Klarheit musterhafteste ist, der neuerdings erschien." (Neues Blatt.)

Bücher für den Weihnachtstisch!

Neumann, Herm. Fritz, **Lebensrunen.** Gedichte.		Geb. M. 3.—.
Robert, Hermann, **Rauschen und Klingen.** Gedichte.		Geb. M. 2.—.
Stille Gedanken eines Deutschen.		Geb. M. 2.80.
Hübner, Otto R., **Lichte Sommertage.** Gedichte.		Geb. M. 2.—.
Bartels, Adolf, **Heinrich Heine.** Auch ein Denkmal.		Geb. M. 4.20.

C. A. Koch's Verlag (H. Ehlers), Dresden u. Leipzig.

Otto Meißners Verlag in Hamburg.

Ilse Frapan

Hamburger Novellen. Gebunden 2 M. 50 Pf.
Bescheidene Liebesgeschichten. Gebunden 3 M.
Hamburger Bilder für Kinder. Gebunden 1 M.

Digitized by Google

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. s. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton.

Katalog **gratis.**

Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista“**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. **W. Sklarek.**

Preis vierteljährlich 4 Mark.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist die „Naturwissenschaftliche Rundschau“ ihrer hohen Aufgabe mit so großer Umsicht und Sachkunde gerecht geworden, daß sie sich schon seit Jahren in der Weltstellung eines **Zentralblattes für die gesamten Naturwissenschaften** befestigt und dieser hohen Bedeutung entsprechend ihren Abonnements und Leserkreis stetig erweitert hat.

Probenummern gratis!

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. **Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!** Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma)

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST

OTTO ERDMANN JUNIOR

BERLIN S.W. 61.

TEMPELHOFERUFER 21.

London W. 8|9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.

London W. 8|9 Colville Square.

Wollen Sie

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co.,

Berlin.

Detail-Verkauf:

Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

F. Freitag

(Inh. **A. Meyer**)

Schneidermeister

Berlin SW.

o **Friedrichstr. 36** o

empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender

Herren- und Damen-Garderobe

nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in

Tailor made Kostümen, Jacketts, Mänteln und Röcken.

(Ersatz für Maßarbeit.)

Digitized by Google

Weck's Frischhaltung

Kein Einkochen
Weder Zucker noch Essig
Kein Räuchern
drum
Koche auf Vorrat

Passendes
und
stets beliebteres
Weihnachts-geschenk.

Man verlange ausführliche Drucksachen, sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** kostenlos von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, A. Säckingen **(Baden).**

Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

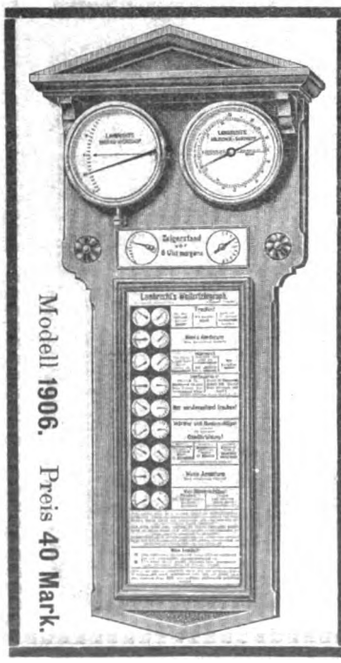
DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Abonnement auf das I. Quartal 1908.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.

Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Leipzig.



Original
Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose einfach abzulesen ist. — Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 28. Dezember 1907. 36. Jahrgang. Band 72.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: Gastlichkeit. Von Prof. Dr. Edward Westermarck. II. — Die „Kriegsbereitschaft" der Berliner Banken. Von Ernst Heinemann (Berlin). — Ueber Malerei. Aphorismen aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß. II. — Darsteller und Dichter. Ein Studie von Erich Schlaikjer (Berlin). II. — Eugen d'Alberts neue Oper. Von Dr. Walter Paetow (Berlin). — Glossen zu O. J. Bierbaums „Prinz Kuckuck". Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin). I. — Sanfte Mönche. Von Richard Schaukal (Wien). — Die Panacee des Lebens. Novelle von Kurt Martens (München). I. — Das Hardendenkmal. Von Dr. Hans Landsberg (Berlin). — Neujahrsgesang. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

Gastlichkeit.

Eine anthropologisch-sociologische Studie.

Von Prof. Dr. Edward Westermarck.

II.

Gastlichkeit wird nicht nur als Pflicht allerersten Ranges angesehen, sondern ist auch bis zu einem bemerkenswerthen Grade mit der Religion verknüpft. Unter den Lehren, auf deren Befolgung die Religionslehrer der Irokesen drangen, befand sich folgende Vorschrift: „Wenn ein Fremder an deine Hütte kommt, so lade ihn in deine Wohnung ein, sei gastfrei gegen ihn, sprich freundlich mit ihm und vergiß nie den großen Geist zu erwähnen." Die Eingeborenen von Aneiteum (Neu-Hebriden) behaupten, den höchsten Lohn erhalte im Todtenreiche edle Gastfreundschaft. Die Kalmücken glauben, daß Mangel an Gastlichkeit von den erzürnten Göttern bestraft wird. Die Kandh sagen, die erste den Menschen von den Göttern auferlegte Pflicht ist die der Gastlichkeit; und „Leute, die der Vernachlässigung festgesetzter Vorschriften schuldig sind, werden vom Zorne Gottes bestraft in ihrem jetzigen Leben oder wenn sie später zurückkehren, um einen anderen Körper zu beleben," wobei die Strafe Tod, Armuth, Krankheit, Verlust der Kinder oder irgend ein anderes Unglück ist. In den heiligen Büchern Indiens wird wiederholt von der Gastlichkeit als einer sehr wichtigen Pflicht gesprochen, deren Erfüllung reichlich belohnt werden wird. „Der Ungastliche erwirbt vergebens seine Nahrung. Ich spreche die Wahrheit — es ist sicher sein Tod ... Wer allein speist, ist ein Sünder." „Wer diese fünf: die Götter, seine Gäste, die seiner Fürsorge Anvertrauten, die Verstorbenen und sich selbst nicht nährt, der lebt nicht, ob er auch athmet." Nach dem Wischnu Purána kommt in die Hölle, wer einen armen, freundlosen Fremden, der um Gastfreundschaft nachsucht, abweist. Andererseits erwirbt der Hausherr, der seinen Gästen Ehre erweist, die höchste Belohnung. „Wer Gäste eine Nacht beherbergt, erwirbt irdisches Glück, eine zweite Nacht erhebt in die mittleren Lüfte, eine dritte bringt himmlische Wonne, eine vierte die Welt unübertreffbarer Seligkeit; viele Nächte sichern endlose Welten. So steht es in der Veda geschrieben." Im Mahabharata wird gesagt, daß „wer einem ermüdeten Wanderer, den er nie zuvor gesehen hat, reichlich Nahrung giebt, sich ein großes vortreffliches Verdienst erwirbt." Nach Hesiod ist Zeus auf den, der einem Bittenden oder einem Gaste Böses thut, zornig, und er legt ihm als Vergeltung für diese seine Thaten schwere Strafen auf. Plato sagt: „Bei seinem Verhalten gegen Fremde soll man beachten, daß ein Vertrag etwas sehr Heiliges ist, und daß alle Sorgen und Leiden der Fremden viel eher Gottes Schutz genießen als die, die Bürgern zugefügt werden ... Der Fähigste ist der Genius und Gott des Fremden, der im Gefolge Zeus', des Gottes der Fremden, sich befindet. Und deßhalb wird, wer nur einen Funken Vorsicht besitzt, sein Möglichstes thun, um ohne Sünde gegen Fremde durchs Leben zu gehen. Und von den Missethaten gegen Fremde oder Landsleute ist eine gegen Hülfesuchende verübte die größte." Aehnliche Ansichten herrschten im alten Rom. Das Jus hospitii, das kein Theil des Civilgesetzes war, gehörte zum „fas"; der Fremde, der keinen gesetzlichen Schutz genoß, war als Gast durch Sitte und Religion geschützt. Die dii hospitales und Jupiter wachten über ihm; daher waren die Pflichten gegen den Gast dringender als selbst die gegen Verwandten. Caesar und Tacitus bezeugen, daß die Teutonen es für schimpflich hielten, einen Gast zu beleidigen oder irgend ein menschliches Wesen vom Schutze ihres Daches auszuschließen. Der Gott Israels war ein Schirmer der Fremden. Im Talmud wird Gastlichkeit als „der wichtigste Theil der Gottesverehrung" hingestellt, als gleichwerthig der Pflicht, Vater und Mutter zu ehren, und sogar als verdienstlicher als der Besuch der Synagoge. In gleicher Weise betrachtet der Mohammedanismus Gastlichkeit als religiöse Pflicht. „Wer an Gott und den Auferstehungstag glaubt," sagt der Prophet, „muß seinen Gast achten." Aber die Ansicht, daß der Gast göttlichen Schutz genießt, herrschte bei den Arabern schon lange vor Mohammeds Zeiten. Die Beduinen sagen, die Gäste seien „Gäste Gottes". Und die christliche Kirche betrachtete die Gastfreundschaft als eine von Christus anbefohlene Pflicht.

Daß ein Fremder, der unter anderen Umständen als untergeordnetes Wesen oder als Feind, den man straflos berauben und tödten darf, behandelt wird, als Gast solche außergewöhnliche Vorrechte genießt, ist sicherlich einer der seltsamsten Gegensätze, die sich einem Erforscher der Moralbegriffe des Menschengeschlechtes bieten. Man könnte fragen: warum wird er überhaupt aufgenommen? Natürlich hat er Schutz und Nahrung nöthig; warum aber sollen die für ihn sorgen, die ihn nicht kennen?

Eine Antwort darauf ist, daß seine hülflose Lage Mitleid erregen kann; Thatsachen scheinen zu beweisen, daß selbst bei Naturvölkern altruistische Gefühle, wie gering sie auch sein mögen, durch den Anblick eines leidenden und harmlosen Fremden erregt werden können. Eine andere Antwort ist

Digitized by Google

die, daß der Wirth selbst erwarten kann, durch seine That Segen zu ernten. Und es können nur geringe Zweifel darüber bestehen, daß die Regeln der Gastfreundschaft in der Hauptsache auf egoistische Erwägungen begründet sind.

Winterbottom hat ganz richtig bemerkt, daß in uncivilisirten Gegenden, wo es keine öffentliche Unterkunft für Reisende gibt, „die Gastfreundschaft so nothwendig ist und so sehr durch den gegenseitigen Nutzen aller Parteien gefördert wird, daß ein großer Theil des Verdienstes, den sie als auf moralischen Eigenschaften begründet besitzt, abgezogen werden kann.“ Gehört der Fremde einer Gemeinschaft an, mit der gegenseitiger Verkehr besteht, so ist es klug, ihm eine herzliche Aufnahme zu bereiten; wer heute Wirth ist, kann morgen Gast sein. „Wenn die rothen Indianer gastfrei sind,“ sagt Domenech, „so erwarten sie auch ihrerseits Gastfreundschaft mit denselben Zeichen der Achtung und Rücksicht.“ Außerdem ist der Fremde der Ueberbringer von Neuigkeiten, und als solcher mag er ein willkommener Gast sein, wo Austausch von Mittheilungen zwischen verschiedenen Orten langsam und selten erfolgt.

Während meiner Wanderungen in den entlegenen Wäldern Nordfinnlands wurde ich beständig mit der Frage begrüßt: Was giebt es Neues? Doch kann man auch annehmen, daß der Fremde etwas viel Werthvolleres mitbringt, nämlich Glück- oder Segenswünsche.

Während der ersten Tage meines Aufenthaltes in Demnat im großen Atlasgebirge sagten die Eingeborenen trotz ihrer Feindschaft gegen die Europäer, sie seien sehr erfreut, daß ich zu ihnen gekommen, da ich Regen und eine Steigerung der Nahrungsmitteleinfuhr mit mir gebracht hätte, die vor meiner Ankunft sehr kärglich gewesen seien. So wurde mir auch während meines Aufenthaltes bei den Bewohnern des Andschragebirges in Nordmarokko gesagt, ich sei ein Mann mit „glückbringenden Knöcheln“, weil das Dorf, in welchem ich wohnte, seit meinem Aufenthalte unter ihnen häufig von Scherifs — die für Nachkommen des Propheten Mohammed gelten — besucht wurde, die wegen der Heiligkeit, mit der sie in höherem oder geringerem Grade begnadet sein sollen, als Gäste stets hochgeschätzt werden.

Der Fremde kann eine Quelle des Glückes sein, entweder unfreiwillig (als ein Bringer des Glückes) oder durch seine guten Wünsche; denn man hat allen Grund zu hoffen, daß er, wenn er gastlich behandelt wird, die Güte seines Wirthes mit Segenswünschen vergelten wird. Nach dem alten Reisenden d'Arvieux werden Reisende, die in ein arabisches Dorf kommen, vom Scheich etwa mit folgenden Worten begrüßt: „Sei uns willkommen, gelobt sei Gott dafür, daß Du gesund bist; Dein Kommen zieht den Segen des Himmels auf uns herab; das Haus und Alles was darin ist, gehört Dir, Du bist dessen Herr.“ In einem der heiligen Bücher Indiens heißt es, daß das Volk durch einen Brahmanen als Gast Regen erhält, und durch den Regen Nahrung, und daher wissen sie, daß „die freundliche Aufnahme eines Gastes eine Ceremonie ist, die Unheil abwendet.“ Wenn wir in den Gesetzen des Manu lesen, daß „die freundliche Aufnahme von Gästen Reichthum, Ruhm, langes Leben und himmlische Wonne erzeugt“, können wir mit vollem Rechte annehmen, daß dieser übernatürliche Lohn der Erfolg von den über den Wirth ausgesprochenen Segenswünschen sei. In den „Bettlern“ des Aeschylus singt der Chor: „Laßt uns auf die Argiver Segen herabflehen als Entgeltung für ihre Segenswünsche. Möge der Zeus der Fremden die Belohnungen, die vom Munde der Fremden ausgehen, bewachen bis zu ihrer Erfüllung, damit sie ihr wahres Ziel erreichen.“ Nun können wir auch den Eifer verstehen, mit dem man Gäste zu bekommen sucht. Betritt ein Gast die Hütte eines Kalmücken, „so freuen sich Wirth, Wirthin und Jedermann in der Hütte über die Ankunft des Fremden wie über ein unerwartetes Glück.“ Bei den Arabern der Sinai-Halbinsel „ist der Fremde, den man von ferne auf das Lager zukommen sieht, für die Nacht der Gast desjenigen, der ihn zuerst entdeckt, und der, ob Erwachsener, ob Kind, ausruft: dort kommt mein Gast! Der Betreffende hat das Recht, den Gast diese Nacht zu beherbergen. Ernste Streitigkeiten ereignen sich bei solchen Gelegenheiten, und der Araber nimmt dann oft seine Zuflucht zu seinem großen Eid: ‚Bei der Scheidung von meiner Frau schwöre ich, daß ich den Gast aufnehmen werde‘, worauf jeder Widerspruch aufhört“. Im Orient ist es auch sehr gebräuchlich, vor den Hausthüren, an denen Fremde vorbeigehen, zu essen, und jeder Fremde von guter Erscheinung wird eingeladen, sich zu setzen und am Mahle Theil zu nehmen. Bei den Maoris „wird ein Fremder, sobald er in Sehweite kommt, aus zahllosen Kehlen mit dem gebräuchlichen Rufe: ‚Komm hierher, komm hierher!‘ begrüßt und sofort eingeladen, von den eben vorhandenen Vorräthen zu essen“.

Wenn den Segenswünschen schon eines gewöhnlichen Mannes Wirksamkeit zugeschrieben wird, so gelten die eines Fremden natürlich für noch viel kräftiger. Denn der unbekannte Fremde erweckt, wie alles Unbekannte und Fremde, in abergläubischen Gemüthern das Gefühl geheimnißvoller Scheu. Die Ainos sagen: „Behandle Fremde nicht geringschätzig, denn Du weißt nie, wen Du beherbergst.“ Nach dem Hitopadesa „besteht ein Gast aus allen Gottheiten“. Es ist bezeichnend, daß in den Schriften der alten Indier, Griechen und Römer die Gäste gleich hinter den Göttern als Wesen, denen man Ehrfurcht erweisen müsse, erwähnt werden. So ist in Aeschylus' „Eumeniden“ die Rede von dem „gottlosen Verhalten gegen Gott, einen Fremden oder die theuren Eltern.“ Nach homerischen Begriffen „nehmen die Götter in der Verkleidung von Fremden aus fernen Gegenden alle Arten von Gestalten an und wandern durch die Städte, die Gewaltsamkeit und die Rechtschaffenheit der Menschen betrachtend“. Der Verfasser des Briefes an die Hebräer schreibt: „Vergiß nicht Fremde aufzunehmen; denn dabei haben Einige unversehens Engel beherbergt“.

Die „Kriegsbereitschaft“ der Berliner Banken.

Von Ernst Heinemann (Berlin).

Wenn der Wirthschaftshistoriker späterer Zeiten das Capitel der Krisen behandelt, wird er sicher nicht achtlos an dem ersten Decennium des zwanzigsten Jahrhunderts vorüber gehen können. Konnten auch auf die Geburtswehen des neuen Säculums nicht die Schillerschen Worte an der vorigen Jahrhundertwende, die Worte: „Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, und das neue öffnet sich mit Mord“, entsprechende Anwendung finden, wenigstens insoweit Europa in Frage kam, so begann es doch, namentlich in Deutschland, in wirthschaftlicher Hinsicht unter Blitz und Donner; eine schwere Krisis suchte die deutschen Märkte heim, die tiefsten Furchen hinterlassend. Der Hypothekenbankenkrach, die bekannte Spielhagenaffäre, die Leipziger Bankkatastrophe, die Affäre der Dresdener Creditanstalt, der Trebergesellschaft und die unübersehbare Reihe von Fallissements gaben dem neuen Jahrhundert in Deutschland bei seinem Debut in Deutschland das charakteristische Gepräge. Wie sehr das Verkehrsleben unter diesen Erschütterungen zu leiden hatte, zeigte sich am deutlichsten an den preußischen Eisenbahnen, deren Einnahmeziffern nach einer langen Periode ununterbrochener Steigerung ebenfalls wieder einen Rückgang aufwiesen. An die größten Institute züngelte die Krisis heran, und die Dinge, die sich damals in Sachsen abspielten, woselbst von Seiten einer der größten Banken anscheinend Vorbereitungen getroffen wurden, um die Erbschaft eines anderen Institutes anzutreten, gaben zu denken. Aber von dieser Krisis galt das Wort: Gestrenge Herren regieren nicht lange. Der Sturm legte sich

Digitized by Google

im Verlauf eines Jahres, und die Sonne der Conjunctur brach aufs Neue hervor und zwar unter Erscheinungen, die in socialpolitischer Hinsicht ein besonderes Interesse erwecken mußten. Der Concentrationsproceß auf allen Gebieten, namentlich aber im Bank- und Börsenwesen nahm Dimensionen an, die die Entwicklung früherer Jahre weit hinter sich ließen, selbst große Banken fielen ihr zum Opfer. Aus dem Bereiche der Berliner Großbanken schieden damals aus die Berliner Bank und die Deutsche Genossenschaftsbank, sowie auch die Breslauer Discontobank, um in der Hauptsache von den größten Instituten, die gleichzeitig ihr Capital vermehrten, übernommen zu werden. Nachdem diese Veränderungen sich vollzogen hatten, begannen die Engagements der Banken sich ins Ungeheure zu steigern. Dabei setzte eine Conjunctur ein, die die Veränderung in den Banken wie eine Art Vorbereitung für diesen erneuten Aufschwung erscheinen ließ. Immer neue Capitalsvermehrungen wurden nothwendig, immer mehr griff der Concentrationsproceß um sich, immer schwieriger wurde inmitten dieser aufsteigenden Richtung die Existenz der Kleinbetriebe, die obendrein in besonderem Maße auch noch unter der erschwerten Gesetzgebung sehr zu leiden hatten. Die Pessimisten, die früher keine Worte zu finden vermochten, wenn eine Bank ihr Capital um 10 Millionen erhöhte, weil sie an der Möglichkeit verzweifelten, daß die um solche Summen vermehrte Capitalien noch angemessen zu verzinsen seien, haben sich längst daran gewöhnt, den doppelt und dreifach größeren Capitalsvermehrungen dieser Institute mit einem gewissen Fatalismus zu betrachten. Namentlich seitdem auch für diese erhöhten Capitalien dieselben oder gar erhöhte Dividenden vertheilt wurden. Nur eine in den Gemüthern der Geschäftswelt liegende Frage war trotz all der Herrlichkeiten in der aufsteigenden Conjunctur nicht zum Schweigen zu bringen, die Frage: Wo soll das hinaus, was wird das Ende dieser Entwicklung sein?

Nun ist plötzlich nach fünfjährigem Glanze wieder eine schwere Krisis über uns hereingebrochen, die, ohne zwar eine bestimmte Antwort auf diese Frage bringen zu können, uns dennoch jäh aus unseren Träumen aufgeschreckt hat, uns an die Vergänglichkeit aller Dinge mahnt und die unwahrscheinlichsten Dinge zur Wahrheit gemacht hat. Wir sind zwar nicht die eigentlichen Schuldigen; die Krisis kam zu uns wie das Mädchen aus der Fremde. Allein seitdem der menschliche Geist im letzten Jahrhundert die Mittel erfand, um die ganze Menschheit in geistigen Connex zu bringen, bildet auch die ganze Welt einen einheitlichen Wirthschaftskörper, dessen einzelne Theile beim Ausbruch einer Krisis unerbittlich in Mitleidenschaft gezogen werden. Durch das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" geht seit mehr als Jahresfrist ein tiefer Riß: auf der einen Seite die Wenigen, die durch das Trustprincip den Willen zur höchsten Macht in rücksichtslosester Weise zu realisiren suchen, auf der anderen Seite als Vertreter des entgegengesetzten Princips die amerikanische Regierung im Besitze eines „Nibelungenhortes" von mehr als $1^1/_2$ Milliarden Dollar, den sie argwöhnisch bewacht. Dem im Trustwesen verkörperten amerikanischen Unternehmergeist blieb bei der principiellen Opposition der amerikanischen Regierung zu der Trustentwicklung nichts Anderes übrig, als sich zur Realisirung seiner weit ausschauenden Pläne nach Europa zu wenden, und eine förmliche Sturzwelle amerikanischer Finanzwechsel ergoß sich über die Märkte der alten Welt; hier aber erkannte man an den maßgebenden Stellen sofort die Gefahr, die Centralbanken setzten den Discont herauf und die Geldkrisis war fertig. Unter weithin vernehmbarem Getöse stürzte ein Theil des hoch aufgethürmten amerikanischen Conjuncturgebäudes zusammen, die schwersten Verwüstungen nach sich ziehend. Unter dem Eindruck dieser Katastrophen wenden wir unausgesetzt unsere Blicke nach der neuen Welt, um, wie es scheint, unsere — eigenen Angelegenheiten darüber völlig zu vergessen.

Es bedurfte fürwahr für den Verfasser dieser Zeilen nicht erst der alarmirenden Meldungen aus Amerika über den „Run" des Publicums auf die dortigen Institute, um ihn zu veranlassen, sich die Frage vorzulegen, wie sich einmal die Dinge gestalten würden, wenn bei der riesenhaft fortschreitenden Concentrirung unserer Großbanken derartige Zustände bei uns zu Tage treten würden. Es ist die alte Frage der Liquidität, die in solchen Zeiten wieder in den Vordergrund rückt, die Frage der „Kriegsbereitschaft" der Banken bei gesteigerten Anforderungen des Publicums. Wie gerechtfertigt eine derartige Frage erscheint, ergiebt sich deutlich aus dem Status, den die Banken in ihren letzten Geschäftsberichten veröffentlicht haben. Gerade diese Geschäftsberichte sollten eine klare Auskunft auf jene Frage geben, und gerade sie thun es nicht. Der Verfasser dieser Zeilen hat im Novemberheft der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" eine Zusammenfassung des Status der neun Berliner Großbanken mitgetheilt. Dieser Status sei auch hier wiedergegeben. Darnach betrugen Ende 1906:

I. Die Activen

in Millionen Mark

	Cassa	Wechsel	Reports, Lombards	Effecten und alle Betheiligungen	Debitoren	Immobilien und Diverse	Total
Discontogesellschaft	41,5	175,8	57,7	186,5	385,1	16,2	862,8
Deutsche Bank . . .	110,5	540,4	285,1	197,8	718,1	24,4	1876,3
Dresdener Bank .	44,3	242,6	161,8	132,2	505,7	22,8	1109,4
Schaffhaus. Bankverein	16,3	66,4	20,8	96,8	363,7	12,4	576,4
Darmstädter Bank	26,8	108,1	73,4	124,3	261,3	11,4	605,8
Berliner Handelsgesellschaft. . . .	21,1	74,5	52,2	74,0	190,1	8,5	420,4
Commerz- u. Discontobank. . . .	13,0	85,1	38,9	49,3	203,5	7,2	397,0
Nationalbank für Deutschland . . .	11,6	65,2	75,9	56,6	136,7	0,5	346,5
Mitteldeutsche Creditbank	7,0	24,2	12,7	13,5	109,7	2,8	169,9
Total 1906	292,1	1382,3	778,5	931,0	2874,4	106,2	6364,5
dagegen „ 1900	218,3[1]	829,7	226,5	574,7	1614,2[2]	57,4	3520,8

II. Die Passiven

in Millionen Mark

	Grundcapital, Reserve und Vortrag	Creditoren, Depositen	Accepte u. Avale	Dividende	Diverse	Total
Discontogesellschaft . . .	228,7	380,0	227,0	15,3	11,8	862,8
Deutsche Bank	301,1	1250,7	289,6	22,0	12,9	1876,3
Dresdener Bank	232	618,3	236,1	13,6	9,4	1109,4
Schaffhaus. Bankverein .	179,5	258,9	123,9	10,6	3,5	576,4
Darmstädter Bank . . .	183,5	315,3	90,6	12,3	4,1	605,8
Berliner Handelsgesellschaft	130,6	210,2	65,7	9,0	4,9	420,4
Commerz- u. Discontobank.	97,8	209,8	82,4	5,5	1,5	397,0
Nationalbank f. Deutschland.	93,2	197,2	47,5	6,0	2,6	346,5
Mitteldeutsche Creditbank	61,6	61,5	42,8	3,5	0,5	169,9
Total 1906	1508,0	3501,9	1205,6	97,8	51,2	6364,5
dagegen „ 1900	1162,5	1536,3	721,2	72,1	28,7	3520,8

Nach der vorstehenden Aufstellung haben somit die neun Berliner Banken eine Totalverpflichtung von 6364 Mill. Mk. gegen 3520 Mill. Mk. im Jahre 1900. Diese Totalverpflich-

[1]) einschließlich Bankguthaben.
[2]) ausschließlich Bankguthaben.

Digitized by Google

tungen zerfallen in 1508 Mill. Mk. Verpflichtungen gegen die Actionäre, stellen also das eigene Vermögen der Banken dar, und 4856 Mill. Mk. Verpflichtungen gegen andere, dritte Personen. Von diesen letzteren entfallen wieder auf die Creditoren und Depositen 3502 Mill. Mk. (gegen 1536 Mill. Mk. im Jahre 1900), 1206 Mill. Mk. auf die Accepte (gegen 721 Mill. Mk. im Jahre 1900), während 98 Mill. Mk. an Dividenden zu zahlen waren (1900: 72 Mill. Mk.) und die restlichen 51 Mill. Mk. (1900: 29 Mill. Mk.) auf diverse Posten entfielen. Nun weisen die Bilanzen natürlich dieselbe Summe, d. h. also 6364 Mill. Mk. auch an Activen auf, aber zwischen den beiden Zahlen besteht eine qualitative Differenz: die 6364 Mill. Mk. Passiven stellen auf alle Fälle eine Verpflichtung in Gold dar, und die gleiche Summe Activen besteht wiederum nur zum allerkleinsten Theil aus dieser Substanz. Aus den Geschäftsberichten geht positiv hervor, daß sie daraus nur zum allerkleinsten Theile besteht; woraus sie aber besteht, geht aus diesen Berichten nicht sicher hervor, und daß es das nicht thut, liegt weder im Interesse der Actionäre, noch der Einleger, noch der Banken selber.

Die Verpflichtungen der neun Berliner Banken betrugen also Ende 1906:

Alles zusammen, also Verpflichtungen gegen die Actionäre selbst und dritte Personen (sämmtliche Passiven)	6365	Mill. Mk.
Verpflichtungen nur gegen dritte Personen	4857	„ „
Nur Creditoren und Depositen	3502	„ „

Welche Beträge von dieser letzteren Summe sofort zahlbar sind, geht aus den Berichten nicht deutlich hervor. Einige Institute machen hierüber folgende Angaben:

		insgesammt	davon auf weit. Term.
Dresdener Bank:	Creditoren	419 Mill. Mk.	217 Mill. Mk.
	Depositen	199 „ „	102 „ „
Darmstädt. Bank:	Creditoren	315 „ „	167 „ „
Berl. Handelsges.:	Creditoren	210 „ „	95 „ „
Comm.-Disc.-B.:	Creditoren	210 „ „	122 „ „
Mitteld. Cred.-B.:	Creditoren	65 „ „	32 „ „

Nach diesen Angaben bestehen also die Creditoren und Depositen etwa je zur Hälfte aus sofortigen und späteren Fälligkeiten. Läßt man also die übrigen Verpflichtungen ganz aus dem Spiel, so würden bei Zugrundelegung obigen Theilungsverhältnisses von den vorstehenden $3^1/_2$ Milliarden Creditoren etwa $1^3/_4$ Milliarden sofort fällig sein. Werden die neun Banken im Stande sein, diese Summe mit Eins aufzubringen? Die Antwort hierauf können nur die Bilanzen der Banken geben, und diese sind das verschleierte Bild zu Sais. Der Verfasser dieser Zeilen hatte früher Berechnungen der sogenannten Liquidität angestellt, und auch anderwärts werden dergleichen Untersuchungen angestellt. Der Verfasser hatte eine Liquidität von 62% berechnet, von anderer Seite war sie mit 33% angegeben, von noch anderer Seite auf über 80%. Für seine Untersuchung nimmt der Verfasser nur die Bezeichnung einer Schätzung in Anspruch, und auf etwas Anderes werden auch andere Berechnungen schwerlich Anspruch erheben können. Die Frage läßt sich eben nicht bestimmt beantworten, weder bejahend noch verneinend. Und daß man nicht dazu im Stande ist, daran sind die Banken selbst schuld, weil sie sich gegen eine Offenlegung ihrer Verhältnisse im Sinne des Handelsgesetzbuches sträuben. Sie sind gesetzlich (§ 260 des H. G. B.) verpflichtet, einen den Vermögensbestand und die Verhältnisse der Gesellschaft entwickelnden Bericht dem Aufsichtsrath und, mit dessen Bemerkungen versehen, der Generalversammlung vorzulegen. Sehen wir, wie die Banken dieser Vorschrift nachkommen, betrachten wir einmal, wie sie ihren Vermögensstand und ihre Verhältnisse im Geschäftsbericht „entwickeln". Die Deutsche Bank, um mit dem größten Institute zu beginnen, theilt den Actionären im Geschäftsbericht mit, daß in der Industrie eine Weltconjunctur herrsche, daß die Hoffnung auf eine Börsenreform erstarke, daß der Zinsfuß gestiegen sei, daß der Außenhandel Deutschlands zugenommen habe, daß in Amerika noch stärkere Bewegungen als in Europa herrschen, daß auch der Reichsbankdiscont sich erhöht habe, daß eine Filiale der Bank ein neues Haus bezogen hätte, und daß der Schlesische Bankverein sein fünfzigjähriges Jubiläum begangen habe. Heißt das, die Bilanz und die Verhältnisse der Bank im Sinne des Gesetzes entwickeln? Oder sollen wir vielleicht in der Angabe, daß das Consortialconto aus 261 verschiedenen Betheiligungen und Geschäften bestehe, eine „Erläuterung" der Bilanz der Bank sehen? Und über das Semestralergebniß läßt die Bank Jahr für Jahr durch den officiösen Wolffschen Telegraphen dieselbe welterschütternde Kunde verbreiten, daß der Aufsichtsrath von dem Bericht der Direction „mit Befriedigung Kenntniß genommen habe". Welch eine Befriedigung müssen die Actionäre dieser Bank bei dieser alljährlichen Befriedigung ihres Aufsichtsrathes haben! Und die andern Institute? Genau dieselbe Schablone! Statt aller Details glaube ich mich kurz fassen zu können: Man zeige in den Geschäftsberichten der Berliner Banken diejenigen Mittheilungen, die zur Klarstellung der Bilanz und der Vermögensverhältnisse der Bank dienen.

Nun sagt man: eine Bank kann nicht decouvriren, eine Bank braucht Vertrauen. Was das Erstere betrifft, so haben wir beim Anfang dieses Jahrhunderts gesehen, wie die großen Institute unter dem Einfluß der herrschenden Krisis und zur Beruhigung des Mißtrauens sich z. Th. zu wesentlich specificirterer Bilanzirung verstanden und sogar Semestralbilanzen veröffentlichten. Sie thaten in ersterer Hinsicht nichts Anderes, als was dem Gesetze eigentlich entspricht und was auch bei ausländischen, z. B. russischen Banken längst Gepflogenheit ist, und man hat nie etwas davon gehört, daß sie unter dieser Veröffentlichung zu leiden gehabt hätten. Auch unsere Provinzialbanken befolgen vielfach diese Praxis. Wenn es richtig wäre, daß die Banken auf blindes Vertrauen Anspruch erheben könnten, wozu dann überhaupt die Veröffentlichung eines Geschäftsberichtes? Ist nicht, so oft eine Katastrophe im Bankwesen oder überhaupt im Actienwesen erfolgte, den Actionären gerade der Mangel an Mißtrauen von allen Seiten vorgeworfen worden? Sind die Erfahrungen der Actionäre überhaupt derart, daß sie blindes Vertrauen haben sollten? Wenn der Vorsitzende des Aufsichtsrathes eines der größten Hüttenunternehmens in Deutschland den Actionären in der Generalversammlung plötzlich erklärt, daß das Unternehmen bankerott sei, wenn die von ihm geleitete Bank das Geld nicht für den Weiterbetrieb vorstrecke, müssen nicht die Actionäre bei einer solchen Erklärung aus den Wolken fallen, nachdem die Geschäftsberichte vorher Alles in ordnungsmäßiger Weise entwickelt hatten? Wer soll es verstehen, wenn das Betriebscapitalconto eines Zweiges dieses Unternehmens mit rund 0,4 Mill. Mk. aufgeführt wird, einschließlich eines Gewinnes von rund 0,8 Mill. Mk.? Sollen wir an die für den Leser des Geschäftsberichtes notorisch unrichtigen Ziffern erinnern, die verschiedene Banken bei ihrer Verschmelzung den anderen Instituten mitgetheilt haben, sollen wir daran erinnern, daß die Banken ihre Fusionsgewinne consequent in ungesetzlicher Weise in den stillen Reserven verschwinden ließen?

Und welche Garantien sind überhaupt geboten? Von der Generalversammlung kann man im Ernste nicht reden, auch nicht von dem Institute des Aufsichtsrathes, namentlich, wenn dieses Institut so beschaffen ist, wie es z. B. in der Interessengemeinschaft zweier der größten Berliner Bankinstitute der Fall ist, wo Directoren des einen Institutes in

Digitized by Google

dem Aufsichtsrathe des anderen sich befinden, und umgekehrt, wo also Direction und Aufsichtsrath der Gemeinschaft in einer Person verkörpert sind. Und ebenso wenig bilden die Revisoren eine controlirende Instanz, die, weit entfernt, sich auf eine Prüfung aller Details einzulassen, vielmehr sog. Stichproben vornimmt. Und darin liegt das größte Bedenken: die Banken, auf denen eine Gesammtverpflichtung von annähernd 6 1/2 Milliarden lastet, sind ohne wirksame Controle.

Erscheint es unter diesen Umständen, die doch nichts Anderes als ein Betonen von Aeußerlichkeiten Seitens der Banken in Betreff ihres Status zu Tage treten lassen, nicht nothwendig darauf hinzuweisen, daß die Oeffentlichkeit auch noch andere Forderungen stellen kann? Und liegt es etwa im Interesse der Banken selbst, wenn sich keine Möglichkeit bietet, auf die Frage, ob sie gerüstet, ob sie „kriegsbereit" sind, auf der einzig zuverlässigen, von ihnen allein anerkannten Grundlage der Geschäftsberichte eine bestimmte Antwort zu erhalten? Wer ist im Stande an der Hand der Mittheilungen dieser Berichte die Substanz dieser Ziffern auch nur annähernd beurtheilen zu können? Nur diese Frage braucht man zu beantworten, um jeder weiteren Erörterung die Spitze abzubrechen. Sonst aber steht man immer der Thatsache gegenüber: In Deutschland bestehen neun große Creditinstitute, auf denen ein Gesammtengagement von annähernd 6 1/2 Milliarden ruht, die einen genauen Einblick in dasselbe verweigern, und die ohne jede wirksame Controle sind.

Es giebt nur einen einzigen Controleur, nur einen einzigen Revisor, dessen Stellung zur Sache ungleich werthvoller ist als alle Gesetze, das Publicum selber. Die Actionäre müssen Aufklärung verlangen, und die Banken müssen sich bewußt sein, daß das Publicum von Zeit zu Zeit, wie die Revisoren, auf seine Art „Stichproben" vornehmen, d. h. seine Einlagen zurückfordern kann. Schon das Bewußtsein, beständig mit einer solchen Möglichkeit rechnen zu müssen, würde, wie wir an der letzten Krisis gesehen haben, von gutem Einfluß sein. Und mehr als je scheint auch für Privatbankiers sich die Möglichkeit zu bieten, die Verhältnisse auszunutzen. Das Publicum darf die Banken nicht gewähren lassen, ein gewisses Mißtrauen schadet nicht nur nichts, sondern kann nur dazu beitragen, das Verantwortlichkeitsgefühl der Banken zu schärfen und ihre Dispositionen zu beeinflussen. Möglichste Offenheit ist das beste Mittel, um jedes Mißtrauen zu beseitigen. Mögen daher die Banken sich beizeiten zu erkennen geben, ehe das Unheil von Neuem in Gestalt einer Enquete über uns hereinbricht, bei der — Gott schütze uns! — der preußische Assessor wiederum seines Amtes waltet. Haben wir doch bereits, mehr als uns angenehm war, das Vergnügen gehabt, mehr als uns zuträglich, seines „Geistes" einen Hauch verspürt.

Ueber Malerei.

Aphorismen aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß.

II.

Das ist nun einmal das Wesen der Kunst, daß selbst das Verkümmerte und Häßliche zu reizen vermag, wenn es in einem Material dargestellt wird, welches als solches dann seine eigenen Reize wieder durch die Gestalt erhält. Die Aesthetiker und Kunstrichter werden gut thun, keine Gedanken über das Wesen der Schönheit und des Kunstschönen zu fassen, ohne sie im Zusammenhang mit den stofflichen Eigenschaften der Materie zu denken, in der das Kunstwerk sich vorträgt.

* * *

Zur ungünstigsten Zeit, man sieht es an den alten Gemälden, hat die Gründung der Berliner Akademie und mit ihr die Einfuhr des Interesses für bildende Kunst überhaupt auf märkischem Boden stattgefunden. Da die ältesten Gemälde und Porträts von Antoine Pesne und Josef Werner! Die Allongenperrücke herrscht. Friedrich der Große ist noch als ein Kind porträtirt, die Barbarini im Tanzreifrock, Graf Cotter, dann auch Friedrich der Große als König, König Friedrich Wilhelm I. u. A. Man erkennt den eklektischen Geschmack eines Künstlers und einer Zeit, welche den Zusammenhang mit einem bestimmten Boden verloren und schon angefangen hat, Manieren, Malweisen, Ausdrucksmittel, welche große Meister wie Rembrandt, Rubens, van Dyk oder auch noch Guido Reni auf Grund lebendiger Beobachtungen an Menschen und Natur gemacht haben, als solche zu entlehnen und einfach den äußeren Habitus der Bilder und der Colorits nachzumachen. Wir sehen bald, wie der Maler dem van Dyk nachbosselt und sich in den grauen und aristokratisch aderbläulichen Tönen versucht, die dieser beobachtet hat, wie der Versuch aber in kalte Kalkwirkung umschlägt. Wir sehen auch wohl, wie auf dem Bilde des Kupferstechers Schmidt mit seiner Frau, die Geberden Rembrandts nicht nur, sondern auch sein Farbenbouquet nachgeahmt. Aber es bleibt eine Coulisse, es bleibt Costüm. Josef Werner sehen wir bald dem Einflusse des Barbieri, bald des Adrian van der Werff, bald des Poussin unterworfen; seine Allegorie der „Gerechtigkeit" zeigt eine niedergefallene Frauengestalt, die die Beine emporstreckt, die schon ganz in den van der Werffschen Porzellanfleischtönen wirkt und sein Blau dazu verwerthet, während auf demselben Bilde auch gleich noch einige andere Meister vertreten sind.

Das wurde also auch Akademieleiter, das sollte Schule machen und man kann denken, was daraus entstehen mußte. Nichts Bodenwüchsiges, keine Naturkunst, eine Kunst-Kunst, eine Kunst aus vielen Künsten, eine Schule der fortgesetzten Nachahmung von Manier zu Manier und noch dazu der schlechtesten, weil leichtesten Manieren. Noch heute ringt Berlin unter der Künstlichkeit dieser Schöpfung. Canäle konnte man freilich auf Commando anlegen, Sümpfe entwässern, auf dürrem Sandboden der Natur durch wirthschaftliche Kunst abzwingen, was sie schien versagen zu wollen — aber eine ursprüngliche Kunst konnte nicht entstehen, wenigstens nicht aus diesen Absenker-Elementen. Aber wie auf dem fernsten Felsen der Nordpolregion, wo nur ein eisfreies Fleckchen geblieben ist, doch die Vegetation sich ansiedelt und Pflanzen entstehen, die wirklich Kinder dieses Bodens sind, so läßt sich auch der Kunsttrieb im Menschen nicht einmal durch künstlichen Import ersticken. Er treibt aus eigener Kraft seine eigenen Gebilde. Nicht Pesne, nicht Werner u. A. konnten zunächst eine Berliner Kunst schaffen, aber als es dem großen König gelungen war, die Sümpfe einigermaßen zu entwässern, da wuchsen doch aus heimathlichem Boden Kunsterscheinungen auf im Zusammenhang mit der Zeit, die einen eigenen Sinn und ein eigenes Gepräge zeigen. Von Daniel Chodowiecki bis zu Adolf Menzel reicht eine wirklich berlinisch-märkische Unterströmung in der akademischen Kunst Berlins, in dieser leeren Allerweltskunst. Ohne Chodowiecki ist Menzel gar nicht denkbar; er vollendet das, was Jener als treuer Beobachter seiner Umgebung begonnen hat, und er erbt die Gabe einer besonderen Menschenbeobachtung und Charakterisirungsweise, die ein ursprünglicher Ausdruck der Art ist, wie der Märker sich die Welt ansieht und über sich und seine Mitmenschen urtheilt.

2. Ueber Photographie.

Vor mir liegen sechs Lichtabbilder eines Freundes, welche bei verschiedenen Photographen etwa in einem Zeitraum von drei Jahren angefertigt wurden. Das ist ein Zeitabschnitt, in dem eine so große Veränderung des Menschen

Digitized by Google

und seiner Erscheinung im Ganzen nicht beobachtet wird, daß man Jemanden, den man in dieser Zeit sieht, nicht mit großer Bestimmtheit wieder erkennen würde.

Gegenüber diesen sechs Bildnissen ist es so auffällig, daß man thatsächlich sechs vollständig verschiedene Menschen zu sehen glaubt. Aeußerlichkeiten kommen hinzu. Das eine Mal steht der Betreffende da im Soldatenrock mit der Pickelhaube auf dem Kopfe ohne einen Klemmer auf der Nase; das andere Mal hat er den feinen Schnurrbart des flotten Soldaten rasirt, Kinn und Oberlippe sind nackt, er hält augenscheinlich die Zähne auf einander gedrückt, so daß sich an der Kieferecke unter dem Ohr das bekannte Muskelspiel zeigt; der Klemmer sitzt über der scharf geschnittenen Adlernase: man glaubt einen Schauspieler von einer Vorstadtbühne zu sehen. Auch das Auge scheint jene ablehnende, falsche, schauspielerische Vornehmheit auszusprechen. Eine dritte Aufnahme, welche in Neapel unter den Luft- und Lichtverhältnissen des Südens angefertigt wurde, macht aus unserm Vorstadtschauspieler, da er jetzt einen Vollbart und Schnurrbart trägt, einen weichlichen Sybariten; während der Vorstadtschauspieler den Kopf steif und kerzengerade hielt, neigt unser Lebemann das Haupt zur Seite; ein behaglich schläfriger Ausdruck des Auges unter dem Klemmer, eine verschwommene Weichheit aller Formen (die Aufnahme ist nämlich schlecht entwickelt), der krause Fall des Haupthaares, wahrscheinlich durch den napoletanischen Künstlerphotographen absichtlich etwas durch einander gewirrt, das alles läßt einen vollständig anderen Menschen vor unseren Blicken erscheinen. Die Sache geht so weit, daß die meisten Beschauer, denen ich diese Bilder zeigte, nicht nur nicht erkennen, daß das Alles derselbe Mensch ist, sondern ungläubig den Kopf schütteln, wenn man sie hinterdrein aufmerksam macht, daß alles Freund X. vorstelle.

* * *

Die Lichtaufnahme, sollte man meinen, müsse vollständig ähnlich sein, da sie ja in der That nur eine Wiederholung der Lichterscheinung der Wirklichkeit ist. Und doch sind gemeinhin Lichtaufnahmen — auch die besten — viel unähnlicher, als selbst die mittelmäßigsten Bildnisse von Malerhand, ein Umstand, der allein schon dafür sprechen sollte, daß ernstlich die Bildnißmalerei durch die Lichtaufnahme niemals verdrängt werden kann. Wer ernstlich sich vor die Dunkelkammer stellt, um dadurch Ersatz eines gemalten Bildnisses zu gewinnen, beweist nur schlechten Geschmack und lebt in einer Täuschung.

Darüber sind auch die Laien einig, daß zumal der sogenannte Ausdruck eines Gesichtes in der Lichtaufnahme fast immer unähnlich ist. Ein falsches, ein fremdes Wesen schaut aus den Augen des Aufgenommenen, das ihm selbst zwar gut gefallen mag, aber so wie er sich daneben im Spiegel sieht, einem Entfremdetsein vom eigenen Ich gleicht; Aeußerlichkeiten sind zumeist Schuld. Der Lichtscheidekünstler muß den Mann einem besonders starken Licht aussetzen, und die feine Empfindlichkeit der Gesichtsnerven dafür, hie und da sogar eine wirkliche Blendung, bewirkt eine leise, kaum merkbare Verschiebung des gesammten Muskelspiels im Gesicht, welche dann einen fremdartigen Ausdruck in das Lichtabbild trägt. Die ruhige Haltung, zu welcher beim Aufnehmen das Rückgrat und die Halswirbel gezwungen sind, bringt zudem bei den meisten Menschen gewisse Reflexwirkungen im Gesicht hervor, eine falsche Haltung besonders der Augenbrauen, welche dann manchen Menschen jenen Ausdruck vollständiger Dummheit verleiht, den sie im Leben gar nicht haben; Andere wieder runzeln in Folge dessen die Brauen und geben sich ganz unbewußt einen Ausdruck der Strenge, welcher ihrem wahren Wesen widerspricht. Wozu noch die Regungen augenblicklicher Eitelkeit kommen, welche Manchen zum unausstehlichen Süßholzraspler machen gegen seine sonstige bessere Natur. Ein Sammelbuch von Lichtaufnahmen der Freunde und Verwandten, womöglich mit Kind und Kegel gruppirt, wird daher sehr oft einen Eindruck hinterlassen, als habe man in einem zoologischen Garten die Mienenspiele der Meerkatzen und Seidenäffchen gesehen: das geistige Gepräge der Bilder entsprach nicht ganz jenem feinen, absichtslosen Spiele der Züge wahren Menschenthums: es hatte etwas Starres und Uebertriebenes wie bei jenen menschenähnlichen Vierhändern.

Darsteller und Dichter.

Eine Studie von Erich Schlaikjer (Berlin).

II.

Wir gingen ursprünglich vom Beispiel aus, indem wir darauf verwiesen, wie verschieden ein Vorgang dargestellt wird. Der Mensch ist eben zur bloßen Reproduction nicht fähig; seine Seele producirt, ohne daß er es selber weiß. So wenig er aber nur reproductiv ist, so wenig ist er nur productiv. In den verschiedenen Darstellungen werden Dinge sein, auffallende Dinge, sozusagen besonders starke Dinge, die allen gemein sind. Diese Dinge waren so stark, daß sie das Hemmniß der productiven Seele überwanden und sich rücksichtslos durchsetzten. Genau so aber ist es mit den Gestalten des Dichters, die durch die Seele des Schauspielers hindurch müssen. Es giebt Gestalten, die so stark sind, daß sie fast restlos hindurch kommen und in allen Gestalten sind gewisse Dinge, die sich einfach durchsetzen müssen, und die man darum auch bei allen Darstellern findet. Die verschiedenen Hamletdarstellungen weichen von einander ab, aber etwas ist Allen gemein, so daß sie, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, doch einen bestimmten Familientypus zeigen. Schwache Dichtergestalten werden darnach am ehesten von der Seele des Schauspielers absorbirt, unterliegen den größten Umwandlungen und weisen am Abend den stärksten Procentsatz an Schauspielerseele auf. Starke Dichtergestalten behaupten sich bei der Aufnahme durch eine productive menschliche Seele am ehesten. Darnach könnte man sagen, daß die Thätigkeit des Schauspielers zwar nicht productiv, aber von productiven Momenten durchsetzt sei. Das können wir um so eher sagen, als der Satz, wie wir gesehen haben, in der ganzen Natur der menschlichen Seele begründet ist. Es handelt sich nun darum, die besondere Art der schauspielerischen Productivität in ein helles Licht zu rücken. Wir haben gesehen, daß die Gestalt des Dichters gewissen Veränderungen unterliegt, wenn sie von der Seele des Schauspielers aufgenommen wird und an dieses Moment der Productivität wollen wir uns zunächst halten. Da diese Veränderungen mit dem „Aufnehmen" zusammenhängen, mit der Art, wie die Seele des Schauspielers die Gestalt des Dichters faßt, nennt man sie ganz logisch die Auffassung des Schauspielers. Es soll von vornherein gesagt werden, daß mit der Auffassung von manchen Schauspielern ein grober Unfug getrieben wird. Alle echte Kunst ist naiv, ist da, weil sie da sein muß und gar nicht anders da sein kann. Wie es aber poetische Arrangeure giebt, die das Leben im Sinne ihrer Zwecke arrangiren und zusammenlügen, so auch schauspielerische. Den poetischen wie den schauspielerischen kommt es dabei nicht auf die Kunst, sondern auf den Effect an. Die poetischen nennt man, wenn sie sich auf dem Gebiete des Dramas bewegen, Theatraliker; die schauspielerischen, Virtuosen. Beide Gattungen entsprechen einander vollkommen; sie sind verlogen, gewaltthätig, ohne Gewissen und innerlich leer. Mit dieser Sorte von „Auffassung", die nicht naiv ist, sondern die Gestalt des Dichters bewußt vergewaltigt, haben wir es selbstverständlich nicht zu thun; sie ist ohne Weiteres verwerflich und selbst verworfen. Aber auch wer sich gläubig der Gestalt hingiebt, wie der Dichter sich der Natur hingegeben hat, ver-

Digitized by Google

ändert sie durch sein Temperament und durch seine seelische Beschaffenheit, und diese Veränderung ist die erste und ursprünglichste productive Bethätigung des Schauspielers. Der eine Schauspieler wird diese Seite der Gestalt betonen, der Andere jene, und so entstehen verschieden gefärbte Gebilde. Diese productive Schattirung der Gestalt ist viel mehr als ein gutes Recht des Schauspielers; sie ist eine unerbittliche Nothwendigkeit, ohne die ein wirklich originaler Schauspieler gar nicht gedacht werden kann. Die Grenzen der Auffassung liegen im Begriff des Virtuosenthums, den wir vorhin erörtert haben. Nun muß hinzugefügt werden, daß es Gestalten giebt, die von Haus aus ein eigenes Gesicht überhaupt nicht haben, sei es nun, daß sie von einem matten Poeten stammen oder einem starken Poeten mißlungen sind. Hier hat der Schauspieler eine fast unbeschränkte Freiheit — unbeschränkt, soweit die einzelne Rolle in Frage kommt; beschränkt, da er den Sinn des Ganzen beobachten muß. Eine solche Gestalt ist, um ein berühmtes Beispiel zu nennen, der Geßler, in dem Schiller mehr einen allgemeinen Tyrannen, als einen besonderen Menschen geschaffen hat. Eben darum sieht man auf der Bühne Tyrannentypen im „Tell", die schließlich nichts mit einander zu thun haben — man sieht einen einfach brutalen Geßler, dann einen hochnäsig kalten, dann einen berechnend grausamen, dann einen abgelebten Lüstling u. s. w. — und Alle sind richtig, da Keiner falsch ist. Bassermann hat gar im Berliner Theater einen bezechten gespielt, was nun freilich des Guten zu viel bedeutete. Man kann bereits hier die Hochnäsigkeit des dummen Satzes ermessen, als ob der Schauspieler nie mehr aus einer Gestalt herausholen könne, als der Dichter hineingelegt hat. Der Satz ist, wie gesagt, von einer ganz unberechtigten Hochnäsigkeit. Dafür ist er aber auch von einem erlauchten Geist, nämlich von Oskar Blumenthal, ausgerechnet von Blumenthal, der sozusagen gewerbsmäßig in seine Rollen nichts hineinzulegen pflegt. Es versteht sich von selbst, daß die Auffassung, d. h. die nothgedrungene Verschmelzung der Gestalt mit der Psyche des Schauspielers, für den Dichter nicht immer eine Bereicherung zu sein braucht. Eine reiche Seele giebt, eine arme nimmt. Das kommt auf die bestimmte Rolle und den bestimmten Darsteller an und kann nur von Fall zu Fall entschieden werden.

Selbst aber von der Auffassung abgesehen, in der die Gestalt des Dichters grundlegend mit der Seele des Schauspielers verschmilzt, giebt es für den Bühnenkünstler hundertfältige Gelegenheit, sich productiv zu bethätigen. Ich meine damit die Productivität in Einzelheiten und will meine Meinung durch ein Beispiel näher erläutern. Ich wähle mein Beispiel so banal wie möglich, weil ein banales Beispiel hier mehr illustrirt, als es irgend ein anderes vermöchte. Ich wähle den hoffentlich nicht aufregenden Satz „Die Bank ist lang", um zu zeigen, wie jeder Betonungswechsel den Sinn verändert. Zunächst betone ich das erste Wort, also: „Die Bank ist lang", im Gegensatz zu einer anderen, die sich des Vorzugs nicht erfreut. Dann: „Die Bank ist lang", im Gegensatz etwa zu einem Tisch. Ferner „Die Bank ist lang", im Gegensatz zu den düstern Zweiflern, die ihr das abstreiten möchten. Und endlich „Die Bank ist lang", damit Niemand auf den korrupten Einfall kommen kann, sie etwa breit zu nennen. Damit wäre in dem Satz bei jeder Betonung ein anderes Wort die Hauptsache geworden und in jedem Fall wechselte der Sinn so vollkommen wie nur irgend möglich. Nur überlege man, daß dem Gefühl des Schauspielers in der Betonung bestimmte Grenzen gelassen sind und man wird ermessen, wie viel Gelegenheit er hat, sich in Einzelheiten productiv zu bethätigen. Es kommt dazu, daß es in dem erlauchten Satz von der langen Bank nur auf logische Gesichtspunkte abgesehen war. Der Schauspieler betont aber nicht nur verstandesmäßig, er spricht mit dem Herzen, er giebt den Worten des Dichters den beseelten Klang und nicht nur das Reich des Verstandes, auch das viel weitere Reich der Empfindungen ist sein. Und hier vermag er, wenn er anders ein Schatzgräber ist, oft genug seinen Spaten in ein Land zu setzen, der vor ihm jungfräulicher Boden war. Der müßte ins Theater schlechte Ohren mitbringen, der nie im Shakespeare oder anderswo einen Vers vernommen hätte, so schwerer Stimmung voll, daß er jäh aufhorchen mußte, weil er sonst immer über den Vers hinweg gelesen hatte. Hier giebt der Schauspieler aus seiner eigenen Auffassung, aus seiner eigenen Seele, aus seinem allerpersönlichsten Empfinden und man muß es schon einem kleinen, aber eitlen Literaten wie Blumenthal überlassen, ihm dafür zu danken, indem er ihm das Geben überhaupt nehmen will. Der Schauspieler kann aber nicht nur geben, indem er neue Momente hervorhebt, er kann auch geben, indem er nimmt. Er kann Worte des Alltags, die von dem Leser mit der vollen Schwere des Verses aufgenommen wurden, im leichtesten Conversationston geben und dann erst das Wort jäh aufleuchten lassen, in dem die Empfindung spricht. Auf diese Weise erhellt und detaillirt er die Situation, wo Licht und Schatten fehlen würden, wenn es eine Schauspielkunst nie gegeben hätte. Der Schauspieler also trägt nicht nur die Psychologie des Dichters mit den Mitteln seiner eigenen Kunst vor, er giebt auch neue psychologische Momente, die unter Umständen von kostbarem Werth sein können. Da mir gerade ein Beispiel eigener schauspielerischer Charakteristik im Gedächtniß ist, sei es hier mitgetheilt: Bassermann spielte einmal in dem Schauspiel eines jungen Dilettanten einen ungarischen Edelmann, einen sehr feudalen und unbändigen Herrn. Freiheitsliebend im höchsten Grade, aber natürlich nur, soweit er und seine Kaste in Frage kamen, im übrigen Despot. Die Rolle war im Grunde dilettantisch, wie das ganze Stück, und auch Bassermann vermochte daran nichts zu ändern. In einem Moment aber war er wunderbar. Die Bauern rebelliren, machen den Edelmann wehrlos, binden ihn fest und verhöhnen ihn. Er ist ihnen also völlig preisgegeben. Einmal aber kommt ihm einer in unvorsichtiger Weise allzu nahe und sofort fährt er ihm — Wuth im verzerrten Gesicht — mit den Zähnen in die Hand. Wehrhaft und rebellisch bis zum letzten Extrem, bis zum Beißen des wüthenden Thieres. Was der Dichter hätte zum Ausdruck bringen sollen, nämlich die unermeßliche Wuth des gebundenen Edelmannes, brachte hier der Schauspieler. Von dem ganzen prachtvollen Moment stand nämlich im Buch des Dichters nichts.

Damit wird hoffentlich klar sein, was ich unter Productivität im Einzelnen und Productivität in der Auffassung verstanden wissen möchte, und damit ist das Reich der schauspielerischen Productivität umschritten. Einige Worte möchte ich noch der Solidarität widmen, die Dichter und Darsteller verbinden, sofern man es mit einem wirklichen Dichter und wirklichen Darsteller zu thun hat.

Der Schauspieler ist vom Dichter oft abhängiger, als ihm selbst zum Bewußtsein kommt. Das Bewußtsein, daß er in der Rolle mit dem Dichter geht, ist selbstverständlich und kann dem guten Schauspieler nur abhanden kommen, wenn er keinen Dichter, sondern etwas Anderes spielt. Oefter vergißt er die Abhängigkeit von der Situation. Er vergißt, daß er niemals im Parket die Herzen packen kann, wenn die Situation, in der er steht, vom Dichter aus nichts Zwingendes oder gar etwas Unmögliches hat. Das Höchste, was er dann erreicht, ist eine momentane Wirkung seiner Mittel oder ein Staunen über die Kunst, die er verschwendet. Momentane Wirkungen aber verfliegen in wenigen Minuten und das Staunen ist ein kalter Affect, sagt Lessing. Der Darsteller aber ist nicht nur von der eigenen Situation, er ist ebenso von jeder voraufgegangenen abhängig; denn jede Situation, die vorher geht, bereitet die Wirkung der gegenwärtigen vor und ist von ihr nicht zu trennen. Wie der

Digitized by Google

Schauspieler also dem Dichter nur eben gerecht sein oder ihn beschenken oder ihn arm machen kann, wie also der Dichter vom Schauspieler abhängig ist, so ist wiederum auch der Schauspieler fest und unzertrennlich mit dem Dichter verwachsen. Ein Uebersehen dieses Verhältnisses bringt beiden Theilen Schaden. Der Dichter sinkt mit dem Schauspieler und der Schauspieler mit dem Dichter. Wenn aber gar Beide getrennt existiren, wenn die Schauspieler keine Dichter mehr spielen und die Dichter von keinem Schauspieler mehr gespielt werden, dann sinkt die gesammte Theatercultur und wir gelangen vom nationalen Drama zum Spektakel für den Pöbel, etwa also zu amerikanischen Zuständen. Ich würde aber den Schauspieler nicht beneiden, der die amerikanischen Zustände mit der deutschen Theatercultur vertauschen möchte. Wenn die unsterblichen Dramatiker der Nation in den Theatern nicht mehr gespielt werden, hört die Bühne auf, ein Factor des culturellen Lebens zu sein, und das Parket wird der Tummelplatz einer gleichgiltigen Menge. Damit aber verliert auch der Schauspieler die Köpfe, auf die es ihm ankommen muß, und wird im besten Fall der populäre Star des großen Haufens. In diese Popularität hätte er sich dann mit dem ersten besten Jockay oder einem Ringkämpfer von dreihundert Pfund netto zu theilen. Er müßte die Seele eines Seifensieders haben, wenn ihm der Handel willkommen wäre. Dichter und Darsteller gehören zusammen, wenn Beide etwas Wirkliches gelten wollen. Darum sollen sie sich auch nicht wie kleine Literaten und eitle Virtuosen um den Lorbeer streiten, sondern sollen wie gute Kameraden die Sache zum Austrag bringen, indem sie sich nach der Vorstellung die Hand drücken — etwas wärmer vielleicht, als es im Allgemeinen üblich ist.

Eugen d'Alberts neue Oper.

Von Dr. Walter Paetow (Berlin).

Seit Jahren ist das Gerede nicht verstummt, Eugen d'Albert wolle sich aus den Concertsälen zurückziehen, seine künstlerische Thätigkeit als Interpret unserer größten Meisterwerke in der gesammten Klavierliteratur ganz aufgeben oder sie zum Mindesten stark einschränken. Zur Freude von Tausenden und Abertausenden bewahrheiteten sich diese Gerüchte nicht, ja es schien, als wollte d'Albert gerade in den letzten Wintern aufs deutlichste beweisen, wie eng sein Denken und Fühlen mit seinem Flügel verwachsen wäre, denn er pflegte wahre Riesenprogramme zusammenzustellen und an einem Abend so viel zu bieten, wie es nur ein Titane des Klavierspiels zu gewähren vermag. Im Geheimen aber hat ihn trotzdem der Plan, es mit dem Concertiren für eine Weile sein zu lassen, sehr stark beschäftigt. Wenn man mit ihm zusammentraf, so kam er vor Allem auf die zweite Seite der Kunst: auf die Production zu sprechen und machte von seiner außerordentlichen im höchsten und besten Sinne „erzieherischen" Wirksamkeit als reproducirender Künstler nicht viel Redens. Sein Schaffensdrang trieb ihn immer weiter auf das hohe Meer der freien selbstständigen Bethätigung innerster und eigenster Kräfte hinaus und wenn seine Opern „Die Abreise" und „Kain" nicht ganz vom Spielplan der Bühnen verschwanden, so bereitete ihm das mehr Freude, als der stürmischste Jubel an einem Concertabend, wie er denn auch um die Verbreitung seiner Lieder und Kammermusikwerke eifrig bemüht war und gern an die Spitze dieses oder jenes Orchesters trat, sobald eines seiner Clavierconcerte zur Interpretation stand oder von seinen Orchestergesängen Aufführungen stattfanden. Alles das hob seine Schwingen und es blieb schließlich auch ein weithin sichtbarer, nachhaltiger Erfolg nicht aus, als seine Oper „Tiefland" (zuerst in Prag) zur Darstellung gebracht wurde. Dieses Werk wird jetzt an vielen Theatern oft gespielt, ist an vielen anderen in Vorbereitung und beherrscht z. B. in der Berliner „Komischen Oper" den Spielplan seit Wochen.

Unter diesen Umständen haben unsere musikalischen Kreise einer neuen Arbeit Eugen d'Alberts, einer vieractigen komischen Oper „Tragaldabas" ganz ungewöhnlich großes Interesse entgegengebracht, da von ihrer Aufnahme für die Weiterentwicklung des Künstlers Vieles abhängig sein konnte. Die Uraufführung, die kürzlich im Hamburger Stadttheater stattfand, wurde somit zu einem jener kleinen musikalischen Ereignisse, wie wir sie selbst in unserem weit verzweigten, kaum noch übersehbaren musikalischen Getriebe nur gelegentlich einmal erleben: zu der bei jeder Première vorhandenen Spannung trat ein persönliches Interesse, das die Erwartung noch beträchtlich steigerte. Nun — summa summarum hat sich Alles glatt vollzogen; übertriebene Hoffnungen wurden nicht erfüllt, übergroße Besorgnisse erwiesen sich gleichfalls als unnöthig; man sah sich einem Werke gegenüber, das seine Vorzüge und seine Schwächen aufweist, bei dem aber Vieles so gut gelungen ist, daß man es sich immerhin gefallen lassen kann. Nicht zum Enthusiasmus reißt die Oper hin und nicht als epochal muthet es an; aber es verdient freundliche Antheilnahme und ist denn auch vom Publicum ohne Ueberschwang mit aller Liebenswürdigkeit aufgenommen worden, so daß sich Textverfasser und Componist wiederholt für den lauten Beifall persönlich bedanken mußten.

Textverfasser — nicht Textdichter, denn dieser ist nicht mehr unter den Lebenden: der Schöpfer der Tragaldabas-Gestalt war Auguste Vacquérie (der 1869 den Rappel begründete) ein außerhalb Frankreichs nur Wenigen bekannter Schüler von Victor Hugo; der Text, der durch d'Albert in Musik gesetzt ist, rührt dagegen von Rudolf Lothar her, den man als gewandten Schriftsteller und Historiographen kennt und schätzt, dem jedoch für seine eigenen künstlerischen Erzeugnisse nicht immer hohe literarische Werthe beizumessen sind. Auch in dem Tragaldabas-Buch zeigt er sich nicht eben von seiner besten Seite; es ist nicht nur durch einige wenig erfreuliche Verswendungen verunziert, sondern nöthigt auch durch seine ganze Anlage zu ernsten Bedenken. Der Tragaldabas-Stoff ist von ihm — wie er selbst betont „sehr frei" — folgendermaßen geformt: Don Antonio liebt die schöne Donna Laura und stellt ihr eifrig nach — scheinbar nicht ohne Glück. Aber diesem Glücke ist ein Ziel gesetzt: Donna Laura gilt für das Weib des Tragaldabas, eines schmutzigen Säufers und Straßenlungerers und verschanzt sich hinter ihrer ehelichen Treue. Don Antonio ist es aber gerade zufrieden, daß seine angebetete Schöne verheirathet ist, da er nur auf ein flüchtiges Abenteuer ausgeht. So beschließt er, dem armen Tagedieb und Bummler ein Leben in Ueppigkeit und Glanz zu verschaffen, um ihn auf diese Art gefügig zu machen: er ernennt ihn zu seinem Majordomus und nimmt ihn ins Schloß. Von da ab spaltet sich die Fabel, indem sie auf der einen Seite vom Liebespaar, auf der anderen Seite von Tragaldabas beherrscht wird. Antonio und Laura werden natürlich vereint, da Antonio von bloßer Verliebtheit zur Liebe bekehrt wird und Laura sich dazu bekennen muß, daß Tragaldabas nicht ihr Ehemann ist, sie ihn vielmehr nur als solchen ausgegeben hat, um zudringlichen Freiern zu entgehen. Tragaldabas' Weiterentwicklung ist durchaus als Charakterstudie mit ganz allgemein menschlich-philosophischen Zügen. Der verkommene Säufer hat das gute Leben sehr bald satt; er findet es langweilig und sehnt sich zurück nach seiner Niedrigkeit und seinem Kneipen- und Straßengängerthum, bis er endlich einsieht, daß auch dieses für ihn nicht taugt, und er überhaupt nichts mit der Menschheit zu schaffen haben will. Was thut er? Er zieht die Haut eines Affen an und begiebt sich unter

Digitized by Google

eine Circustruppe, mit der er Späße treiben und als Affenmensch sich produciren wird.

Man erkennt unschwer aus dieser kurzen Skizze des Inhaltes, daß von einem dramatischen Weiterkommen der geringfügigen Handlung gar nicht die Rede ist. Mühsam schleppt sich das Alles durch vier Acte und es nutzt wenig, daß das fehlende Bühnenleben durch Surrogate ersetzt werden soll. Allerlei Fechtscenen, Volksscenen, eine Circusscene, ein Aufmarsch von Köchen und Aehnliches hilft der Stimmung nicht auf und etwaige lustige Episoden versagen vollends. Diesem Texte fehlt es am Besten: an Humor. Die Betrunkenheit von Tragaldabas ist einmal ganz lustig, auf die Dauer wirkt sie roh und abstoßend, wie die Gestalt des Tragaldabas überhaupt. Jene echte, leichte, herzliche Fröhlichkeit, die uns auch derbe Späße mit in den Kauf nehmen läßt, ist hier gar nicht zu spüren. Man braucht nicht an die komischen Meisteropern Mozarts und Rossinis zu denken — man nehme nur die liebenswürdigen französischen Opern, man besinne sich auf Nicolais „Lustige Weiber", an deren Falstaff man unausgesetzt sich erinnert fühlt, oder an Smetanas „Verkaufte Braut" und ach! so viele andere Werke älterer und neuerer Zeit — wie etwa d'Alberts „Abreise". Zu einem rasch dahinfließenden, lustigen Libretto reichts hier nicht aus und für eine psychologische Studie ist die Opernbühne nicht der rechte Boden.

An diesem Zwiespalt krankt auch d'Alberts Musik, wenngleich nicht in so hohem Grade, wie das Textbuch. Er geht ganz getrost seine eigenen Wege. Die Gestalt des Tragaldabas hat er, soweit es anging, eindringlich charakterisirt; die Orchestermittel werden für den trinkfrohen, ungeschlachten Mann mit größtem Geschick ausgenutzt. Wie er mit seinem Motiv plastisch von vornherein hingestellt wird und wie dann dieses Motiv die verschiedentlichsten Wandlungen seines inneren und äußeren Lebens mit durchmacht — das ist vortrefflich. d'Albert schreckt hierbei vor keiner Keckheit zurück: alle Zitterangst dieses Feiglings malt das Orchester und alle seine körperlichen Beschwerden, sein Unbehagen in der Magen- und anderer Gegend werden durch Bläser sinnfällig dargestellt! Hierin steckt nicht nur Witz, sondern an manchen Stellen wirklicher Humor. Lebendig und frisch ist auch Donna Laura musikalisch charakterisirt; mancherlei Zierlichkeiten gehören ihr und manche feine lyrische Wendung stellt sie in Gegensatz zu ihrer Umgebung. Für die Erotik bringt sie, wie auch Don Ottavio, ein Wenig zu viel landläufige Schwärmerei mit, wenn auch directe Sentimentalitäten nicht stören. Die anderen Gestalten sind schlecht und recht mit mehr oder minder dankbaren Aufgaben bedacht — sie haben vor allem das Ensemble unauffällig zu vervollständigen — bald tritt der Eine etwas mehr in den Vordergrund, bald der Andere; zu scharf umrissenen Figuren wachsen sie nicht aus.

Darauf ist es d'Albert auch wohl kaum angekommen. Er wollte scheinbar vor Allem den Styl der komischen Oper als solchen wieder etwas beleben und an die Stelle all der geschwollenen Musik unserer Zeit natürliche und bewegliche Musik setzen. Das ist ihm des Oefteren ohne Zweifel gelungen: in manchen Partien dieser Oper fließt der Strom der Musik flott dahin und natürlich ist sie fast immer gehalten. d'Albert schreibt, wies ihm einfällt; er spricht wie ihm der Schnabel gewachsen ist; er tüftelt nicht allzu viel, und erlaubt sich dennoch raffinirt ersonnene instrumentale Extraspäßchen; er greift skrupellos hie und da auf das Gebiet der Operette über und wartet mit einem stark wienerisch gefärbten Walzer auf. In alledem liegen die Vorzüge seiner Musik, aber auch große Schwächen. Denn die Skrupellosigkeit bringt störende Elemente in das Ganze und macht es uneinheitlich; und die gar so legére Art zu schreiben, läßt einen ausgeprägten eigenen Styl nicht ausreifen. In dieser Beziehung ist der kleine Einacter „Die Abreise" weit, weit reicher als der vieractige Tragaldabas Dennoch wird auch diese Oper mancher Orten ihre Freunde finden — zumal wenn ihr geeignete Sänger und Darsteller zu Hilfe kommen. Es lassen sich viele komische Wirkungen aus ihr herausholen, wenn man ihrem feinen Wesen ebenso gerecht wird, wie ihrer Derbheit. In Hamburg wurde, für mein Gefühl, diese Derbheit zu stark betont und Vieles zu roh und brutal angefaßt, so daß weder im Orchester noch auf der Bühne alle geistvollen Einzelheiten zur Geltung gelangten.

Glossen zu O. J. Bierbaums „Prinz Kuckuck".

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

I.

Keine Besprechung und kein Referat sollen die folgenden Zeilen sein. Nur das Bekenntniß eines Literarhistorikers, der sich durch dies dreibändige Werk*) von etwa 1500 Seiten durchgelesen hat. Es ist keine leichte Aufgabe, denn der Schlußband ist meist ermüdend und langweilig. Schon ein einfaches Referat müßte, wenn es alle Einzelheiten berühren wollte, ein halb Dutzend Seiten füllen; man kann sich aber, um die nachstehenden Ausführungen zu würdigen, mit Folgendem begnügen.

Der Roman bietet die Geschichte des jungen Henfel-Henry Felix. Dieser ist der Sohn einer verwittweten Frau Sara, Tochter und Gattin eines Juden, die sich in Dresden zu gleicher Zeit mit einem russischen General und einem hervorragenden Musiker, einem begeisterten Verehrer Wagners und Bismarcks eingelassen hat. Diese Frau, die Heldin des ersten Drittels des ersten Bandes erscheint dann nur noch ein paar Mal gelegentlich, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Ein Mal in Hamburg, ein anderes Mal in Italien, um ihren Sohn zu warnen, ein drittes Mal in Berlin, wo sie ihn zwar leiblich aus den Händen seiner Gattin errettet, die in Gemeinschaft mit ihrem Geliebten ihn ermorden will, ihn aber seelisch vernichtet dadurch, daß sie ihm das Geheimniß enthüllt, er sei ihr Sohn, also ein geborener Jude. Davon hatte Felix bisher keine Kunde, sondern er wiegte sich in dem Traum, aus einem Fürsten-, womöglich Kaisergeschlecht zu stammen. Bald nach seiner Geburt war der Knabe zu Bauern in ein Dörfchen an einem bayrischen See gebracht, von dort einige Jahre später nach München übergeführt, von einem seltsamen, steinreichen Amerikaner adoptirt worden, der ihn nach hochweisen Grundsätzen zu einem Kraftmenschen erziehen will. Durch den Tod seines Vaters wird er reich, er verschwendet sein Geld und seine Kraft zunächst in Hamburg, wo er bei muckerischen Verwandten seines Adoptivvaters erzogen wird. Später lebt er mit dem Sohne dieser Verwandten, Karl, zusammen und tödtet endlich diesen geistreichen aber perversen Menschen, freilich in einer Situation, die seine That halb als Nothwehr erscheinen läßt. Vorher hatte er Universitäten besucht, eine Art literarischen Mäcenatenthums durchzuführen sich bestrebt, viele Länder durchstreift; später wird er Freiwilliger, dann Officier, schließlich geadelt, er hat Aussicht, Theaterintendant bei einem kleinen Fürsten zu werden, heirathet seine sogen. Cousine Bertha, die Schwester des von ihm gemordeten Karl, eine Frau, die er nur körperlich begehrt und von der er gehaßt wird. Er muß nach eben geschlossener Ehe seine mili-

---

*) Prinz Kuckuck. Leben, Thaten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings in einem Zeitroman von Otto Julius Bierbaum, Drei Bände im Verlage von Georg Müller, München und Leipzig, 1906—1908. Dem 3. Bande ist eine Photographie Bierbaums nach einer im Sommer 1907 angefertigten lebensgroßen Lithographie beigegeben.

Digitized by Google

tärische Laufbahn verlassen, nachdem seine ehemalige Geliebte, die Frau eines Obersten, sich in einem geheimen Gemache seines feenhaften Palastes getödtet hat. Dann zieht er mit seiner Frau herum, ruinirt sich völlig auf der Reise und in Berlin durch die gemeinsten und sinnlosesten Ausschweifungen, gründet einen mystischen Dichtercirkel und ist nahe daran, seiner Frau und deren Geliebten, einem mystischen Arzte, zum Opfer zu fallen, wenn nicht, wie schon erwähnt, seine Mutter dazwischen träte. Das Ende geht in krassestem Mysticismus unter. Der frühere Sportsman, der spätere Automobilfahrer wird von schwärmerisch-religiösen Neigungen erfüllt; in dem Sohn seiner geschiedenen Frau sieht er das Ebenbild des von ihm getödteten Karl, er rast durch das Leben, hat freilich noch Zeit die wahnsinnigste Erotik, zur Abwechselung in Oesterreich, zu treiben, fällt aber den Jesuiten in die Hände, die sich früher schon seiner zu bemächtigen gedachten, erduldet als Wahlcandidat die ärgste Blamage, bis er schließlich, nachdem er noch einen Freund, nicht den Sohn seiner Frau, zum Erben eingesetzt, sich mit seinem Automobil unter den Trümmern des Thores seines Palastes begräbt.

In der vorstehenden kurzen Analyse ist schon angedeutet, daß die erotischen Heldenthaten der Hauptperson eine große Rolle spielen: die Gassen der Freudenmädchen in Hamburg, die raffiniert ausgestatteten Zimmer der Cocotten in Paris, die Lasterhöhlen in London, die Lustorte in Italien werden mit erschreckender Deutlichkeit vorgeführt, daneben die Liebesfreuden in einer kleinen Garnison und das tolle Vorbeiwirbeln der schönen Vertreterinnen östlicher Nationalitäten in Wien oder in der Nähe der österreichischen Hauptstadt. Man möchte meinen, der Verfasser habe sich an Casanova gebildet. Aber ich gestehe: Casanova ist viel amüsanter, er besitzt eine viel drastischere Art der Darstellung, es ist bei ihm etwas viel Naiveres als bei dem Modernen. Casanova will dem Leser mit seiner Kraftmeierei nicht imponiren, es ist ein gewaltiger Naturtrieb bei ihm, dem er nachgeht, und der Leser nimmt ihm daher seine ungeheuerlichen Thaten auf dem Felde der Liebe nicht übel. Dabei hat er aber doch noch etwas Anderes zu thun: diplomatische und literarische Geschäfte aller Art; trotz den vielen Hunderte von Mädchen und Frauen, deren Bekanntschaft wir machen, kommen wir doch häufig in feinere, um nicht zu sagen anständigere Kreise: in die großer Künstler, genialer Schriftsteller, Offiziere und Staatsmänner, Hofleute und Fürsten.

Wäre dies Buch indessen nur eine Sammlung von erotischen Streichen, so lohnte es sich nicht davon zu sprechen; es ist aber mehr.

In gewisser Weise kann man es als einen Literaturroman bezeichnen: auch in diesen Partien wechselt ernste Darstellung mit burlesker Satire. Zwei Mal ist Felix Hauart, (so heißt der Held nach seinem Adoptivvater), der im Grunde ein ungebildeter, höchstens halbgebildeter Mensch ist, Mäcen und Haupt einer Literatenschule. In Leipzig als Student könnte man ihn den Vater von Gründeutschland nennen, als Mann in Berlin erscheint er als der Führer der mystisch-symbolistischen Gemeinschaft. Während in der ersten die Bleibtreu-Gruppe: „Revolution in der Literatur" bespöttelt wird, ist in der zweiten der Stephan-George-Rummel so deutlich gezeichnet, daß es völlig undichterisch wirkt. Gegenüber solcher Karikirung von Auswüchsen steht die Verherrlichung echter Poeten: denn der Vetter Karl und Hermann Honrader, ein unehelicher Sohn des alten Hauart sind große Denker und Dichter. Nur schade, daß wir uns mit der Versicherung des Romanschriftstellers begnügen und unser eigenes Urtheil suspendiren müssen. Denn was wir Leser von ihnen erfahren, ist außer charaktervollen Briefen des Letzteren und einigen wenigen Versen des Ersteren Nichts was uns zur Bewunderung nöthigt.

Ein Culturroman ist es gewiß. Von Musik ist die Rede und von bildender Kunst. Der übertriebene Wagnercultus wird ein klein wenig angerempelt. Von bildender Kunst ist weniger die Rede als von Künstlern: Lenbach und Max Liebermann werden köstlich geschildert. Aber die eigentliche Bedeutung des Buches besteht doch in etwas Anderem: in der Satire. Gegen die falschen Pädagogen und die Mucker, gegen gewisse Literaturkreise, gegen die Soldatenspielerei, gegen das Hofleben, ja gegen das Fürstenthum. Dieser fürstliche Greis, der bis an die Schwelle seiner völligen Abgelebtheit seine „Vorleserinnen" abdankt, ihnen Villen baut und ihre Günstlinge protegirt, ist eine köstliche Figur; auch die Satire gegen den prinzlichen Regimentscommandeur, dessen Sprache ein bißchen zu sehr nach dem Simplizissimusmodell zugespitzt ist, kann als wohlgelungen bezeichnet werden. Ganz unübertrefflich ist aber die Zeichnung der Hamburgischen, muckerischen Verwandten: die Darstellung des Haushalts und der Persönlichkeiten des Herrn Jeremias und der Frau Sanna, ihre Reise nach München, ihr Empfang oder vielmehr Nichtempfang Seitens des ihrer Obhut anzuvertrauenden Knaben ist von hinreißendem Humor. Ein Prachtstück humoristischer Darstellung ist auch die erste Hälfte des I. Bandes, gewiß das Amüsanteste des ganzen Werkes; das Liebesleben der Mutter unseres Helden mit ihren beiden Galanen ist mit überwältigender Laune dargestellt.

Sanfte Mönche.

Nach Emile Verhaerens „Moins doux".

Von Richard Schaukal (Wien).

Sind Mönche mit so selig sanften Mienen,
daß man mit Rosen gern die Hände ihnen
und Palmen schmückte, blau den Baldachin
ließ ragend über ihren Häuptern ziehn
und ihren Schritten durch das Thal der Zeiten
möcht goldnen Pfad in Silbersaum bereiten:
und würden längs der Seen Gestaden schreiten
wie Lilien, die das Ufer still begleiten.

Nur einer Kerze Schimmer wagt ihr Geist zu breiten,
sie tragen süße Liebe zur Gebenedeiten.
Sie sind von ihr durchglüht und wandeln sie verkündend:
Vom tiefsten Meere, Glanz, das Firmament entzündend.
Mit goldnen Lippen, wie das englische Gesinde,
rufen der Jungfrau Lob sie laut in alle Winde.

Und weil sie so in Andacht flammend flehen,
kommts, daß die Augen ihnen größer offen stehen
als Menschen sonst; und würden in verzückten Qualen
mit ihrem Leben ihren Glauben zahlen.
Und an dem Liebesabend wird Sie durch des Knaben
göttliche Hand im Kuß die Frömmsten gnädig laben.

Die Panacee des Lebens.

Novelle von Kurt Martens (München).

I.

Nicht in seine Gemahlin, die schöne und lebenslustige Herzogin Anna, schien Johann Casimir verliebt, sondern in das Unglück seines Hauses, dessen letzter Sproß er war und bleiben wollte.

Als am Morgen nach dem karg gefeierten Beilager in der Residenz Coburg die Kammer-Pagen, wie herkömmlich, hinter den Thüren lauschten, vernahmen sie keine zärtlich geflüsterten Worte, kein dröhnendes Lachen vom Eheherrn, noch das girrende Gekicher ihrer angebeteten Dame, das sie

Digitized by Google

vom churfürstlichen Hofe her kannten; in dem weitläufig gewölbten Frauengemach hallten nur schwerfällige Schritte wider, das Klirren von Sporen und Wehrgehänge, und endlich, dies überlange Schweigen brechend und beschließend, ein strenger Abschiedsgruß seiner Fürstlichen Gnaden:

„So bin ich denn gewärtig, liebe Gemahlin, daß Ihr mir allezeit eine getreue Wirthin und Hausfrau sein werdet, ohn' alles lockere, spielerische Wesen, wie auch ich Euch in Ehren zu halten und alles etwan kommende Leid mit Euch zu tragen gedenke als Euer Herr und Gott-eingesetzter Ehegemahl."

Die junge Herzogin hörte man darauf nichts von sich verlauten, Seine Fürstliche Gnaden aber verließ alsbald das Frauengemach — um es nie wieder zu betreten —, nahm schweigend und noch düsterer denn sonst die höfische Verneigung der Pagen entgegen und stieg hinab in den Audienz-Saal, gefolgt von seinen Räthen.

Und nun wurden die Geschäfte des Landes in Besonnenheit weitergeführt von dem Punkte ab, wo man sie vor zwei Wochen hatte liegen lassen müssen, als ob die Hochzeits-Ceremonien mit der Einholung der fürstlichen Braut in Dresden, die Bankette, Ringelrennen und Schauspiele daselbst, dann die Rückreise nach Coburg nur eine unliebsame, wenn auch nothwendige Unterbrechung gewesen wären; es sei denn, daß man richtiger diese Ehe selbst als ein politisches Geschäft betrachtete, als die kluge Aussöhnung mit dem churfächsischen Erbfeind.

Wenn Herzog Johann Casimir noch irgend etwas von seinem Leben erhoffte, so war es dies: Ruhe, Ordnung und Gerechtigkeit sich und seinem Lande zu erhalten, mit allen Herrscher-Tugenden sich abzuschließen vor jener Welt der Gemeinheit, des Uebermuthes, der Zügellosigkeit da draußen, die sein Geschlecht ehedem verführt, sein Land vergewaltigt, seine Güter zerrüttet, seine eigene Jugend vergiftet hatte.

In Furcht und Zittern, in hoffnungsloser Unterwerfung starrten die Gedanken und grausigen Ahnungen des Herzogs Johann Casimir unverwandt auf den allmächtigen Gott, dessen unerforschlicher Rathschluß ihn in dieses Thal der Thränen hinabgestoßen hatte, als letztes zuckendes Glied eines zu Tode gefolterten Körpers. Denn der von Gottes Zorn gehetzte Fürstenstamm war von jeher verflucht, auf Thorheit Frevel zu häufen und Frevel auf Thorheit in ewiger Kette, und sogleich für jeden Fehler zehnfach zu büßen — ein schreckhaftes Exempel für alle Narren und armen Sünder.

Johann Casimirs Ahnherrn, den das Volk den „Großmüthigen" nannte, hatte der Allmächtige verurtheilt, ein Werkzeug in der Hand evangelischer Pfaffen zu sein, geächtet wider den Kaiser zu streiten, darauf seiner Lande und seiner Churwürde rechtens verlustig zu gehen, in schimpflicher Gefangenschaft zu leben und an gebrochenem Herzen kläglich zu versterben. Johann Casimirs Vater aber, von Neuem sich aufbäumend gegen Gottes Zorn und die Gewalt des Kaisers, hatte vermessen sich selber Recht gesprochen, mit aufrührerischen Rittern sich verbündet, der Reichs-Execution getrotzt und war heimgesucht worden mit demselben Elend. Lebenslänglich hielt ihn der Kaiser in Wien gefangen; so hatte Johann Casimir ihn nie gesehen, noch auch die eigene Mutter recht gekannt.

Vereinsamt, mit verödetem Gemüthe wuchs er auf unter dem Zungengedresch der Theologen und dem plumpen Geprahle der Kriegsleute, die in der Ritterstube seiner Fürstenburg mit Würfelspiel und Zoten sich die faule Friedenszeit vertrieben. Ihr rohes, trunkenes Gebahren war ihm verhaßt geworden; seit er vor sieben Jahren die Regierung angetreten, hatten sie Zucht und Schweigen lernen und, nicht anders als der gemeine Pöbel, unter die kirchliche Zuchtruthe der Prediger sich beugen müssen.

In höchsteigener Person wies der Herzog die Superintendenten und Oberpfarrer an, wie sie vor Adel und Volk zu predigen hätten, wobei er selbst freilich seine Verachtung ihnen nicht verhehlte:

„Ihr sollt Diener am Wort sein, ich habe nichts dawider! Allem zuvor aber sollt Ihr nicht vergessen, daß Ihr meine Diener seid, Büttel der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat! Jedermann in meinem Lande, zumal allem hoffärtigen und geilen Gesindel soll eingeprägt werden, daß sie Alle doch nichts weiter als armselige Christenmenschen sind, denen Gott vorgesetzt hat, zu leiden und immer nur zu leiden, daß sie hienieden nach nichts gelüsten soll an irdischem Tand, an sündigen Vergnügungen oder eitlen Ehren, nach keinem Heller von dem Schatz, den Motten fressen, sondern sich genügen lassen an dem Schatz im Himmel! Daß ein rechtes Christenmensch nimmermehr Widerstand versuchen darf, sondern sich jederzeit geduldig schinden und drücken lassen muß. Weltliche Dinge gehen das Christenmensch nicht an; es soll vielmehr in Frieden rauben, morden, pressen und toben lassen, wer da will; denn es ist ein Märtyrer auf Erden. — Solches Euch zur Richtschnur, Ihr frommen Herren Diener am Wort!"

Also erklang denn im ganzen Lande und am Hofe voran dieselbe düstere, eintönige Weise, die Johann Casimir in seiner Seele tagaus, tagein mit schmerzlicher Wollust belauschte und die in Wahrheit ihm die Weise der gesammten Welt zu sein dünkte.

Von Jahr zu Jahr war es ernster und stiller geworden an seinem Hofe. Die Räthe, die Gelehrten und die Geistlichkeit, aber auch ein Theil der Edelleute, greise Ritter, deren faltig verkniffene Gesichter noch die Narben vom Schmalkaldischen Feldzuge und von den Grumbachschen Händeln trugen, waren wohl zufrieden mit diesem geruhsamen Dasein. Andere jedoch, an der Spitze die à la-modischen Cavaliere, die Hofjunker und Pagen sehnten sich murrend nach Saus und Braus, nach jener holdseligen Liederlichkeit, von der ihnen zuweilen aufreizende Kunde kam aus der kaiserlichen Burg in Wien oder gar aus Paris.

Herzog Johann Casimir regierte vorsichtig und gerecht, mit trefflichem Erfolge. Indem er Gutes schuf, nicht um des Guten, auch nicht um des gemeinen Volkes willen, sondern nur weil er gerne zusah, wie unter seiner starken Hand gesunde Werke gediehen, vergaß er den qualvollen Sinn des Lebens über der mannigfachen Arbeit, die er für jeden Tag sich auferlegte.

Er war darauf bedacht gewesen, alte Schulden langsam abzutragen und seine leeren Cassen wieder zu füllen, half gleicherweise seinen Bauern, die er gnädigst aus der Leibeigenschaft in die Erbpacht entließ, stellte ihre Rechte in Landesordnungen zusammen, gründete Volksschulen und zog für allerlei Gewerbe wohlhabende Bürger ins Land.

Die junge Herzogin weilte unterdeß in ihren Gemächern und langweilte sich bitter. Arges Heimweh plagte sie nach dem schönen, munteren Hofhalt ihrer Eltern, nach ihren Geschwistern und Gespielinnen, nach den kleinen gemüthlichen Festen und bunten Umzügen, dem ganzen vergnügten Treiben ihrer blanken Vaterstadt Dresden.

Hier aber, wenn sie sich über die Brüstung der Bogenfenster lehnte, erblickte sie immer nur ein paar ausgestorbene schmierige Gassen, eng umgrenzt von schwarzen Festungswällen. Zur Gesellschaft waren ihr drei alte Hofdamen beigegeben, die nach Schmalzbrod und Eimbecker Bier dufteten. Die spielten Stunden lang mit ihr das Karniffel-Spiel, wobei sie regelmäßig ihren Goldgulden zu gewinnen wußten; manchmal sangen sie auch mit dünnen, weinerlichen Stimmen ein Liedlein vor:

„O Röschen roth,
Der Mensch liegt in größter Noth,
Der Mensch liegt in größter Pein,
Je lieber möcht ich im Himmel sein.

Digitized by Google

Da kam ich auf einen breiten Weg,
Da kam ein Engelein und wollt mich abweisen,
Ach nein, ich ließ mich nicht abweisen,
Ich bin von Gott, ich will wieder zu Gott,
Der liebe Gott wird mir ein Lichtchen geben,
Wird leuchten mir bis in das ewig selig Leben!"

Wenn sie darnach anfingen, von erlebten Kriegsnöthen, Brandschatzung und geschändeten Jungfrauen gar jämmerlich zu erzählen, so öffnete Herzogin Anna zerstreut ihren kostbaren Kleinodschrein, den sie zum Brautschatz mit bekommen hatte, und zog daraus sachte, mit liebkosenden Fingern die goldenen Kettlein und Ringe, die Stirnreifen mit den Demantsteinen und anderen zierlichen Schmuck hervor, behing und putzte sich damit, einsam vor dem Spiegel auf und nieder wandelnd. Oder sie schrieb auch umständliche Briefe an die Kaufmannshäuser zu Leipzig, und bestellte sich von ihnen viele Ellen Seidenzeug und Zindel, Pelzwerk und Damast für Prunkgewänder, die sie wohl niemals tragen würde.

Zweimal des Tages speiste sie an der Seite ihres Gemahls, inmitten des gesammten Hofstaats, ein trübseliges Mahl von zähem Fleisch und verkochten Gemüsen, die gewürzt wurden mit der Absingung frommer Choräle: „Hilf, Helfer, hilf in Angst und Pein . . .!" oder „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir . . .!"

Der Hofprediger stimmte an, und Jedermann war gehalten, mitzusingen. Nur der Herzog hörte stumm zu, die blutleeren Lippen in einem harten Lächeln zusammengepreßt. Sobald aber die Ritter ins Saufen geriethen, hob der Herzog die Tafel auf und nahm sie mit sich in den Audienz-Saal, damit sie dort von den Vorträgen der Räthe etwas lernten oder immer noch lieber dabei ein wenig schlummerten, statt in der Ritterstube unflätig zu brüllen.

Sonst sah die Herzogin nur selten Herren vom Hofe. Ein blutjunger Cavalier, Junker Ulrich von Lichtenstein, hatte ihr bisweilen aufzuwarten und ihre Wege verantwortlich zu schützen. Wie überall, so hatte auch hier der Herzog in Vorsicht das Richtige getroffen: Der junge Herr von Lichtenstein war voll Ergebenheit, aber spröde wie ein Kind, und fand, wenn Ihre Fürstliche Gnaden ihn um irgend etwas Gleichgiltiges befragte, vor lauter Ehrfurcht kaum die Antwort.

„Sagt, Junker Ulrich, ist das wohl von jeher Brauch Eures Hofes gewesen, daß man die Damen in Kemenaten einsperrt und derweilen abwechselnd schläft und Trübsal bläst?"

„So lange ich gedenken kann, Ew. Fürstliche Gnaden, war es wohl nicht anders. Denn Euer erlauchter Gemahl hat einen mächtigen Abscheu vor allem inkommoden Geschwätz und Uebermuth."

„Mir aber ist sehr inkommode diese Sterbehaus-Ruh. Ich bin als Herzogin zu Euch gekommen und nicht als Klagefrau. Ich werde Seine Fürstliche Gnaden um Wandel angehen."

Das that sie denn auch zu wiederholten Malen, erntete aber nur Spott und herben Widerspruch:

„Wenn Euch die Stunden hier zu langsam verrinnen, vieltraute Hausfrau, so füllet sie doch mit guten Pflichten an! Waltet, wie es sich gebührt, über die Vorraths- und Weißzeugkammer, die Ihr, so wird berichtet, noch gar nicht angeschaut habt. Füllet die Hausapotheke und tragt Sorge um heilsame Recepte! Ist doch selbst Eure erlauchte Mutter als Aerztin weitum bekannt und geehrt. Ich nahm Euch zur Ehe, weil ich vermeinte, Ihr hättet Eurer Mutter Tugenden geerbt. Auch für meine Güter eine emsige Milchwirthschafterin, Käskünstlerin und Viehmästerin zu werden, dürfte Euch wohlanstehen. Nur fürchte ich, ist Euer leichter Sinn mehr auf andere Lust gerichtet."

Die Herzogin erröthete vor Scham und unterdrücktem Zorn. Sie mochte den Herzog fernerhin nicht mehr anschauen, sondern saß bei Tafel mit beständig niedergeschlagenen Augen neben ihm, stand nur in wortkargem Hochmuth Rede und Antwort, schloß sich dafür, wo immer Gelegenheit war, um so enger an jene Gruppe des Hofstaates an, die nach französischem Muster, üppig gekleidet, geschmeidige Formen zur Schau trug und mit geistreichen Sinnsprüchen und Wortspielen zu plänkeln versuchte.

So gelang es der Herzogin, im Laufe der Monate eine kleine, aber sehr bewegliche Partei zu sammeln, deren Sendboten sie zuweilen in ihren Gemächern empfing, um mit ihnen über den tristen Ton des Hofes zu klagen, die reisigen Ritter zu bewitzeln und gegen den Herzog eine allgemeine Unzufriedenheit zu schüren.

Seiner Fürstlichen Gnaden entging dieses heimliche Murren und Conspiriren keineswegs. Die Ohren der Zuträger waren hinter allen Wänden. Doch ließ er dem Mißvergnügen seinen Lauf, bis es reif geworden wäre zur Ernte. Nur hin und wieder brachte er bei Tisch das Gespräch ganz harmlos auf die unterdrückten Wünsche jenes — wie er es vor seinen Rittern nannte — à la modischen Fähnleins.

„Was dünket Euch, Herr Graf von Treffenfeld," so sprach er einen der Hauptwühler an, „was dünket Euch von dem Leben hier an meiner Fürstenburg? Ist es nicht ein beschaulich Leben und recht geschaffen für ernste Einkehr in uns selbst?"

Der junge Graf, der kürzlich erst von seinen Reisen zurückgekehrt, am Hofe sich niedergelassen hatte, war ein hübscher Stutzer mit parfümirtem Knebelbart, gekleidet in ein scharlachrothes Seidenwams, üppig gepuffte gelb-rothe Pluderhosen und ein spanisches Mäntelchen von grünem Sammet.

Er hielt des Herzogs Frage für eine gute Gelegenheit, sich unter Seinesgleichen ein Ansehen zu geben und antwortete kühnlich:

„Mit Eurer Fürstlichen Gnaden Verlaub will es mir scheinen, als ob wir insgesammt hier überhaupt kein Leben führen, vielmehr wie Leichname, gottfälig im Herrn verstorben, schon einen Vorschmack unsrer Grüfte haben."

Am unteren Ende der Tafel wagte sich beifälliges Gemurmel hervor; einige Damen kicherten und warfen dem Grafen ermuthigende Blicke zu.

„Wohl gesprochen!" lachte der Herzog. „So ist es und so gebührt es sich. Würdet Ihr es anders haben wollen?"

„Nicht als Diener Eurer Fürstlichen Gnaden, wohl aber als Ritter schöner Damen, die ihr liebreizendes Lächeln allhier umsonst verschwenden, Geschenke der Grazien bieten und keinen Dank davon haben."

„Die Damen," erwiderte der Herzog, „hat Gott nicht zu verliebtem Lächeln und Scharmutziren in die Welt gesetzt, sondern daß sie dem Haushalt vorstehen, Kinder gebären nach ihres Mannes Gebot und solche fein sorgsam auferziehen."

„Doch warum ist insonderheit eine Dame vom Hofe Eurer Fürstlichen Gnaden so ganz verbannt, nämlich die Dame Fröhlichkeit? Hat nicht, mit Eurer Fürstlichen Gnaden Verlaub, unser Herr Jesus Christ selber im Evangelio gelehrt: ‚Freuet Euch mit den Fröhlichen!'"

„Diese Fröhlichkeit in Gott, mein Herr Graf, ist mit nichten von mir verbannt, hat aber mit dem lüsternen Lächeln Eurer Dame auch nichts zu schaffen, sondern ist eine sittsam stille und zufriedene Fröhlichkeit, ist, um in Eurem feinen Ton zu sprechen, eine ehrbare Jungfrau und edle Minerva — die Freude hingegen, die Ihr und Eure Damen in Wahrheit vermißt, ist böse Lust und gleicht einer Buhlerin, einer Venus, einer fahrenden Putana!"

„Herr Kanzler Ringeis," so wandte sich der Herzog an den obersten seiner Räthe, „was sagt das Gesetz über solch ein Weibstück, das unsere Männer verführt und bezaubert?"

„Eurer Fürstlichen Gnaden zu dienen," antwortete in

Digitized by Google

trockenem Geschäftston der Kanzler, „das Gesetz gebietet, daß sie gestäupt und zum Thore hinausgetrieben werde. So sie aber mit Vorsatz und wissentlich durch teufelische Ränke sich bemüht und unterfteht, ihr Fürnehmen hinauszubringen, so soll sie für eine Unholdin geachtet und mit Feuer zu Tode verbrannt werden."

„Also ziehen wir vor," so schloß der Herzog vorläufig die Unterhaltung, „diese Frau Freude, das vagirende Weibsbild, das nie an einem Orte verweilt und überall nur Ekel oder krankes Sehnen nach sich läßt, lieber gar nicht erst hereinzuführen, sondern weiterhin einem gottsäligen Ende entgegen zu sterben, das uns erlösen wird von allem irdischen Ungemach, heute oder morgen!"

Das Hardendenkmal.

Von Dr. Hans Landsberg (Berlin).

Es scheint mir jetzt der rechte Moment für ein Hardendenkmal einzutreten. Ueber die Inschrift wird weniger Kopfzerbrechens sein als einst beim Reichstagsgebäude, wo ja die Frage noch immer der Lösung harrt. Natürlich: Patri patriae! Dem Vater des Vaterlandes! Oder Salvatori. Aber das erinnert zu sehr an ein Münchener Bier, und die Alkoholfrage ist ungefähr das Einzige, über das sich Harden in diesen Proceßtagen nicht geäußert hat. Standort: am Königsplatz. Nächste Nähe Bismarcks. Harden ist der Mann unserer Tage, der mit Bismarck gesprochen hat. Bismarck besaß weniger Menschenkenntniß als Harden.

Man müßte ihn auf einen Sockel stellen, der von den funfzehn Jahrgängen der Zukunft gebildet ist. An den Seiten dann die Idealfiguren von „Moritz" und „Rina". Ich denke, alles Uebrige besorgt der Bildhauer.

Wenn Harden ein Politiker ist, so kann es wahrhaftig mit der Politik nicht schwer sein. Sombart dürfte Recht behalten mit seiner Feststellung, daß die Gebildeten kein Organ mehr haben für politische Fragen. Es ist das traurigste Fiasco, das die deutsche Politik seit der Gründung des Reiches erlitten hat. Sie braucht einen Harden, um schädliche und gefährliche Elemente zu eliminiren. Ist die Version richtig, daß ein leitender Staatsmann seine Sache vertrauensvoll in die Hände Hardens gelegt hat, oder ist die ganze angebliche Gefahr der Lage nur ein Hirngespinnst, eine ungeheure komödiantenhafte Uebertreibung?

Nicht zum Geringsten trifft die Presse die Mitschuld an diesem Skandalproceß. Sie hat längst aufgehört in wichtigen Dingen die Führung zu übernehmen. Wozu sich auch die Finger verbrennen? Diese Großmacht führt das behagliche Leben eines Rentiers, der sich nur das, was man ihm zuträgt, halbverdaut in den Bauch schlägt. Das eine ist klar: Hätte die anständige Presse, gleichviel, ob conservativ oder liberal, die Sache in die Hand genommen, sie wäre ehrlich und unter Vermeidung dieser schamlosen und zwecklosen Schweinereien, die vergiftend auf das ganze Volk wirken und uns vor dem Ausland an den Pranger stellen, durchgeführt worden. Das mag laienhaft geurtheilt sein, aber die Mehrzahl der Gebildeten und sittlich Reifen denkt so.

Eine Erscheinung wie Harden ist nur möglich in einer Zeit, da der Dilettantismus das Fundament der Cultur bildet. Ueber was Alles hat dieser Mann nicht geredet und geschrieben, ohne nachweislich mehr davon zu verstehen als die „Waschfrau meiner Großmutter"! Oder heißt Bücher excerpiren eine Sache verstehen? Er schlägt seine Leser mit siebeneinhalbhundert Citaten todt, und die armen Leute sind geblendet vor so viel Geist und Anmuth.

Nichts da! Weniger Geist und mehr Charakter, weniger Pose und mehr gesunde Mannhaftigkeit. Diese Fechterlünfte betrügen nur den unmündigen Geist.

Man kann seine Rolle so glänzend spielen, daß Jeder merkt, sie ist nur gespielt. Das ganze Problem Maximilian Hardens ist gelöst mit dem einen Worte Schauspieler des Geistes. Wer sollte mehr als er ein Denkmal verdienen!

* * *

Man wird in einem späteren Jahrhundert den Stand der heutigen Journalistik von der ungeheuren Pyramide der Harden-Aufsätze genau ablesen können. In jüngeren Jahren, da ich noch die Hörbänke der Universität drückte, war ich des Glaubens, der Schriftsteller solle seine Darstellungen einem Wissensgebiete entnehmen, das er ungefähr beherrsche, er solle klar und faßlich schreiben. Hardens System lautet anders. Man werfe dem Leser so viel Citate, so viel Autoren und fremdklingende Namen an den Kopf, daß ihm drähnig und duselig wird. Alsdann wird er alles Folgende, und mag es der größte Unsinn sein, für baare Münze nehmen. (Nebenbei ein bekannter Schauspielertrick aller Mimen, die als „Schwimmer" ihre Rollen nicht beherrschen; sie blenden und verwirren den Hörer mit dem Pathos der Anfangsverse.) Die Citate sind natürlich aus Wissensgebieten zu wählen, die mit der Sache nichts, aber auch gar nichts zu thun haben. Das Einfachste, man klaubt sich die Citate erst zusammen, und schreibt den Artikel dann um sie herum. Also, wenn es sich etwa um ein Drama von Schnitzler handelt, so citire ich Harveys (1578—1657) Theorie des Blutkreislaufes. Das heißt, ich sage nicht Harvey, sondern der „Einsiedler von Folkestone". Daran schließe ich einen Passus über die Faktre, die im Stande waren, den Blutkreislauf zum Stocken zu bringen und citire Stellen aus der Mhabarâta. Das bringt mich in ganz ungezwungener Weise auf die „alfonsinischen Tafeln", deren fürstlicher Autor auch die „Leges de las par tidas" geschrieben hat. Auch der Schelmenroman hat in Spanien seine Wurzeln (Lazarillo del Tormes). Der Schelmenroman, von dem der „Simplicissimus" (Klinger!) in gerader Linie abstammt. Wenn es mir paßt, berühre ich auch noch en passant die quaternen Faunen und die Fossilien der ältesten Diluvialabtheilungen. Leser, der Du dies bei der Lampe liest, Du wirst mich nie verstehen, wie Mombert sagt. In den Veden der alten Inder finden wir folgendes Mysterium dargestellt: Agni, (das Feuer), der fleischgewordene Sohn des Sawitri (des himmlischen Vaters), wurde empfangen und geboren von der Jungfrau Maja und hatte den Zimmermann Twasti (den Verfertiger der Swastika) zum irdischen Vater. In der Höhlung eines Stäbchens wohnt die Göttin Maja, die Personification der schöpferischen Kraft, und zeugt den Sohn durch Einwirkung Vayus, des Geistes des Windhauches, ohne den das Feuer nicht angefacht werden kann.

Die Parallele mit dem Credo der altchristlichen Kirche ist schlagend, aber der Leser, der mich längst nach Bedlam verwünscht hat, wenn er dem ihn vorgebeteten Unsinn nicht bereits an die gegenüberliegende Wand geschmettert hat, merkt vielleicht, wie ich ganz niederträchtig mit ihm Schindluder spielte. Nach dem Muster unserer commerslichen Biereden habe ich den „Kleinen Meyer" zu Hülfe genommen und wahllos das excerpirt, was meinem Gehirn just am fernsten und fremdesten ist. Ich hätte den Sud ebenso gut auf eine andere Methode zusammenbrauen können: Etwa ein Walpurgisnachtcitat, (womöglich die obscönen Verse der Paralipomena) eine Stelle aus Pascals „Provinzbriefen" und Giordano Brunos „Vertreibung der triumphirenden Bestie", untermischt mit Bemerkungen über die Technik der altegyptischen Vasenmalerei und profunden Stellen aus dem Gesetzeswerk des Hammurabi (à propos nicht der Gradiver Preishengst ist gemeint, obwohl in der Zeit des rechnenden Hans auch so etwas möglich wäre.) Denken Sie nur an den Grafen von Carabas (Perrault-Tieck-Béranger; im indischen Märchen heißt er Sinhaparacrama). Genügt das noch nicht, so weiß ich auch etwas von dem Krupp-Erhardischen Rohrrücklaufgeschütz, von der paranoia juvenilis und dem halbstarren Princip des lenkbaren Luftballons. Wenn ein solcher Hokuspokus bereits durch die alleinige Hülfe eines Conversationslexicons entsteht, so können Sie sich vorstellen, wie erst eine reichhaltige Bibliothek den geschickten Schriftsteller versorgen mag. Dufours Geschichte der Prostitution giebt ihm alle erdenklichen Beispiele von Tribadie und Nymphomanie, der Krafft-Ebbing liefert die nöthige Urningsweisheit (heiliger Hirschfeld!). Man nehme nur noch ein paar Notizen aus den Geheimarchiven des peruanischen Staates, mit denen sich ein Glied der deutschen Wissenschaft sicherlich beschäftigt hat und füttere den Brei mit Citaten aus Bourdalone. Solches Wissen genügt für den Zeitungsschreiber, der seine Notizen mit jagender Hast zusammenstoppelt und überall auf die femininen Instincte der Klatschsucht und Neugier, auf das brutale Jobberthum der Phrase speculirt.

Bei jeder geschlossenen und selbstständigen Arbeit würde dieser Bovist platzen, und man würde schaudernd sehen, was die gefräßige und empfindsame Puppe alles in sich hineingeschlungen hat. Theurer Leser, Du ahnst nicht, wie leicht der Schein der Bildung bei den Viel zu Vielen zu erwecken und wie schwer dagegen ein bescheidenes Bildungsgebiet zu erobern ist. Freilich beginnt für den ehrlichen Menschen die Bildung nach verronnenen Jahren des Sturms und Drangs, mit der energischen Beschränkung auf den Bruchtheil des Wissens, für den er Anlage und Interesse besitzt. Ueber Alles zu schreiben, über Politik, Psychologie, Finanzwesen, Balkanfrage, Maritimes, Equestrisches, Knödelzubereitung, Böcklin, Innendecoration, über Kamtschadalisches und Tungusisches — das ist Sache und Vorrecht des vollkommenen Idioten oder des geistigen Hochstaplers. Der Gebildete hat einen Kreis, den er beherrscht, ein Gebiet, das ihn interessirt, eine unendlich größere Sphäre, der er vollkommen gleichgiltig gegenüber steht. Nur das ungeheure Anwachsen des Dilettantismus als Ergebniß unserer umfänglichen Culturbestrebungen macht die Existenz von Schriftstellern möglich, die offenbar nicht das geringste Verantwortungsgefühl haben für das, was sie schreiben. Selbst der Schauspieler kann nicht Alles darstellen; wirklich spielen kann er nur die Rollen, die ihm liegen. Aber Einer ist da, der Alles spielen kann, feurige Helden und impotente Greise, keusche Jungfrauen und Messalinen, Bauernburschen und komische Alten, — dieser Eine ist der Komödiant. Er schminkt und costümirt sich, aber wenn dieser Komödiant zufällig ein Schriftsteller ist, so ist er klug genug, kein Roth aufzulegen und Allen sichtbar in fremde Kleider zu schlüpfen. Es giebt eine andere Costümirung und eine zweite Kunst des Schminkens. Es giebt eine schlimmere Prostitution, als die des Körpers, das ist die große Schaumschlägerkunst der Seelenlosen, die mit Virtuosität und in jeder gewünschten Tonart Seele, Ergriffenheit, Erbitterung heucheln. Ihnen gegenüber giebt es ein doppeltes Mittel der Bekämpfung: das Todtschweigen und das Todtlachen. Nicht dazu haben Männer gelebt, die

Digitized by Google

das Beste ihres Geistes und das Reinste ihrer Seele Denen darboten, die es genießen wollen; die hoffend und freudig dem lebendigen Gott des Schönen geopfert haben, — nicht dazu haben sie gelebt, daß Einer daher komme und die Schönheit besudele, indem er sie mit Händen begreift und wollüstig betastet, die eben noch im Schlamm, wenn nicht in der Kloake gearbeitet haben.

* * *

Sapienti sat! Dinge, die einmal gesagt werden müssen, soll man nicht in feiger Rücksicht verschweigen. Es sind vielleicht irgendwo Menschen, die erwarten, daß man zu ihnen spreche. Das ist das Unglück unserer Zeit, daß die feinen und freien Geister so arge Scheu haben vor den Hämlingen und Schreihälsen, die, mit der Toga der großen Einsamen bekleidet, doch nur um den Beifall des Mobs buhlen. Geistige Größen werden erst gefährlich, wenn man an ihre Größe glaubt, von ihr durchdrungen und überzeugt ist.

Ich habe weder Zeit noch Lust, alle Jahrgänge der „Zukunft" durchzugehen, um Herrn Harden alle Entgleisungen nachzurechnen und zu beweisen, wie er aus einem leidlich geschmackvollen, bestimmt über den Durchschnitt hinausragenden Schriftsteller allmälig ein Hans Dampf in allen Gassen geworden ist, der überall herumspionirt, wo Leute ihre Nothdurft verrichten, um den Stank brühwarm in die Spalten seines gelesenen Blattes zu bringen. Um den Stil Hardens zu charakterisiren genügt ein winziges Festspielchen, das ich auf Wunsch jederzeit verhundertfachen kann. Es gehört sicherlich zu den besseren Leistungen unseres Scribenten. Ich unterbreite es dem Urtheil des literarischen Kritikers Maximilian Harden:

„Die Feste, die von einem scheidenden sacht zum kommenden Kalenderjahr hinüberleiten, lassen selbst in unseren lärmvollen Tagen den ernsten Sinn noch Muße zu stiller Sammlung. Es ist ja nicht nöthig, nicht ein heiliges Pflichtgebot des wach aufrecht wandelnden Menschen, daß er die Feiertage, die Schopenhauer durch Feierstunden ersetzt wissen wollte, an überfüllten Tafeln, in Fenchelduft und Schweißduft der Pöbelgeselligkeit oder im Brunstqualm der Singspielhallen verbringt; er darf, da das Alltagsgeräusch verstummt, in dem Wochenkrieg um den Mehrwerth ein Waffenstillstand eingetreten ist, und die Zeitung ihn nicht zweimal täglich mit neuen und morgen gewiß schon wieder veralteten Sensationen die Nerven rüttelt, ruhig auch einmal im einsamen Kämmerlein, hinter verhängten Fenstern sich selbst betrachten, sein Werden und Wollen, und zur Feier des Tages mit spitzem Messer das Unkraut ausjäten, das in den Bezirken der Empfindung und des Urtheils während des wilden Jagens nach Gewinn aufgewuchert ist." (Zukunft 8 I 1898.) Dieser blühende Unsinn und geschwollene Prast, der von schiefen Bildern, literarischen Reminiscenzen wimmelt, sagt mit gewaltsamer Zeitendehnung doch nichts als: Die Festtagswoche reizt zur Einkehr und zur Betrachtung. Aber weiter! Nach diesen salbungsvollen Eingangsworten erhalten wir eine Analyse von Goethes „Palaeophron und Neoterpe", dann einen Ueberblick über die Ereignisse des entschwundenen Jahres 1897. Die chinesische Frage wird angeschnitten, Robert von Mohl, Kant, Schopenhauer, der hier natürlich der „deutsche Montaigne" heißt, werden als Eidelshelfer herzugezogen; dann mit einem Sprunge ist er bei der französischen Revolution und bei Robespierre (dem stärksten, freilich auch undankbarsten Sohn der Revolution, dem rettenden Robespierre, der den Schrecken durch Europa und bis in die Eiswüsten von Großrußland trug). Dann zu Napoleon, bei dem er ein Wort Chaptals citirt. „So war, bis ins Kleine und Kleinste, der sonst so Skrupellose bemüht, an die Reinheit des Königsrechts dem Volk den Glauben zu wahren; was sollte, mag er gedacht haben, die Throne stützen, wenn die Menge an die blutigen Wehen erinnert wurde, denen sich die Macht der ersten Monarchen entband?(!) Er hätte zwischen Hobbes und Grotius nicht eine Minute gezaudert und hat sich, ohne den Willen mit Theorien zu füttern, stets für die Staatsraison des Gewaltrechts entschieden; aber das Volk, die unheimliche, lungernde Menge, durfte ihm nicht in die schwarze Küche gucken, nicht sehen, auch nicht einmal von fern riechen, was da in bräunlichen Töpfen gebraut ward." Und als ob es noch nicht genug wäre, von dieser hohlen und heillosen Bildungsrenommage, die sich stellt als wüßte jeder Leser der Zukunft Bescheid mit der Entwicklungsgeschichte des Naturrechts, als hätte Jeder gelesen, was etwa Robert von Mohl über Grotius und Tönnies über die gegensätzlichen Principien des Hobbes schreibt. Zum Schlusse werden uns noch Nietzsche, Sforza und Malatesta da Rimini aufgetischt. Ich weiß wie diese Bildungswerkstatt beschaffen ist und entdecke in alledem eine gefährliche Sucht des Prahlens und Blendens mit Notizen, die allerdings nicht dem Zettelkasten, wohl aber einer ad hoc vollzogenen, kunterbunten Lectüre entstammen. Glaubt der Verfasser sich wirklich so himmelweit von Holzbock und Carlchen Mießnick, die thatsächlich unendlich viel harmloser sind, entfernt? Ich kann beim besten Willen nur einen Grad-, keinen Artunterschied entdecken. Wenn Harden ehrliche kritisch veranlagte Freunde hätte, sie hätten ihm längst gerathen, seiner schreibtollen Feder auf ein paar Jahre Ruhe zu gönnen. Diese Art der Schriftstellerei ist an sich völlig werthlos, und so erklärt es sich, daß sie angewiesen ist auf Sensationen und Revolverjournalismus.

Es ist gut, daß der Tratsch so zum Himmel stinkt wie im Falle Moltke—Harden. Denn das ist das Ende!

* * *

Vorstehende Zeilen sind, was ich betonen möchte, unter dem Eindruck des ersten Harden-Processes geschrieben. Heute stehen die Dinge anders. Heute packt einen der Ekel tausendmal stärker. Unser Held, der eben noch mit einem entwendeten Citat „Lieber ins Zuchthaus!" ausrief, meint jetzt schlotternd und zähneklappernd: Ich habe nichts gesagt und weiß überhaupt von nichts. Wenn das juristisch vielleicht sehr klug ist: mit der Ehre des Mannes und Schriftstellers ist dieses Verhalten unvereinbar. Es ist niedrig, es ist feige und, wenn noch eine Spur von Urtheilsfähigkeit herrscht, ist das die Schlußscene einer Tragikomödie.

Neujahrsgesang.

Liebes Schicksal, laß Dir sagen:
Sende uns im Jahr Nullacht
Alles, was Dir mag behagen,
Alles, was Dir Freude macht.

Schinde uns mit neuen Steuern,
Die selbst Miquels Geist nicht kennt,
Plage uns mit Abenteuern,
Die man coloniale nennt.

Mißwachs, Wein aus Hadersleben,
Ueble Laune, Stümperei
In der Kunst und auch im Leben —
Alles, alles steht Dir frei!

Vieles wäre noch vorhanden,
Was uns plagt im Erdenlauf;
Was die Götter nur erfanden,
Pack uns, Schicksal, ruhig auf.

Ja, betrage Dich noch wilder,
Als man Dich gewöhnlich schilt;
Bring uns alle Zukunftsbilder,
Nur kein neues — „Zukunfts"-Bild!

Terentius.

Notizen.

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

Im Verlage von Axel Juncker, Stuttgart, erschienen:

Gustav Wied: 2 mal 2 = 5. Eine Komödie. Geh. Mk. 3.

Kurt Münzer: Der Weg nach Zion. Ein Roman. Geh. Mk. 6.

Günther Pogge: Einsame Feuer. Gedichte. Geh. Mk. 2.50.

Martha Löwith: Das große Schweigen. Roman. Geh. Mk. 3.

Käte Cajetan-Milner: Hinter dem Leben. Gedichte. Geh. Mk. 2.

Im Verlage von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, erschienen:

Dr. Wilhelm Bode: Amalie, Herzogin von Weimar. I. Das vorgoethische Weimar. II. Der Musenhof der Herzogin Amalie. III. Ein Lebensabend im Künstlerkreise. Mit 61 Abb. Preis jedes Bandes geh. Mk. 3.

Dr. Wilhelm Bode: Stunden mit Goethe. IV. Band, erstes Heft. Geh. Mk. 1.

Im Verlage J. C. C. Bruns, Minden i. W., erschienen:

Edgar Alfred Reggner: Worte Tolstois.

Georg Jacob Wolf: Worte Carlyles: Sammlung Breviere ausländischer Denker und Dichter. Bd. 5 und 6. Geb. je Mk. 2.50.

Im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen:

Liesbet Dill: Eine von zu vielen. Roman. Geh. Mk. 4, geb. Mk. 5.

Victor Frey: Das Schweizerdorf. Roman. Geh. Mk. 5, geb. Mk. 6.

Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquefant. Herausgegeben und geordnet von Grete Auer. Geh. Mk. 5.

Im Verlage der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock), Berlin, erschienen:

C. de Jong van Beek en Donk: Es kommt der Tag. Deutsch von Else Otten. Geh. Mk. 4.

Traugott Tamm: Gül Hanum. Roman. Geh. Mk. 4.

Digitized by Google

Weck's Frischhaltung

und sonst nichts und weiter nichts und drüber nichts drum **Kothe auf Vorrat**

Passendes und stets beliebteres Weihnachts-geschenk.

Man verlange ausführliche Drucksachen, sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** kostenlos von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säckingen (**Baden**).

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

„ALTVATER"

Gessler's echter Altvater-Liqueur.

Alleinige Fabrikation Siegfried Gessler, Jägerndorf.

kais. u. kgl. Hoflieferant.

MODERNE **KÜNSTLER VORHÄNGE** WASCHBAR.

Großes Spezial-Sortiment.

Katalog und Farbtafeln zu Dienst.

CONRAD MERZ STUTTGART

Abonnement auf das I. Quartal 1908.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.

Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Leipzig.

Wollen Sie

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

Belmonte & Co., Berlin.

Detail-Verkauf:

Leipzigerstrasse 35a, Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46**, Ecke Hoher Steinweg.

Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — **Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

Prachtkatalog mit vielen tausend Illustrationen **von Juwelen, Uhren,** Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei **Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — Spezialisten gratis.**

DÜRKOPP-

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

London W. 8|9 Colville Square.

Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.

London W. 8|9 Colville Square.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. s. wende man sich ausschließlich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

Harmoniums

mit wundervollem Orgelton. Katalog **gratis.**

Aloys Maier, Hoflief., **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat „**Harmonista**“, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart“ beziehen.

SCHREIBMASCHINE

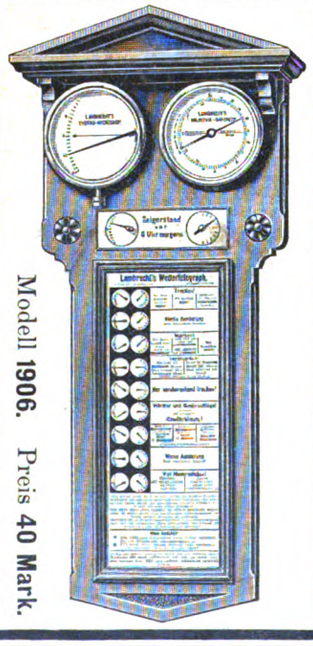
mit sichtbarer Schrift

„Continental“

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:
Franz Kaiser, Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung, milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch**, 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.



Original
Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.

Wilh. Lambrecht
Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

F. Freitag

(Inh. **A. Meyer**)
Schneidermeister
Berlin SW.
Friedrichstr. 36

empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender **Herren- und Damen-Garderobe** nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in **Tailor made Kostümen, Jacketts, Mäntel und Röcken.**

(Ersatz für Maßarbeit.)

Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect von J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung in Köln a. Rh., aufmerksam zu machen.

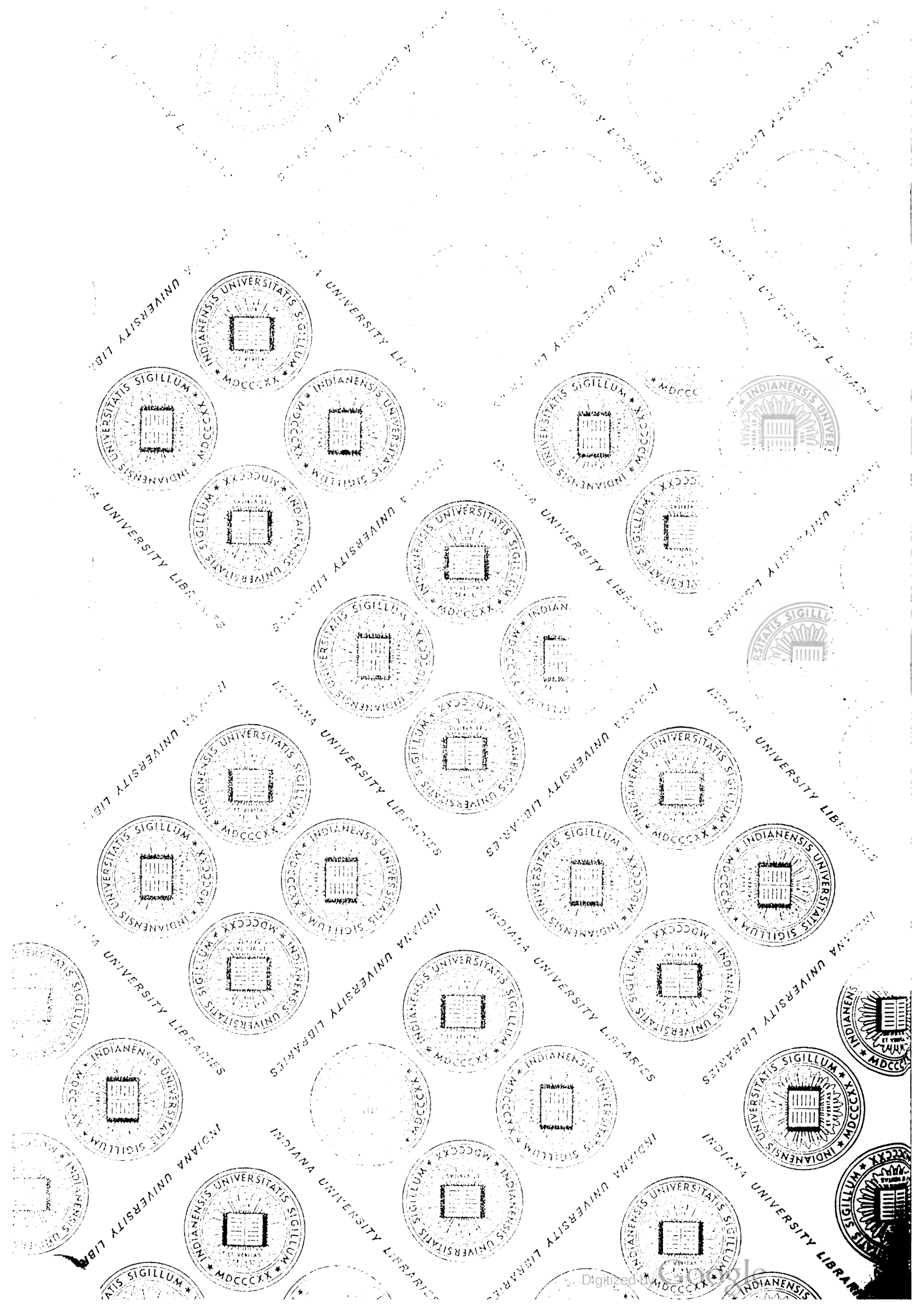
Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

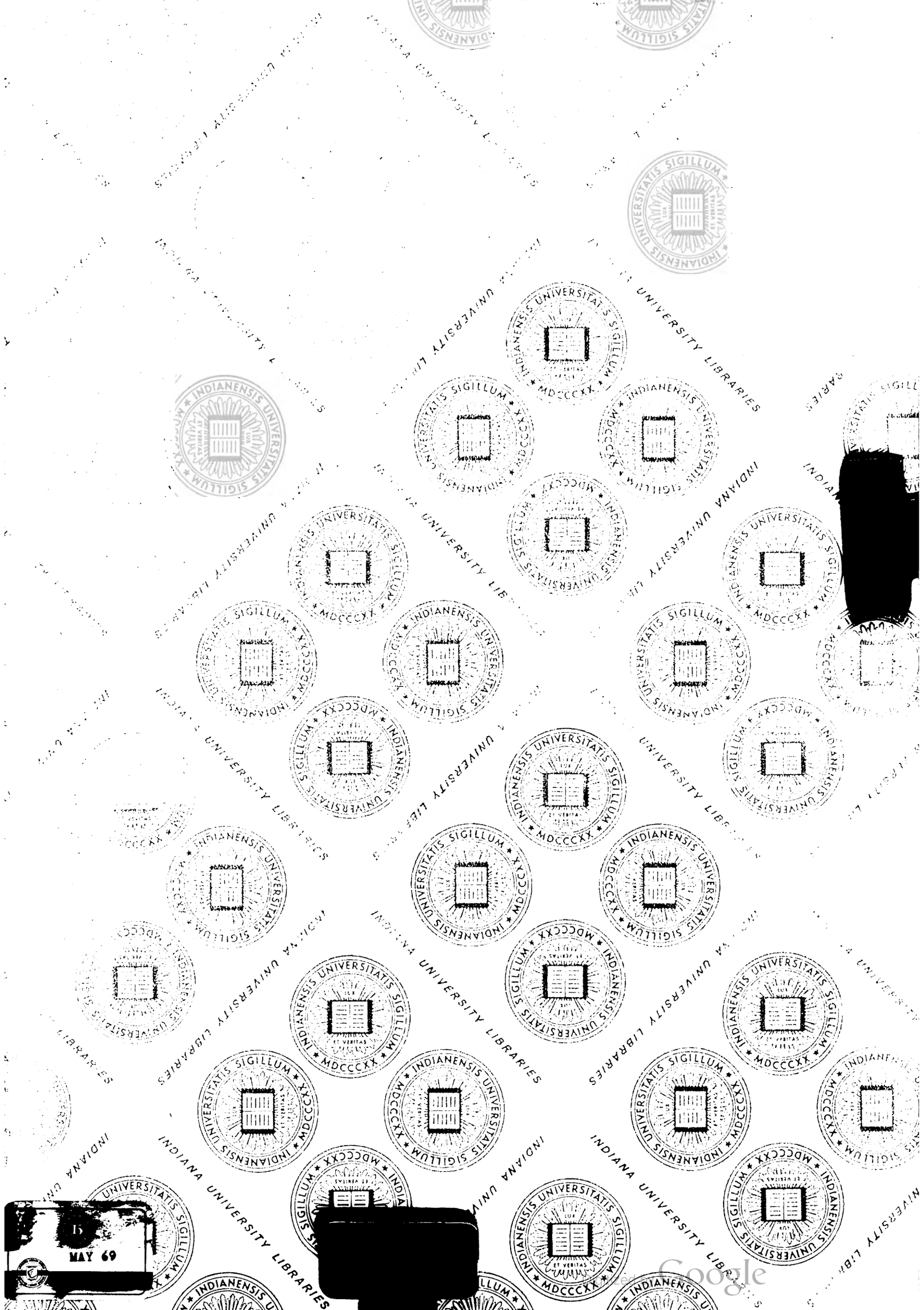
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google


MAY 69

3 0000 093 404 253

Digitized by Google